

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armate **XXVIIII**

N^{um.} d'ordine /

Palchetto *B-6*



129.037

P. Pray.

XXIII

211

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649597

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Siebenunddreißigster Theil.

ERHABEN — ERZ- UND ERBTRUCHSESSE.

Leipzig:

H. A. Brodhaus

1842.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Erste Section.
A — G.

Siebenunddreißigster Theil.
ERHABEN — ERZ- UND TRUCHSESSE.

. . *

ERHABEN.

ERHABEN. Bei dem Erhabenen denkt zunächst jeder an etwas Großes und Hohes. Groß bezeichnet aber in unsrer Sprache sowohl das quantum als das magnum. Beide machen eine Einheit von mehreren gleichartigen Theilen aus, unterscheiden sich aber durch das Maas, womit sie gemessen werden. Die Quantität hat ihr bestimmtes Maas, durch dessen Angabe das Verhältniß derselben zu jeder andern Quantität genau festgesetzt werden kann, und es ist dabei gar nichts was unsre Fassungskraft übersteige, da sich alles durch Messung genau bestimmen läßt. Hat nun aber Groß die Bedeutung von magnum, so ist dieses zwar auch nicht absolut unmeßbar, aber es schließt den Begriff ein, daß es das gewöhnliche Maas überschreitet, das Gewöhnliche übertreift. Geschieht dies in einem sehr bedeutenden Grade, so erfordert es wenigstens eine Anstrengung unsrer Fassungskraft, wie sich auch aus der Wirkung auf den Betrachter kund gibt, denn diese ist allezeit ein gewisses Stammen, eine Verwunderung, die nur bei dem Ungewöhnlichen, nicht sofort Vergeistlichen stattfindet. Man hat daher Groß als magnum von Groß als quantum auch schon durch das Wort zu unterscheiden versucht, und nennt dieses eine GröÙe, jenes das Große oder Großheit (Grandiosität), und kann diesemnach sagen: jedes Große ist eine GröÙe, aber nicht jede GröÙe ein Großes. Das Große hat man nun aber eingetheilt nach Extension und Intension, als ein ausgedehntes und ein nicht ausgedehntes, oder, wie es Andre nennen, als ein mathematisches und ein dynamisches. Bei jenem wird berücksichtigt die äußere Ausdehnung, bei diesem die innere Kraft. Jenes ist nur ein physisch Großes, dieses kann ebensowohl ein physisch als ein psychisch Großes sein.

Fragen wir nun nach dem Verhältniß des Großen zum Erhabenen, so ergibt sich nach der Bedeutung von Erhaben: von unten, durch Kraft, zur Höhe bewegen, eigentlich nur, daß es etwas hiedurch Gewordenes sei, etwas über ein Gleichmaas Erhabenes, sich darüber Erhebendes, Höheres als anderes, darüber Hervorragendes: es unterscheidet sich also von dem Flachen und Platten, und im Gegensatz von demselben ist etwas anderes Niedrig. Darum konnte nun aber das Erhabene immer nur eine gewöhnliche GröÙe sein, denn es bezeichnet etwas bloß Verhältnißmäßiges, es ist bloß erhaben in

Beziehung auf seine Umgebung, und es leuchtet daraus nicht einmal ein, ob es etwas Großes sei, geschweige denn mehr als das Große. Ist es nun vielleicht ein solches, das, auch neben Großes gestellt, noch hervorraget? Aber auch diese Erhabenheit kann immer nur vergleichungsweise statt finden, und was in dem einen Fall erhaben wäre, könnte in einem andern sehr niedrig stehen. So nach müßte man ein Erhabenes, ein Erhabeneres und ein Erhabensteres annehmen, und könnte das Riesenhafte, das Kolossale in jeder Art dafür halten. Das müßte man nun zwar vielleicht ein in seiner Art unter den vorhandenen Größtes, über welches hinaus jedoch ein noch Größeres immer denkbar bleibt. Worin liegt nun aber der Unterschied zwischen dem Großen und dem Erhabenen, wenn dieses alle Vergleichung ausschließen soll, so daß eigentlich nur das Allererhabenste als das Erhabene übrig bleibt? In einem einzigen Punkte; darin nämlich, daß es unmeßbar und unfassbar für uns ist. Auch bei dem Riesen unter den Kolossen läßt sich bestimmen, um wie vielmal er das sonst bestimmte Maas überschreite, und kein Alpengebirg ist so hoch, daß es sich nicht ausmessen ließe: das, was im Gegensatz von allem diesem Erhaben genannt werden soll, und wegen demnach alles sonst hohe niedrig, alles Große klein erscheinen muß, entzieht sich dagegen der Messung gänzlich und schließt alle Vergleichung aus. Dies kann nun aber nichts andres sein, als das Unendliche, mit welchem eine Größenschätzung nicht angestellt werden kann. Hiernach könnte nun nichts Erhabenes genannt werden außer Gottheit und Welt. Die Welt kann freilich auch bloß nach der GröÙe, oder als Großes vorgestellt werden, als Erhabenes aber wird sie vorgestellt, wenn sie als Unendliches vorgestellt wird. Der Unterschied geht ganz bestimmt hervor, wenn man Schiller's Gedicht: die GröÙe der Welt, in dieser Beziehung betrachtet. Der Dichter strebt darnach, die GröÙe der Welt zu erkennen: aller Maasstab reicht nicht zu, wo Welt's Systeme nur fluthen im Bach sind; die Welt erscheint ihm als Großes, ein Gegenstand seiner Verwunderung; aber er gibt es nicht auf, sie ermeßen zu wollen, bis zu ihrem Markstein vorzudringen. Vergibt; denn vor ihm und hinter ihm ist Unendlichkeit. Da erscheint die Welt ihm als Erhabenes; zugleich tritt aber auch die Wirkung ein, welche

dieses Erhabene nothwendig hervorbringen muß: bei dem Unfaßbaren wirft die süßne Eglerin Phantasie muthlos ihr Anker.

Wenn sich dieses nun aber so verhält, so fragt sich, in wiefern dann irgend ein Gegenstand der Natur als ein erhabener bezeichnet werden könne? Schiller, der Ansicht Kant's hierüber folgend, sagte: „Das Erhabene der Größe ist keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird: es ist blos die Wirkung unsers eignen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. — Alle Gegenstände, welche wir als erhabene bezeichnen, „müssen so groß sein, daß sie unsere Schätzung übersteigen; eben dadurch wird uns, in Vergleichung mit ihnen, unsere Kleinheit bemerkbar“¹⁾. Sind sie unserer Kraft überlegen, so werden sie dadurch Gegenstände der Furcht für uns. Sollen wir nun gleichwohl ein Vergnügen an ihnen finden, so wird nothwendig noch etwas hinzukommen müssen, wodurch unsere Furcht besiegt wird, und dieses kann nicht anders geschehen, als daß unser Gefühl der Kleinheit nicht blos geboben, sondern auch eine Vergleichung möglich gemacht wird, durch welche wir, jenen Gegenständen gegenüber, sogar unsere Größe fühlen. Wir fühlen dadurch erhaben, und dieses Gefühl tragen wir dann auf die Gegenstände über, welche es erregt, und nennen auch sie erhabene Gegenstände.“

Unleugbar ist es, daß es, ohne Beziehung auf den Menschen, erhabene Gegenstände der Natur zwar geben würde, allein nur im Sinne der Etymologie, ein ästhetisch Erhabenes aber gibt es nur für den Menschen und durch den Menschen. Gleichwohl wird ein solcher Gegenstand, um ästhetisch, d. i. durch die Einbildungskraft auf das Gefühl zu wirken, und zwar so, daß er erheben kann, eine Eigenschaft haben müssen, ohne welche dies nicht möglich wäre. Bei der Kant'sch-Schiller'schen Angabe ist dies nicht außer Acht gelassen, aber es fragt sich nun, wie sich diese Angabe zu der Forderung verhält, daß ein solcher Gegenstand nur dann als ein erhabener vorgestellt werde, wenn er als Unendliches vorgestellt wird. Beide Angaben lassen sich leichter vermitteln, als es auf den ersten Blick scheinen mag, sobald man nur berücksichtigt, daß es die Phantasie ist, welche hier die Vermittelung macht. Sie erlegt das wirklich Unendliche durch ein Scheinbares; in das, was so groß ist, daß es unsere Schätzung übersteigt, legt sie die Vorstellung des Unendlichen, zumal wenn es ihr als Endloses erscheint. Bisher in seiner trefflichen Schrift über das Erhabene und Komische sagt: „Das Erhabene des Raumes, die scheinbar endlose Ausdehnung eines Gegenstandes bringt in uns die Vorstellung des Unendlichen hervor. Die Erhabenheit der Raumerfüllung hat nun die Dimensionen des Raumes: die der Höhe, die als solche am erhaben-

sten wirkt — wesswegen das Erhabene von ihr den Namen hat —, wie als Tiefe am schauerlichsten, wöhrn das Erhabene der horizontalen Dimensionen den ruhigen und affektlosten, aber nichts desto weniger tiefen Eindruck macht“²⁾. — „Die Zeit ist ihrer Natur nach unendlich in demselben Sinne, wie es der Raum ist, nämlich ein endloses Endliches, ein unaufhörlicher Übergang ohne Stillstehen, der alles gebrende und seine Geburten verschlingende Chronos. Was uns nun an diese unendliche Linie der Zeit erinnert, das läßt uns die ganze Kürze und Kleinheit des einzelnen Daseins empfinden, und hieraus entsteht das Erhabene der Zeit. In dem ersten Klange der mitternächtigen Zwölfe wird uns die Ewigkeit gepredigt. Ein Menschenleben sinkt vor dieser zur Spanne herab und tausend Jahre sinkt vor Gott wie eine Nacht wache.“ — „Das Zurücklegen des Raumes in der Zeit gibt uns die Anschauung der Bewegung. Die Bewegung aber offenbart die Kraft, und hier erscheint das Erhabene als Wirkendes, Handelndes, das dynamisch Erhabene. Als Austerkühlerung ist die Bewegung häufig, aber nicht immer, aufstehend; in den meisten Fällen aufstehend und optisch zugleich.“ Nach allen diesen Erörterungen über das objektive Erhabene der Natur (oder der Substanz, wie Richter es nach Hegel auch nennt) bleibt aber doch das Resultat dasselbe, daß hier, wie dort, nur ein scheinbar Unendliches, so auch nur ein scheinbar Erhabenes sei, woraus denn folgt, daß das wahre Erhabene nur in dem Subjekt aufzufinden sein könne“³⁾.

Wir müssen und demnach zunächst über unser Gefühl der Anschauung des Erhabenen Rechenschaft geben. Allem Angegebenen zufolge muß dieses etwas Niedererschlagendes für uns haben, denn es macht uns die Schranken unsers Daseins fühlbar und zwingt uns den Gedanken an unsere Kleinheit auf. Noch auffallender wird dies bemerkbar bei dem dynamisch Erhabenen, denn da stellt sich eine Allmacht, wenigstens Übermacht, gegen unsere Ohnmacht. Der Gedanke, daß wir uns jener nicht entziehen können, sondern ihr völlig Preis gegeben und daß wir keinen Augenblick unsers Daseins gewiß sind, kann uns, je lebhafter wir ihn denken, nur mit desto größerer Furcht erfüllen. So könnten denn nur Niedergeschlagenheit und Furcht die Wirkung von der lebhaftesten Vorstellung jenes Erhabenen sein, wenn nicht etwas hinzutrat, wodurch eben diese Vorstellungen auch Erheben des erhalten. Dieses ist nun aber nichts Anderes als unser Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, worin sich ein von der Sinnenwelt unabhängiges Sein ankündigt, welches nicht der Naturnothwendigkeit verfallt, das es einem Reiche der Freiheit angehört. Es ist das ge-

1) Jean Paul sagt: „Woher die Mitte noch die Spitze der Pyramide ist erhaben, sondern die Höhe des Mittels.“ Wied dünkt, es soll heißen: nicht durch die Höhe ist die Pyramide erhaben, sondern so erscheint uns so wegen der Höhe, die unser Blick bis zu ihrer Höhe zu durchdringen hat. Wie kann denn diese Höhe erhaben sein? Angenommen aber, sie könnte es sein, erhalten wir dann ein anderes Resultat als das obige?

2) Man pflegt hiebei das Meer als Beispiel anzuführen, allem das Meer bei Windstille in seiner endlos scheinenden glatten Spiegelfläche ist eben so langweilig wie eine unabsehbare Ebene. Streckt. Und nun gar eine Wüste! 3) Solger sagt: „Dies Subjekt ist also dieses Resultat nicht. Erhabenheit und Schöneheit beruhen nicht blos in einem Zustande unsrer Fassungsvermögens, wir bel Kant, sondern in dem Berichtsheit der Gegenstände zu der Idee und dieses Berichtsheit kann durch uns ohne Denken nicht erkannt werden.“ Verhält sich dies aber nach Kant wol anders?

fühlte Übergewicht der Idealität in uns mit der Realität uns, was uns erhebt. Der wahre Grund des Gefühls des Erhabenen liegt demnach in unserer Fähigkeit Ideen zu bilden. Wer sich zu diesen noch nicht erhoben hat, für den gibt es kein Erhabenes, und jeder Gegenstand, den wir erhaben nennen, erregt nur sein Staunen oder seine Furcht. Nur insofern wir Sinnenwesen sind, können solche Gegenstände etwas Niederschlagendes für uns haben und Furcht einflößen, der Vernunft, des freien Willens uns bewußt, und eben dadurch im Selbstgefühl unserer Selbsterwürde, fühlen wir uns ihnen gegenüber erhoben, hauptsächlich wenn Kraft gegen Kraft tritt; wenn die Kraft des Willens sich misst mit furchtbaren Gewalten, sei es des Schicksals, der Natur oder fremden Willens. Mit Hintansetzung alles dessen, was uns als Sinnenwesen bedrückt, wächst mit der Gefahr der Muth und mit dem Widerstande die Kraft, und aus dem erhöhten Folgen Selbstgefühl geht das Kühnere hervor, welches, unempfindlich für Furcht, selbst furchtbar werden kann, wenn Stürze sich damit vereinigt.

Das stolze, Kühnere, Starke sind aber nicht erhaben an sich, sondern können es nur sein als Folgen von der Erregung des subjektiven Erhabenen. Die Quelle des subjektiven Erhabenen ist ein fester, auf das Ideale gerichteter Wille, und dieser setzt Geistesgröße und Seelenstärke voraus. Nicht jeder, den man wol einen großen Geist zu nennen pflegt, weil er sich durch intellektuelle Fähigkeiten vorzüglich auszeichnet, hat aber darum auch schon Geistesgröße. Diese zeigt sich in einer Ansicht der Dinge aus dem Gesichtspunkte der menschlichen Idealität, aus welchem alles Irdische nur klein und geringfügig erscheint, weshalb sie nicht gebietet wird von irdischem Glanze, nicht befangen von irdischer Macht und Gewalt; und sie zieht sie daher die Güter des Lebens dem Guten vor, und achtet die Würde des Lebens höher als dessen Werth. Wie jedes Gut, so hat auch das Leben seinen Werth, ja es hat als das höchste irdische Gut unter allen Gütern den höchsten Werth, es kann aber selbst seinen Werth verlieren, wenn es nicht mit Würde behauptet werden kann. Würde erhält es aber nur durch das, was wir aus eigener moralischer Kraft freithätig aus demselben machen, als die nothwendige Verbindung des moralischen Handelns in diesem Dasein, nicht aber als nothwendige Verbindung des sinnlichen Genusses. Danach verlangt dies unsere animalische Natur, unsere geistige, übermenschliche kann nur das Gute für das höchste Gut erkennen. Darin liegt der Vorzug der menschlichen Natur, und die moralische Kraft zur Selbstbeherrschung, wonach der Mensch nach diesem Ziele strebt, gibt ihm selbst und seinem Leben Würde. Diese Würde ist lediglich etwas Inneres; in der Erscheinung, als äußere Würde, stellt sie sich dar in ruhigem Ernst, mit fester Kraft und fester Haltung. Wederwärts im Leben kann sie sich aber nur durch Selbsterkraft, solche Selbstmacht, daß auch bei allem Anbrange gegenwärtiger eigener Empfindungen und Neigungen und drohender Gefahr von außen die, in die Bestimmung übergegangenen, sittlichen Grundsätze sich behaupten. Sie zeigt sich dann in uner-

schütterlicher Standhaftigkeit, festem Beharren, ausdauerndem Muth und tapferem Widerstande, mit einem Worte: als moralischer Heroismus, der sich gerade dann am größten zeigen kann, wenn er äußerer Macht und Gewalt unterliegt; denn er ist begründet in der festen Überzeugung, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist.

In diesem moralischen Heroismus besteht das subjektive Erhabene; ein unmoralischer ist nur scheinbar erhaben. Um aber auch nur erhaben zu scheinen, muß es was bei ihm vorhanden sein, wodurch die Ausübung möglich wird, als sei etwas Erhabenes vorhanden. Wirklich vorhanden ist ein fräftiger, unbeugbarer Wille, der aber kein anderes Gesetz anerkennt als das der Selbstsucht. In dem Streben nach Befriedigung derselben und in dem Kampfe gegen gesunden Widerstand kommt allerdings auch manches von dem zur Erscheinung, was zum Kennzeichen der sittlichen, und also wahrhaften Erhabenheit dient; dagegen aber fehlen andere und gerade die wesentlichsten. Wenn Satan, der Antipode alles Moralischen, als Vertheiler in sein Reich ewiger Finsternis eintretend, bei Milton ausruft: „Schreien, ich grüße euch, und dich unterirdische Welt, und dich tiefe Hölle. Nimm aus deinem neuen Saft. Er kommt zu dir mit einem Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er, das wird ihm in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier sind wir endlich frei!“ so zeigt er offenbar Heroismus, und zwar auf eine so blühende Weise, daß er ihm sogar den Anschein von Würde geben kann; es ist aber auch nur der Anschein, denn bei genauerer Betrachtung stellt sich doch alles unwürdig gemin dar. Sein Selbstgefühl beruht bloß auf roher Kraft; statt echter Selbständigkeit zeigt sich nur beharrlicher Eigensinn, statt der Selbstmacht des vernünftigen Willens bloße Dankschuldigkeit und Hartnäckigkeit der Leidenschaft, statt echter Standhaftigkeit nur Trotz“).

4) Daß auch in dem Bösen Erhabenheit sich zeigen könne, ist oft behauptet worden, und Wisker (S. 75) sagt hierüber: „Es bedürft sich im Bösen dieser Freiheit des Subjekts, als auch im Guten bewahren, und die ästhetische Wirkung wird durch den verdäberlichen Zweck zwar anders modifiziert, aber keineswegs geschwächt. Ja sie steigt mit dem Grade und der Konsequenz des Bösen, und eine vollendete Empörung gegen Gott, wie die Prometheus und dem Raub der Volsage, sind ästhetisch ergreifender, als die schönste Energie des Guten. Der Grund hiervon ist, daß das Gute aus dem Inhalte seiner Willenskräfte und Muth schöpft, daß es vom guten Gewissen unterliegt, gerichtet ist; das Böse aber hat keinen Inhalt, als das stärkste Ich, es ist also durch kein mehrtrübendes Bewußtsein eines guten Zwecks unterworfen, daher seine Kühnheit und Beharrlichkeit weit unermesslicher, als die Tapferkeit des Guten in die Augen fällt. Freilich muß, wenn dieser Eindruck festgehalten werden soll, der ganze innere Widerspruch eines solchen Willens etwas verdeckt werden, sonst lösen wir. Menschliche Wesen, auch die böse, kann daher immer modifiziert, weil sie nie ganz frei von Illusionen ist; allein der Satan, der das absolute Herrscher mit dem absoluten Bewußtsein seiner Beziehbareit vor sich, ist konflikt, und zwar nicht nur für den Betrachter, sondern auch für sich selbst mühte er es sich, wenn es einen geben könnte.“ Nun mühte er aber doch in der Dogenität als das — wenn es so lassen erlaube ich — inkarnierte Böse, Prinzip in Personlichkeit, und wenn er so ausgefallt und wie bei Milton dargestellt wird; so dürfte er, bei seiner Macht, bei der Freiheit seines Willens

Man hat behauptet, daß da, wo der Wille über die Sinnlichkeit, d. i. über alles aus ihr entspringende Begehren der Reigungen und Leidenschaften, siegt, selbst dann noch Erhabenes sich zeige, wenn auch die irre geleitete Vernunft böse und schädliche Handlungen veranlaßt habe, und als ein Beispiel dieser Art hat man eine Handlung Rabeners II. angeführt. Bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken fiel Irene, eine reizende Griechin aus einem vornehmen Geschlecht, in seine Hände, und ihn ergriff eine so leidenschaftliche Liebe, daß er sich mit ihr verschloß, und selbst seinen Ministern den Zutritt verwehrete. Bei den wichtigsten Unternehmungen verließ er oft das Heer und eilte zu Irene; die Leidenschaft für Eroberungen war der Leidenschaft der Liebe gewichen. Das Heer empörte sich, und Rußapha hinterbrachte es ihm. Er befohl diesem, das Heer am nächsten Morgen zu versammeln, Irene's Sklavinnen aber befohl er, diese an demselben Morgen auf das Sorgfältigste zu schmücken. Als dies geschehen, führte er sie mitten in das Heer, riß ihr den Schleier vom Gesicht und fragte mit wilder Begehr, ob man jemals eine vollkommene Schönheit gesehen? Alles schwieg; da ergriff er mit der einen Hand ihre schönen Locken, riß mit der andern das Schwert aus der Scheide, schlug ihr mit Einem Streiche das Haupt ab, wendete sich dann mit wilden Blicken zu seinen Großen und rief: dieses Schwert kann, wenn ich will, die Bande der Liebe zerhauen. — Hier ist allerdings ein Sieg über die Sinnlichkeit, aber kein moralischer, sondern der Sieg eines trotigen Herrschers über eine Leidenschaft, die ihn Gefahr droht, und seine Handlung ist die eines Blüthenbäum, bei welcher die regierten sollen, die ihn mit Gefahr bedrohen. Hier ist durchaus nur barbarische Grausamkeit, die nur Abscheu erregen kann, und nicht die allerfeinste Spur von Würde. Musste denn der Barbar eine Unschuldige opfern, um seinen Zweck zu erreichen? Nur seine Leidenschaft mußte er zum Opfer bringen, und dies hätte auf eine Weise geschehen können, welche seine Handlung zu einer erhabenen gemacht haben würde.

Man nennt den, der die Unmoralität aufs Äußerste treibt, ein moralisches Ungeheuer, und diesem analog könnte man das Unmoralische, welches mit dem Scheine des Erhabenen täuscht, das Ungeheure nennen. Mei-

stens entspringt dieses aus ungezügelter Leidenschaft, denen, zumal in ihrem stürmischen Aufwallen nichts heilig ist, die das Schicksal herausfordern und das, die Gemüther mächtig ergreifende und erschütternde, Tragische herbeiführen, d. i. ein, freie Wesen durch sie selbst unermesslich zu Verderben und Untergang führenden, Geschick; denn nicht alles, selbst die höchste Trauer Erregendes ist darum auch schon tragisch. Wenn ein Haus einstrickt und alle Bewohner unter seinen Trümmern begräbt, so ist dies gewiß ein höchst trauriger Fall, der uns erschüttern kann, aber tragisch ist er nicht, weil das Verderben, der Tod, als ein zwar unglückliches, aber zufälliges Ereigniß erscheint. Das Tragische dagegen wird durch die Verletzung der Handlungen freier Wesen mit moralischer Nothwendigkeit herbeigeführt. Hierin liegt die Auflösung manches noch ungeklärten ästhetischen Räthsels. Man hat das Vergnügen am Tragischen auf manche Weise zu erklären versucht, am besten dadurch, daß man es für Vergnügen am Erhabenen erklärte. Worauf liegt nun aber das Erhabene des Tragischen? Nur darin, daß die moralische Nothwendigkeit hindurchscheint, weshalb auch jede Tragödie eine Schicksalsfabel erfordert. Nur darf kein blindes Schicksal sein Wesen darin treiben, sondern das Schicksal nur eintreten in Folge der Charaktere, Zwecke und Handlungen der dabei betheiligten Personen. Dies heißt nun aber nichts andres als: die moralische Weltordnung soll anschaulich werden, wodurch die Dissonanzen des Lebens sich in der höheren Weltharmonie auflösen.

Man war ebenso im Irrthum, wenn man das Erhabene der Tragödie in der Großartigkeit der Personen, der Handlung und dem traurigen Ausgange suchte, als wenn man es im Pathetischen und in dem, was dieselbe erregt, allein zu finden meinte. Alles dieses gehört ohne Zweifel dazu, es kann den Personen nicht an Energie des Gemüths, an Festigkeit des Charakters, an ausdauerndem Muth, der Handlung nicht an Feuer der Leidenschaft, nicht an stürmischen Gemüthsbewegungen, nicht an heftigen, wol gar selbst empörenden Scenen, nicht an furchtbaren, Grausen erregenden Ereignissen fehlen, allein in allem diesem zeigt sich nur Großes, Starkes, Mächtiges, Kühnes, Furchtbares, nicht aber Erhabenes, wie oft auch jene mit diesem finst verwechselt worden. Sie können die Lebenskraft gewaltig aufrütteln, das Gemüth spannen und erschüttern; aber auch erheben! Um als Erhabenes zu erscheinen, muß noch etwas hinzutreten, wodurch sie erst erbebend wirken; Hegel nennt es Verhöhnung, die in nichts anderem besteht als in der Ausgleichung der angestrebten menschlichen Zwecke und der dadurch hervorgerufenen Handlungen mit der moralischen Weltordnung, die in absoluter Vernünftigkeit gegründet ist. Sie ist also nur durch den Hinzutritt moralischer und religiöser Ideen möglich, und durch die Erweckung dieser, die über alles Irdische emporheben, liegt das Erhabene der Tragödie. „Die wahre Entwicklung,“ sagt Hegel, „besteht nur in dem Aufsteigen der Gegensätze als Gegensätze, in der Verhöhung der Mächte des Daseins, die sich in ihrem Konflicte wechselseitig zu negiren stre-

ben, seinem dem Schicksal unbedingtem Charakter, seiner unerschütterlichen Selbstständigkeit so gar fennlich doch nicht erscheinen. Hier sind Bedingungen zu dem Erhabenen vorhanden, durch deren Anwendung es möglich wird, das Beten unsrer Bewunderung an sich selbst, oder es ist nur eine schauernde Bewunderung, nicht eine erhebende; sie kann nur Furcht einflößen, nicht Achtung. Wie ganz anders fühlen wir, wenn Luther, der arme Mönche, vor die versammelten Mächte der Erde, welche Gewalt hatten über seinen Leib, in der Versammlung zu Worms hintritt und erklärt: Hier steht ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Es ist möglich, daß eine vollendete Empörung gegen Gott ähnlich erregender wirkt, als die schäbste Empörung des Menschen; aber auch erregend ist! Symmetrisch aber hätte dieselbe wol nicht als Beispiel angeführt werden sollen, denn er ist der wahrhaft Erhabene, während Jesus ihm gegenüber nur der mächtig Furchtbare ist, der bei dem Muth des Reiches keinen Anspruch auf Achtung hat.

hen. Nur dann ist nicht das Unglück und Leiden, sondern die Befriedigung des Geistes das Letzte, insofern erst bei solchem Ende die Nothwendigkeit dessen, was den Individuen geschieht, als absolute Vernünftigkeit erscheinen kann, und das Gemüth wahrhaft sittlich beruhigt ist, erschüttert durch das Loos der Helden, versöhnt in der Sache;“ eben wegen der Erhebung auf den höchsten Stand, und Gesichtspunkt.

Hegel hat in seiner Aethetik das Erhabene an sich unberücksichtigt gelassen. Was bei ihm fehlt, hat Bisscher in seiner angeführten Schrift ergänzt. Erhen wir jetzt, wie er über das subjektive Erhabene sich erklärt hat. Er bemerkt, daß dieses in der Aethetik nur als handelndes, als Wille, in Betracht kommt; als reine Intelligenz ist der subjektive Geist nicht ästhetisch, weil er nicht handelt, nicht in die Erscheinung tritt, sondern in sich verschlossen liegt. Nur insofern die Intelligenz in den Willen übergeht und sich durch Werke oder sonst einen Ausdruck kund gibt, ist sie ästhetisch. — Bei seiner ganzen Ausführung hat Bisscher eine von Urtheil gemachte Bemerkung weiter verfolgt, daß nämlich das Erhabene diesen Dualismus in sich habe, ebenso sehr durch scheinbare Privation, als durch Positivität zu wirken, wonach sich also eine positive und negative Seite desselben offenbart. Bei den drei Abtheilungen des Erhabenen der Natur setzt er der positiven Seite der Höhe die negative der Tiefe, der Raum- und Zeitersättigung den leeren Raum und unerfüllte Zeit, dem Erhabenen des Schalles die vollkommene Stille, in dem Erhabenen der Kraft dem Großen das Kleine gegenüber, sofern sich die Vorstellung gewaltiger Kräfte damit verbindet, und der Bewegung die Ruhe als sich beherrschende, in sich fähige Kraft. Sowol von positiver als negativer Seite ist die Wirkung des Erhabenen möglich. Diesen Dualismus weist er nun auch in dem subjektiven Erhabenen nach, und gründet darauf die Eintheilung desselben. Die positive Erhabenheit des Subjekts zeigt sich, wenn dasselbe energisch handelnd auftritt, die negative, wenn es leidet, aber im Leiden seine Freiheit bewahrt.

Die positive Form des subjektiven Erhabenen bezeichnet Bisscher als das Pathetische, im Gegensatz von Schiller, welcher gerade umgekehrt das, was hier die negative Form genannt ist, als das Pathetische bezeichnet. „Die Macht des Geistes“, sagt Bisscher, „zeigt sich allerdings in ihrer ganzen Größe, wenn er den Affekt überwindet, aber sie zeigt sich auch dadurch, wenn sein Wille und sein Affekt in beiderseitigen Verhältnissen zu einander stehen. Affekt, Leidenschaft stehen keineswegs bloß in einem Verhältnisse des Gegensatzes gegen die höhere menschliche Natur; sie sind ebenso sehr gelungene Boten und Vollstrecker ihrer Besehle. Ich ziehe es vor, diese affirmative Form der Leidenschaft das Pathetische zu nennen, da Pathos doch häufiger in diesem Sinne genommen wird.“ Um Mißverständniß zu vermeiden wäre jedoch besser gewesen, das Pathetische im Sinne Schiller's zu gebrauchen und nur so mehr, da für die negative Form eine besondere Bezeichnung hier fehlt, für die positive aber noch eine zweite, und zwar vorzüglich passende, angegeben wird,

nämlich die des Heroisch-Erhabenen. Dieses gründet sich auf alle diejenigen Affekten, „welche die Stärke des Willens nicht hindern, sondern offenbaren, und welche man, da es in ihrer Natur liegt, durch Hindernisse erzeugt und gegen Hindernisse gerichtet zu sein, unter dem Namen des edleren Borns zusammenfassen kann. Kant nennt sie Affekte der wackeren Art, und versteht unter diesem Ausdruck diejenigen Affekte, welche das Bewußtsein unserer Kräfte, jeden Widerstand zu überwinden, rege machen. Jeder Affekt dieser Art, sagt er, ist ästhetisch erhaben, z. B. der Zorn, sogar Verzweiflung; nämlich die entrüstete, nicht die verzagte.“ — „Das Wollen der Helden ist ihre Natur, kein Kampf gegen ihre Natur; eben deswegen ist es auch kein blinder Zorn, worin der Geist seinen Zweck verliert, sondern es ist nur die energische Zweckthätigkeit selbst; daher Henscher, Kriegshelden, große praktische Naturen jeder Art dieses eiserartigen Wesens niemals entbehrt haben.“ — „Man darf sich aber dieses Pathos keineswegs nur als heftigen Ausbruch vorstellen; es begleitet einen heroischen Charakter als eine zu seiner Natur gehörige Schwungkraft und Wärme auch da, wo es sich nicht durch eine besondere Aufwallung bemerkbar macht; nur da und dort, wo die Hindernisse sich häufen, schlägt es in helle Flammen heraus.“

Während nun aber diese positive Form des Erhabenen einfach ist, bietet die negative Form zwei Seiten dar, auf der einen die Versuchung des Subjekts zu niederschlagenden oder unsittlichen Affekten, auf der andern die im Kampfe mit dieser Versuchung sich offenbarende sittliche Kraft des Willens. Hierbei zeigt sich das negative Erhabene des Subjekts entweder in der Bewegung, wenn wir den Kampf des Willens gegen weiche Affekte erst entstehen sehen, oder es zeigt sich in Ruhe, wenn wir diese Affekten bereits beherrscht, den Sieg über die Leidenschaften als ruhigen Zustand sehen, der dem Subjekte zur andern Natur geworden ist. „Das Erhabene in der Bewegung muß und den Ausbruch der menschlichen Seele mit voller Kraft zeigen, und unsere ganze Sympathie aufrütteln, aber diese durch die Achtung veredeln, die uns für die Menschenwürde eingebläht wird.“ Das subjektive Erhabene als ruhiger Zustand ohne Kampf ist Würde, die zur andern Natur gewordene Beherrschung des Affekts. Auch bei dem Pathetischen findet ein Erhabenes der Ruhe statt; diese Ruhe aber ist die der drohenden, nicht der beherrschten Leidenschaft, die Ruhe vor dem Gewitter, und die Ruhe des drohenden Kraftgefühls; die Würde unterscheidet sich dadurch, daß die Affekte, auch im wirklichen Leiden, wenigstens in keinen sichtbaren Ausbruch gerathen; überdies aber hat sie, auch ohne Kampf, ihren Ausdruck in der ganzen Gestalt, Geberde, Rede.

Der Wille ist es, welcher das Erhabene des Subjekts begründet. „Der Wille des Individuums hat aber, so gewiß er in seiner Wurzel absoluter und göttlicher Natur ist, doch immer einen einseitigen, von verschiedenen Seiten her modificirten und beengten Charakter. Die gemeine Erfahrung zeigt, daß wir alle

unser Tugenden mit Einseitigkeiten erkaufen. Am einleuchtendsten aber springen sie gerade in heroischen Charakteren hervor. Denn dies macht den Heroen, daß sein Wille von einer Idee ganz durchdrungen ist, ohne daß er weiter fragt: warum? — Alles Bestimmte ist einseitig; jeder Heroen, jeder, der etwas recht will, ist nach irgend einer Seite hin unbüßig und ungerichtet, und muß es daher auch erfahren, daß andere Rechte mit denselben Ansprüchen ihm gegenüberstehen. — Die subjektive Erhabenheit ist daher noch mangelhaft.“ Und so führt nun Bischer zu einer höheren Stufe des Erhabenen, welches er das Erhabene des absoluten Geistes oder das Tragische nennt, und ebenfalls nach seiner positiven und negativen Seite darstellt. Das positiv Tragische besteht darin, daß uns die subjektive Erhabenheit in einem höheren Lichte als Ausdruck der göttlichen entgegen tritt. „Der Held ist als menschlich großer Charakter eine erhabene Erscheinung, eine erhabener, wenn wir ihn als Organ eines höheren Willens betrachten, und wenn er sich selbst als solchen anerkennt, der in göttlichem Auftrage handelt. Dies ist es auch, was mit der Härte und Unbüßigkeit seines energischen Durchgreifens verknüpft. Es pflegt sich jedoch bei solchen Naturen diese höhere Ansicht nur mit einer gewissen instinktmäßigen Dunkelheit auszudrücken, daher auch das Individuum selbst, das sie hegt, keineswegs ihr eine solche Anwendung gibt, daß sie die Härten seines Charakters aufhobe und läuterte. Deswegen genügt diese Abnung einer Beziehung des Subjekts auf ein absolutes Ganze noch nicht, sondern es muß das Subjekt die tatsächliche Erfahrung von der Einseitigkeit seiner Bestrebungen — seien sie noch so gut — machen. — Jede menschliche Größe erscheint in einem schwankenden Verhältnisse zu ihrer göttlichen Quelle. Sie ist hiemit Schuldbehaftet, verfällt als solche dem negativen Prozesse des absoluten Geistes, und muß die Wahrheit, daß sie nicht auf ihre Faust bandle, dadurch erfahren, daß sie an ihren Einseitigkeiten erkrankt und zu Boden sinkt. — Je weniger auch die reinste menschliche Größe sich der Schuld und dem Untergange entziehen kann, desto leuchtender tritt die Größe des absoluten Geistes hervor.“ Der Übergang zu dem negativ Tragischen ist hiemit gebahnt. Dieses ist das eigentlich Tragische, in welchem das erhabene Subjekt dem Schicksal verfällt. „Bei dem ersten Anblick einer wahren Tragödie leuchtet es ein, daß die Verurtheit, zu welcher sie uns aufsteuert, nicht einer subjektiven Größe, nicht der Willenskraft eines Subjekts im Widerstande gegen Äußeres, sondern daß sie etwas Höherem gesollt wird, welchem das, noch so heroische, Subjekt sich unterordnen muß. Es ist ja in Wahrheit nichts Erhabenes, als Gott, und nur deswegen fanden wir uns in dieser Untersuchung von einer Stufe zur andern höher getrieben, weil die früheren Stufen keine adäquate Betrachtung der Gottheit enthielten. Sofern aber dennoch auch in den früheren Stufen eine wirkliche Erhabenheit ist, so ist es bereits eine göttliche. Wir schauen Gott auf der ersten Stufe als allgemeine Substanz, auf der zweiten als Subjekt, jetzt sollen wir ihn als Einheit des allgemeinen Wissens

und des einzelnen Geistes, als das, was er in Wahrheit ist, als absoluten Geist kennen lernen. Hiemit leuchtet ein, daß die Macht, welcher die tragische Person unterliegt, nicht eine äußere sinnliche Gewalt ist.“ — „Dem wahren Begriff des tragischen Schicksals bilden zwei Momente: Das Absolute und das Subjekt. Beide stehen in dem Verhältnisse zu einander, daß das letztere zwar dem Absoluten sein Bestehen, seine Kräfte, seine Größe verdankt, und dadurch als eine bedeutende Macht erscheint; aber auch nur erscheint; denn das ist diese Größe jenen Höheren verdankt, und daß diese Größe selbst, verglichen mit jenem, nur eine relative, an Schwachheiten und Mängeln krankende ist, — dies erweist sich im Tragischen; die menschliche Größe schlägt um in menschliche Kleinheit. Aber weil sich im Untergange der menschlichen Erhabenheit eben die göttliche offenbart, so geht dieser Schmerz bei dem Zuschauer in ein Gefühl der Versöhnung über, das um so reiner ist, je klarer eben diese Offenbarung auch der tragischen Person zum Bewußtsein kommt.“

Ich übergehe hier, was Bischer über die naturgemäße und die phantastische Form, in welcher das Erhabene auftreten kann, gesagt hat, so wie seine Bereicherung der Ästhetik durch Darstellung der in einer Stufenreihe aufsteigenden Formen, in denen das Schicksal in der Tragödie erscheint, weil dieses in dem Ästhetik Tragicus behandelt werden muß, und beschränke mich hier bloß auf das Erhabene selbst.

Hierbei dürfte zunächst wohl danach zu fragen sein, wie es sich damit verhalte, daß der subjektive Geist als reine Intelligenz nicht ästhetisch erhaben sei, weil er in sich verschlossen bleibt; wie aber, wenn er dies nicht bleibt? Die Frage wird sich dann so stellen: Gibt es ein intellektuell Erhabenes, und wenn es ein solches gibt, kann dieses ästhetisch erhaben sein und wirken, oder nicht? Niemand wird wol leugnen wollen, daß es erhabene Gedanken gibt. Kant sagt: „Die Vorstellung von der unermesslichen Größe des Weltbaues, die Betrachtungen der Metaphysik von der Ewigkeit, der Vorsehung, der Unsterblichkeit unserer Seele, enthalten eine gewisse Erhabenheit und Würde — insofern ihre Gegenstände auch etwas für das Gefühl enthalten.“ Daß die Darstellung solcher Gegenstände erhaben sein und erhaben wirken könne, läßt sich nicht bezweifeln. Klopstock will das Lob des Erhabenen singen, ein so Hoherhabenes, das selbst der Döchte unter den subjektiven Geistern es nicht auszusprechen vermag; muß er da nicht vor seiner Kühnheit zurückbeben? Er hebt aber nicht zurück.

Der Ceraph kammet,
Reht durch den Unterir ihrer Gänge nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer dir ich,
Daß ich mich auch in die Jabel dränge!

Von Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von jeder Abkunft in den Bewohnern!
Und demt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Kette schauert.

Die hierin liegende Erhabenheit ist unverkennbar. Hätte nun aber Klopstock diesen Gedanken nicht ausgesprochen, sondern er wäre in ihm verschlossen geblieben,

wäre er darum weniger ästhetisch erhaben? Nach außen hin freilich würde er nicht gewirkt haben, der Dichter aber, der ihn dachte, fühlte sich, ihn denkend, doch gewiss erhaben. Er fühlt sich klein gegen den Scraph als die höchste Intelligenz nach der göttlichen; dies schlägt ihn aber nicht nieder, denn auch er ist sich der Geisteswürde, seines Antheils an dem Göttlichen bewußt, und dies erhebt ihn wieder. Zwar fühlt er seine Größe nicht, wie Gegenständen der Natur gegenüber, daß er wie anderwärts, so auch hier liegen könnte: wer bin ich? — Mehr wie die Erden, die der Hand des Allmächtigen entquollen, mehr wie die Siebengigante, die aus Strahlen zusammenflüßten; aber er fühlt sich groß als Mensch, der, bei allem Abstand von dem Scraph, auch der Geisteswelt angehört, kurz in seiner Menschenwürde.

Das Bewußtsein von dieser ist nun auch die Quelle der ethischen Erhabenheit, die in ihrem Grunde ebenfalls etwas lediglich Inneres ist, aber etwas Erworbenes. Sie ist, wie Bisherer sie nennt, die zur andern Natur gewordene Beherrschung des Affekts, die dann in ruhigen Zustand ohne Kampf, als Würde sich offenbart, die, auf Selbstachtung gegründet, allezeit Achtung einflößt.

Dieses intellektuell und ethisch Erhabene ist ganz eigentlich das subjektive Erhabene in Ruhe. Durch die Veräußerung des Willens, im Handeln, hat es sich auf dem Kampfplatze des Lebens zu bewähren, und hier, wo es Sieg oder Untergang gilt, wo entgegengesetzte Interessen den Sturm der Affekten und Leidenschaften aufregen, wird der moralische Heroismus allerdings ästhetisch ergreifender auf das Gemüth wirken. Das Urtheil darüber ist aber bald reiner, bald unreiner, und es mischt sich hiebei bald mehr, bald weniger Täuschung ein, von denen die Rücksicht auf die Affekten und deren Einwirkung eine Hauptursache ist. Von allen Affekten dürfte eigentlich wohl nur einer mit dem Erhabenen in wesentlichem Zusammenhange stehen, und dieser ist der Entbusiasmus. Dieser wird durch Ideen bewirkt, ist immer mit heftiger Selbstthätigkeit verbunden, und mit einem hohen Grade von Wärme für die Realisirung seiner Idee wirksam. Da er eine Anspannung der Kräfte durch Ideen bewirkt, wodurch der Geist einen höheren Schwung nimmt, so ist er das Hauptmotiv des im Handeln sich bewährenden Erhabenen, und so gewisser, da er durch die Idee des Guten bewirkt wird. In den übrigen Affekten der ruhigen oder stürmischen Art zeigt sich, insofern sich in ihnen ein starkes Gemüth offenbart, welches mit hoher Kraft einem mächtigen Widerstand leistet, allerdings etwas Großes, wenigstens Großartiges: ob aber dieses auch erhaben sei, das hängt lediglich von dem Zusammenhange mit dem Grunde des Erhabenen in unserer Natur ab, und hiernach wird sich zeigen, ob sie Achtung oder nur Furcht einflößen. Könnten Affekten im letzteren Falle Anspruch auf Erhabenheit geben, so würden alle Wellstürmer erhabene Wesen sein, was sie nicht sind, wenn sie auch vorzugsweise den Titel der Helden an sich gerissen haben. Dies beruht aber wieder auf einer Täuschung, daß man nämlich auch das, was sich

verhältnismäßig unserer Achtung bemächtigen kann, für erhaben hält. Weil Feigheit verächtlich ist, so hat man vor dem Muthe und der Tapferkeit eine gewisse Achtung, ohne in jedem Falle genau zu unterscheiden, wie weit sie dieselbe verdienen.

In der Affekt bedient man sich aber des Ausdrucks Erhaben zur Bezeichnung einer ganzen ästhetischen Sphäre, und ordnet demselben unter: das Erste und Würdige, das Große, Hohe und Mächtige bis zum Majestätischen, das Prachtige, das Furchtbare, das Pathetische, das Feierliche, das Tragische. In diesen Graden und Modifikationen muß das Erhabene nothwendig unter verschiedenem Charakter erscheinen. Das Erhabene an sich ist in ruhiger Würde einfach und still; wo es als Großes und Hohes hervortritt, da naht es sich dem Stolze und mag sich auch wohl umgeben mit äußerer Würde, mit Pracht und Pomp; wenn es sich als das Mächtige äußert, kann es statt der Ehrfurcht, die das Majestätische, insofern es rein erhaben ist, einflößt, mit bloßer Furcht erfüllen; im Pathetischen wird sich Rührung mit Ersticknis mischen. Das Feierliche stellt das Erhabene in Ruhe und Stille, das Tragische in Bewegung dar und hat die Dissonanzen in Harmonie aufzulösen. Hierüber ist noch manches zu ermitteln, und es kann dadurch manches falsch Erhabene besichtigt werden. An solchem wird es wol zu keiner Zeit fehlen, denn wer auch nicht für das wahrhaft Erhabene empfänglich wäre, der fühlt doch, daß das Große imponirt, Ansehen gibt; man möchte daher gern groß sein und sucht sich zu erheben, affektirt eine Größe und Würde, die man nicht hat.

Ein falsches Anstreben zum Erhabenen zeigt sich in dem Parenthyrpos. Der Hauptbegriff darin ist der Hyrpos, der auf Wahnsinnige Begeisterung hindeutet, auf Entbusiasmus, welchen aber das leibige *πάθος* als einen falschen darstellt. Bei den Griechen wird damit insbesondere ein Fehler im Pathetischen bezeichnet, und Longin vergleicht die, welche sich dessen schuldig machen, mit Trunkenen. Alles darüber Angeführte bezeugt, daß im Allgemeinen der Fehler der Überspannung, der Ubertreibung darunter zu verstehen sei, der allezeit ein sicheres Zeichen ist, daß die Erhebung nicht eine natürliche, sondern eine erzwungene war. Die Franzosen nennen denselben Fehler *l'abus*, bei welcher Benennung eine ähnliche Gebantenverbindung zum Grunde liegt; denn wie dort an *Balkos*, so werden wir hier an *Phobos* erinnert, aber auch nicht der Begeisterung, sondern der Wuth wegen (*δυσποσύνη*, in Wuth versetzt). An sie reiht sich an der Bombast der Engländer, der, nach Johnson, abstammt von dem lateinischen *Bombus*, lautes, dumpfiges Getöse. — Nicht gleichbedeutend mit allen diesen ist das, was man Schwallen nennt. Schon Longin unterscheidet ausdrücklich zwischen Parenthyrpos und *αἰδος*, Schwallen, und daß man zwischen beiden unterscheiden müsse, ergibt sich aus dem selbst, worauf diese figurliche Bezeichnung zurückweist. Die Schwallen ist eine widernatürliche Erhebung da, wo keine sein sollte; und wenn man das untersucht, wodurch sie bewirkt wird,

so zeigt sich ein wässriger Stoff oder Wind. (Bei Cicero daher eine schwülfige Rede *austulata oratio*.) Im figurlichen Sinne kann daher Schwellst nur bedeuten: Uebermaßliche Erhebung des Gemeinen, um diesem und sich selbst den Schein des Erhabenen zu geben. Dieses gleicht der künstlichen äußeren Würde, für die man mit gutem Grunde den Ausdruck der spanischen *Grandezza* beibehalten kann. Beide Arten des falschen Erhabenen kann man so unterscheiden: Die Ueberhebung will das Große größer, das Erhabene größer; der Schwellst will das Niedrige hoch, das Kleine groß; das Gemeine erhaben. Der Schwellst erhebt sich nicht über den Boden, sondern bläst sich nur auf, thut groß, dick, macht sich breit; der Ueberhebende dagegen überfliegt die Grenzen des richtigen Fieles, um sich in größter Höhe zu zeigen; mangelt es an Kraft der Flügel, um sich dazu aufzuschwingen, so tritt er auch wol nur auf Stelzen, und wird hochtrabend. Setzt ihn nun aber gleich dieses zum bloßen Fußgänger herab, so steht doch noch unter ihm der Gegensatz von dem Fliegenden, das Kriechende. Dieses bezeichnet man in dieser Beziehung mit dem griechischen Worte *Batdos*, welches freilich sowohl Höhe als Tiefe bezeichnet. Nur insofern es die letztere bezeichnet, wird es in schämem Sinne genommen, als Verabsinken von der Höhe auf den Boden, wodurch das, was erhaben sein sollte, niedrig wird. Nur in diesem Falle kann das Kriechende dem Tadel ausgesetzt sein, denn nicht an sich, sondern nur beziehungs- und bedingungsweise ist es tadelhaft. In künftiger Anwendung kann man dieses auch von dem übrigen falschen Erhabenen sagen.

Zur Vermeidung so vieler möglicher Verirrungen in Poesie und Redekunst und zur Beförderung des echt Erhabenen und Großen gibt es Mittel doppelter Art; solche, die sich auf den Gedanken, und solche, die sich auf Darstellung desselben beziehen.

Was den Gedanken betrifft, so läßt sich indes dem Dichter und Redner kein anderer Rath erteilen, als dieser: Erhebe dich zu Ideen und Idealen! Wende dich zu innerer Würde! Groß sei, was du willst, aber deine Gesinnung! Longin (K. 9) hat sich schon ganz treffend hierüber erklärt. Das Erhabene nennt er das Echo der Selengröße, die sich zumellen sogar durch Schweigen mehr als durch Worte ausdrücken könne. Ein echter Redner dürfe daher keine niedrige Sklavenseele haben; denn wer gemein und knechtisch gesinnt sei und sein Leben nach solcher Gesinnung einrichte, der könne nichts der Bewunderung und der Unsterblichkeit Würdiges hervorbringen. Groß ist nur die Rede dessen, bei dem die Abdruck großer Gesinnung ist. Longin sagt zwar, daß diese Größe angeboren sein müsse und sich nicht erwerben lasse, findet es aber doch nöthig, daß die Seele auch mit Großem genährt und fortwährend mit edlen Gedanken gleichsam geschwängert werde. Schon früher (K. 2) hatte er die Frage aufgeworfen, ob das Erhabene gelehrt werden könne, und diejenigen zu widerlegen gesucht, welche behaupteten, daß hier die natürliche Fähigkeit alles thue, die Kunst nichts, ja daß Unterricht hier mehr verdirbe als befördere. Mit Recht bemerkt er aber dagegen, daß

auch bei der natürlichen Anlage die Kunst doch keineswegs überflüssig sei, denn sie gebe erst Sicherheit vor allen Ausweichungen und Verirrungen.

Es ist eine richtige Bemerkung, daß nicht jeder Gedanke, der etwas Erhabenes und Großes zum Gegenstande hat, schon darum ein erhabener und großer Gedanke sei, sondern nur dann, wenn er das Erhabene und Große als solches vorstellt; denn ein solcher Gegenstand kann auch so vorgestellt werden, daß seine Größe und Erhabenheit nicht bemerkbar wird. Damit nun das Erhabene und Große in der Darstellung als solches erscheine, ist erforderlich, daß es klar bemerkbar gemacht werde. Der Gegenstand soll unmittelbar aufgefaßt werden, nicht aber durch eine mühsame Bergliederung, welche Anstrengung fordert, den Verstand vorzugsweise in Thätigkeit setzt, und den Eindruck auf Einbildungskraft und Gefühl stört. Die Größe bleibt dann immer Größe, aber sie ist nicht mehr eine ästhetische Größe. Diese wird zerstört durch förmliche Deutlichkeit in logischem Sinne. Die Beschreibung der Alpen bei Sauffure macht keinen ästhetischen Eindruck, um welchen es dem Naturforscher freilich auch nicht zu thun war, weil er genau die Masse der Gebirge angibt. Dadurch wird das Auffassen der Grenzen des Ganzen und seiner Theile behindert, und es verliert sich der Schein des Unendlichen, welchen nur das Ganze bewirkt; als solches muß es daher vorstellig gemacht werden. Über der Bemerkung der einzelnen Theile und der Bemühung sie zusammen zu fassen, verliert sich der Totaleneindruck, der hier immer um so wirksamer ist, je plötzlicher er erfolgt. Wie mit der Größe der Ausdehnung, so verhält es sich auch mit der Größe der Kraft, welche zusammengehalten werden muß, um ihre ganze Stärke auf einmal zu beweisen. Es liegt hierüber alles in den Worten, die Schiller seinem Fiesko in den Mund legte: „Berstübe den Donner in seine einfachen Spitzen, und du wirst Kinder damit in den Schlamm fangen: schmelze sie zusammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen.“ — Die Aufmerksamkeit darf daher nicht auf die Theile hin und von dem Ganzen abgelenkt werden, und darum ist erforderlich, daß so wenig als möglich Einzelheiten angedacht werden. Eine geräumige Kirche, sagt Raup, worin man eine Menge niedriger Säule über einander, eine Decke voll kleiner Schmuckwerke, viele Gemäde, kleine Altäre und dergleichen erblickt, hätte nichts Großes.“ Alles, was nicht dient, das Ganze anschaulich zu machen, muß daher vermieden, wenigstens nicht hervorgehoben werden.

Alles dieses scheint sich nur auf Darstellungen der Künste des Raumes zu beziehen, allein es gilt auch für die Künste, welche das subjektive Erhabene darstellen, welches auch ein Erhabenes der Kraft ist, mag es rein intellektuell oder ethisch sein. Was als solches zu sagen ist, das muß, um seine Wirkung nicht zu verfehlen, in so wenige Worte als möglich eingekleidet sein, kurz, gedrungen, auf die einfachste Weise ausgedrückt, denn das Erhabene und Große bedarf, wie die echte Würde, keines Prunks und Gepranges. Longin schon fand es bei der

Mosaïschen Schöpfungsgeschichte wahrhaft erhaben, daß Gott nur sagt: Es werde Licht! — Es ward Licht. — Bei Corneille sagt die Vertraute der Medea zu ihr:

Votre pays vous hait, votre époux est sans foi
Dans un si grand revers, que vous reste-t-il? — Moïse

Nur dieses: Moï! sagt Medea. — Aber in diesem einzigen Worte liegt ihre ganze Erhabenheit, und den Eindruck hätte jeder Zusatz nur schwächen können. Das Erhabene, welches darin liegt, ist in dieser gedrängten Kürze vollkommen klar demerkbar gemacht, größere Ausführlichkeit, Zergliederung, Eingehen in Einzelheiten hätten den Eindruck herabgestimmt. Man prüfe nur in dieser Beziehung die Mosaïsche Schöpfungsgeschichte und sehe, ob der nachfolgende Bericht von dem Schöpfungsworte denselben Eindruck macht, wie jener Anfang, und erwäge, worin der Grund hiervon liegt. Es dürfte hier zugleich der Fall eintreten, wo die Erhabenheit in Ruhe stärker wirkt, als die Erhabenheit in Bewegung, also der umgekehrte Fall, wie er bei dem Erhabenen des Pathetischen eintritt. Sehr richtig hat hierüber Naass in der Rhetorik bemerkt: „Eine Ruhe, die bei brüchenden Leiden kein Gefühl derselben merken läßt, kann groß und erhaben sein; aber sie ist nichts ästhetisch Großes, denn sie zeigt uns die Kraft nicht, womit sie dem Drude, der Last widersteht. Oder, es kann eine große Stärke des freien Willens dazu gehören, eine Menge kleiner, beschwerlicher Handlungen vorzunehmen und dabei auszuharren; aber ästhetisch groß ist das nicht. Die Größe ist hier in zu viele bemerkbare Theile getheilt.“

Es gibt keine schöne Kunst, welche nicht Mittel hätte, das Erhabene darzustellen, man müßte denn die schöne Gartenkunst ausnehmen; es macht aber einen Unterschied, ob eine solche Kunst ihren Gegenstand gleichzeitig oder in Succession darstellt. Nur eine Kunst der ersten Art, die unmittelbar das Ganze zur Anschauung bringt, kann folglich den Totaleneindruck bewirken, bei den andern kann er nur mittelbar bewirkt werden, weil erst bei der Vollendung des allmählig Gegebenen die Idee hervortreten kann, die in dem Ganzen zur Darstellung gebracht werden sollte. Da nun in ihr nur das Erhabene liegt, so kann auch erst mit Ergriffung derselben das Gefühl des Erhabenen entstehen. Das Einzelne muß nun allerdings mit der Idee des Ganzen einfließen, allein daraus folgt nicht, daß jedes Einzelne auch an sich erhaben sein solle, und am wenigsten durch so concentrirte Kürze wie in den angegebenen Fällen, so daß lauter Pathos entstehen könnten. Esparman und an rechter Stelle gebraucht wird diese Kürze gewiß höchst wirksam sein; unentbehrlich aber ist die Kürze, welche bei Einzelheiten nicht länger verweilt, als wesentlich nöthig ist, um durch Ergriffung der Idee in erhabene Stimmung versetzt zu werden. Ein Mittel hierzu ist allerdings das Pathos, allein nicht alles Pathetische ist erhaben, und man irrt, wenn man den Ausdruck des starken, bis zur Fehigkeit gesteigerten Affekts dafür hält, ohne zu bedenken, was diesem zum Grunde liegen muß, um für erhaben zu gelten. Wie mit dem Pathetischen, so ver-

hält es sich aber auch mit den übrigen Graden und Modifikationen des ästhetisch Erhabenen. (H.)

ERHARD (Joh. Gottlieb), Professor der Medicin zu Erfurt, war daselbst am 9. Dec. 1751 geboren, studierte auf dem evangelischen Gymnasium und seit 1768 auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie und Medicin, und setzte das letzte Studium seit 1771 in Berlin fort, wo er sich vornehmlich, unter Wedel und Walther, der Anatomie befleißigte. Nach Erfurt zurückgekehrt, erhielt er daselbst am 20. Dec. 1775 (nach Vertbeibung seiner Inauguraldissertation: De variis Sulphur auratum Antimonii parandi methodis ejusque usu) die medicinische Doctorwürde, und widmete sich der ärztlichen Praxis, seit 1781 aber zugleich dem akademischen Lehramte als Privatdocent. In demselben Jahre vereinnigte er sich mit seinen Freunden, den Professoren W. B. Trommendorff und Planer, zur unentgeltlichen Beforgung des neu eingerichteten klinischen Instituts, welches gleichzeitig die Pflege der kranken Stadtkranken (für welche die Stabimariensasse nur die Kosten der Arznei trug) und die praktische Bildung angehenden Ärzte bezweckte; und seitdem blieb diese Anstalt die unveränderliche Begleiterin und angelegentlichste Aufgabe seines ganzen Lebens. — Im J. 1785 wurde er als Professor bei dem anatomischen Theater der Universität angestellt, jedoch mit der Bestimmung, zugleich die Stelle des für sein Amt unrichtig geordneten Professors der Anatomie zu vertreten; sodas von dieser Zeit an der ganze anatomische Unterricht ihm allein oblag. Im J. 1789 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt und ihm dabei das Lehramt der Anatomie (mit Beibehaltung der Functionen und Emolumente eines Professors) förmlich übertragen; die Hoffnung, in demselben Jahre an Planer's Stelle als ordentlicher Professor (wogu er vorgezogen war) in die Facultät einzurücken, ward ihm aber durch Heber's Berufung vereitelt; erst 1800 erlangte er die Beförderung zum ordentlichen Professor und Affessor der medicinischen Facultät (gegen Verzichtleistung auf den bisher noch gegessenen Professoratsthal), und 1811 wurde er Senior seiner Facultät. — Als Lehrer war sein Hauptfach, wosol nach innerer Neigung als durch äußeren Beruf, die Anatomie, und diese war vor ihm in Erfurt noch nie mit solcher Sorgfalt und Gründlichkeit in ihrem ganzen Umfange, mit Berücksichtigung ihrer feineren Zweige, und zugleich mit praktischer Tendenz, besonders auch in ihrer Anwendung auf die Chirurgie, gelehrt und geübt worden, wie es durch ihn geschah. Neben der Anatomie lehrte er von Zeit zu Zeit auch andere Zweige der Heilkunde, besonders Physiologie und Chirurgia medica. (Nur vorübergehend hatte er nach Planer's Tode auch die Chemie übernommen, so lange bis dies Lehrfach, in J. B. Trommendorff, wieder mit einem eignen Lehrer besetzt war.) Seit 1810 gab er, wegen vorgeschrittenen Alters und geschwächter Gesundheit, die Anatomie ganz auf, und überließ dies Fach seinem Collegen Pflüme, während er Physiologie, Pathologie und Therapie für sich beibehielt; doch hatte er schon vorher mehrmals einzelnen Studierenden privatissime den ganzen Cursus der Phil-

kunde vorgetragen. Eine besondere Richtung seines gemeinnützigen Wirkens war sein Bemühen um eine wissenschaftliche Bildung der Wundärzte, deren Bedürfnisse ihm aus eigener Erfahrung bekannt waren. (Sein Vater, Georg Heim. Erhard, war Universitäts- und Stadtchirurgus, ein in seinem Fache überaus geschickter Mann; auch einige seiner Verwandten gehörten dem Stande der Chirurgen an.) Aus eigenem Antriebe gab er daher den Lehrlingen und Gehilfen der ehrsüchtigen Chirurgen viele Jahre lang besondere Vorlesungen über Anatomie, Chirurgie und andere ihnen nützliche Theile der Heilkunde, ohne dafür eine andere Belohnung zu erhalten, als eine Entschädigung an Holz für die Heizung des Lehrsimmers. Mit gleicher Uneigennützigkeit widmete er sich der Leitung des klinischen Instituts, dessen Direction er 1789, nach Planer's Tode, übernommen hatte, und ohne die geringste Belohnung, mit unermüdblicher Treue und Ausdauer, unter oft sehr schwierigen Verhältnissen, bis 1817 verwaltete. — Zu verschiedenen Zeiten war er auch im Fache der Medicinalpolitik geschäftig. Bei der 1799 in Erfurt errichteten, aber nach wenigen Jahren, in Folge der eingetretenen Regierungsveränderung, wieder eingegangenen Sanitätscommission, die sich um Verbesserung des Medicinalwesens, Ausbreitung der Pflanzerei und anderer Mißbräuche, große Verdienste erworb, war er eins der thätigsten Mitglieder; und bei dem während der französischen Occupation im J. 1807 errichteten Medicinalcollegium wurde er sogleich zum ersten Mitgliede, und bei dessen neuer Organisation im J. 1810 zum Director ernannt; die Auflösung des Medicinalcollegiums durch die wiedergekehrte preussische Regierung im J. 1814 entband ihn dieses Amtes, jedoch ohne alle Entschädigung. — Zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Naturforscher wurde er 1790, in die Akademie der Wissenschaften zu Erfurt erst 1814 aufgenommen. — Im J. 1813 wurde er zum Rector der Universität erwählt, und verwaltete dieses Amt bis zur Auflösung desselben im Nov. 1816. Kurz vor dieser Katastrophe, am 8. Nov. 1816, ehrte ihn noch die philosophische Facultät durch Überreichung ihres Doctordiploms. — Da er, wegen zunehmender Schwäche und Kränklichkeit, nach den großen Anstrengungen, welche die Epidemie der Jahre 1812—1814 ihn gekostet hatte, sich genöthigt sah, auch von der ärztlichen Praxis sich allmählig zurückzuziehen, so verließ er seine letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit, und starb am 22. Juli 1822. — Obgleich er in allen Haupt- und den meisten Hilfswissenschaften seines Faches die gründlichsten Kenntnisse besaß und mit der Literatur desselben bis zum späten Abend seines Lebens fortgeschritt, so hat er selbst doch diese Literatur nicht mit größeren Werken bereichert; denn Plane dieser Art, die er sowohl im Fache der Anatomie als der Therapie entworfen hatte, und bei deren Ausführung ihm eine reiche Erfahrung zu flatten gekommen wäre, wurden theils durch seine praktischen Geschäfte, theils durch seine Kränklichkeit vereitelt; es sind daher nur kleinere Schriften von ihm erschienen, die aber zum Theil sehr merkwürdige Beobachtungen enthalten *). (H. A. Erhard.)

*) Die bedeutendsten derselben sind: 1) De involuntario et

ERHARD (Christian Daniel). Dieser ausgezeichnete sächsische Jurist ward am 6. Febr. 1759 zu Dregden geboren, wo sein Vater als Hofrath lebte. Seine Mutter war die Tochter des Hofmedikus und Mathematikers Peter Höbe, welcher sich namentlich durch die Erfindung einer eigenen Gattung großer parabolischer Brennspiegel bekannt machte. Stets sprach C. mit der dankbaren Verehrung von dem Thum und Wesen seiner Mutter, und erkannte es laut und freudig an, daß gerade durch sie seine geistige Ausbildung sehr wesentlich gefördert worden. Den ersten Unterricht empfangt er von dem späterhin als Lehrer der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden angestellten Professor Weller, welcher sieben Jahre lang mit größter Treue die wissenschaftliche Bildung Erhard's leitete, bis derselbe in seinem 18. Jahre die Universität zu Leipzig bezog.

Die bisherige innige Verbindung zwischen Lehrer und Zögling setzte sich durch einen Briefwechsel fort, der zwischen beiden bis zu dem Tode des Ersten im J. 1781 ununterbrochen geführt wurde. Erhard selbst hat stets den Nutzen dieser schriftlichen Unterhaltungen für die weitere Ausbildung seines Geistes sehr hoch angeschlagen. In wissenschaftlicher Rücksicht wurde Erhard vielleicht nicht der so klare, selbständige Denker geworden sein, als welchen er späterhin in jeder Beziehung sich zeigt, wenn nicht Weller durch emporbringende Beurtheilung von dessen Jugendversuchen diesen zum Vorwärtstreben und Selbstdenken unablässig aufgemunter und auf die Hauptgesichtspunkte hingewiesen hätte, von welchen aus einem wahrhaft anerkennenswerthen Ziele entgegengearbeitet werden mußte.

In Leipzig fand Erhard außer Gösar, wadem er von Weller besonders empfohlen war, auch andere würdige Männer, die ihn bei Einrichtung seiner akademischen Studien mit Rath und That unterstützten, und ihm besonders die Wichtigkeit der Vorbereitung- und Hilfswissenschaften für sein künftiges, juristisches Berufsleben nachdrücklich an das Herz legten. Namentlich erwarben sich Böhmke, Globius, Eck, Platner und Wend dieses Per-

continuo loci stillicidii peculiaris ab causis notabili. (Erf. 1790. 4. [Sein Eintrittsprogramm als Prof. der Anatomie.]) 2) Diss. anat. praeternaturalis et rarum obstructions alvi causam et inde pendens tympanium. (Erf. 1790. 4. [Die anatomisch-pathologischen Beobachtungen, welche diesen beiden Schriften zum Grunde liegen, hat er auch in den Nov. Act. Acad. Nat. Curios. T. VIII. betitelt gemacht.]) 3) Diss. anat. observationes clinicae, quarum op. Florum Zinci vires in morbis aethnomatic examinantur. (Erf. 1791. 4.) 4) Prospectus Febrim per annum 1789 Erfordiae regnantium. (Erf. 1792. 4.) 5) Diss. de damno ex nimia humidorum ad lectum aegri frequentia. (Erf. 1792. 4.) 6) Diss. de Secretions locali usui et sufficiente. (Erf. 1799. 4.) (Gegen die, unter andern von Bilem behauptete, Anaemie geheimer Wege, welche den Urin unmittelbar aus dem Darmkanal in die Urinblase führen sollten.) — Eine von ihm mitgetheilte anatomisch-pathologische Beobachtung hat öfter seinen Anlaß: Ueber das schwere Säubern der Kinder (im Magen) für die pathologische Anatomie und Physiologie. 1. P.), eingeleitet. — Ben den, während seines Rectorsats unter seinem Namen erschienenen, Programmen sind die für 1813, 1814 und 1816, die Universitätsbibliothek und die Geschichte der Universität betreffend, von mir, das für 1815 vom Prof. Klingstedt geschrieben.

dienst um ihn: Männer, deren Eigenthümlichkeit nöthigsten gar sehr dazu diente, ihm jene Nothilfe für mehrere sehr verschiedenartige Fächer der allgemeinen Literatur beizubringen, die ihm späterhin bei seinen sich so vielfach gestaltenden literarischen Arbeiten auf das Beste zu statten kam. Über die einzelnen Theile der Philosophie hörte er Casar und Platner; beide als Philosophen sehr verschieden, und doch auf gleiche Weise geeignet, ihre Schüler zum Selbstdenken zu veranlassen. — Der ältere Globius und Eck führten ihn in das wichtige Gebiet der deutschen Sprache und Literatur ein; das classische Alterthum aber, dessen hoher Werth ihm schon durch Welter's trefflichen Unterricht deutlich gemacht worden, trat ihm durch die treue Anleitung des verdienstvollen Reiz in ungetrübler Klarheit jetzt so nahe vor das geistige Auge, daß er den von dorthier strömenden Erkenntnisquellen stets vorzugsweise zugehen blieb. Der Jahre lang fortgesetzte Besuch von Reizens Privat-Übungen in der lateinischen Sprache führte ihn immer tiefer in die innersten Grundrunden der Philologie ein, und je bestimmter er sich auf diesem Wege davon überzeugte, daß gründliche Sprachkenntniß der große Hauptschlüssel zu aller Gelehrsamkeit sei, desto weniger versäumte er auch das Studium der neueren fremden Sprachen; nicht nur benutzte er die Zeit der Universitätsferien dazu, den schon früher in Dresden durch Andreoli erhaltenen Unterricht in der italienischen Sprache fortzusetzen, sondern ließ sich auch durch Huber, Hempel und Rogler näher mit den Eigenthümlichkeiten der französischen und englischen Sprache vertraut machen, und legte damals schon den Grund zu einer Fertigkeit in der Handhabung dieser Idiome, welche ihm später als Übersetzer des Guizot, Algernon Sidney und Vauvenet, sowie der Rapolleoni'schen Gesetzbücher gar sehr zu statten kam.

Hatte er sich aber auf diese Art den Hauptzugang zur rechten Gelehrsamkeit eröffnet, so wandte er sich nun auch dem Studium der Geschichte mit regem Eifer zu. Seine vorzüglichsten Führer auf diesem Wege, Böhm, Wend und Hilscher, waren wieder ganz geschaffen, ihm das wahre Ziel dafür im rechten Lichte zu zeigen. Durch Böhm's vorlesendes Beispiel lernte er gediegenes Quellenstudium ebenso schätzen, wie tatvolle Bearbeitung des gesammelten Materials; lernte einsehen, daß zwar zunächst Arbeitsamkeit dazu gehöre, um des überreichen Stoffes der Geschichte möglichst Herr zu werden, daß aber die so gewonnenen Resultate dann auch einer scharfen Kritik zu unterwerfen seien, wenn anders dem historischen Wissen ein praktischer, für das Leben der Gegenwart wichtiger Werth ausgesprochen werden solle: mit einem Worte, daß der Historiker nicht bloß gelehrt und kenntnißreich, sondern auch gefinnungsvoll sein müsse, um den ersten Preis in seiner Wissenschaft mit Recht zu erhalten. Von Wend lernte er die Kunst, entgegenstehende historische Facta mit unparteiischer Ruhe abzuschaätzen, und sich durch eine große Menge heterogenen Stoffes ohne Jagen hindurchzuarbeiten; in Hilscher aber stellte sich ihm ein lebendiges Bild offenerzigter Freimüthigkeit dar.

Auch auf den Gebieten der Rechtswissenschaft standen Lehrer, die ihn sehr förderten. Er war noch so glücklich, den mit Recht berühmtesten der damaligen leipziger Juristen, Karl Ferdinand Hommel, als geistreichen Lehrer im Gebiete des Criminal- und Kirchenrechts vor sich zu sehen: einen Mann, dessen entschiedenster Vorzug in der Schärfe seiner Urtheilskraft und in dem sichern Takte für gleich treffende Behandlung praktischer, wie theoretischer Gegenstände der Jurisprudenz sich ausprägte, und dessen Lebhaftigkeit auch noch im höheren Alter jeden geistig nicht ganz vernachlässigten Zuhörer an sein Gebiet zu fesseln verstand. Der geistige Einfluß eines solchen Lehrers auf einen solchen Schüler mußte bedeutend sein. Sehr nützlich beim Studium der übrigen Fächer der Jurisprudenz wurden ihm der ebenso originale, als grundgelehrte Sammet im Bezug auf das römische Recht, Kau rücksichtlich der Pandekten, Eger im Bezug auf das deutsche Privatrecht, Einert hinsichtlich der Processwissenschaft, und Zoller im Betreff der Rescriptkunst. Die gerichtliche Arzneiwissenschaft, so wichtig für den künftigen Criminalisten, erläuterte ihm Ernst Platner, mit dem er in vielfacher Geistesverwandtschaft stand, während dessen älterer Bruder, Friedrich Platner, als eleganter Jurist ebenso ausgezeichnet, wie der zu sehr verborgene Johann August Bach, noch zu Erhard's juristischen Lehrern gehörte. Uebrigens brachte ihm der vertraute Umgang mit seinem engverbundenen trefflichen Freunde, dem nachherigen Professor D. E. B. G. Hebenstreit, sehr viele auch für den Juristen interessente medicinische Kenntnisse nahe.

Wurde ihm auf diese Art durch sein Lehrerpersonal allerseits ein so reiches Feld der Erkenntniß aufgeschlossen, daß sein vielbegabter lebhafter Geist das Streben nach einer höchst umfassenden Durchbildung ganz natürlich finden mußte, so trug in anderer Beziehung auch der nähere Verkehr mit mehreren ausgezeichneten akademischen Freunden wesentlich dazu bei, ihn einem solchen Ziel entgegen zu führen. Jünger, Meißner, Prentemore und Huber waren seine Studiengenossen, und es konnte nicht fehlen, daß der nähere Umgang mit diesen Freunden auf jene vielfältige Geistesbildung einwirkte, die ihm nachher vorzugsweise Ruhm und Anerkennung erwarb.

Noch hatte Erhard sein akademisches Triennium nicht ganz vollendet, als er schon (am 10. Oct. 1780) unter Hommel's Vorzug seine größtentheils historische Abhandlung De Vicariatu Saxoniae verteidigte, hiermit aber der damaligen Einrichtung zufolge, sich gefühlig den Weg dazu bahnte, künftig einmal aus das Aischersorfer in der Juristenfacultät als Dozentem Anspruch machen zu können; weshalb er auch im Mai 1781 das juristische Examen pro Baccalaureato bei derselben Facultät darauf folgen ließ. Indessen hatte er bei der lebhaftesten Beschäftigung mit den mancherlei, an sein Thema angrenzenden staats- und völkerrrechtlichen Materien, auf eine künftige diplomatische Laufbahn für sich gedacht, und er ging im Frühjahr 1781 wirklich mit dem Plane nach Dresden zurück, sich diesen Lebensweg zu eröffnen; und die nähere Verbindung, in welche er hier mit dem damaligen geheimen Rendanten und späteren Kanzler, von

Burgsdorff trat, war nicht ungeeignet, die Realisation jenes Planes zu befördern; allein die beiden Minister, von Gutschmidt und von Buth, denen sein aufstrebendes Talent nicht unbekannt geblieben, waren überzeugt, daß dessen Lebhaftigkeit und vielseitige Bildung bei der akademischen Laufbahn einen weit freieren, begablicheren Spielraum finden werde, als auf dem engbegrenzten Terrain eines Gesandtschaftssecretariats, als dem höchsten diplomatischen Ziele, welches damals in Sachsen von einem Nichtadeligen erstrebt werden konnte; weshalb ihr gemeinsamer Rath dahin ging, daß Erhard sofort die akademische Laufbahn in Leipzig betreten möge. Der Rath war gut, und Erhard besaß schon damals Selbstkenntnis genug, dies wahrzunehmen: er ging im Februar 1782 wieder nach Leipzig, promovierte und disputierte binnen drei Wochen sowohl bei der philosophischen, als bei der juristischen Facultät, und trat bereits im Mai als Privatdocent der Rechtswissenschaft auf. Das einzige Bedenken bei der Wahl dieser Laufbahn war die geringe, darin liegende Sicherheit für seine Subsistenz; allein da er wenige Monate nach seiner Doctordisputation nicht nur die Advocatur beim Oberhofgericht und Consistorium erhielt, sondern auch die juristische Praxis des als Hofrath und Beiden berufenen damaligen Oberhofgerichtsadvocaten D. Wiedermann — des späteren Geheimen Finanzdirectors und Reichsfreiherrn — zur ferneren Besorgung übernahm, so ward auch dieser Stein des Anstoßes beseitigt.

Ein noch weit höherer Vortheil aber ging für Erhard aus dieser Stellung insofern hervor, als die dadurch bedingte fortdauernde praktische-juristische Thätigkeit dem theoretisch-juristischen Material, welches er als akademischer Dozent im Interesse seiner Zuhörer auf das Katheder brachte, mehr als einen höchst wichtigen Stützpunkt gab, und so die gesammte Geltung seiner wissenschaftlichen Vorträge bedeutend verstärkte. Da nun auf der andern Seite die wissenschaftliche Durcharbeitung mehrer juristischen Disciplinen für die Bedürfnisse des akademischen Lehrstuhls wieder in seine praktische Thätigkeit eine sofort bemerkbare innere Größwirkung brachte, so wurde dadurch zwischen diesen beiden Hauptfächern seines Berufs die trefflichste Wechselwirkung begründet, und eben dadurch die Gesammtheit seiner Leistungen allmählig jener Vollkommenheit entgegengeführt, welche sich auf dem Hödpunkte seines Lebens so unübertrefflich darin aussprach. Seine im J. 1783 erfolgende Ernennung zum Beisitzer des damaligen Landesgerichts der Rechts- und Aussen der Jurisprudenz, sondern auch kurz nachher (1794) Beisitzer beim Oberhofgericht; und die auf alle Fortschritte der Geseßgebung im Auslande fortwährend höchst aufmerksame russische Regierung ernannte

ihn unter Gehaltvertheilung im J. 1805 zum correspondirenden Mitgliede der kaiserlichen Geseßcommission in Petersburg. Ueberhaupt aber stieg auch im Auslande Erhard's Ruf, namentlich in Beziehung auf Geseßgebung, immer höher. Er hatte ja auch sehr zeitig schon den innern und äußern Entwicklungsengang der italienischen, englischen und französischen Geseßgebung und Rechtslehreksamkeit zu einem besondern Studium gemacht, und seit 1791 hierin fast mehr geleistet, als irgend ein anderer damaliger deutscher Jurist. Auch mußte seine stete Aufmerksamkeit auf fremdes Recht bei seinen Zeugnissen um so größern Eindruck machen, da er einerseits durchaus kein blinder Bewunderer ausländischer legislativer Leistungen war, sondern offen gestand, was ihm weniger passend daran erschien, andererseits aber auch keine Gelehrtheit versäumte, über treffliche deutsche Leistungen in diesem Gebiete sich mit ebenso viel Anerkennung auszusprechen, ja, mitunter auch die Vorzüge dieser heimischen Producte vor den fremden deutlich in das Licht zu setzen.

Nachdem er im J. 1809 zu Folge der damaligen neuen Einrichtungen bei der Universität, die gleichzeitig gestiftete ordentliche Professur des Criminalrechts erhalten hatte, ward er bald darauf zum Ehrenmitgliede der Universität zu Wilna ernannt, und wenn ihn hierdurch abermals das Ausland ehrte, so schloß sich hieran sehr bald eine noch bedeutendere Anerkennung seiner Verdienste im eignen Vaterlande, indem er im J. 1810 durch ein besonderes Rescript von dem vereinigten Könige Friedrich August von Sachsen, den ehrenvollen Auftrag erhielt, einen Entwurf zu einem neuen Criminalgesetzbuche für das Königreich Sachsen auszuarbeiten. Leider aber überlebte er diesen Beweis der richtigen Werthschätzung seines Geistes von Seiten des Vaterlandes nur kurze Zeit; denn schon am 17. Febr. 1813 erlitt ein Nervenschlag sein Leben, nachdem er nur wenige Tage krank gewesen. Daß die trüben politischen Verhältnisse jener Zeit wesentlich zu seinem Tode beigetragen, darüber herrscht unter denen, welche ihm in der letzten Zeit seines Lebens persönlich nahe gestanden, nur eine Stimme. Wochte auch wirklich um diese Zeit die durch geistige Anstrengungen aller Art allmählig herbeigeführte Erschöpfung seiner Kräfte sich unübertrefflich geltend machen: ohne die gleichzeitige Einwirkung der banger, politischen Lageverhältnisse wäre er doch vielleicht seinen Freunden und der Wissenschaft noch länger erhalten geblieben. Freilich aber wurde dies von der Mehrzahl seiner Freunde darum nicht so wahrgenommen, weil sein reichbegabter Geist auch die Fähigkeit besaß, mit der lebendigsten Energie über den erkrankten Körper zu herrschen, und weil zugleich seine vollübergeige Humanität, wie sein feines Gefühl ihn stets bestimmten, keinen gesellschaftlichen Kreis durch Trübsinn zu verstimmen, sondern vielmehr in besser Art zu dessen Erhellung beizutragen. Nur ganz vertrauten Freunden gegenüber gab er es zuweilen ausdrücklich kund, wie wenig Gesallen sein freier Geist an dem politischen Drucke der Gegenwart finden könne; aber dann waren auch grade dies gewichtvolle Anklänge aus seiner tiefsten Seele, die

doppelt ergreifend wirken mußten. Einen sehr bezeichnenden Beleg hierzu geben unter andern einige Verse aus einer poetischen Rede, welche er, als Meister vom Stuhl der Freimaurerloge zur Winckel in Leipzig, am Johannisstage 1807 hielt, und wo er für jedes deutsche Herz fast unerschöpflichen politischen und sozialen Verdienste des Tages mit großer Breite charakterisirte, indem er die Worte einfließen ließ:

Ofters herrscht mit darter Haß
Kede Mäurer, wildes Streben;
Sich dem Schicksal mankt das Leben,
Wenn der Sturm der Nothsucht braust.
Nirgend, nirgend gilt die Wahrheit,
Nirgend, nirgend alte das Recht;
Schwarze Mächte weiche die Arbeit,
Und der Drack schweigt als Knecht!
Und der Ruhm suchst Zaubereien,
Und der Hab suchst rege Oere,
Und der Arme Genereiden,
Und der Dunkel falscher Wärdien,
Und des Manges eitle Dier,
Adten, was im Herzen leidet,
Kennen, was die Gerechtigkeit,
Fügen aus der Menschheit Spur.
Alle Herzen sind verdorren,
Alle ist vom Gieße gewichen,
Und es blühet die Natur“).

Dieses Gefühl, echte Humanität, wahre Herzengüte, seltene Unselbstständigkeit, lebhafter Eifer für alles Gute, Wahre und Schöne bildeten die Hauptzüge seines Charakters. Ebenfalls mußte er bald der Liebhaber Aller werden, mit denen er in nähere geistige Verbindung kam; und je reichere Mittel ihm die Vielseitigkeit seines Geistes an die Hand gab, sich als den Mittelpunkt und hervorragenden Leister jedes gebildeten gesellschaftlichen Vereines zu zeigen, dessen Haltung ihm wahrhaft zusagte, desto dankbarer wurde es natürlich anerkannt, daß er stets nur mit der größten Bescheidenheit und Urbanität hiesigen Gebrauch machte, und einen ganz eigenen, seinen Takt dafür entwickelte, jedem Gesellschaftsmitglied die möglichste freie Bewegung zum Besten des Ganzen zu sichern, und sehr oft nur die zweite oder dritte Rolle da zu übernehmen, wo ihm der einflussreiche Wunsch seiner Freunde schon die erste zuerkannt hatte. Auch die von ihm selbst während einer ziemlich Reihe von Jahren jedes Winterhalbjahr hindurch sonntäglich veranstalteten Privatcirkel für geistiges Vergnügen und literarische Unterhaltung bildeten den Betätigungspunkt der feinsten Gesellschaft von Leipzig, ohne daß von seiner Seite nur die geringste Dilettation und Selbstgefälligkeit dabei hervortrat. Wenn dabei seine heitere, witzige Laune ganz ungesucht den sichersten Anhaltspunkt für das geistige Vergnügen gewährte, so vermochte selbst die nicht selten ihm entschlüpfenden satirischen Ausdrücke das Gefühl der allgemeinen Freude nicht durch bittere Nachempfindung zu stören; die Berührung blieb immer fein genug, um selbst den Geringsten verzeihlich zu erscheinen; und zwar um so mehr, da sie sofort bemerken mußten, es verstehe

sich ihre scherzhafter Gegner auch sehr gut darauf, gegen ihn gerichtete Satire mit heiterer Miene in Empfang zu nehmen.

Erschienen nun aber der heitere, lebenslustige Mann bei anderer Gelegenheit von ernsten Dingen, so machte dann die eigenthümliche Würde und Innigkeit seines Vortrags, die ungeschliche Einfachheit der Darstellung, die Alles, was er sagte, als von selbst sich darbietend erscheinen ließ, um so größeren Eindruck, und jeder dadurch so bereitwillig von Erhard beschränkte römische Endzweck gewann somit ringsum doppelt an Werth und Eindruck. Namentlich gilt dies von seiner mauererischen Wirksamkeit.

Seit dem ersten Beginn seines Dozentenlebens bis zu seinem Tode war Erhard stets ein sehr thätiger Lehrer, und hat nicht nur über juristische Propädeutik und Encyclopädie, Naturrecht und praktisches Recht, praktisches Gefandtschaftsrecht, allgemeines und sächsisches Staatsrecht, teutsches und sächsisches Criminalrecht und Criminalproceß und Rechtskunst, sowie über römische Rechtsgeschichte und Institutionen, sondern von Zeit zu Zeit, namentlich früherhin, auch über sächsisches Privatrecht und dessen Geschichte, über teutsche Rechtsgeschichte und teutsches Staatsrecht, über die Rechtsalterthümer, über teutsche Reichsgeschichte, über das Adels-, Dorf- und Bauernrecht, über die Hermentail des römischen Rechts und über die allgemeine Politik, so sogar über Civilproceß, kanonisches Recht und Lehrentrecht, und, vermöge seiner Mitgliedschaft in der philosophischen Facultät, auch über praktische Philosophie und über teutschen Epi Vorträge gehalten. Einen Gegenstand, über welchen er während der letzten zehn Jahre seines Lebens die allerbesten Vorträge hielt — die Theorie der Gesetzgebung — hatte er absichtlich erst so spät in den Kreis seiner Vorlesungen gezogen, weil ihm Alles daran lag, vorher das nöthige praktische Materiale dazu ganz zu seiner geistigen Disposition zu bringen, was ihm auch wirklich mit glänzendem Erfolge gelang.

Was seinen mündlichen Vortrag anlangt, so muß man hierbei sein erstes Auftreten genau von der spätern Zeit unterscheiden. Es mag wol wahr sein, daß Anfangs sein Vortrag etwas declamatorisch und gesucht erschien; diese Eigenheit findet sich beinahe an jedem Dozenten von mehr als gewöhnlichen Anlagen, der so jung wie Erhard, das Katheder besitzte; denn da er noch nicht Stoff genug bereit haben kann, um dies bloß durch die Neuheit der Gegenstände seines Vortrags zu bewirken, liegt ihm in der That nichts näher, als mit allem Eifer eine Neuheit der Kleidung desselben zu erstreben, bei welcher es in diesem Alter rein unmöglich fällt, gesuchte, unnatürliche Wendungen ganz zu vermeiden. Allein je stärker bei Erhard die Urtheilskraft war, desto weniger konnte ihm selbst das Fehlerhafte dieses Verfahrens lange verborgen bleiben; und je mehr er von Tag zu Tage Herr über seinen Stoff ward, desto ernstlicher dachte er darauf, diese zwar leuchtenden, aber nicht wärmenden meteorora orationis zu besitzigen. Daß es ihm gelang, davon gab der, nicht bloß täglich zunehmende

*) Vergl. Ghr. D. Erhard's Nachgelassene Schichte, herausgegeben von D. Friederich. (Gera 1825.) S. 67.

menne, sondern auch mit Aufmerksamkeit ihm treu bleibende Kreis seiner akademischen Zuhörer einen von Semester zu Semester sich selbst verstärkenden Beweis.

Was aber ganz besonders dazu beitrug, ihn den richtigen Ton für den akademischen Vortrag stets finden zu lassen, war die durch vielfachen geselligen Umgang außerordentlich bei ihm geschärfte Menschenkenntniß, mit welcher er schon nach den ersten Wochen des Semesters die psychologische Eigenthümlichkeit der Mehrzahl seiner jedesmaligen Zuhörer gleichsam still für sich heraus zu fühlen vermochte: wonach es seinem Genie dann um so leichter fiel, das, was er überhaupt nach der Tendenz der Vorträge mittheilen konnte, grade an den geistigen Gesichtskreis dieser Zuhörer anzupassen. Wurde schon hierdurch das Interesse an seinen Vorträgen lebendig angeregt, so steigerte sich dasselbe noch mehr, als die ihm umgebenden jungen Männer es immer deutlicher wahrnahmen, daß Erhard's scharfe Urtheilskraft sich nur in klaren, deutlichen Begriffen gefalle. Er konnte aber in Bezug auf die eindringliche Klarheit der von ihm entwickelten Begriffe und Ideen um so Größeres leisten, da ihm dieselbe vermöge der von Jugend auf, durch Meißer's Verdienst, stets in ihm wirksam gebliebenen gleichmäßigen Fortbildung aller seiner Geisteskräfte ganz zur andern Natur geworden war; so daß sein ganzes wissenschaftliches Streben ohne diese Klarheit sich gar nicht denken ließ.

Körnte nun auch, namentlich in der letzten Periode seines akademischen Wirkens, dessen vielbewegtes geselliges Treiben nicht weniger, als seine ausgebreitete literarische Thätigkeit Anlaß genug zu mancher Unterbrechung seiner akademischen Vorträge geben: sein Genie wußte diese Störungen reichlich zu ersetzen, indem es jeden quantitativen Abgang sofort qualitativ ausglich; und sein Studirender trug Bedenken, das Gesamtergebnis als ein wahrhaft erfreuliches und fruchtreiches zu bezeichnen.

Die letzte Abrundung der vielfachen Kenntniße, welche aus Erhard's reich begabtem Geiste auf seine Zuhörer übergingen, pflegte in seinen praktischen Übungscollagen zu erfolgen; namentlich in dem, welches getrennt von seinem gewöhnlichen Melatorium, oder dem Vorträge über die Kunst, Rechtsfälle zum Besten einer richterlichen Entscheidung zu vergliedern, — darauf bezuhen war, den Studirenden sphißische Fertigkeit in der Ausarbeitung juristischer Aufsätze jeder Art zu verschaffen. Bei diesem praktischen Übungscollagen war es ihm erwünscht, einem kleineren Kreise gegenüber thätig zu sein; weil es hierbei nicht bloß auf theoretische Entwicklung gewisser Grundsätze, sondern auch auf wirkliche Anwendung der aus diesen Grundsätzen fließenden Regeln ankam, und also die Selbstthätigkeit seiner Zuhörer fördernd in weitestender Lebendigkeit zu erhalten war. Rücksichtlich des sphißischen Abtheils solcher Arbeiten konnte aber Erhard's eigene Darstellungsweise für musterhaft gelten; der Werth derselben ward aber noch bedeutend dadurch verstärkt, daß er sich aus frühzeitig schon jene wohlberrechnete Routine in praktischen Arbeiten

angeeignet hatte, die eine Hauptempfehlung für tüchtige Advocaten ist, und daß er sich derselben zugleich selbst so deutlich bewußt war, daß es ihm gar nicht schwer fiel, das, was sich hierüber an Andere mittheilen läßt, seinen Zuhörern verständlich zu machen, und in einer wirklich erreichbaren Entfernung zu zeigen.

Daß ein so thätiger, für alles Gute und Nützliche so lebhaft sich interessirender Mann, wie Erhard, keine Gelegenheit vorbeistie, auch als akademischer Beamter das wahre Beste der Universität kräftigst zu befördern, war sehr natürlich. Die Annalen der leipziger Universität liefern den vollständigsten Beweis hierüber.

Vieles und Bedeutendes ließe sich hierüber berichten, es genüge hier an Einem. Obgleich Erhard keinen Ueberfluß an eigenen irdischen Gütern hatte, und das, was er erwarb, theils durch seinen Einn für geselliges Leben und durch seine fast unerschöpfliche Bereitwilligkeit, Andern zu dienen, theils durch die ihm, wie vielen ähnlichen edeln Männern, eigene, unbesorgte Rücksichtung des Geldes, meistens schneller, als er selbst gedacht, in Anspruch genommen ward — so lag es doch ganz in seinem Charakter, der Universität als Corporation und Studienanstalt auch dadurch zu nützen, daß er ihr auf angemessene Weise fremde Wohlthaten zuwandte.

Tragt man nun noch nach Erhard als Gelehrten; so kann wol nicht bestritten werden, daß das, was er geleistet, ohne angestrengten Fleiß, unablässige Beharrlichkeit im Fortstudiren durchaus nicht möglich war. Allein über- all zeigte sich in ihm das Genie: d. h., die ängstlich abgemessene Arbeitsamkeit eines nur durch vieles Bücherlesen mit der Zeit zu reichem Wissen gelangten Stubegelehrten war niemals seine Sache, und konnte es nicht sein. Je leichter er die leitenden Grundideen der wichtigsten Fächer der Wissenschaft herausfand, je treffender seine durchdringende Urtheilskraft sich überall bewährte, und je glücklicher die wissenschaftlichen Resultate davon besonders deshalb sich gestalten mußten, weil seine gleichmäßige Durchbildung aller seiner Geistesanlagen ihm beim Durchdenken und Erfassen Alles dessen, worauf es eben vorzugsweise ankam, ihm stets den trefflichsten Hilfstand gewährte: desto weniger vermochte er eine aus lauter geheimer Notharbeit zusammengekehrte Kathederpredamerei zum Ziele seines gelehrten Strebens zu machen. Er arbeitete viel, insofern nämlich viel arbeiten bei einem Gelehrten heißt: wichtige Gegenstände mit angespannter Geisteskraft zu Ende führen.

Im vollsten, freudigsten Bewußtsein seiner geistigen Kraft griff er, so oft er sich am Arbeitsstische niederließ, mit deitender Miene und sicherem Takt, ohne langes Herumtasten tief in das reiche Material der Wissenschaft hinein, was er früherhin sich unbedenkt, und wie im Fluge für sich erobert, sofort in Saft und Blut verwandelt, und von seinem treuen Gedächtnis unterstützt, ohne Säumen bei sich selbst verwahrt hatte: und grade darum traten die ebenso vielfachen, als bewundernswürdigen Leistungen seines Geistes stets klar und deutlich,

hell und glänzend hervor, und trugen Erleuchtung und Kraft auf seine Zeitgenossen über.

Die Gegenstände seiner schriftstellerischen Thätigkeit waren Staats- und Völkerrecht, Politik, Theorie der Gesetzgebung, Criminalrecht, Civilrecht, Proceß. Was die ersten betrifft, so deuten sie, wie kräftig er grade unter bedenklichen Conjecturen die Sache des Rechts und der Wahrheit in Schutz zu nehmen sich gedungen sah, und mehr Aufzüge in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Amalthea* verdienen wegen ihres Scharfblicks und ihrer Heimmüthigkeit noch jetzt Berücksichtigung. Was Theorie und Kritik der Gesetzgebung betrifft, so würde ihm ein Ehrenplatz unter wahrhaft großen Juristen gebühren, wenn er auch nicht geschrieben hätte als seinen trefflichen Versuch über das Ansehen der Gesetze, seine leider unvollendete Kritik des Preussischen Gesetzbuchs und seine Betrachtungen über Leopold's Gesetzgebung in Toscana. Vom Kaiser Leopold wurde er aufgefordert, ein Gutachten über die Eigenthümlichkeiten des römischen Anlageproceßes in Vergleich mit dem deutschen Untersuchungsproceß und dem englischen peinlichen Verfahren, nebst Vorschlägen zu vortheilhafter Vereini-

gung der in diesen verschiedenen Proceßgattungen bemerkbaren Vorzüge, auszusprechen. Leider blieb dieses unausgeführt; dagegen entsprach er der Aufforderung des preussischen Großkanzlers von Carnar, öffentlich sein Urtheil über das Neue allgemeine Gesetzbuch für die preussischen Staaten auszusprechen. Wiewol seine Kritik nur die erste Abtheilung des ersten Bandes umfaßt, so kann man doch mit Grunde sagen, daß er durch diese Kritik die höchste Stufe seines Ruhmes erreichte. „Wenn,“ sagt er, „die Verfassung eines Staats es nicht leidet, die Stimme der Nation unmittelbar durch Abgeordnete der großen Angelegenheit der Gesetzgebung zu hören: so kann der Gesetzgeber diese Pflicht dadurch erfüllen, daß er den Äußerungen der öffentlichen Meinung keinen Zwang anlegt, daß er die Resultate dieser öffentlichen Meinung prüft, und fern von Vorurtheil und Evidenzhaft benützt.“ Nicht vergessen zu werden verdienen auch seine Bemerkungen über eine Joseph II. zugeschiedene, die Buchdruckerien und den Buchhandel betreffende, berühmte Resolution vom 20. Nov. 1788 (in der *Amalthea*), denn sie sind reich an stets deherzigungswürdigen Wahrheiten. Unter seinen literarischen Leistungen für das Criminalrecht ist die erste sein bekanntes Handbuch des kurfürstlichen peinlichen Rechts; ausgezeichnet ist jedoch, was er als Übersetzer und Bearbeiter des Werkes von Vassoret *Des lois pénales* in mehr als einer Beziehung leistete. Sein Entwurf eines Gesetzbuchs über Verbrechen und Strafen für das Königreich Sachsen wurde erst aus seinen hinterlassenen Papieren von D. Friederici herausgegeben. An diesem Werke arbeitete er mit großer Anglistigkeit, denn die Fesseln einer auf allerhöchsten Befehl unternommenen Arbeit waren ihm drückend. Zwei Abhandlungen in der *Amalthea*, über die Verhütung des Kindermordes, und über die staatswirthschaftlichen Nachtheile einer kostbaren und langsamen Fußspitze enthalten noch jetzt deherzigungswürdige Vorschläge.

Erhard's schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht blos auf Jurisprudenz, wie mehr Aufsätze von ihm in der *Amalthea* beweisen, z. B. Ideen über die Ursachen und Gefahren einer eingeschränkten und falschen Aufklärung; Schreiben eines alten Landpredigers an Er. Excellenz den Freiherren v. Köllner, das Religionsedikt betreffend u. a. Von seinem poetischen Talent lieferste die *Amalthea* ebenfalls Beweise, und namentlich in seiner poetischen Epistel unter dem Titel: der Rath an die Denker. Seine nachgelassenen Gedichte gab D. Friederici im J. 1823 heraus. In einem derselben, sowie in einem profaischen in dieser Sammlung hat Erhard sich selbst geschildert: eine Biographie desselben von Friederici ist ihr vorgebrückt.

(Emil Ferd. Vogel.)

ERHARD (Joh. Benjamin), welcher als königl. preuß. Obermedicinalrath den 28. Nov. 1827 zu Berlin starb, war 1766 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Drathzieher, lebte zwar in beschränkten Umständen, hatte aber Sinn für Geistesbildung und wendete alles an, um diese bei seinem Sohne zu befördern, dessen glückliche Anlagen sich sehr zeitig entwickelten. Auf die Laufbahn eines Gelehrten war es jedoch keineswegs abgesehen, und der Sohn, wiewol er im Lateinischen ziemlich Fortschritte gemacht, und schon in seinem ersten Jahre Wolf's mathematische und philosophische Schriften zu seinem Vergnügen las, verließ die Schule, um sich dem Gewerbe seines Vaters zu widmen, neben welchem er aber auch die Gravirkunst erlernte. Aber auch jetzt wendete er seine Ruhestunden nicht blos zu Übungen im Zeichnen und der Musik an, sondern unterrichtete sich auch im Italienischen und Französischen, und sein Eifer in Betreibung wissenschaftlicher Studien blieb sich immer gleich. Wol in Folge so großer und andauernder Anstrengung ward er von epileptischen Zufällen befallen, und während eines dreißigjährigen Krankheitszustandes durfte er seine Studien nicht fortsetzen; sowie er aber genesen war, wendete er sich ihnen wieder mit verdoppeltem Eifer zu. Für das, was er mit der Gravirkunst verdiente, kaufte er Bücher. Außer der Mathematik und Philosophie wendete er sich jetzt auch der Physik, der Physiologie und Arzneiwissenschaft, überhaupt zu, ohne daß ihm je der Gedanke gekommen wäre sein Handwerk aufzugeben. Der berühmte Arzt Siebold, der aus einer Durchreise ihn in Nürnberg kennen lernte und über den Umfang seiner medicinischen Kenntnisse erstaunt war, forderte ihn dringend aus nach Würzburg zu kommen und der Arzneiwissenschaft sich ganz zu widmen; erst nach einem Jahre aber, und zwar durch eine neue Verheirathung seines Vaters dazu veranlaßt, folgte er dem gegebenen Rathe und ging, damals 21 Jahre alt, nach Würzburg, wo er jedoch weniger durch Vorlesungen als durch Selbststudium sich förderte, und weit entfernt nur, wie man es nennt, seinen medicinischen cursus absolviren zu wollen, suchte er vielmehr das Wahre in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu erforschen, und namentlich beschäftigte er sich auf das Angelegentlichste mit der damals alles anregenden Kantischen Philosophie, weshalb er auch nach Beendigung der aka-

demischen Jahre sich nach Jena begab, wo er namentlich mit Reinhold, Schiller (für dessen Thalia er Mimer und seine Freunde schrieb) und Nießhammer in vertrauter Bekanntschaft kam, die bei dem ersten Anknüpfen zu herzlichster Freundschaft wurde. Als er, durch Unterstützung dazu in Stand gesetzt, von Jena nach Kopenhagen und dann nach Königsberg, wohin es ihn zu Kant trieb, reiste, schrieb Reinhold an Baggesen: „Daß ich diesen Horenmann nach dem, was Sie mir von und über ihn schreiben, sehrlich erwarte, daß ich ihn wie meinen Bruder aufnehmen werde, versetze ich von selbst. Dasselbe verlange ich von Ihnen, nicht als Vergeltung, sondern um des Mannes selbst willen, für meinen Freund Erhard aus Nürnberg, der, nachdem er sich drei Monate hier aufgehalten hat, nach Kopenhagen geht, wo er in Angelegenheiten seines Faches (er ist Arzt) einige Wochen verweilen wird, um dann nach Königsberg zu gehen. Er hat seine sehr anziehende Aussenwelt, weder in seiner Gestalt (sein Auge ausgenommen, das den großen Geist anfüllt), noch in seinen Geberden, noch in dem, was er, bevor er sich etwas familiarisirt hat, spricht; aber desto mehr überrascht er mit jedem Tage, den man ihn um sich sieht, mehr durch Geist und Herz, die beide, meiner innigsten Uezeugung nach, vom höchsten Adel der Menschheit sind. Ich habe nie über meine eigne Philosophie, die er, wie auch die Kantische, völlig durchschaut und in seiner Gewalt hat, gesprochen, ohne betrübtlich von ihm zu lernen. Er hat meine Elementarphilosophie gegen eine winckische Recension in der A. v. 3. verteidigt. Er kennt die alten griechischen Philosophen in der Ursprache wie die englischen, französischen, deutschen. So die Dichter, so die Ärzte und Mathematiker. Mir war der Umfang und die Tiefe seiner Einsichten noch nie vorgekommen, noch weniger ein so reines, edles Herz bei so einem Kopfe.“ Zwischen Reinhold und Baggesen entstanden allerdings Differenzen in Erhard's Beurtheilung, und namentlich ist es, die gänzliche Entfernung von allem, was man in der Welt Lebensart nennt, die einen Leben gegen ihn einnimmt; der nicht über alles Äußere erhoben ist und erhoben sein will.“ woran auch Baggesen, Anstoß nimmt. „Dies alles ist mehr Form als Sache. Der Grund, warum unsler Erhard diese Form gewählt hat, ist, sein im größten Reichtum aller philosophischen Kenntnisse sichtbarer Mangel an Menschenkenntnis. Freilich hat er auch diese, aber eigentlich nur a priori und aus Büchern. Er kennt den Menschen, aber die Menschen nicht. Er hat mehr mit Büchern als mit Menschen gelebt; denn die meisten Gelehrten rechnen ich auch zu den Büchern. Selbst mit denen, die schließlich keine Bücher sind, ist er wie mit Büchern umgegangen.“ Reinhold entgegnet: „dieser Fall scheinende, alles durch Vernunft bestimmen wollende Erhard ist gutberzig und, wo er sich nicht obflächlich dagegen verwahrt, jedem sympathetischen Gefühl offen. Davon habe ich unzählige Proben. Aber Gutherzigkeit bedirft nur unter gewissen Umständen, nur zufälligerweise das Schöne, Freundliche und Hohe, das aus der ästhetischen Quelle in unserem Geiste fließt. — Erhard ist ein Mann

der der praktischen Vernunft. Er ist alles, was ein Sterblicher durch Energie des Geistes werden kann; und darunter ist leider Bildung des Geschmacks durchaus nicht zu zählen; denn die hängt wenigstens ebenso sehr von Umständen ausser uns, als von den uns umgebenden Menschen, von Aussen aller Art, als von der Spontanität in uns ab.“ Kant nannte Erhard den heitern, frohen, reinen, heilsamen, und zählte ihn unter die Wenigen, „mit denen leben zu können er für das größte Glück hienieden halten würde, worüber Baggesen bemerkt: „Daß Erhard Kantem gefallen würde, schloß ich im Voraus; denn so jung er ist, dat er Kenntnisse, Trosttheit, Strenge, Unempfindlichkeit, Lebensart und Raune des Geistes, und alles in seinem Wesen verkündet den Professor in der Kunst (wenigstens ihn) ohne Leidenschaft lieben zu lehren.“ Bei diesen zum Theil sehr entgegengegesetzten Urtheilen, in welchen zusammen genommen man doch leicht die charakteristischen Grundzüge von Erhard's Wesen erkennt, stimmen doch alle überein in dem, was die Schärfe und Tiefe und den Reichtum seines Geistes betrifft, von welchem man sehr Bedeutendes zu erwarten sich berechtigt hielt.

Von Königsberg aus machte er eine Reise nach Wien und Berlin, und nach seiner Rückkunft erlangte er zu Altorf die medicinische Doctorwürde, und begann hierauf in Nürnberg seine Praxis, aber mit nur geringem Erfolge, da er alle alten Ärzte seiner Vaterstadt zu Gegnern hatte. Er wendete sich deshalb in dieser Periode vorzüglich der literarischen Thätigkeit zu; es waren jedoch nur Kritiken und einzelne Abhandlungen, was er schrieb und in verschiedenen Journalen mittheilte; und da die politischen Verhältnisse der Zeit auf ihn einen sehr tiefen Eindruck machten, so nahmen diese ihn auch als Schriftsteller vielfach in Anspruch. Durch mehrere Stücke von Wieland's Merkur (1793) geht sein Aufsatz „über die Alleinherrschaft.“ Nachdem er zuerst die Rede des für Freiheit glühenden Cicerone de Libertate, des Freundes von Montesquieu, über die freiwillige Ansdtschaft in einer Uebersetzung mitgetheilt hat, läßt er in dem Ausspruch der Geschichte die durch Erfahrung bekräftigt gewordene Klugheit sprechen, und stellt endlich eine Prüfung der Alleinherrschaft nach moralischen Principien an. Es galt die Beantwortung von drei Fragen: welche Regierung geschieht uns, wenn wir noch keinen gewohnt sind? welche ist uns nützlich? welche gebührt uns? Die Antwort auf die erste Frage war: keine, wo wir beschränkt sind; auf die zweite: die Alleinherrschaft; auf die dritte: die Alleinherrschaft ist dann politisch vollkommen, wenn der Monarch kein Interesse hat, den Unterthan, und der Unterthan kein, den Monarchen näher einzuschranken. Dies wird durch eine geschickte Vertheilung der Gewalten möglich. „Die Politik“, sagt er, „kann die Freiheit eines jeden Menschen soweit beschränken, als es die Menschenrechte erlauben.“ Was aber hierzu gehöre, das erörtert er näher in seinem „Versuch zur Aufklärung über Menschenrechte“ (in Snell's Philosoph. Journal 1793. 4. H.). An diese Aufsätze schließt sich seine Recension an über (Sichte's) Beitrag zur Berichtigung der

Urtheile des Publicums über die französische Revolution (in Fichte's und Niehammer's Philof. Journal 1795. 2. Bd. 1. Hft.). Obgleich mit Fichte nicht übereinstimmte, ließ dieser doch der Schärfe seiner Denkfraft Gerechtigkeit widerfahren. Seine eignen Ansichten hierüber theilte er in einer besondern Schrift mit: „über das Recht des Volkes zu einer Revolution“ (Jena 1795). Dieses Recht verneinte er entschieden unter jeder Bedingung. Man sehe darüber die Recension von Gröb in dem Phil. Journ. von J. u. N. (1795). „Eine Apologie des Keufers“ von ihm enthält dasselbe Journal (1795). Anthropologische Abhandlungen theilte er in Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie mit (Wien 1794, 1796), nämlich den „Versuch einer systematischen Einteilung der Gemüthskräfte“, in welchem es ihm darum zu thun war, die Fortschritte der Erfahrungswissenschaften durch eine bestimmte Bezeichnung der wesentlichen hiebei vorfindenden Unterschiede zu befördern; „Versuch über die Narkose und ihre ersten Anfänge“, und die Abhandlung über „Melancholie“, die eigentlich ein Versuch ist, die anomalen Erscheinungen des Wahnsinnes auf die allgemeinen Gesetze zurückzuführen. Hierher kann man auch seine Recension über Mendels Versuch über das Vergnügen rechnen (in Fichte's und Niehammer's phil. Jour. 1795. 1. Bd. 1. Hft.). Während Schiller, durch Krankheit verhindert, an der Herausgabe des historischen Kalenders für 1794 sich musste vertreten lassen, lieferte Erhard dazu „das Leben Newton's.“ Für Schiller's Horen lieferte er 1795: die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geseßgebung betrachtet.

Bei aller seiner Thätigkeit hatte er aber in dieser Zeit mit der Ungunst des Glücks zu kämpfen, bis Hardenberg, damals preuß. Minister im Ansbach und Weimarth, ihn kennen gelernt hatte. Durch diesen, der seine Fähigkeiten und Gefinnung gleich hoch schätzte, erhielt er im J. 1797 eine Anstellung in Ansbach mit 1500 Gulden Gehalt, verließ aber, mit Hardenberg's Zustimmung, nach zwei Jahren diese Stelle und begab sich nach Berlin, wo er Glück in der ärztlichen Praxis fand. Außer dieser seiner rühmlichen Thätigkeit und seiner Theilnahme an Huschland's Journal für praktische Heilkunde (seit 1801) waren es auch folgende Schriften, die ihm in medicinischer Hinsicht Anerkennung verschafften: „Theorie der Geseße, die sich auf das körperliche Wohlfeyn der Bürger beziehen“ (Jübing. 1800); „Benutzung der Heilkunde zum Dienst der Geseßgebung“, und „über die Einrichtung und den Zweck der höheren Lehranstalten“ (Berl. 1802). Im J. 1817 wurde er zum Mitgliede der Oberamtscommission und 1822 zum Obermedicinalrath ernannt. Ritter wurde er nur vom belgischen Löwen. Seine früher im Merkur mitgetheilte Abhandlung erschien 1821 vervollständigt als besondre Schrift unter dem Titel: „über freiwillige Knechtschaft und Alteinherrenschafft: über Bürger-, Ritter- und Mönchthum. (Neues gelehrtes Berlin vom J. 1827. — Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard, herausg. von Barnhagen v. Ense. Stuttgart, 1830). (H.)

ERHARD (Karl Friedrich Eduard), geboren den 2. Septbr. d. M. u. d. 8. Septbr. XXXVII.

16. Juli 1799 zu Graudenz in Westpreußen, der Sohn eines dortigen Justizbeamten, zeigte früh Talent und Vorliebe für die Malerei, und machte bedeutende Fortschritte in dieser Kunst auf dem Nagelaleum zu Breslau, wohin er seinen Eltern im J. 1808 gefolgt war. Im J. 1814 besuchte er, mit dem Plane, sich ausschließlich der Malerei zu widmen, die Kunstakademie zu Dresden. Ein Jugendfreund seines Vaters, der Professor an jener Bildungsanstalt war, nahm sich des 14-jährigen Knaben mit Rath und That an, und förderte seine höhere Ausbildung bis zum J. 1819. Dem preussischen Ministerium verdankte er eine jährliche Unterstützung von 200 Thlrn. aus der Staatskasse, als einige Zeichnungen und die ersten Versuche in der Omalerei, die er in den J. 1817 und 1818 der dortigen Kunstakademie überliefert hatte, sehr günstig beurtheilt worden waren. Im J. 1819 lieferte er seine besten ersten eignen Compositionen (Hebe, Venus und Amor) zu der Kunstausstellung in Berlin. Er ging bald nachher selbst in diese Residenz, wo er an dem Director Schadow einen wohlwollenden Freund und Gönner fand. Bis zum J. 1826 hielt er sich abwechselnd zu Berlin und bei seinem Vater auf, der inessen nach Merseburg, dann nach Erfurt und endlich nach Magdeburg versetzt worden war. In der zuletzt genannten Stadt begründete er seinen Ruf als Maler durch die sprechende Ähnlichkeit in seinen Portraits. Unterstützt durch die berliner Kunstakademie, ging Erhard im Sommer 1826 nach Italien. Von München, wo er einige Monate verweilte, begab er sich nach Rom. Während seines dortigen zweijährigen Aufenthaltes fertigte er zahlreiche Skizzen und Gemälde, von denen mehrere, dem Vereine der Kunstfreunde in Berlin zugesandt, in den J. 1829 und 1830 den ersten Preis erhielten. Zugleich ward ihm der Auftrag, eine seiner historischen Skizzen, Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, darstellend, im Großen auszuführen. Er that dies, zu völliger Zufriedenheit bewährter Kunstkenner, die auch seinen Versuchen in der Landschaftsmalerei, wie er sie auf Ausflügen in der Umgegend Roms und Neapels skizzte, ihren fast ungetheilten Beifall gollten. Als er im Spätherbst 1830 zu seinen Eltern nach Merseburg zurückkehrte, vollendete er dort einige in Italien entworfene und angefangene Gemälde. Während seines abwechselnden Aufenthaltes in Merseburg und Halle erhielt er zahlreiche Aufträge zu künstlerischen Compositionen. Eine Erklärung raubte ihm inessen in der Blüthe seines Alters der Kunst. Er starb den 24. Sept. 1832, allgemein geschätzt wegen seiner Tatkraft, besonders als Portraitmaler durch richtige Auffassung des individuellen Charakters. Auch seine correcte Zeichnung sicherte seinen Werken einen dauernden Kunstwerth. Als Mensch erwarben ihm sein heiterer Sinn und sein gutes Herz überall Freunde (*). (Heinrich Döring.)

ERHITZUNG und ERKÄLTUNG (medicinisch).

So allgemein bekannt auch der Ausdruck Erhitzung ist und so häufig er auch von Ärzten und Nichtärzten ge-

*) I. von Reum Rikrolog der Zeitfchr. 10. Jahrg. 2. Th. S. 678 ff.

braucht worden ist, so wenig ist doch irgend Jemand dem nicht gewesen, den Umfang seiner Bedeutung einer näheren Untersuchung zu unterwerfen und den Proceß zu erläutern, welcher diesen eigenthümlichen Zustand hervorbringt. Gewöhnlich begnügte man sich damit, die Erhitzung als eine temporäre Erhöhung der thierischen Wärme zu betrachten; bei der Ungewißheit, welche aber noch jetzt über den Calor animalis und seine Entstehung herrscht, sah man wol bald ein, daß mit einer solchen Annahme wenig gewonnen, und hielt sich nun an die hervorstechendste Erscheinung nächst der vermehrten Wärme, an die Congestion des Blutes zu den erhitzten Theilen des Körpers, sodas der Ausdruck Erhitzung aus der Reihe krankhafter Zustände in der Gegenwart fast ganz verschwunden, und nur als ein ätiologisches Moment noch aufgeführt wird, während man früher mehr active Congestionen, besonders zu einzelnen Partien der Schleimhäute, mit dem Namen Erhitzung belegte, und so von Erhitzung der Lungen, des Magens, besonders aber der Genital-schleimhaut sprach, freilich zum großen Theil wol euphemistisch, um den Ausdruck Ripper zu meiden, grade wie die Franzosen noch jetzt ihr echauffeur und echauffement gebrauchen. Allerdings ist die Congestion die Haupterscheinung bei der Erhitzung, indessen ist diese doch ein viel complicirter Proceß, als jene, und namentlich nimmt bei der Erhitzung Theil der Gesamtorganismus einen bedeutenden Antheil, was bei der Congestion keineswegs Regel und notwendige Bedingung ist; ja es ist sogar ganz unrichtig, wenn man sich des Ausdrucks allgemeiner Congestion bedient. Die neuern Pathologen haben daher weit richtiger den größern Theil der Phänomene, welche wir bei der Erhitzung wahrnehmen, auf denjenigen Zustand, welchen sie Organismus des Blutes nennen, zurückführt, welcher nach ihnen auf einer Expansion der Blutgefäße beruht, die aber wiederum abhängig ist von einer erhöhten Thätigkeit des Nervensystems, und in der That sind die ätiologischen Momente, welche die Erhitzung hervorruft, der Art, daß sie sämmtlich das Nervensystem ercitiren und ziemlich gleichzeitig das arterielle Blutsystem in eine erhöhte Thätigkeit versetzen. Man ist längst gewohnt, von erhitzenden Speisen und Getränken zu sprechen, Gewürze, Kaffee, Weine, Spirituosa, Biere, deren wirksames Princip vorzugsweise in dem Antheile von ätherischem Oel und Alkohol, welche auch die erhitzenden Arznei mittel zusammensetzen, besteht; diesen ähnlich sind Electricität, Galvanismus, Sonnenlicht, Wärme, die ercitirenden Gemüthsbewegungen und die starken activen körperlichen Bewegungen, Laufen ic.; sie alle bringen denjenigen Zustand hervor, den man Erhitzung zu nennen pflegt. Ist nun auch das Resultat dasselbe, so liegt es doch auf der Hand, daß der Proceß, der zu ihm führt, notwendig sehr verschieden sein muß, wenigstens in seinen Anfängen und bis zu einem gewissen Grade der Ausbildung; denn wer möchte behaupten, daß einige Tassen Kaffee ganz auf dieselbe Weise wirken, wie das Fiegen in dem Sonnenlicht, oder ein heftiger Ärger, wo bei sich das Individuum erhitzt und in Wuth geräth?

Aber leider gerathen wir hier auf lauter dunkle Partien unseres Wissens, und namentlich auf die Frage nach dem primären Verhältniß des Nerven- und Blutsystems, welche noch kein Physiolog zu lösen vermochte, und an diesem Orte am allerwenigsten näher besprochen werden kann, weshalb wir auf den Artikel Nervensystem verweisen müssen; ebenso zweckwidrig würde hier auch die Untersuchung der Wirkungsweise der genannten verschiedenen ätiologischen Momente auf den menschlichen Organismus sein, da diese notwendig den für jene Momente bestimmten Artikeln aufbehalten bleiben muß. Wir haben daher hier nur noch die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen zu betrachten, welche der sich im erhitzten Zustande befindende Mensch darbietet, soweit sie allgemein, d. h. bei allen auf irgend eine Weise ercitirten Subjecten, vorhanden sind. Mit der subjectiv wie objectiv wahrnehmbaren erhöhten thierischen Wärme geht eine erhöhte Thätigkeit des Schlagadernsystems eigher, der Puls wird schneller, voller und härter, da auf der einen Seite sich die Blutgefäße mehr expandiren, auf der andern aber die Arterienäste sich stärker contrahiren, mit dem schnellern Blutumlauf nimmt das Athmungsbedürfnis zu, die Athemzüge erfolgen schneller; da aber das Lungenathmen nicht ausreicht, die Umwandlung des Venenblutes in Arterienblut in steigender Schnelle zu bewirken, so muß notwendig das Hautathmen sich gleichfalls supplementarisch verstärken, und so geht der Strom der Säfte nach der äußern Haut, auf welcher zunächst die Zeichen der Congestion bemerkbar werden. Es entsteht eine gewisse Auflockerung des Gewebes, um das andringende Blut aufzunehmen, dessen rothe Blutgefäße in die feineren Verzweigungen des Gefäßsystems dringen, wodurch sich die Haut röthet. Wie in den Lungen die gasförmige Ausdehnung sich verstärkt, um das die Blutgefäße ausdehnende Gas zu entfernen, so auch in den Schweißdrüsen, wodurch die Perspiratio insensibilis früher vor sich geht. Allein das organische Blut bringt immer schneller ein und kann nicht in gleichem Maße durch jene Ausdehnung vermindert werden; es ist gewissermaßen keine Zeit mehr vorhanden, die Gase aus den Blutgefäßen zu entbinden und zu entwicken, die Ausdehnung geschieht nicht mehr im gasförmigen, sondern im tropfbarflüssigen Zustande, zunächst in den Rachen des subcutanen Zellgewebes und den tiefen Gebilden der Haut und Muskeln, wodurch die Haut anschwillt, auftritt, was man besonders im Gesicht bemerkt, das wie aufgedunsen erscheint; die Augen schwellen gleichfalls an, treten hervor, die Conjunctiva röthet sich, die Hautvenen strotzen von Blut, bis endlich die tropfbare Ausdehnung auch in den Schweißdrüsen beginnt, worauf die Erscheinungen zwar fortdauern, aber in weit geringerem Grade. In demselben Maße, wie die Hautausbuchtung sich steigert, nimmt die Erhitzung und Absonderung aus den inneren Häuten, die einen gewissen Grad von Trockenheit annehmen. Wirkt der erhitzende Moment aber noch fort, dann vermag die äußere Haut nicht mehr den Eistrom zu gewältigen; er geht auch nach den innern Organen, zunächst sieht man dies an der Grenze der Haut und

Schleimhaut, an der Conjunctiva, der Nase, dem Munde etc., wo das schwächere Epithelium dem Blute nicht gebührenden Widerstand leisten kann, daher es die Gefäße und das Epithelium sprengt und Blutungen erfolgt; auf der andern Seite wird aber durch die fortwährende Reizung das Nervensystem, besonders in seinen Centren, der Anziehungspunkt der Blutmasse, und da die Widerstandskraft verhältnißmäßig gleichfalls gering ist, findet auch hier bei dem höhern Grade der Erregung leicht Blutaustritt in Form des blutigen Schlagflusses statt, oder des nervösen Schlagflusses, wenn die Nervenkraft erschöpft war. Je geringer der Unterschied der äußeren und inneren Temperatur ist, desto leichter wird die Hautthätigkeit im Stande sein, das Gleichgewicht im Körper wiederherzustellen; je größer der Unterschied der Temperaturen aber, desto schwieriger wird dies sein, und tritt ein solcher nun gar plötzlich auf, indem kaltsamende Medien mit der äußeren Haut in Berührung kommen, Zugluft, Wasser, so muß die schon über das Maß erhöhte Hautthätigkeit plötzlich unterdrückt werden, die Ausschüßungen stillen, und es tritt der Zustand ein, welchen man mit dem Namen Erstarrung belegt. Es erfolgt dann entweder die Ausschüßung in dem Hautgewebe, als Hautwasserfucht, Anasarca, oder die serösen Häute werden plötzlich gewunnen, ihre Secretion zu verstärken, es bilden sich die rheumatischen Entzündungen aus, oder die Schleimhäute, besonders der Respirationsorgane, werden in Form des Catarrhs afficirt, zumal da, wo das kältende Medium Luft ist, indem diese gleichzeitig auch in die Lungen dringt, und somit deren erhaltende Thätigkeit unterdrückt, was auch dadurch geschieht, wenn kaltes Wasser plötzlich in größerer Quantität getrunken wird, indem hier wahrscheinlich der Lungenmagenner als Vermittler auftritt. Vergleiche die Artikel Kälte, Catarrh und Rheumatismus. (J. Rosenbaum.)

Eria Lindl. f. Octomeria.

ERACHNE. Eine von R. Brown (Prodr. Fl. Nov. Holl. p. 183) gestiftete, mit Aira sehr nahe verwandte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Eintheilung der Klasse und aus der Gruppe der Dromen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüten trauben- oder rispiformig; der Kelch zweifelhafte, zweiblühig; die Spelzen dreifach zugespitzt, von ziemlich gleicher Länge mit den Blümchen; die Corollen an der Basis häutig oder durchaus zottig (daher der Gattungsname: *αἰρῶν*, Spreu, Spelze; *ἰσῶν*, Wolle); die äußere Spelze unbewehrt, oder an der Spitze mit einer Granne versehen; die Karpope mit der Corolle bedeckt. Es sind zehn Arten bekannt, welche als Gräser vom Ansehen der Schmieien (Aira) im getrockneten Zustand wachsen: 1. Unbewehrte (*Achnaria Palmiti de Beauvois*); 2) *E. obtusa*, 2) *E. mucronata*, 3) *E. brevifolia*, 4) *E. capillaris* R. Br. II. Gegrannte: 5) *E. rara*, 6) *E. squarrosa*, 7) *E. glauca*, 8) *E. avenacea*, 9) *E. ciliata* und 10) *E. pallescens* R. Br. (A. Sprengel.)

Erianthus Michaux. f. *Saccharum*.

ERIBOEA, 1) f. *Periboea*. — 2) Eine Amazone,

die sich rühmte, gegen den Hercules allein kämpfen zu wollen, aber von ihm besiegt wurde. (*Diad. Sic. IV, 16.*) (Richter.)

ERIBOTES, *Εριβώτης*, Sohn des Leiton, Argonaut. *Apollon. I, 73. Hyg. f. 12.* Man vermuthet, daß er derselbe ist, welchen Pausanias (V, 17) Eurobotas nennt, und der am Kasten des Apollon als Dioklos verwerf abgebildet war. Der Scholiast des Apollonius bemerkt auch, daß Eribotes auch Eurobotas genannt werde. Nach Apollonius (II, 1032) war er auch in der Argonauten-Expedition und verband die Wunden, welche Aeneas von den stymphalischen Vögeln erhalten hatte. Auf der Rückfahrt der Argonauten ward er in Ephyra vom Kephalon erlegt, als er mit dem Kanthos dessen Heerden deraubte. *Hyg. l. c.* (Richter.)

ERICA (Heide). Eine schon den Alten unter diesem Namen bekannte Pflanzengattung, welche der ersten Ordnung der achten Eintheilung der Klasse angehört und die Grundform der natürlichen Familie der Ericaceen darstellt. Char. Der Kelch meist mit drei (zweiblühigen) versehen, vierstellig oder viertheilig; die Corolle röhrig, unterst offen, frug-, glockenförmig oder kugelig, mit vierstelligem, zusammenfließendem, aufreistem, offenbleibendem oder zurückgerolltem Saume; acht, selten sechs oder sieben, meist freie Staubfäden sind auf einer unter dem Fruchtknoten befindlichen drüsigen Scheibe eingesügt; die Antheren eingeschlossen oder hervorragend, an der Basis der Röhre oft mit zwei geraden oder kammförmigen Anhängeln versehen, nach Innen mit zwei freistehenden oder abhangenden Loheln oder zwei länglichen sich öffnenden; der Fruchtknoten vier-, selten achtförmig, in jedem Fache zwei oder mehr Eierchen; der Griffel stäbelförmig, mit stumpfer, knopfförmiger oder scheibelförmiger, meist kurz vierlappiger Narbe; die Kapself vier-, selten achtförmig, vierlappig; die Klappen zwischen den Scheibewänden aufspringend, welche letztere sich bei der Reife spalten und zum Theil an den Klappen, zum Theil am Mittelfächer hängen bleiben; die Mutterfäden liegen in der Mittellaxe und tragen die eiförmigen oder zusammengedrücktten kleinen Samen, deren äußere Schale netzförmig-gerunzelt oder glatt, zuweilen zu einer dünnen Haut ausgebreitet ist. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung — über 400 sind bekannt, zu denen noch viele Bastarde, meist durch künstliche Befruchtung erzeugt, hinzukommen — finden sich zum größten Theile im südlichen Afrika einheimisch; nur einige wenige Arten wachsen in Europa, Kleinasien, im nördlichen Afrika, auf den azorischen und canarischen, sowie den madeirischen Inseln und Madagaskar, in Japan, in Nordamerika. Die Ericen sind zierliche, sehr ästige, immergrüne Sträucher mit lederartigen, meist nadelartigen, linienförmigen Blättern, deren Ränder völlig zurückgerollt sind, so daß sie die eigentliche untere Blattoberfläche verbergen, und welche nur selten breit und flach sind; sie stehen meist quirlförmig, selten abwechselnd oder zerstreut. Die oft schon geformten und gefärbten, aber fast geruchlosen Blüten stehen auf einblühigen Stielen in den Blattachsen oder am Ende der Zweige einzeln oder in Quirlen, Knöpfen oder Dolben, meist überhängend.

Um die Übersicht zu erleichtern, ist es nothwendig, Erica in mehrer Unterabtheilungen, welche die neueren Bearbeiter dieser Gewächse (Salisbury, S. und D. Don und Klotzsch) zum Theil als selbständige Gattungen betrachtet, einzutheilen; wobei hier Benham's (in *Candolle*, Prodr. VII, 2. p. 612) Anordnung befolgt wird:

I. *Macnabina Benth.* (L. c. *Naben Lehmann*, Ind. sem. hort. hamb. 1831, so genannt nach dem ersten Gärtner des botanischen Gartens zu Göttingen, Macnab). Der Kelch viertheilig; die Blättchen knorpelig, paarweise gegenüberstehend, die beiden äußeren kielförmig, die beiden inneren fast flach; die Corolle viel kleiner als der Kelch, tief vierspaltig; acht freie Staubfäden mit kleinen, zweitheiligen, nackten, in zwei Längsrisen sich öffnenden Antheren; der Fruchtknoten vierfächerig, mit mehreren Eiern in jedem Fache; der Griffel hakenförmig, mit kleiner stumpfer Narbe; die Kapself vierseitig, vierfächerig, vierklappig, vielkammig, die Samen zusammengebrückt, blütig-geflügelt. Die einzige Art, *M. montana Benth.* (L. c. *Naben montana Lehm.* l. c.), ein unbehaarter, steifer Strauch, mit dreizähligen Blättern und am Ende der sehr kurzen Zweige stehenden, kleinen Blüten, wächst auf Bergen in der Nähe der Capflaß.

II. *Calluna Salisb.* (Transactions of the Linn. soc. VI. p. 317). Der Kelch viertheilig; die Blättchen paarweise gegenüberstehend, trockenhäutig, gefrisht; die Corolle kürzer als der Kelch, glockenförmig, fast viertheilig; acht freie, flache Staubfäden mit geramten Antheren, welche sich in zwei Längsrisen öffnen; der Fruchtknoten vierfächerig, mit mehreren Eiern in jedem Fache, welche von der Spitze des Mittelfächers herabhängen; der Griffel gerade, mit knospenförmiger, vierklappiger Narbe; die Kapself vierfächerig, vierklappig; die Klappenänder an den Scheidewänden aufspringend (während sie sich bei allen übrigen Ericen in der Mitte zwischen den Scheidewänden öffnen), vielkammig, die Samen eiförmig, punktförmig. Die einzige Art, *C. vulgaris Salisb.* (L. c. *Erica vulgaris L.* Schkubr., Handb. t. 107 a. Fl. dan. t. 678. Svensk bot. t. 53. *Gärtner*, De fract. I. t. 63. f. 4., gemeines Heidekraut, bdn. lyng, schwed. lüng, engl. heath, franz. bruyère, span. brezo, portug. urze, poln. wrzos), ein ein bis drei Fuß hoher, gewöhnlich unbehaarter, sehr ästiger Strauch, mit kleinen nadelförmigen, vierseitigen, ungesägten, an der Basis fleischförmigen Blättern und einseitigen, am Ende der Zweige lange Trauben bildenden rosenrothen (bisweilen weißen) Blüten. Dieser Strauch, welcher sich auch in Nordamerika findet, bedeckt namentlich im nördlichen und westlichen Europa große Strecken Sandbodens, *z. B.* in der Lüneburger Heide. Das blühende Kraut, welches abdringend und gewürzhaft-barzig ist, war früher als Heilmittel im Gebrauche. Die Zweige geben Bienen und Spinnhäuten für Seidenwürmer; das ganze Gewächs gibt eine gute Feuerung und kann zum Färben und Gerben benutzt werden. Die jungen Triebe werden von Rind- und Schafvieh, von Rothwild, Auer-, Wild- und Faselhühnern gern gefressen; aus den Blumen sammeln die Bienen den braunen, eigenthümlich riechenden Heidehonig.

III. *Pentstemon Klotzsch* (Linnaea XII, p. 497). Der Kelch fünftheilig; die Blättchen gleich; die Corolle eiförmig, mit fünfspaltigem, zurückgerolltem Saume; zehn freie Staubfäden mit eingeschlossenen, nackten, fleischigen Antheren; der Fruchtknoten fünfächerig, mit mehreren Eiern in jedem Fache; der Griffel gerade, mit knospenförmiger Narbe; die Kapself fünfächerig, fünfklappig. Die einzige Art, *P. sicula Klotzsch* (L. c. *Erica sicula Gussone*, Prodr. II. sic. I. p. 463), wächst auf Kalkfelsen der Bestände Siciliens als ein kleiner drüsig-behaarter Strauch mit vierzähligen, stumpfen Blättern und vierzähligen, gipffeldändigen, dolbenförmigen, blaß fleischfarbenen Blüten.

IV. *Erica*. Zerfällt in vier Abtheilungen:

A. *Ectasis Don* (Macrostemones *Dryander z. Th.*, *Eriodesmia*, *Desmia*, *Gypsocalis Don z. Th.*, *Amphodea*, *Gigandra* und *Pelostoma Salisb.*, *Acrostemones Klotzsch z. Th.*). Die Corolle verschieden geformt; die Antheren einbländig, meist hervorragend und nackt. Hierher gehören 49 Arten, alle vom Borgebirge der guten Hoffnung, mit Ausnahme einer einzigen europäischen: *Er. carnea Scopoli* (Jacquin, Fl. austr. I. p. 21. t. 31, *Er. herbacea L.*, *Wendland*, *Eric. fasc. 9*, *Er. saxatilis Salisb.*), auf den Gebirgen von Mitteleuropa; eine Abart hiervon ist: *Er. carnea p. occidentalis Benth.* (L. c. p. 614, *Er. mediterranea L.*, *Wendl.* l. c. 7, Bot. mag. t. 471, *Er. lugubris Salisb.*), im Gebiete des Mittelmeeres und in Irland.

B. *Syringodea Don* (Longiflorae, *Coniflorae Dryand. z. Th.*, *Callibotrys*, *Pleurocallis*, *Euanthe*, *Bactridium Salisb.*, *Dasyanthos*, *Chona*, *Eurylepis*, *Eurystegia Don z. Th.*, *Clavelliflorae*, *Intestiflorae*, *Scoliosomates Klotzsch z. Th.*). Die Corollenröhre lang, zuweilen aufgeblasen, mit aufstreichem oder zurückgerolltem Saume; die Antheren fleischig, nackt, oder mit Grannen versehen, oft hervorragend. Alle 68 Arten am Borgebirge der guten Hoffnung, *z. B.* *Er. halicacaba L.* (*Andrews*, *Heaths* t. 164).

C. *Stellanthae Salisb.* (*Coniflorae*, *Calycinae Dryand. z. Th.*, *Myra*, *Ceramas*, *Platyspora Salisb.*, *Euryloia*, *Callista*, *Lamprotis Don*, *Limbatæ Klotzsch*). Die Corollenröhre kegelförmig oder länglich, an der Basis meist aufgeblasen, am Rachen zusammengezogen, mit flachem, sternförmig-öffenscheidendem Saume; die Antheren fleischig, eingeschlossen, nackt oder mit Grannen oder Köpfchen versehen. Alle 64 Arten am Borgebirge der guten Hoffnung, *z. B.* *Er. ventricosa Thunberg* (*Andrews* l. c. t. 97. 213. 231).

D. *Euerica Benham* (*Breviflorae*, *Calycinae Dryand. z. Th.*, *Trigemma*, *Hermes*, *Diphilus*, *Loxomeria*, *Erenocallis*, *Pyrionum*, *Gypsocalis*, *Ephedus*, *Orophanes*, *Heliophanes*, *Melastemon*, *Arsace Salisb.*, *Pachysa*, *Cernania*, *Lophandra*, *Octopera*, *Eurystegia*, *Gypsocalis Don z. Th.*, *Coniceae*, *Calycinae*, *Acutissimae*, *Physoides*, *Cornutae*, *Reflexae*, *Muticæ Klotzsch z. Th.*). Die Corolle kurz, kegelförmig, trug-, eis- oder glockenförmig, mit zusammenstoßendem, aufstreichem, offenscheidendem oder zurückgeroll-

tem Saume; die Antheren seitlich. Hierher gehören 235 Arten, von denen die seitwärts größte Mehrzahl im südlichen Afrika einheimisch ist. In Europa finden sich folgende zwölf Arten: 1) *Er. ciliaris* L. (Engl. bot. t. 2618. Bot. mag. t. 484. Loddiges, Bot. cab. t. 1805. Wendl. l. c. f. 7), an den westlichen Meeresküsten Europa's. 2) *Er. tetralix* L. (Fl. dan. t. 81. Engl. bot. t. 1014. Sv. bot. t. 439), im nördlichen und mittleren Europa in Torfmooren und, merkwürdigerweise, auch in Surinam. 3) *Er. Mackayi* Hooker (Comp. I, 159), in Irland und Äthiopien auf Bergen. 4) *Er. cinerea* L. (Fl. dan. t. 38. Engl. bot. t. 1015. Bot. cab. t. 1409. 1505), auf Heiden im westlichen Europa, am Niederrhein und auf Mabeita. 5) *Er. stricta* Andr. (l. c. t. 92. *Er. pendula* Wendl. l. c. f. 10. *Er. corsica* Cand. Fl. fr.), auf Bergen in Corsica, Sardinien, Südspanien und Irland, auch im Morgenlande. 6) *Er. australis* L. (Andr. l. c. t. 52. Wendl. l. c. f. 9), auf Bergen an der Südspitze der pyrenäischen Halbinsel und der gegenüberliegenden afrikanischen Küste. 7) *Er. umbellata* L. (Andr. l. c. t. 99. Wendl. l. c. f. 4. Bot. cab. t. 1217), im südlichen Spanien, Portugal und im nördlichen Afrika. 8) *Er. multiflora* L. (Andr. l. c. t. 175. Bot. cab. t. 1572), auf Kalkfelsen im südlichen Spanien und Frankreich. 9) *Er. vagans* L. (Engl. bot. t. 3. *Er. multiflora* Cand. Fl. fr.), im westlichen und südlichen Europa und im Morgenlande. 10) *Er. arborea* L. (Süthorp et Smith, Fl. er. IV. p. 45. t. 351), auf Kalkfelsen im Gebiete des Mittelmeeres, auf Madeira und in Palästina (die Abart *Er. acrophya* Presenius), wird zuweilen gegen 20 Fuß hoch und ist (wahrscheinlich auch *Er. eruenta* β. *occidentalis* und *Er. vagans*) die Erica der Alten (*Epine Nicaender*, Ther. v. 610. *Dioscorides*, Mat. med. I, 117. *Erica Plineus*, H. N. XI, 15; XXIV, 39). 11) *Er. polytrichifolia* Salisb. (*Er. codonodes* Lindley, Bot. reg. t. 1618. *Er. lusitanica* Rudolphi), im südlichen Frankreich bei Bordeaux und Jérais und in Portugal. 12) *Er. scoparia* L. (*Er. facata* Thunb., Wendl. l. c. f. 15. *Er. virgata* Wendl. f. 21), im südwestlichen Europa, auf Mabeita und den afrikanischen Inseln.

V. *Bruckenthalia* Reichenbach (Fl. germ. excurs. I. p. 413). Der Kelch fast gleich, vierfächig; die Corolle füsselförmig-glockenförmig, vierfächig; acht an der Basis zusammengewachsene Staubfäden mit nackten, unten höherigen Antheren; der Griffel hervorragend, mit knopfförmiger, abgeflachter Narbe; der Fruchtknoten vierfächerig; in jedem Fache mehr Eichen; die Kapsel vierfächerig; vierfächig. Die einzige Art, *B. speciosa* Reichenb. (l. c. p. Menziesia Bruckenthallii Baumgarten, Fl. transsylv. I. p. 333. *Erica Bruckenthallii* Sprengel, Neue Entsch. I. c. 271. Reichenb. pl. crit. II. t. 300. *Erica speciosa* Salisb. l. c. p. 324. Süth. et Sm. l. c. t. 353), ein kaum fußhoher, niederliegender Strauch mit drei- bis fünfzähligen oder zerstreuten, linien-lanzettförmigen, an der Spitze gewimperten Blättern und quirlförmig-traubigen, entzündigen, roten

rothen Blättern, wächst auf den höchsten Bergen Siebenbürgens, Rumeliens und Griechenland.

VI. *Philippia* Klotzsch (Linnaea IX. p. 354, so benannt nach dem Naturforscher Dr. A. Philippi, der mehrer Jahre in Sicilien beobachtet und gesammelt hat). Der Kelch nackt, vierfächig; ein Abschnitt ist größer als die übrigen und meist zurückgerollt; acht freie oder zusammengewachsene Staubfäden, mit zusammenstoßenden, nackten Antheren; der Griffel meist stehenbleibend, mit großer, schüsselförmiger Narbe; der Fruchtknoten vierfächerig; jedes Fach mit mehreren Eichen; die Kapsel vierfächerig, vierflappig. Die 17 Arten dieser Gattung, zu welcher auch *Eleutherostemon Klotzsch* (Linnaea XII. p. 219, mit meistentheils freien Staubfäden) gehört, sind als kleine Sträucher auf den Mascarenadeninseln und auf Madagaskar, einige auch am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch. Ihre Blätter sind drei- bis sechsählig; die kleinen Blättern stehen in Dolden oder Knöpfen am Ende der Zweige, z. B. *Ph. galloides* Benth. (l. c. p. 696. *Eleutherostemon galloides* Klotzsch, *Erica galloides* Lamarck enc. ill. t. 287. f. 5), auf den Inseln Frankreich und Bourbon.

VII. *Ericinella* Klotzsch (l. c. p. 223). Der Kelch nackt, viertheilig; der unterste Abschnitt größer als die übrigen; die Corolle glockenförmig, mit vierfächigen, meist aufrechten Saume; vier oder fünf freie Staubfäden; der Griffel stehenbleibend, mit schüsselförmiger Narbe; der Fruchtknoten dreis- oder vierfächerig; jedes Fach mit mehreren Eichen; die Kapsel dreis- oder vierfächerig, dreis- oder vierflappig. Die beiden Arten, *Er. gracilis* Benth. (l. c. p. 697) auf Madagaskar, und *Er. multiflora* Klotzsch (l. c.) auf den Winterbergen an den nördöstlichen Grenzen der Capcolonie, sind kleine Sträucher mit dreizähligen, linienförmigen Blättern und kleinen, gestielten gipfelschäftigen Blüthen.

VIII. *Blairia* L. (f. d. Art. Allg. Encycl. I. Sect. 10. Bd. S. 305). Von den früher hierher gerechneten Arten sind nur zwei, *Bl. purpurea* L. fil. und *Bl. ericoides* L., dieser Gattung verblieben, während die übrigen theils zu Erica, theils zu der Untergruppe der Salixarten (f. d. Art. Salix) gehören, welche sich seitlich von der Gruppe der echten Ericen nur dadurch unterscheiden, daß in dem eins- bis vierfächerigen Fruchtknoten jedes Fach nur ein Eichen enthält. Dagegen haben Bartling, Klehse und Bentham sieben neue Arten hinzugefügt, so daß sich die Gesamtzahl der Arten, welche alle am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch sind, auf neun beläuft.

Alle diese sogenannten Gattungen sind nur künstlich unterschieden, indem sich zahlreiche Übergänge von der einen zu der andern finden, und selbst die ganze Untergruppe der Salixarten (in *Cand. Prodr.* VII. 2. p. 699 mit zwölf Gattungen) möchte mit Erica nur eine natürliche Gattung bilden. (A. Sprengel.)

ERICACEAE (Ericaceae). Eine von Jussieu (*Ericae gener. pl.* 159) zuerst aufgestellte, neuerdings aber durch Endlicher (*Enchir. p.* 368) genauer begrenzte diotyledonische, zunächst mit den Epaliden verwandte

Pflanzenfamilie, welche Ehnd zu seinen Bicornee rechnete. Die Ericaceen sind immergrüne Staudegewächse, Sträucher oder Bäumchen. Ihre Blätter sind abwechselnd, gegenüber oder quirlförmig stehend, meist lederartig, oft durch die zurückgerollten Ränder linienförmig, nadelartig, ganzrandig, gefügt oder gezähnt, mit den Zweigen durch eine Stielverbindung verbunden, ohne Afterscheidungen. Die Zweigblätter regelmäßig, nicht selten mit Stängelblättern versehen, einzeln oder zusammengehäuft in den Blattstücken oder am Ende der Zweige stehend. Der Kelch frei oder mit dem Fruchtknoten verwachsen, vier- bis sechsfaltig. Die Corolle einblättrig, meist tubig, von sehr mannichfaltiger Gestalt, drei- bis sechsfaltig, stehenbleibend oder hinfällig. Die Staubfäden auf einem drüsigen, ring- oder scheibenförmigen Polster eingefügt, von gleicher oder doppelter Anzahl mit den Corollenabschnitten, frei oder mit einander verwachsen; die Antheren am Rücken oder an der Basis befestigt, zweifächerig, jedes Fach in einer Längsreihe oder in einem Schilde sich öffnend und zuweilen auf der Rückseite mit einem grannen- oder kammförmigen Anhängsel versehen. Der Fruchtknoten eins- bis sechsfächerig, mit wenigen oder zahlreichen, vom Mittelfächer herabhängenden Eiern; der Griffel cylindrisch; die Narbe knospig oder schüsselförmig, oft mit einem ringförmigen Schleierchen versehen, welches eine drüsige, gezähnte oder gelappte Scheibe umgibt. Die Frucht ist bei den Gattungen mit freiem Fruchtknoten meist eine eins- bis achtfächerige, eins- bis achselnähige Kapselform, selten eine Beere; bei denen, wo die Kelchblätter mit dem Fruchtknoten verwachsen ist, eine eins- oder mehrfächerige Beere oder Steinfrucht; die Samen liegen verkehrt, einzeln oder in der Mehrzahl in jedem Fache und sind mit einer grubigen oder netzförmigen Schale, selten mit einer losen, dünnen Haut umgeben; der Embryo mit kurzen Samenanlagen und meist oberen Würzelspross liegt in der Axe des fleischigen Eizellkörpers. Die Ericaceen zerfallen in drei Unterfamilien:

Erste Unterfamilie: Ericinae. Die Antheren nackt oder mit Anhängseln versehen; der Fruchtknoten frei; die Frucht eine Kapselform oder Beere.

Gruppe A. Ericaceae. Kelch und Corolle vier-, selten fünf-, die letztere verwellend; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt; die Antheren vor ihrer Entfaltung oft zusammengeklebt; die Kapselform eins- bis achtfächerig, selten geschlossen bleibend, meist in drei- bis acht Klappen zwischen den Scheidewänden (nur bei *Erica Calluna vulgaris* an den Scheidewänden) sich öffnend; die Blätter meist schmal, nadelartig; die Blattknospen nackt.

Untergruppe a. Euericeae. Der Fruchtknoten meist vier-, selten fünf- bis achtfächerig; in jedem Fache mehrere Eichen. *Bentham* (*Candolle*, Prodr. VII, 2. p. 612) zählt acht Gattungen hierher (f. Erica): *Macnabia Benth.*, *Calluna Salisb.*, *Pentapeta Klotzsch*, *Erica L.*, *Bruckenthalia Reichenbach*, *Philippia Kl.*, *Ericinella Kl.* und *Blairia L.*

Untergruppe b. Salixideae. Der Fruchtknoten eins- bis vierfächerig; in jedem Fache ein Eichen. *Bentham* (l. c. p. 609) rechnet auch zu dieser Untergruppe

zwei Gattungen (f. Salix): *Eremia D. Don.*, *Griesebachia Klotzsch*, *Acrostemon Kl.*, *Simochellus Kl.*, *Sympleza Lichtenstein*, *Syndesmanthus Kl.*, *Codonanthemum Kl.*, *Coelostigma Kl.*, *Codonostigma Kl.*, *Seyphogyne Brongniart*, *Lagenocarpus Kl.* und *Salix Salisb.*

Gruppe B. Andromedaceae. Kelch und Corolle meist fünf-, die letztere hinfällig; die Frucht eine trockene Kapselform, bisweilen durch den anschwellenden, saftigen Kelch eine Beerenkapselform; die Blätter meist flach; die Blattknospen mit Schuppen bedeckt. Acht Gattungen gehören hierher: *Andromeda L.* (*Cassiope*, *Cassandra*, *Leucothoe*, *Pieris*, *Agarista*, *Zenobia Don*), *Oxydendron Cand.*, *Lyonia Nuttall*, *Elliottia Mezlerberg*, *Epigaea Swartz* (*Brossaea Plumier*), *Gaultheria L.* (*Amphiclyx* und *Diplosia Blume*), *Clothis L.* und *Menziesia Smith* (*Bryanthus Gmelin*, *Phyllodoce Salisb.*, *Daboecia Don*). Die letztgenannte Gattung bildet den Übergang zu den Rhododendren.

Gruppe C. Arbutaceae. Kelch und Corolle meist fünf-, die letztere hinfällig; die Frucht eine Beere; flache Blätter, nackte Blattknospen. Hierher gehören nur vier Gattungen: *Arbutus Tournefort*, *Arctostaphylos Adanson* (*Comarostaphylos Zuccarini*), *Persea Gaudichaud* und *Eucyathus Loureiro*.

Zweite Unterfamilie: Vacciniaceae. Die Kelchblätter mit dem Fruchtknoten verwachsen; die Corolle hinfällig; die Antheren immer zweifächerig, meist gegrannt; die Frucht eine Beere oder Steinfrucht; die Blätter in der Regel flach; die Blattknospen meist mit Schuppen bedeckt. Zu den Vacciniaceen werden neun Gattungen gezählt: *Vaccinium L.* (*Oxycoccus Tournefort*), *Gaylussacia Humboldt*, *Boupland* et *Kunth*, *Sphyraspermum Pöppig* et *Endlicher*, *Thibaudia Ruiz* et *Pavon* (*Agapetes Don*, *Andrusia Donat*), *Cerastostemma Jussieu*, *Cavendishia Lindley*, *Macleania Hooker*, *Anthopterus Hooker* und *Amecanum Cand.* (?) Die Gattung *Argophyllum Forster*, welche Cambolle hierher rechnet, stellt Enblicher als zweifelhaft zu den Berberis, als Anfang der Saxifragaceen.

Dritte Unterfamilie: Rhododendrene (*Rhododendron Don*). Der freie Kelch und die Corolle meist fünf-, die letztere hinfällig; die Antheren nackt; die Kapselform an den Scheidewänden aufspringend; die Blätter flach; die Blattknospen mit Schuppen bedeckt, zapfenförmig. Mit sieben Gattungen: *Azalea L.* (*Loiseleuria Desvaux*, *Osmothamnus Cand.*), *Rhodora Duranet*, *Rhododendron L.* (*Rhodothamnus Reichenbach*), *Kalmia L.*, *Bejaria* (*Bejaria*) *Mutis* (*Acunna Ruiz* et *Pavon*), *Leiothamnium Persoon*, *Ledum L.*

Die Ericaceen sind über die ganze Erde verbreitet. Die Ericen bewohnen in großer Anzahl der Arten und Individuen vorzugsweise die Südküste von Afrika; in Europa, im nördlichen Afrika, in Kleinasien und auf den Afrika benachbarten Inseln kommen sie nur in einzelnen, aber oft sehr verbreiteten Arten vor; in Amerika finden sie sich in zwei Arten (*Erica vulgaris* in Newfoundland und *Er. Tetralix* in Surinam) in so engen Grenzen,

daß man annehmen darf, sie seien mit Ballast eingeführt; in Nordholland endlich, wo sie durch die Epatriiden ersetzt werden, fehlen sie ganz. Die Andromeden, Arbuten und Vaccinien sind in den arktischen und antarktischen Gegenden, besonders Amerika's, vorherrschend, in der gemäßigten und heißen Zone finden sie sich fast nur auf hohen Bergen. Solche Standorte lieben auch besonders die Rhododendren.

Die Gewächse dieser Familie, von denen viele ihres zierlichen Wuchses und ihrer schönen Blüthen wegen als Ziersträucher cultivirt werden, besitzen im Allgemeinen abstringirende und aromatisch-bürzige Eigenschaften, denen sich zuweilen etwas Narcotisches zugesellt. Die Ericinen und Vaccinien sind zuweilen bitter-abstringirend und gewürzhaft-bürzig, selten narcotisch; ihre Beerenfrüchte oft säuerlich und essbar. Ein wichtiges Heilmittel aus dieser Unterfamilie ist die Bärentraube (*Arctostaphylos Uva ursi* Spr.). Dagegen sind die Rhododendren fast ohne Ausnahme narcotisch, bisweilen in solchem Maße, daß der Honig, den die Bienen aus ihren Blumen sammeln, giftig wirkt. Aus dieser Unterfamilie ist der Sumpfwort (Lodum palustre L.) noch am häufigsten in ärztlichem Gebrauche.

Als Anhang stellt Entlicher (l. c. p. 373—375) die drei kleinen Familien der Diapensiaceae, Pyrolaceae und Monotropaceae zu den Ericaceen.

I. Diapensiaceae. Von Link zu den Convolvuleen, von Rumb und Linkley zu den Hydraceen gerechnet. Kleine artliche Staudegewächse mit abwechselnden, dicht dachziegelförmig über einander liegenden, immergrünen, unpaarigen Blättern. Die Blüthen stehen einzeln am Ende der Zweige; der Kelch mit drei Stüßblättern versehen, fünfblättrig, die Blüthen ungleich, in zwei Reihen; die Corolle auf dem Fruchtboden eingefügt, untertassenförmig, mit fünfspaltigem Saume; fünf blumenblattartige, breite, im Corollenrachen zwischen den freien eingefügten Staubfäden mit zweifächerigen, in die Lueren zweifächrigen, nackten oder gegrannten Antheren; der Fruchtknoten ohne Drüsenfächer, dreifächerig; sieben oder mehr Eichen sitzen in jedem Fache an dem die Mitte einnehmenden Mutterkuchen; der Griffel einblättrig, fadenförmig, mit dreizähliger Narbe; die Kapselformig oder papierartig, mit dem stehenbleibenden Griffel gekrönt, dreifächerig, an der Spitze zwischen den Scheidewänden aufspringend; die Mutterkuchen sind schwammig, auf dem Mittelsäulen angewachsen, an der Basis gelöst und tragen mehre Samen: diese sind fast würfelförmig, mit grubiger Schale und unter der Spitze mit der Keimöffnung; der weiche, fadenförmige Embryo, mit sehr kurzen Samenhäuten und langem Wurzelschen, liegt in der Axe des fleischigen Eiwirkkörpers. Es gehören nur zwei Gattungen, *Diapensia* L. (f. d. Art.) und *Psycdamthera Michaux.*, jede mit einer Art, hierher.

II. Pyrolaceae. Von Linkley mit der folgenden Familie vereinigt. Perennirende Kräuter oder Staudegewächse, selten Sträucher, mit drehrundem, nacktem oder behäutertem Stengel. Die Blätter zerstreut oder quirlförmig, ganzrandig oder gezähnt, ohne Axtblättchen.

Die Zweitelblüthen regelmäßig, trauben- oder doldenförmig, selten einzeln, weiß oder rosenroth. Der Kelch frei, fünftheilig, stehenbleibend. Die Corolle fünfblättrig, auf dem Fruchtboden stehend, mit offenen oder zusammenfallenden Blättern. Die zehn Staubfäden zuweilen an der Basis zusammengewachsen und abwechselnd unfruchtbar, lang-spindelartig; die Aehren nach Innen gerichtet, entweder zweifächerig, jedes Fach sich an der Spitze in einem Köhlein oder in einer schiefen Luerie öffnend, oder einfächerig, in die Lueren zweifächrig. Der Fruchtknoten steht auf einer drüsigen Scheide und enthält in drei bis fünf Fächern Eichen in unbestimmter Anzahl; der Griffel auf der Spitze des Fruchtknotens mit knospenförmiger Narbe, welche von einem ringförmigen Schleierchen umgeben ist. Die Kapselformig, drei bis fünf-fächerig, drei bis fünfklappig, sonst wie bei Diapensia; die Samen sehr klein, in eine Schale, zellige Haut gehüllt; der Embryo in der Basis des fleischigen Eiwirkkörpers. Es gehören fünf Gattungen hierher: *Cladanthus Bongard* (Tolmiaeae Hooker, von Canolle zu den Rhododendren gerechnet), *Chimophila Pursh*, *Pyrola Tournefort* (Mousses *Silabury*), *Galax L.*, *Shorea Nuttall*. Die Proten, welche auf die gemäßigste Zone der nördlichen Hemisphäre beschränkt sind, und von deren wenig zahlreichen Arten die meisten in Nordamerika vorkommen, besitzen, wie die Ericaceen, bittere, abstringirende und bürzige Eigenschaften, zuweilen verbunden mit einer narcotischen Schärfe. *Chimophila umbellata Nutt.* (*Pyrola umbellata L.*, in Nordamerika *Pipsissewa* genannt) gilt für ein kräftiges diaphoretisches Heilmittel.

III. Monotropaceae Nuttall (Gen. am. 1, 272). Parasitisch auf Baumwurzeln wachsende, farblose, fleischige, einfache Kräuter. Der Stengel anstatt der Blätter mit Schuppen bedeckt. Die weissen oder rosenrothen Blüthen entweder einzeln auf der Spitze des Stengels stehend, fünftheilig, oder trauben- oder ährenförmig, wo dann die oberste Blüthe fünftheilig ist, während die übrigen viertheilig sind. Der Kelch fünftheilig oder vier bis fünfblättrig, oft mit vereinzelten Blättern. Vier oder fünf auf dem Fruchtboden stehende, freie, oder zu einer Glocke oder einem Krüge verwachsene Corollenblättchen. Doppelt soviel freie, zuweilen mit fadenförmigen Anhängeln versehene Staubfäden; die Antheren entweder einfächerig, schifförmig, in die Lueren aufspringend, oder zweifächerig und dann bald mit zwei Grannen versehen und mit zwei Längsrinnen, bald nackt und mit zwei Köhlein sich öffnend. Der Fruchtknoten vier- oder fünf-fächerig, mit zahlreichen Eichen, fadenförmigen Griffel und scheidenförmiger, geränderter Narbe. Die Kapselformig oder fünf-fächerig, zwischen den Scheidewänden aufspringend; die fleischigen Mutterkuchen sind auf dem Mittelsäulen angewachsen und tragen viele, sehr kleine, in ein schloßes Häutchen eingeschlossene oder mit einer netzförmigen Flügelhaut versehene Samen. Es gehören nur drei Gattungen, *Pterospora Nuttall*, *Schweinitzia Elliot* (*Monotropis Schweinitz*) und *Monotropa L.* (*Hypopitys Dillen*), mit acht Arten zu

dieser kleinen, aber merkwürdigen Familie, welche in der Tracht völlig den Drobachern gleicht, während ihre Beschaffungsorgane mit denen der Ericaceen, zu welchen die Pyrolaceen (namentlich *Pyrola aspylla* Smith) den Übergang bilden, übereinstimmen. Von den acht Arten kommen vier auf Nordamerika und zwei auf Europa, eine findet sich in Neapaul allein und eine in Neapaul und Nordamerika zugleich. Sie riechen oft angenehm nellen- oder weichenartig (ähnlich wie bei den Drobachern, während die Ericaceen und Pyroten meist geruchlos sind) und sind in Hinsicht ihrer Heilkräfte noch nicht geprüft, obwohl unsere beiden Arten, *Monotropa Hypopitys* L. und *M. hypoxya* Spr. gegen den Husten der Schafe und *Pterospora andromedea* Nutt. in Nordamerika als diaphoretisches und Wurmmittel in der Volksheilkunde einen Platz einnehmen. (A. Sprengel.)

Ericale Renealm., f. *Gentiana*.

Ericene., f. *Ericaceae*.

ERICEIRA, Villa in dem portugiesischen Correo das Torresvedras und de Ribatejo, Provinz Estremadura, liegt an einer Meeresbucht, hat ein Fort, 250 Häuser und 600 Einwohner, welche Fischfang treiben. Nach ihm benannt sich eine gräfliche Familie, welche zu dem Hause von Gandabete gehört. (Fischer.)

ERICEIRA (Francisco Xavier de Menezes, Graf von), geb. 1673 zu Lissabon, aus einer altadligen Familie, zeigte früh ausgezeichnete Fähigkeiten, und studirte besonders Geschichte und Mathematik. Bereits im 20. Jahre ward er Präsident einer der sogenannten Akademien, welche in Lissabon nach dem Muster der italienischen bestanden. In den ältern und neuern Sprachen soll er sehr bewandert gewesen sein, und spanisch, französisch und italienisch mit vieler Fertigkeit gesprochen haben. Seine Kenntniß der französischen Sprache zeigte er, als er, noch sehr jung, Boileau's *L'art poétique* in portugiesische Octaven übersehte. Mit dem genannten französischen Dichter übte er seitdem in freundschaftlicher Verbindung. Seinen literarischen und poetischen Studien entfaltete er auch nicht zur Zeit des spanischen Successionskrieges, wo ihn der Kriegsdienst ins Feld rief. Er stieg in seinem militärischen Range bis zur Würde eines Obergenerals (*mestre do campo*). Die Zeit seiner kriegerischen Laufbahn begann mit dem Jahre 1704 und endete 1709. Im J. 1714 ward er Protector und Secrétaire der damals gestifteten portugiesischen Akademie, und 1721 Mithdirector der neuen Akademie der Geschichte. Er starb im J. 1743, mit dem Ruhm eines der ausgezeichnetsten Dichter Portugals. Doch nicht bloß in seinem Vaterlande, auch außerhalb desselben hatte er sich eine große Celebrität erworben. Mit auswärtigen Gelehrten im Süden und im Norden stand er in fast ununterbrochenem Briefwechsel. Der Papst und der König von Frankreich gaben ihm mehrfache Beweise ihrer Gunst. Noch in seinem 69. Jahre hatte er die Freude, das Werk, auf welches sich sein Hauptwerk gründet, gedruckt zu sehen. Diesem Werke, einem epischen Gedicht in zwölf Gesängen, gab er den Titel: *Henriqueida*'), weil er

darin die Gründung des portugiesischen Reichs durch Heinrich von Burgund besang, der zwar als Schwiegersohn des Königs von Castilien, Alphonso VI., die Grafschaft Portugal zum Leben erhalten hatte, aber sich diesen Brauttag erst erobern und durch fortgesetzte Eroberungen sichern mußte. Schlachten, Zerstörungen und Belagerungen bilden daher, mit Liebesabenteuern vermischt, den Hauptinhalt des Gedichts. Es schließt mit der Eroberung von Lissabon, das sich damals in den Händen des maurischen Königs Mulay befand. Die Handlung ist nicht ohne inneres Interesse, und die epische Einheit, die in ihr liegt, gut aufgefaßt. Auch die meisten Situationen sind gut angelegt. Gedoben werden sie noch durch die darin verwebten prophetischen Träume und Wahrsagungen einer, unserm vom Lager in einer Höhle wohnenden Sibylle, von welcher Heinrich von Burgund das Geheimniß seiner Bestimmung und einen Theil der künftigen Größe seines Reichs erfährt. Durch die Einwirkung überirdischer Mächte erhalten die historischen Begebenheiten noch einigen Reiz des Wunderbaren. Dessenungeachtet zeugt das Werk mehr von dem unermüdeten Fleiße und von der Gelehrsamkeit seines Verfassers, als von eigentlichem poetischen Talent, dessen Mangel auch die gewantete Darstellung nie ganz ersehen kann. Ebeneshalb erinnern mehre Stellen in jenem Gedicht bald an Homer und Virgil, bald an Ariost, Tasso, bier und da auch wol an Lucan, Silius Italicus und andere Dichter. Ericeira selbst gesteht in der vor seinem Gedicht befindlichen Einleitung (*advertencias preliminares*), er habe gewissermaßen alle epischen Dichter nachahmen und von der Manier eines jeden irgend etwas annehmen wollen. Dies Streben zeigt sich schon in den Strophen, mit denen das Gedicht beginnt²⁾. Der beschreibende Theil desselben ist Ericeira unstreitig am besten gelungen. Aber störend wirken auch hier manche grelle Züge, unter andern, wo von Heinrich von Burgund gesagt wird, als er durch die Schreden der Elemente in die Sibylenhöhle einbringt, daß sein Herz mit seinen lebendigen Flammen die Wellen ausgetrocknet und die Winde entzündet habe³⁾. Ebenso

almo et excellentissimo Conde de Ercygra Don Francisco Xavier de Menezes, (Lissab. 1741. 4.)

2) *Eu canto as Armas, e o Varão famoso,
Que deo a Portugal principio Regio,
Conseguido por forte, e generoso
Em guerra, e paz o nome mais egregio;
E animado de espirito glorioso
Castigo dos infirios o sacrilegio
Deixando por prudente, e por ouzado,
Nas virtudes o Imperio eternizado;*

*Eropa foy da espada fulminante
Teatro illustre, victima gloriosa,
Asia vio no seu braco a cruz brilhante,
E ficou do seu nome temerosa;
De Africa a gente barbara, e triumfante
Selhe postrou rendida, e reconca,
Para for fundador de hum quinto Imperio
Que de Mundo domine outro Enslafrio.*

3) *Aves, penhascos, feras, troncos, ramos,
O Heroe vascio, e os mesmos elementos,*

1) *Henriqueida*, poema heroico etc. composto pelo illustris-

ihres Schwester, der Landgräfin zu Hessen, bezahlend; der Mutter das Schloß und die Stadt Sandersheim, mit Vorbehalt der Bräutigkeit daran, zur Leizucht lassen, und die übrigen Wittkumpunkte, nebst andern Nebendingen erfüllen. Endlich sollten die Söhne bei Lebzeiten ihres Vaters keine Theilung oder Aufschüßung eingehen¹⁾. Da Erich damals die meiste Zeit außer Landes war, so genehmigte er im J. 1492 diesen Theilungsvertrag durch eine besondere Urkunde. Unterdessen besorgte Heinrich die Regierungsgeschäfte für seinen Bruder mit, gab die Lehnbriefe als der älteste für sich und von seines Bruders Herzog Erich's wegen. In dessen Vollmacht erteilte er nebst Herzog Heinrich zu Künaburg, eine Erb-einigung mit dem Herzoge Johann zu Sachsen-Kauen-burg. Im nämlichen Jahre (1491) schlossen Heinrich und Erich ein Bündniß mit dem Erzbischofe von Magdeburg auf 20 Jahre; im J. 1493 ein andres mit den Herzogen Magnus und Balthasar von Mecklenburg, erneuerten die brandenburgische Erb-einigung vom J. 1420, verbanden sich im J. 1494 mit dem Bischofe zu Münster und Administrator des Erzstiftes Bremen, nahmen die Stadt Einbeck auf zehn Jahre in Schutz, verließen deren Feinde nicht zu werden, und die etwa entstehenden Streitigkeiten gütlich abzumachen, und dieses sollte bei Kräften bleiben, wenngleich Herzog Wilhelm binnen zehn Jahren mit Tode abgehen würde. Der Stadt Göttingen bestätigten sie die Privilegien, aber mit dem Vorbehalte, daß solches gegen die Einlösung der an die Stadt verpfandten herzoglichen Güter nicht angeführt, sondern besserungsgerecht der Bist. Folge geleistet werden sollte, wenn die Herzoge zur Regierung der göttingischen Lande gelangten; dagegen wollten diese nicht anführen, daß die Confirmation der Lebzzeiten des Vaters erteilt sei. Für den Schutz versprach die Stadt (Göttingen) jährlich 50 Mark zur Berechnung. Bei den beschwerlichen Weistaufigkeiten²⁾, in welche die Herzoge mit der Stadt Braunschweig geriethen, übertrug Erich die Ausführung für sich seinem älteren Bruder. Herzog Wilhelm übergab im J. 1495 an Erich die Regierung des bis dahin vorbehaltenen göttingischen Landes, und bedung sich dagegen den Unterhalt und die Versorgung, jährlich mit 2900 Rthl. baaren Geldes, alternative die Verteilung der geistlichen Lehen, und dieses, daß die Landschaft ihm gleichwohl mit Eide und Pflicht verwandt bleiben sollte. Bald darauf, noch in dem nämlichen Jahre, ließ Herzog Wilhelm eine Theilung der Länder unter beide Söhne treffen³⁾. Heinrich als der älteste, unter der Direction des Vaters, schied die Länder in zwei Theile. Der eine begriff den vorherigen wolfsbüttelischen Theil, Harzburg mit dem Rammelsberge, die übrigen drei Ämter, Greene, Hohenbüchen, Luchardessen, die Schloßer Homburg, Gersleben, Fürstenberg mit ihren Zugehörungen. Hierzu wurden die mansfeldischen, quersfürstlichen und regensfeldischen Lehen, so-

wie auch die pirsontischen jenseit der Weser gelegt. Der andere Theil bestand aus dem, was seitdem zu dem Göttingischen und Calenbergischen gehörte, nebst Holzminden und Ottenstein, den stolbergischen, spiegelbergischen und plessischen, ingelichen den pirsontischen dieselbst der Weser gelegenen Lehen. Dazu wurde die Wolgast Gers-vor gerechnet, sowie auch das Dominium directum über Bodenburg. Gemeinschaftlich blieb das Marschallamt-lehen; und die bomburgischen Lehen sollten unter beide Brüder getheilt werden, was auch im J. 1502 ausgeführt wurde. Ferner ward im J. 1495 ausgemacht, daß der, welcher den calenbergischen Theil bekommen würde, dem Vater die von Erich bei seiner Aufnahme in die Regierung ausgestellte Verschreibung auf 1000 Rthl. halten sollte. Von den väterlichen Schulden sollte jeder der beiden Söhne die Hälfte bezahlen, und der jüngste hatte auch hierbei die Wahl. Letzterer sollte die von dem Bruder während der Regierung gegebenen Verschreibungen besorgen. Das Archiv zu Braunschweig, die Erb-huldigung, die durch den Ältesten zu erteilenden Gesammtbezeichnungen, die Bergwerke außer dem Rammelsberge blieben gemeinschaftlich. Neue Erwerbungen sollten getheilt werden. Von Länden, Reuten, Gütern, Gerechtigkeiten sollte keiner etwas erblich verkaufen oder ver-lassen; und bei dem Vieherkauf oder der Verpfändung dem fürstlichen Agnaten das Vorrrecht auf zwei Monate gestatten. Verpfändungen an einen Fürsten oder auswärtigen Stand sollten gar nicht, an einen im Lande gesessenen Stand gewissermaßen erlaubt sein. Erich wählte den calenbergischen Theil, und wies daher die Unterthanen des wolfsbüttelischen an Heinrich. Beide jedoch setzten noch in dem nämlichen Jahre alle ihre Lande, so-wol diejenigen, welche sie damals besaßen, als auch die, welche sie künftig erwerben würden, auf beständig zusammen, und verließen, daß einer des andern Lande und Leute gleich seinen eigenen beschützen, sie sich im Kriege bestehend, einer der Feind des den andern Angreifenden werden, einer dem andern seine Schloßer offen halten, feinds des andern Feinde haufen, noch den Unterthanen solches gestatten wollten; jedoch sollte keiner des andern Unterthanen in besondern Schutz oder Bündniß, noch dessen Hofgefinde und Diener wider seinen Willen an-nehmen. In den Einigungen mit Götting, Magdeburg, Brandenburg, Münster und Kauenburg wollten sie zusam-men bleiben, sonst aber keine Einigungen, welche diesem Vertrage zuwiderstießen, eingehen; einer den andern in seine Bündnisse mitnehmen; einer des andern Tage be-scheiden und bereiten helfen, und den Unterthanen keine Thatbandlungen gegen den andern oder dessen Lande ge-statten. Die etwa entstehenden Streitigkeiten sollten durch zusammengesetzte Räte ausgemacht werden, und allenfalls⁴⁾ der Vater, und nach dessen Tode, Herzog Heinrich zu Künaburg, der Obmann sein. Hätte eine Landschaft gegen die andere zu klagen, so sollte solches von den Herzogen, die Klagen der Bürger und Bauern aber von dem Gerichte, unter welchem der Beklagte ge-

3) Grath, Von den braunschweigischen Erbtheilungen. S. 88.
4) Recht des Vieherkaufes nach vorgängiger Bestätigung.

f. (Koch's) Bericht einer pragmat. Gesch. d. t. F. St. und L. S. 350—352.

6) Wenn es nöthig sein würde.

Esien sei, ausgemacht werden. Kein Unterthan sollte gegen des andern Unterthanen geistliche Forderungen annehmen, noch sich beirren lassen: doch könnten die Geistlichen ihre Forderungen, die sie vor den Beamten gerichtlich ausgelagt hätten, und ihnen vorenthalten würden, selbst verfolgen. Wegen der Schulden, welche Heinrich für Erich bezahlt hatte, verglich im J. 1498 Landgraf Wilhelm zu Hessen beide Herzöge, und für den Fall, wenn einer über den andern klagen würde, daß er die Erbverträge nicht gehalten habe, verließ der Landgraf, daß er die Sache untersuchen und den schuldig Befundenen zur Erfüllung der Verträge wollte anhalten helfen. Diesen Vergleich zu halten, gelobten die Herzöge dem Landgrafen an Eidesstatt. Als nicht minder Zwistigkeiten zwischen Erich und dem Vater sich erhoben hatten, verglich solche Heinrich im J. 1498 auf folgende Weise. Erich sollte dem Vater auf dessen Lebenszeit das Schloß Hardegesen mit allen Zubehörungen und Hausgeräthe überantworten, die Wramburg und die Hart, die Rente bei dem Rathe zu Kneburg, und andere geringe Einkünfte lassen, und jährlich 2300 fl. bezahlen, wozu Heinrich 200 fl. wegen Erich, Staufenburg, Sandersheim und Amelungsborn, welche von dem göttlingischen zu dem wesselsbüttelischen Theile genommen worden, legen sollte. Der Vater dagegen sollte Erichen bei völliger Regierung lassen, und den Unterthanen befehlen, ihm die Huldigung zu leisten. Als nämlich Erich im J. 1495 die Regierung antrat, und bedrohen die Huldigung einnehmen wollte, gerieth er mit den Städten und besonders mit Göttingen in Streit, weil diese vorwandten, daß die Erlassung der Pflicht so wenig vom Herzog Wilhelm, als Herzog Heinrich geschehen sei⁷⁾. Auch wegen anderer Punkte erregten die Städte, und vor allen Göttingern, viele Zwistigkeiten. Durch theils geerbte, theils durch Zinsen und größeren Hofstaat täglich wachsende Schuldenlast sah sich Herzog Erich genöthigt, eine beträchtliche Schatzung von den Landständen zu fordern. Göttingen war selbst durch die ehrwürdige Vermittelung des frommen Bischofes von Hildesheim nicht leicht zur Zahlung zu bewegen. Als Erich zur Vertreibung seines Landvosses, des Herrn von Adelspern, gegen den Landgrafen von Hessen nur auf vier Wochen Hilfe verlangte, erklärte der göttlingische Stadtrat: „Man könne nicht verhehlen, daß die Göttinger mit dem Landgrafen seit langen Jahren in dem Bündnisse ständen, daß sie sich gegen einander nicht zu Feinde und zu feindlichen Überfällen gebrauchen lassen. In jedem andern Falle würden sie daher ihrem Herzoge mit Leib und Blut dienen; nur in diesem gegenwärtigen verbindere es versprochene Treue und Redlichkeit. Um die auf den Stadtmagistrat stets eifersüchtigen Büden noch mehr gegen denselben einzunehmen, lud Erich sie zu sich, um ihnen, als ehrenvollen Schiedsrichtern, seine Beschwerden gegen den Rath vor-

zutragen. Aber die Büdenmeister wurden durch die ihnen vom Herzoge erwiesene ehrenvolle Behandlung nur noch unerträglich stolz und hartnäckiger in Widerspruch, und wollten nicht einmal seine Bitte erfüllen. Erich errichtete im J. 1499 eine neue Kanzlei und ein Hofgericht in Münden. Er als Landesherr besetzte allein dieses Gericht; ein Doctor der Rechte war Hofrichter, riefh für Selbst, was Rechtens sei, und versuchte mittels des römischen Rechts die dem Fürsten zustehende Oberaufsicht über die Gerechtigkeitspflege seines eignen Vortheils wegen zu erweitern. Keines Prälaten, keines Städteabgeordneten Gegenwart konnte bei Beurtheilung seines Gleichen an das alte Herkommen erinnern. Das hohe leinebergische Gericht vor Göttingen, welches bisher noch so ziemlich die alte Gestalt eines iudicii parium behalten hatte, ward von nun an mehr und mehr dem Hofgerichte zu Münden untergeordnet, und verschwand nach und nach immer mehr, bis ein niederes Gericht werden, in die Gewalt des herzoglichen Schultheißen zu Göttingen. Besonders mußten die Bürger dieser Stadt, von der Schuld des Troges gegen den Herzog beladen, das Hofgericht zu Münden scheuen, wo das Fürstengewalt begünstigende römische Recht in Anwendung kam, während vor dem göttlingischen Stadtgericht und dem Voigte noch immer nach dem alten Rechte gesprochen ward. Den trotigen Bürgern Göttingens mußte es ein Greuel sein, daß sie jetzt nicht selten vor das Hofgericht zu Münden citirt wurden, seitdem Zipolle, der Pfarrer zu St. Albani, seinen erbgewöhnlichen Einfluß immer mehr auf den Herzog ausübte. Auch mißfiel es den Göttingern sehr, daß ihre Meier in den Stadtleinbörfern viele Auflagen entrichten mußten. Sie beschloßen also ihrem Hass gegen den Herzog durch Gewaltthaten Luft zu machen. Der Rath nahm nicht nur die Brüder Gieseler, welche der Herzog wegen seines von ihnen erschlagenen Bedienten für sich bestrafen wollte und durfte, gewaltsam in Schutz, und hemmte die Ausübung der herzoglichen Gerichtsbarkeit, sondern versagte sogar den Schultheißen aus den Mauern der Stadt, erklärte jedoch, daß dies Verfahren bloß der Person jenes Menschen gelte, und geschehen wäre, ohne die Rechte des Schultheißen, die er habe erweitern wollen, zu trüben, und ohne den Fürsten zu beleidigen. Der Herzog, welcher sich über die grenzenlose Anmaßung der Göttinger nicht durch ihre beschönigenden Worte täuschen ließ, verbot seinen Unterthanen, Edelenten, Bauern und Bürgern sogleich, Korn, Holz und Lebensmittel der gewaltthätigen Stadt zuzuführen⁸⁾. Zwar waren die Göttinger mit eignen Vorräthen versehen, aber doch konnte es an Reue und Besorgniß für die Zukunft nicht fehlen und sie wandten sich daher um Vermittelung der Versöhnung an den Landgrafen Wilhelm von Hessen. Aber diese konnte nicht zu Stande kommen, weil die Göttinger sich nur zu bald eine neue Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen ließen. Um die Verdienste des tapferen Erich zu belohnen, gab ihm der

7) Eine umständliche Darstellung dieser Streitigkeit bietet die Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen. 1. Th. S. 124 fg. und Andersens über Erich S. 146. 2. Th. S. 496—499 dar.

8) Vergl. Billerbeck, Geschichte der Stadt Göttingen. S. 175—182.

König Maximilian ein Privilegium über neue Zölle, von welchen der Herzog zwar die Stadt Hannover aus besonderem Verzuge befreite, aber dagegen einen solchen Zoll wider das auführliche Göttingen zu Wendte anlegte. Die Bürger Göttingens fielen im J. 1503 aus der Stadt, setzten dem bürgerlichen Boigte, der ihre Wagen zum Bezahlen des wuchernden Zolles angehalten hatte, nach, und verbrannten das Zollhaus. Erich führte Klage bei dem Könige, und Maximilian jagerte nicht nach Anhörung so vieler und mannichfacher Beschwerden des Herzogs die Stadt Göttingen durch einen am 20. Nov. 1504 zu Innsbruck gegebenen Mandbrief in die Reichsacht zu erklären, und ihre Vollziehung allen Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Rittersn und Städten des Reichs zu befehlen. Wie glänzend, und zugleich für die Göttinger störend Erich dasland, zu zeigen, müssen wir die rühmlichen Thaten betrachten, welche Erich so eben im bairischen Kriege, in welchem er dem Könige Maximilian sogar das Leben rettete, gethan hatte. Um die starke Anzahl böhmischer Hilssoldaten, welche in die obere Pfalz eingerückt war, aus dem Lande zu vertreiben, brachen der römische König - und Herzog Albrecht von Baiern mit 800 Mann zu Fuß und 4000 zu Fuß vom Donauwörth auf, und verringerten sich unterwegs mit dem von seinen beiden Söhnen begleiteten Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem Herzoge Erich von Braunschweig, und den Nürnbergern. Bei dem Schlosse Schönbürg, nicht weit von der Stadt Regensburg, kam es den 12. Sept. 1504 zur Schlacht. Als die Böhmen den verlorenen Haufen, oder die leichteren Truppen zu Fuß, welche der König mit Geschloß gegen sie sandte, zurückgetrieben, einige Kartendrücker genommen, dieselben wieder geladen, und in sie geschiet, sprengte der König mit den Fürsten und dem Volk in die Feinde. Besonders thaten diesen Angriff mit dem unverzagtesten Muthe der König selbst, die Fürsten von Brandenburg und Braunschweig, und Herzog Albrecht von Baiern. Nicht rettete die Gegner, daß sie in gedankten Reihen von den länglichen Schützen bedrückt standen. Sie wurden getödtet, und der König gewann den vollständigen Sieg, kam aber in dieser Schlacht selbst in solche Gefahr, daß er die Rettung seines Lebens nur dem Heldenmuth des Herzogs Erich von Braunschweig verdankte. Aber auch Erich selbst ward in dem mörderischen Kampfe von dem Pferde geworfen, und soll von einem seiner Leute, dem großen Prinz, mit dem Zuruf: „Großer Bengel! was liegt du da!“ wieder zur Besinnung gebracht worden sein. Gewiß ist, daß Herzog Erich in der blutigen Schlacht durch den Arm geschossen und in einen Schenkel gestochen ward“). Nach

der Einnahme der Stadt Kuffstein hielten die Bewohner ihre Fassung nicht, und zogen nicht hinweg, sondern ließen hinaus in das Schloß zu Hans Benkenauer, welcher sich vormals gegen den König verrieben, und sonst verrätherisch gehalten, daneben auch zu dem Könige schändliche Worte geredet. Darüber ward der König so erzürnt, daß er gebot, wer sich bei dem Schlosse biete, dem wollte er eins auf die Wangen geben. Mittels großen Geschosses nahm er es ein, und ließ (den 17. Oct. 1504) Hans Benkenauer und noch 14 enthaupfen. Der 16., ein Böhme, wehrte sich bei der Proccur, und die Hinrichtung der übrigen verzog sich dabei so lange, bis die andern von dem Herzog Erich losgehoben wurden. Es waren ihrer 23. Der König erfüllte darauf das, was er geboten, mit der That, und schlug den Herzog von Braunschweig an die Wangen“); wol der ehrenvollste Badenstreich, den jemals einer erhalten hat, und der daher auch den edelmüthigen Fürsten, nicht mit dem Könige entzweite. Auf dem Reichstage, welchen dieser im Juli 1505 zu Ulm hielt, war auch Erich“). In einem zu Bogen den 8. Febr.“) 1508 gegebenen Schreiben machte Maximilian dem Herzog Erich von Braunschweig und der Reichshabt Eßlingen in einem merkwürdigen Schreiben bekannt, daß er von jetzt an den Titel eines Kaisers angenommen habe. Bei dem Beginn der Feindseligkeiten wider die Republik Venedig ließ der Kaiser den zweiten Herthausen unter der Anführung des von ihm zum obersten Feldhauptmann erklärten Herzog Erichs von Braunschweig gegen Friaul und die traviser Mark anrücken. Dieser Kriegsheid eroberte Gadore und verschiedene andere Dörfer und Schloßer, und trieb auf dieser Seite die Venetianer furchbar in die Enge. So stand er als Sieger in der Travisermark, und hatte sich das ganze Gebiet von Gadore unterworfen. Im folgenden Jahre (1509) nahmen der Held von Braunschweig und Graf Christoph von Frankgaut Belluno, Feltre, Görz, Triest und andere Dörfer in Friaul und Istrien, welche die Venetianer im vorigen Kriege dem Kaiser entzissen hatten, ihnen wieder hinweg, und den Besiegten blieb aus dem festen Lande beinahe nichts übrig als Trevisio, weil sich auf der andern Seite dem Kaiser bei seinem Einzuge in Italien Verona, Padua und Vicenza und andere Städte mehr ergaben. Aber die Sonne des Glückes verfinsterte sich bald wieder, wenigstens wurde mit abwechselndem Glücke gekämpft, denn in dem einen von den beiden Treffen, zu welchen es in diesem Jahre (1509) in Friaul kam, nämlich in dem ersten in dem

9) Ephemerides Belli Palatino-Bolci ex Augustini Koellneri Charophylacis Belli Libris III. Opera inedita de Bolio Boico concinnata. Erasmo Vendio Abbreviata, bei Felle, Rer. Boic. Script. T. II. p. 484. Gescriet als Zühilnehmer am prästabilen Kriege überzeuge wird der braunschweigische Feldw. Bartholomäus, de Bolio Norico. Anticades Lib. I. bei Meuschen, Vet. Scripta. p. 1037. 1057. 1212. 10) Andreas Bayner's Gedächtnißbuch von dem bairischen Kriege, bei Felle a. a. D. 2. Ab. S. 448.

11) Felle a. a. D. S. 451. 12) Joh. Trithemii Chron. Sponh. in der fränkischer Ausgabe der Op. Hist. P. II. p. 423. 13) Nach Fugger blühte Maximilian den 3. Febr. 1508 zu Arden dem Herzog Erich von Braunschweig und andern Fürsten sein Wort haben wegen des Kriegerages erbetet, und sie einmüthig geantwortet, daß sie Ehre, und Ruhm bei ihm suchen und mit ihm leben und sterben wollten. Aber man sieht Fugger's Erzählung darum nicht glaublich, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß Maximilian schon einmal zu Arden gewesen, wieder auch Wien durchgereist sein würde. Bpt. Habertin, Die allgem. Weltgesch. R. Jbst. 9. Bd. S. 389—391.

Mal zu Cadore, verloren die Kaiserlichen den Sieg, und in dem zweiten bei Cividal zogen die Venetianer den Kürzeren. In Asfrien, welches von beiden Theilen viel zu leiden hatte, befiel bald der eine, bald der andere Theil die Dörfer. Doch ließ der Kaiser die Verdienste, welche Erich bei dieser und bei früheren Gelegenheiten sich um ihn erworben, nicht unbelohnt. Ihm ward die einträgliche Landeshauptmannschaft der Grafschaft Görz zwei Jahre lang anvertraut. Auch hatte seine Heldenthat ihm die Ehre verschafft, daß sein Wappen mit dem goldenen Sterne im Hauenschwefel veredelt ward, sowie er auch die Ehre gehabt hatte, vom Könige zum Ritter geschlagen zu werden. Bei dem großen Einflusse, welchen der Held des bairischen und des venetianischen Krieges bei dem Könige und nummehrigen Kaiser erlangte, hätte es ihm ein Leichtes sein müssen, die Vollstreckung der Reichsacht gegen Göttingen zu bewirken. Aber Erich war zu weise, um seine eigene Stadt zu verderben, und zu edelmützig, um eine härtere Strafe an den Empörern zu nehmen, als nöthig war, sie zur Besinnung und Reue zu bringen. So ließ er es geschehen, daß Landgraf Wilhelm von Hessen die Achtvollziehung aufschob, und der Abt Hartmann von Fulda geltend machte, man habe die Stadt unverletzt in die Acht erklärt. Der Kaiser verwies die Sache im J. 1506 an das Reichskammergericht, und der Herzog betrug vor der Hand den Streit nicht weiter, denn was hätte ihm daran liegen sollen, seine eigene Stadt zu verderben? Aber freilich mußte er diese, die sich so aufrührisch gegen ihn gezeigt, in Angst und Bangigkeit über ihr künftiges Schicksal lassen, damit sie sich für die Zukunft besser und den Vergleich dankbar annehme. Als Erich im J. 1512 von seiner Heldenlaufbahn unerwartet heimkehrte, wurde die Bangigkeit der Göttinger schrecklich vermehrt. Sie wurden gewarnt: Erich's Rüstung sei auf sie gemünzt, denn wozu würden sonst die vielen Knechte und Reiter geworden, und wozu sonst die vielen Bündnisse mit andern Fürsten und Herren von ihm geschlossen? Daher rüstete sich Göttingen. Doch der Herzog schüttelte die aufrührerische Stadt nicht durch Haßengewalt, sondern wohnte der Zusammenkunft zu Einbeck bei, welche die Städte Hildesheim, Braunschweig, Hannover und Einbeck im J. 1512 zu Stande brachten. Die Unterhandlungen nahmen Anfangs einen ruhigen, Gutes verheißenden, Gang, wurden aber zuletzt stürmisch, als die Rede auf den Zoll zu Werthe kam. Die göttlichen Gesandten eilten plötzlich aus der Versammlung und warfen sich Abends 11 Uhr auf die Pforte. Göttingen schien verloren. Aber zum Glück war des Herzogs Edelmut ebenso groß, als die Unbesonnenheit, der Zorn und der Übermuth der Göttinger. Der Herzog ließ die Gesandten derselben zurufen, und bewilligte noch denselben Abend gegen Witternachs folgenden Vergleich: Der Herzog wolle nicht nur die Cassation der Reichsacht bei dem Kaiser bewirken, sondern auch von dem Zolle zu Werthe absehen; dagegen behalte er sich vor, den Zoll in Göttingen von dem Rathe einzulösen und wieder auf den alten Fuß einzuführen. Auch sei er Willens, die Privile-

gien der Stadt zu bestätigen, wozern sie ihm hulbig, den Schuldgeisseln Lunden wieder zur Ausübung der herzoglichen Gerichtsbarkeit in die Thore einlasse und 5000 rheinländische Gulden zum Erfasse des durch Verhinderung des Schuldschuldenamtes und durch Niederwerfung des Rathhauses erlittenen Schadens noch vor Ostern erlege. Bräutig wurde die Huldbigung geleistet, die Erich persönlich einnahm, und er stellte die kaiserliche Absolution und Begnadigung dem Rathe zu. Die Stadt schüttelte sich nun durch des Herzogs Edelmut und Weisheit besiegt und feierte in ihm ihren Beslitzer. Aber an Unruhen gewöhnt, ward sie doch, einem stürmischen Meere gleich, nicht sogleich wieder ruhig, sondern wüthete, von der Sorge nach Außen befreit, in ihren eigenen Eingewänden. Die Güldenmeister siegten durch einen Volksaufstand über den Rath, den sie absetzten, verbannten die Entflohenen auf immer und zogen ihre Güter ein und veränderten das ganze Stadtrecht¹⁴⁾. Sie verführten ganz ungeschult, da der Herzog damals sich wegen des ostfrieschen Krieges wieder außer Landes befand. Graf Edzard von Ostfriesland war wegen des butzinger Landes¹⁵⁾ der Feind der Herzoge von Braunschweig und des Grafen von Oldenburg, nahm den vertriebenen Grafen Jobst von Hoja auf und that denselben Vorschub zur Zusammenbringung von Kriegsvolk¹⁶⁾. Herzog Georg der Bärtige von Sachsen, mit welchem Edzard aus zerfallen war, schloß im J. 1513 ein Bündnis mit den Herzogen von Braunschweig, Heinrich dem Ältern zu Wolfenbüttel, Erich dem Ältern zu Calenberg, dem Herzoge Heinrich zu Lüneburg, dem Grafen von Oldenburg und andern Herren. Gegen die Butzinger, welche sich in den Schutz des Grafen Edzard, als welchen sie lieber zum Schirmherrn, als die Herzoge von Braunschweig zu Erbherren haben wollten, begeben hatten, wurden die Waffen zuerst gewendet, und die Eroberung erfolgte in dem Winter 1513—1514 bei starkem Froste von den drei Herzogen von Braunschweig und Lüneburg gemeinschaftlich¹⁷⁾. Bei der Theilung des butzinger Landes erhielt Heinrich der Ältere den richwerder, Heinrich von Lüneburg den langwerder und Erich den biereimer Theil, mit Vorbehalt des biereimischen Rechts, wenn nämlich das Erbsitz der gleichen hätte. Die Sieger gingen dann (im J. 1514) nach Ostfriesland und nahmen dem Grafen einen Pfand nach dem andern hinweg. Zwar ward Herzog Heinrich der Ältere, als er den Sturm vor Lüneburg anordnete, erschossen, aber deshalb der Krieg nicht unterbrochen, sondern der Graf genötigt, das Land zu verlassen und sich Hilfe bei dem Herzoge von Geldern zu erlaufen. Durch die Einwirkung des letzteren wurde die Sache noch ver-

14) Reg. Hildesheim a. a. D. S. 185—196. 15)

Herzog Heinrich von Braunschweig hatte nämlich als Vater seines minderjährigen Sohnes Christoph, der Coadjutor und künftiger Nachfolger im Erbsitze Biereimer war, viel zu schaffen, und so waren die Herzoge von Braunschweig in die Fehde wegen des butzinger Landes verwickelt; s. des Ritters bei Koch a. a. D. S. 341. 342. 16) Gegeric Hildesheim, Hildesheim Ostfriesland. S. Buch. g. 111. S. 484. 485. 17) Meo Hildesheim, Chronikel der vriescher Landen. S. 60. 208. 204. 229. 290.

widelter. Westbalt Herzog Georg von Sachsen im J. 1515 an die Herzöge Heinrich den Ritters und Erich seinen halben Antheil an gewonnenen ostfriesischen Schlössern, Schloßhausen, Renge, Friedeburg, Gbdenen und Knapenpen, mit Vorbehalt des Hofungsrechts gegen den Grafen überließ und nach Sachung zurückging. Auch Erich lebte im J. 1515 in seine ihm angefallenen Lande zurück. So ward es dem Grafen Edgar möglich, nach und nach das Verlorene wieder an sich zu bringen, zahlte im J. 1517 an Herzog Heinrich von Lüneburg 8000 fl., ließ sich gefallen, seinen Anspruch an das Stadt- und Aufseherland zu Recht auszuführen, und erhielt dagegen Stüdhausen, den letzten Ort, welchen die Braunschweiger in Ostfriesland noch inne hatten, eingeräumt. Heinrich der Jüngere und Erich waren in diesen Vertrag mit eingeschlossen, wenn sie darin willigen wollten¹⁸⁾. Erich, als Verrichter von Göttingens altem Rathe eingeladen, kam den 29. Febr. 1516 mit seinem Kanzler Johann Haupt, Pfleban an der St. Johannis-Kirche, auf das Rathhaus, setzte den alten Rath nebst den Kämmerern wieder ein, jedoch auch den neuen von den Gildenmeistern aufgestellten Rath nicht ab. Durch die von Erich in den alten und neuen Rath geschickte Menge ward die Rathsschube so angefüllt, daß der Herzog, als die letzten wegen Mangels an Raum stehen blieben, lächelnd sagte: „Die nummehr sitzen wollen, müssen einen Stuhl mitbringen.“ Dieses ward auch so lange gehalten, bis der Tod oder Unzufriedenheit die Zahl der überflüssigen Rathsmitglieder minderte. Erich verordnete den Gilden und der Gemeinde zu Gefallen, daß die Bürgerschaft hinfür alle Jahre den ganzen Rath neu wählen und nach Ermessen die verdächtigen Mitglieder absetzen, und daß die Kämmerer stets um Michaelis vor bestimmten Deputirten der Gilden und der Gemeinde Rechnung ablegen, und jeder andere Bürger für sich und ihre Familie Schöf geben sollten. Der alte Rath, welchem die Bestrafung der Hauptverführer bei den vorhergehenden Unruhen überlassen ward, kühlte seine Rachgierde durch Hinrichtung derselben ab. So ward Göttingen theils durch Erich's weise, theils durch des alten Rathes blutige Maßregeln beruhigt, und der gemeine Bürger liehte in dem Herzoge den Retter und Beglückter¹⁹⁾. Aber die stiftliche Fehde²⁰⁾ oder der hildesheimische Krieg²¹⁾, in welchen Erich verwickelt wurde, vermehrte dessen Schutdenlast furchtbar. Die Veranlassung zu dem Kriege war mannichfaltig. Zunächst trug der Bischof Johann von Hildesheim, ein geborner Herzog von

Lauenburg, die Schuld. Dieser wollte durch Sparsamkeit bei dem Hofstaate das veräußerte Stift wieder emporbringen, ergriff dabei aber Maßregeln, die den Ruin desselben herbeiführten. Die von Salern, von denen er die verpfändeten Häuser Bolenum und Lauenburg gegen sein Versprechen im J. 1516 einlöste, begaben sich in den Schutz der Herzöge von Braunschweig und des Bischofs Franz von Minden²²⁾, eines Bruders des Herzogs Heinrich des Jüngern zu Wolfenbüttel. Dem Herzogen von Braunschweig wollte auf ihre zweimalige Kostkündigung der verpfändeten domburgischen und euersteinischen Stüde der Bischof gar nicht antworten²³⁾. Deshalb er richteten sie schon im J. 1516 mit vielen über das Betragen ihres Bischofs Mißvergünstigen von der hildesheimischen Ritterschaft ein Bündniß, welches jedoch nicht namentlich gegen den Bischof gerichtet war²⁴⁾. Hernach, im J. 1519, schlossen sie noch ein anderes mit etwa 20 vom Adel. Der Bischof von Minden war in beschwerliche Streitigkeiten mit dem Grafen von Diepholt gerathen, welche zwar von dem Grafen im J. 1512 auf Heinrich den Ältern und Erich verfellet, aber nicht abgethan waren, und wegen des kaiserlichen, auf Herzog Heinrich von Lüneburg für den genannten Grafen ertheilten Conservatorii sollte Franz die härtesten Drohungen gegen seinen Vetter ausgesprochen haben. Der Herzog von Lüneburg und der Bischof von Minden, welche mit einander schon im Bündnisse standen, vereinigten sich im J. 1519 gegen Franz auf das Neue, und nahmen die Grafen von Schaumburg, Lippe, Diepholt und Hoya, welche insgesammt genugsame Beschwerden, die nachmals im J. 1520 auf der Konferenz zu Herbst vorgebracht worden sind, gegen die Herzöge von Braunschweig zu haben vermeinten, in das Bündniß. Die Herzöge von Braunschweig behaupteten nachmals, die Beischuldigungen und der deshalb angefangene Krieg gegen Minden wären nur ein Vorwand; die Unruhen wurden in der That, vermöge eines Bündnisses mit dem Könige von Frankreich, erregt, um denselben den Weg zum Kaiserthum zu bahnen. Die hildesheimischen Verbündeten wurden von dem Kriege nur durch die Zuneigung, welche Kaiser Maximilian für Erich, den Retter seines Lebens in der Schlacht bei Schönberg, unweit Regensburg, empfand, zurückgehalten. Als sie die Nachricht von dem Tode desselben erhielten, fielen der Herzog Heinrich der Ritters von Lüneburg und der Bischof Johann von Hildesheim nebst den verbündeten Grafen in der Eilmarche (den 19. April 1519) in das Bisthum Minden und verlegten den Bischof Franz in kurzer Zeit. Da sein Bruder, Herzog Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel, und sein Vatersbruder Erich ihm Beistand leisteten, drangen Heinrich der Ritters und der Bischof von Hildesheim in Erich's Land ein, verübten in ihm Kriegsgreuel, eroberten Stolzenau

18) Brenneisen's Ostfriesische Historie. I. Th. 4. Buch. S. 138. Vergl. Koch a. a. O. S. 346, 347. 19) Bilderbeck, Gesch. der Stadt Göttingen. S. 197—199. 20) Zwei Lieder in niederländischer Sprache, bei Leibniz, Scripta, Brunsv. T. III. p. 254—260. 21) Herzog Wilhelm's von Braunschweig Beschreibung des hildesheimischen Krieges in David Chytraei Saxonia, Lib. VIII. Capit. sept. Aug. von 1611. f. 204—210, trüch Leipzig 1596. f. 297—305 (verg. Kort. S. 7. Journal Gohleri (welcher Erich's den Ältern und des Jüngern Kanzler war), Narratio de Bellis Hildesheim. Inter Kricum Brunsvicensium et Episcopum Hildesheimensem Anno 1519. Aug. von 1681 und bei Scharbius T. II. f. 949—954.

22) Beschreibung der Ursachen, warum der Bischof zu Minden aus seinem Stifte verlag, im 4. Th. der Sammlung niederländischer Urkunden. 23) *Annale de Hildesburg*, Hist. Belli Hildesb. m. c. 4. 10. Vergl. Koch a. a. O. S. 354. 24) *Lauenstein. Histor. Hildesb. diplomati*, P. II. p. 101.

und rückten vor den Salenberg. In dem Heidebriefe des Bischofs von Hildesheim ist keine Ursache solchen Überfalls angegeben; und die Beschwerden, welche er hernach gegen Erich und Heinrich den Jüngern vorgebracht hat, beziehen theils in Privatfeindschaften der benachbarten Dreieidensfürstenthümer, theils in ganz ungesühnten Ansprüchen an zwei oder drei braunschweigische Dörfer, und sind überhaupt nicht so wichtig, daß man deshalb einen so erheblichen Krieg beginnen sollte. Dem Herzoge Heinrich dem Mittlern von Jelle oder Lüneburg macht Herzog Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel in einem im 3. 1519 Mittwochs nach Vochem facunditatis gedruckten Patente den Vorwurf, daß er den beschworenen Erbverträgen zuwider, Erbsen ohne alle Ursache und unverantwortlich überfallen habe, um ihn erlös zu machen, und daß er dessen Lande an sich zu bringen suche, welches ihn (Heinrich den Jüngern) mittelften würde, weshalb er sich zur Nothwehr gezwungen fühle. Auch kam er in Verbindung der regierenden Landgräfin von Hessen Erbsen zu Hilfe, versuchte jedoch mehrmals die Güte schriftlich bei Heinrich dem Mittlern, der ihn aber mit vergeblichen Tageslagungen aufhielt. Der Waffensstillstand auch, welchen der Kurfürst von Sachsen als Reichsverweser in Manbaten vom 9. und 27. Mai 1519 gebot, ward nicht beobachtet, sowie auch nicht das Landbat der wegen der Kaiserwahl zu Frankfurt versammelten Kurfürsten. Alle mögliche, aber vergebliche Mühe, die kriegsführenden Parteien zu einer gütlichen Unterhandlung zu bewegen, gaben sich der Erzbischof Christoph von Bremen, Herzog Heinrich's des Jüngern Bruder, und Herzog Heinrich von Mecklenburg. Die Herzoge von Braunschweig indessen erhielten Hülfssoldaten von dem Herzoge Georg von Sachsen und Herzog Heinrich zu Jelle von seinem Schwiegervater Karl von Egmund. Die Herzoge von Braunschweig, welche vor dem Schlosse Peina nichts hatten ausrichten können, wandten sich nun in die Lüneburgische, um ihren Vetter in seinem Lande heimzusuchen. Das platte Land mußte die schrecklichen Kriegsgreuel dabei erdulden, die Städte und Schloßer Buxtehude und Gifhorn wurden eingenommen, ausgeplündert und verbrannt. Vor Meinerßen richteten jedoch die Fürsten nichts aus, zogen hierauf weiter bis nach Ullzen, und hatten nun die Absicht, die Richtung aber Solttau nach der Grafschaft Hoya zu nehmen; aber der Bischof Johann von Hildesheim und Herzog Heinrich von Jelle, welche ihnen an der Seite nachfolgten, vernannten ihnen den Weg. Hierüber kam es in der Nähe von Solttau auf der Lüneburger Heide den 28. Juni 1519 zu der schrecklichen Schlacht, welche gegen 4000 Mann das Leben kostete. Die Herzoge Erich und Wilhelm, ein Bruder Heinrich's des Jüngern, die beiden Grafen von Bunsdorf und Kegenstein, zwei Herren von Plessen und mehr als 100 Edelknechte geriethen in Gefangenschaft. Die braunschweigische Hauptmannen und 24 Kanonen von verschiedener Art, alle Kriegsmunition, alles Silbergeschloß, Kleinodien und Kleider der braunschweigischen Fürsten, 16,000 Gulden baarses Geld und über 1000 mit Raub beladene Wagen mit

vielen Pferden wurden eine Beute der Sieger. Mit genauer Noth entkamen Herzog Heinrich der Jüngere und sein Bruder Bischof Franz nach Rotenburg in dem Stifte Verden. Von den gefangenen Fürsten behielt der Herzog von Jelle den Herzog Erich, und der Bischof von Hildesheim den Herzog Wilhelm. Während des summonatischen Waffensstillstandes, welchen die von den zu Frankfurt anwesenden Kurfürsten nach Niederlassen geschickten Gefandten den 12. Juli 1519 bewirkten, schloß Erich einen besondern Vergleich vom 24. Juli, in welchem er angelobte, dem Bischofe 30,000 fl. zu bezahlen; Heinrich dem Mittlern die Schloßer Erenburg, Barenburg, Stolzmann, Uchte, Wölpe, Lauenau, den Flecken Sulingen, die Pfandschaft an Esforf und Landesberg und den gründer Wald abzutreten; die wegen Stücken aus dem ostfriesischen Kriege rückständigen 55,000 Rth. zu erlassen, auch Heinrich dem Jüngern und dessen Brüdern im Fortgange des Krieges nicht beizuhelfen. Durch eine neue Verschreibung vom 29. Juli 1519 mußte sich Erich eidlich verbinden und die Städte Göttingen, Hanover, Hameln und Nordheim sich für ihn verbürgen. Hierauf wurde Erich wieder in Freiheit gesetzt. Zugleich hatte er auch angeloben müssen, keine Beschwerden über die gegen ihn Verbündeten zu führen. Aber in diesem Punkte entband ihn der Kaiser von dem Vergleich, und er durfte seine Beschwerden mit vorbringen, jedoch seine Sache nicht persönlich führen. Daber reisten seine Gemahlin²⁵⁾ und Heinrich der Jüngere, welchem Erich Vollmacht ertheilte, im 3. 1520 nach Brüssel, und wirkte Befehle der Kaiserlassung der Gefangenen der Strafe der Acht aus. Der Bischof von Hildesheim und der Herzog von Lüneburg aber gehörten nicht und leisteten auch dem wormaler Edicte vom 21. Mai 1521 keine Folge. Daber blieb den 24. Juli die wirkliche Achtserklärung nicht aus, und den 25. dieses Monats ward ein Befehl an Heinrich den Jüngern wegen Vollziehung derselben erlassen. Er und Erich drangen also in das Stift Hildesheim ein und eroberten es bis auf die Stadt Hildesheim und die Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg. Der Bischof entwich aus dem Stifte, und Niemand durfte ihm, weil es der Kaiser verbot, beistehen; doch führte die Stadt Hildesheim allein den Krieg noch einige Zeit fort. Die Bundesgenossen des Bischofs von Hildesheim verglichen sich nach und nach mit den Herzogen von Braunschweig, und zwar die Grafen von Hoya schon im 3. 1520. Mit den Grafen von Schaumburg vermittelte Landgraf Philipp zu Hessen den Vertrag, vermöge dessen die Grafen das Amt Lauenau (welches Herzog Erich von ihnen vorher eingelöst, sie aber im Kriege wieder eingenommen hatten) mit Aussetzung der Streifigkeiten abtraten, den Herzogen 12,000 fl. für die Kriegskosten und Herzog Erich's Gemahlin 3000 fl. für die am kaiserlichen Hofe aufgewandten Kosten bezahlten. Dagegen versprachen die Herzoge

25) Die kaiserliche Commission vom 1. Aug. 1519, welche Heinrich der Jüngere bewirkte, verlangte unter Anderm, daß Herzog Erich's Gemahlin in ihrem Wittthum nicht gekränkt werden sollte.

ihnen Beistand zu Erlangung eines Decreti absolutorii am kaiserlichen Hofe, wenn es nöthig wäre. Die Streitigkeiten mit dem Stifte Minden wurden auf ein Laudum vertheilt. Die jungen Herzoge von Lüneburg, Otto und Ernst (denen, sowie auch ihrem jüngsten Bruder Franz, und ihren Leibeserben, ihr gedächter und nach Frankreich entwichener Vater, Herzog Heinrich, sein ganzes Land abgetreten), brachten auf dem Reichstage zu Nürnberg vom J. 1523 wider ihre Bettern, Herzog Erich zu Calenberg und Herzog Heinrich den Jüngern zu Wolfenbüttel, ihre Klagen an, daß dieselben bei Gelegenheit des hildesheimischen Krieges ihr Land feindlich mitgenommen hätten. Hierauf ergingen Befehle an die Herzoge Erich und Heinrich, daß sie den zugefügten Schaden erstatten und sich aller ferneren Gewaltthatigkeiten enthalten sollten. Zugleich wurde eine kaiserliche Commission aus dem Bischof von Speisingen und die Herzoge von Sachsen, Kurfürst Johann und Herzog Georg erkannt, diese Sache zu verhandeln und zu entscheiden. Diese vermittelten einen Vergleich, mittels dessen die Gefangenen ohne Erlage freigegeben und die Kriegsschäden compensirt und Wölpi in die Hand (Sequestration) der Räte des Kurfürsten von Sachsen gestellt ward. Heinrich dem Mittlern, als er in das Land zurückkehrte, versprachen für seine Friedensangelegenheit seine Bettern, die Absolution von der Acht für ihn auszuwirken, und der Kaiser bestätigte im J. 1530 diesen Vertrag. Zwischen den Herzogen von Braunschweig und dem Kurfürsten von Brandenburg vermittelte der König von Dänemark im J. 1523 einen Vertrag wegen der aus dem hildesheimischen Kriege herrührenden Zwissigkeiten. Der Kaiser hatte dem Kurfürsten von Mainz und dem Herzoge Georg von Sachsen den Auftrag ertheilt, zwischen den Herzogen Erich und Heinrich dem Jüngern auf der einen und dem Bischofe, dem Domcapitel, der Stadt und den übrigen Ständen des hochstiftes Hildesheim auf der andern Seite einen gütlichen Vergleich zu vermitteln, wenn letztere dem wörmlichen Decret gehorchen würden. Der halsstarrige Bischof Johann von Hildesheim, der durchaus nicht Folge leisten wollte, bewirkte dadurch die Zersplitterung fast des ganzen Bisthums. Das Domcapitel jedoch, die Stadt und die übrigen Landstände wurden von dem Kurfürsten und Cardinal, Albrecht, Erzbischof von Mainz, und von dem Herzoge Georg von Sachsen zu dem quediinburger Reichstag vom 14. Mai 1523 gebracht, welcher unter Anderm Folgendes bestimmte: Die Gefangenen, besonders Herzog Wilhelm, sollten ohne Entgelt in Freiheit gesetzt, und das bedingte, aber noch nicht bezahlte Erlösgeld erstatten werden. Die Stadt Hildesheim und die Ämter Peina, Steuervald und Marienburg sollten von den Herzogen mit der That unangefochten bleiben, doch aus diesem (nachher so genannten kleinen) Stifte dieser Sache halber kein Schad oder Nachtheil zugefügt werden: so wie hingegen die von den Herzogen eingenommenen Erbsche (das nachher sogenannte große Stift) von dem Capitel und ihrem Nachfolger mit der That unangefochten, die kaiserlichen Decrete in ihren Kräften, die Stifter, sowie auch die Stadt Hildesheim bei ihren Gütern und Gerech-

tigkeiten in den eroberten Landen des hochstiftes, die Stadt aber ferner in Herzog Erich's Schutze verbleiben und sich mit ihm wegen des rückständigen Schuldgelbes vertragen. Die vom Adel sollten zu ihren Erbs- und Pfandgütern, auch Lehen, die sie vormit gehabt, wieder gelassen werden, die Lehen aber von dem Herzogen nehmen. Da die Herzoge wegen der Pfandgüter in der Folge mehr als eine Ausnahme machten, und besonders denen, welche im Kriege ihnen die Häuser (die Burgen) nicht freiwillig eingeräumt, sondern dieselben mit Gewalt hatten erobert lassen, den Pfandbürgen nicht erstatten wollten, entlassen allerlei Zwissigkeiten. Der quediinburger Vertrag ward vom Kaiser den 20. Oct. 1523 zu Pampelona und vom Papste Paul III. den 17. Dec. 1537 bestätigt. In dem quediinburger Vertrage war zwar fernere Handlung vorbehalten; aber die Herzoge gaben über jezt Können Geldes an. Daraus wollte sich Niemand einlassen. Auf diese Weise blieben sie im Besitze der eroberten Lande und theilten sie unter sich. Erich erhielt die Häuser Gronau, Hundesried, Arzen, Lauenstein, Stronde, Daltersburg, Popenburg, Ruthe, Koldingen, die Klöster Marienau, Echerde, Bittinnenburg, Dorneburg und Wülfinghausen, die Städte Hameln halb, Bodenwerder, Dassel, Gronau, Elze, Sarstedt. Heinrich der Jüngere bekam das übrige von dem, was nachher das große Stift genannt ward. Beide Herzoge erlangten darüber den 28. Sept. 1530 zu Augsburg die Belehnung²⁶⁾. Erich's Schulden waren durch den hildesheimischen Krieg furchtbar gewachsen, und er sah sich daher zum Beufte der Bezahlung derselben im J. 1525 genöthigt, von der Landschaft 20,000 fl. zu fordern, wozu Hameln und Nordheim zusammen 4000, Hanover 4000, Göttingen 5000 fl. beizutragen sollte²⁷⁾. Jene oben angegebenen Kriegsläufe veranlaßten den Herzog Erich, aus den Trümmern der Burg Hundesried die Festung Erichsburg zu erbauen, welche im J. 1530 vollendet ward. Unterdessen unterließ er, sobald das Aussehen des Krieges ihn wieder aufschrecken ließ, nichts, was die Werte friedlicher Zeiten erbeifchten. So versuchte er durch neue schriftliche Gesetze die Ungewissheit des Rechts aufzuheben, und die Besserung in Oders und Untergerechten aufzuklären, revidirte die Leineberg'sche Gerichtsordnung²⁸⁾ 1529 mit dem Versuche, das römische Recht darin geltender zu machen. Letzteres ist aber wol mehr seinen Räten, als ihm selbst zuzuschreiben; denn gewiß ist, daß er bei Umwälzungen, welche mit Gefahr verknüpft sind, sich mit reifer Zurückhaltung benahm. Besonders mißlich muß es ihm geschehen haben, wenn sich ein Fürst in religiöse Streitigkeiten mischt. Er bewunderte, wie es von einem Heiden zu erwarten war, Luther's Heidenmuth den 17. April 1521 auf dem Reichstage zu Worms, und schickte ihm

²⁶⁾ Bgl. Koch a. a. D. S. 353 — 369. Häberlin a. a. D. S. 239 — 249, 535 — 537. ²⁷⁾ Witterbed S. 203. ²⁸⁾ f. die noch verhandenen Gerichtsordnungen des Fürstl. Braunschweig. Jochen Landarchidie als Leineberge der Göttingen, des Durchl. Erich's des Ersten, publicirt zu Minden. Anno 1529. Bgl. Grunp's Di-cipit. Forens. p. 608.

eine Kammer einbrachte. Hier in die Herberge; aber doch verließ er keine väterliche Religion nicht. Zwar hielten, wie aus Gedächtniß (Lib. II. §. 15. Add. I. p. 42. Lib. II. §. 35. p. 95) hervorgeht, der Kurfürst Albert von Mainz und die Herzoge von Braunschwieg, Heinrich der Junge zu Wolfenbüttel und Erich zu Calenberg, im J. 1525 eine Zusammenkunft zu Dessau, auf welcher sie sich vorläufig über die Mittel berathschlugen, durch welche die Unterdrückung der Lutherischen Partei am schnellsten und sichersten bewirkt werden könne, und das Einverständnis, welches der Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen den 9. März 1528 im Weimern, jedoch einen offenen Angriff auf die dem Protestantismus feindlichen Fürsten bezweckend, schlossen, war auch namentlich gegen Erich gerichtet. Doch verhinderte dieser die Kirchenverbesserung in seinen Landen nicht, und sie hatte in Göttingen, Hannover, Münden und einigen andern Städten einen guten Fortgang. Als ein vornehmer Fürst, der nicht gegen den Kaiser verstoßen wollte und auch kein Freund von gewaltsamen Veränderungen war, befand er sich in der schwierigsten Lage. So kam es z. B. in Göttingen zu Austritten, welche die Ruhe störten, und Erich forderte eine Geldstrafe von 10,000 fl. *) wegen eigenmächtig veränderter Religion. Doch mißgönnte er den Göttingern, ungeachtet sie die wichtigste Veranstaltung zur Unzufriedenheit **) des Herzogs gaben, die Religionsfreiheit keineswegs, wie der durch seine der Lutherischen Lehre holden Gemahlin Elisabeth im April 1533 bewirkte Vergleich ausweist, wenn sie nur, seiner eigenen Sicherheit und Ruhe wegen, versprachen, daß sie, sobald die Sache zur Sprache käme, sich selbst am kaiserlichen Hofe zu verteidigen getrauten. Außerdem machte er ihnen ausdrücklich zur Pflicht, innerhalb der Grenzen des nürnbergischen Friedens zu bleiben. Von Erichen ungehindert, trat Göttingen dem schmalkaldischen Bunde bei. Der Herzog suchte indessen sich in die Ruhe eines Privatmannes zurückzuziehen, und erhöhte das Andenken seiner schönen, unter Maximilian verlebten, Tage durch Belustigung am Bauen und gesellschaftlichen Umgang mit alten Rittersn ***). Er starb jedoch nicht in seiner Zurückgezogenheit, sondern zu Hagenau, wo er dem Reichstage bewohnte, den 26. Juli 1540 am Durchfall in einem Alter von 70 Jahren **).

29) Daß Erich grade diese Summe wählte, schreibt man folgenden Umstände zu. Er verlangte von der Stadt Göttingen einen neuen Vorstoß auf das Amt Friedland. Die Stadt, in der Hoffnung, daß Erich ihnen das Amt doch noch aus Unvermögen, das Capital zu begeben, lassen müßte, entschloß sich mit dem sächsischen Reichsrathe. Der Herzog Wile nach der Bezahlung der Schuld von 10,000 fl. Friedland wieder ein. 30) So z. B. konnten die eckbaren Rotten zu Göttingen sich trotz des von Erich erlangten Schutzbriefes vor allen Knechtinnen und Wundwunden der jungen Herren und Bürger nicht bergen, und wußten die Feilschaft ihrer Klostergeißeln nicht anders als durch die Bluth zu retten. 31) Vgl. M. Hiltbrand a. a. D. S. 203—250. 32) Guillelmus Andani Thannologia. bei Leuckfeld, Script. Rer. Germ. p. 214. Justinus Goltzius (der sein und seines Sohnes Kämpfer war) Orat. II. fun. in obitum Erici Sen. D. Bruns. Lunob. in obit. Erici Sax. b. tui, Orat. lugub. T. II. (Francf. 1565.) Chytraeus Saxo-

und ist zu Münden begraben. Erich's erste Gemahlin war Elisabeth, die Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen, welche den 10. Febr. 1524 zu Göttingen starb; seine zweite Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Von Letzterer hatte er außer zwei Töchtern den ihm unter Vormundschaft Elisabeth's nachfolgenden Erich II. oder den Jüngern.

2) Erich II., der Jüngere, Herzog von Braunschwieg Calenbergischer Linie, der einzige Sohn Erich's I., war den 10. Aug. 1528 zu Münden geboren, und daher bei dem Absterben seines Vaters noch nicht zwölf Jahre alt, stand deshalb Anfangs unter Vormundschaft, welche die Mutter führte, obgleich ihr dieselbe Herzog Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel streitig machte. Der junge Herzog wurde unter der Hofmeisterschaft eines von Kardenleben in der Gesellschaft des Prinzen Georg von Mecklenburg und des Grafen Ernst von Regenstein nach den Lehrlängen der protestantischen Religion erzogen, und ein jeder Anhänger dieser Lehre hoffte unter seiner Regierung glücklich zu werden. Unter der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth wurde besonders im Calenbergischen die Reformation durch den Generalsuperintendenten Gorvinius auf das Eifrigste betrieben, und um so mehr, je dringender das Volk nach evangelischen Lehren verlangte. Elisabeth's Willen, die protestantische Religion einzuführen, war ein großer Theil des Aels, weil er an dem alten Glauben hing, entgegen. Dennoch sollte er sammt den übrigen Sünden die große von Erich I., dessen Gläubiger sich regten, hinterlassene Schuld übernehmen. Auch versand sich die Ritterschaft wirklich zur Erlegung ihres Aels, aber die vier großen Städte weigerten sich dessen auf das Hartnäckigste, und verriethen dadurch wenig Dankbarkeit dafür, daß Elisabeth ihre neue Religion gnädigst befördert hatte. Wegen der Unkosten, welche die Abholung der fürstlichen Leiche von Hagenau und die großen Trauermahle verursacht hatten, schätzte die Vormünderin die Unterthanen in den Dörfern und kleinen Städten so hoch, daß ein jeder den 16. Pfennig seines Vermögens zur Steuer aufbringen sollte. Daher entstand in dem Amte Wöringen und Harste unter den Bürgern von Harbegg, Wöringen und Dransfeld ein gewaltiger Aufruhr. Um diese Auführer mit Gewalt zur Entrichtung des Gefoberten zu nöthigen, zog die Herzogin Mutter in Begleitung einiger Herren von Adel sammt einigen Langknechten gegen Wöringen. Die göttingischen Bürger, von ihren Nachbarn zur Hilfe aufgefordert, wollten sich jetzt aus den Thoren stürzen, und gegen alle Vorstellungen des Rathes ihre Fürstin bekämpfen. Aber das furchtbare Blutbad, welches drohte, ward durch die Vorsicht des göttingischen Bürgermeisters Kaufhempat verhindert. Er gab abgetriebenermaßen der Regentin durch einen Kanonenschuß Nachricht von dem Anzuge der wilden Bürgerschaft, die Fürstin eilte auf seinen Rath davon, und das Volk verließ sich, wie Kau-

nia. Lib. XV. p. 391 sq. Mäller's Staatscabinet. 2. Ed. Cap. 5. §. 2. Nr. 2. S. 410 ff. Krißmeier S. 771—793. Pölsche's histor. Sammlungen. 6. St. Nr. 1. S. 585—582.

schonmal vorgelegt hatte, augenblicklich, als es keinen Widerstand fand. Die Stöttinger vermochten es nicht zu verhindern, daß bald nachher die seitdem gewöhnliche Steuervertheilung gemacht ward, vermöge deren die gesammten großen Städte den größten Theil der allgemeinen Steuer ausbringen mußten⁵⁴⁾. Zwar war der junge Herzog auf einer Reise nach Weichen, wohin seine Mutter ihn mitgenommen hatte, von Lützen selbst examinirt worden; aber ein Brief des Legierten an Corvinus, in dem J. 1544 geschrieben, verräth schon einige Besorgnis. Im J. 1546 trat er die Regierung selbst an, und versicherte auf das Heiligste, daß ihn nichts von der anerkannten Wahrheit abwenig machen sollte. Aber er wollte auch, wie sein großer Vater, dem Kaiser dienen. Jedoch die Verhältnisse waren jetzt ganz anders. Sein Vater hatte im bairischen Kriege als Mitvertheidiger des königlichen Ansehens Ruhm erworben. Aber was für Aussicht stand Erich II., dessen Land protestantisch war, im schmalkaldischen Kriege vor den Augen? Er mußte entweder sich für den Kaiser schlagen oder als Gegner desselben als protestantischer Held kämpfen. Sein Vater, der auch noch unter Karl V. das kaiserliche Ansehen respektirte, hatte gewiß den Sohn ermahnt, seinem Beispiele zu folgen. Es konnte daher sicher den Begnern des schmalkaldischen Bundes nicht schwer werden, den 18jährigen Fürsten zu überreden, in des Kaisers Dienst zu treten, denn es mußte sich ihm hier die glänzendste Laufbahn zu eröffnen scheinen. Damit, daß Herzog Erich kaiserliche Dienste im J. 1546 nahm, war auch natürlich der Uebertritt zu der katholischen Religion verbunden, in der er sicher auch ganz erzogen worden wäre, wenn sein Vater länger gelebt, und Elisabeth, die Anhängerin der neuen Lehre, nicht ihren Einfluß geübt hätte. Den Kaiser Karl muß der Heldentum Erich's des Älteren bezaubert, und zu gänzlich für den Sohn gestimmt haben, denn wie hätte er dem noch so jungen Fürsten eine bedeutende Besoldungsbetriebe erteilen können? Er sandte ihn (den 15. März 1547), von Nürnberg ab, daß er neue Rekruten und neues Fußvolk werden, und sie auf den Kriegsschauplatz der durch die Hamburger verstärkten Bremischen führen sollte, gegen welche ein Heer unter dem Befehle des kaiserlichen Obersten Christoph von Wrisberg im Felde stand. Als Erich, ebenfalls kaiserlicher Oberster, zu ihm gestoßen war, unternahmen beide die Belagerung der Stadt Bremen von Neuem. Während jedoch diese Unternehmung langsam von Statten ging, brachten die schmalkaldischen Bundesgenossen und die Hansstädte Hamburg, Magdeburg und Braunschweig bei letztgenannter unter dem Befehle des Grafen Albrecht's von Mansfeld ein kleines Heer zusammen, fielen zuerst in das Calenbergische, das Gebiet Erich's, ein, und plünderten in demselben durch Raub, Brand und Geiselnahmen große Verheerung an. Erich und Christoph von Wrisberg beschloßen daher den 20. Mai 1547 die Belagerung von Bremen aufzuheben und dem anrückenden Feinde entgegenzugehen, und brachen den 22.

Mai vor Bremen in zwei Heerabtheilungen auf. Nach der ersten Verabredung sollte Erich seinen Zug jenseit der Weser, der von Wrisberg aber dieselbe derselben nehmen, und sie sich demnach wieder mit einander vereinigen. Aber Erich zog gegen die genannte Abrede diesseit der Weser nach Draakenburg, und ward hier den 23. Mai von dem Grafen von Mansfeld und dem Grafen von Oldenburg in Verbindung mit dem von Thunheim plötzlich überfallen, bevor ihm noch der zu weit entfernte Christoph von Wrisberg zu Hülfe eilen konnte. Während dessen ward Erich's ganzes Heer zerstreut und zum Theil in die Weser geprengt, und verlor alles Gepäck und die Bagage. Der Herzog selbst hatte die größte Noth, sich nach Stolzenau zu retten, setzte hier mit weniger Reitern durch die Weser und floh nach Nienburg. Der von Wrisberg, der erst nach der Niederlage des Erich'schen Heeres auf dem Kampfe plätze erschien, socht zwar nicht unglücklich gegen die Feinde, zog jedoch den folgenden Tag (den 24. Mai 1547) nach Ostfriesland, um hierdurch die niederländischen Provinzen vor einem feindlichen Einfälle zu decken. Erich beschwerte sich zwar nachher, als er zu dem Kaiser gereist, bei demselben, über den von Wrisberg, daß dieser ihn im Stiche gelassen, und hierdurch den Verlust in der Schlacht bei Draakenburg veranlaßt hätte⁵⁵⁾. Aber von Wrisberg, der sich dagegen wohl zu vertheidigen wußte, führte den Beweis, daß vielmehr Herzog Erich selbst durch seine allzugroße Eile und unbedachtamen Ueberleitung den Verlust der Schlacht verschuldet habe⁵⁶⁾. Die Schmach, die Erich statt des gehofften Ruhms, durch die Macht der Protestanten gewonnen, mußte ihm natürlich sehr gegen dieselben erbittern, und er wollte seinen Unwillen zunächst seinen evangelischen Unterthanen empfinden lassen. Als der gegen schmalkaldische Bundesgenossen freigeigige Kaiser der im J. 1547 mit der Reichsacht belegten Stadt Stöttingen eine schwere Geldstrafe auferlegte, verwandte sich Erich nicht bei dem Kaiser für Stöttingens Befreiung, sondern legte selbst auch im J. 1548 dieser Stadt eine Geldstrafe von 30,000 Thlern. auf, welche die Bürgerschaft nicht bloß wegen ihres Beistritzes zum schmalkaldischen Bündnisse, sondern auch wegen ihres Ungehorsams gegen ihren Landesherren und dessen Frau Mutter vermerkt habe. Durch demüthiges Flehen des Rathes um Verminderung der Strafe ward Erich im J. 1549 dahin gebracht, daß er für sogleich bezahlte 6000 Thlr. versprach, Alles Geschehene zu vergessen⁵⁷⁾, und die Stadt in Schutz und Schirm, besonders gegen des Reichs Kammerfiskal, zu nehmen. Erich ließ alle Anstalten dazu, die Religion seiner Väter in seinem Lande wieder einzuführen, treffen. Da sich aber

54) Jea. Steidani Comm. de statu Relig. Lib. XIX. Strasburger Ausg. von Theobaldus Richelius. S. 574. 580. 55) J. J. Loni Gedächtniß Christi von Wrisberg. S. 41 — 43.

56) H. Faberlin, Ritters teutscher Reichsgesch. I. B. S. 169 — 171.

57) Auch rühmte Erich 1549 zu Stötting am Dietrichs nach dem heiligen Pfingstfest ein Privilegium, daß auf eine Meile um Stöttingen kein anderes als Stöttingisches Bier gebrant und verkauft werden sollte.

58) Vgl. Müller bei d. Gesch. d. Stadt Stöttingen. S. 231. 232.

die Landschaften widerstehen, und der evangelische Glaube schon zu fest gewurzelt war, so sah er sich durch die Umstände gezwungen, der Landschaft in dem J. 1553 die Versicherung zu ertheilen, daß er sie ungetränkt bei ihrer neuen Kircheneinrichtung lassen wolle³⁷⁾. Sehr verdienstlich für Erich und sein Land war, daß er sich in ein Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Gulmbach ziehen ließ. Dieser war nämlich incoognito zu Hannover gewesen, und hatte Mittel gefunden, durch sein scheinbar gutes Betragen gegen die augsbургischen Confessionsverwandten besonders das Vertrauen der Mutter des Herzogs Erich zu gewinnen. Sie, in der Hoffnung, ihren Sohn wieder zum Protestanten zu machen, brachte ihn dahin, dem Markgrafen allen Beistand zu versprechen, und verwickelte ihn dadurch in einen Krieg mit seinem Vetter Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel. Als Albrecht im Juni 1553 Heinrich's Land mit Hute und Schwert verwüsthete, leistete ihm dabei Erich Hilfe. Da die gegen Albrecht verbündeten Fürsten ihm den Krieg ankündigten, so schickte er den 3. Juli 1553 von Petershagen im Hochsülze Minben, wo er damals mit seinem Heere sich befand, Erichen zu dem Kaiser nach Brüssel, und ließ ihm Vorstellungen gegen seine Feinde machen und einen Vergleich anbieten. Der Kaiser ertheilte Erichen den 17. Juli die Antwort, daß er Albrecht's Gegner für einen Vergleich stimmen wolle; man möge nur erst die Waffen niederlegen³⁸⁾. Während dessen verlor Markgraf Albrecht gegen den Kurfürsten von Sachsen den 9. Juli (1553) die Schlacht bei Stieressaufen, sammelte jedoch seine zerstreuten Kriegsglieder wieder, und ließ sie in die Länder des Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel streifen und das ganze Land ausplündern und verwüsten. Heinrich ließ dagegen seinen Vetter Erich empfinden, daß er Albrecht's Partei genommen, und fiel in Erich's Lande, belagerte die Erichsburg, und da dieses ohne guten Erfolg geschah, so richtete er dafür in dem Fürstenthume Göttingen großen Schaden durch Raub und Brand an, und nahm die kleinen Städte und Ämter desselben ein. Namentlich unterwarf er sich Dassel, Wöringen, Hardegsen, Uslar, Dransfeld, und zwang sie zur Huldigung. Hierdurch fand sich die im Lande zurückgebliebene Gemahlin Erich's, die Schwester des Kurfürsten Moriz von Sachsen, bewogen, sich mit dem Herzoge Heinrich den 6. Sept. 1553 zu vergleichen³⁹⁾, worauf dieser seine Truppen aus dem Göttingischen zurückzog. Erich erhielt durch den Frieden mit seinem Vetter alles wieder. Doch mußten die Unterthanen beider Herzoge beiden die Huldigungseid schwören. Zween Herzogen zu duldigen schien jedoch den großen Städten eine höchst gefährliche Neuerung. Die Göttinger schlossen sich daher auf Braunschweig nachdrückliche Ermunterung von Neuem fester an die Hanse, und alsobald ward das Werk der Gesamthuldigung, zu welchem ohnedies Erich bald wenig Lust zeigte, durch das zwischen Magdeburg, Hildesheim,

Hanover, Nordheim und Göttingen auf 10 Jahre erneuerte, besondere Bündniß gesprengt. Da Erich seiner Mutter Schuld gab, daß sie ihn in den Krieg mit seinem Vetter verwickelt, so verlor sie ihr Wittthum, und mußte zu Neustadt am Rübenberge wohnen, wo sie im J. 1558 starb. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel, Erich zu Calenberg und Franz Otto zu Belle machten im J. 1555 mit dem Domcapitel zu Halberstadt und den Städten Hildesheim, Göttingen, Hanover, Einbeck, Nordheim und Hameln einen besondern Münzverein⁴⁰⁾. Als die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig im J. 1557 mit den ausgeschiedenen Truppen in die Niederlande zu dem Könige Philipp von Spanien zu ziehen sich anschickten, erfuhren sie den Einfall des Christoph von Wrisberg in das Land von Bursfelde, und nahmen den 2. Mai nach Verden den Weg, um ihr Heer hier durchzuführen und den von Wrisberg anzugreifen. Der Erzbischof Christoph von Bremen, durch ihre Ankunft geschreckt, bat, daß die Herzoge keine Gewalt brauchen sollten. Sie setzten jedoch den Zug fort, ließen das Heer in Verden rasten, und eilten dann nach Rothenburg, und nahmen es ein. Da zerstreute sich das tumultuarische Heer des Erzbischofs. Der Anführer der Unruhen, Christoph von Wrisberg, ward von dem Edelmann Johann Berner gefangen, und dem Herzog Erich übergeben und ins Gefängniß geworfen. Erich kam hierauf nach Verden zurück, und ließ die Landschaft versammeln, und ermahnte sie, sie möchten den zur Regierung untauglichen Erzbischof Christoph absetzen und in ein Kloster einsperren und bis zu seinem Tode die Regierung selbst führen. Doch trugen die Stände Bedenken, dieses zu thun, und wollten lieber den äußersten Glimpf brauchen. Nachdem Erich in diesem Lande die Ruhe hergestellt, führte er seine Truppen zu dem Könige Philipp, der damals Saint-Quentin belagerte. In der Schlacht bei diesem Orte den 10. Aug. 1557 kämpften die Herzoge Erich und Ernst von Braunschweig, jeder mit 1000 Arcubusiers zu Pferde⁴¹⁾. Frankreichs Connétable Anasé von Montmorency und der Marschall von St. André fielen dem siegreichen Erich in die Hände, und er führte nachher diese Gefangenen in seine Lande. Da der König Philipp von Spanien sie gern in seine Gewalt haben wollte, so schloß er in dem folgenden Jahre (1558) mit dem Herzoge Erich einen Vertrag, kraft dessen dieser ihm dieselben gegen ein Föhsgeld von 112,000 Pfund (zu 40 Groschen) auslieferete. Für ungefähr ein Drittel dieser Summe verpfändete Philipp dem Herzoge das Schloß und die Herrschaft Börden⁴²⁾. Da aber die Gräfin Margaretha im J. 1346 und der Herzog Philipp von Burgund im J. 1425 versprochen hatten, diese Herrschaft niemals zu verpfänden, zu verkaufen und zu veräußern, so wurde diese Verpfändung an Erich dadurch gemildert, daß ihm gewisse Beschränkungen im Betreff

40) f. von Braun's Gränzliche Geschichte von — — — teuthen Wäldern. I. Th. Cap. 5. S. 5. S. 143 — 145. Wgl. Hübner a. a. O. 2. Bd. S. 684. 685.

41) Thunmann, Hist. (Hannoversche Ausgabe von 1609.) T. I. p. 391. 396. 42) Urkunde vom 30. Juli 1558 bei Hübner op. Veldener, p. 216.

37) Wehmer's Hst. Nr. 2. 805. 38) Steidmann Lib. XXV. p. 800. 803. 39) Chytraeus Saxo. Lib. XVIII. p. 466.

der Regierung aufgelegt wurden⁴⁵⁾. Erich war unruhiger Geist, war hochmüthig und schweigsam. Seine Pläne blieben daher seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein Räthsel, besonders seine Herrschaft nach Preussen im J. 1563, welche Allen ganz unerwartet war, und deren Zweck selbst die Apou nicht hat erforschen können. Bei dem Gerüchte, von dem bevorstehenden Kriege zwischen Dänemark und Schweden im J. 1563 rüstete Erich Truppen aus, und führte sie dem Könige Friedrich von Dänemark zu. Dieser wollte sie nicht brauchen, und der Herzog konnte sie ohne Geld nicht unter der Hand halten. Alle Welt war daher gespannt, was er unternehmen, und wohin er ziehen würde. Endlich wandte er sich nach Westfalen, und eroberte Warndorff durch Kriegelöb. Seineinade war das vergriffen, was sein Retter Heinrich, als er seine Waffen hier und da durch Teutoburg trug, von dem Bischofe Bernhard Bagefeld erlitten. Erich erinnerte sich dessen, und griff den Bischof und das Domcapitel an. Diese konnten ihn nicht anders als ihrem Gebiete entfernen, als durch Zahlung von 32,000 Goldstücken. Dann setzte Erich bei Boisenburg über die Elbe, zog durch das mecklenburger Gebiet und die schwedischen Staaten, und kam an die Grenzen Preussens. Hier erlangte er von Danzig ein Darlehen von 2000 Goldstücken. Herzog Albrecht von Preussen ließ ihn nicht in das Land, sondern stellte ihm Truppen entgegen. Da von allen Seiten aus den benachbarten Landesherrschaften Soldaten herbeisickerten, ward Erich gezwungen, seinen Weg rückwärts zu nehmen. Die Köhnen wurden zerissen und die Truppen zerstreut, die Köhnen auch zurückgelassen oder verlegt. So schnell hatte Erich den Zug hinwärts genommen, daß ihn die kaiserlichen Gesandten nirgends hatten erreichen können. Aber mit noch größerer Geschwindigkeit führte er seine einer Flucht ähnliche Rückkehr aus⁴⁶⁾. Im J. 1566 wurden die Niederlande durch die Nachricht in Unruhe gesetzt, daß Erich, welcher Wörben pfandweise besaß, zu Giese im Namen des Königs Philipp einiges Kriegsvolk sammelte, und zwar, wie das Gerücht ging, zu dem Behufe, mit den Truppen nach den Niederlanden zu kommen und daselbst die Inquisition einzuführen. Wegen dieses Gerüchtes hielt man zu Anfang des Aprils (1566) zu Leyden die Thore verschlossen, bewachte sie und verbot sie mit Beschlag. Mit der Truppenverbredung des gestürzten Erich's hatte es keine Nichtigkeit, sowie auch geriet war, daß sie in dem Namen des Königs geschah. Aber die Oberstatthalterin, die Herzogin Margaretha von Parma, behauptete, daß der König ihm keine Vollmacht dazu gegeben hätte, und schrieb ernstlich an den Herzog, daß er ausfinden möchte, den Namen des Königs länger zu mißbrauchen⁴⁷⁾. Wie man nachher erfuhr, machte Erich jene Werbung, um die kleinen Städte seiner Herrschaft während der Unruhen der Belgier, man

fürchtete, zu sichern⁴⁸⁾. Auch erhielt Erich bald wirklich Auftrag, von dem Könige, Truppen zu werden. Er that dieses noch im nämlichen Jahre (1566) bei Lingen⁴⁹⁾, und bei der Aemtervertheilung, über welche der König der Oberstatthalterin (auch im J. 1566) Befehle ertheilte, desam Erich den Befehl über 1000 Reiter, welche er werden und führen sollte. Der Landgraf von Hessen und der Pfalzgraf bei Rhein suchten den Herzog Erich zu bereben, daß er sich in den Krieg, welcher der Religion wegen unternommen wurde, nicht mischen und die Anführerstelle über die Reiter nicht übernehmen sollte. Erich übernahm sie jedoch⁵⁰⁾. In dem von vielen Lutheranern bewohnten Wörben hatte der Stadtrat die Bilder aus der Kirche hinwegnehmen lassen. Als der Aufruhr ausbrach, ertheilte Erich, der Pfandhaber der Stadt, am 8. Herbstmonat 1566 einen schriftlichen Befehl, durch welchen er den Pfarrer anwies, seinen Dienst wieder abzuwarten, welches er jedoch nicht gethan hat. Erich machte sich hernach die Bewegungen, welche zu Wörben gewesen waren, zu Ruhe, um Kriegsbereitnisse und Soldaten auf das Schloß zu bringen. Hierüber beklagte sich der Stadtrat bei den Ständen, aber diese Klagen scheinen von keiner Wirkung gewesen zu sein. Erich half im J. 1567 das Bündnis des holländischen Adels sprengen, namentlich schlug er drei Bataillone unter Hugentbroef, Ruyvel und Renesse, welche sich der Schanze an dem Canal von Amsterdäm bemächtigen wollten, in die Flucht, und nahm dabei Renesse, der nachher zu Utrecht entpaupt ward, gefangen. Hierauf ward der Sieger in Bienen und Amide Kriegsvolk⁵¹⁾. An der Spitze von 1500 deutschen Reitern erscheint er in dem J. 1568 bei den Herbeibewegungen, welche der Herzog von Alba und unter diesem Chiappini Mittel leitete. Ebenso tritt er auch im J. 1572 als Führer deutscher Hilfstruppen in den Niederlanden auf, und stieß zu Franz Vargas, den Herzog von Alba in Drenther zurückgelassen⁵²⁾. Als im nämlichen Jahre⁵³⁾ Wörben auf die Seite des Prinzen von Dranien gebracht ward, wurde bei der Übergabe der Stadt unter Anderem bedungen, daß die Gerechtigkeit daselbst auf dieselbe Weise, wie seit einiger Zeit geschehen wäre, verwaltet werden sollte, ohne Nachtheil des Pfandhabers, des Herzogs Erich von Braunschweig, dessen Krentmeister seines Herrn Einkünfte frei und ungehindert empfangen könnte⁵⁴⁾. Die Deutschen, welche unter dem Herzoge Erich dem Könige Philipp von Spanien den Kriegsdienst thaten, wurden im J. 1574 entlassen. Als Führer österreichischer Truppen

45) f. den Ausgang der Urkunde vom 31. Juli 1558 bei X. t. Wetzsch, De Nobilitate. p. 101. 46) Thaumast. T. I. p. 708. 47) (Magaenaar) Xigen. Gesch. der verminigten Niederlande. S. 29, (Beilage 1758.) S. 64.

48) Strada, De bello Belgico, frankfurter Ausg. von 1651. p. 117. 49) Magenaar a. a. O. S. 80. 50) Strada f. 155. 157. 49) Magenaar S. 105. 51) Thaumast. T. I. p. 856. 1090. 52) 1572. Martius (a. a. O. S. 201) sagt, der Herzog Erich habe, wie er (Martius) glaube, sein Recht an der Herrschaft Wörben im J. 1571 an den Grafen von Hochlohe abgetreten, und theilte S. 202. 203 zum Beweise eine von der Herzogin von Parma, als Regentin der Niederlande, zu Utrecht den 12. Dec. 1572 gegebene Urkunde mit; aber aus dieser geht hervor, daß Herzog Erich Wörben damals noch besaß. Erst nach dieser Zeit also hat Erich sein Recht dem Herzoge von Hochlohe überlassen. 53) Magenaar S. 172.

war Erich im J. 1578 wieder in den Niederlanden thätig⁵³⁾). Während sein unruhiger Geist ihn in Flandern, in Frankreich und selbst in Spanien herumtrieb, verlor er zu Hause manches schöne Erbsück, namentlich⁵⁴⁾ entging ihm durch seine Abwesenheit (den 22. Mai 1571) der größte Theil der reichen Herrschaft Pfaffe, welche nach Verlöbten des pfälzischen Stammes durch Dietrich's VI. Tod der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel an sich riss, sodas Herzog Wolfgang von Grubenhagen bloß das Amt Rodolfschausen leitete. Nach dem Absterben des letzten Grafen von Hoya und Brundhausen theilte Erich im J. 1582 dessen Lande als ein zurückgefallenes Lehn mit seinen Vettern Herzog Julius von Wolfenbüttel und Herzog Wilhelm zu Lüneburg. Die Grafschaft Clermont in Frankreich hatte Erich im J. 1570 durch Kauf an sich gebracht. Den Ritterorden des goldenen Stiefels hatte er im J. 1573 erhalten. Er starb den 17.^{ten} Nov. 1584 zu Pavia, und de Thou, welcher bei der Gelegenheit der Angabe seines Todes und früher bei der Erzählung von seiner Herrschaft nach Preußen einen Blick auf seinen Charakter und seine Thaten wirft, fällt ein sehr ungünstiges Urtheil über seinen Charakter und planlosse Herumtreiben. Mit ihm erlosch die von seinem Vater geschaffte braunschweig-calenbergische Linie. Sein Vetter Julius vereinigte Calenberg und Göttingen mit Wolfenbüttel. Erich war zweimal verheiratet. Mit seiner ersten Gemahlin, der Tochter des Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen, lebte er nicht glücklich, und beschuldigte sie sogar, daß sie ihn habe vergiften wollen. Zwar bewies sie auf einer deshalb zu Halberstadt niedergelegten kaiserlichen Commission ihre Unschuld, ging aber doch mit einem jährlichen Gehalte zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten August von Sachsen. Sie starb im J. 1575 im Kloster zu Weisenfeld. In dem zuletzt genannten Jahre vermählte sich Erich hierauf mit Dorothea, der Tochter des Herzogs Franz von Lothringen, hatte jedoch keine Kinder von ihr. Sie befiel nach Erich's Tode, obgleich Gemahlin des Marcus de Preye, des spanischen Statthalters von Flandern und Artois, den Titel einer Herzogin von Braunschweig-Lüneburg bei⁵⁵⁾).

3) Erich, Herzog von Braunschweig, grubenhagischer Linie, Herzog Albrecht's zum Salz einziger Sohn, stand nach dem Tode seines Vaters, welcher sich zwischen den Jahren 1381 — 1384 ereignet haben muß, unter der Vormundschaft seines Veters Friedrich⁵⁶⁾). Diese Vormundschaft hatte im J. 1401 aufgehört, denn zu dieser Zeit gab Erich der Stadt Braunschweig den gewöhnlichen Huldbrief, sowie auch seine Bewilligung zu einer denen von Gramm ertheilten Belehnung, unter seinem besondern Siegel. Nachdem Erich großjährig geworden, verglichen sich mit ihm Herzog Friedrich und dessen Sohn Dito im J. 1402 dahin, daß die beiderseitigen Lande ungetheilt

bleiben sollten. Jedoch nahm um besserer Verwaltung willen Erich das Schloß Salz, Friedrich hingegen Herzberg und Ekerode auf drei Jahre. Nach Verlauf derselben stand ihnen frei, mit den Schloßern umzutauschen⁵⁷⁾). Sie verließen einander beifriedlich und die verlorenen Güter mit vereinigten Kräften wieder beizubringen. Die Hälfte sollte jeder zur Einlösung der verpfändeten Güter geben, und dabei die Erlaubnis haben, dieselben ebenso hoch wieder zu verpfänden, ausdem aber sich aller einseitigen Zugriffen enthalten. Wenn Friedrich wollte, sollte er die Belehnungen ferner für sich, und nach dessen Ableben Erich ertheilen. Mit einem Eide wurde dieser Vertrag bestätigt. Aber diese Einigkeit währte nicht lange, wie daraus hervorgeht, daß Friedrich und Dito sich im J. 1405 über das ihnen von Erich zugesagte Unrecht beklagten, und sich gegen ihn mit dem Landgrafen von Thüringen und den Grafen zu Schwarzburg auf vier Jahre verbanden⁵⁸⁾). Doch im J. 1407 finden wir Erich mit Friedrich und Dito gemeinsam handeln, denn sie überließen die Stadt Hameln planweise an ihre Besten Bernhard und Heinrich auf diese Weise, daß letztere die Stadt von den Grafen von Schaumburg und Spiegelberg einlösen sollten⁵⁹⁾). Erich schlug im J. 1415 eine scharfe Schlacht gegen den Grafen Ernst II. von Hohnstein, Herrn zu Rohra, und dessen Brüder, gewann einen blutigen Sieg, nahm die Grafen gefangen und erhielt ein Lösegeld von 8000 Fl.⁶⁰⁾). Im J. 1421 wurden Erich und die gesammten grubenhagischen Herzoge von der Abtissin Adelheid von Luedeburg mit Audersalt, Sidelhausen und der goldenen Mark belehnt⁶¹⁾). Herzog Erich und die Einbreder verloren im J. 1422 60 Gewapene, welche nebst den Streitrossen nach Weimar gebracht wurden, bis sie nach Zahlung von 7000 Fl. heimkehrten⁶²⁾). Erich starb den 28. Mai 1427 und ward in Einbrede begraben⁶³⁾). Er hinterließ als Feind der Landstraße und der Kaufleute nicht den besten Ruf, und man findet in dieser Beziehung über ihn gesagt, daß er weit von der Rechtshaffigkeit seines Vaters brüder, des Herzogs Heinrich von Lüneburg, entartet⁶⁴⁾). Im J. 1405 hatte sich Erich mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Dito des Duaden, zu Göttingen vermählt, und seine Mutter Agnes trat derselben ihr Leibgebiere ab. Sie erhielt einen Brautkauf, mußte aber dagegen auf den Erbfall vom Vater und Bruder Verzicht leisten. Erich und Elisabeth hatten drei Söhne und fünf Töchter. Von den erstern besaßen Heinrich und Albrecht das Erbe,

57) Daß dieser Wechsel auch wirklich statt hatte, geht daraus hervor, daß Herzog Friedrich im J. 1418 seinen eigenen, als in seiner Urtheilung Urkunden beist: Herzog zu Braunschweig und Herr zu dem Salz („to dem Solte“); f. Hofmann Ann. Poet. decessu m. d. a. Bsl. Koch a. a. O. S. 149. 58) Ritzsch, Chron. S. 549. 59) Adjuncta Fascicul. Hist. p. 219. 60) Erich über Wolfers J. p. S. 735 fg. 61) Reichenmün. Chronicon Walkenroden. p. 26. 62) Eracht. Conspectus historiae B. L. p. XXX. 63) Chronicon Engelshausen bei Leibniz, Script. Brunav. T. II. p. 1142. 64) Chronicon Engelshausen I. Contin. bei Leibniz a. a. O. S. 84. II. Cont. S. 85. 64) Hermann Corneri Chronica ap. Ecdem. Corp. Hist. Mod. Aev. T. II. p. 1278.

53) Thuanus T. II. p. 36.

54) Nach anderer Angabe

den 7. und nach anderer den 6. Nov. 55) Ritzsch, Joh. Heinr. Steffens Ausg. a. b. Erich. d. Durch. Grafen v. Braunschweig-Lüneburg. S. 338 — 345. 56) Eracht. v. Br. Erbverleihungen. S. 27. Sammlung niedersächsischer Urkunden I. 6. S. 40.

Ernst war Domherr zu Halberstadt und Propst zu Cimbach, von den letzteren waren drei nach einander Abtissinnen von Sandersheim: Agnes, Elisabeth, welche zuvor an den Herzog Kasimir zu Stettin vermaählt gewesen, und Sophia, aber die Letzte durch zwiespältige Wahl, doch nach einem Proceß von fünf Jahren siegend. Die vierte Tochter Margaretha nahm den Grafen Simon V. von der Lippe und die fünfte Anna den Herzog Albrecht zu Baiern⁶⁵⁾.

4) Erich, Herzog von Braunschweig, jüngster Sohn des Herzogs Albrecht von Grubenhagen, welcher im J. 1486 starb, stand nebst seinen älteren Brüdern, Philipp, Ernst und Erich, bis zum J. 1493 unter der Vormundschaft des Herzogs Heinrich, Sohnes Heinrichs, welche bis zum J. 1490 zugleich ihre Mutter Elisabeth, die Tochter des Grafen Wolrad's I. von Waldeck, führte. Jedoch die Urkunden von 1493, 1496, 1500 besitzet sie zwar mit ihrem Siegel, theils für alle, theils für die jüngeren Söhne, aber ohne sich, wie im J. 1490, Vormünderin zu nennen⁶⁶⁾. Der mittlere Bruder Ernst muß frühzeitig gestorben sein, da er nach dem J. 1493 nicht mehr erwähnt wird. Philipp und Erich regierten Anfangs gemeinschaftlich, und traten im J. 1496 das Einbildungsrecht ihres Antheils an dem Harnelssberge an Herzog Heinrich den Älteren ab. Wegen des Fürst's Albrecht's von der Hellen verglichen sie sich im J. 1500 mit dem Magistrat zu Goslar, theilten sich die Hälfte des Forstjunks vom harten Holze und die zum Bauen tauglichen Tannen vor, und versprachen die goslarischen Wägen, Pferde und Köhler gleich den übrigen im besagten Forste zu schenken⁶⁷⁾. Erich nahm nach kurzer Mitregierung den geistlichen Stand an, und ward zuerst zum Domherrn in Osnabrück aufgenommen, bereits jedoch das Jahr nach dieser Aufnahme, nämlich im J. 1508, zum deutschen Bischof erwählt, sowie auch in Paderborn postuliert⁶⁸⁾. Zu Osnabrück mußte er im J. 1509 eine Capitulation eingehen⁶⁹⁾. Zwar leistete er Anfangs der Einführung der Kirchenverbesserung Widerstand, gab jedoch alsdann nach, als er 6000 fl. empfing⁷⁰⁾. Auf seine Wägen ließ er die Umschrift⁷¹⁾ setzen: Verbum Domini manet in aeternum. Endlich ward er auch zum Bischof zu Münster postuliert, erlebte jedoch die Bestätigung und Einführung nicht, sondern starb noch in dem nämlichen Jahre (1532) am 14. Mai, und hinterließ den Ruhm eines löblichen Regenten, der in seinen Tugenden über Frieden und Gerechtigkeit gehalten⁷²⁾. (Ferdinand Wächter.)

II. Aus Dänemark. Erich (Erik). Diesen in der ältern Geschichte der skandinavischen Reiche häufig vorkommenden Namen führten mehrer Könige und Fürsten (Jarl) in Dänemark, Norwegen und Schweden. Mit Uebergehung der weniger berühmten gewordenen Könige dieses Namens in Norwegen wird es hinlänglich sein, das Bemerkenswerthe der acht Erichs, welche von der Mitte des 9. Jahrh. n. Chr. bis an über Dänemark regierten, hier kurz zu erzählen.

Erich I., genannt Barn (das Kind), war des Königs Gottfried von Jütland Sohn und regierte von 840 bis 860 n. Chr. Ged. über Seeland, Schonen und Jütland, nachdem durch innere Kriege zwischen den verschiedenen Regenten der dänischen Inseln alle andern Glieder der königlichen Familie umgekommen, und nur er, als ein Kind, verschont geblieben war. Aus einem eifrigen Verfolger des Christenthums in seinen jüngern Jahren wurde er später, unter dem Einflusse des heil. Ansgarius, ein ebenso thätiger Freund und Beförderer desselben. Er legte den Grund der Domkirche in Ripen, welche also nach der durch Erich, Harald Klaf's Bruder, geschehenen Erbauung der Domkirche zu Schleswig, die zweitälteste christliche Kirche in Dänemark ist, und breitete den christlichen Glauben unter seinen Unterthanen aus. — Seine Regierung fiel übrigens in die Zeit, wo die Dänen noch in fremden Ländern sich umhertrieben, unter verschiedenen Anführern auf Freireisern ausgingen und besonders in England und Frankreich übel wirkten.

Erich II., mit dem Beinamen Siegod (der Gütige), vierter Sohn des Königs Svend Estrifsen, besaß die Regierung über Dänemark von 1095 an bis zu seinem 1103. erfolgten Tode. Weniger um seiner Gutmüthigkeit willen, die, wie mehrer seiner Handlungen zeigten, ihre engen Grenzen hatte, als um anderer schätzbare Eigenschaften willen, gab man ihm den Namen Siegod. Die Ulgewalt, welche damals von dem Erzbischofe von Bremen und Hamburg über die dänische Kirche ausgeübt wurde, schränkte Erich dadurch ein, daß er nicht nur selbst nach Rom reiste und sich durch den Papst Urban II. von dem Banne, worin jener Erzbischof ihn wegen einer an gefangenen Seeräubern auf eine höchst grausame Weise vollzogenen Hinrichtung erklärt hatte, losprechen ließ, sondern daß er es auch bald nachher selbst dahin brachte, daß Lund, welches hieser als bloßes Bisthum unter Bremen und Hamburg gestanden hatte, zu einem Erzbisthum für die drei skandinavischen Reiche erhoben und von aller Abhängigkeit von dem fremden Erzbischofe befreit wurde. Zum Andenken an seinen Bruder Anud, den er vortier für einen heiligen Thät erlassen lassen, stiftete er gewisse Verbindungen, Silber genannt, d. h. durch Gesche regierte Gesellschaften, welche die Beförderung der innern Eicherheit zum Zweck hatte, von Dänese aus durch das ganze Reich sich verbreiteten, den ersten Anlaß zu den nachherigen Kriegen gaben, und viel dazu beitrugen, daß den Landstädten aufgehoben wurde. Auch war er der Stifter eines Klosters bei Fussa, in welchem alle reisenden Dänen freie Herberge und Verpflegung erhielten. Überhaupt verband er mit

65) Bilderbuch der Lebnis. S. 2b. S. 392. 66) (Koch) Versuch einer prag. Gesch. des Durchl. Kaiser's Braunschweig und Einverw. S. 160. 161. 67) Diesen Namen hatte ein zum Theil hatter Heil in einem gewissen Districte des Järags, welches Albrecht von der Hellen im J. 1457 als Lehn hatte; s. Koch S. 158.

68) Bruchner, De episcopo Germaniae, p. 1074. 69) f. Schlags in Kressii Rechtlicher Erklärung des Archivars Konrad's, S. 12. 70) Chron. Monasteriensis T. V. anaclet. Matthaei, p. 130. Hamelnano in Chron. Ansbarg. et Historia renati Evangelii p. 573. 1130 opusculum. 71) Sie werden erläutert in Köler's's Wägenbestätigungen. 17. St. Nr. 2.

72) Continuatio Catalogi Episcoporum, Paderbornensium ap. Meibomium, Ker. Germ. Hist. T. I. p. 369.

vieler Frömmigkeit strenge Gerechtigkeit und eine an Berühmtheit grenzende Erbblausung bis zum Geringsten seiner Unterthanen, die er über wichtige Angelegenheiten gern zu Rathe zu ziehen pflegte. Um den Mord, den er, wie es scheint, in einem Anfälle von Raserei oder Geistesabwesenheit an vier von seinen Ministern eigenhändig begangen hatte, abzubüßen, unternahm er, nach damaliger Sitte, eine Reise nach dem heiligen Lande Palästina, wurde aber auf der Insel Cypern von einer Krankheit überfallen, an welcher er am 16. Juli 1103 starb. — Die Opper: Erich Egiogod (Kopenhagen 1798), zu welcher der bekannte Dichter J. Baggesen von diesem Könige den Namen entlehnte, hat ebenso, wie desselben früher erschienenen Theaterstück: Holger Danske, außer dem Namen wenig oder nichts, das an den Helden, dessen Name auf dem Titel steht, besonders erinnert.

Erich III., Emun, ober der Stolge, genannt, Erich Egiogod's jüngster Sohn, regierte über Dänemark vom J. 1103—1137. Um sich den Thron zu sichern, ließ er seinen Bruder Harald, nebst dessen Söhnen, tödten, wodurch er sich bei seinen Unterthanen verhaßt und gescheitert machte. An den Unruhen, die zu seiner Zeit in Norwegen statt hatten, nahm er gegen den König Magnus Sigurdsen Theil, besiegte die feindlichen Heere, zwang die Stadt Arlöna, sich für eine Zeit lang zum Christentume zu bekennen, und hatte mit Eskild, dem Bischofe von Bisthede und nachherigen Erzbischofe von Lund, langwierige Streitsachen. Die strenge Gerechtigkeit, die er ohne alle Ansehen der Person gegen die Höheren, wie gegen die Geringeren im Lande ausübte, kostete ihm zuletzt das Leben, indem ihn ein jütändischer Edelmann, Namens Soteplog, als er eben im Amte gehend bei Ripen Gericht hielt, verrätherisch ermordete. Erich Emun gehörte übrigens zu den ersten dänischen Königen, welche sich im Kriege der Reiterei bedienten, obgleich damals nur noch in geringer Zahl.

Erich IV., Lamm genannt, ein Tochtersohn von Erich Egiogod, folgte, zwar nur als Vormund des erstwählten minderjährigen Waldemar's, aber doch mit der Gewalt und dem Namen eines Königs, Erich III. in der Regierung. Einfalt und Sanftmuth, die hervorsteckenden Züge seines Charakters, zogen ihn den Beinamen Lamm zu. In den Unruhen zwischen Bischof Haraldsen und dem lumburgen Erzbischofe Eskild während seiner Regierung nahm er wenig Theil. Die Macht der Geistlichkeit, besonders der Bischöfe, deren Zuneigung er sich durch Güter, welche er ihnen abtrat, erkaufte, nahm zu seiner Zeit zum Nachtheil des gemeinen Völkens sehr zu. Auch begab er sich, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte, selbst als Mönch in ein Kloster zu Dens, wo er 1147 starb.

Erich V., von einer gewissen Abgabe, die er einfoderte, Plogpenning genannt, bestieg den dänischen Thron vom J. 1241—1250. Er war ein Sohn Waldemar's II. und sah sich in unaufhörliche Streitsachen mit seinen vier Brüdern verwickelt, unter welche Waldemar, nach damaliger Art, das Reich vertheilt hatte, doch so, daß jeder den ihm zugefallenen Antheil nur als ein Lehn

besaß, Erich aber ihr Lehnsherr sein sollte. Die vielen darüber entstandenen innern Unruhen schwächten das Reich und erschöpften die königliche Schatzkammer in dem Grade, daß der König im J. 1249 zu dem ganz ungewöhnlichen Mittel seine Zuflucht nahm, sogenannte Denarii Rhedales oder Aratri, d. i. Pfluggelder, sich bezahlen zu lassen. Hierdurch verdarb er es mit seinen Unterthanen, die sich zum Theil wider ihn empörten und bei denen er, seiner Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Sanftmuth und anderer guter Eigenschaften ungeachtet, seine große Achtung und Liebe genoß. Er starb zuletzt als ein Opfer des Hasses, welchen sein Bruder Abel, Herzog von Schleswig, auf ihn geworfen hatte, indem ihn dieser im verworrenen Zustande von Lauge Sudmuse überfallen, enthaupen und seinen Körper im Rhöfud oder in der Schleye versenken ließ. Nach seinem Tode wurde Erich noch von dem Papste für einen Heiligen erklärt.

Erich VI., wegen eines Fehlers an seinen Augenwimpern Glipping genannt, war der Sohn König Christophers I. und führte in den J. 1259—1286 eine Regierung, die um nichts ruhiger war, als die von fast allen Königen seines Namens. In einem der Kriege, in welche er, noch in seiner Kindheit und unter der Leitung seiner Mutter, der verwitweten Königin Margaretha Sambiria, bald mit seinen mächtigen und übermüthigen Erzbischofen, bald mit dem Herzoge von Schleswig und unter dem Einflusse des unruhigen Erzbischofs Jacob Erlandsen von Lund, des schleswighischen Erbkönigs wegen, verwickelt war, gerieth er mit seiner Mutter in eine dreijährige Gefangenschaft, aus welcher er im J. 1265 unter den Bedingungen, des Markgrafen Otto zu Brandenburg, bei welchem man ihn gefangen hielt, Bruderschwester zu heirathen, den Brausaß daselbst an die Grafen von Holslein für seine Freiheit zu bezahlen und den Herzog Erich mit Schleswig zu belehnen, entlassen wurde. Auch in der Folge führte er wegen Eisklands mit den Russen, wegen der Zwistsachen zwischen dem schweidischen Könige Waldemar und dessen Brüdern mit den Schweden und wegen der Inseln Alsen, Arde und Femern, aus welche der König und der Herzog von Schleswig gleiche Ansprüche machten, mit Schleswig mehrere Kriege, in welchen die Dänen meist die Sieger waren und die sich zum Vortheile des Königs endigten. Aber auch dieser König verlor sein Leben gewaltsam. Er wurde nämlich, unter der Anführung des Grafen Jacob von Holland, der sich von dem Könige hart beleidigt zu sein glaubte, von zwölf mißvergnügten dänischen Gelehrten zu Hiettrup bei Wiborg überfallen und durch 56 Wunden getödtet. — Er gehörte zu den besten Königen der Dänen, gab mehr weise Gesetze, ließ 1269 das spätere von dem Könige Christophers III. verbesserte allgemeine Landrecht verfassen, ertheilte Ripen das Stadtrecht und machte sich noch durch verschiedene andere Rechtsverordnungen verdient. Gleichwol verbiiterte seine Regierung der Uebermuth des Adels und die Uebermacht der Geistlichkeit, welche letzte zu seiner Zeit sich zuerst von dem Papste in den Bisthümern befähigen ließ und das Pallium von Rom zu

holen anfang, wodurch die Bischöfe von den Päpsten völlig abhängig, die Könige aber gleichsam nur Brodbrüder der Päpste wurden.

Erich VII., von der einfachen Art, wie er, ohne Schwur und Beteuerung, sein Wort zu bekräftigen pflegte, Menved oder Mändved (des Namens Wort!) genannt, war Erich Clipping's ältester Sohn, und behauptete die Königswürde vom J. 1286 — 1319. In seiner Minderjährigkeit übernahm, auf den Antrag der Königin Mutter Agnes, der Herzog Waldemar von Schleswig als Vormund die Viregierung, nicht aber zum Vortheile des Staates, indem er die Inseln Äßen, Aröde, Femern u., die Erich Clipping nur erst mit dem Reiche vereinigt hatte, wieder an Schleswig brachte. Der Eifer, womit man des vorigen Königs Mörder verfolgte, und der Schutz und Beistand, den diese an dem Könige von Norwegen, Erich Prästefend (Priesterfeind), fanden, zog einen Krieg zwischen Dänemark und Norwegen nach sich, der 19 Jahre dauerte und damit endigte, daß Nordholland von Dänemark an Norwegen abgetreten wurde. Noch während dieses Krieges entstanden zwischen Erich Menved und dem Erzbischofe Jens Grand von Lund Widersprüche und Streitigkeiten, welche für den König die unangenehmsten Folgen hatten. Der Papst erklärte ihn in den Bann, und um diesen, mit allen in jenen Zeiten ihn begleitenden Gefahren und Schrecken, auszuweichen, mußte sich der König nicht nur zu einem sehr demüthigen Briefe an den Papst entschließen, sondern er war selbst genöthigt, alle königlichen Kronsgüter in dem Amte Heroldsdal an das Stift zu Lund abzutreten und dem Erzbischofe Jens Grand einen Schadenersatz von 10,000 Mark Silber zu leisten. So hatte also zwar die Gewalt, welche noch unter Erich Egeod ein ausländisches Erzbisthum über Dänemark behauptete, aufgehört; aber sie hatte nur einer andern Gewalt, der des inländischen Erzbischofs, unterstellt von der Macht und dem Ansehen des Papstes, Raum gegeben! Auch an den innern Unruhen in Schweden zwischen dem Könige Birger und dessen Brüdern nahm Erich, zum Vortheile des Königs, Antheil, welches ihn noch zu einigen kostspieligen Feldzügen nach Schweden verleitete, ohne daß er doch den Zweck, den König Birger und dessen Sohn Magnus gegen die Gewalt der Aufständigen zu schützen, erreichen konnte. — Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Gottesfurcht und ein unanfechtbarer Wandel haben ihm die Ehre, unter Dänemarks besten Könige gezählt zu werden, verschafft. Zwar war seine Ehe mit Ingeborg, des Königs von Schweden Birger Schwester, mit 14 Kindern gesegnet; aber nachdem 13 derselben schon vor ihm her gestorben waren, so erlebte er auch noch das Unglück, daß das 14. durch einen Sturz aus dem Wagen, worin dasselbe mit der Mutter fuhr, unweit Abrahamstrup das Genick gebrochen. Die bedauernswürdige Mutter begab sich hierauf, um den Born ihres Gemahls zu besänftigen, in ein Kloster, wo sie im J. 1319, welches auch des Königs Todesjahr war, ihr Leben beschloß. — Das sogenannte „seeländische Recht“ in sechs Büchern, welches im J. 1505 zu Kopenhagen gedruckt erschien, hat das Reich Erich

Menved zu verdanken. In so gutem Vernehmen er sich auch stets mit Schleswig und den hollsteinischen Grafen zu erhalten wußte, so übel stand er doch mit den dänischen Edellerten und Geistlichen, denen er ihren mittel- und unmittelbaren Antheil an seines Vaters Ermordung nie vergessen konnte.

Erich VIII., gewöhnlich der Pommer genannt, war der Sohn des Herzogs Wartislaus von Pommern und dessen Gemahlin Marie, einer Schweshtochter der regierenden Königin Margarethe von Dänemark, wurde von dieser schon im J. 1388 für ihren künftigen Thronfolger erklärt, und führte nach deren Tode vom J. 1412 — 1440 die Regierung im Ganzen gemessen so schlecht, daß sein Geschichtschreiber Holberg, nicht übertrieben, von ihm behauptet: „er machte während seiner Regierungszeit soviel krumm, als seine berühmte Vorgängerin gerade gemacht hatte.“ Den Namen Erich taufte er gegen seinen eigentlichen Namen Heinrich ein, weil jener als Königsname im Norden bekannt, dieser unbekant war. Bald nach seinem Regierungsantritte erneuerte sich durch seine Weigerung, der Herzogin Elisabeth von Schleswig Sohn Heinrich mit Schleswig zu belehnen, der schon von Margarethe geführte Krieg gegen Holstein und Schleswig, der nun ein so ernsthaftes Ansehen gewann, daß er fast 26 Jahre lang, und also bis nahe an das Ende seiner Regierungszeit, dauerte, unlässiglich über Dänemark, wie über Holstein verbreitete, und zum sprechenden Beweise von der Ungleichgültigkeit und Schwäche eines Regenten dient, der als König über drei Königreiche nicht im Stande war, einige Grafen von Holstein zur Ruhe zu bringen. Nicht die Befestigung seiner Ansprüche auf Schleswig, welche der König Erich von dem Kaiser Sigismund unter dem 14. Juni 1415 sich zu verschaffen wußte; nicht die Mühe, welche der Bischof zu Lübeck, Johann Dolmer, im J. 1418 anwendete, um, kraft päpstlichen Auftrages, den Frieden zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln; nicht der Versuch, den der König, des Krieges allmählig müde, im J. 1421 selbst machte, um durch einen friedrichterlichen Spruch der Herzoge von Mecklenburg und Stettin u. die Sache auszugleichen; nicht das scheinbare Bündniß, welches im J. 1423 die Hansestädte mit dem Könige eingingen, und deren, nicht ernstlich gemeintes, Versprechen, ihm gegen seine Feinde mit 1000 Mann zu Hülfe zu kommen; nicht der im J. 1426 erfolgte thätige Antheil, den eben diese Hansestädte, und zwar gegen den König, an dem Kriege nahmen; nicht die wiederholte Einmischung des Papstes sowohl, als des Kaisers, welche sich immer zum Vortheile des Königs erklärten: — nichts war im Stande, einen Krieg abzuführen, der von beiden Seiten mit derselben Hartnäckigkeit fortgesetzt wurde — bis sich der König endlich durch die Unruhen in Schweden, die schon früher ausgebrochen waren, aber je länger, desto bedentlicher wurden, zur Nachgiebigkeit genöthigt sah. Er schloß also im J. 1435 Frieden, und zwar mit Holstein unter der Bedingung, daß der Graf Adolf von Holstein das Herzogthum Schleswig lebenslänglich und dessen Erben zwei Jahre nach seinem Tode, nach deren Verlaufe dem Könige

und den Erben ihr Recht unbenommen blieb, behalten sollten; mit den wendischen Städten Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Bismar aber so, daß sie ihr Versehen, die Waffen gegen den König ergriffen zu haben, ihm demüthig abtathen, wogegen der König ihnen ihre vorigen Privilegien wieder eintäumte und die Städte den handelnden Dänen den gewöhnlichen Besuch ihrer Märkte ungehindert zugab.

In Betreff der verübten Unruhen, welche inzwischen in Schweden ausgebrochen waren, so hatten sie ihren Grund in den großen Schatzungen und Auflagen, wozu den König der langwierige böhmische Krieg verleitet, und die sich allenthalben Dänemark und Norwegen, desto weniger aber Schweden, gefallen lassen wollte. Das unmenbliche Verfahren eines bänischen Schlosshauptmannes, Jens (oder Jesse) Erichsen aus Westeraas, gegen die schwedischen Bauern bei Eintreibung der Staatsabgaben reizte diese zur Erbitterung, dann zur Verwilderung, zuletzt zum förmlichen Aufstande. Den thätigen Antheil hieran nahmen die von ihren Wohnungen in den Thälern sogenannten Dalekarler, dieser kräftige und tapfere Volksstamm, der von jeher den Ruf hatte, daß er sich leicht durch gute Worte, aber schwer durch Härte, und nie durch Zwang und Gewalt regieren lasse. Vergebens versuchte es der schwedische Hüttenaufseher Engelbrecht Engelbrecht, ein einsichtsvoller, großherziger und unternehmender Edelmann, der des Volkes ganzes Vertrauen besaß, die gerechte Sache der Bauern vor dem Könige in Güte abzumachen. Barmh. und höflich von dem Könige zurückgewiesen, verließ er diesen mit der Versicherung: „er werde wiederkommen!“ Und er kam wieder. Als Anführer mehrer tausend Dalekarler erschien er noch im J. 1434, verbrannte Wagnäs und Köpingshuus, besetzte Westeraas und Upsala, vereinigte sich mit dem gleichgesinnten Patrioten Erich Pude, einem reichen und angesehenen schwedischen Edelmann, und rückte in Verbindung mit diesem bis Bruntseberg, in der Nähe von Stockholm, vor. Nachdem Engelbrecht selbst den schwedischen Reichsrath auf seine Seite gelenkt, Westgotland, Wermeland erobert, seinen Zug bis in die bänischen Provinzen Schonen und Halland siegreich fortgesetzt und die Zahl der Insurgenten, die ihm mit Freude folgten, bis zu 100,000 sich vermehrt hatte, so hielt es endlich König Erich für gerathen, nicht länger zu zaudern, sondern mit einer Armee zu Wasser und zu Lande nach Schweden zu gehen und die Schweden zum Gehorsam und zur Ruhe zurückzubringen. Engelbrecht säumte nicht, ihm entgegen zu kommen, und der König zog eine gütliche Ausgleichung dem Versuche, die Sache durch das ungewisse Kriegsglück entscheiden zu lassen, vor. Auf einer zu Halmstad veranstalteten Zusammenkunft kam es wirklich zum Vergleich zwischen den Insurgenten und dem Könige, wo nicht nur die von der Königin Margarethe zu Kalmar zu Stande gebrachte Vereinigung der drei skandinavischen Königreiche bestätigt, sondern auch von beiden Seiten von ihren Ansprüchen an einander so Vieles nachgegeben wurde, daß es völlig das Ansehen eines ernstlich gemeinten und dauerhaftesten Einverständnisses gewann. Aber

kaum sah sich der König wieder im Besitze der schwedischen Festungen, als er das Gegenheil von allem That, wozu er sich vorhin in der Verlegenheit anheischig gemacht hatte; die Auflagen wurden aufs Neue drückend, die schwedischen Schöpfer ausländischen Commandanten anvertraut, die Abgeordneten des schwedischen Reichsrathes mit ihren Gegenvorstellungen trotz und höhrend zurückgewiesen. Hierzu kam, daß der König auf einem zu Borrieberg 1436 gehaltenen Reichstage, wider die Meinung der Schweden sowohl, als der Dänen, seines Vatersbruders Sohn, den Herzog Bogislaw von Pommern, zu seinem künftigen Nachfolger in Vorschlag brachte, und als er Widerstand fand, diesen mit Rudor, Hogenstow und Hindegabel in Fyne belehnte, auch fast alle aubern dänischen und schwedischen Lehnz an lauter pommerische Oelleute überließ, und der Stimmung des Volkes unter diesen Umständen selbst mittrauen, in Dänemark so wol als in Schweden, fremde Kriegsvölker einlegte. Die Folgen, die ein solches willkürliches und unpolitisches Verfahren nach sich ziehen mußte, blieben nicht aus. In Schweden brach sehr bald ein neuer Aufstand aus, der viel ernstlicher wurde, als der vorige, und zuletzt die für den König schlimmste Wirkung hervorbrachte, daß Karl Knudsen, ein Schwede von dem größten Ansehen und Einfluß, durch den mächtigsten Theil des schwedischen Reichsrathes zum Statthalter von Schweden erwählt wurde. Noch schien die Glücksgöttin dem Könige Erich den Rücken nicht gänzlich zuzukehren zu wollen; denn der ungleich größere Theil des schwedischen Volkes, dankbar anerkennend, welche Freunde und Beschützer dafselbe an Engelbrecht und an dessen treuen Schiffs Erich Pude hatte, war mit jenes Wahl höchst unzufrieden, und bestand mit Nachdruck darauf, den Einen oder den andern dieser entschlossenen Männer zum Statthalter zu haben. Es entstanden darüber Unruhen zwischen Karl Knudsen und der Volkspartei, während welcher zuerst der brave Volksefreund Engelbrecht und bald nachher auch Erich Pude, höchst wahrscheinlich als Opfer von Karl Knudsen's Furcht, bei seinem Streben nach dem schwedischen Throne an ihnen gefährliche Nebenbuhler zu haben, ermordet wurden. Auch wurde noch im Jahre 1436 von Seiten der Volkspartei und gegen Karl Knudsen eine neue Verbindung zwischen den drei Reichen zu Kalmar abgeschlossen, die noch fester zu sein schien, und worin über die künftige Regierungsform und das Staatsrecht der vereinten Reiche viele Punkte noch genauer bestimmt wurden, als in der ersten, unter der Königin Margarethe im J. 1397 geschlossenen kalmarischen Union. Aber weder jene Streitigkeiten zwischen Karl Knudsen und dem größten Theile der schwedischen Nation, noch diese Vereinigung der drei Reiche unter das eine Scepter des Königs Erich hatte für dessen Befestigung auf dem schwedischen Throne den guten Erfolg, den man sich davon schon versprechen zu dürfen. Im Gegenheil ließ sich der König, der sich so ganz und gar nicht darauf verstand, die Zeitumstände zu seinem Vortheile zu benutzen und durch Klugheit, Entschlossenheit und Festigkeit in den erforderlichen Maßregeln die getrennt

ten Parteien zu vereinigen und zur Folgsamkeit gegen ihn, als den rechtmäßigen König, zu bewegen, durch seinen Bankeruth, sein Mißtrauen und sein charakterloses Betragen dazu verleiten, im J. 1437 das Reich grade in dem Augenblicke zu verlassen, wo seine Anwesenheit am nothwendigsten gewesen wäre. Er begab sich nämlich auf die Insel Gotthland, vorgehend, er hoffe von hier aus die noch obwaltenden Mißverhältnisse mit dem Reiche Schweden desto leichter ausgleichen zu können. Daß er aber die Kleinodien des Reiches, mehr wichtige Urkunden, die von seinen Vorfahren gesammelten Schatzkassen, und selbst seine Reichsdienerin Saccila nach Gotthland mitnahm, das erregte die Vermuthung, die sich auch in der Folge öftig bestätigte, jenes Vorgehen sei grundlos, und es sei vielmehr seine Absicht, sich daselbst niederzulassen. Ein wiederholter Versuch, ihn unter billigen Bedingungen zur Rückkehr auf den schwedischen Thron zu bewegen, ließ daher ganz fruchtlos ab. Dem Könige schien vielmehr die Strauberei und das verächtliche Geschäft eines Freibeuters, welches er von Gotthland aus trieb, mehr Vergnügen zu machen, als die Führung eines gesetzmäßigen Regiments unter Bedingungen, die ihm mißfällig waren. Sogar dieses, als überhaupt sein ganzes unwürdiges, von Willkür, Eigenfinn und Geringschätzung seiner eigenen Unterthanen zeugendes Verhalten hatte zuletzt die Folge, daß ihm selbst vom dänischen Reichsrathe ein förmlicher Auflassungsbrief, worin dieser sich und die Nation von allem Gehorsam und aller Treue gegen ihn löstigte, zugesertigt wurde. Als Beweggründe zu diesem Schritte wurden angeführt: Die Anvertrauung der Schatzkassen und Lehn des Reichs an Ausländer; die Trennung Schwedens und Norwegens von Dänemark; des Königs Absicht, den Herzog Bogislaw von Pommern wider des Reichsrathes und der Nation Willen zu seinem Thronfolger zu haben; die Wegführung der Schätze und Kleinodien des Reiches nach Gotthland — nebst vielen andern, nichts weniger als ungegründeten Beschwerden gegen Erich. Vorgehend bemühte dieser sich, erst in einer kurzen Antwort, dann in einer ausführlichen Schrift, gegen diese Vorwürfe sich zu rechtfertigen. Die Gemüther waren zu sehr gegen ihn erbittert; man nahm von seiner Rechtfertigung weiter keine Kenntniß und wählte vielmehr seiner Schwester Christine Sohn, den Herzog Christophorus von Baiern, zu seinem Nachfolger. Dessen thätiger betrieb Erich von jetzt an die Strauberei von Gotthland aus, setzte sie zehn Jahre lang fort, flüchtete, von den Schweden vertrieben, zuletzt nach Pommern, wo er im J. 1459 sein Leben in Armut und Verachtung beschloß. — Weichen gleich die Urtheile über seine persönlichen Eigenschaften, je nachdem solche von schwedischen oder von pommernischen Geschichtschreibern gefällt werden, weit von einander ab, indem die letzten den König nicht selten um eben der Ursachen willen hoch erheben, um welcher willen die ersten ihn tief herabsetzen, so zeugen doch seine Handlungen, und besonders die unwürdige Art, wie er zuletzt den Thron verließ und sein Leben endigte, allzu laut wider ihn, als daß man ihm unter den Königen des Nordens eine andere als eine der untersten Stellen anweisen könnte. —

Der Mißhandlung nicht zu gedenken, welche sich von ihm seine Gemahlin Philippa, eine englische Prinzessin, die ihren Gemahl an Entschlossenheit, Tapferkeit und andern guten Eigenschaften übertraf, einst gefallen lassen mußte. — Ubrigens erhob Erich den drei Seeby 1413 zu einer Stadt und nannte sie Landebro, auch Helsingör, sonst Drekro genannt, wurde unter ihm eine Handelsstadt und erhielt 1425 ihre Privilegien. Auf Gotthland legte er das Schloß Wilsborg an. — Außer dem von ihm derwährenden Vorgesichte, welches bis zu Friedrich's II. Zeit in Kraft blieb, hat er auch verschiedene, die Handwerker und Kaufleute und deren gegenseitige Verhältnisse betreffende zweckmäßige Verordnungen gegeben. Dagegen brachte er das Münzwesen in eine so schlechte Verfassung, daß ihn darin seine brave Gemahlin durch ihre Eiternungen, welche sie, um dem drohenden Zustande vorzugeben, in Schweden austheilen ließ, beschämte, und daß in eben diesem Umstande ein Hauptgrund zur Unzufriedenheit mit ihm lag; doch bleibt der schwerste und gerechteste Vorwurf, welcher ihm als König trifft, ohne Zweifel dieser: daß seine ganze schlechte Regierung Anlaß gab, die Vereinigung der drei Reiche unter ein Excerpt, wozu seine berühmte Vorgängerin, die Königin Margarethe, durch die salmarische Verbindung einen so festen Grund gelegt zu haben schien, und die noch selbst während seiner Regierung durch einen neuen, von dänischen, norwegischen, und schwedischen Bischöfen, Reichsräthen und Stellvertretern geschlossenen Vergleich bestätigt wurde, gleichwohl seinen Bestand hatte; wie denn auch eben diese Vereinigung, die für jedes der drei Reiche gleich heilsam sein würde, nachher nie wieder für die Dauer demerktlich worden ist. (Auffer Suhm's, Munthe's, Wolbech's und Høst's bekannten Schriften liegt dieser kurzen Darstellung hauptsächlich Holberg und Dalin zum Grunde, welchen auch da, wo Erichardi abweicht, gefolgt worden ist.) (v. Gehren.)

III. Aus Friaul. Erich, Ehericus, Ericus, Heinrichus, Herzog von Friaul, benutzte im J. 796 die Schwäche der Aaren, die sie sich durch Bürgerkriege zugezogen hatten, sandte seine Leute nach Pannonien und ließ den sogenannten Ring oder den Sitz des Königs, welcher so lange ungehört geblieben, plündern, und sandte die aufgeschauften Schätze der alten Herrscher dem Könige Karl (dem Großen) in die Pfalz zu Aachen. Im J. 797 schlug Erich mittels Franken und Langobarden im Wendlande eine Schlacht, siegte und erwarb das Land der Herrschaft des Königs Karl. Nach vielen Schlachten und ausgezeichneten Siegen ward Erich im J. 799 bei Tarsatica ¹⁾, einer Stadt Böhmiens, von den Bewohnern derselben mittels eines Hinterhalts oder anderer Hinterlist aufgefunden und getödtet. (Ferdinand Wachler.)

1) Erstet unweit Jünn. 2) Annales Guelfobutani ap. Foris, Monum. Germ. Hist. Script. T. I. p. 45. Annales Alamanni bei Dem. p. 48. Annales Laurici l. c. p. 182. 186. Einhardi Annal. l. c. p. 183. 187. Einhardi Poldoni Annal. l. c. p. 351. 352. Über die Ermordung Erich's in einem Briefe Ricuin's I. Durasteri, Gesch. von Italien. 4. Th. (Fels. 1746.) S. 474.

IV. Aus Langeland. Erich Langbein¹⁾ Herzog von Langeland, der mittlere Sohn des Herzogs Erich I. von Schleswig und Margaretha's, der Tochter des Grafen Gerhard von Holslein, war, sowie seine Brüder Abel und Waldemar, noch unmündig, als ihr Vater und ihre Mutter im J. 1271 starben. König Erich VI. (nach anderer Zählung V.), Menwed geheissen, übernahm die Vormundschaft und sandte den Feldherrn Johann Witting mit Heeresmacht nach Schleswig; aber die holsleinschen Grafen Johann, Adolf, Gerhard und Heinrich nahmen als Bettern des Herzogs Erich II. von Holslein diese Vormundschaft ebenfalls in Anspruch, setzten über die Erde und eroberten die kurz zuvor von den königlichen Truppen besetzte Stadt Schleswig. Der König konnte sich nur dadurch in der Vormundschaft behaupten, daß er gelobte, die Kinder Erich's, wenn sie zum rechten Alter gelangten, über das Herzogthum zu setzen. Abel starb jung, Erich ward Herzog von Langeland und Waldemar Herzog von Schleswig. Herzog Erich durchdröhrte, man wies den Grund nicht, den Estrupen Stalmo in Gegenwart des Königs im J. 1285, verband sich im J. 1295 durch eine Vermählung mit Sophia²⁾, Burggräfin von Rosenberg, einer Halbschwester der norwegischen Königin Angiborg, mit deren Sohne, dem König Erich dem Priesterherzog von Norwegen, und erwarb dadurch seinem Bruder, dem Herzoge Waldemar von Schleswig, der damals von dem dänischen Könige mit einem Kriege und der Einziehung der dänischen Lehen Äßen, Årre und Jernern bedroht ward, die Hilfe des Königs von Norwegen. Der König Erich von Dänemark ward durch dieses Bündniß bewogen, mit dem Herzoge Waldemar den 21. Sept. 1295 zu Hirtsgaard einen halbjährigen Waffenstillstand, und dann zu Schleswig einen zehnjährigen Frieden mit Norwegen zu schließen. Durch den hirtsgaarder Vertrag ward unter andern bestimmt, daß Erich Langbein, der Bruder des Herzogs Waldemar von Schleswig, alle die in dem Reiche Dänemark gelegenen, seiner Gemahlin zugehörigen Güter, die ihr aus der Erbchaft der Schwwestern des Königs Erich, Judith³⁾ und Agneta, zugefallen, wieder erhalten solle. Für die Zusammenkunft zu Preßholm in Halland, welche im J. 1299 zu Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Könige Erich Menwed

von Dänemark und dem Könige Erich dem Priesterherzog von Norwegen gehalten ward, erhielten Letzterer und Herzog Håkon von Norwegen sicheres Geleitz; aber die für Hochverräther Erklärten und Herzog Erich Langbein durften nicht näher, als bis um die Färga hinaus gehen. Als Herzog Håkon von Norwegen nach dem Tode seines Bruders Erich im J. 1299 den Thron bestieg und sich genöthigt sah, den dänischen Krieg von Neuem zu beginnen, weil er mit seinem Bruder geschlossene Waffenstillstand von den dänischen Verwiesenen gebrochen und dem Könige von Dänemark die ihnen und dem norwegischen Könige abgetretenen streitigen Güter wieder besetzt hatte, brachte der Herzog Erich von Langeland einen neuen Stillstand bis zur Endigung einer neuen Untersuchung dreier Rechtsgelehrten und einer Unterredung, welche die beiden Könige zu Korsoer halten wollten, zu Stande; aber der unruhige Graf Jacob von Halland brach den Stillstand noch vor der Zusammenkunft. Der Dänenkönig brachte am 15. Aug. 1302 zwischen dem Herzoge Waldemar von Jütland, dem Herzoge Erich von Langeland, dem Fürsten Wjzlaw von Rügen, den Grafen Gerhard, Adolf und Johann von Holslein, dem Herrn Nicolaus von Werle, dem Herrn Heinrich von Medlenburg, den Wartgrafen Otto und Konrad von Brandenburg und seinen eigenen (des Königs) Brüdern Christoph und Waldemar einen allgemeinen Frieden und Vertrag zu Stande, kraft dessen sich Alle verbündeten und nach gewissen Vorschriften zu gütlicher Beilegung aller künftigen sich erhebenden Zwistigkeiten sich verpflichteten, und dem Könige verbleiben, ihm bei Bezwingung der Stadt Roskold, die ihm den Gehorsam verweigerte, Kessland zu leisten. Durch Erfüllung dieses Versprechens ward bewirkt, daß die genannte Stadt noch in dem nämlichen Jahre zur Huldigung gezwungen ward. Zwischen dem Könige Erich Menwed von Dänemark und den Herzogen von Südjütland, nämlich Erich von Langeland und Waldemar von Schleswig, entstand im J. 1306 wegen der in dem Herzogthume gelegenen Güter der Verbannten Streit. Der Graf Gerhard von Holslein, der Schwagerwater des Königs, ward zum Schiedsrichter erwählt, und dieser that den Spruch, daß diese Güter dem Bischöfe von Ålpen übergeben werden und die Großen des Reichs einen Spruch darüber fällen sollten, ob sie den Herzogen oder dem Könige zugehörten. Das Urtheil ward zu Gunsten des Königs gefällt, weil sie ein Crimen laesae majestatis gegen den König und nicht gegen die Herzoge begangen. Der 15. Aug. 1306 war es, an dem sich die Herzoge von dem Grafen Gerhard von Holslein zu einem Vertrage bewegen ließen, kraft dessen die Herzoge den Ansprüchen entsagten, dem Könige und seinen Brüdern die Lehnstreue angelobten und demselben mit 250 Gewaffneten zu dienen verbündeten. Unter der großen Heeresmacht, deren sich König Erich Menwed zum Kesslande seines Schwagers, des Königs Birger von Schweden, gegen die schwedischen Herzoge Erich und Waldemar im J. 1307 bediente, waren die Herzoge Waldemar von Schleswig und Erich von Langeland zusammen mit Nicolaus von Werle und andern deutschen Fürsten und Herren.

1) Langbein. 2) Torfene, Chron. Norweg. p. 390. Urkunde bei Pappoppeian in Anal. Dan. eccles. T. I. p. 776. Hoyer, Dissert. de Sophia Langeland. p. 107. Gebhardi, Fortf. der Äggen. Welt. 22. Th. S. 224. 562. Nach der Wuthmannschen Änner ist diese Sophia bishenige Sophia, welche eine Tochter des schwedischen Königs Waldemar war. Fontaine, Hist. Dan. Hist. p. 320. Meunierus, Secund. III. T. XVI. p. 47.) Auf jeden Fall war diese Sophia mit dem dänischen Königssohne verheiratet, wodurch Erich Anspruch auf ihre Güter, welche im Dänemarche lagen, erhielt. 3) Der Dänestönig Erich VII. (nach anderer Zählung VI.) Menwed hatte nämlich zu Schwwestern Angiborg, die Gemahlin des Königs Magnus Solomonsen von Norwegen, Sophia, die Gemahlin des Schwedenkönigs Waldemar, Agneta, die Älteste des Ängstenkönigs zu Roskilde, und Judith oder Judith, die von ihrem eigenen Schwager, dem Schwedenkönig Waldemar, entehrt ward. Script. Dalin's Gesch. des Reichs Schweden, aus dem Schwedischen überf. durch Joh. Carl Dähnert. 2. Th. S. 184. 185.

Erich Langheim starb im J. 1310¹⁾. Er hatte sich noch kurz vor seinem Tode in eine Ver schwörung gegen den König Erich Menck-eingelassen. Dieser lud im J. 1311 des Herzogs Witwe Sophia ein, daß sie seine Tochter aus der Taufe heben sollte. Als sie ankam, reichte sie, entweder weil sie nicht wußte, was sie verriet, oder wahrscheinlich, um dem Könige einen Gefallen zu erzeigen, da es ihrem todtten Manne keinen Schaden mehr bringen konnte, eine mit den Siegeln Biele, welche sich gegen das Leben des Königs verschworen hatten, bekräftigte Urkunde dar, welche sie in einer Kiste gefunden hatte. Der König sah dadurch, welchen er vertrauen könne und vor welchem er sich hüten mußte, und bestrafte nach und nach die Hauptthätschlichen. Der Witwe Erich Langheim's gab er die Præstet Langeland auf Lebenszeit, und sie fiel nachmals, da Sophia ohne Kinder starb, an den König zurück²⁾.

V. Aus Lauenburg. Erich I—V., Herzoge von Lauenburg, sind ein ungemein schwieriger³⁾ Gegen-

stand, einmal wegen des Mangels gedruckter Urkunden, und zweitens wegen der Gleichzeitigkeit mehr Eriche aus demselben Hause, so daß man verweirrt ist, dasjenige, was die Jahr- und Zeitbücher ohne Angabe, welchem der Eriche es angehöre, darbieten, einem bestimmten beizulegen, und es lieber in die Geschichte derselben gar nicht aufgenommen, und man sich hauptsächlich nur auf Darstellung des Aufstretes⁴⁾ beschränkt hat. Die Ältern stimmen mit den Neuern in Betreff des Vaters Erich's I. nicht überein. Das braunschweigische Urzeitbuch sagt S. 373: Johann, der Sohn des Herzogs Johann zu Sachsen, nahm Melita, die Tochter des Herzogs zu Wenden, die gebor ihm einen Sohn, der hieß Erekke (Erich), und eine Tochter, die hieß Helena, die nahm den Grafen zu Schaumburg; und S. 377: Erekke I., der Sohn des Herzogs Johann zu Sachsen, nahm Elisabeth, die Tochter des Herzogs zu Stettin, die gebor ihm zwei Söhne. Der erste hieß Erek, der andere Albrecht. Erek nahm die Tochter des Herzogs zu Holstein, Albrecht die Tochter des Grafen von Hiesenburg. Dieser Erek ward todtgeschlagen bei Hamburg, als man schrieb 1358. Krank, welcher dieses Geschlecht nach den braunschweiger Jahrbüchern aufstellt, sagt (Sax. Lib. IX. Cap. 20. 243⁵⁾): Erich I., Johann's II. Sohn, welcher um das Jahr 1313 die Lür ausübte mit Rudolf in Differenz, hinterließ die Söhne Erich und Albrecht. Nach den Neuern dagegen war Erich I. ein Sohn Johann's I. Dieser hinterließ nämlich, als er den 30. Juli 1285 starb, wie Daniel Witzhoff aus Urkunden darthut, eine Prinzessin Helena⁶⁾, welche an den Grafen Adolf zu Schaumburg, dem für einen Rest ihres Ehegutes, jedoch auf stätige Wiederholung, Sachsen-hagen verpfändet wurde, vermählt ward, und drei unmündige Prinzen Albrecht, Johann und Erich. Johann's I. Bruder, Herzog Albrecht, überließ im J. 1292 de benevolens consensu Fraternitium nostrorum carissimorum, Alberti, Johannis et Erici das Jus Patronatus über die Kirche zu Gensfurt dem Kloster zu Heddingen, und eben denselben im J. 1293 in seinem und seiner Bettern Namen, nämlich Nomine nostro et Fraternitium, videlicet Alberti, Johannis et Erici, vier Hufen Landes in den Hebern zu Döppendal, und Steinborn und Arnstât, und noch eine Hufe in dem nie-satistischen Heide⁷⁾. In einem Consensbriefe des Domca-

4) So noch der Continuatio Alberti Sadensis. Freidfeld sagt Erich's Tod einmal in das J. 1311 und ein andres Mal in das J. 1318. Chronica Danorum aus Hermanum Cornerum, Chronicon ap. Eccardum, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 980. Rer. Dan. Script. ap. Ludewig, Reliq. Manuscript. T. IX. No. V. p. 92. 5) Gestanss S. 565. 372. 373. 385. 397. 399. 405. Gedbarbi a. d. D. S. 224. 228. 553. 562. 565. 566. 571. 577.

1) Albertus Krauszias, Sax. Lib. IX. Cap. 20 bemerkt: „Necum tamen compertum est, quod querebatur, quis fuerit Albertus a Lubionensis hac notata adversus Ricum imploratus.“ Ich verstehe dieses Geschlecht auf, und schreibe: „Hanc de Brunavico consensu annuam descriptione sumpta sunt: si quid vel obscurum aut dubium aut falsum habent, fides referatur in auctores. Cæterum posteri curent, quae inveniant, ab aliis e videribus purgata reddere purgatas.“ Reure haben auch nicht alles Recht in das Dunkel bringen können. Daher bemerkt Witzhoff (Notitia S. Rom. Germanici Imperii Procerum, Lib. IV. Cap. X. de Saxa-Lauenb.): „In deductione hujus lineae variant scriptores genealogici, quædammodum Celeb. Spenerus notavit.“ Witzmann (Hist. des Fürstenthums Anhalt), welcher im 5. Abt. Kap. 8. S. 48 fg. von den Herzogen zu Sachsen-Lauenburg handelt, hat zwar die fünf Eriche mit den Ältern bezeichnend, bemerkt aber: „Jedoch (sind) die Geschichte (Geschichte) dieser Kriegerum etwas unordentlich vermischt, welches aus Krammism so census gemacht, daß er in die Worte ausgebrochen (welche) Bedmann nun folgen läßt, und die wir eben mitgetheilt haben). Daher man.“ führt Bedmann fort, „sich auch gleich dem Herrn Spenero mit besonderer Erklärung Der Geschichte, als die ohne das das Fürstenthum Anhalt wenig belangen, nicht aufstellen wird.“ Erich Gerharti (Gesch. aller Wendisch-Sachsenhaften), welcher 1. Bd. S. 205 und 244. 245 von den Herzogen von Lauenburg handelt, hat sich nicht anders zu helfen genutzt, als daß er die Verzeichnung der Eriche mit Ältern, welche Bedmann ergoagt, aufgegeben hat. Er bemerkt: „Die Geschichte der Herzoge von Sachsen-Lauenburg ist im Zusammenhang noch nirgends vorgetragen, kann auch bei dem Mangel gedruckter Urkunden nicht vollständig abgehandelt werden. Was Bedmann und andre anstößliche und oberflächliche Geschichtschreiber davon haben, ist nur eine Entam-mel.“ Aber das Schlimmste ist, daß diese genealogischen Angaben nicht ganz sicher und übereinstimmend sind. Es ist, aus welchen einzelnen Thatbeständen zusammengekauft werden können, findet man bei v. P. Braun, Biblioth. Brunavico-Luneburg. p. 279 und bei Erich, Conspectus Hist. Brunsv.-Luneb. universalis. p. 62 vergleicht.

2) Daniel Witzhoff von Witzhoffen fuhre hiesiger Bericht, wie die Herzoge von Sachsen mit die sächsischen Kurfürstentum gekommen 1629, beschließt sich auch mit der Genealogie der Eriche. 3) Der frankfurter Ausgabe von 1621. 4) Ausser dieser wird noch einer Schweser Erich's I. gedacht, nämlich Sophia's, der Priocin des von ihrem Vater gestifteten Klosters Pöhlitz, die im J. 1317 starb und auf der Grabchrift Fila Johannis Ducis Saxonie Sophia genannt wird. 5) Sgl. Brämann S. 48. Nach Schwabenberger wird noch ein Sohn Johann's I. erwähnt, der gleichfalls Albrecht geschrieben; denn in einer urkundlichen Urkunde von J. 1298, in welcher Johann's Erbe das Amt Brunnen sammel von Hainrich Stenow und Konrad von Grasse Wagburg am 1300 Mark Silber veräußert, heißt es: „We Hannu, Albert, Erich und Albert, Jans Soehne Hertog von Sassen, zu Kögern, zu Westphalen und Berggraven to Meiborch und Greven zu Bremen.“

pitels zu Magdeburg vom 8. Jan. 1306 kommt unter den als Zeugen dienenden Eherthern vor: Ericus de Saxonia⁹⁾. Man hält diesen Erich von Sachsen für den nachmaligen Herzog Erich I. von Sachsen, und nimmt von diesem an, er sei Anfangs zu Magdeburg ein Domherr gewesen, habe sich, als sein Bruder ohne Erben verstorben, mittels päpstlicher Dispensation verheiratet, und eine Tochter gezeugt, welche mit dem Grafen Johann von Hoja vermahlet worden, und einen Sohn Erich II. welcher die Familie fortsetzlangt. Da Johann, Herzog Sachsens, Engerns und Westfalens, wegen Vertheiligung seines Landes im J. 1313 nicht selbst zur Königswahl kommen konnte, so ertheilte er durch ein zu Müllen (den 16. Oct.) 1313 gegebenes, an die Erzbischöfe und Kurfürsten gerichtetes Schreiben seinem Bruder Erich, Herzoge Sachsens, die Vollmacht für dieses Mal, einen König Deutschlands zu wählen¹⁰⁾. Kurfürst Baldemar vertheilte sich in dem damaligen Interregnum gleich Anfangs der Wahlstimmen seiner Bettern Johanns und Erichs, daß sie dieselben nämlich nach seinem Willen, und nicht auf eine andere Weise geben sollten, denn in seiner Freiweisung, die er an dieselben zu Königsberg den 31. Oct. 1313 ausgestellt hat, sagt er unter Anderem: — — — wy hebben gededinge — — — mit unsse lewen Ohmen, Johann und Erich, Hertogen van Sachsen — — — dat se schollen kesen, und Hertog Erich van oer beider wegen, to dem ersten koltre des Romischen Koniges, wor wy wilken und anders nergen.“ König Erich¹¹⁾ von Dänemark und Herzog Erich von Sachsen stellten zu Nyborg den Tag nach dem Feste der heiligen Lucia 1315 gemeinschaftlich eine Urkunde über Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem genannten König und dem Herzog Erich von Süd-Jütland aus¹²⁾. Im Jahre vorher (1314) verbanden sich die Könige von Dänemark, von Schweden, von Norwegen und von Polen, der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Schwerin, die Herzoge von Schleswig, von Golland, Erich von Sachsen-Lauenburg und Albrecht von Braunschweig, der Markgraf von Meissen, die Fürsten Heinrich von Mecklenburg und Bislav von Rügen, und die Grafen von Holslein und Schwerin gegen den Markgrafen Baldemar von Brandenburg, den Herzog Bratislav von Pommern und die Stadt Straßburg. In Beziehung auf den Krieg gegen dieselben ward Herzog Erich von Sachsen im J. 1316 in den Schutz des Dänenkönigs genommen, und der Herzog Erich versprach dem Könige seine Hilfe und Thätigkeit¹³⁾. Auch zeichnete sich der Herzog von Lauenburg durch seine Thätigkeit aus, als die nordischen Verbündeten in dem zuletzt genannten Jahre (1316) die Belagerung von Straßburg unternahmen. Er, der in seinem Heere den Jüngling Albrecht, Herzog von Sach-

sen, und den Grafen Gunzelin von Wittenburg hatte, kam mit ihnen an den vorausbestimmten Ort in der Nähe der Festung Straßburg, schlug hier seine Zelte neben dem Gehölze Namens Heyneholt auf, und wartete daselbst auf die Ankunft des Dänenkönigs. Als Bislav, Herr von Rügen, merkte, daß Herzog Erich mit andern Fürsten seines Heeres angekommen, ließ er mit den Seinigen zu ihm. Heinrich, Herr von Mecklenburg, welcher mit sich die Grafen Gerhard und Johann von Holslein, Heinrich von Schwerin, Adolf von Schaumburg und Johann, Herrn der Staven, führte, war auf dem Landwege im Anzuge, um Bislav, Fürsten von Rügen, gegen die Bürger von Straßburg beizustehen. Herzog Otto von Stettin auch kam von der andern Seite mit mächtiger Heerschaar, und hatte den Grafen Günther von Rupin mit sich vereinigt. Als die Straßburger Bürger hörten, daß Herzog Erich bei dem genannten Walde mit großem Heere sich befände, und den übrigen Fürsten, welche zu Lande und Meere im Anzuge seien, vorausgegangen seien, schickten sie sogleich ringsum zu ihren Freunden Boten, und flehten sie um Beistand an. Däne Verzug kam ihnen aus den nahe gelegenen Städten Hilfe noch vor Sonnenaufgang. Als es Morgen geworden, gingen die Bürger mit denen, die ihnen zum Beistande gekommen, einmütig heraus zum Kampfe, schlugen den Herzog Erich und die Seinigen, siegen, und sängen dem Herzog Erich mit allen Fürsten und Edeln, die mit ihm gekommen waren. Bislav, Herr der Rugianer, stob zu den Schiffen und entkam mit Wenigen. Erich ward nachmals von den Straßburgern dem Herzoge Bratislav von Pommern, und von diesem dem Kurfürsten Baldemar von Brandenburg überlassen, und nicht eher aus den Ketten befreit, bis er 16,000 Mark Silber Lösegeld den Markgrafen von Brandenburg bezahlte¹⁴⁾. Der Friedensschluß, zu welchem der Schade und die schweren Unkosten des Straßburger Kriegs alle in ihn verwickelte Herren geneigt machte, ward nur dadurch verzögert, daß die Markgrafen von Brandenburg sowohl, als der König von Dänemark sich gegenseitig für die Urheber des Kriegs hielten. Man übergab daher im J. 1317 einigen wegen ihrer Rechtschaffenheit und Erfahrung in großem Ansehen stehenden teutschen Edel-leuten,

11) Contin. Annal. Scandinav. ex edit. Andr. Hageri (Hafniae 1780) ad an. 1315. p. 68 seq. ed an. 1316. p. 67 seq. Hermannus Cornutus ap. Eccardum, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. col. 995. 998 fest die Schließung des großen Bundes, dessen Genosse Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg war, im J. 1319, und die Gefangennehmung desselben vor Straßburg im J. 1321. Auch Krug (Dan. Lib. VII. Cap. 27. §§. 170. 171) setzt beides in diese Zeit, und es fällt noch ihm der Herzog Erich Wädnis mit den Sachsen zwar noch in des Erben des Dänenkönigs Erich Wädnis, aber die Gefangennehmung des Herzogs Erich vor Straßburg in die Zeit der Regierung des Dänenkönigs Christoff II. Auch in der Wandalla. Lib. VIII. Cap. 5. p. 180 fest er des Herzogs Erich Bündnis mit dem Könige Erich im J. 1319, und bezieht sich dann im Betreff des Verfalls des Straßburger Krieges auf seine Danis, erzählt jedoch auch Wand. Lib. VIII. Cap. 5. p. 182 die Gefangennehmung des Herzogs Erich vor Straßburg, und zwar auch hier als zur Zeit des Dänenkönigs Christoff geschehen.

9) f. den Urkundenauszug bei Sagittarius, Hist. Princip. Anhalt. p. 73. 7) f. die Urkunde, die Albrecht. Wolffst. Neue Zeit. T. 66. Borck E. XIX. 5) Erich Wädnis. 9) f. die Urkunde beider, des genannten Königs und des Herzogs Erich von Sachsen, bei Pontanus, Hist. Danic. Hist. Lib. VII. p. 414. 415. 10) Pontanus E. 416.

nämlich Drosste, Henning von Blankenburg, Buxfo von Dalen und Georg Hasenpott, diesen Punkt zur Untersuchung, und nachher dem Herzoge Erich von Sachsen-Lauenburg zur Entscheidung. Durch die vereinigte Bemühung dieser Herren wurde der Zwist zu Pfingsten 1317 gehemmt, und den 25. Nov. des genannten Jahres zu Templin ein völliger Friede geschlossen¹²⁾. Doch geheimnisvoll blieb noch zwischen dem Könige von Dänemark und den Markgrafen von Brandenburg, bis¹³⁾ Heinrich von Mecklenburg (muthmaßlich um das Jahr 1318) den Dänenkönig Erich, den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, die Herzoge Erich und Johann von Sachsen, die Herren Johann und Johann von Werle, die Grafen Gerhard und Ewerin in seine Stadt Wismar einlud, wo durch Heinrich die Versöhnung des Königs und des Markgrafen erfolgte. Herzog Erich von Lauenburg hatte bei Theilung der Lande seinen Bruder Johann bevorzucht. Über die ungleiche Theilung klagte Letzterer. Daher geriet der Graf Gerhard von Holstein, welcher zwischen mit dem Herzoge Johann verschwägert war, indem er dessen Tochter geheiratet, und Herzog Johann die Schwester Gerhard's zur Frau hatte, mit dem Herzog Erich in Zwiespalt und baute im J. 1321 eine kleine Burg neben seine Stadt Mülin wider den Willen des Herzogs Erich und Johann's, des Bruders desselben, obgleich Letzter sein Schwiegervater war, und folgte aus der Burg dem Herzoge Erich viele Schäden zu, und nöthigte ihn dazu, daß er Alberten, dem Sohne Johann's, seines Schwagers, seinem Schweftersohne, den er bei der Theilung der Lande betrogen, vier Kirchspiele¹⁴⁾ seines Herzogthums zum Ersatz des Betrugs abtrat. Nachdem dieses vollendet war, starb Johann, der Bruder des Herzogs Erich von Sachsen, und seine Gemahlin, eine Schwester des Grafen Gerhard von Holstein, regierte das Land, bis sie den Dänenkönig Erich heirathete¹⁵⁾. Albrecht, Johann's Sohn, erhielt durch den Vertrag mit seinen Vetter Erich und Erich im J. 1321 Mülin, Bergedorf, Rügrow, die Insel Alte Sam und einen Theil von Habeln, versicherte sich der Abwechslung des kaiserlichen Erzmarschalls, und versprach das Schloß Lauenburg nebst allen übrigen Stammschlössern im Falle der Noth zu beschützen. Albert's Vaterbruder Erich besaß die Städte Rügenburg und Lauenburg, das Schloß Rügenburg, die Inseln Kreuz-Sam und Kirchwerder, und etwas von Habeln. Mit Mecklenburg lebte Erich in guten Verhältnissen. Anders ward es nach seinem Tode.

Albert, Herr von Mecklenburg, unterstützt von dem Herzoge Otto von Sachsen, durchstreifte im J. 1344 das

Land Lauenburg, eroberte die Insel Darßing, zerstörte die Befestigung derselben, und vertrieb die Edeln von Starpenberg daraus, nahm die Stadt Rügenburg ein, plünderte sie, jündete sie an, und zerstörte sie und verschonte nur das Kloster. Die Chronica Obotritorum bei Hermannus Conrerus gibt keinen Grund dieser Feindseligkeit Albrecht's von Mecklenburg gegen Lauenburg an. Sie hat aber wahrscheinlich folgenden Zusammenhang. Der zuletzt Genannte ward im J. 1342 Schwager der Stadt Lübeck auf zwei Jahre, um die von dem Schwedenkönig Magnus und den Grafen von Holstein geschlüßten See- und Landruder zu vertilgen. Hermannus Conrerus bietet zum J. 1344, jedoch ohne einen Zusammenhang mit dem Obigen anzudeuten, Folgendes dar. Herzog Erich der Jüngere von Lauenburg erbaute, als sein Vater¹⁶⁾ gestorben, aber sein Vetter¹⁷⁾ Albert noch lebte, die Landstraße, indem er die Wagen der Kaufleute der Städte Lübeck und Hamburg und Lüneburg zu Brücke machte, und nahm mehre Kaufleute ge-

16) Albertus Crantius, Sax. Lib. IX. Cap. 19 nennt p. 242 in der entsprechenden Stelle den Herzog Erich den Jüngeren Erich's Sohn, auch mit dem Bemerkten, daß das Erblöbte nach dem Tode des Vaters geschehen. Bei Hermannus Conrerus (S. 1065) es richtig ins J. 1344 gesetzt, so war Erich der Ältere um diese Zeit todt. Aber in dem Schreiben des Kurfürsten Erich von Mainz vom J. 1349 (bei Weidmann a. a. D. S. 50) kommt auch ein Erich der Ältere und ein Erich der Jüngere, Herren von Sachsen, vor. Diefes hat Weidmann veranlaßt, anzunehmen, daß unter erstem Erich der erste und unter dem zweiten Erich der zweite zu verstehen; aber die Bezeichnung des Jüngeren war als gleichzeitige Benennung nicht dauernd, sondern bei gleichnamigen Fürsten in einem und demselben Hause, ward der früher der Jüngere Genannte nicht selten später der Ältere genannt, so daß auch hier der, welcher im J. 1342 Erich der Jüngere hieß, im J. 1349 durch den Ältern bezeichnet wurde, weil der frühere Ältere nun längere Zeit todt war und ein anderer Jüngere auf den Schauplatz trat. 17) patruus bei Hermannus Conrerus, doch Vaterbruder kann es nicht wohl sein: fratruelis hat Krantz S. 242, doch S. 245 meint er, dieses fei Irrthum seiner Quelle, und dafür wohl frater zu setzen. Doch war dieser Albrecht aller Wahrscheinlichkeit nach der erste, von welchem wir zum J. 1321 gesehen haben, daß er der Sohn Johann's, des Bruders Erich's des Älteren, war, und ist also der Sohn des Vaterbruders des Herzogs Erich des Jüngeren, von welchem wir hier zum J. 1344 handeln. Krantz stimmt in Bezeichnung auf seine angestrebte Verbesserung mit dem braunschweigischen Bilderitzbuche überein, denn dieses sagt S. 378 zum Jahre 1341: „Erich, der Sohn des Herzogs zu Sachsen und der Bruder des Herzogs Albrecht, nahm Agnes, die Tochter des Herzogs zu Holstein, die erlegte ihm einen Sohn, der hieß auch Erich, der nahm die Tochter der Herzogs zu Braunschweig, und eine Tochter, die hieß Elisabeth, die nahm der Grafen von der Rode. Dieser Fürst Albrecht Erich, Erich's Sohn, und Vater des mit der Braunschweigerin genannten Erich's starb, als man schrieb 1368.“ S. 379 sagt das genannte Zeitbuch zum J. 1341: „Albrecht, der Sohn des Herzogs Erich zu Sachsen und der Bruder des Herzogs Erich, nahm Sophia, die Tochter des Grafen von Hagenb., die erlegte ihm eine Tochter, die hieß Sophia, die nahm Herzog Albrecht zu Braunschweig.“ Krantz sagt zu S. 245: „Unsere Annalen bezeugen, daß Albrecht, welcher im J. 1344 ohne Söhne starb, sein Bruder Erich, dieses Königs der zweite, nachgelasse.“ Hier Albrecht hat nicht sohin, sondern hinterlies Johann, Albrecht und Erich, welche ihm nachfolgten.“ (S. 243 bei S. 244). Bei dem zuletztgenannten Erich Albrecht's Sohn, welchen Weidmann Erich III. nennt, handelt es sich weiter unten.

12) f. Gebhardt, Erich, d. K. Dänemark. S. 574. 13) Es scheint nämlich das, was Krantz (Wand. Lib. VIII. Cap. I. p. 184) darüber, am schärfsten so zu erklären, daß der Dänenkönig Erich und der Markgraf Waldemar noch nach dem templiner Frieden geheimen Geißel, wiewohl Krantz die Befangenheit dieses des Herzogs Erich von Sachsen erst nachher erzählt. 14) So gibt Hermannus Conrerus den Betrag an, Krantz sagt: aliquod praedium, villas et agrorum jura. 15) Hermannus Conrerus p. 597.

fangen. Ueber diese Unthat fühlte sein Vetter Albert großen Schmerz, und sagte, als die genannten Städte über Erich klagten: Haltet mir, und ich werde euch beistehen, und er wird seine Sünde büßen. Dieses Wort nahmen die Bürger mit freudiger Dankbarkeit an, sammelten ein großes Heer und drangen mit dem obenerwähnten Herzog Albert von Sachsen in das Land des Herzogs Erich, zerstörten mehrer Schlösser und Befestigungen der Räuber, und hingen alle, die sie fanden, auf. König Waldemar III. von Dänemark kam im J. 1446 mit dem Herzoge Erich dem Jüngeren von Lauburg in die Stadt Lübeck, und schiffte, nachdem er sich drei Tage dort aufgehalten, nach Preußen, mit dem Verlangen, mit den Brüdern von dem teutschen Hause *) weiter gegen die Feinde Christi zu ziehen. Da aber für damals seine Heerfahrt statfinden konnte, walfahrte er, nachdem sie in Preußen überwinteret, mit dem Herzoge Erich und dänischen Gelehn in das heilige Land, indem er aus Littauen seinen Weg nach Teutschland und weiter nahm und über das Meer **) setzte. Vor dem heiligen Grabe machte Herzog Erich dem König Waldemar zum Ritter Christi **). Auch Herzog Erich nebst einigen aus dem Adel wurde mit derselben Würde beehrt **). Um das J. 1348 kaufte Herzog Erich die Burg Einowe aus der Hand der Ritterleute, welche sie hielten (zu Lehn hatten) zurück, weil die Bede in aller Runde war, daß von da aus Angaria und Straßenräubereien geschähen. Sie erkauften mit dem erhaltenen Gelde das sumpfige Land in Darßing, trieben daselbst das alte Gewerbe, und wurden deshalb von den Herren von Medlenburg vertrieben und aus dem Lande gejagt **).

Kaiser Ludwig der Baiar starb den 11. Oct. 1347. Sein gleichnamiger Sohn, Kurfürst von Brandenburg, ließ sich den 7. März 1348 von dem Herzoge Erich dem Älteren *) und dessen Sohne Erich dem Jüngeren die Versicherung ausstellen, daß sie bei der nächsten Wahl eines römischen Königs ihre Stimmen demjenigen geben wollten, den er wählen würde, dafür wies er ihnen die 6000 Mark Silbers jährlicher Reichsteuer zu Lübeck an **). Von der dem Könige Karl V. feindlichen Partei ward Herzog Erich von Sachsen als mit einem be-

feren Rechte zur Kur, als sein Vetter Herzog Rudolf von Sachsen, darum befähigt betrachtet, weil Erich seinem Vater, welcher älter ***) als Rudolf gewesen, nachgefolgt, obgleich dieser, der Karl'n erwähnt, vorwende, er habe gewisse Dominia (Herrschaften), an welche der Principatus geknüpft sei. Der Erzbischof Heinrich von Mainz, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, der Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein, welchem hierin die beiden andern bairischen Herzoge und Pfalzgrafen, sein Bruder Rudolf und sein Vetter Ruprecht, beigestimmt hatten, erklärten Karl's Wahl für ungültig, und vereinigten sich über die Wahl eines andern Königs. Die Secrétaire des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der bairischen Herzoge und Pfalzgrafen bei Rhein, des Herzogs Erich von Sachsen, und in eigener Person Heinrich der Mainzer Erzbischof durch den Papst, welche als Kurfürsten den größten Theil ausmachten, vereinigten sich den 7. Jan. 1348 zur vorläufigen Wahl des Königs Eduard von England **). Während man nun mit diesem in Unterhandlung trat, ließ sich der Markgraf Ludwig von Brandenburg von den Herzogen Erich dem Älteren und Erich dem Jüngeren die oben erwähnte Versicherung vom 7. März 1348 geben. König Eduard schlug die römische Königskrone, wiewol ungern, aus. Es waren daher neue Wahlhandlungen nöthig, und der Erzbischof Heinrich erwähnt in seinem in dieser Angelegenheit den 30. Jan. 1349 gegebenen Schreiben der Bevollmächtigten der Fürsten Erich des Älteren und Erich des Jüngeren, Herren Sachsens, wie er sie nennt **). Daher schreibt auch Kraus die Wahl Günther's von Schwarzburg nicht mit Unrecht nicht bloß dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, sondern auch zugleich dem Herzoge Erich von Niederachsen zu **). Günther trat jedoch sein Recht an Karl'n ab. Karl IV.,

25) Riccius Dux Saxoniae, cui ex successione patris sui senioris Rodolpho duci (duci) sua eligendi competere dicebatur, quamvis Rodolphus Caroli elector quendam dominia, quibus principatum annexum asserit, se habere praetendit, sagt Albertus Argentinensis, Chronicon ap. Ursinum T. II. p. 145. Joh. Dan. von Drieschlagger, Erldruttete Staatsgesch. des reich. Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. sagt S. 587 in Beziehung auf diese Stelle: „Wegen der sächsischen Wahlstimme aber beschloß man, den Herzog Erich zu Sachsen's Wahlmännern zuzuzählen. Dem selbster dageseßten wegen der Verfahrart seines Vaters, vor seinem Oheim, dem Herzoge Rudolf zu Sachsen, Altmannsb., noch immer das Verrecht, obgleich dieser letztere schon damals auf den Besitz der Kurlande seine Verfassungen gründete.“ So von Drieschlagger. Aber von einem Erstgeburtsrechte ist in der Stelle Albrecht's von Strasburg ja nicht die Rede, sondern man muß annehmen, Erich, Erich's Vater, habe als Senior des Hauses die Kur vorzugsweise in Anspruch genommen. Erich II., Erich's I. Nachfolger, gründete nun sein Recht darauf, daß er dem Senior des Hauses nachgefolgt. In Beziehung auf die letztgenannte Stelle hatte Erich II. Recht; aber Rudolf I. gründete sein Recht auf die frühere Zeit, wo die Stimmen des Stammes die Wahlstimme ausschließend angesehen hatten. Günstig hatte Erich diese für sich insbesondere eine vollständige Wahlstimme, sondern nur habe zusammen eine solche. 26) Albertus Argentinensis p. 144. 145. 27) s. die Stelle aus dem Erbkaiserthum von Mainz Schreiben bei Erdmann S. 50. 28) Krantzianus, Sax. Lib. IX. Cap. 27. p. 248.

18) Duden. 19) Chronica Danorum ap. Hermannum Coronerum ad ann. 1347. p. 1068. 20) War. Dan. Scripta. ap. Ludewig. Manncscript. T. IX. p. 108. Krantzianus, Wandal. Lib. VIII. Cap. 28. p. 194. Während Herzog Erich auf der Jerusalemfahrt war, führte seine mit männlichem Geiste begabte Gemalin Agnes durch persönliche Befehle mehrer Kämpfe gegen die Feinde des Landes. Diese Agnes, die Schwester des Grafen Adolf von Schaumburg, Gemalin des Herzogs Erich II. von Lauburg, starb im Alter erblinnet 1386 zu Regensburg. Hermannus Coronerus p. 1154 nach der Chronica Saxorum. 21) Pontanus Lib. VII. p. 457. 22) Krantzianus, Sax. Lib. IX. Cap. 22. p. 245. 23) Der fröhler der Jüngere genannt heißt nun, da wieder ein Jüngerer auftritt, der Ältere. Dabei kann Beckmann's Abzählung, nach welcher der eine Erich I. und der andere Erich II. wäre, nicht bestehen. Erich I. war bereits im J. 1348 todt. Weichen wir die Erwähnung der Eriche durch Agnes wegen, so sind hier zum J. 1348 Erich II. und Erich III. gemeint. 24) Eenzg. Brandenburg. Urkunden. I. Th. Nr. 135. S. 266 f. Bgl. Schröder's, Die Älgen. Reichsg. Neue Hist. 3. Bd. S. 459.

König Waldemar III. von Dänemark, Kurfürst Ludwig von Brandenburg und sein Bruder Ludwig der Römer, Pfalzgraf Ruprecht der Ältere, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg und verschiedene andere Fürsten und Herren kamen im Jan. 1359 in Spremberg zusammen, und begaben sich von da nach Buxtehude oder Baugen. Karl nahm daselbst am heiligen Abend vor St. Peter in Cathedral 1359 den Herzog Erich zu Sachsen, seinen und des Reichs lieben Fürsten zu seiner königlichen Gnade gänzlich an, und verpfand ihm seine Lehen, welche er von ihm und dem Reiche forderte, versehen zu wollen, und inzwischen sollte er (Erich) an allen seinen Rechten unversehrt sein²⁹⁾. Zwischen den Fürsten Herzog Erich von Lauenburg, dem Grafen Johann von Holstein und den Städten Lübeck, Hamburg und Lüneburg ward im J. 1351 guter Friede und Eintracht befestigt. Kraft dieses Friedens nahmen die Lübecker Bürger mit Hilfe Hartwig's von Rügow, des Bischofs des Herzogs Erich die den Edeln von Gült zugehörige Befestigung Bernsflopp ein. In dieser Burg wurden 15 Räuber gefangen, und alle geköpft. Nachher zerstörten kraft desselben Friedens Herzog Erich von Lauenburg, Graf Johann von Holstein und die Lübecker Bürger innerhalb weniger Tage die folgenden starken und dem gemeinen Völkern sehr schädlichen Befestigungen Schere, Nymdorp, Borgedorp, Lanten, Nannendorp, Etenkorf, Kulpin, Gutow und Reborst. Erich's Holzt-Hetwig von Rügow mit einer Schar 20 Gewappneter plünderte nicht lange darauf das Raubschloß Saline in der Grafschaft Wittenburg an und machte es dem Boden gleich³⁰⁾. Unter den teutschen Fürsten, die dem glänzenden Hofe, welchen König Waldemar im J. 1357 zu Lübeck hielt, bewohnten, befand sich auch Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg. Als nach dem Tode des Grafen Otto von Schwerin im J. 1357 des von diesem hinterlassenen Landes sich Herzog Albrecht von Mecklenburg im Namen seiner Schwiegertochter bemächtigte, sand Otto's Bruder, Graf von Zecklenburg, einen Bundesgenossen an dem Herzoge Erich von Niederbach, und erregte einen mecklenburg-lauenburgischen Krieg. Gegen beide Verbündete trat Albrecht mit dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg zusammen, und die beiden zulezt Genannten vereinigten sich vorläufig, daß alle schwermüthigen Eroberungen zu Mecklenburg, die lauenburgischen aber zu Lüneburg sollten geschlagen werden³¹⁾. Herzog Erich von Lauenburg eroberte 1358 die Stadt Plau nebst dem dabeiliegenden Schloße. Hierauf ordnete der Dänenkönig Waldemar Zusammenkünfte zu Unterhandlungen zwischen dem Herzogen Albrecht von Mecklenburg an, und führte sie endlich zu Frieden und Eintracht³²⁾. den 18. Dec. 1358 auf diese Weise, daß Erich dem Herzoge Albrecht das Schloß Plau zurückgeben, und Albrecht Erichen die Stadt und das Schloß Gadebusch pfandweise abtreten sollte, bis er

ihm die Stadt und das Schloß Woienburg restituirt hätte. Herzog Erich glaubte den Worten des Königs und des Herzogs Albrecht's, und den Versicherungen derselben, und trat dem Letzteren das Schloß ab, ward aber für seine Treue und Glauben mit Unrechtheit belohnt, denn er erhielt weder Gadebusch, noch Woienburg zurück. König Waldemar aber, weil er diese Sache mit so heimlicher Arglist betrieben, erhielt als Lohn der Bemühung von dem Herzoge Albrecht Helsingburg zum ewigen Besitze wieder. Als Herzog Erich diesen Betrag sah, zerriß er den Vertrag und den Frieden, der zwischen ihm und dem Herzoge Albrecht gemacht war, führte das Heer gegen denselben, kam mit ihm zur Schlacht in dem Gause Heland, und erschlug theils und fing theils ungefähr 400 Ritter und Kitterleute³³⁾ von Albrecht's Heere. Als die Grafen Heinrich und Nicolai von Holstein hörten, daß Herzog Erich auf der Heersfahrt gegen den Herzog Albrecht sei, kamen auch sie gegen Erich, und belagerten die Befestigung Krummeke. Als dieses die von Lauenburg und die anderen Einwohner dieses Herzogthums erfuhren, gingen sie mit den Holsteinern ein Heerchen ein, und fingen ungefähr 60 Gewappnete von den Holsteinern und führten sie fort. Und so lachte an beiden Orten Erich das Glück³⁴⁾. Als die Grafen von Zecklenburg den 7. Dec. 1358 die Grafschaft Schwerin an den Herzog Albrecht veräußerten, mußte dieser dem Herzoge Erich das halbe Schloß Plau ablaufen. Als sich der König Waldemar von Dänemark den 10. Aug. 1360 zu Helsingborg mit den Grafen von Holstein und ihren Bundesgenossen aussöhnte, trat des Königs Bundesgenosse, Herzog Erich von Niederbach, dem Frieden bei, und entsagte allen Ansprüchen, die er auf die Lehnsherrschaft des mecklenburgischen und schwermüthigen Landes bisher gemacht hatte³⁵⁾. Herzog Rudolf II. von Sachsen erhielt als Nachfolger Rudolf's I. durch die schiedliche gedene Bulle, vom 27. Dec. 1356 von dem Kaiser Karl IV. bestätigt, daß Niemand als er, wahrer Kurfürst, wegen des Erbmarschallamtes des heiligen Reichs sei, welches Amt er von seinem Vater geerbt habe³⁶⁾. Rudolf II. erhob im J. 1361 eine rechtliche Klage gegen den Herzog Erich von Lauenburg, daß er sich, „des heiligen Reichs obri-

²⁹⁾ f. den Brief bei Schmidh. S. 50. ³⁰⁾ Hermannus Conrardus p. 1087 nach der Chronica Lubecensis. ³¹⁾ Krandtze, Wandell. Lib. VIII. Cap. 91. p. 195. ³²⁾ Gebhardt, Gesch. aller weltlich. slav. Staaten. I. Bd. S. 512. ³³⁾ Rec. Den. Script. ap. Ludewig T. IX. p. 108.

³⁴⁾ militis et militares. ³⁵⁾ Hermannus Conrardus ad ann. 1361. p. 1102. 1103 nach der Chronica Obitorum. Nach Gebhardt (a. a. O. S. 518) nahm Erich die Grafen von Holstein zu Hilfe, ließ durch diese Plau wieder erobern, und schlug theils den Herzog Albrecht. Ist Ersteres begründet, so haben die Grafen von Holstein, um die 60 Gefangenen wieder zu erhalten, mit Erich Frieden machen und ihm nun gegen Albrecht Hilfe leisten müssen. Das Betragen der Grafen von Holstein gegen den Herzog Erich zeigt von großer Unanständigkeit, wenn es nämlich derselbe Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg ist, der sich, sowie die Herzoge von Mecklenburg und einige andere Fürsten, bei im J. 1357 von dem Dänenkönig besiegten Grafen von Holstein im J. 1358 annehmen und Waldemar's den Krieg antändigten (f. Gebhardt, Gesch. des Königs. Dänemark. S. 613). Doch gab es wirklich bald zwei Erich's desselben Hauses Sachsen-Lauenburg. ³⁶⁾ Gebhardt, Gesch. aller weltlich. slav. St. I. Bd. S. 514. 516 f. die schiedliche gedene Bulle in dem Entwurfe einer Historie derer Pfalzgrafen zu Sachsen. S. 227—232. ³⁷⁾ Grubertus, Die Bulla aurea Saxonica, p. 47.

den Marschall nenne, und vorgebe, daß er Kurfürst sei.“ Karl IV. gebot ihm mit kaiserlicher Macht, daß er vor seine Würdigkeit komme, und gebe und nehme, was dem Herzoge Rudolf und ihm (dem Herzoge Erich) in dieser Sache die Fürsten zu einem Rechten finden. Als gefehlter Grund der Vorladung Erich's ward angeführt, daß mit gemeinem Rathe und einträchtigem Willen aller Kurfürsten zu einem ewigen Rechten gerichtet sei, als (wie) in seinem (des Kaisers) kaiserlichen Rechtbuch geschrieben stehe, daß die Würde und Fürstenthum der „Kür“ an dem Reich nicht sollte getheilt werden, und in jeglicher solcher Würdigkeit einer sein solle, welcher der Kur und Stimme und aller Rechten eines Kurfürsten gebrauche“). Da Kaiser Karl durch einen Nachspruch entschieden hatte, daß das Erzmarfchallamt bei der wittenberger Linie sein, und er durch die goldene Bulle des Reichs hatte festsetzen lassen, daß die Kurfürsten ungeheilt sein sollten, und er sich bei der Vorladung Erich's schon im Voraus hierauf berief, so war Erich schon gerichtet, bevor er erschien, und konnte, da sein Recht durch die goldene Bulle des Reichs“) und die sächsische goldene Bulle schon verlegt war, auf seine Änderung der unter dem Einflusse des für die wittenberger und gegen die lauenburger“) Linie parteiisch gefinnten Kaisers stehenden Reichsfürsten hoffen. Erich ward daher wol der Vorladung gar keine Folge geleistet haben. Mit den Herzogen von Laueburg hatte sich Herzog Wilhelm im J. 1360 wegen obwaltender Zweifigkeiten verglichen, und ein Bündniß auf zwölf Jahre geschlossen“). Doch im J. 1362 führte Herzog Wilhelm von Lüneburg ein Heer gegen den Herzog Erich von Sachsen-Laueburg, erüßnete und nahm das Schloß Ripenburg und die Insel Kirchwerder und Neu-Samme ein. Des Herzogs Erich Vater aber, ein schon abgestorbener Greis, welcher auf dem Schloße Ripenburg residirte, ging, als er die Ankunft des Herzogs Wilhelm hörte, von dem Schloße fort, und reiste gegen Niemburg zu dem Grafen Johann von Hoya, der seine Tochter zur Frau hatte, fiel auf dem Wege vom Pferde, und lebte wegen der dadurch erhaltenen Verletzung nur noch wenige Tage. Als Herzog Wilhelm das Schloß Ripenburg und anderes mehr erobert hatte, erbaute er die starke Burg Sammerort. Nach Erbauung und Besetzung desselben wandte er sich nach Erdenburg, nahm diese Stadt und das Schloß ein, und machte dieselbe eine Burg, besetzte sie und

nannte sie Wigenburg. Als Herzog Erich von Laueburg im J. 1363 nach Dänemark zu dem Könige übersehen wollte, damit ihm Hülfe gegen seine Belästiger würde, machte er zu Beschirmern seines Herzogthums die Bürgermeister und den Rath der Stadt Lübeck, indem er mehr Vertrauen auf sie setzte, als auf irgend einen benachbarten Fürsten. Inne, welche die Zuversicht des Herzogs Erich, und auch seine Treue und Meligkeit, welche er sonst gegen sie bei Besichtigung verschiedener Befestigungen seines Herzogthums, durch welche er der Stadt geholfen hatte, in Betrachtung zogen, standen in seiner Abwesenheit seinem Lande treulich vor, indem sie sich feintretwegen dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg und den Grafen Heinrich und Nicolaus von Holstein, die ihm in seiner Abwesenheit gern geschadet hätten, widerstehen. Im J. 1365 ward der lange währernde Krieg zwischen dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg und dem Herzoge Erich von Laueburg gestillt, und zwar durch die Vermählung des Grafen Johann von Hoya. Es nahm nämlich kurz vor seinem Tode Herzog Wilhelm die Tochter des Herzogs Erich von Laueburg zur Frau, und gab ihm das Schloß Erdenburg und alles Land, was er ihm durch Wassergewalt genommen, zurück. Das Schloß Wigenburg und das Schloß Sammerort wurden gänzlich zerstört. Auch das Schloß Ripenburg nebst seinen Zudeckungen gab Herzog Wilhelm seiner Frau zum Leibsitz, sodas es nach ihrem Tode zu der väterlichen Herrschaft zurückkehren sollte“). Wie man vermutet, ward damals die Erbfolge der Herzogen von Braunschweig und Lüneburg verabredet, denn es wird dieselbe in dem 1369 von Wilhelm und Magnus dem Jüngeren mit Herzog Erich von Laueburg errichteten Vertrage darüber, wie es mit den Witwen und Töchtern zu halten, wenn die lauenburgischen Lande an die Herzogen von Braunschweig fallen würden, als verbind ausgemacht vorausgesetzt“). Wie Hermannus Conrarius nach der Chronica Saxorum zum J. 1370 p. 1116 bemerkt, nahm Herzog Erich der Jüngere von Sachsen-Laueburg, nachdem sein Vater in Kallenburg im Reiche der Dänen gestorben und bei dem minderen Brüdern (Franziskanernönchen) ebendieselbe begraben war, die Tochter“) des Herzogs Magnus, wel-

41) Die Chronica Saxorum ap. Hermannum Conrarium p. 1104. 1105. 1110. Chron. Lubec. in Gerdt's Samml. medienburgischer Urkunden. 9. Ab. S. 45. 46. Krawinkel, Sax. Lib. IX. p. 251. 42) Strube, Vindiciae juris Brunsvic. in ducatum Lauenburg. S. 14. p. 41. 48. Medefind, Riten zu einigem Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters. 2. Bd. S. 305. 43) Die Chronica Saxorum ap. Hermannum Conrarium p. 1116 nennt sie nicht, aber das braunschweigische Wälderetbuch sagt S. 395: „Herzog Erich zu Sachsen, ein Herr von Laueburg, dem das Kurfürstenthum abgerufen ward (nämlich wie das genannte Leibsitz) S. 394 bemerkt, kam Herzog Erich nach des Herzogs Albrecht von Sachsen Tode um das Land zu Wittenberg und das Kurfürstenthum: hierher Herzog Erich nahm Katharina, die Tochter des Herzogs Magnus zu Braunschweig und Lüneburg, die erzielte ihm drei Söhne. Der eine hieß Magnus, der ward Bischof zu Cammin, und darnach ein Bischof zu Hildesheim. Der andere Sohn hieß Albrecht, der ward ein Domherr zu Hildesheim, und ward todtge schlagen in dem Streit (in der Schlacht) vor Gronne (1428). Der dritte Sohn hieß Bernhard, der besaß die Herrschaft zu Lüneburg.“

37) f. die Urkunde bei Hailhaus, Memoria juris publici ecclesiæ et medio aevo p. 19 und bei Joachimius, De Archi-Camerario p. 20. 38) In der goldenen Bulle des Reichs ist zwar fast immer die Rede von dem Erzmarfchall und Herzog von Sachsen als Kurfürsten, und man könnte darunter auch den Herzog von Sachsen-Laueburg verstehen. Daß aber dieser nicht berücksichtigt ist, zeigt die Bestimmung von den Gretern, denn ihn hätte doch z. B. auch der Herzog von Erdenburg geistlich müssen, wovon sich nicht findet. 39) Ähnlich zu diesen Zeit, wo berühmter Erich lebte, der hat Karl den König Edward von England zum römischen Könige vertrieben gewollt und dann den Grafen Günther von Schwarzburg erröten hatte. 40) Orig. Gualf. Praef. T. IV. p. 33. Bgl. (Koch) Berf. einer pragmatischen Geschichte des Durchf. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 237. 41) Z. Casell. v. W. u. K. Erste Section. XXXVII.

her Otto'n nachfolgte, zur Frau. Herzog Erich von Lauenburg ward von dem Herzoge Magnus von Lüneburg, welcher in seinem Unternehmen gegen die Stadt Lüneburg unglücklich war, zum Beistande bewogen mittels Verpfändung der Schlösser und Zölle zu Schnakenburg, Bielede und Higaader, nebst einigen Markschländern und dem Schlosse Lüdershausen, wenn es gewonnen würde⁴⁴). Aber Magnus kam noch in dem nämlichen Jahre (1373) um, und seine ältesten Söhne, Friedrich und Bernhard, verglichen sich am 29. Sept. 1373 mit der Stadt Lüneburg in ihrer Gewalt habenden Herzogen Wencleslaw und Albrecht von Sachsen. Diese machten im J. 1374 auch mit ihrem Vetter, dem Herzoge Erich dem Jüngeren von Lauenburg, Frieden. Letzterer gab die ihm von Magnus verpfändeten Städte, Bielede, Higaader und Schnakenburg, zurück, und versprach, sich zu bemühen, daß die den Herzogen von Braunschweig im Lauenburgischen gestiftete Huldigung abgethan würde⁴⁵). Wencleslaw und Albrecht entsagten ihrem Ansprüche auf Eislingen⁴⁶). Da die Herzoge zu Sachsen von einem Stamme hergekommen waren, und sie sich wegen Vernehmung ihres Geschlechtes in ihren Leben, Länden, Schlössern und Gütern gesondert und getheilt hatten, so boten Wencleslaw, des brügglichen römischen Reichs Erzmarschall, und Albrecht, sein Vetter, Herzoge von Sachsen, an dem einen Theile, und Erich, Herzog in Niedersachsen, den man von Lauenburg nannte, an dem andern Theile, im Jahre 1374 den Kaiser Karl demütiglich, daß er als oberster Lehnherr von seinem und des Reichs wegen seinen Willen, Gunst und Wohlwort zu geben gerühete dazu, daß sie ihre Fürstenthümer, Lände u. s. w. wieder zusammenlegen und sich beiderseits damit in ewige gesonderte und vereinigte fürstlichen Lehn, Erbschaft und Eigenschaft, als (wie) sie von Alters hergekommen waren, zu einander sehen könnten. Zu dieser Wiedervereinigung, welche sich auf fürstliche Freiheiten und Rechte und gegenwärtige und künftige Besetzungen erstrecken sollte, gab kraft des zu Tangermünde 1374 den nächsten Sonntage nach St. Margarethenlage gegebenen und befestigten Briefs Kaiser Karl für sich und seine Nachkommen (Nachfolger) an (in dem Reiche, römische Kaiser und Könige, seines und des heiligen Reichs Urlaub (Erlaubniß), Willen und Wohlwort von kaiserlicher Macht wegen, und zwar dergestalt, daß diese Zusammenlegung unwiderrüfliche Kraft und Macht ewiglich haben sollte⁴⁷). Als Kaiser Karl im J. 1378 Dammberg auf der Lüneburger Heide eingenommen und dem Herzogthum Lüneburg gegeben hatte, und von da zurückging, kam er mit den Herzogen Albert von Braunschweig und Lüneburg, Rudolf von Sachsen und Erich von Lauenburg nach Angermünde (Tangermünde). Hier erteilte Karl durch kaiserliche Macht dem Herzoge

Erich von Lauenburg und seinen Erben, daß er die Kur mit gleichem Rechte mit dem Herzoge von Sachsen-Bitterburg ewiglich haben, und sie abwechselnd wählen sollten⁴⁸). Dem ausgezeichneten Hofe, welchen König Albert von Schweden im J. 1386 zu Wismar hielt, wohnte Herzog Erich von Lauenburg bei⁴⁹). Als dieser um das J. 1391 von den Wendenburgern beschiedet ward, dubelte er die Unbill nicht⁵⁰), sondern führte im J. 1392 ein starkes Heer aus, zog gegen Buxthard von Rugow und zündete mehre Dörfer in dem Lande der Stadt Bitterburg an, erstürmte in der Herrschaft Buxthard's fünf starke Befestigungen, nämlich Pressyre, Rydenborg, Kreppe, Swichow und Thunow, und zerstörte diese Feste alle, außer der letztern, welche er für sich behielt und stark besetzte, um den Feinden zu widerstehen⁵¹). Als Graf Nicolaus von Holstein im J. 1397 gestorben war, und unter seinen Brüdern wegen der Nachfolge sowohl in dem Herzogthume Schleswig, als der Grafschaft Holstein Streit entstand, ward das holsteinische Städtchen Töbisslo (Töbelslo) als Ort der Unterhandlungen vor dem Pfingstfeste 1397 bestimmt. Zur festgesetzten Zeit kamen beiderseits der Schwedenkönig Albert, Herzog Heinrich von Lüneburg, Herzog Erich von Lauenburg, Graf Adolf von Schaumburg und die Grafen von Holstein zusammen. Sie verhandelten zusammen über die Eintracht der gräflichen Gebrüder, konnten aber nichts abschließen, was den zuletzt genannten Grafen gefiel. Als die Fürsten dieses sahen, gingen sie mit Unwillen hinweg⁵²). Aus Veranlassung der schweren Unbill, welche die Eborherren von Schwerin ihrem Bischofe Rudolf anthaten, drangen im J. 1337 seine Brüder, die Herzoge von Stargard, von der einen und Herzog Erich von Lauenburg und Graf Albrecht von Holstein mit ihren Herren auf der andern Seite in die schweriner Diöcese, stießen die Güter jener Eborherren an, zerstörten Alles durch Feuer und durch Hinniesführung des Viehes und der Zugthiere, und übten die Gefangennehmung sehr vieler Städte und Bayern, der reichsten⁵³) nämlich, Herzog Erich von Lauenburg starb im J. 1400, und hinterließ

48) So erzählt Hermannus Cornutus (S. 1129) nach der Chronica Saxonia mit dem Tone geschichtlicher Gewissenhaft. Krang (Sax. Lib. X. Cap. 3. p. 207) braucht dieſes. Er ist ſiech ungewiß, ob er dieſes in ſeiner Zeit ſah, oder ob er es nicht vielmehr darum gebraucht hat, weil er beſchäftigte, daß die Kur nach dem Aussterben der Linie Bitterberg der Linie Lauenburg zu mächtig beſchränkt wurde. Auch nimmt Krang (Lib. XI. Cap. 10) auf ſein früheres dieſes ſeine Mißthat mehr, ſondern ſagt: Sigismundus pater ordinabat, ut etc. Folſch ſich, wann Levin Amberg (Sachſ.-Lauenb. Stamml. I. Th. S. 66) bemerkt, daß der Vertrag von Tangermünde wegen der Alternativen der Kur nicht eher als bei Krang erwähnt werde. Andere, wie J. H. Horn (Samml. zu einer hiſt. Handbibliothek von Sachſen. S. 238) wiſſen ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie den Vertrag für eine Geſchickung eines Partisanen des hauſes Sachſen-Lauenburg erklären.

49) Hermannus Cornutus p. 1253 nach der Chronica Obſervantium. Krantzsch, Vandalia. Lib. IX. Cap. 19. p. 214. 50) Ego tunc, Sax. Lib. X. Cap. 15. p. 268. 51) Hermannus Cornutus p. 1161. 52) Derselbe S. 1175. Krantzsch, Saxonia, Lib. X. Cap. 18. p. 270. 53) Wegen des Eſſe-

44) Rithmeier, Be. Gr. S. 1849. 45) Dieſes iſt aber nicht richtig. Vgl. R. S. 253. 46) Bericht vom Reiche des heiligen Braunschweig-Lüneburg auf die lauenburgiſchen Lande. Nr. 58 des Anhangs. Strube, Vindiciae Juris Brunavie. in ducatum Lauenburg. S. 14. p. 51. 47) ſ. die Urkunde bei Hedemann S. 50. 51.

seiner Söhne⁵⁴⁾: Erich, Magnus⁵⁵⁾, Bernhard⁵⁶⁾, Otto und Johann⁵⁷⁾. Erich, als der älteste, folgte ihm in der Regierung des Herzogthums. Er stieg (im J. 1400) mittels Vortrüblichkeit und Weineidigkeit in das Schloß Bergerdorf, welches sein Vetter⁵⁸⁾ den Lübeckern für eine große Summe Geldes verpfändet hatte, und warf Otto'n, den Voigt der Stadt Lübek, welcher Erichen, nachdem dieser Sicherheit geleistet hatte, eingelassen hatte, heraus. Als Otto sich durch Herzog Erich betrogen sah, trat er statt des Schloßes Bergerdorf, welches er von den Lübeckern zur Bewachung in getreue Hände erhalten und jetzt in gutem Glauken verloren hatte, sein eigenes Schloß Rigerow den Bürgern ab, stellte sich selbst ihnen als Gefangener, ging in die Kesseln und in die Haft der Stadt Lübek freiwillig, und starb nicht lange darauf aus Schwermuth⁵⁹⁾. Graf Albert von Holstein nahm eine Frau aus dem Hause der Herzoge von Sachsen. Sein Schwager⁶⁰⁾, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, den Dithmarsen feindselig gesinnt⁶¹⁾, zog im J. 1403 durch das Land Holstein und fiel in das Land der Dithmarsen, ohne denselben zuvor Hehre angekündigt zu haben, und heraubte ihnen das Land, nahm Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, Kleider, Silber und Gold und

brachte die Beute, sowie auch gefangene Dithmarsen durch das Land Holstein, und namentlich durch den Landesanstalt Albrecht's, und durch das Land Stormarn bis nach Bergerdorf und Ripenburg und weiter bis nach Lauenburg⁶²⁾. Die Dithmarsen klagten es dem Herzoge Gerhard von Schleswig, Grafen von Holstein, dem Erzbischofe von Bremen und den Bürgermeistern der Städte Lübek und Hamburg. Gerhard rief seinen Bruder Albrecht zu sich, und dieser bekräftigte durch Eid schwur, daß er nichts davon gewußt hätte, daß Herzog Erich die Dithmarsen herauben wolle und daß dieser ohne sein Wissen durch sein Land gezogen⁶³⁾. Nach dem Tode Gerhard's, des Herzogs von Schleswig und Grafen von Holstein, schaltete bei der Unmündigkeit von dessen Erbtochter die Dänenkönigin Margaretha in dessen Lande. Sie verheirathete (im J. 1404) die Tochter des Grafen Nicolaus von Holstein, welche das Schloß Dypna oder Dypenrad besaß, an den Herzog Erich von Lauenburg, und für einseitige Überlassung des genannten Schloßes und anderer Einkünfte aus dem Herzogthume Schleswig gabte sie dem Herzoge Erich vieles Geld⁶⁴⁾. Dieser nahm im J. 1409 das den Lübeckern verpfändete Städtchen Mölln, in dem ihn der Bürgermeister dieser Stadt, Johann Moller, einfuhrte. Nach der Einnahme machte Herzog Erich die Parochialkirche zu einer Burg, und bereitete sich, von ihr aus, sich gegen die Lübeder Bürger zu vertheidigen. Als Letztere dieses erfuhren, kamen sie in der größten Menge mit sehr vielen Maschinen und Bombarden, belagerten die Stadt, und zwangen den Herzog mit den Seinigen zu fliehen. Als dieser die Stadt zu verlassen genöthigt war, landete er sie an und legte sie größtentheils in Asche⁶⁵⁾. Doch ward sie noch in demselben Jahre (1409) in schöner Gestalt wieder hergestellt, als sie gewesen. Da die Lübeder Bürger einmal in den Waffen waren, zerstörten sie die Befestigung Rigerow, weil sie meinten, daß von da die Herzoglichen verstreiten, und weil sie auch glaubten, daß die Burg, weil Otto wegen des Verlustes von Bergerdorf sie ihnen im J. 1400 überlassen, ihnen mit Recht gehörte. Die Lübeder Bürger, wegen der Einschüchterung der Stadt Mölln erbittert, drangen im J. 1410 mit starker Hirschbar in sein Land, und vernichteten in ihm mehr Kessen und Dörfer. Als sie in die Nähe des Schloßes Rakeburg kamen, begannen sie zuerst das Städtchen selbst zu bestürmen. Da gingen die Burgherren und die Städte über die Brücke des Flusses den Feinden entgegen. Die Lübeder verfolgten sie. Unter dem Schuttmel der zurückweichenden Rakeburger brach die Brücke, und viele von diesen Städtchen verloren im Wasser das Leben⁶⁶⁾. Da Rigerow den Städtchen Lüneburg und Hamburg als Hehle ein nützlicher Posten schien, so besetzten sie es wieder, und legten zum Schutze der Grenzen eine schlafserige Befestigung

54) Hermannus Conrerus, Chron. p. 1185. Krantzius, Sax. Lib. X. Cap. 19. p. 271. Dieser gibt Lib. IX. Cap. 20. p. 244 nach den braunschweigischen Jahrbüchern die Genealogie in dem ersten Theile tädenhaft so an: Erich II. zeugte Erich III. und dieser Bernhards, Erichen, Alberten Magnus, welcher zuerst Bischof von Camin, dann von Hildesheim war. Bernhard erzeugte Johann, der brach noch übrig ist, und der erzeugte Erichen, Bernharden, Gerichte, einer Oberherren, Magnus, der jetzt regiert, Johannem und Hubertum. 55) Hies vollständig Albert Magnus, welcher zuerst Bischof von Camin, dann nach Hildesheim versetzt. 60) Nachfolger seines Bruders Erich im Herzogthume. 57) Ward bei dem Dorfe Riefenberg von einem Kaufmann mit einem Psalle getödtet; deren Knäpft Hermannus Conrerus (C. 1185) die Bemerkung: Gerhardus (Bernhardus) et Ricardus adhuc vivebant, quoniam haec scribere non potuit. 58) patrum sagt Hermannus Conrerus (C. 1185), poter demerit Krang (Sax. Lib. X. Cap. 19. p. 291); aber der Vater war es noch weniger. Des Albrecht's, welchen wir oben zum J. 1344 haben kennen gelernt, Söhne, Johann, Albrecht und Erich, werthschätzten sich, und die beiden Letzteren verpfändeten auch ihres älteren Bruders (Johann) Tod 1359 die Stadt und Herrschaft Mölln an die Reichsfürst Lübek für 9757^{1/2} Mark Lübek. Der Herzog von Bergerdorf, welchen Herzog Albrecht, vertrieben 1370, und schließlich übergeben sein letzter Bruder und Erbe Erich, welchen Bernharden den Dritten nennt, die Stadt Bergerdorf, den Eselstund und das Land haben mit Lehnen, Kestanten und aller Hehre als ein Pfand für 16,262^{1/2} Mark dem Rakeburger Lübek, in welcher auch der lanklose Erich sein Leben und seinen Zueig des Herzoglichen Stammes beschloß. (Vgl. Gerhard, Gesch. aller wendisch-slav. Staaten. I. Bd. S. 244. 245. 59) Hermannus Conrerus p. 1185. Krantzius, Sax. Lib. X. Cap. 19. p. 271. 60) gener dei dem Preyler Bremenensis, Chronicon Holsteinic. Cap. 29 ap. Leibnitz, H. Hist. T. II. p. 77 hat am wahrscheinlichsten die Bedeutung von stinua, wie der Schriftsteller durch das Vorausgehende schon anzeigt. Nach Krang (Sax. Lib. X. Cap. 21. p. 272) war der Herzog Erich von Sachsen, der im J. 1403 oder 1404 die Dithmarsen heraubte, sover (Schwägervater) des Grafen Albrecht von Holstein. 61) Man hält dafür, daß eine gewissen den Dithmarsen und Erich's Unterthanen, den Einwohnern im Lande haben, entstandene Feindschaft die Ursache von Erich's Orell gegen jene gewesen. Vgl. Geschichte der Dithmarsen. 2. Th. S. 420, mit Bezug auf Dankwerth, S. B. S. 297.

62) Die niederländische Chronik bei Bolten a. a. O. S. 445. 63) Preyler Bremenensis p. 77. 78. 64) Derf. Cap. 29. p. 89. Krantzius, Sax. Lib. X. Cap. 23. p. 274. Pontanus p. 536. 65) Chronica Slavica ap. Lindenbrog, Script. Sept. Aet. von Fabricius S. 211. 66) Krantzius, Wand, Lib. X. Cap. 14. p. 253, 254.

hinein. Gegen ein von Lübeck und Hamburg anzuzählendes Jahrgeld von 300 Mark verpflichtete sich Herzog Erich im J. 1410, die Straßen von Rühmen rein zu halten⁶⁷⁾. Brüdern von der heiligen Brigitta aus Schweden, welche in das Herzogthum Lauenburg kamen, überließ Herzog Erich ein Feld nebst dem darin liegenden Holze bei dem Städtchen Mölln im J. 1411 käuflich, und sie begannen darauf mit Einwilligung des Bischofs Ditlew von Røgeburg ein Kloster zugleich für Mönche und Nonnen zu erbauen⁶⁸⁾. Herzog Erich von Sachsen und seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des böhmischen Grafen Nicolaus, übergaben im J. 1411 für 3000 Mark lübisch das Schloß und die Stadt Dvenrad zusammen mit Åflov, Seckow, Warme, und zwei im Landstriche Angeln gelegene Kirchspiele, Luarn und Steedeb, und die zu jenem Schlosse gehörenden Leibeigenen und Einkünfte pfandweise auf fünf Jahre. Wollten Erich und seine Gemahlin innerhalb dieser Zeit das Schloß einlösen, so sollten sie es ein halbes Jahr vorher anzeigen. Würden sie es nicht binnen der Zeit einlösen, sollte die Königin den Nießbrauch haben, bis die gezahlte Summe wieder gegeben würde. Würden neue Festen gebaut, sollte dieses auf Kosten der Königin geschehen. Würden das Schloß und die Güter der Königin durch Gewalt oder List unversehens entziffen, sollte keine Klage gegen die Königin oder ihre Erben statthaben können. Nachher ward auch des Königs Erich Besichtigung hinzugefügt. Die Herzogin Elisabeth erklärte in einem Briefe an die Dvenrader, daß die Verspändung ihr Mißlie sei⁶⁹⁾. Als im J. 1414, um die von dem Herzoge Heinrich von Braunschweig aufgewandten Kriegskosten decken zu helfen, dem Dänenkönige Gottorp verspändet werden sollte, sollte Herzog Erich von Lauenburg dasselbe zu des Königs Befehl und den getreuen Händen der jungen Herzogin von Schleswig bewahren. Aber Ritter Erich Krummkeß, welcher meinte, daß das Schloß zu Händen des Königs auf andere Weise kommen könne, rieth, daß das Schloß nicht dem Herzoge Erich zu übergeben, sondern an und für sich einzunehmen sei. Herzog Erich von Sachsen verübte vieles Schreckliche gegen die Holsteiner mittels Räubereien und Brand, und plünderte, von dem Könige Erich befohlen, Däneshof an⁷⁰⁾.

Herzog Erich verpfändete im J. 1414 Otternhof und den dazu gehörigen Theil des Landes Hadeln⁷¹⁾. Von der größten Wichtigkeit ist die im zuletztgenannten Jahre zu Frankfurt, wo sich der neue römische König Sigismund von dieser Stadt huldigen ließ, von diesem geführte Beilehnung des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg. Geht auch, der Sammlerbrief vom

Lucientage von 1414 sei, wie der König Sigismund im J. 1426 behauptete, wirklich durch Betrug⁷²⁾ aus der Königs-

72) Bei Spalatins, *Vitae aliquot Elect. Saxon. del. Mendt*, Nor. Germ. Script. T. II. p. 1072, in dem Bericht von dem braunschweig-lüneburgischen Rechte auf Lauenburg, *Beil. Nr. 44*, in *Collecta Juris publici, curiosa Cont.* n. 4. p. 419, der *Mendte*, *De Electoratus Friderici Bellouac.* p. 50, in *Walteri, Rectoris Theatrum, Friderici V. S. Rector.* Cap. 13. S. 452, bei König, *Part. spec.* Cont. II. 4. *Notiz.* S. 358, bei de Mont, *Corps diplom.* II. P. 1. p. 921, bei Rouffet, *Suppl. au Corps dipl.* I. P. II. p. 528, bei Dorn, *Leben Friedrichs des Streitbaren.* S. 323. Diefelb. hat, nach des Königs Sigismunds Borgehen (bei Horn S. 923, 924), darin bestanden, daß Herzog Erich durch Fälschung und Vollmacht des Erben Konrads von Würesberg den Brief von des Königs Kanzler hinter dem Rücken des Königs erlangte. Der Brief sei acht Jahre rückwärts datirt; aber der bedeutendste Umstand dabei ist, daß „der von Passau seliger“, der den Befehl zur Ausfertigung des Briefes gegeben haben soll, sich als Todter nicht vertheiligen konnte, und also die Befähigung hienach manke. Da er nicht weißt, daß er, wenn Erich das Schloß einlösen wollte, tot sein werde, so hätte er sicher zu viel gewagt, wenn er den König hätte hintergehen wollen. Weiter verfährt, daß er den Protonotarius Richard von Priest, Probst zu Bolestin, der auch eine Recognition (bei Spalatins S. 1075, 1076) darüber ausgestellt und den Registrator Heinz Hye habe eilich vernehmen lassen; aber dieses hätte doch billig im Reine von Erich oder dessen Bevollmächtigten geschehen sollen. Wir müssen also, daß die eiliche Betnehmung wirklich geschehen ist, dem Könige Sigismunden „bei seinen künftigen Treuen“ glauben, und sind von dem Zweifel nicht befreit, ob Konrad von Würesberg und Heinz Hye und Richard von Priest nicht befohlen und ihnen zugleich auch der Mord durch die Fürst von Sigismunds Arm, wenn sie sich in die Angelegenheiten weigerten, verhängen worden ist. Würesberg ist der Herzog so wahrscheinlich als wahrlich dargestellt. Denn es ist auch einer, nämlich Franz, Grafen zum heiligen Kreuz zu Weisau eingeführt, der die Zustimmung der Zurechtbarung, welche der Kanzler und der Erbe Konrad, Herr zu Würesberg, machen, zurückerstellte, weil er zur Zeit, als der König Erich zu Frankfurt befehlt, des Ersten Diener und Schreiber nicht gewesen. Der Versicherung des Königs Sigismunden, welchem es an wahrer Ehrlichkeit mangelte, und der mehrerlei seiner Treuefalschheit gegeben hat (f. *Libertin* 5. *Ab.* S. 697—699), haben jedoch die meisten Geschichtsschreiber, besonders die oberdeutschen, geglaubt, und den Urtheil von 1414 für ausgemacht falsch erklärt. Daß er nicht mit Wissen des Königs gegeben ist, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit behaupten; doch ist es gewiß, daß Erich zu behaupten, daß der Herzog wirklich Rechtsgut hat. Doch rufe Portier (Von den Ursachen des teutschen Kriegs. I. *Th.* S. 1497) in der Erklärung des Königs Sigismunden, welche er mittheilt, nicht ironisch, sondern im Ernste aus: „Das heist, mein ich, ein herrlicher, ehrlicher, tollstücker Bekennnisstheils des römischen Kaisers Sigismunden“ u. s. w. Nach Heinrich (Hamb. der schiff. Gesch. I. *Th.*) vorab die Entdeckung jener niedrigen Betrugerei die Sache des Herzogs Erich von Lauenburg so sehr, daß Sigismund den Markgrafen Friedrich den Streitbaren in der verlangten Kurwürde befohlige und die ganz Geschichte des untergeordneten Lehnrechtes zur großen Beschämung des Herzogs Erich bekannt macht. Aber Sigismund selbst sagt nicht einmal, daß der angeblich untergeordnete Lehnbrief Echtheit hat, daß er Erich den ihm angetriebenen Herzogthum Sachsen nicht verleihe, sondern im letzten politischen Rücksichten, wie er sich, nämlich weil Markgraf Friedrich der Streitbare gegen die Keger in Böhmen den besten Hülfe hatte, und auch für die Landeshölle Sachsen am besten gelegen. Es war allerdings am zweckmäßigsten, daß Friedrich die Kurwürde erhielt; aber der König hätte Erich wenigstens einmengen für seine gerechten Ansprüche an dieselben einkündigen und nicht so schändlich behandeln sollen. Nicht alle Geschichtsschreiber jedoch haben den Lehnbrief von 1414 der Unrechtheit beschuldigt. So bemerkt Wap-

67) Gebhardt, *Gesch. aller welt. Nam. Staaten*. I. *Ab.* S. 205.

68) *Germanicus Corvorus* p. 1200 zum J. 1411, *Chronica Slavica* p. 213 bezogen zum J. 1412, *Krantzias*, *Wandal.* Lib. X. Cap. 18. p. 235.

69) Die Urkunden hierüber sind zu Rhenus am Tage des heil. Jakobs und Sebastians (den 20. Jan.) 1411 ausgefertigt. *Ugl. Fontanus* p. 542.

70) *Fruchtiger Brevenca* Cap. 59. p. 101, *Krantzias* Lib. X. Cap. 38. p. 280, *Pontanus* p. 358. 71) Gebhardt I. *Ab.* S. 245.

lichen Kanzlei erlangt, so ist doch gewiß, daß der Wahrheit nicht gemäß sein kann des Königs Behauptung, daß er, als Herzog Erich in Frankfurt seine Lehen empfang, diesem, der allein mit einem Fährlein und Banner des Herzogthums zu Laubenburg gekommen, das er (Herzog Erich) vielleicht ein Herzogthum von Sachsen genannt habe, nur das Herzogthum zu Laubenburg und nicht mehr gegeben habe, denn in dem andern Briefe vom St. Lucientage (13. Dec.) 1414, welchen der König, und sonst Niemand angefochten hat, und durch welchen Sigismund dem Herzoge Erich alle und jegliche seine Handfesten, Privilegien und Briefe, die seine Vordereu und er von des Königs Vorfahren (Vorgängern) an (in) dem Reiche, römischen Kaisern und Königen über sein Fürstenthum, Herrschaften und Lande erworben und hergebracht hat (haben), und alle und jegliche seine Freiheit, Gnade, Recht und gute Gewohnheit befestigt und confirmirt, in diesem Briefe, dessen Richtigkeit Niemand bestreitet, nennt der König Erichen nicht etwa Herzog zu Laubenburg, sondern Herzog zu Sachsen, zu Engern und zu Westfalen. Wenn daher auch Erich nur mit einer Fahne kam, als er beisehen ward, so kann diese doch, weil der König am Lucientage 1414 dem Erichen als Herzog zu Sachsen, zu Engern und zu Westfalen anerkannte, nicht eine bloße Fahne des Herzogthums zu Laubenburg, sondern muß die Fahne des Herzogthums Sachsen, Engern und Westfalen gewesen sein. Da König Sigismund also im J. 1426 das im J. 1414 Geschehene offenbar verdröht, so find wir berechtigt, auch in seine Behauptung, daß der Sammelbrief vom Lucientage 1414 nicht an diesem Tage, sondern erst acht Jahre später in der königlichen Kanzlei zwar ausgefertigt, aber dieses hinter des Kaisers Rücken geschrieben sei, gerechte Zweifel zu setzen. Wichtiger als jene Versicherung des bei mehreren anderen Gelegenheiten auch wortschrägigen Sigismunds wäre sein Einwand, daß er den Lehnbrief unmöglich gegeben haben könne, weil er Unmögliches auslege. Der Lehnbrief enthalte nämlich viele Fürstenthümer, Herrschaften, Grafschaften und Lehen, deren etliche dem ehrwürdigen Dietrich, Erzbischofe zu Köln, und seinem Stiefsohn, etliche den hochgebornen Bernhard und Wilhelm, Herzogen zu Braunschweig und zu Lüneburg, und etliche vielen andern Fürsten, Grafen und Herren zugehören, und die sie von vielen Jahren her gerathlich bebesen haben und besäßen, und derer Herzog Erich und die Seinigen nie keines inne gehabt haben und besäßen, und er gebe mit seinem Briefe vor, der König habe solche mit einander gegeben. Der Lehnbrief enthielte daher gewiß Unsinnes, wenn er keinen Unterschied bei Aufzählung der Lehenstücke machte, aber bei einem Theile gibt derselbe an, daß Erich sie von seinem Vater geerbt; diese Bemerkung wäre überflüssig, wenn der Lehnbrief besagen wollte, daß die Lehenstücke

alle mit gleichem Rechte dem Herzoge Erich verliehen worden. Der Brief führt also mehrere andere Stücke nur deshalb an, weil Erich Ansprüche darauf hatte, und also wünschte, daß der König sie anerkennen möchte. In Beziehung auf die Kurlande namentlich ist die Bezeichnung nicht für den wirklichen jetzigen Besitz, sondern als eventuell auf das Unabweisungsfähig ausgesprochen. Es heißt nämlich: das Land zu Sachsen und die Pfalzgrafschaft zu Sachsen und Westfalen, alsdann (wie denn) dasselbe Land und (dieselbe) Pfalzgrafschaft (seine Altern?), Herzoge zu Sachsen auf ihn und auf seine Vettern, Herzog Rudolfen und Herzog Albrechten, geerbt hat (haben), und als (er) und sie dasselbe Land jeßund „samentlichen“ und „besunder“ innehaben und besäßen, getheilt und ungetheilt, nach ihrer Briefe Laute, die ihre Vettern „samentlichen“ gegeben haben, enthaltend, daß dieselben Lande unverrückt nach der Einen Tode auf den Andern erben und fallen sollen. Gegen diese Bezeichnung vom J. 1414, welche zum Theil als nur eventuell auf das Deutlichste ausgesprochen ist, wendet der König Sigismund im J. 1426 ein: Hätte Herzog Erich das Land zu Sachsen mit der Kur, der Pfalz und mit dem Erzmarschallamt empfangen wollen, Herzog Rudolf seliger hätte ihm das nicht gestattet, als (da) er dasselbst (bei Erichs Bezeichnung zu Frankfurt) nicht wollte mit ihm an sein Banner greifen; dazu wollte er Herzog Erichen und seine Brüder nicht haben zu seinem und seines Bruders Herzog Albrechts seligen Mit-erben, also daß sie den vorgenannten Herzog Erichen allezeit verschlagen und bei ihren und gesunden und lebendigen Zeiten ihre Lande und Leute vor viel Jahren denen von Anhalt und nicht Herzog Erichen und seinen Brüdern hatten lassen schwören, das aber Alles wahr und landförmig ist. So König Sigismund im J. 1426. Aber der Lehnbrief vom J. 1414 enthält doch nichts Unwahres, denn seine Beziehung auf frühere Briefe ist ganz begründet, denn Sigismunds Vater hatte ja, wie wir oben sahen, bestimmt, daß die Wiedervereinigung, Zusammenlegung und Vermachung volle und unabweisungsfähig sein und Macht ewiglich haben sollte. Wenn daher Rudolf im J. 1414 mit Erichen in Zwiß lebte und nicht mit an das Banner greifen wollte, so kam dieses Erichs Rechte nicht beeinträchtigt haben. Rudolf wollte aber darum wahrscheinlich die Mittheilung nicht, weil Erich mehr Brüder hatte, und also keine Aussicht da war, daß die oberfälische Linie die niederfälische sobald beerben konnte. Sigismund führt im J. 1426 die beiden Rathgeber des Herzogs Rudolf den Edeln Albrecht Schenk von Seydow, Herrn zu Landeburg, und den Strengen Heinrich Koster als Zeugen dafür an, daß Herzog Rudolf, als der König Erichen seine Lehen zu Frankfurt gegeben, diesen ganz verschlag und nicht mit ihm an sein Banner greifen wollte. Das Banner muß also doch wol das des Herzogthums zu Sachsen gewesen sein, und nicht blos das des Herzogthums zu Laubenburg, weil Sigismund im J. 1426 behauptet, denn sonst würde

bedeut (Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters. I. Bd. S. 276): „Als ich ohne Grund, von diesem Lehnbrief in Franzens's Inventur, diplom. (verrät auch in Göttinger's Inscr. diplom. p. 353) für falsch erklärt wird. Ich habe ihn im J. 1629 von zwei Notarien zu Rostock beglaubigt Abschrift desselben gesehen.“

73) Das heißt hier Vorfahren, Vorfahren.

Erich Rudolph gar nicht die Zumuthung gemocht haben, mit ihm an das Banner zu greifen. Was hätte er davon haben können, wenn er bloß mit dem Herzogthume zu Lauenburg belieben worden wäre, wenn Rudolf die Mittheilung von Lauenburg gemocht hätte, ohne daß Erich der Mittheilung des Herzogthums zu Sachsen theilhaftig worden wäre? Ebenso unhaltbar, wie des Königs Sigmund übrige Einwände gegen den Lehnbrief, ist auch dieser: Hätten Herzog Ludwig, Pfalzgraf, und Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, seine lieben Oheime gewünscht, daß er (der König) dem Herzoge Erich das Kurfürstenthum Sachsen mit seiner vorhergenannten Zubehörung geliehen, und daß er (Erich) Recht dazu hätte, so hätten sie mit samt andern Fürsten ihn (den König) nicht darum gebeten. Aber auch hier widerlegt Sigmund sich selbst. Unmittelbar vorher hat er als Gegengrund gegen den Lehnbrief vom J. 1414 die Landtage, von den Unterthanen der oberächsischen Linie denen von Anhalt geleistete Erbhuldigung angeführt. Diese hätte ja auch die Bewerber um die Kurlande abschrecken müssen, wenn nach dem Rechte hätte verfahren werden sollen. Hätte auf dieselben, wie Sigmund im J. 1426 behauptet, Erich wirklich kein Recht gehabt, und es sollte nach dem Rechte verfahren werden, so müßten ja die von Anhalt die Kurlande erhalten. Nach der von uns oben ausgeschobenen Stelle des Lehnbriefs vom J. 1414 heißt es weiter: Item die Stadt „Mollen“ (Möln) und den Zoll dafelbst mit ihrer Zubehörung in dem Lande und (der) Stadt Lüneburg Zölle und Güter als seine (Erich's) Ältern auf ihn in derselben Stadt und in dem Lande geerbt haben. Gegen dieses wendet Sigmund im J. 1426 ein: Hätte Erich Braunschweig und Lüneburg haben empfangen wollen, so würden es Bernhard und Wilhelm, Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg, nicht gestattet haben. Aber es ist in dem Lehnbriefe nicht von den Herzogthümern Braunschweig und Lüneburg selbst die Rede, sondern nur von Zöllen und Gütern in dem Lande und der Stadt Lüneburg. Zu solchen niedrigen Verordnungen der Worte des Lehnbriefes nimmt Sigmund seine Zuflucht; so auch gleich bei dem Folgenden: Item in den Landen Weßfalen und Engern Schlösser, Gerichte, Herrschaften, Land und Leute, als sein (Erich's) Vater auf ihn geerbt hat. Dagegen bemerkt Sigmund im J. 1426: Hätte Erich Weßfalen wollen empfangen, sein (des Königs) Refse, der Erzbischof Dietrich von Eln, hätte es ihm nicht gestattet. Aber es ist im Lehnbriefe nicht von dem Lande zu Weßfalen, sondern von Land in Weßfalen die Rede. Weiter werden in dem Lehnbriefe von 1414 mit bemerkenswerther Unterscheidung aufgeführt: Item das Land zu Gabeln und „Worffesland“) mit der Herrschaft

„Bederichs A“ und das Schloß Ritzebuntel, Item die Schlösser „Ertemberg“, „Rybenborch“, „Bergendorff“, Item den „Kirchwerder“, Item die „Elve“ (Elbe) mit solchen Zöllen, als er (Erich) darauf hat zu „Louenborch“, zu „Ertenborch“, zu „Wyselengen“, und auf der „Delvene“ und zu „Herneborch“ als dann (wie denn) die von seinem Vater auf ihn geerbt sind, Item die Grafschaft zu „Holsten“ (Gollstein) und das Land „Stormeren“ (Stormaren), die Grafschaft „Swerin“ mit ihrer Zubehörung, Item die Herrschaft zu „Schoumburga“, Item die Herrschaft von der „Hoye“, „Nyemborch“, „Warmenowe“, „Bruchhusen“, und von „Hodenhagen“, „Wunstorp“ und „Vorde“, das und die alle vorgenannte von Uns und dem heyligen Römischen Reiche zu Lehen rühren,“ dieses leibt der König dem Herzoge Erich, aber mit dem bedeutenden Unterschiede, daß bei dem Obigen bemerkt ist, daß sie Erich von seinem Vater geerbt hat, von den Letzteren nicht; er verliet daher, muß man schließen, bei diesen Erichen für jetzt die Städte noch nicht selbst, sondern belieh ihn bloß mit den Ansprüchen, z. B. bei einem Theile derselben mit der Lehnherlichkeit, während der König die oberste Lehnherlichkeit hatte. Ungeachtet jetzt Erich die hier genannten Reichsfürstenthümer nicht selbst besaß, so mußten sie ihm doch, da er die Lehnherlichkeit besaß, heimfallen, wenn die Fürsten- und Herrengeschlechter ausstarben, welche die genannten Herrschaften als Ästlerchen besaßen. Deutlicher, als in dem Lehnbriefe geschehen ist, nämlich durch die Hinzufügung, daß Erich die Städte von seinem Vater geerbt, oder mit Hinzuegabung, brauchte der Unterschied zwischen dem, was er wirklich besaß, und dem, auf das er nur durch Heimfallsrecht Anspruch hatte, nicht ausgedrückt zu werden, weil die Sache so gewöhnlich war, daß sie sich von selbst verstand. Doch den Umstand, daß auch die Städte, welche Erich jetzt nicht, sondern andre als Reichsfürstenthen des Herzogthums Sachsen besaßen, ausgeführt werden, benutzt Sigmund, um Erichen damit zu schikaniren. Aber dieses Verfahren läßt sich leicht aufdecken, denn der Lehnbrief enthält ja die Clausel: „unsehdlich doch uns und dem Riche, unsern Mannen und sust ydermann an einen rechten.“ Den Fürsten, Grafen und Herren, welche die im Lehnbriefe ausgeführten Reichsfürstenthen besaßen, war also dadurch, daß Erich's Lehnherlichkeit vom Könige anerkannt war, nicht zu nahe getreten. Die Belehnung mit solchen Städten, den mittelbaren und unmittelbaren, war, wie der Lehnbrief bemerkt, von der Huldigung begleitet, welche Erich dem Könige Sigmund damals leistete. Aber auch diese Huldigung im J. 1414 hat nicht das mindeste Besondere, da Sigmund zu jener Zeit die Huldigung auch anderer Reichsfürsten, z. B. der Stadt Friedberg und der Stadt Frankfurt, einnahm“). Die

74) In den Urkunden des Lehnbriefs von 1414 bei Spalatinus (a. a. O.), bei Horn (a. a. O.) und bei den meisten Andreis steht Weßfalen, was allerdings dem Lehnbriefe ein seltsames Ansehen geben würde. Aber es heißt, wie Weßfalen (a. a. O. I. Bd. S. 278) und der seltenen und die 1744 unterdrückt gebliebenen Editionen des Hieronymus: Bericht von dem Rechte des Hauses Braunschweig und Lüneburg an deren loebenbürgischen Lan-

den. Weil. S. 54. Nr. XLIII., auscht: „Worffesland.“ Zur Erklärung dieser Benennung nehme man Wursten zu Hülfe.

75) Weßfalen (Weßf. aller mündl. Nam. Statuten. I. Bd. S. 245) sei Erich's des ersten Regierungsantritt ins J. 1414, vermuthlich hat ihr zu dieser Annahme der Umstand veranlaßt, daß

Herzoge Johann⁷⁶⁾ und Albert von Mecklenburg, Herzog Erich von Rukenburg und Herzog Otto von Stettin drangen im J. 1419 mit über tausend Gewappneten in die Mark Brandenburg, um den jungen Herzog von Stettin, welcher in dem Schlosse Tangermünde gefangen gehalten wurde, zu befreien. Sie belagerten zuerst Strossburg und versuchten es durch Sturm zu nehmen; aber die Gewappneten litten furchtbar durch die großen Steine, welche durch die Bombarden geschossen wurden. Die Fürsten hoben wegen des Verlustes, den sie an Leuten erlitten, die Belagerung auf, und der mächtige Widerstand, den ihnen eine kleine Stadt leistete, stellte ihnen die Erstürmung des Schloßes und der festen Stadt Tangermünde als ein so gewagtes Unternehmen vor, daß sie diese Heerfahrt aufgaben⁷⁷⁾. Herzog Erich hatte sich schon früher seinen Nachbarn, besonders aber den benachbarten Städten, durch Einnahme der den Lübeckern verpfändeten Burg Bergerdorf und der Stadt Mölla verfaßt gemacht. Jetzt aber war vor Allem Haß auf ihn gefallen, weil man sagte, daß er die Straßenräuber begünstige. Diese begaben sich, sagte man, auf einer unter dem Wasser erbauten und daher nicht sichtbaren Brücke aus der Burg Bergerdorf, nahmen den Weg durch dichte Wälder und laurten den Kaufleuten auf, fingen diese auf den Straßen, führten sie mit bedeckten Augen im Kreise herum, so daß ihnen es schien, als machten sie einen weiten Weg, brachten sie in die Schlupfwinkel in den Wäldern, und hielten sie hier, bis sie das von ihnen so erprekte Geldgeld bekommen, führten sie dann des Nachts durch unwegsame Gegenden, und entließen so die Geplünderten. Derartige Künste hatten die Bürger der benachbarten Städte in Erfahrung gebracht⁷⁸⁾, aber wollten sie wenigstens in Erfahrung gebracht haben. Die Lübecker und hamburger Bürger umlagerten daher am Tage der seligen sieben Brüder, der Blutzeugen, mit einem Heere von ungefähr 900 Gewappneten zu Ross, ungefähr 2000 Mann Fußvolk starker Leute und gegen 1000 Basilisken⁷⁹⁾ das Schloß Bergerdorf. Zuerst reckten sie die Stadt in Brand und plünderten sie aus; dann bestiegen sie die Belagerung der Burg mittels Bombarden und verschiedener Steinwurfmaschinen auf das Eiserne, schossen die Dächer der Häuser des Schloßes nieder und ließen den Burgherren vier Tage hindurch nicht die mindeste Ruhe. In der Frühe des fünften Tages

begann ein durch Pech und Salpetersaure⁸⁰⁾ entzündetes Feuer bei dem Thale des Schloßes angubrennen. Dieses bedrängte die Burgherren furchtbar und zwang sie, von dem Thale zurück und in das Schloß zu gehen. Die Bürger der Städte Lübeck und Hamburg nahmen nun den Wall ein, kamen so dem Schlosse nahe, legten die Kriegswerkzeuge an und begannen die Burg tapfer zu bestürmen. Als die in dem Schlosse residirenden Gelehrten die Reithe der Feinde sahen und da sie in Betrachtung zogen, daß sie den Händen derselben nicht entgehen könnten, weil Herzog Erich ihnen keine Hilfe zu leisten vermochte, so übergaben sie endlich freiwillig das Schloß in die Hände der Bürgermeister der genannten Städte unter der Bedingung, daß sie freien Abzug mit ihren Familien und ihrer Habe erhielten. Sie gingen also, gegen 40 an der Zahl, aus der Burg und überlieferten die Schlüssel des Schloßes den Bürgermeistern Jordanus Plekow von Lübeck und Heinrich Hoyer von Hamburg. Diese ließen ihre Banner nun von der Burg wehen und vertrauten sie ihren Hauptleuten zu treuer Bewachung an. Hierauf sandten sie einen Heil des Heeres über die Elbe zur Erstürmung der Ripenburg. Als man an dieselbe zum Sturm angelegt hatte, warb sie sogleich von den Burgherren übergeben, weil nur wenige in ihr waren, und dem Heere nicht widerstehen konnten. Nachdem die Verbündeten die Burg in ihre Gewalt bekommen⁸¹⁾, ließen sie zum Zeichen der Besinnahme ihre Banner von ihr wehen. Hierauf gingen sie vor, bestärkten sie auch dem Herzoge Erich gebührende, Ausworte gebührende, Befestigung, und erstürmten sie und zerstörten sie von Grund aus. Endlich warb Waffenstillstand zwischen dem Herzoge Erich und den genannten Städten geschlossen, und man ruhte von der weiteren Eroberung der Schlösser auf 14 Tage. Als diese vorüber waren, kamen in der Stadt Preiberg Markgraf Friedrich von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Künenburg, Herzog Kasimir von Stettin, die Herzoge Johann und Albrecht von Mecklenburg, Herzog Erich von Rukenburg, Baldfest, Herr der Slawen, der Baron Hans von Puttich und als Vörschaffer der Städte die Bürgermeister von Lübeck, Hamburg, Rostock, Künenburg und Wismar zusammen. Diese Fürsten und Städte brachten durch gegenseitige Unterhandlung sowie zu Stande, daß Friede und allgemeine Eintracht ihrer Länder erfolgte, und die Gefangenen, welche von Seite der Fürsten, nämlich des Markgrafen und des Herzogs von Stettin und der Herzoge von Mecklenburg, bisher in Fesseln gehalten, der Freiheit wiedergegeben wurden⁸²⁾. Auch wurden die Lübecker und Hamburg auf diese Weise mit einander verglichen. Die Brüder Erich, Albrecht, Wagnus, Bernhart und Otto, Herzoge zu Sachsen, zu Engern und Westfalen, wie sie sich nennen, bekamen in dem zu Preiberg den 23. Aug. 1420 gegebenen Briefe für sich und alle ihre Erben im Betreff der Schlösser

Erich im J. 1414 zu Frankfurt die Heiligung leistete und belehnt war. Aber dieses geschah, nicht weil der Basal, sondern weil der Lehnherren gerechtigt hatte. Eisigmund war zwar nach Ruprecht's Tode im J. 1410 zum römischen Könige gewählt worden; aber die Heiligung vieler Kircheshände nahm er erst im J. 1414 ein; f. A. B. Hübner II. 4. Bd. S. 673. 680.

76) Herzog Johann von Mecklenburg hatte zur Frau die mit ihm im dritten Grade verwandte Schwester des Herzogs Erich von Rukenburg, Ramens Katharina, die Witwe des Fürsten Johann von Werle, dessen Bruder Baldfest und Wilhelm waren. Hermannus Cornerus p. 1220. Krantzius, Wand. Lib. X. Cap. 25. p. 240.

77) Hermannus Cornerus p. 1235. 1236. 78) Krantzius, Sax. Lib. XI. Cap. 5. p. 237. Unter diesen Waldschützen sind auch zugleich die begriffen, welche die Bombarden, die damals eine so wichtige Rolle zu spielen begannen, bedienten.

80) Schickspüter.

81) Chronica Slavica bei Einbert. Greg. E. 212. 213. Braunshewiger Bilderbuch bei Leibniz, Script. Brunov. T. III. p. 398. 82) Hermannus Cornerus p. 1243. Krantzius, Sax. Lib. XI. Cap. 5. p. 237. 238.

Bergerdorf, Ripenburg und des Bolles zu Eißlingen mit der Fähe, daß, da die Städte Lübeck und Hamburg sie ihnen in offener Fehde abgenommen und eingenommen haben, sie dieselben in ruhiger Besigung behalten sollen mit allen geistlichen und weltlichen Zubehörungen und dem halben Walde, geheißen des Herzogen Wold“) (des Herzogs Wald), mit Ausnahme der Land, welche den Herzogen verbleiben soll. Diese machen sich auch anheischig, der Stadt Lübeck eine aus 300 Mark löbliche Pfennige lautende Verschreibung herauszugeben. Zum mehrern Verständnisse dieses Inhaltes der preisberger Urkunde vom 23. Aug. 1420“) ist zu bemerken, daß die 300 Mark ein Jahrgehalt waren, welchen die Lübecker den Herzogen und ihren Erben zu zahlen für immer gehalten waren. Die Herzoge hatten dagegen die Stadt Lübeck in ihren Nöthen und die Landstrasse zu vertheilgen. Da aber die Herzoge seit lange dieses nicht gethan, sondern die Stadt vielmehr bedrängt und beschädigt und die Strasse durch sich selbst oder durch andere berauben ließen und zu berauben gestatteten, so wurden sie dieses Jahrgehaltes zur Strafe beraubt“). Bei den Unterhandlungen, welche im J. 1420 zwischen dem Dänenkönige Erich und dem Herzoge Heinrich von Schleswig gepflogen wurden, nannte jeder der beiden sieben Fürsten, von welchen er drei mit sich an seinen Ort der Unterhandlungen nehmen sollte. Unter den sieben Fürsten des Herzogs von Schleswig war Herzog Erich von Kauenburg. Es ward ausgemacht, daß in den Herrschaften der 14 Fürsten“) von nächsten St. Katharinenfeste bis zum nächsten Michaelisfest Waffensruhe sein und binnen dieser Zeit keiner dem Andern schaden sollte.

Herzog Erich war von dem römischen Könige nach Preußen gegen die Ungläubigen zum Befehle des preussischen Hochmeisters geschickt, als der letzte Sproß der wittenberger Linie, Herzog Albrecht, im November“) 1422 starb. Sein nächster Agnat war Herzog Erich von Sachsen-Kauenburg, der bisher schon den Titel eines Herzogs zu Sachsen, Ungern und Westfalen führte. Er erweiterte nun denselben, indem er zugleich Wittenberg umschloß und sich Kurlürsten und Erzmarschall des deutschen Reichs nannte“). Aber es schloß ihm an Macht, sein Recht durch Waffengewalt durchzusetzen und gegen die Waisprüche des Königs Sigismund, welcher nicht auf das Recht sah, sondern sich von andern Mächften leiten ließ, vermochten Erich's Klagen nichts“). Für Erichen

musste der Verlust der ihm durch Erbchaft zugefallenen oberächsischen Lande um so empfindlicher sein, je mehr seine niederächsischen Besigungen früher und auch erst eben geschwächt waren. Für die Kurlande selbst hingegen war es ein glückliches Zusammentreffen, daß der würdigste Bewerber um sie, nämlich Markgraf Friedrich von Meissen, dem eigennütigen Sigismund die besten Dienste leisten konnte, besonders gegen seine böhmischen Unterthanen, die sich gegen ihn empört hatten. Für Erichen war es auch ein großer Uebelsand, daß seine Besigungen in ziemlich ferne von den ihm zugefallenen Herrschaften lagen, sonst hätte er wenigstens einen Theil derselben mit Waffengewalt besetzen lassen können, und man würde nicht gewagt haben, ihn ganz unentschädigt zu lassen, man hätte ihm zum Mindesten Geld, dessen er auch so sehr bedurfte, geben müssen. Einer der Bewerber um die oberächsischen Lande, Markgraf Friedrich von Brandenburg, hatte wenigstens den Vortheil, daß er und sein Sohn von dem Markgrafen Friedrich dem Streibaren von Meissen eine Summe von 10,000 Schod prager versprochen dafür erhielten, daß sie ihren Ansprüchen freiwillig entsagten und die von ihnen nach Albrecht's Tode in Besitz genommenen sächsischen Kurlande räumten, als ihnen dieses König Sigismund befohl, welcher den 6. Jan. 1423 Friedrich dem Streibaren einen vorläufigen Lehnbrief über die Kurlande ausgestellt hatte. Der Markgraf von Meissen ließ seitdem den Titel Herzog von Sachsen voranstellen“), setzte sich in Besitz des Kurfürstenthums und ertheilte der sächsischen Landschaft den 4. Mai 1423 eine feierliche Bestätigung ihrer Privilegien und Freiheiten“). Erich konnte natürlich nicht ruhig zusehen, wie seine nächsten Ansprüche, welche er auf das Kurfürstenthum hatte, unberücksichtigt blieben; auch schloß es nicht ganz an Fernanden, welche sich für ihn bei dem römischen Könige verwandten. Herzog Erich von Niedersachsen und seine Brüder Bernhard und Otto hatten zur

sich war. Ein Theil sagt, dieselbe habe besonders Erichen bei seinen Ansprüchen auf die Kur geschadet, daß er die Stufenleiter nicht genug geholt (Krang [Sax. Lib. XI. Cap. 13. p. 292] führt dieses Borgehen an, doch nicht als sein Anstich). Dagegen sahen Andere, wie Andreas von Regensburg erzählt, die Niederlage des Kurfürsten als Gerechtigkeit an, weil Markgraf Friedrich von Meissen durch die Gunst des Kaisers das Herzogthum Sachsen erhalten, auf welches die Brüder Erich, Bernhard und Otto Erbansprüche machten (s. die Stelle des Andreas von Regensburg bei Herrn, Leben Friedrichs des Ert. S. 326). Nach Herrn. Busch (De Reformation. Meissn. Lib. III. Cap. 41 ap. Leibnitz, Scripta. Henov. T. II. p. 248) nahm Sigismund dem „wahren“ Herzoge von Sachsen zu Kauenburg das Herzogthum Sachsen, weil er ein Zinker war. Nach einer andern Gatt ward Erich in Constan von dem K. Sigismund im Herzogthume Sachsen bestatigt. Es bemerkt nämlich Engelshufst (Chronicon ap. Leibnitz T. II. p. 1141): „Dux Saxoniae obijt (sine) prole, et Fredericus Marchio Misnensis statutor Dux Saxoniae et Elector Imperii, a Rege Sigismundo contra quem ligatus Erichus Dux Saxoniae, ab eodem Rege, ut dicitur, in civitate Constantiensi confirmatus ad Ducatum eundem.“

90) Römisch: Wir Friedrich, von Gottes Gnaden Herzog zu Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meissen. 91) Urkunde bei Horn Nr. 277. S. 876—878.

85) Der Sachsenwahl; vergl. Gebhardt a. a. D. S. 205.
86) f. die Urkunde der Sagittarius, Brief, der Lamberchen Geschichte von Hamburg, der Gottfr. Schöke, Sammlung von hiesig ungedruckten Briefen und Gedruckschriften zur hamburgischen Geschichte. S. 95. 96. 87) Hermannus Cornerus p. 1248. Krantzian, Sax. Lib. XI. Cap. 5. p. 288. 88) 214 Lebenszeit Albrecht's, des Erbschaft des Herzogs Erich, wird ganz kühnlich, f. B. von Herrn. Cornerus (S. 1254), der Tag des heil. Jacobus angegeben, doch finden wir, daß Albrecht den 1. Nov. noch lebte, oder zu Anfang dieses Monats nicht mehr, f. Weiske, Erich, der sachsenischen Erben. T. Bd. S. 263. 88) Hermannus Cornerus p. 1254. 89) Zu bemerken ist auch, wie die Volkstimme sich ausdrückte, je nachdem sie diesem oder jenem gün-

Mutter Sophia'n"), die leibliche Schwester der Herzoge Heinrich und Bernhard und Friedrich und Otto von Braunschweig, und zum Vater dem Herzog Erich von Sachsen. Herzog Erich von Braunschweig kam Mittwuchs in der Woche nach dem Tage S. Agnetis 1423 nach Regensburg. Die Ursache seiner Reise zu dem römischen Könige Sigismund nach Ungarn setzte der Kanzler des Herzogs Erich von Braunschweig, Magister Heinrich, dem Präsidenten Andreas von Regensburg auf folgende Weise aus einander: Die Herzoge Erich, Bernhard und Otto von Sachsen haben Niederlaschen"). Nach dem Albert in Bittenberg gestorben, mußte Erich mit seinen Brüdern nach Erbrecht") in den Gegenden Ober- und Niederlaschen folgen, da in Wirklichkeit diese Herrschaften niemals getrennt waren, außer daß Einer von ihnen zur Zeit den einen Theil in der Handhabung") regierte. Nachdem die obren Herzoge gestorben, konnte Erich, im Auftrage des Königs, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, nach Preußen dem Kaiser der Preußen zu Hilfe gesendet"), nach dem Tode seines Vaters Albrecht das Herzogthum nicht mußten, weshalb in seiner Abwesenheit Sigismund die genannte Herrschaft für eine gewisse Summe Geld") an Friedrich und die beiden Wilhelm, Markgrafen von Meissen, verkaufte, ohne Erichen oder einen seiner Brüder grüßen zu haben; ja im Gegenteil gänzlich wider ihren Willen und ohne sich dadurch behindern zu lassen, daß er Erichen mit der vorhergenannten Herrschaft zu Frankfurt im Gegenwart des genannten Betters, des Herzogs von Oberlaschen, belehnt hatte"). So entwiderte der Kanzler des Herzogs Erich von Braunschweig, als dieser im J. 1423 in dieser Angelegenheit zu dem Könige Sigismund nach Ungarn reiste, die Sachlage. Herzog Erich von Bauenburg gab sich auch in eigener Person mit einem starken Gefolge nach Ungarn zu dem Könige Sigismund, und bat ihn auf das Inständigste"),

ihm, als dem nächsten Erben, das erledigte Kurfürstenthum zu ertheilen, erhielt aber zur Antwort, daß dieses dem Reiche anheimgefallen, und daher dem Markgrafen Friedrich verlihen worden. Erich machte zwar hierauf verschiedene Gegenemonstrationen, konnte aber keine andere Resolution erhalten, sondern ward an die Kurfürsten verwiesen, ging daher nach Teutschland zurück und begab sich an den Rheinstrom nach Boppard, wo die Kurfürsten versammelt waren. Ihnen trug er den Verlauf mit dem Könige Sigismund vor, und bat dabei, daß sie ihn als einen gebornen Herzog zu Sachsen und namlich nächsten Erben des verstorbenen Kurfürsten Albert zum Kurfürsten annehmen möchten. Nach gehaltener Versprechung gaben sie ihm zur Antwort, daß sie, wosfern er deroeisen könnte, daß er ein geborner Herzog zu Sachsen und dem abgetheilen Kurfürsten mit Blutsverwandtschaft zugehörig sei, ihm zu seinen Rechten verhelfen und gebotenermaßen als einen Kurfürsten annehmen wollten. Zu diesem Behufe bestimmten die 4. Juli 1423 und Frankfurt als den Ort, wo er vor ihnen seinen Beweis führen sollte. Erich fand sich mit ansehnlichem Gefolge an dem bestimmten Tage in Frankfurt ein, traf aber daseibst keinen von den Kurfürsten an, wartete auch die folgenden Tage vergebens auf sie, bis er endlich, weil seiner angekommen, seinen Beweis dem Rathe zu Frankfurt und andern Reichsverwandten vorlegte, und hierauf wieder zurückreiste. Aber im Januar 1424 begab er sich wieder nach Frankfurt, weil er gehört hatte, daß die Kurfürsten hier versammelt seien, trat sie jedoch abermals daseibst nicht an, reiste deshalb zu ihnen nach Bingen, führte seinen Beweis, und bat nochmals, daß man ihm zu seinem Rechte verhelfen möchte. Da aber Markgraf Friedrich von Meissen zugegen war und sein von dem Könige erordnetes Recht vorstellte, so wußten die Kurfürsten sich nicht besser zu helfen, als daß sie beide Theile an den König Sigismund verwiesen, an welchen sie sich zu halten hätten, damit sie innerhalb Jahresfrist in Rechtensentschieden werden möchten. Würde der Kaiser dieses nicht thun, so wollten sie die Sache vornehmen und binnen dieser Zeit erdigen. Deshalb mußte Markgraf Friedrich von Meissen auch einen Brevis (den 17. Jan. 1424) ausstellen, daß er seinem, lieben Schwager, Herrn Erich von Sachsen, Herzog zu Bauenburg," um das Erbmarschallamt, das Kurfürstenthum und das Land zu Sachsen vor dem römischen Könige oder vor einem andern

wie das Land zu Sachsen ledig worden wäre, daß man es liebe Markgrafen Friedrich von Meissen. Da kam Herzog Heinrich (Erich) von Sachsen zu dem Könige Sigismund und klagt, "Hilfthien," worum er sein vaterliches Erbe hinweggeleitet hätte. Also klagte er König Sigismund an die Kurfürsten. Also machten die Kurfürsten einen Tag gen Frankfurt auf den nächsten Tag nach Petri und Pauli in dem Jahre, als man Jahr 1423." So Oberhand Winderde. Wie Herzog Erich sich umlegen lassen, seiner Gerechtsame an der Kur und dem Herzogthum Sachsen befehft zu werden, hat der fürstl. bauerburgische Secretair Joh. Gebus im J. 1553 hergestellt und diese Darstellung der anhaltischen Secretair und Geschichtschreiber Schwandberger am Ende des 5. Buches seiner Historie angeführt, nach daraus gibt Hofmann (5. Bd. 1. Bd. Cap. 8. S. 54—57) einen Auszug.

92) So nach Andreas Presbyter Ratiponensis. Diarium Sexennale ap. Oesle. Rer. Boic. Script. T. I. p. 17. 93) habent Saxaniam inferiorem apud Diocesis. Bascuburgens., sagt Andreas von Regensburg; es muß Regensburg heißen. 94) Nämlich noch unbegreiflichem und echtem Erbrechte in Beziehung auf die abotischen Besitzungen, welche Erich und seine Brüder auch nicht einmal ererbten; nach Lehnrechte, welche in diesen Teilen die Erblichkeit als völlig begründet ansah, daß, was von dem Reiche zu Lehen ging. — 95) actu gubernari. 96) Kriens in Legationis regia et Rector ad pugnam contra infideles misit (missus) ad Prussiam in subdium Magistro Brutenorum etc. 97)

98) Im Rande des Cod. bei Diar. Sexen. steht CCC Florenorum. 99) In der Stelle des Andreas von Regensburg steht: in antedicta dominio inquit in feudaverat; das inquit muß aber ein Fehler sein, weil es nicht zu dem Geiste der Stelle paßt. In der Stelle gleichen Inhalts, welche Andreas von Regensburg bei den Actis Concil. Constant. aufgeführt dinstellen hat, und welche Dorn (S. 185. 186) mittheilt, heißt es: in antedicta dominio in genere in feudaverat. 99) Auch hier ist es natürlich nicht an rücktrenden Klagen denken. Winderde (in der Geschichte des K. Sigismund Cap. 1014 der Wendt. Script. Rer. Germ. T. I. p. 1154) sagt, indem er zugleich die Schuld von Sigismund hinwegwischen sucht, "Auch stürb der von Sachsen, da der von Bauenburg aus dem Jahre zu Witten an Sachsen und nahm einen Theil des Landes ein. Also der der Ipe Bischof, des Markgrafen von Meissen Diener, zu dem römischen Könige und gab vor, X. Script. v. M. v. R. Erste Section. XXXVII.

Richter, welchen er an seiner Statt setzen würde, wie nicht weniger von den Kurfürsten, als Urtheilern, auf jedesmaliges Vorfordern, in Jahr und Tag zu Frankfurt oder zu Nürnberg, zu Recht stehen, und dasjenige, was alsdann dieselben nach den Befehlen und Freiheiten des Reichs in dieser Sache zu Recht sprächen und erklärten, unüberbrüchlich halten und ohne Verzug vollziehen wolle¹⁾. Dieser Rerort war an sich sehr gut, wenn die Kurfürsten sich vor entscheidener Sache enthalten hätten, den Markgrafen Friedrich von Weissen als wirklichen Kurfürsten anzuerkennen. Sie nahmen ihn aber an nämlichen Tage (den 17. Jan. 1424) als einen anerkannten Kurfürsten in ihren Verein gegen die Keger in Böhmen auf²⁾. Ja! der Kurfürst Konrad von Mainz stellte den 18. Jan. 1424 ebenfalls zu Bingen eine Urkunde aus, daß er als Kurfürst, mit Wissen und Willen seiner andern Mitkurfürsten, von dem römischen Könige Sigismund mit dem Herzogthume zu Sachsen und der Kur und dem Erzmarschallamt bleibenden Friedrich, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Weissen, zu ihrem Mitkurfürsten und in ihren Mitkurfürstenthat aufgenommen und empfangen habe³⁾. Ein Anderer, der weniger gutes Recht gehabt hätte, als Erich, würde, da er die Parteilichkeit des römischen Königs Sigismund und die Hülfsmittel der Kurfürsten in die Machtsprüche desselben auf so ungewandte Weise in Erfahrung gebracht, die Lust verloren haben, die Sache weiter zu verfolgen. Erich jedoch, im Vertrauen auf seine gerechten und so klaren Erbanprüche, ließ sich nicht abschrecken, sondern schickte im Monat Februar 1424 eine Gesandtschaft an den König ab, und that durch dieselbe nochmals seines Rechts halber Ansuchung, richtete aber durch sie nichts mehr aus, als er persönlich bewirkt hatte. Dagegen reichte Sigismund den 1. Aug. 1425 zu Efen Friedrich für ihn und seine männlichen Nachkommen das Kurfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen mit der dazu gehörigen Kur und Erzmarschallamte, mit der Pfalz Haus und Stadt Alldorf und der Grafschaft zu Brene, mit der Burggrafschaft und Grafsengding zu Magdeburg und Halle förmlich und freilich mittelst Fahnen, Bannirren und Schildes zu Lehen⁴⁾. Man ist daher vollkommen berechtigt, es nur für Maße zu nehmen, wenn Sigismund, um Erichen zu beschwichtigen, den Schein angenommen hatte, als habe er die Sache den Weg Rechts geben lassen wollen. Herzog Erich und sein Bruder, Herzog Bernhard, ließen im Februar 1426 eine Gesandtschaft an den König nach Efen ergehen, beklamen aber keinen andern Bescheid, als der König wüßte auf solche Sache nichts zu antworten, sondern weil bald eine Berufung der Kurfürsten und anderer Stände des Reichs nach Wien in Herrreich geschehen sollte, möchten sie der Antwort dafelbst gewärtig sein. Diese Zusammenkunft im Monat März (1426) warteten Erich's und

Bernhard's Gesandten zwar ab, und erhielten nach erhaltener öffentlicher Audienz zuerst die Antwort: der König wolle sich mit Friedrich, dem Kurfürsten und Markgrafen zu Brandenburg, seinem Kanzler, dem Bischofe von Agram und andern Fürsten berathschlagen, und sich darnach mit gebührender Antwort gegen sie vernehmen lassen. Als sie jedoch den 15. März in öffentlicher Audienz abermals Ansuchung thaten, erwiderte der König: er sei mit andern wichtigen Sachen beladen, darum wisse er ihnen nichts Anderes zu antworten, als zuvor, und in Gegenwart des Erzbischofs Günther von Magdeburg und vieler Aelterer brauchte er diese Rede: Quod scripsi, scripsi. Darnüber protestirten sogleich Erich's und Bernhard's Gesandten, und ließen darüber ein Instrument verfertigen. Nichtsdestoweniger aber suchten sie die folgenden Tage mündlich und in Schriften bei dem Könige noch weiter an, und boten um Hülfe des Rechts auf das Demüthigste, oder weil seine königliche Majestät selbst verhinert, so möchte sie doch zum wenigsten einem oder mehr von den anwesenden Kurfürsten die Sache zu entscheiden befehlen. Durch diese vielfältige Anzeigen ließ ihnen der König durch den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und den Grafen Ludwig von Ditzingen ansetzen, daß er wegen dieser und anderer wichtigen, den christlichen Glauben betreffenden, Sachen entschlossen sei, den nächstkünftigen Mai einen Reichstag zu Nürnberg zu halten, dort wolle er in eigener Person sein, oder seinen Statthalter dahin schicken und dafelbst dem Herzoge Erich zu seinem Rechte verhelfen. Dieses sollten die Gesandten ihrem Herrn wieder berichten, und der Herzog solle sich darnach richten und den Reichstag besuchen. Doch über diesen Bescheid des Königs konnten Erich's Gesandten keinen schriftlichen Schein erlangen. Sie begaben sich also wieder aus Österreich nach Sachsen und stellten ihrem Herrn, dem Herzoge Erich, und seinem Brüdern, dem Bischofe Magnus zu Hildesheim und dem Herzoge Bernhard, über den Verlauf der Sachen Bericht ab. Als die Zeit des angelegten Reichstages heran kam, verfügten sich die Brüder, Herzog Erich und der Bischof Magnus von Hildesheim, mit großer Zurüstung nach Nürnberg und erwarteten dafelbst, nebst den Kurfürsten, des Königs Ankunft. Aber er erschien nicht selbst, sondern nach langem Verzug schickte er seinen Kanzler, den Bischof von Agram, und seinen Hofmeister dahin, und dann suchten Erich und Magnus bei den Kurfürsten Konrad von Mainz und Otto von Trier oftmals an, mit der Erinnerung, daß sie und die andern Kurfürsten im J. 1424 zu Bingen am Rhein ihnen diesen Bescheid gegeben, wofür des Königs Majestät auf gebührendes Ansuchen solches Gebrechen nicht entscheiden würde, so wollten sie dann dieselben zur Entscheidung übernehmen, im Jahresfrist enigun; wiewol nun Herzog Erich mittlerweile Zeit die Sache bei dem Könige vielfach angeregt habe, so habe er doch nichts ausgerichtet, sei daher auf dem jüngst vergangenen Reichstag nach Wien gerufen und habe dahin auch seine Räte mit genugsamer Vollmacht ausgerichtet. Diese haben an seiner Statt die Sache durch das flüchtigste Ditten auf das Eifrigste betrieben. Dem

1) Urkunde bei Horn S. 883, 884, bei Oster, De iudicio Principum, p. 29.

2) Urkunde bei Wälder, Reich's Theatrum unter Friedrich V. i. Boell. S. 229.

3) Urkunde bei Horn S. 839.

4) Urkunde S. 906, 907.

von dem Könige in Wien erhaltenen Abschiede zufolge möge man ihm (Erichen) hier zu Frankfurt ohne weiteren Verzug laut der übergebenen Klagschrift, von welcher eine Abschrift nebst dem Lehnbriefe und dem Beweise der Erbschaft beigelegt war, zu gebührender Rechte verhalten; auch wolle er, im Falle fernerer Verzögerung, feierlich protestiren. Hieraus ward den 23. Mai (1426) nicht mehr geantwortet, als daß sie Alle der Zukunft des Königs gewärtig seien; würde er aber in kurzer Zeit nicht erscheinen, so wollten sie auf diese Sache auf das Beste, wie sie vermöchten, bedacht sein. Den 4. Juni jedoch ließen sich sowohl die königlichen Abgeordneten, als die anwesenden Kurfürsten auf diese Weise vernehmen, sie haben von seiner königlichen Majestät keinen Befehl, und wenn-sie auch Auftrag und Befehl hätten, so würden sie sich doch mit der Sache nicht befassen, weil von den Kurfürsten, mit Ausnahme des Markgrafen von Meissen, nicht mehr als zwei zugegen seien. So war des Herzogs Erich Bemühung abermals vergeblich⁵⁾. Da dieser sich auf den Lehnbrief vom 3. 1414 stützte, so konnte König Sigismund ihn jedoch nicht so leicht los werden, wenn er nicht etwas Entscheidendes wagte, und er wußte sich auch nach seiner gewöhnlichen treulosen Weise, sein Wort nicht zu halten⁶⁾, am besten dadurch zu helfen, daß er in der zu Wien den 14. Aug. 1426 ertheilten Erklärung⁷⁾ behauptete und durch seinen Protonotarius Michael von Priest in einem den 14. Sept. 1426 gegebenen Bekenntniß⁸⁾ verkündete ließ, daß der Lehnbrief von 1414 zwar aus seiner Kanzlei gekommen, aber ohne sein Wissen ausgefertigt sei. Auch suchte er zu erweisen, daß der Lehnbrief Unmöglichkeit enthalte, also die Bezeichnung nicht habe geschehen können⁹⁾. Dadurch, daß Sigismund den Lehn-

brief von 1414 für erschlitten und für nicht verbindlich für ihn erklärte, glaubte er dieser Sache eine solche Wendung gegeben zu haben, daß er es wagen durfte, in seinem den 18. Oct. 1426 zu Wien gegebenen Schreiben¹⁰⁾ dem Kurfürsten von Mainz aufzutragen, daß er die übrigen Kurfürsten und einige ihm nahe gesessene Fürsten auf einen Tag verschreiben möchte, auf welchem er sodann seinen Rath, den Grafen Johann von Lupfen, schicken wollte. Auf diesem Tage sollte man sich über einen Rechtstag vergleichen, auf welchem die bisher in dem teutschen Reiche obwaltenden Erbsitzfriden, und darunter namentlich auch die Sache wegen des Landes und der Kur zu Sachsen vorgenommen und ausgemacht werden sollten. Man weiß nicht, was in Folge dieses Auftrages geschehen ist. Soviel aber mußte Erich aus dem, wie er behandelt worden, sehen, daß er nicht hoffen konnte, daß ihn K. Sigismund und die in den Willen des Königs süßsamsten Kurfürsten zu seinem Rechte gelangen lassen würden. Er brachte daher im April 1427 die Sache durch eine Gesandtschaft an den Papst Martin V. Dieser trug auch einigen Cardinälen auf, dieselbe zu untersuchen, und gab auch endlich den Gesandten eine Intercession an den König mit. Dieser weigerte sich, dieselbe anzunehmen, und wies sie zornig von sich, und wollte auch überhaupt von Untersuchung dieser Sache nichts wissen¹¹⁾, sondern half sich durch Nachsprüche. Da die Kurfürsten von Trier und Göln auf den letzteren Kurfürstentag Schwelgereizeiten machten, den neuen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich II. den Saßmützbigen, als einen Mitkurfürsten anzuerkennen, so nahm K. Sigismund, als König von Böhmen, durch eine besondere, zu Pressburg den 21. Dec. 1429 ausgefertigte, Urkunde Friedrich den II. als Mitkurfürsten an, und erließ als römischer König (den 24. Dec. 1429) auch von Pressburg aus an die Kurfürsten von Trier und Göln den Befehl, Herzog Friedrich II. von Sachsen als Kurfürsten anzuerkennen und auf des Herzogs Erich von Kauenburg unbefugten Anspruch auf die Kur zu Sachsen nicht zu achten¹²⁾. Herzog Erich konnte nun in der Sache vor dem Concil zu Basel im J. 1434 nichts weiter thun. Erwor wir das, was er hier bewirkte, angeben, wollen wir auf seine andern Verhältnisse, welche wir noch nicht berührt haben, einen Blick werfen. Am Dinstage nach dem Palmsonntage 1422 kamen aus der Mark Brandenburg und der Priesnig und aus dem Herzogthume Mecklenburg zusammengetroffene Räuber, an der Zahl ungefähr 180, unter vier Hauptleuten, von welchen einer Johann von Duisow war, zwischen der Elbe und der Stadt Witten in der Absicht zusammen, die Landstraße und die Kaufleute zu berauben. Die Bürger von Lübeck, zum Voraus gewarnt, sandten in der vorbeigehenden Nacht ihre Solda-

5) Gehuß bei Widmann a. a. D. S. 54. 55. 6) Man l. aus der vielen mißlich bekannten bei Walschner, Verführnisse aus der Zeit der constantiner Kircenverfallung in den Schriften der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau. I. Bd. S. 235. 236. 7) Bei Spalatins, Vitae a. R. R. Sax. p. 1070. bei Goltz, Reichs-sagen. 2. Th. S. 102, bei Müller, Reichs-Theatrum unter Friedrich V. 6. Bock. Cap. 13. S. 455, bei Born S. 920. 8) Bei Spalatins, Vom Verfallenen des Hauses Sachsen. Cap. 2. a., bei Fortleben a. a. D. I. 2. Th. S. 1497, bei Müller a. a. D. S. 458. 9) Wie haben oben zum J. 1414 gezeigt, daß des Königs Übergang gegen den Lehnbrief auf sehr schweren Füßen ruhte. Zu vermuthen ist, daß neuer Gesandtschaften von der Forschungsgang die Erklärung Sigismund's, der so oft Wiederholtheit sich zu Schulden kommen lassen, so ohne Weiteres als Wahrheit annehmend hinnehmen. S. z. B. Hülls Beierlein (S. 22, S. 245, 246, 367, 368, 408, 409) bar, wie König Sigismund Erichen hintert und durch die Kurfürsten hindeln ließ, wenn er Recht verlangte; doch (S. 409—410) nimmt Beierlein Sigismund's Erklärung und seiner beiden Protonotarien Zusätsen für unbegreifliche Wahrheit einholdend an, und sagt: „über diesen, sogar von Reichsfürsten und Männern, die zum Theil in kaiserlichen Diensten standen, erlittenen Betrug war unser K. Sigismund mit Recht sehr aufgebracht.“ und weiter unten: „Da also Erich wol einseh, daß er von Seiten des Kaisers (Königs) nach der geschehenen Entdeckung des gespielten Betrugs wegen seiner gramatischen Ansprüche nicht würde zu hoffen haben, so wollte er sich an den Papst Martin V.“ Aber Erich hätte auch, bevor den einem Betrug die Rede war, seine Hoffnung mehr haben können, bei Sigismund, der alles Befehl für Gerechtigkeit ertheilt war, etwas auszu-

ten. Nachdem dieser nun den Lehnbrief vom J. 1414 für erschlitten erklärt hatte, so gab Erich sich natürlich bei Sigismund selbst keine Mühe mehr.

10) Bei Thucellus, Electa Juris publ. p. 86, bei Sals, Corp. Juris feud. Germ. I. p. 193, bei Born S. 924. 11) Gehuß bei Widmann S. 55. 12) Urkunde bei Müller a. a. D. 5. Bock. Cap. 13. S. 460.

ten (Söldner) aus und ließen den hereinbegegangenen Räubern den Ausgang abschneiden. Die Räuber, in Furcht vor der Menge der heranrückenden, durch die Hamburger verstärkten Lüderer Bürger, wollten durch die Pässe, durch welche sie herein gekommen, hinausziehen, fanden sie aber versperrt, und flohen gerades Weges nach dem Schloß des Herzogs Erich von Rauenburg und toten sich ihm Alle freiwillig als Gefangene dar, indem sie mehr Vertrauen zu ihm, als zu den Bürgern hatten. Obgleich Herzog Erich vielleicht wußte, daß sie schon Raub begangen hätten; so wurde er doch durch das Vertrauen, welches sie zu ihm hatten, zur Barmherzigkeit bewegt, und gab ihnen sein Wort und verließ ihnen Sicherheit, und nahm sie als seine Gefangenen in sein Schloß auf. Die Lüderer und Hamburger, welche ihre Feinde so in die Enge getrieben hatten, daß sie sich auf diese Weise als Gefangene übergeben hatten, rühten mit großer Menge Gewappneter vor das Schloß Rauenburg, und ermahnten den Herzog Erich, daß er ihnen ihre Feinde ausliefern sollte. Erich weigerte sich, dieses zu thun; deshalb drohten sie, daß sie auch ihn als Feind des Gemeinwohls verfolgen würden. Der Herzog, welcher erst kurz vorher (1420) zwei Schiffe an die genannten Städte verloren hatte, fürchtete ihren Zorn, übergab die Räuber in die Hände der Bürger, mit dem Vertrage und unter der Bedingung, daß sie ihnen an Leib und Leben keine Beschädigung zufügten, weil sonst der Herzog, der ihnen Sicherheit versprochen, seine Ehre verlieren würde. Als die Räuber merkten, daß sie an die Städte ausgeliefert werden sollten, so brachen gegen 20 von ihnen das gegebene Wort und gingen heimlich hinweg und erschienen nicht mehr. Die Übrigen wurden unter die beiden Städte, welche ihre Kasse und Waffen ihren Soldaten (Söldnern) gaben, verteilt und eine Zeit lang in den Gefängnissen gehalten, und erlangten endlich, nachdem jeder nach seinem Vermögen ein Lösegeld gegeben, ihre Freiheit, nachdem sie den Eidswur geteilt, daß sie den genannten Städten und ihren Bürgern und Kaufleuten keinen Schaden mehr zufügen, noch auch sich wegen der erlittenen Gefangenschaft rächen wollten, welcher Eid Ursache ¹³⁾ schwören hieß ¹⁴⁾. Der Umstand, daß Herzog Erich den von Augustin beschwerte, ist einer der Gründe, warum Ersterer bei dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg keinen Vertreter seines Rechtes auf die Kur Sachsen fand. Als Wechselwirkung findet man nicht unwahrscheinlich, daß Erich und sein Bruder Bernhard sich dafür, daß der Markgraf von Brandenburg ihre Erbanprüche an die ober-sächsischen Besitzungen des Herzogtums Sachsen nicht anerkannte, haben rächen wollen, indem sie durch ihre Rathschläge ihre Schwester Katharina, die Mutter und Vormünderin der jungen Herzoge Heinrich VI. und Johann VIII. von Mecklenburg, dahin brachten, daß sie das im J. 1423 geschlossene gute Bündniß mit der Mark aufhob und einen neuen Krieg mit derselben erregte ¹⁵⁾. Als

die Herzogin Katharina von Mecklenburg im J. 1430 die Belagerung von Rostock unternahm, entfalteten in dem Heere vor dieser Stadt Herzog Otto von Künigberg, Herzog Erich von Rauenburg, die kleinen (noch unminorigen) Herzoge von Mecklenburg, der Bischof Hermann von Schwerin, der Graf von Hoya und mehrere andere Edle und Ritter und die Bürger von Wismar ihre Banner ¹⁶⁾. Wegen des in der Kurfürste ihm von dem Könige und den Kurfürsten versagten Rechtes wandte sich Herzog Erich im J. 1434 an das Concil zu Basel, und erlangte von den versammelten Vätern ein Fürschreiben an den römischen König, in welchem sie ihn baten und seine Vorstellung machten, weil Herzog Erich zu Sachsen seiner königlichen Majestät seit zehn Jahren her von vielen Orten mit großer Mühe, Kosten und Zehrung, selbst auch nicht ohne merckliche Gefahr seines Lebens, hin und her gefolgt, und es ihm hienfür zu schwer und unmöglich sei, ferner so zu folgen, so möge doch seine königliche Majestät auf dem jetzt zu Basel haltenden Concil einige Rechte verordnen wollen, welche diese Sache in Verhöre nehmen und ihm nach Befinden zu dem gebührenden Rechte verhelfen sollten, in Betrachtung, daß der Papsi bei seiner königlichen Majestät deshalb vorher auch für ihn fleißig intercedirt habe. Dieses Fürschreiben übergaben einige Cardinäle einem Geistlichen Augustinervorwerks, nämlich dem Baccalaureus der heiligen Schrift Johann Winnefennig, und empfahlen ihm an, dasselbe dem Könige zu überliefern. Winnefennig that dieses zwar; aber Sigismund wollte weder die Schrift annehmen, noch ihn hören, sondern brach in die Worte aus: „Glaubt Ihr, daß wir Euch vom Concilio wollen unterworfen sein?“ Winnefennig trug dennoch dem Könige den Inhalt des Schreibens vor. Da antwortete dieser: „Glaubt Ihr, daß wir Euch einen andern Kurfürsten geben wollen?“ und hieß den Augustinermönch fortgehen. Dessenungeachtet erlangte Herzog Erich Mittwoch den 23. Juni 1434 bei dem Concil soviel, daß seinen Abgesandten der Sitz, als Abgeordneten eines Kurfürsten von Sachsen, verstatet und in der Klagfache einige Commissarien, namentlich der Patriarch Johann von Antiochia, der Bischof Johann von Friaul und der Bischof Wilhelm von Berge, ernannt und Markgraf Friedrich von ihnen citirt wurde. Diesem ward auch die Citation auf Veranlassung des Cardinals S. Crucis durch einen Namens Friedrich Hölzsig in Ulm, wo der Markgraf damals krank lag, eingehändigt; aber er achtete nicht darauf, sondern schrieb nur zurück, daß das Concil diese Sache wieder von sich ab- und an den Kaiser, an den rechten Lehnsherrn und ordentlichen Richter, weisen möge, bei dem er einem Leben zu Rechte stehen wolle, und fügte hinzu, daß er wider die ungeborsamen Böhmen viel Gutes schaffen könne, darum sei ihm auch das Banner oder Fähnlein des heiligen Kreuzes, von dem päpstlichen Legaten, dem Cardinal Santi Angeli, anbefohlen worden. S. Sigismund, welcher sich damals ebenfalls zu Ulm aufhielt, zeigte über das Verschaffen des Concils kein Mißfallen, und schrieb den 19. Juli

13) orvayda, wörtlich Aufsehe, Aufsicht, Nichtsehe. 14) Hermannus Cornerus p. 1251. 15) Wucholzi S. 28. S. 85. 55.

16) Hermannus Cornerus p. 1298.

1434 an dasselbe, es befremde ihn gar sehr, daß das Concil sich dergleichen herausnehme, mithin wolle er dasselbe ermahnen, den Gesandten des Kurfürsten Friedrich zu Sachsen unter den kurfürstlichen Gesandten gebührenden Sitz anzuweisen, und den Kurfürsten für dasjenige zu halten, für was er und das ganze Reich ihn anerkennen¹⁷⁾. Den 28. Juli 1434, ebenfalls zu Ulm, legte der König vor den auf dem Reichstage versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Heeren eine förmliche Protestation gegen das Verfahren des Concils zu Basel ein, eignete in derselben sich, als dem obersten Lebensherrscher im Reiche, die Erörterung dieser streitigen Lehnssache zu, und bemerkte, daß die dem Kurfürsten Friedrich ertheilte Bezeichnung nicht von ungefähr geschehen sei, denn die Kurfürsten haben die Sache noch vor der ergangenen Bezeichnung fast zwei Jahre lang erwogen und ihn hierauf in ihr Collegium aufgenommen; dem zufolge würde es hart sein, eine so wohl überlegte Sache wieder in Zweifel zu ziehen. Indessen, weil es doch nicht nach üblicher Gerichtsform geschehen, so sei er bereit, solches zu ergänzen, ein Fürstengericht niederzusetzen und nach dessen Gutachten dem Herzoge Erich Recht widerfahren zu lassen. Diese Protestation sandte Sigmund in einem besonderen, ebenfalls zu Ulm den 29. Juli 1434 gegebenen, Schreiben an die versammelten Väter nach Basel, und führte ihnen darin zu Gemüthe, daß Herzog Erich, ohne Schmäderung des ihm schuldigen Respects, diese Sache, welche Reichsleichen und Würden angehe, nicht habe vor ein fremdes Gericht ziehen können. Er sei jederzeit bereit, dem Herzoge Erich auf sein gebührendes Ansuchen, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Patres Curiae zusammen zu berufen und durch sie die Sache nach Reichsgenossenschaft und Rechten entscheiden zu lassen; mithin möge das Concil diesen Handel von sich weisen¹⁸⁾. Aber Sigmund hatte schon früher immer die Waale angenommen, als wolle er Erichen zu seinem Rechte verhelfen. Da nun zu befürchten stand, daß er jetzt wieder leere Versprechungen gebe, so ließ das Concil die Sache zu weiterm Verhör richten, weil die Gesandten des Herzogs Erich sich erboten, von Stund an zu beweisen, daß der König ihren Herrn nicht der Gebühr nach habe hören wollen. Hierauf producirte der Anwalt des Herzogs Erich die Citation, welche an den Herzog Friedrich ergangen war, von Neuem, beschuldigte ihn des Ungehorsams, und legte einige Artikel ein, welche genugsam bewiesen, warum die Sache nicht

an den K. Sigmund remittirt, sondern vielmehr von den verordneten Commissarien des Concils entschieden werden sollte, und erlangte hierdurch soviel, daß an Friedrich die zweite Ladung erging, damit er gebührende Antwort darauf geben sollte. Auch erhielt der Anwalt des Herzogs Erich, daß einer Namens Franciscus, welcher die Lehnbriefe des Markgrafen bei sich hatte, durch Mittel des Rechten compellirt ward, dieselben vorzubringen. Ueberdies legte der Anwalt des Herzogs Erich sieben Instrumenta, in welchen der ganze Handel begriffen war, was zuvor in dieser Sache von dem K. Sigmund und den Kurfürsten gethan war, und daneben des Herzogs Erich Lehn- und Confirmationenbriefe, sowie auch die Lehnbriefe des Bischofs von Bamberg, und viele andere darin ergangene Schriften mit ein, und fügte besonders auch die Zeugnisbriefe des Erzbischofs von Bremen und Grafen von Holftein hinzu, um das Recht des Herzogs Erich desto besser ins Licht zu stellen. Auch erlangte der Anwalt von den Commissarien noch eine Ladung an Friedrich, ob er etwas dawider einzuwenden hätte. Auf dem angesetztten Termin erschien zwar der Anwalt Friedrichs, protestirte aber dawider, indem er in solche Jurisdiction keineswegs zu willigen gedächte. Doch wurden nach genugsamem Verhör und beider Theile nothdürftiger Verwendung sie von den Commissarien des Concils auf eine gewisse Zeit wiederum beschieden, des Richters Gemüths (Willen) zu vernehmen¹⁹⁾. K. Sigmund mußte daher wieder die Waale vornehmen, als wenn er selbst die Sache auf dem Wege des Rechten entscheiden lassen wollte. Er schrieb den 1. Oct. 1434 von Regensburg aus an das Concil zu Basel, und ersuchte dasselbe nochmals, daß es sich mit dieser Sache nicht weiter befassen, sondern dieselbe an ihn und seinen Richterstuhl verweisen sollte²⁰⁾. Den folgenden Tag (den 2. Oct. 1434) ließ Sigmund ebenfalls von Regensburg aus an die Herzoge Erich und Friedrich eine Ladung ergehen, und besah ihnen, daß sie auf den Gregoriantag des nächstfolgenden Jahres vor ihm und den Kurfürsten in Frankfurt, oder wo er sonst zu dieser Zeit in den deutschen Landen mit den Kurfürsten sein würde, erscheinen sollten, um des Rechtes zu erwarten²¹⁾. Herzog Friedrich schrieb den 22. Dec. 1424 ebenfalls an das Concilium, und bat dasselbe, daß sie den Herzog Erich mit seiner Klage vor oberliches Gericht (forum competens), nämlich an weltliche Richter, weisen möchten²²⁾. Die Gesandten Friedrichs protestirten in einem zu Basel den 11. März 1425 gegebenen Schreiben dagegen, daß den Bevollmächtigten ihrer Gesandtheit (des Herzogs Erich) im gemeinen Concil der Sitz eines Kurfürsten von Sachsen verstatet worden war, da doch ihre Herren, der Markgraf Friedrich zu Meissen und sein Bruder Sigmund, bereits zehn Jahre und darüber des Kurfürstenthums zu Sachsen gerichtliche Befugnisse gewesen seien²³⁾. Die Anwälte des Herzogs Erich wandten

17) Sigmunds Schreiben bei Wälder, Reichs-Theatrum unter Friedrich V. S. 60ff. Cap. 13. S. 463. 18) Die Protestation vom 28. Juli 1434 und das sie begleitende Schreiben vom 29. Juli d. J. in den Actis Concilii Basiliensis. T. IV. Concil. Min. P. I. f. 225, bei Wälder S. 464. 465 und bei Ebnig, Corp. Jur. feud. Germ. I. p. 59. 61. Zu bemerken ist, daß Sigmund auch in dieser Protestation und in dem Schreiben, obgleich er sich in ihnen erbot, ein Fürstengericht halten zu lassen, doch schon die Sache als entschieden und abgemacht annahm, denn er nennt Erichen nicht Herzog zu Sachsen, sondern nur zu Landgraben, und sagt: „Quod Illustris Ericus Dux Lauenburgensis, qui se nominat Saxoniae Ducem et ipsius imperii Archimarchallum etc.“

19) Wajda bei Wiedmann S. 58. 20) Das Schreiben bei Wälder a. a. D. S. 467. 21) Die Citation bei demselben S. 466. 22) Friedrichs Schreiben bei Martene und Durand, Collect. amplia. T. VIII, p. 745. 23) Protestation bei Wälder S. 468.

dagegen ein, daß ihr Herr, Herzog Erich zu Sachsen, und ihre Vorfahren dasselbe Kurfürstentum nicht nur zehn, sondern einige hundert Jahre aus gutem Grunde des Rechtes erblich besessen haben, darum sollten sie auch, als die rechten natürlichen Erben, billig dabei ferner erhalten und gehandhabt werden. Weil von dem K. Sigismund so oft und fleißig angehalten worden war, daß diese Sache von dem Concilio wieder an königliche Majestät remittirt und verwiesen werden sollte, und derselbe sich auch erboten hatte, am nächstfolgenden Gregoriantag solche Bedenken durch sich oder seine dazu Verordneten vorzunehmen und zu entscheiden, so ward nach vielfältigen gehaltenen Berathschlagungen im gemeinen Concil den beiden Parteien in öffentlicher Audienz dieser Bescheid gegeben, daß man dem Könige zu Ehren und Gefallen solche Sache vor seine königliche Majestät die sechs nächstfolgenden Monate remittirt haben wollte, dergestalt, daß sie, wenn sie in dieser bestimmten Zeit nicht entschieden würde, alsdann durch die verordneten Commissarien ohne weiteren Verzug entschieden werden sollte²⁴⁾. Indessen nahte der zum Reichstag angesetzte Termin heran. Da Sigismund verhindert ward, oder vorantrieb, verhindert zu sein, nach Frankfurt zu kommen und in Person Gericht zu halten, so trug er in einem zu Preburg den 12. März 1435 gegebenen Schreiben dem Kurfürsten Dietrich von Köln die Commission auf, statt seiner den Reichstag zu halten, beide Theile zu vernehmen, in der Sache bis zur Beschließung zu verfahren, und demnachst die sämtlichen Acten verfertigt an ihn zu schicken, damit er sodann mit Rath der Kurfürsten, Fürsten und Getreuen, geistlich und weltlich, einen endlichen Ausspruch in der Sache thun könnte²⁵⁾. Dem Herzoge Erich aber und dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen gab der König in einem am nämlichen Tage und am nämlichen Orte (zu Preburg den 12. März 1435) gegebenen Mandat von der dem Kurfürsten von Köln ertheilten Commission Nachricht²⁶⁾. So ward der Reichstag, welcher den 12. März (1435) zu Frankfurt sein sollte, von Sigismund aller Wahrscheinlichkeit nach absichtlich wieder vereitelt. Der angesetzte Commissionstag ging zwar den 23. April 1435 vor sich, aber die Hauptsache kam nach dem Gutbefinden der mit anwesenden Kurfürsten nicht einmal zum Verhör. In einer den 9. Aug. 1435 zu Brunn in Mähren gegebenen Citation an Kurfürsten setzte der König einen anderweitigen Termin auf den nächsten Reichstag nach Eichmisse des folgenden Jahres (1436) an, an welchem beide Parteien vor ihm, der sodann in Teutschland sein würde, erscheinen sollten²⁷⁾, und trug dem Landgrafen Friedrich von Thüringen in dem den 16. Aug. 1435 ebenfalls zu Brunn gegebenen Mandat auf, diese neue Citation dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen eigenhändig zu überliefern²⁸⁾. Aber vor dem Erscheinen des Reichstags überlebte der Tod (1435) den Herzog Erich

den ferneren Chancen des alles Gerechtigkeitsgefühls entblößten Sigismund. Erich's Bruder, Magnus, Bischof von Hildesheim, wollte sich, wie man annimmt, mit der weiteren Verfolgung der Sache nicht weiter beladen, weil er für seine Person daraus künftig keinen Vortheil zu erwarten hatte, und Bernbard, Erich's Nachfolger im Herzogthume, fand seine Kammer über solche langwierige Forderung und merckliche Kosten und Zehrungen, welche darauf gegangen, dermaßen erschöpft und entblößt, daß er die Sache nicht weiter treiben konnte²⁹⁾. Aber der wahre Grund, warum das laienbürgerliche Haus die Sache vor der Hand ruhen ließ, war wol dieser, daß so lange Sigismund lebte, nichts zu hoffen war, wie die Behandlung, welche Erich von ihm erfahren hatte, auf das Deutlichste bewies. Unter K. Friedrich III. wurde die Sache in den Jahren 1465, 1471 und 1488 wieder in Anregung gebracht; aber auch vergebens!

VI. Herzoge von Pommern. 1) Erich I., Herzog hinter Golberg, König von Danemark, s. Erich VIII., der Pommer.

2) Erich II., Herzog dieselb der Swine, genannt von Bolgast, war der ältere Sohn des Herzogs Bratislaw X. und der Bruder Bratislaw's XI. König Erich war unermählt und hatte keine Kinder; daher mußten nach den Verträgen die Herzoge von Pommern die seit der Swine ihn beerben, und er gab Erich II., welcher, wie man¹⁾ vermutet, sein Vathe war, Sophia'n, die einzige Tochter Bogislaw's VIII., zur Frau. Dadurch, daß Maria, die Mutter Sophia's von mütterlicher Seite, eine Nichte des Königs Blaslaw's von Polen war, entstand eine genaue Verbindung zwischen Sophia's Gemahl, Erich II., und dem Könige Kasimir von Polen, dem Sohne des Königs Blaslaw. Der König Kasimir, welchem sich die Städte und Stände von Pommern unterworfen, wurde hierdurch in einen blutigen Krieg mit dem teutschen Orden in Preußen, dem bisherigen Oberherrn dieses Landes, verwickelt. Da er diesen nicht mit Glück führte, so sah er sich nach aufwärtiger Hilfe um, und dieses ward Veranlassung, daß Erich II. von ihm und von Danzig die Stadt Rauenburg²⁾ und das Schloß Bütow auf Schloßglauben, d. h. unter der Bedingung erhielt, beides, sobald es Kasimir und Danzig verlangten, zurückzugeben. Über die näheren Umstände, unter welchen Erich II. zu dieser Erwerbung gelangte, sind jedoch die Schriftsteller nicht einig. Die Verfasser der pommernischen Chroniken, welchen Schwarz³⁾ folgte, erzählen diebe: 2000 Böhmern oder geworbene Soldaten des Ordens, welche Gasse genannt wurden, hatten für ihren rückständigen Sold Bütow und Rauenburg zum Pfande bekommen, und freisten, vielen Schaben stiftend, in die pommernischen Herrschaften Stolpe und Stawe. Der Landvoigt des Herzogs Erich II. zu Stolpe nahm die ganze Besatzung, die sich in einen Morast vertirt

24) Gehuch bei Wiedmann S. 56, 57. 25) Commissionarium der Demelzen S. 458. 26) Mandat bei Demf. S. 470. 27) Citation bei Demf. S. 471. 28) Mandat bei Demf. S. 472.

29) Gehuch S. 57. 1) Gröbardi, Geschichte aller weltlich, ständischen Staaten. 2. Bd. S. 152. 2) In Hinterpommern. 3) Berl. einer pomm. römisch. Beschäft. S. 554. Vgl. Gröbardi S. 153.

hatte, gefangen, ließ die Schloßler sich von ihr übergeben, und betrachtete dieselben als ein altes, wiedererlangtes pomerisches Eigenthum. Aber der König Kasimir behauptete, daß die Schloßler ihm mit dem Lande Pomerellen übertragen seien, und Erich II. ließ sich endlich überreden, sie von dem Könige auf Schloßglauben anzunehmen. Dagegen erzählt von Eidsblätt *) zum J. 1452: Erich II. hatte Bülow und Lauenburg auf Schloßglauben erhalten, ward aber von 2000 Gassen, welche der Orden entlassen und die Stadt Danzig nebst den übrigen Gassen besiedelt **) hatte, vertrieben, weil Kasimir Erichen nicht unterthänig. Bald darauf wogte Letzterer einige Stürme, erstick die Schloßler und ließ die Gasse als Straßengräber tödten. Gewiss ist, daß Erich II. den 4. Jan. 1455 von dem Könige Kasimir und der Stadt Danzig die Stadt Lauenburg und das Schloß Bülow auf Schloßglauben annahm ***). König Erich hatte dem Herzoge Erich II. das Schloß Stolpe abgetreten. Dieser nahm jedoch auch Massow in Besitz. Erich I., erzürnt, behauptete, Erich II. sei sein Erbe nicht, sondern ein näherer Erbe für ihn Herzog Otto von Stettin, und drohte, diesem sein Herzogthum zuzuwenden, und sagte auch den Entschluß, von Erichs II. Gemahlin den schloßglaubigen Ertrag seines von ihrem Großvater und Vater verwalteten Herzogthums, zugleich mit dem Werthe der von seinen Ältern hinterlassenen Geschmeide zu fordern und einzutreiben. Die Landstände jedoch, welche einen innerlichen Krieg fürchteten, bewogen den König, ihnen und dem Bischofe Heinrich von Camin Vollmacht zur Abschließung eines Vergleichs zu ertheilen, und dieser, welcher den 16. Jan. 1457 zu Rügenwalde errichtet ward, enthielt, daß der König zwar einziger Landesherr und Ertheiler aller geistlichen und weltlichen Lehen im ganzen Herzogthume jenseit der Swine bleiben, auch seine Forderung der Kleinodien und Einkünfte behalten, jedoch dem Herzoge Erich II., so lange dessen Gemahlin lebe, die Einkünfte von Neu-Starogard, Pasewalk, Neu-Torgelow, Greifenberg, Treptau, Bollin, Camin, Malsau und Arnhausen, dann das Schloß Prützer auf Schloßglauben und überdes noch 1400 Mark jährliche Rente abtreten sollte; aber der König verwarf Alles, was die Stände in seinem Namen bewilligt hatten, und bot überhaupt seinem Vetter ein Jahrgehalt von 1500 Mark an, welches Letzterer aber ausschlug. Herzog Bratslaw X., welcher den 17. April 1457 starb, theilte zuvor seine Lande, weil seine Söhne Erich II. und Bratslaw XI. beide verheirathet waren und Erben hatten, und wies dem älteren Bolgost, dem jüngeren Barth zum Bohnsige an. Da die Stadt Ericswald mit dem Herzoge Erich II. wegen einiger Verbrechen zerfiel und ihm die Huldigung verweigerte, so kam es im J. 1457 zu Feindseligkeiten. Der erste Bürgermeister der genannten Stadt,

Doctor Rubenow, welchem nebst einigen Stralsundischen Bürgern die Boigtei Horst verpfändet war, ließ durch einige greiswaldische und Stralsundische Bürger den Herzog, welcher bei dem Dorfe Horst jagte und Ausrichtung von den Bauern forderte, überfallen, und einige seiner Diener als Betrüger der ihm abgetretenen Jagdgerechtigkeit anhalten und gefangen nehmen. Hierfür nahm der Herzog Erich und die Verwandten der gefangenen Ritter an den Unterthanen der Stadt und der Universität Rache. Wegen des Schandens und des Ungemachs, welche hierdurch der neuen Universität erwachsen, vereinigten sich drei Professoren mit dem anderen Bürgermeister Dietrich von Dörpen, und brachten es durch Erregung eines Aufruhrs des Volkes dahin, daß der Bürgermeister Rubenow und der Rathsherr Melchior gleiches Namens aus ihren Ämtern und aus der Stadt nach dem Grunde entwichen mußten. Der Bürgermeister Rubenow veranstaltete am 9. Nov. 1457 eine Verbindung der Städte Stralsund, Anklam, Demmin und Greifswald zur vereinigten Vertheidigung ihrer Güter und Rechte gegen die Gewaltthätigkeit der pomerischen Herzoge, ward nach einer Abwesenheit von drei Monaten durch seine Partei und jene Städte nach Greifswald zurückgebracht, wählte, vermög seiner Werthsamkeit und seines Ansehens, alle Schuld von sich ab, rechnete alles Unheil dem von Dörpen zu, und ließ denselben als einen Betrüger der Stadt enthaften. Vier Jahre danach, auf den letzten Dec. 1462, ward Rubenow durch einen Feinweder, Klaus Heutermann, und einen andern, Namens Danierow, ermordet, und zwar, wie Einige mutmaßen, auf Anstiften des andern Bürgermeisters, Dietrich Lange. Die Thäter entkamen, und an die Stelle des erschlagenen Bürgermeisters ward einer von seiner Gegenpartei, Namens Klaus von der Dfen, gewählt; aber das Volk, welches dem Rubenow stets günstig gewesen war, ließ lärmend zusammen, und forderte den Rath zur Rechenschaft. Die Bürgermeister und die Rathsherren sandten eilig, doch im Geheimen, zu ihrem Herrn Erich II., und erboten sich zu allem Gehorsam und willigem Huldigungseid, den bisher nicht die Stadt, sondern Rubenow, wie sie versicherten, abgelegt habe, der Herzog möge sich in der Stille mit etlichen 100 Pferden einstellen. Der Herzog kam, besetzte die ihm von der Rathspartei eingeräumte Thore, stellte die innere Ruhe wieder her, ließ sich den gewöhnlichen Eid der Treue und des Gehorsams schwören, und bestätigte den Bürgern die Stadtprivilegien. Nun schien aller weiteren Unruhe abgeholfen zu sein; aber die beiden Männer, welche den Rubenow erschlagen hatten, erlangten von den neuen Bürgermeistern Klaus von der Dfen und Dietrich Lange wieder Beleid, wurden gegen den Blutrichter geföhrt und wieder in ihr Eigenthum eingesetzt. Allein die Freunde des Ermordeten, besonders Denning Henninges, welcher die Schwester desselben zur Ehe hatte waren entschlossen, jenes durchaus nicht zu dulden, stürzten mit einem großen Anhange aus der Gemeinde in die Häuser der zuletzt genannten beiden Bürgermeister, erschlugen sie, ließen sie vor Gericht bringen

4) In angedruckten russischen Annal. Pomeranien; vgl. S. 63. S. 133, 134. 5) Hiermit stimmen auch die preussischen Schriftsteller überein, welche bemerken, daß die preussischen Ordensritter im J. 1456 abgepfählt wurden. 6) Doyzel, Cod. diplom. Polen. T. I. p. 375.

und als verurtheilte Missethäter auf das Rad strecken, bestraften die auf diese Weise eröffneten Ämter mit Ru-benow's Bergmannen und erwählten namentlich an des-von der Osten Stadt Henning Henningsen zum Bürger-meister. Um diesen Aufbruch zu bestrafen, rüstete sich Herzog Erich II.; aber die Geistesfreiheit der Stadt und die übrigen pommerschen Hansestädte baten vor und be-sänftigten den Herzog, nachdem einer der neuergewählten Bürgermeister die Stadt freiwillig verlassen hatte. Die Verwanden des von der Osten beruhigten sich ebensfalls. König Erich war im Frühjahr des Jahres 1459 gestor-ben. Nun vererbte Erich II. sein Herzogthum, indem er sich als Erbe des Erstern des Landes desselben jen-seit der Swine, sowie seine Gemahlin sich der Schätze und Kleinodien⁷⁾ des Königs bemächtigte; aber sein Bruder Bratislaw nahm die Hälfte des Herzogthums, und der Kurfürst von Brandenburg, im Namen seines Püßpils, des Herzogs Otto III. von Brandenburg, das ganze Herzogthum in Anspruch. Sofort ward zu Rü-genwalde Landtag gehalten, auf welchem, nebst denen aus den Prälaten und der Ritterschaft, Neu-Stargard, Greifenberg, Trepow, Stolpe, Rügenwalde, Slawe und Belgard durch ihre Abgeordneten erschienen, und Erich sie mit Mühe dahin brachte, daß sie ihm die Ver-waltung oder das Regiment in diesen Landen zu Pom-mern austrugen, sodaß sie also am 16. Juni 1459 ihm zwar als Verweser und Herrn des Landes, aber nicht als Herzoge und nur auf so lange Zeit ludigten, als er sie gegen seinen Bruder und den Herzog Otto von Stet-tin schützen könnte. Die Schlichter Sajo, Rügenwalde, Belgard und Janow wurden dem Grafen Albrecht von Eberslein und Klaus von dem Borne überantwortet, daß man, alsdann, wenn Herzog Bratislaw XI., Erich's Bruder, und Otto III., sein Vetter, ihre Zusprache an dieses Land mit Recht versehen würden, nachdem der Ausspruch durch die Landstände nach ihren Rechten fal-len würde, mit solchen Ämtern und Schlichtern verführe. Daraus ertheilte Erich der Landchaft gewisse Privilegien, unter welchen auch dieses sich befand, daß, wenn in die-sem Lande zu Pommern eine Lehn ohne Erbverlehen lösbarke, und einer von der Lehn Verstorbenen Lächter⁸⁾ hinterließe, die Lächter ihres Vaters Erbe und Lehn bei ihrem Leben (auf Rechten) besitzen sollten. Mit jenem Landtagschlusse wollten sich die andern beiden Fürsten nicht zufrieden stellen. Der Zwist wegen des Erich'schen Erbes ward endlich im J. 1461 durch den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und die Herzoge von Med-lenburg auf diese Weise ausgemacht: der Herzog Otto III. von Stettin erhielt die eine Hälfte, nämlich das Land zwischen der Swine und Golberg, die Brüder Erich II. von Wolgast und Bratislaw XI. von Barth die andere Hälfte oder Hinterpommern, sodaß Erstere seinen Bru-

der zur Mitregierung und Mitnuzung lassen mußte, doch fand er ihn durch Abtretung anderer Ortshäfen ab, so-daß Bratislaw seit dieser Zeit über Rügen, Greifswald, Anklam und Demmin herrschte. Seinen Unterthanen, oder den Mannen und Städten der Lande Stolpe, Rügenwalde und Slawe ertheilte Herzog Erich im Jahre 1463 den gewöhnlichen Privilegienbrief. Seine Gemah-lin, die nächste in der Verwandschaft, besteht die Paar-schaft nebst darauf bezüglicher Zubehör. Zwischen Stet-tin und Stargard hatte sich, wegen Ausschiffung des Kornes zu Stenwart, deren sich die Stargardischen anmaß-ten, im J. 1454 eine Fehde erhoben, mit welcher sich endlich auch Erich's II. Theil befaßte, indem die Star-gardischen ihn zu sich in die Stadt nahmen und ihm das Land des Königs Erich, über welches zwischen ihm und seinem Bruder Bratislaw und dem Herzoge Otto III. von Stettin Streit obwaltete, einnehmen halfen. Nun sandte auch Erich II., nebst etlichen vom Adel und der Stadt Greifenberg, den Stettinischen einen Abfragebrief zu. Die Stargardischen und Stettinischen fügten sich gegenseitig Schaden⁹⁾ zu, bis endlich dieser Streit bei jener Gelegenheit beigelegt ward, als die sämtlichen Fürsten wegen des Landes des Königs Erich einen Ver-trag schlossen, und auch zugleich zwischen den beiden Städten Stargard und Stettin einen Friedensstand er-richteten, mit dem Beringe, daß jeder Theil sich auf ei-nen ordentlichen Proceß und Ausführung seiner Gerech-tigkeit, die er habe, verweisen ließ. Die Fehde¹⁰⁾, welche zwischen denen von Schwerin und denen von Anklam in den Jahren 1460—1461 geführt ward, wurde dadurch beigelegt, daß Herzog Erich II. sich ins Mittel schlug, einen Schaden gegen den andern verglich und beiden Parteien bei 6000 Rthl. Frieden gebot. Herzog Bogislaw VIII. und Erich I. hatten nicht hindern kö-nen, daß die Stadt Golberg sich unabhängig gemacht. Sie führte mit den Domberrn und Daniel von der Osten Krieg. Als die herzoglich-stettinische Linie erlosch, so hoffte der Kurfürst von Brandenburg die Bürgerstadt von Golberg auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Hilfe Stettin zu erlangen; aber der Bürgermeister Hans von Schliesen schlug seine vortheilhaften Anerbietungen aus, und lehnte mit der gesammten Bürgerstadt unter die Hoheit des Herzogs Erich II. 1466 jurid¹¹⁾, und hierauf ward der Zwist mit dem Mecklenburger und die Re-publik, die 18 Jahre gewährt, beendet. Bevor wir zu dem Werthwürdigsten in Erich's II. Geschichte, nämlich zu seinem Kriege mit Brandenburg, schreiten, müssen wir noch Folgendes bemerken: Während der großwüthigen Unruhen, von welchen wir oben gehandelt haben, war Erich II. Theilnehmer an dem noch fortwährenden Kriege der preussischen Stände mit dem trauischen Orden, und verlor in einem Gefechte 13 angesehenen Männer dadurch,

7) Der dänische Reichsrath hielt die darunter befindlichen, in Silber gestrichen, Einkörner für Reichthümer, und scherte sie von der Herzogin jurid, aber vergeblich; f. *Heistfeld*, Danmarks Riges Krønike, II. B. p. 896. 8) h. d. Lächter, welche Männerleihen ohne dieses Privilegium nicht ehen konnten.

9) f. das Rühre Mirclius, Vom allen Pommernlande. S. Bb. S. 264. 10) f. das Rühre darüber bei Demselben a. a. O. S. 283.

11) Herzog Erich nimmt in der auf seinem Schlosse Rügenwalde am Tage Circumcisionis 1466 gegebenen Urkunde die Stadt Golberg in seinen Schutz (f. seinen Brief des Königs, Orig. Power. p. 233—236).

daß sie in die Gefangenhaft des Ordens gerietten. Erich war an der Auslösung derselben viel gelegen. Der Orden verlangte für dieselbe das Schloß Kauburg, welches Erich von dem Könige Kasimir von Polen und der Stadt Danzig zur Verwahrung erhalten hatte. Erich sandte die danziger Besatzung zurück, und eröffnete sodie, als sich die Ordenskräfte zur Belagerung rüsteten, ihnen (den 18. Sept. 1460) das Schloß, obgleich sich die Einwohner erbaten, die Gefangenen auf ihre Kosten auszulösen und das Schloß zu verteidigen. König Kasimir nahm dem Orden Schloß hinweg und näherte sich dem Schloße Kauburg. Unter diesen Umständen wollte die Besatzung des Ordens sich nicht dem ungewissen Schicksale überlassen, nahm von dem Herzoge für die freigelassenen Gefangenen 8000 fl. und gab ihm nach einem nur achtzigtägigen Besitze das Schloß, welches seitdem bei dem Herzogthume Hinterpommern verblieb¹²⁾. König Kasimir erneuerte mit dem Herzoge Erich kurz nach Himmelfahrt 1466 das Bündniß¹³⁾. Erich bedurfte auch damals eines Bundesgenossen, da er in die schwierigsten Verhältnisse verwickelt war.

Herzog Otto III. von Stettin war im J. 1464 ohne Leibeserben gestorben. Albrecht Glinde, ein geborner Brandenburger aus Neu-Ruppin, Bürgermeister zu Stettin, warf Otto's Schild und Helm in das Grab, gleich als wenn der Stamm des stettinischen Herzogthums erloschen wäre; aber der Edelmann Franz von Eichstädt sprang alsbald ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus, und erklärte, daß dieser Stamm nicht erloschen sei, so lange Herzog Erich II. und Herzog Bratislaw X. (XI.) lebten, die seine natürlichen Erben und Nachfolger seien. Die meisten anwesenden Landstände gaben ihm Beifall, und überbanden den Herzogen Erich und Bratislaw den zerbrochenen Schild und Helm, und erbaten sich zur Huldigung, welche auch von dem Herzoge Erich II. verlangt ward, sich jedoch verzögerte, weil Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg den stettinischen Landständen seine Befugnisse zur Nachfolge vortragen ließ. Er begründete diese besonders auf den zwischen dem Hause Brandenburg und dem Hause Stettin im J. 1338 geschlossenen und von dem Könige Ludwig dem Baier bestätigten Erbvertrag, welcher auch im J. 1417 die kaiserliche Bestätigung erhalten. Die Herzoge von Pommern-Wolgast haben durch Stillschweigen die brandenburgischen Rechte anerkannt, auch sei die Geschichtsfolge und gemeinschaftliche Abstammung der Herzoge von Pommern zu Stettin und Wolgast noch nicht ausgebracht, auch führen die wolgastischen Fürsten einen schwarzen Greif, während der stettinische roth sei, auch

haben sie die Lehnsabhängigkeit veräußert. Aber die Herzoge Erich und Bratislaw wandten ein, der von ihren Vorfahren ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung im J. 1338 geschlossene Erbvertrag könne ihnen nicht nachtheilig sein, und habe auch durch die kaiserliche Bestätigung keine Gültigkeit erlangen können. Die gemeinschaftliche Abstammung ihres und des stettinischen Hauses sei unfreilich und die Abänderung des Wappens und Titels willkürlich. Die veräußerte Lehnsabhängigkeit endlich sei eine mit dem Kaiser abzumachende Sache. Während dessen ergreifen die Herzoge Erich und Bratislaw Besitz von dem Fürstenthume Stettin. Kurfürst Friedrich wandte sich an den Kaiser und erhielt die Bezeichnung, bevor noch die wolgastischen Herzoge darum ansuchen konnten. Diese ließen durch Dr. Matthias von Wödel und Jacobus Bernkow und andere Abgesandte, Professoren und Doctoren der neuen Universität Greifswald dem Kaiser ihre Rechte so gründlich darstellen, daß der Kurfürst im Unwillen ausrief: es sei unbegreiflich, wie die Pommern, die immer sich hätten zurechtfinden lassen, jetzt so staatsklug verfahren, und daß der Kaiser den wolgastischen Herzogen einen Lehnseindult auf ein Jahr und die Zusage ertheilte, daß die Bezeichnung erfolgen solle, sobald sie die Huldigung würden empfangen haben und selbst vor ihm erschienen; aber die Landstände verweigerten jetzt die Huldigung, weil sie sich vor einem Kriege mit Brandenburg fürchteten. Kurfürst Friedrich setzte seine Unterbandlungen am kaiserlichen Hofe fort; aber jeder Theil hatte die vorteilhaftesten Sprüche des wankelmüthigen Kaisers für sich. Daher entschloß sich der Kurfürst mit den Herzogen selbst, gütlich zu verhandeln; aber die im J. 1465 zu Prenzlau zwischen den kurländischen und pommerschen Landständen gepflogenen Unterbandlungen waren ohne Erfolg, weil die Herzoge von Pommern sich auf die Günst des kaiserlichen Hofes und die von demselben erhaltenen vorteilhaften Verordnungen stützten. Doch ward von den Landständen bei der Theile den 25. Jan. 1466 zu Solzin zwischen den pommerschen Herzogen und dem Kurfürsten von Brandenburg¹⁴⁾ folgender Vertrag vermittelt: Das Fürstenthum Stettin sollte zwar den Herzogen von Pommern-Wolgast verbleiben und ihnen in demselben gehuligt werden, doch sollten die Landstände und Unterthanen auch dem Kurfürsten von Brandenburg die Eventualhuldigung leisten. Die Herzoge sollten sich außerdem anheischig machen, sowohl über ganz Pommern, als auch über die Insel Rügen die Lehen, doch unentgeltlich, von dem Kurfürsten und dessen Nachfolgern zu nehmen, also daß, nach gänzlichem Abgange ihres Stammes, ihre sämtlichen Länder dem Kurfürsten von Brandenburg zufallen sollten. Doch bedungen sich beide Theile auch,

12) Schwarz a. a. D. S. 581. Gebhardt a. a. D. S.

147. 13) f. die Urkunde des Königs Kasimir von Polen in *Pomeraniae Diplomatica*. No. 189 bei Schöppen und Krepplin, *Diplom.* T. III. p. 145. 146. Erich wird darin genannt: *Princeps, Dominus Ricus, Stetinensis, Pomeranus, Casubinus, Slavice Dux, Ruginens principis ac Comes Gerkow.* Der König sagt, daß er mit seinem geliebten Bruder (Erich) gütlich verhandeln will, er *scilicet nostrae praesentis Principis Dominus Sophiae, Ducinae Pomeraniae thera.*

X. Guep. v. B. a. S. Gie Stettin. XXXVII.

14) Der Kurfürst von Brandenburg erbot sich, bei den Unterbandlungen, welche er zu Anfang des J. 1466 mit den Herzogen Erich II. und Bratislaw und den stettinischen Ständen pflegen ließ, seine Rechte den Herzogen abzutreten, wenn sie ihm ein fürstliches Haus zu Stettin, die Stadt Pasewalk und das Land an der Zetina abtreten wollten; aber die Herzoge verwarfen diesen Vorschlag.

daß Alles von seiner Gültigkeit sein sollte, wofern nicht der Kaiser dieses genehmigen würde; aber es erfolgte ein kaiserlicher Spruch, daß das Herzogthum Stettin ein unmittelbares Reichslehn sein und bleiben sollte. Diese Erklärung des Kaisers, welche zweimal, 1466 und 1468, stattfand, war in dem Mandate an die Herzoge vom J. 1468 mit der Unterfugung, das Herzogthum Stettin von einem andern Herrn, als ihm selbst, zu Lehn zu nehmen, bei einer Strafe von 1000 Mark Gold verbunden. Doch machten sich die Herzoge Erich und Wratislaw den seldiner Vertrag insoweit zu Nutze, daß sie sich noch in dem Jahre 1466 von der stettinischen Landschaft kuldigen ließen, und auch die Huldigung von der Stadt Stettin im folgenden Jahre (1467) erhielten. Kurfürst Friedrich entschoß sich, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, verband sich mit dem Könige von Böhmen, den Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz und Sachsen, den Herzogen Wilhelm von Sachsen, Friedrich und Otto von Braunschweig, Heinrich, Albrecht und Ulrich von Mecklenburg und seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Johann von Sachsen-Laurenburg, und konnte dabei noch auf seinen Bruder, den Markgrafen Albrecht, zählen. Das Erste, was er that, war, daß er der Stadt Stettin die Zufuhr sperrte, und auch seine Bundesgenossen ersuchte, allen Handel und Wandel mit derselben aufzuheben. Die Bundesgenossen des Kurfürsten künftigen den beiden pommerischen Herzogen Erich und Wratislaw den Krieg an, so daß von 18 Fürsten an dieselben 1468 die Kriegserklärungen fast auf einen Tag einkamen. Der Kaiser ließ Abmahnungsschreiben an den Kurfürsten von Brandenburg und dessen Bundesgenossen ergehen, doch erfolglos. Der Kurfürst eroberte Werra, Gartz, Ködemitz und Langelow. Zu der von ihm gesuchten Hauptschlacht jedoch ließen sich die Herzoge Erich und Wratislaw wohlweislich nicht bringen, sondern strebten bloß, die kleinen Städte und Schlösser zu verteidigen, und verließen sich auf die Treue der größeren, daß sie sich selbst erhalten würden. Mit ihren kleinen Scharmählen schwächten sie das brandenburgische Heer sehr, da sie mit Glück die Partien angriffen, welche auf Hülferingen ausgingen, weil ein großer Mangel an Lebensmitteln in ganz Pommern entstanden war. Der Kurfürst machte daher den wichtigen Anschlag, Stettin selbst bei Nachtzeit zu überrumpeln; aber er mißlang. Treptow an der Tollener eroberten zwar die Mecklenburger und besetzten es mit 200 Mann, allein Herzog Erich nahm es bald wieder durch eine Kriegslist ein und hiel nun dem Herzoge Ulrich von Mecklenburg, Stargard ins Land. Vergebens war die Belagerung Greifenhagen durch den Kurfürsten wegen der tapferen Gegenwehr der Belagerten. Herzog Erich warf sich in die Stadt Pory, und that den Brandenburgern durch ausgeschickte Partien ihren Abbruch und schnitt ihnen die ohnedies nur spärlich vorhandenen Lebensmittel ab. Die Stralsunder vermittelten einen Waffenstillstand. Während desselben wurden im Winter von 1468—1469 verschiedene Zusammenkünfte angestellt, um den völligen Frieden herzustellen; wohl aber kein Theil dem andern nachgeben

wollte, waren alle Unterhandlungen vergebend. In dem neuen Feldzuge im J. 1469 hatte der Kurfürst nicht nur selbst ein starkes Heer zusammengebracht, sondern auch die mecklenburgischen Hülfskräfte unter den Herzogen Heinrich und Ulrich bildeten eine ansehnliche Verstärkung. Kurfürst Friedrich belagerte im J. 1469 wiederholt Pasewalk, jedoch ohne es einzunehmen, und schnitt dann zur Belagerung Udermünde¹⁵⁾, wozu er sich zugleich auch des mecklenburgischen Hülfsheeres bediente. Während der Belagerung Pasewalks und dann Udermünde¹⁶⁾ durch das brandenburgische und mecklenburgische Heer fielen der Landvoigt von Schiefelbin, Jacob Polenzky, und sein Sohn Christoph in Pommern ein, schlugen den Voigt von Belgard, Karsen Bopernow, bei Langen-Siegemann, machten 300 Mann nieder und nahmen 100 gefangen, überrumpelten hierauf auch Görlin und raubten dem Bischofe von Camin 24 Reihige und 50 Wagen voll Waisfen. Hierfür nahm jedoch Herzog Erich auf einer andern Seite der Neumark Rache. Er streifte dahin von Pory aus. Nach Kocelius machte sich Herzog Erich bei den Neumarkern so fürchtbar, daß sie noch zu seinen (des Kocelius) Zeiten zu einem bösen Menschen gesagt: Du ole Herze Geheike¹⁷⁾ (d. h. alter Herzog Erike) (Erich). Die Verheerungen, welche dieser anrichtete, bewogen den Kurfürsten am meisten, die mit so vieler Anstrengung betriebene Belagerung Udermünde¹⁸⁾ aufzuheben und seinen bedrängten Unterthanen zu Hülfe zu kommen. Zu Udermünde¹⁹⁾ Entlang rückte auch Erich's Bruder mit einer starken Mannschaft aus Rügen, Stralsund, Barth und Anklam heran. Da der Kurfürst jetzt abzog, rückte Wratislaw den seinen Ländern zugefügten Schaden durch einen verderblichen Einfall in die Udermark. Der Kaiser ließ im Juli 1469 ein Abmahnungsschreiben an die kriegenden Theile ergehen. Auf Ansuchen der Herzoge Erich und Wratislaw, welche dem Könige Kasimir damit schmeichelten, daß Pommern vor Alters ein Stück von Polen gewesen sei, und daß sie sich unter seinen Schutz begeben wollten, legte auch er sich ins Mittel. Zwar mußte diese Mitterthat aus dem eben angeführten Grunde dem Kurfürsten von Brandenburg verdräglich sein; doch nahm dieser sie an, weil Kasimir²⁰⁾ auch an des Kurfürsten Grundhaft aus wichtigen Gründen²¹⁾ gelegen sein mußte. Auf dem polnischen Reichstage zu Ende des Octobers 1469 zu Petrikow in Gegrnmarkt des Königs Kasimir zeigten der Bischof von Lubus, Friedrich von Seifemann und einige andere als brandenburgische Gesandten die kaiserlichen und pommerischen Urkunden vor, durch welche dem Haufe Brandenburg die Lebensberechtigung über Pommern erteilt worden war. Dionysius von Oßen, als pommerischer Gesandte, führte dagegen an, daß Pommern vormals zu Böhmen gehört habe. Dieser Behauptung widersprach der Bischof von Lubus, und schlug vor, die jüngere polnische Prinzessin mit Friedrich, dem zehnjähr-

15) Es ist aus dem Herzoge böhmisch Herze geübet und das g zu Erike gegeben.

16) f. Buchholz, Berf. einer Gesch. der Kurmark Brandenburg. S. 22. S. 125.

eigen Sohne des Markgrafen Albrecht, zu verloben. Dieser Antrag ward von polnischer Seite in Ueberlegung genommen. In den Vorschlag der Polen, über diese Streitigkeiten durch die Rechtsgelehrten zu Kralau erkennen zu lassen, gingen die brandenburgischen Gesandten nicht ein; daher gab König Kasimir den pommerischen und brandenburgischen Botschaftern einen Gesandten mit, welcher die begonnenen Unterhandlungen zum Schlusse bringen sollte. Dieser bewirkte endlich auf dem Reichstage zu Biele, daß ein Waffenstillstand auf eine unbestimmte Zeit abgeschlossen ward; doch sollte jeder Theil gehalten sein, wenn er nicht Lust hätte, denselben länger zu beobachten, dem andern einen Monat vorher den Krieg anzukündigen, bevor er zu Feinde zöge. Kurfürst Friedrich, der Regierung überdrüssig, trat diese im J. 1470 an seinen Bruder Albrecht ab. Während des Krieges hatte Kurfürst Friedrich den Proceß gegen die Herzoge Erich und Bratislaw am kaiserlichen Hofe fortgesetzt. Der Kaiser betrachtete zwar Pommern-Stettin für ein Reichtheil, fand aber, daß der letzte Herzog Otto und sein Vater Joachim die Lehnsempfängnisse versummt hätten. Dem zufolge forderte er beide Theile vor sich, daß er nicht allein ihre Gerechtsame anhöre, sondern auch die kaiserlichen und Reichsgerechtigkeiten auf das erlaubte Land vordringen lasse. Die Herzoge wandten eine Ursache vor, warum sie nicht persönlich erscheinen könnten, und schickten ihren Gesandten Dr. Matthäus von Bedel ab, daß er nicht allein ihre Gerechtigkeiten handhabe, sondern in ihrem Namen die Lehen empfinde. Der Kaiser aber bestand darauf, es sollte, wo nicht beide, doch einer von den pommerischen Fürsten sich persönlich stellen, und setzte dazu aufs Neue einen Termin an. Hieron ließ Matthäus von Bedel umständlich Nachricht an die Herzoge abgehen, und kark darauf pöblich. Wegen Unsicherheit der Wege verließ der Termin, bevor die Herzoge von dem Vorgefallenen Kunde erhielten. Sie erschienen daher weder selbst, noch sandten sie Jemanden. Unter diesen Umständen ertheilte der Kaiser den 12. Dec. 1470 dem neuen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg die Befehlung nicht nur über das Kurfürstenthum Brandenburg und den künftigen Anfall von Mecklenburg, sondern auch über das Herzogthum und Fürstenthum Stettin, Pommern, Cassuben, Wendin und Rugen. Den 17. Dec. des genannten Jahres erließ der Kaiser an die stettinischen Landstände Befehle, daß sie dem Kurfürsten Albrecht als ihrem rechtmäßigen Herrn gehorchen und ihm huldischen sollten, und schrieb an die Herzoge, die er nun die Herzoge zu Bolzog und Barth nannte, daß sie den Kurfürsten an der Bestätigung der von Otto III. hinterlassenen Länder nicht hindern sollten, und hob zu diesem Zwecke alle in dieser Sache vorhergegangenen widerigen Befehle auf. Die Herzoge jedoch fertigten andere Gesandte, den Dr. Georg Walter und Jaroslav Bernekau, an den Kaiser und den Reichstag nach Regensburg, ab, und ließen durch sie ausführen, daß die Lehen des Herzogthums Stettin nicht erledigt, noch an das Reich, sondern an die nächsten Kettern des verstorbenen Herzogs verfallen seien, und baten, sie ihres Lehen, die sie

in Besiz hätten, nicht zu berauben, sondern vielmehr die dem Kurfürsten geschehene Bezeichnung zu widerrufen und zu cassiren. Der Kaiser nahm auch die Sache nochmals vor, und vertheilte beide Theile gegen einander in seiner und der Kurfürsten und Fürsten Gegenwart. Nach dem Ausspruche derselben wurde zu Recht erkannt, daß es bei dem vorigen Ausspruche des Kaisers zu lassen, die Herzoge Erich und Bratislaw mit ihrem Gesuche abzuweisen, und dagegen der Kurfürst Albrecht bei seiner, durch kaiserliche Bezeichnung bestätigten, Gerechtigkeit zu handhaben wäre. An die stettinischen Landstände wurden neue kaiserliche Befehle ausgefertigt, daß sie sich bloß an Kurbrandenburg halten sollten, und den benachbarten Fürsten und Ständen gebot der Kaiser, dem Kurfürsten Albrecht benötigten Falls Beistand zu leisten und ihm zum Besize der stettinischen Lande zu verhelfen. Auf Bitten der Herzoge Erich und Bratislaw ernannte der Kaiser jedoch den Bischof von Augsburg und den Reichserbmarschall von Pappenheim zu Commissarien zur Ertlung eines gültigen Vergleichs zwischen beiden Partien. Sie kamen nach Pommern in den Fasten 1472, und es wurde unter ihrer Vermittelung zu Biele an der märkisch-pommerischen Grenze die Unterhandlungen zwischen den Kurbrandenburgischen und pommerischen Räten begommen, während welcher sich der Kurfürst zu Königsberg, und die Herzoge Erich und Bratislaw zu Bahn in der Nähe aufhielten. Die kaiserlichen Commissarien, welche die Gründe der Herzoge untersuchten und einen Vergleich entwarfen, sahen ihre Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt. Nach Buchholz bestanden die pommerischen Fürsten um desto hartnäckiger auf ihrem vermeinten Rechte, weil sie Mittel gefunden hatten, dem Kurfürsten die Hilfe eines bisher sehr nützlichen Bundesgenossen zu entziehen, nämlich des Herzogs Heinrich VI. oder des Dieten von Mecklenburg. Zwar hatte dieser im J. 1471 nach dem Tode Herzog Ulrich's II. zu Stargard alle Länder seines Hauses zusammen bekommen, und dieses hätte ein starker Zuwachs seiner Macht sein können, aber seiner üblen Haushaltung wegen waren doch seine Cassen so leer, daß er den Krieg, welchen er im Bündnisse mit dem Kurfürsten Friedrich II. ziemlich eifrig hatte führen helfen, wol nicht fähig fortsetzen konnte. Er schloß daher mit den Herzogen von Pommern Frieden, entlagte, dem Kurfürsten gegen Pommern ferner beizustehen, und verlobte seinen Sohn Johann mit Sophia, der Tochter des Herzogs Erich II. Sie ward, weil der Bräutigam vor dem Beilager starb, hernach die Gemahlin seines anderen Sohnes, des Herzogs Magnus. Herzog Bratislaw ließ sich Mogolena, die Tochter des Herzogs Ulrich von Stargard, in seinem hohen Alter ehlich beilegen. Herzog Heinrich von Mecklenburg betrieb von dieser Zeit an, die Herzoge von Pommern mit dem Kurfürsten in der Güte zu vertragen¹⁾, und veranlaßte eine Zusammen-

1) Nach Pauli müßte der Krieg in vollen Flammen wieder ausgebrochen sein. Aber ließ der Kaiser nach dem zerrissenen Congresse zu Biele neue Befehle an einige Reichsstände ergehen, dem Kurfürsten Albrecht zur Bestätigung des stettinischen Fürstenthums

kunft zu Prenzlau, wohn er selbst mit seinen drei Söhnen, Johann, Magnus und Balthasar, kam, und wo sich auch Kurfürst Albrecht mit zweien von seinen Söhnen, dem Kurprinzen Johann und dem Markgrafen Friedrich, sowie auch die Herzöge Erich und Bratislav von Pommern einfanden. Hier wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, kraft dessen der Kurfürst Albrecht und das brandenburgische Haus überhaupt dasjenige, was Albrecht's Bruder, Kurfürst Friedrich II., in dem vorigen pommernischen Kriege von den stettinischen Landen erobert hatte, oder nach dem Ausbruche der darüber gefertigten Urkunde *) Namen, Heim, Schild, Land, Reute, Schloß, fester, Städte und Vassalschaft, die die Markgrafen von Brandenburg erblich inne hatten, behielt, den Anfall aber das Erbsolgrecht in allen pommernischen Herzogthümern bekam, und Stettin **), Pommern, Cassubien, Wenden und Rugen als ein freies Reichsaussereichen, den Herzogen von Pommern vermittelst eines Handschlags verließ. Der Vergleich ward zu Anfange Juni's 1472 geschlossen. Zur Annahme der Beziehung verstand sich blos Herzog Erich, nicht aber sein Bruder Bratislav. Dennoch bekräftigte der Kaiser den Vertrag von Prenzlau den 5. Mai 1473 und gab die pommernischen Herzogthümer dem Kurfürsten zu Lehn ***). Der viele Verdruss, welchen dem Herzoge Erich der pommernische Krieg gemacht, ward durch das läbliche Vertragen seiner Gemahlin Sophia vermehrt. Sie schloß ihren Gemahl von dem Gebrauche der beweglichen Kostbarkeiten und des

Schahes aus des Königs Erich Verlassenschaft aus. Der Herzog Erich sandte sie mit seinen drei Söhnen Bratislav, Kallimr und Bogislaw nach Rugenwalde, um sie in dem Kriege mit Brandenburg in Eiderstedt zu setzen. Als er nachher sie um Verzicht auf Västener zu den Kriegskosten bat, ward er auf Antrieb einiger ihrer Hingelinge zurückgewiesen. Er forberte seine Gemahlin zu sich, aber sie zeigte sich widerspenstig, blieb in Rugenwalde, betrug sich daseibst als Landesherrin, und veranstaltete ein Mißverhältniß zwischen ihrem Gemahl und seinen Anhängern. Wegen der Mißthelligkeit zwischen beiden Gatten waren etliche Kinder *) bei dem Vater, die anderen bei der Mutter. Ja! man will ausgehen, bemerkt Nicrälius, als wenn die Mutter an dem Tode des einen jungen Prinzen, den sie bei sich hatte, schuldig sei; und dem andern, Bogislaw, auch nachgestellt habe und auch den bösen Willen zu Werke gerichtet habe, wenn nicht ihr Varr den Prinzen erinnert: Er sollte das Mutterbrod, das sie ihm gegeben, dem Hunde vorwerfen. Der Hund soll den andern Tag darauf gestorben sein. Gewiß ist, daß Bogislaw von seiner Mutter aufricht vernachlässigt wurde **). Doch ward er Erich's II. ruhmvoller Nachfolger. Seine beiden älteren Brüder starben in dem nämlichen Jahre (1474), in welchem ihren Vater der Gram über das Familienverlust hinraffte. Er verschied zu Wolgast.

Erich von Sachsen, f. Erich von Lauenburg.

VII. Herzöge von Schleswig oder Südbütland. 1) Erich I., zweiter Sohn des dänischen Königs Abel und Mechthild's, der Tochter des Grafen Adolf IV. von Holstein, nahm nach dem Tode seines Bruders Waldemar im J. 1257 das Herzogthum Südbütland als Erbe in Anspruch, wiewol, als sein Bruder dieses Herzogthum erhielt, die Versicherung nicht damit verbunden war, daß es ihm erblich überlassen werde. König Christoph verweigerte es Erichen. Es entbrannte Krieg. Der König kam mit Truppen nach Schleswig. Erich sah sich dieser Macht nicht gewachsen und begab sich in das Innere Holsteins. Der König nahm alle schleswigen'schen Festungen ein und setzte neue Befehlshaber darüber. Abel's Sohn hatte an dem Erzbischofe Jacob Erichson einen Verbündeten seiner Partei, und dieser suchte ihm den Weg zum Throne zu bahnen *). Unterstützung von den Grafen Gerhard und Johann von Holstein, sandte Erich, in Verbindung mit dem Fürsten Jaromar von Rugen, im Frühlinge 1259 auf Seeland, schlug die dem damals noch lebenden König Christoph treu gebliebenen Kandidate bei Rønne, und eroberte Seeland. Christoph I. starb den 29. Mai 1259. Sein Sohn, König Erich IV., welcher den dänischen Thron bestieg, wurde wegen des Herzogthums Südbütland angegangen, das Erichen, Abel's Söhne, daselbst mit der Gewalt freier Herrschaft übergeben werden sollte. Der König aber und seine Mutter, die Königin, meinten, Erich habe alles Recht auf dieses Herzogthum

beyfällig zu sein; aber sie hatten schwerlich zu den Waffen gegriffen. Manheims die Stadt büdet einflußigste sich in einem am Freitage der Jubilate 1472 geschriebenen Schreiben wegen der von ihr geforderten Hülfe für den Kurfürsten von Brandenburg gegen die Fürsten Erich und Marquard zu Mecklenburg und Wörlitz (s. die Urkunde bei Gercken, Diplomat. Vetus. March. Brandeb. T. II. No. 233. p. 653 — 657).

18) Urkunde bei Gercken, Cod. Diplomat. Brandeb. T. VIII. p. 495. 19) Dasjenige nämlich, was der Kurfürst Friedrich von Brandenburg von dem Herzogthum Stettin nicht erobert hatte, überließ Albrecht dem Herzogen Erich und Bratislav von Pommern, doch unter der Bedingung, daß sie ihm darüber die Lehnspflicht, ihre Untthanen aber die Erbschuldung leisten sollten. 20) Der Kurfürst Albrecht meinte veranlaßt den Schloß der Bergseite in einem den 1. Juni 1472 zu Angermünde geschriebenen Schreiben dem Herzoge Wilhelm von Sachsen. Nach Müller, Poell. Nachsch. und Andern wäre der Vergleich zu Prenzlau erst den 5. Juni geschlossen worden. Daß dieses aber nicht ganz genau sei, zeigt Häberlin (Die allgem. Reichsg. Neue Hft. 6. B. S. 685. 686). 21) über den vom Herzoge Erich und dessen Bruder Bratislav geführten Krieg ist besonders bemerkenswerth ein ungedrucktes Protocol mit der Aufschrift: Chronica de ducibus Stettinensibus et Pomeranis inter Marchiones Brandenburgenses et Ducem Stettinensium continens litteras — ab An. 1464 usque ad An. 1472 agitatum. welche Schwarzg., Berl. chron. pomm. rüg. Erbnbft. S. 590, benutzt; ferner Müller, Reichsarch. Theatrum unter A. Friedrich V. 2. Th. 5. Buch. Cap. 16. S. 1—18. S. 5. 593—610. Matthies Boering, Contin. Chron. Th. Eingeb. ad an. 1464. Incerti Auctoris Chronica. Slavica bei Einbendrog, Script. Sept. Aug. von Fabricius S. 229—231. Alb. Arnstadius, Vandalia. Lib. XII. Cap. 32. Lib. XIII. Cap. 2. Friedeborn, Histor. Besch. der Stadt Altm. Stettin in Pommern. S. 106. 110. Mehrere Schriftsteller s. noch bei Häberlin a. a. D. S. 526. 539.

22) Außer den drei Erichen hatte Erich vier Töchter. 23) s. die allgem. Gesch. d. D. u. R. II. Th. 1. Sect. S. 810.

1) f. allgem. Gesch. d. D. u. R. 2. Sect. 13. Th. S. 69, wo Jacob's Bestrebungen für Erich näher angehen (s. f.).

verloren, weil er mit den Feinden des Vaterlandes und mit den Bischöfen ein Bündniß gemacht und sammt seinem Bruder Waldemar gegen das Reich Krieg erregt. Indessen wollten sie, wie sie zu erkennen gaben, dulden, daß er diese Praefectur auf die bei den Vorfabren gebräuchlich Weise und auf Gnade, nicht aber, wie der Herzog selbst wünschte, auf ewig und als erblich erhalten sollte. Diejenigen, welche dieses Landesgebiet bewohnten, folgten größtentheils von freien Stücken dem Herzoge. So kam es in Kurzem zum Kriege, denn überdies fehlten auch die Grafen von Holftein, Gerhard und Johann, mit ihrer Hilfe nicht, da sie lieber einen ihnen gemeinen Fürsten, als das Reich oder den König zum Nachbar haben wollten. Erich erhielt daher nicht bloß von ihnen, sondern von anderwärts der Hülfswilligkeit, und zog in das Herzogthum, um es als ein erbliches Besitztum inne zu haben. Auf der andern Seite rüsteten sich der König und die Königin Mutter zum Kriege. Beide Hete trafen sich auf der Lohede unweit Schleswig. Eine sehr scharfe Schlacht ward (den 29. Juni 1261) geschlagen. Erich führte die Holfsteiner an, und das Fußvolk derselben war schon in die Flucht geschlagen, als die beiden dänischen Feldherren, Peter Hindson und Iver Tageson, man weiß nicht, ob aus Furcht, oder aus Eiß, oder von der Noth gedrängt, mit der Reiterei rückwärts zu gehen begannen. Als das Fußvolk, welches bisher die Oberhand gehabt hatte, dieses sah, zerstreute es sich auch selbst. Daher war der Sieg auf der Seite des Herzogs Erich. Aufser Andern wurden der König, die Königin und der Bischof von Schleswig, welche, um den Ausgang der Schlacht abzuwarten, in einem benachbarten Dorfe weilten, von den Siegern überrascht und gefangen. Die Königin wurde von Schleswig nach Hamburg gebracht, der König verstarb in Norburg auf der Insel Alsen in der Haft des Herzogs Erich und der Bischof von Schleswig war dem Grafen Johann von Holfstein übergeben. Der Erzbischof Jacob benetzte den Herzog Erich und die Grafen von Holfstein, die hohen Gefangenen in Ketten zu schlagen. Durch des Herzogs Albrecht von Braunschweig siegreiche Heerfahrt gegen die Grafen von Holfstein, im J. 1261, und durch seine Unterhandlungen auf den Fürstentagen zu Luedinburg und Salzwedel, im J. 1262, wurden die Grafen von Holfstein gezwungen, die Königin freizugeben. Sie that nun alles Mögliche, auch ihrem Sohne die Freiheit zu verschaffen. Sie erlangte dieses auch endlich auf folgende Weise. Der König ward dem Markgrafen Otto von Brandenburg zur Verwahrung überliefert, und der Markgraf, welcher Kundschaft als Pfand für 6000 Mark Silber inne hatte, übergab dieses dem Grafen von Holfstein. Endlich bei der Feiert der Vermählung der Tochter des Grafen Gerhard von Holfstein mit Johann, dem Bruder der Markgrafen Otto des Langen und Albrecht's von Brandenburg, welche zu Hamburg 1263 stattfand, ward die Sache dahin verglichen, daß König Erich freigelassen werden und dem Herzoge Erich das Herzogthum Schleswig zu Lehn^{*)} gegeben und

der König, wenn er das Alter erreicht, die Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg ohne Brautkauf heirathen sollte, wofür er die Schuld von 6000 Mark Silber auf sich genommen hatte. Der König Erich VI. lebte im J. 1268 von dem gleichnamigen Herzoge das verpfändete Schloß Kolbinghus ein, welches er besetzte. Im J. 1272 griffen König Erich VI. und Herzog Erich I. wieder zu den Waffen, und zwar aus folgenden Ursachen: Den König kranke es besonders, daß seine Weir, welche ihm in diesem Herzogthume durch Erbrecht gehörten, mehr als andere beschwert wurden, und nicht gleich den übrigen, welche um Anwendung der Geseze und des Rechtes baten, behandelt wurden. Der Herzog war von dem Könige zu ihm geladen worden, er erschien aber nicht. Auch war Streit wegen Alsen und anderer benachbarten Inseln, von welchen der König, daß sie zu dem Reiche, und der Herzog, daß sie zu Südbütland gehörten, vermeinten. Ähnlichweise tritt man auch über die riser Grenze und über die vorderlichen Güter des Königs, welche in dem Herzogthume gelegen waren, sowie auch über jene Besigungen, welche die Kinder des Königs Abel innerhalb des Districtes des Reiches hatten. Zu diesem kam vielleicht auch die Begierde des Königs, seine und seiner Mutter Gefangenschaft, welche sie von dem Herzoge erlitten, zu rächen. Mit großer Heeremacht drang der König in das Herzogthum (im J. 1271), und nahm vor Alsen zuerst Lyndesliot ein, machte es dem Boden gleich und unterwarf sich dann Hadersleben und Helsing und fast das ganze Herzogthum. Die Nacht, welche der Herzog Erich gegen ihn führte, achtete er für nichts, und die Grafen von Holfstein, welche dem Herzoge helfen konnten, waren nicht zu Handen. Erich starb im J. 1272, so auch Margaretha, die Gemahlin desselben. Über die hinterlassenen Kinder, Abel, Erich¹⁾ und Waldemar, übernahm der König die Vormundtschaft. Mit den größten Kosten hatte Erich das Schloß Gottorp erbaut, und es war gleichsam der Schlüssel und die Wache von ganz Dänemark²⁾.

2) Erich II., war Urenkel des Dänenkönigs Abel, ein Enkel des Herzogs Erich I. von Schleswig und Sohn des Herzogs Waldemar von Schleswig, reiste so gleich nach dem Tode seines Vaters, im J. 1312, zu dem Könige Erich VII. (nach anderer Zählung VI.)

Ducatus Slesvicensis sub jure clericali frui permittetur, sagt Pontanus (Ret. Danic. Hist. p. 361). Erich hatte zwar früher das Herzogthum Schleswig unter anderer Beihung erlangt, und man hätte glauben sollen, er hätte sie nach der siegreichen Schlacht auf der Lohede erlangen müssen; aber die Stillung Erich's war durch die glückliche Hinfahrt des Herzogs Albrecht von Braunschweig gegen Erich's Bundesgenossen, die Grafen von Holfstein wieder möglich geworden.

3) J. Reich, Herzog von Langland. 4) Historia Gentis Danorum bei Emdenbrug, Ausgabe von Fabricius S. 174. — 276. Annales Dan. bei Emdenbrug, Rel. Manuscript. T. IX. p. 216. Albertus Krantz, Saxonia, Frankfurter Ausgabe der Opp. Hist. von 1621. S. 219. 220. Pontanus S. 362. 369. — 361. 364. 365. Gedderbi, Fortf. der allgem. Weltk. 82. Bd. S. 547. 549. 551. — 553. Petrus Landerker, Rer. Hamburg. Lib. II. bei Emdenbrug S. 50. 51.

*) ut ipso (rex) liber dimittas, Ducem Ricum praefectura

König von Dänemark, welcher sich damals zu Bornhöved im Lager befand, und erhielt das ganze Herzogthum Schleswig, wie es sein Vater besessen, nach Beile der Vorfahren, indem er freiwillig eine Fahne empfing und den Eid des Gehorsams und der Treue leistete, und also des Königs Vasall ward. Zwischen diesem und dem Herzoge wurde im J. 1313 die Uebereinkunft getroffen, daß der Letztere all sein Recht, was er auf Langeland und Klein-Friesland in Anspruch nahm, dem Könige nachließ, auch gänzlich auf Wiedererstattung der Kosten, welche des Herzogs Erich Vater, Waldemar, bei der schwedischen Expedition in des Königs Namen und Herzog Erich selbst nützlich bei der Belagerung Rostocks aufgewandt, verzichtete. Ferner versprach Herzog Erich, dem Könige und dem Reiche stets mit 50 Mann, und im äußersten Nothfalle mit seiner ganzen Macht beizustehen. Dagegen trat der König ihm alle freireichen Krongüter, die er bereits besaß, vollkommen ab. Herzog Erich erbaute aber im J. 1314 zwei Schlösser, eins zu Senn und ein anderes zu Gram, und erregte dadurch den Unwillen des Königs. Doch wurde der Ausbruch der Feindschaften durch einen Vergleich getemmt, durch welchen bestimmt ward, daß alle Streitfälle, welche zwischen dem Könige und dem Herzoge obwalteten, auf ein Jahr ausgesetzt sein sollten; während dessen sollten beide Theile freundschaftlich gegen einander handeln und keine etwas zu des Andern Schaden unternehmen. Der Herzog sollte als Vasall dem Könige Gehorsam und der König als Oberer ihm seine Günst und Gilt deroeisen. Am Tage nach dem Feste der heiligen Lucia 1315 zu Nyborg ward nach vielen Unterhandlungen ein Vergleich zwischen dem Könige und dem Herzoge Erich von Jütland⁵⁾ (sietlich⁶⁾) geschlossen. Unter den vielen Fürsten und Herren, mit welchen der König im J. 1315 ein Bündniß gegen Stralsund schloß, war auch der Herzog von Schleswig oder Süddänland. Aber doch ward zwischen diesem und dem Könige kein dauerndes friedliches Verhältnis hergestellt; denn bei dem Vertrage, welcher zwischen dem Könige von Dänemark und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg zur Beendigung des rügenischen Krieges im J. 1317 geschlossen ward, ging der Markgraf mit dem Könige dieses Bündniß ein, daß der Markgraf, wenn diesem etwas zuziehe, und das Verhältnis zu dem Erzbischofe von Lund und zu Herzog Erich von Schleswig und den mit ihnen Vereinigten einen Krieg herbeiführte, auf der Seite des Königs sein wollte. Doch den letzten December des genannten Jahres (1317) ward Herzog Erich mit dem Könige verfehlt. Dieser gelobte nämlich auf der zu Nyborg gehaltenen Versammlung öffentlich, daß er ihn, wie der Herr seinen Vasallen, in seinen Schirm und Schutz nehme, und der Herzog Erich dagegen versprach, daß er als Lehnsmann dem Könige Gehorsam und Treue leisten werde. Die Vasallen, die jeder

hätte, sollte er behalten, und sollte nicht streben, sie zum Nachtheile des Andern zu vermehren. Auch das Recht, das jeder in seinen Landesgebieten habe, sollte wohlbehalten bleiben. Auch ward ausgemacht, daß der Handel frei sein sollte. Endlich kam man auch über Vollziehung der Geiseln und Gefangenenen und der Vergeltung der von beiden Seiten einander zugefügten Schäden überein. Dennoch gab es auch noch das folgende Jahr (1318) zwischen dem Könige und dem Herzoge zu verhandeln. Dieser kam zu Slogloß mit dem Könige freundschaftlich zusammen, und es ward beschloffen, daß Alles, was zwischen ihnen bisher streitig gewesen, und was im Betreff der Privilegien und Freiheiten des Bischofs und der Vasallen des Herzogthums noch nicht völlig ausgesprochen war, binnen der Zeit vor dem Michaelisfeste entweder durch Schiedsrichter bescheidentlich beigelegt, oder nach dem Rechte entschieden werden sollte, und es wurden der Herzog Heinrich von Mecklenburg und der Graf Gerhard von Holstein zu Compromissarien und solchen ernannt, nach deren Aussprüchen sich jeder Theil richten sollte. Auch kamen damals daselbst (zu Slogloß) die verschiedenen Rechtsstreite Verschiedener in Vortrag, die innerhalb der genannten Zeit entschieden werden sollten. Darunter war das, was Sophian⁷⁾, weiland Herzogin von Langeland, betraf, und Anderes, was Jacob Joensson, Johann Godskalksson Little, Timäus Timesson, Nicolaus Spil, Benedictus Joensson und ihre in dem Herzogthume gelegenen Güter anging. Denjenigen, welche vermeinten, daß ihnen etwas von dem Könige oder den königlichen Soldaten genommen, sollte es nach den Aussprüchen der Richter wiedergegeben werden. Nach des Königs Erich VII. (oder nach anderer Zählung VI.) Tode im J. 1319 schien es einem Theile der Wählenden unbillig, daß man von dem alten Herkommen, den nächsten Hutsfreund des letzten Königs zu erheben, abweichen sollte, und sie stimmten für den Herzog Christoph von Süddänland, den Bruder des verstorbenen Königs, den er aber durch sein verbrecherisches Betragen vielfach beleidigt, und der daher den Rath gegeben hatte, ihn zu übergeben. Auch beschloß der größte Theil der Wählenden, den Herzog Erich II. von Jütland, als den nächsten Prinzen von Schläute, auf den Thron zu besetzen, einmal, weil durch die Wahl dieses Fürsten Schleswig wieder mit dem Reiche vereinigt wurde, und weil er mit sehr vielen treuhaften Fürsten verbunden war, die schon Zurüstungen machten, ihn mit Gewalt zum dänischen Könige zu erheben, und zweitens, weil Christoph zu verbrecherisch und lasterhaft war. Aber dennoch ward Letzterer gewählt, weil er die Bischöfe und andere Reichsfürsten durch Verheißungen von Privilegien und Freiheiten gewann. Herzog Erich starb den 12. März 1325 und hinterließ den mit der Schwesster des Grafen Gerhard des Großen erzeugten Waldemar als Nachfolger im Herzogthume, der im J. 1326

5) So wird Erich in der Urkunde des Königs Erich VII. bei Pontanus S. 414—415 genannt. 6) Derselbe führt auch S. 415 die auf, welche im Namen des Herzogs die sietliche Verheißung machten.

7) Es war diese Sophia die Witwe des Herzogs Erich von Langeland, des Vaterstiebruders des Herzogs Erich II. von Schleswig, den wir in diesem Artikel betrachten. Über den Erstgenannten Art. Erich, Herzog von Langeland.

zum Könige von Dänemark erwählt ward, wiewol er noch unminnig war). Erich ist in der Kirche des heiligen Petrus zu Schleswig beigesen, und sein Grabmal hat die Inschrift:

Anno millesimo migrans Ceter, Vique viceno
Gregorii fusto, Deua hunc miserat adesto,
Hic Dux magnanimus, patriae servator Ericus,
Woldemari natus, patri Jacoi associatus.

(Ferdinand Wacker.)

VIII. Von Schweden. Erich, der Heilige, gewöhnlich Sönder, auch nach seinem Vater Jervadö; (son genannt, war seit der Einführung des Christenthums in Schweden der Erste dieses Namens, der über Schweden regierte, wird aber von älteren Geschichtschreibern mit Rücksicht auf frühere schwedische Regenten Erich IX. genannt. Er war mit Christine, einer dänischen Prinzessin, vermählt, zeichnete sich früh schon durch Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe aus und der Auftrag, den ihm König Swever Kelson im J. 1150 gab, die von ihm angelayene Erbauung der ersten christlichen Kirche zu Upsala zu vollenden, beweist dessen Vertrauen zu ihm und zu seiner Evidenz, die er damals in Schweden noch wenig verbreitete Lehre des Evangeliums. Nach des Königs Swever durch die Hand eines von dem dänischen Prinzen Magnus Henrichson begangenen Mörders im J. 1155 erlittenen gewaltsamen Tode bewarb sich Swever's Sohn Karl und ebenbürtiger Magnus zugleich um die schwedische Thronfolge. Karl erhielt auch die Regierung über Gotthland; aber Erich wurde, mit Verwerfung des Prinzen Magnus, auf dem bei den Morastainen (d. h. den zwölf beim Dorfe Mora unweit Upsala zusammengetragenen Steinen, in deren Mitte sich ein größter runder und erhöhter Stein befand, und wo seit der Vereinigung von Gotthland und Schweden unter dem Oberkönige von Upsala immer die Königswahl vorgenommen wurde) gehaltenen schwedischen Reichstage seiner schätzbaren Eigenschaften wegen mit allgemeinem Beifalle zum Könige über das eigentliche Schweden erwählt. Das Christenthum gewann an ihm einen seiner thätigsten Beförderer. Er war ein großer Freund der Geistlichen, baute mehr Kirchen und Klöster, und verpflanzte die Lehre Jesu nicht nur zuerst in die Dalprovinzen, sondern selbst bis nach Finnland und Lappland; obgleich hier nicht mit dem besten Erfolge. Norwegen, welches zu Erich's Zeit von Schweden getrennt war, vereinigte er bald, und allein auf dem Wege der Güte, wieder mit Schweden. Vergeblich versuchte er eben diesen Weg gegen die damals noch fast ganz wilden, dem Heidenthum ergebenen, ohne Städte und Märkte umherirrenden Einwohner von Finnland. Sie unter sein Swever und zur Annahme des christlichen Glaubens zu bringen, entschloß er sich im J. 1157, mit einem Kriegsheere unter der

Anführung tüchtiger Männer, unter denen sich auch der Bischof von Upsala, ein Engländer, Henrich, befand, selbst nach Finnland zu gehen. Nach einer erlittenen starken Niederlage, bei welcher Erich der Tod so vieler ungetaufter Menschen beklagte, unterwarfen sich ihm die übrigen, nahmen seine Gehege an und ließen sich zum Theil von dem Bischof Henrich in der Quelle zu Lupisala taufen. Es wurde zu Rendameli eine Kirche erbaut und ein Bischofsitz, der sich auch über Estland erstreckte, angelegt. Der Bischof Henrich fand aber bald seinen Tod in Finnland; und mit ihm verlor das Christenthum seine feste Stütze daselbst. Noch legte Erich der Eiderheit wegen in Karelen im J. 1158 den Grund zu dem Dre Wibur, der mit Sigtuna und Upsala gleiche Stadtrechte erhielt, der sich aber erst lange nachher zur wirklichen Stadt erhob. — Bei seiner Rückkehr nach Schweden war Erich's ganze Sorgfalt auf die Verbesserung des schwedischen, oder vielmehr des uppländischen Gesetzes gerichtet, welches er von Allem, was ihm noch von dem Heidenthum anlebte, zu reinigen suchte, und worin, unter dem Einflusse der Geistlichkeit, der Kirchen und der Klöster Vortheil hauptsächlich berücksichtigt wurde. Erlebte er zwar nicht die Vollendung des Gesetzes; so bezielten doch seine Verfügungen, unter dem Namen von Mittelsgerhen, noch lange nach ihm Kraft und Gültigkeit; und mit Beilegung dessen, was frühere Könige schon zur Verbesserung der schwedischen Gesetze gethan hatten, gab man nachher dem ganzen schwedischen Gesetze, zum ehrenvollen Andenken an diesen König, den Namen: „des heiligen Erich's Gabe,“ oder „Gesetzbuch.“ Auch der in- und ausländische Handel und die Schifffahrt an der schwedischen Küste erhielt unter seiner Regierung beträchtliche Verbesserungen. Besonders zeichnete sich in diesem Betrage die aus den Überbleibseln der alten Stadt Winkels hervorgegangene Stadt Wisby in Pommern aus, welche nicht nur der Sammelplatz der Kaufleute von vielen europäischen Wätern und dadurch eine der reichsten Handelsstädte jener Zeit wurde, sondern deren Geseetze auch fast allgemein eine so hohe Achtung erhielten, daß sie in viele europäische Sprachen überetzt wurden. Die Stadt selbst wurde von dem späterhin geschlossenen großen hanseatischen Bunde ein bedeutendes Mitglied. — So wohlthätig in dessen die Regierung dieses menschenfreundlichen Königs im Ganzen genommen war, so bald und unermüdet erreichte sie doch ihr Ende. Der dänische Prinz Magnus Henrichson, welcher seiner Abkunft nach kein geringes Recht auf den Thron von Schweden zu haben glaubte, als Erich, suchte nämlich schon im J. 1160 seinen Ansprüchen, die er gleich noch des durch seine Mitwirkung erlittenen K. Swever's Tode vor dem Reichstage 1155 vergeben gemacht hatte, durch Gewalt der Waffen Gültigkeit zu verschaffen. Wegen aller Erwa- rungs fiel er mit einem in möglichster Eile aus Dänen und mißvergnügten Schweden zusammengebrachten jahrelangen Heere nicht weit von Upsala in Schweden ein. Erich, der die Nachricht davon in der Kirche, wo er dem Gottesdienste am Himmelfahrtstage den 18. Mai

§) Chronica Danica ap. Hermannum Corneway ap. Eccardum. Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 996. 1019. Pontanus p. 407. 409. 410. 415. 420. 422. 423. 437. 438. Gesharbi, Ferri. der allgem. Weltgesch. 32. 281. S. 569. 570. 572. 575. 578. 585. Krantz's Saxonia Lib. IX. Cap. 10. Frankfurter Ausgabe der Op. Hist. von 1621. S. 236.

1161 beinahte, erhielt und sich dadurch in seiner Andacht nicht stören lassen wollte, griff erst, als es zu spät war, zu den Waffen, geriet persönlich zwischen einen Haufen Feinde, wehrte sich auf das Tapferste, wurde aber übermannt, schwer verwundet und auf der Stelle erschlagen. — Daß er von der Priesterschaft, die an ihm einen so großen Gönner gehabt hatte, alsobald für einen Heiligen ausgerufen wurde; daß die Gerüchte von einer Renge neben seinem blutenden Körper und nachher an seinem Grabe geschehener Wunder in Umlauf kamen; daß bei nachherigen Krönungen und andern Ceremonien bis in das 16. Jahrhundert hinein seine Leichentheile feierlich umhergetragen wurde und man beim Eiden den Worten, „so wahr mir Gott, die heil. Jungfrau“ noch „und St. Erich helfe“ hinzufügte; und daß er, nach geschehener förmlicher Kanonisation, noch hundert Jahre nach seinem Tode für den Schutzpatron von ganz Schweden erklärt wurde: — das Alles war dem Geiste jener Zeiten ganz angemessen und dient wenigstens zum Beweise, wie groß die Liebe und Ehrfurcht war, die er sich erworben hatte und die er auch um seines menschenfreundlichen Sinnes, seiner Liebe zum strengen Rechte und seiner thätigen Sorge willen für der Unterthanen Wohl verdiente. Zum unvergänglichen Ruhme gereicht ihm die von der Geschichte aufbewahrte Antwort, welche er einst auf den Antrag des Kollats, seine geringen königlichen Einkünfte, durch Anwendung der Mittel, die ihm zu Gebot ständen, zu verbessern, ertheilte: „Mir ist,“ sprach er, „was ich habe, genug; behaltet das Uebrig für Euch und Eure Kinder“ (s. Dalin's Schwed. Kirchengeschichte. 2. Th. Cap. 3. Bergsl. mit Rüh's, Gesch. Schwedens. 1. Th. S. 146 fg. auch Holberg, Dän. Reichshist. 1. Th. S. 231 fg.).

Erich XIV. Nach Erich IX., oder dem Heiligen, führten zwar noch einige schwedische Könige den Namen Erich, deren Person und Regierung aber wenig Ausgezeichnetes hatte*). Selbst der Bierzehnte dieses Namens, der, genau zu zählen, und mit Hinsicht auf die sieben Erliche, die noch in den Zeiten des Heidenthums, und die vier, die nach Einführung der christlichen Religion, über Schweden regierten, eigentlich der Zwölfte ist, sich selbst aber, durch einen Fehler der Genealogie dazu verleitet, den Bierzehnten nannte, und deshalb von allen schwedischen Geschichtschreibern ebenso genannt wird — selbst dieser zeichnete sich weniger durch große Tugenden, als durch große Fehler aus; und er verdient nicht so sehr um seiner Person, als um der merkwürdigen Begebenheiten willen, welche sich während seiner Regierung zutrug, einer besondern Erwähnung. Er war der älteste Sohn des großen Gustav's I. und dessen Gemahlin, Katharina, einer Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, denen er am 13. Dec. 1533 geboren wurde. Seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung wurde vom J. 1538 an, und zwar auf Luther's und Melancthon's Empfehlung, einem geschickten Kautschen, Georg Wormann, anvertraut; als dieser aber 1547 eine Stelle im schwe-

dischen Senat erhielt, setzte dieselbe ein Franzos, Namens Dionysius Beurteus, welcher der Lehre Calvin's ergeben war, fort; und neben diesem nahm in der Folge der Prinz selbst noch einen einseitigsoollen Schweden, Jöran Persson, gleichfalls einen Anhänger der reformirten Confession, zum Lehrer an. Schon dieser Umstand trug zu einer Zeit, wo man auf den Unterschied zwischen der schwedischen Landesreligion, oder dem Lehrgesetze der Lutheraner, und dem der Calvinisten, ein viel höheres Gewicht legte, als heutiges Tages, dazu bei, um das Vertrauen auf Erich, als künftigen Thronfolger, wozu er schon in seinem ersten Lebensjahre, den 13. Jan. 1544, feierlich erklärt worden war, zu schwächen. Unter der Leitung dieser Männer machte Erich nicht geringe Fortschritte in der Astrologie und Naturkunde, sowie in der Mechanik und Optik; ein noch jetzt aufbewahrter Entwurf der Kriegskunst von seiner Hand zeugt von Kenntniß und Geschicklichkeit. Auch in fremden Sprachen und in der Beredsamkeit hatte er es weit gebracht, sobald man sich der Hoffnung überließ, er werde als Regent hinter seinem verbliebenen Vater in seinem Betraute weit zurück stehen. Aber es zeigte sich bald, daß er von diesem wohl die Heftigkeit und aufbraunende Hitze, nicht aber die Festigkeit und Stärke des Charakters geerbt hatte. Vielmehr verrieth er früh schon eine äußerst mangelhafte, zum Mißtrauen geneigte, Gemüthsart; wozu sich im reiferen Alter noch eine von der Mutter angenommene Unruhe gesellte, die zuletzt, wie man glaubt, durch eine erlittene Beschädigung an der Hirnrinde veranlaßt, in völlige, obwohl vorübergehende, Verrücktheit ausartete und der Grund zu seinem und vieler Anderer Verderben wurde. Besonders nachtheilig für seine Denkart, sein Verhalten und seine Schicksale in der Zukunft wirkte der Umstand, daß er von Jugend auf in der Liebe bei seinem Vater den von dessen spätern Gemahlinnen geborenen Kindern weit nachstand; es ist natürlich, daß dieses auf die Eintracht und das gute Vernehmen zwischen Erich und seinen Halbgeschwistern den ungünstigsten Einfluß haben mußte. — Im J. 1558 wurden ihm vom König Gustav die Provinzen Smoland und Hland abgetreten; und sowohl die feierliche, eidlische Huldigung, welche Erich von den Landesbewohnern sich leisten ließ, als seine in ebendiesem Jahre bekannt gewordene Absicht, sich um die Hand der englischen Prinzessin Elisabeth zu bewerben, nebst der nicht ungegründeten Beforgniß Gustav's, daß eine Heirath mit ihr der Ruhe in Schweden sehr gefährlich werden könnte — erregte dessen Unwillen und Mißtrauen gegen ihn in dem Grade, daß er damit umging, ihn des Erbschafts auf die Krone für verlustig zu erklären. Doch ließ Gustav sich von seinem zweiten Sohne Johann bald bewegen, diesen Vorfall auszugeben; auch willigte er, wiewol ungern, in Erich's gewünschte Verbindung mit der ingewöhnlich auf den Thron von England erhabenen Elisabeth und ließ es sich gefallen, daß der Prinz, um seinem Heirathsantrage desto mehr Gewicht zu geben, 1559 den Titel eines Erbprinzen annahm. Aber der Antrag selbst fand nicht das erwartete Gehör. Die Königin wußte sowohl den schwebi-

*) Man vergleiche indeß den Art. Eriksgata.

den Gesandten Beurreus, als dessen Nachfolger in der Brautwerbung, den Prinzen Johann, Erich's Halbbruder, mit Antworten einzufallen, die so zweideutig waren, daß sich weder eine bestimmte Ablehnung, noch eine erklärte Annahme des Antrages daraus herleiten ließ. Selbst nach England zu reisen, um in eigener Person das auszurichten, was den Gesandten nicht glücken wollte, hielt Erich zuletzt für das einzige Mittel, zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Aber noch ehe er bei der ansehnlichen Flotte, die zu seiner Begleitung bereits in See war, anlang, erhielt er die überraschende Nachricht von seines Vaters am 29. Sept. 1560 erfolgtem Tode. Die Reise unterblieb also und Erich säumte um soviel weniger, nach Stockholm sich zu begeben, je mehr ihn sein mitrauischer Sinn befürchten ließ, seine Brüder möchten ihm, wenn er in diesem entscheidenden Zeitpunkte abwesend wäre, die Krone streitig machen. Aber in Eintracht und ohne allen Widerspruch bestieg er den Thron; Alles versprach eine recht glückliche Regierung; der innere Zustand des Reiches war erwünscht und die Verhältnisse Schwedens zum Auslande waren nicht ungünstig; die Streitigkeiten, welche zwischen Vexland und Rugland ausgebrochen waren, hatten für Erich die gute Folge, daß sich nicht lange nach seinem Regierungsantritte, nämlich im J. 1561, die Stadt Kœnal seiner Betmähigkeit unterwarf. Nach England wurde die Gesandtschaft erneuert, um sowohl Erich's Gelangung zum Thron feierlich bekannt zu machen, als auch die Brautwerbung desto nachdrücklicher fortzusetzen. — Nachdem sich der König auf dem in demselben Jahre zu Arboga gehaltenen Reichstage unter andern auch mit seinen Brüdern der Erbschaft und ihrer Ansprüche wegen auf eine Art ausgeglichen hatte, wodurch ihre Macht sehr eingeschränkt, ihre Erwartung schlecht befriedigt und die Liebe zwischen ihm und ihnen, die eigentlich nie recht stark war, noch mehr geschwächt wurde: so entschloß er sich aufs Neue zu einer Reise nach England, um über die wahren Gesinnungen der Königin Elisabeth in Absicht auf ihn endlich zur Gewissheit zu kommen. Doch klemmten sich auch dieser Reise von allen Seiten so viele Hindernisse entgegen, daß sie von einer Zeit zur andern verschoben und zuletzt gänzlich vereitelt wurde. Erich ließ übrigens die Ruhe, welche Schweden geoffen, nicht unbenutzt, um mehr zum Wohl des Staats gereichende Anstalten zu treffen. So wurden z. B. zur Verbesserung des Religionswesens manche aus den Zeiten des Katholicismus übriggebliebene abergläubische Ceremonien abgeschafft; die Lehranstalten zu Upsala u. s. w. erhielten eine zweckmäßigere Einrichtung; es wurden geschickte Künstler und Handwerker aus Deutschland nach Schweden gezogen und von den wegen ihrer Anhänglichkeit an den Protestantismus aus Frankreich vertriebenen Flüchtlingen fanden viele eine günstige Aufnahme in Schweden; der Handel kam in einen blühendern Zustand und trug desto mehr zum Wohlstande des Landes bei; durch Anordnung eines Hofgerichtes, als des höchsten Richterhofes im Reiche, welches seine Existenz 1562 erdiente, erhielten die Gesetze mehr Kraft und Ansehen und es trug zur Beseitigung des Rechts und der

Berechtigkeit unleugbar Vieles bei; aber es vermehrte auch, weil viele der Ersten und Mächtigsten im Reiche vor dasselbe gezogen wurden, die Zahl der Mißvergnügten mit Erich's Regierung. Auch in Ansehung der Bedienstungen im Reiche, des rascheren und ordentlicheren Ganges der Staatsgeschäfte, des Pans- und Seetrugwesens, und der Bildung des Hofstaates wurden Einrichtungen getroffen, die zwar, weil sie neu waren, Manchem ausfallen und Anstoß erregten, die aber, im Ganzen genommen den Beifall der Wohlbedenkenden fanden und den Regenten als einen besonnenen und unermüdet thätigen Selbstregenten bezeichneten. So viele Ruhe inzwischen im Innern des Reiches herrschte: so mißlich wurden allmählig die Ausichten auf die Eintracht und den Frieden mit dem Auslande. Sowol in Rugland, als besonders in Dänemark gewann es das Ansehen von feindseligen Gesinnungen gegen Schweden: wozu theils dessen Besitz von Kœnal, theils die Führung der drei Kronen im schwedischen Wappen den Anlaß gab. Mehrte in dieser Zeit gepflogene Unterhandlungen führten nicht zum Ziele einer gegenseitigen friedlichen Verständigung. Ehe es jedoch im Innern des Reiches zu offenen Kriegen kam — die Zwistigkeiten mit Rugland hatten, außer einigen kleinen Geschehnissen in Vexland, keine bedeutende Folgen — machte Erich neue Versuche, die Königin von England zu einer Ehesatz mit ihm zu bewegen: die aber so ungünstig ausfielen, daß er eine bestimmte und völlig abschlägige Antwort erhielt. Keinen besseren Erfolg hatten seine späteren Brautwerbungen esser bei der Königin von Schottland, Maria Stuart, dann bei der Prinzessin von Hessen-Cassel, Christine, Tochter des Landgrafen Philipp, zuletzt bei der Prinzessin Renata von Lothringen, des Königs Christian II. von Dänemark Enkelin. Ein böses Geschick schien über allen seinen Heirathsplänen zu walten und sie sämmtlich zu vereiteln. Die Ehe mit der hessischen Prinzessin suchte man besonders dänischer Seits zu verhindern, nicht etwa aus tragend einem bekannten haltbaren Grunde, als weil man auch diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen wollte, seine Abneigung gegen Erich offen an den Tag zu legen. Man ging soweit, daß man den als Brautwerber nach Cassel bestimmten schwedischen Gesandten anfänglich in Güte und unter scheinbaren Vorwänden, nachher aber mit Gewalt verhinderte, seine Reise von Kopenhagen nach Hessen fortzusetzen und ihn zuletzt, da er es wagen wollte, ohne Paß und mit gewaffneter Hand durch die Thorwache hindurchzubringen, mit seinen Leuten in ein Gefängniß warf, wo er Jahre lang schmachten mußte. Um den Landgrafen, der die Heirath wünschte, gegen Erich zu erbittern, theilte man ihm einen aufgefundenen Brief des Königs mit, der den Beweis enthielt, daß dieser, selbst während seines Erwerbens um Christine, seine Hoffnungen auf Elisabeth's Hand noch immer nicht aufgegeben hatte. Bei Philipp wurde dieser Zweck vollkommen erreicht; aber zwischen Erich und Schweden und Friedrich von Dänemark war nun auch von Stund an der Haß unaussöhllich. Es bedurfte nur noch eines Anlasses, um die Feindseligkeit zum Ausbruche kommen zu lassen.

sen; und diesen fand man in der großen Uneinigkeit, welche sich 1563 zwischen Erich und dessen Stiefbruder Johann, Herzog von Finnland, entspann; deren erster Grund zwar alt war, die aber doch nun durch Johann's wider den Willen des Königs geschlossene Heirath mit der polnischen Prinzessin Katharine, und Erich's Furcht, er werde nun mit Hilfe seines Schwagers, des Königs Sigismund von Polen, ihn um den Thron bringen, neue Nahrung bekam. Diese Uneinigkeit hatte für Johann die Folge, daß er, als er sich des Königs Verfügungen gegen ihn gewaltsam widersetzte, mit seiner Gemahlin gefangen genommen und von den Ständen seines Lebens, seiner Ehre und seines Herzogthums für verlustig erklärt wurde. Dieses Urtheil, welches selbst Johann's Bruder Magnus gezwungener Weise unterzeichnete, wurde zwar nicht vollzogen; aber die härteste Gefangenschaft, worin man den Herzog mit seiner Gemahlin hielt, dauerte fort. Dänemark war es nun leicht, den König Sigismund vom Kriege gegen Schweden zu trennen; wozu sich bald auch die Hansestadt Lübeck gesellte: sodas Erich im J. 1563 den Angriff von drei Feinden zugleich zu erwarten hatte. Er verlor darüber den Muth nicht, sondern traf Anstalten, die der Zeit und den Umständen ganz angemessen waren. Besonders zeigte die für die Zeit seiner Abwesenheit von ihm niedergesetzte Regierung, welche die Erhaltung der Religion in ihrer Reinheit, die Verwaltung der Justiz und die Wirksamkeit des Hofgerichtes hauptsächlich bezweckte, daß er mit aller Besonnenheit zu Werke ging. Anfangs schien das Kriegsglück ganz auf Seiten der Dänen zu sein; die Stadt Eßeborg nahmen sie mit leichter Mühe ein und Halmstadt, welches die Schweden belagerten, vertheidigte sich so tapfer, daß Erich die Belagerung aufhob und nach Stockholm zurückkehrte. Nach der Schlacht bei Marenklær, die viel Blut kostete, schrieben sich beide Theile den Sieg zu und jeder bezog die Winterquartiere. Erich's Versuch, durch Johann's Vermittelung, sich mit Polen auszuöhnen, blieb ohne Erfolg. Spuren des Mißvergnügens von Seiten mehrerer Großen des Reichs mit Erich's Regierung, die das J. 1564 bezeichneten, zogen Olav Gustafsson Sternbock wegen unanständiger Reden gegen den König das Todesurtheil zu, dessen Vollziehung Erich verhinderte. Dasselbe Jahr war reich an Kriegsergebnissen, durch welche aber im Ganzen wenig ausgerichtet wurde. Unter den drei Gesandtschaften zwischen der schwedischen und den vereinigten dänischen und lübeder Flotten war besonders die letzte, deren Augenzeuge Erich von Dland aus war, für die Schweden die günstigste. Die Dänen zogen sich nach einem starken Verluste an Schiffen und Mannschafft aus dem schwedischen Fahrwasser zurück und konnten sich lange nicht wieder der schwedischen Flotte entzugesellen. Bedingen unterwarf sich der schwedischen Botmäßigkeit. In Norwegen zogen die Schweden den Kürzern und hatten es allein den Zwistigkeiten einiger dänischen Werschlöhhaber unter einander zu verdanken, daß ihr Mißgeschick nicht noch größer war. — Verschiedene Religionsstreitigkeiten in dieser Zeit, welche theils die vielen aus Frankreich nach Schweden geflüch-

teten Anhänger der reformirten Lehre veranlaßten, theils über die Frage: ob beim heil. Abendmahl, in Ermangelung des Weins, auch Milch, Meth, Wasser gebraucht werden könne? entstanden, veränderten zwar in der Lutherischen Landestheile nichts, vermehrten aber doch das Mißvergnügen mit Erich, der sich, mit seinem Vertrauten Beurrus, bei mehreren Gelegenheiten zum Vortheile der Reformirten erklärte. Däne des Erzbischofes Laurentius Petri nachdrückliche Vertheidigung des Lutheranismus mochte dieser in Schweden leicht einen Theil seines Ansehens verloren haben; aber durch mündliche und schriftliche Bekräftigung der Lehrlage der Reformirten mußte er die Vermählungen der Gegner zu entkräften. — Auch im folgenden Jahre sochten die Schweden in Friesland und in Schonen nicht ohne Ruhm und in einer Seeschlacht zwischen Bornholm und Rügen brachten sie die feindliche Flotte so in Unordnung, daß sie sich zum Rückzuge genöthigt sah und im ganzen Jahre nicht wieder schlagfertig wurde. Friedensvorschlüge, die unter französischer Vermittelung geschahen, wirkten weiter nichts, als daß sie Dänemark Zeit verschafften, neue Kräfte zu sammeln und den Krieg von Eßeborg aus fortzusetzen; aber den Schweden glückte es, unter der Anführung des kaum 14jährigen Herzogs Karl von Südermannland, die Stadt und das Schloß Warberg einzunehmen: ein erwünschter Erfolg für die vorerwähnte Festung Eßeborg. In der bald darauf gefallenen blutigen Schlacht in Halland behaupteten die Dänen den Vortritt und eroberten viele Fahnen und Kanonen. Dennoch veranstaltete man in Stockholm nicht weniger, als in Kopenhagen, einen triumphirenden Einzug. Die von Dänemark nach dieser Schlacht dem schwedischen Könige übergebenen Friedensvorschlüge waren so übermüthig abgefaßt, daß sie ohne Umstände verworfen wurden. Das Schlimmste für Erich war indeß, daß sich die Unzufriedenheit mit seiner Regierung unter den Großen des Reichs stark vermehrte, wozu hauptsächlich die Einschränkungen beitrugen, welche sich der Adel, um die Staatseinkünfte mit den immer zunehmenden Kriegskosten in das Gleichgewicht zu bringen, gefallen lassen mußte. Der Unwille wurde noch größer, als im J. 1566 über den jungen Grafen Niels Sture, dem man den unglücklichen Ausgang der Belagerung der Festung Bohus Schuld gab, das Todesurtheil gefällt wurde. Das Urtheil wurde zwar nicht vollzogen; doch erlaubte sich Erich gegen den Grafen eine Behandlung, die für diesen so schimpflich war und dabei so viele Zeichen des Wankelmuths, des Widerspruchs mit sich selbst und der widerständlichen Gemüthsstimmung des Königs enthielt, daß er sich dadurch den Haß und die Verachtung der mächtigen Familie der Stures und anderer Großen des Reichs zuzog. Mit abnehmendem Waffenglücke wurde übrigens der Krieg in diesem und dem folgenden Jahre geführt und Erich empfand es immer tiefer, was es heiße, einen Krieg auch dann noch fortzusetzen, wenn bereits die besten der Generale und Admirale theils durch den Tod, theils durch Gefangenschaft, theils durch eine harte, mißtrauische Behandlung von dem Kriegsschauplatz entfernt worden sind. Sowol das Mis-

vergnügen hierüber, als viele Unannehmlichkeiten, denen er im Innern des Reiches, besonders auch in Absicht auf sein Familienleben, ausgesetzt war, fristigten sein Mistrauen zu einem solchen Grade, daß fast Niemand von seinen nächsten Umgebungen dagegen gesichert war, ein Opfer desselben zu werden. Er ließ sich in diesem Zeitpunkte seines Lebens Handlungen zu Schulden kommen, die von dem schwärzesten Argwohn und der finstlichsten Ansicht der Welt und der Menschen unverkennbar zeugten. Seine Zusammenberufung der Stände zu einem Reichstage in Upsala im J. 1567 hatte keinen geringeren Zweck, als die Angehörigen des Reiches, die Sture, Stenbock, Baner, Bielle, Kruse und andere, in denen er nur treulose Staatsdiener, nur Feinde seiner Person und seiner Regierung erblickte, vor Gericht zu ziehen und verurtheilen zu lassen. Außer seinem alten Vertrauten Jöran Persson und dessen Bräuter waren es lauter unbekannte Leute, deren Leitung er blind folgte, die das Feuer des Argwohns in ihm unterhielten, und denen er um so lieber Gehör zu geben schien, je größer Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten sie ihn reizten. Wie wird es ihm die Geschichte vergessen, wie weit er sich am 24. Mai 1567 von seiner finstern und menschenfeindlichen Gemüthsstimmung hinwegsetzte. Dieser Tag erinnert laut an die Zeiten Christiani II. und macht es fast zweifelhaft, ob das Haus Dänenburg, oder ob die Familie Wasa dem schwedischen Throne den härtesten Tyrannen gegeben habe. Daurerte bei Christian die Mordwuth länger, als bei Erich, so besetzte doch nur der Letzte, nicht der Erste, seine eigene Hand mit dem Blute eines Opfers der Tyrannie. Nachdem nämlich Erich gegen den jungen Grafen Niels Sture selbst den Dolch gezogen und ihn wiederholt verwundet hatte: so gab er, durch diese grausame That in den Zustand des empörten Bewußtseins, der Verzweiflung und des Wahnsinnes versetzt, den Befehl, sowohl diesen, als sämtliche andere Gefangene zu tödten. Es kostete also der 24. Mai dem alten, ehrwürdigen Grafen Swante Sture, dessen beiden Söhnen, Niels und Erich Sture, Abraham Stenbock und Ivar Jvansson, lauter schwedischen Männern vom höchsten Ansehen und meist um den Staat hoch verdient, das Leben. Selbst Beutreis, sein ältester Vertrauter, der ihn zur Vernunft zurückzuführen und sein Mitleid gegen die Unglücklichen zu erwecken versuchte, wurde auf Erich's Befehl und vor seinen Augen ermordet. — Zwar ging dieser Zustand der völligen Geistesabwesenheit vorüber; der König sah ein, wie grausam und tyrannisch er gehandelt habe; er gab zu, daß Persson, sein gefährlichster Rathgeber, gefangen genommen und zur Verantwortung gezogen wurde; er bemühte sich, das Andenken an das Geschehene auszulöschen; er suchte besonders die Witwe des alten Sture zu bekränzen, er verankaltete ein anständiges Begräbniß für die Leichname der Ermordeten und ließ durch einen Herold die Unschuld der Unglücklichen zu Upsala verurtheilen; selbst mit dem Herzoge Johann von Finnland, der noch immer zu Gripsholm gefangen saß, ühmte er sich, nachdem er ihn in Freiheit gesetzt hatte, wieder aus; aber doch waren auch

jetzt noch mehr Handlungen des Königs so wunderlich und einander widersprechend, daß daraus die fortwährende Verworrenheit seines Gemüthes und sein unbegrenzter Argwohn deutlich hervorleuchteten. Den Dänen wurde es, während das Innere von Schweden der Schaulap solcher schredlicher Auftritte war, nicht schwer, den Krieg mit bestem Erfolge für ihre Waffen fortzusetzen; und Schweden hatte es nur den Unordnungen, die im Lager der Dänen selbst herrschten und wogu einige milderbegünstigte teutsche Regimenter den Anlaß gaben, zu verdanken, daß es der Tapferkeit des dänischen Generals, des Grafen Rangkau, nicht glückte, ganz Schweden seinen Waffen zu unterwerfen und daß er sich allein auf die Eroberung von Helsingland einschränken mußte. — Wie wenig es indessen dem Könige mit seiner Neue über die am 24. Mai verübten Grausamkeiten ein rechter Ernst war, das zeigte sein Betragen, sobald er wieder mit einiger Festigkeit die Regierung selbst führte. In einem Manifeste erklärte er Alles, was an jenem Tage geschehen sei, für die Folge dessen, daß man ihn gleich einem Gefangenen behandelt und dadurch seiner Gemüthsruhe beraubt habe; Niels Sture sei allerdings ein Verräther gewesen, als solcher von dem Reichsrathe verurtheilt und mit dem Tode bestraft worden; Jöran Persson, der Einzige, der ihm in jenem bösen Zeitpunkte treu geblieben, solle sogleich aus seinem Gefängnisse befreit und in alle seine Ämter wieder eingesetzt, auch zum Danke gegen Gott dafür, daß er, der König, nun von aller Ansehung frei sei, am 12. Sept. ein allgemeiner Feiertag im Reiche gehalten werden u. s. w. — Noch einmal griff Erich zu den Waffen, um gemeinschaftlich mit seinen Brüdern die dänische Armee, bauernd auf ihr bisheriges Glück, zu tief in Schweden eindringenden war, anzugreifen und wo möglich mit ihrem General auszuheben. Aber die Bewegungen der schwedischen Armee geschahen unter der wenig geschickten Anführung des Königs so langsam und zweckwidrig, daß Rangkau Zeit genug hatte, seinen Rückzug in besser Ordnung zu halten und mit vielen schwedischen Gefangenen und mit Beute beladen Dänemark zu erreichen. Der König kehrte also nach Stockholm zurück und das Erste, was er nun vornahm, war die Veranstellung zu seiner stierlichen Vermählung — nicht mit einer der Königinnen und Prinzessinnen, um die er vorhin geworden hatte, sondern — mit Katharina, Tochter des Capitains Magnus, der aus einer Bauernfamilie stammte, und die ihm schon drei Söhne, Gustav, Hinrich und Arnold, und eine Tochter Siegrid, geboren hatte. Diese Ehe sollte Erich für so viele vereitelte Heirathspläne anderer Art schadloß halten und durch die mit Katharinens gezeugten Söhne auch der letzte Funke von Hoffnung auf die Thronfolge in den Halbbrüdern ausgelöscht werden! Am 4. Juli 1568 ging die Trauung mit aller Pracht vor sich; den Kindern wurde das Erbrecht zuerkannt und ihre Mutter den Tag nach der Vermählung gekrönt. Nichts konnte die Herzoge Johann und Karl mehr gegen ihren Bräuer ausbringen, als diese Ehe und die schon 1565 den Reichsständen abgebrungene Versicherung, daß sie jede Person,

die er seines Thrones würdig finden würde, als ihre Adnigin ehren und seine mit ihr erzeugten Kinder für die wahren Erben des Reichs halten wollten. Der Kainsinn, der von Kindheit an zwischen ihnen und Erich geherrschet hatte; sein grenzenloses Mißtrauen gegen sie, das mit den Jahren mehr zu, als abnahm; die Art, wie er vorhin schon an Herzog Johann nach dessen ihm mißfälliger Geraths gehandelt und die Beweise, die er kaum ein Jahr früher davon gegeben hatte, bis zu welcher schrecklichen Grausamkeit er sich durch seinen schwarzen Argwohn hinreizen lassen könne: Alles dieses mag für die Schritte, welche sich die beiden Brüder jetzt gegen ihn erlaubten, wichtige Gründe, wenn auch nicht zu ihrer Rechtfertigung, so doch zu ihrer Entschuldigung, enthalten. Statt der Einladung zur Hochzeit zu folgen, eilten sie nach Dösgothland, verriethen sich des Schlosses Wadstena, versammelten das Volk und den Adel um sich her, stellten in einer öffentlichen Rede die bedeutliche Lage des Reiches unter Erich's unruhiger und eines landesväterlich gesinnten Königs unwürdiger Regierung vor, erklärten ihnen bestimmten Entschluß, den König vom Throne zu stoßen, und schlossen, nachdem das Volk und der Adel den Entschluß laut gebilligt hatte, ein Bündniß mit einander, Schweden, sobald sie ihren Muth überwinden haben würden, gemeinschaftlich zu regieren. Welchen Eindruck das Gerücht von diesen Vorritten, das sich schnell nach Stockholm verbreitete, auf den König und die zum Theil noch versammelten Hochzeitsgäste machte, das läßt sich denken. Erich ließ es nicht an den ernstlichsten Gegenanklagen fehlen, und es kam, nach einigen Schriftwechsel zwischen ihm und den Brüdern, der zum Theil selbst eine Aufseherung des Königs an Herzog Johann zum Gegenstand hatte, aber zu keinerlei Vereinigung führte, noch im Aug. 1568 zu blutigen Händeln zwischen den Anhängern des Königs und der Partei der Herzoge. Den Letzten glückte es besser, als dem Ersten, mit Dänemark einen Waffenstillstand, den beide Theile suchten und bedurften, abzuschließen. Drebroy, Bäckström, Upsala ergaben sich bald an die Herzoge und schon am 17. Sept. näherten sie sich mit ihrer Macht der Residenz. Um einem Sturm auf die Stadt vorzubeugen, wurde ihnen von der Bürgerschaft, wider des Königs Willen, Johan Persson, den sie als den Hauptverheber aller Mißgriffe und schädlichen Unternehmungen Erich's betrachteten, ausgeliefert; und dieser sagte auf der Folterbank Dinge aus, die ganz dazu geeignet waren, die Herzoge in ihrem Vorhaben, den König vollends zu stürzen, zu bestärken. Die grausame Art, auf welche Persson, nach überstandener Folter und abgepreßten Geständnissen, hingerichtet wurde, gibt ein Bild von den äußerst rohen Sitten damaliger Zeit und von Johann's nichts weniger als sanftmüthigem Eisme. — Es war am 29. Sept., dem Todestage des großen Gustav's, als die herzoglichen Truppen, ohne großen Widerstand zu finden, in die Residenz einbrangen; und der König, der noch kurz vorher die Vergleichsbedingungen verworfen hatte, nach welchen ihm unter andern die Insel Åland und die Landschaft Borgo

in Finnland mit allen ihren Einkünften zum lebenslänglichen Besitze eingeräumt werden sollte, mußte sich nun unbedingt und auf das bloße Versprechen, daß ihm nicht hart begegnet werden sollte, seinen Brüdern unterwerfen. Er entsagte noch an demselben Tage in Herzog Karls und vieler Adlichen Gegenwart der Regierung und wurde darauf in ein Gefängniß geführt, wo er sich die Zeit mit Sylogismen vertrieb, die er niederscrieb und die den Beweis enthalten sollten, daß sein Verfabren gegen Johann und den Grafen Niels Sture völlig recht: und gesetzmäßig gewesen sei. Diese konnten ihn aber freilich nicht gegen die unwürdige Behandlung schützen, welcher er besonders von Hof Leenbod zur Mache für die erlittene gewaltsame Todesart seines Bruders in seinem Gefängnisse ausgesetzt war, ohne daß Johann dergleichen geahndet hätte. — Den Rest des J. 1568 wendete der neue König, der gegen sein Versprechen, mit Herzog Karl von Südermanland die Regierung gemeinschaftlich zu führen, unter dem Namen Johann III. den Thron von Schweden bestiegen hatte, zu Versuchen an, sich mit den ausländischen Feinden zu verbinden; aber sie schlugen fehl, indem Dänemark Bedingungen machte, die er nicht annehmlich fand. Im J. 1569 wurden die Stände zusammenberufen, um über Erich ein Urtheil zu fällen. Was er zu seiner Entschuldigung anführte, z. B. des Herzogs Johann Betragen gegen ihn und das Reich; der unverdiente Widerwille des vornehmsten schwedischen Adels gegen ihn und dessen Bestreben, die Mißbeligtheiten zwischen ihm und seinen Brüdern anstatt zu heben, vielmehr noch zu unterhalten und zu vergrößern, und dgl. das fand kein Gehör. Bemerkenswerth war die Antwort, welche Erich seinem Bruder Johann gab, als dieser ihn in seiner Schwurde einmal unterdrück und behauptete: „er habe den Versatz verloren.“ „Nur einmal in seinem Leben, erwiederte Erich, habe er ohne allen Verstand gehandelt; damals nämlich, als er ihn, den Herzog, aus seiner Gefangenschaft entlassen habe.“ Inzwischen füllten die Stände über Erich das Urtheil, daß er, mit allen seinen Nachkommen, der schwedischen Krone unwürdig sei, und daß er sein Leben im Gefängnisse beschließen solle. Johann dewies sich von jetzt an gegen seinen unglücklichen Bruder sehr unedelmüthig. Er erschwerte ihm seine Gefangenschaft durch das Verbot aller Bücher und Schreibmaterialien, womit Erich sich bisher die Zeit verkürzt hatte; selbst dem Hunger war er zuweilen ausgehset und man ließ ihn in einer Krankheit ohne alle ärztliche Hilfe. Eine Verschwörung, die zum Vortheile Erich's eben ausbrechen sollte, als sie dem Könige Johann verrathen wurde, hatte für jenen die Folge, daß er aus einem Gefängnisse in das andere geworfen wurde, bis er zuletzt im J. 1574 nach Verbohus in Uppland kam. Hier verlebte er seine kummervollen Tage, und suchte sich durch Lesen, Übersetzen, Musik und selbst Poesie die Einsamkeit erträglich zu machen. Proben von seiner Doms- und Dichtkunst werden noch jetzt im schwedischen Reichsarchiv aufbewahrt und sogar in dem in ganz Schweden geträuchelten Kirchengesangbuche befinden sich zwei Lieder, die Num. 248 und 249, von ihm: zum Beweise,

daß wenn Erich an Verstandesverwirrung wirklich gelitten hat, dieselbe bloß vorübergehend gewesen ist. Auch erlaubte man ihm zuweilen die Gesellschaft seiner Gattin und Kinder. So brachte er bis in das J. 1577 seine Zeit hin; um aber den wiederholten Versuchen zu seiner Befreiung ein Ende zu machen: so nöthigte man ihn, nachdem er noch wenig Tage zuvor das beil. Abendmahl empfangen hatte, auf Befehl seines unbrüderlich gesinnten Bruders, Gift zu nehmen, durch welches er sein unglückliches Leben am 26. Febr. 1577 beendete. Der Schriftenswechsel, der bald nach seinem Tode über ein ständiges Begräbniß seines Leichnams zwischen dem Könige und dem Herzoge Karl entstand, dient zum Beweise der Unschuld des Lehten an Erich's erlittenen Drangsalen. Katharine, die ihn lange überlebte, wußte sich bei Johann so sehr in Gnuß zu setzen, daß sie, mit vielen Gütern beschenkt, bis zu ihrem Tode in Finnland in ungestörter Ruhe zubrachte. Sein Sohn Gustav hingegen war geneigt, gegen des Königs Verfolgungen Schutz und Sicherheit in Rußland zu suchen; er starb, nachdem er den Wechsel des Schicksals auf alle Art erfahren hatte, zu Gassin im J. 1607. (Mit Rüks, Dalin's, Gebhardt's und Holberg's bekannten Schriften vergl. besonders Dlos Gellius's Geschichte Königs Erich XIV., aus alten Urkunden verfaßt. Übersezt aus dem Schwedischen (Hensbom und Leipzig 1777), welche letzte Schrift diesem kurzen König zum Grunde liegt.) (v. Gehren.)

ERICHI, ERIC (Pietro), hieß nach einem Theile der Geschichtschreiber *) der venetianische Admiral, der sich durch folgende furchtbare Grausamkeit und Abscheulichkeit ein trauriges Denkmal in der Geschichte gesetzt hat. Die Witwe des Pascha's Ramadan von Tripolis, welcher von den Janitscharen im J. 1584 in seinem Palaste ermordet worden war, sammelte, weil der Sultan Murad III. seinen Tod ungestraft gelassen hatte, alles Kostbare in der Absicht, um es nach Konstantinopel zu schaffen, um daselbst den Rest ihres Lebens in Ruhe zuzubringen. Sie bemannte eine Galeere in der Berberen, schiffte sich mit ihrem Sohne, ihrer Familie und ihren Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts ein, und nahm zwei andere Galeeren zur Bedeckung. Als sie in die Gegend von Corfu gelangte, erob sich ein Sturm, welcher die Galeeren wider Willen dreht, welche sie führten, in den adriatischen Golf trieb. Der venetianische General, welcher in diesem Meere befehligte, nahm mit einer weit stärkeren Flotte Galeeren die drei türkischen ohne Kampf. Doch wurden 250 darauf befindliche Personen männlichen Geschlechts, und unter ihnen der Sohn des Pascha Ra-

madan, welcher in den Armen seiner Mutter erdolcht ward, auf das Grausamste um das Leben gebracht. Die Weiber und Mädchen, von welchen sich gegen 40 auf den genommenen Schiffen befanden, wurden geschändet, dann ihnen noch lebend die Brüste abgehauen und die unglücklichen Geschöpfe ins Meer geworfen. Einem Pfaffen des venetianischen Admirals fiel eine junge Christin aus Cypern, aus der Familie von Cornaro, in die Hände. Sie vertratete ihm, wie sie in türkische Gefangenschaft gekommen war, und flehte ihn um Schonung ihrer Jungfrauschaft an. Doch der junge Wüstling blieb taub gegen ihre Bitten, schändete sie und ließ sie erdrosseln. Gegen Ende des J. 1584 brachte ein Stürke, der allein entronnen war, die Nachricht von der Ermordung der Witwe Ramadan's und ihrer Leute nach Konstantinopel. Der Baile oder Resident der Republik Venedig in Konstantinopel, der nachmals als Cardinal bekannte Johann Franz Worsini, ließ Gefahr, in Stürke gestrichen zu werden. Der Sultan Murad forsetzte die Bestrafung der von dem venetianischen General verübten Greuelthat. Der Senat von Venedig ließ durch den Baile eine soviel als möglich entschuldigende und besänftigende Antwort geben. Der Admiral ward mit dem Tode bestraft. Die Galeere wurde mit den darauf gefundenen Schätzen und Sklaven zurückgegeben und nach Corfu in die Hände des Djan Beg zurückgeschickt. (Ferdinand Wächter.)

Erich Olai, f. Olai 3. Sect. 2. Ab. S. 379.

ERICHSBURG HUNNESRÜCK, die ehemalige Grafschaft Dassel, die mit dem Tode des letzten Grafen 1310 an Hildeheim kam, ist jetzt ein hanooversches Justiz- und Domainenamt im Fürstenthume Göttingen. Der Bezirk desselben umfaßt etwas über zwei □ Meilen mit nahe an 10,000 Einwohnern. Der Hauptort ist Dassel (f. dieses). (H.)

ERICITHONIOS, *Ἐριχθίωνος*, 1) f. Erichtheus 1.

2) Sohn des Dardanos und der Bates, des Teukros Tochter, König in Troas, und seines Reichthums wegen berühmte. *Hom. Il. XX. 219. Diad. Sic. IV. 77.* Auf seinen Wiesen weideten 3000 Stuten, die so schön waren, daß sich Boreas selbst in sie verliebte und mit ihnen zwölf windhelle Rasse erzeugte. Flogen sie über das Feld hin, so knieten ihre Hüfte nicht einmal die Spitzen der Ähren, und im Laufe über das Meer berührten sie nur eben den Rand der Wellen, ohne einzusinken. *Hom. Il. l. c.* Bei den Alten nämlich war der Glaube, daß Stuten vom Winde schwängert würden. *Colum. VI. 27, 3. Varro. R. R. II. 149.* Erichthonios kam auf den Ähren von Ilum, als sein Bruder Ilus ohne Kinder gestorben war; er heirathete dann des Simois Tochter, Atrophoe, und erzeugte mit ihr den Troas. *Apollod. III. 2, 3. Hom. Il. XX. 219.* Andere nennen des Troas Mutter Kalirrhoe, die Tochter des Flamanthos. *Dion. Hal. Ant. Rom. l. p. 50; Conon. 12.* Das Geschlecht des Erichthonios ist folgendes:

*) So J. B. nach Roreri, *Le grand Dictionnaire historique* (11. Edit. T. II. p. 441), mit Verweisung auf die venetianischen Geschichtschreiber. Nach der *Epou* (Histoire Universelle. Liv. 80. Welter Ausg. von 1742. T. VI. p. 411) dagegen hieß der venetianische General, welcher die Schandthat beging, Gabriel Emo, ein venetianischer Edler.

Griechen mit Asprode.
Tros mit Kalitros.

[illegible]

ERICHTHUS, nannte Latreille eine Gattung von Krebsen (Cuv. Ragn. anim. T. III. 43. 1817), welche vor ihm mit *Squilla* verbunden worden war, sich aber von ihr in mehreren wichtigen Punkten unterscheidet. Beide Gattungen bildeten damals den gesammten Inhalt der *Stomatopoda* (s. d. Art.), zu welcher Junst inessen jetzt mehr Familien gerechnet werden, wie dies im genannten Artikel näher nachgewiesen ist. *Ericthus* unterscheidet sich mit *Squilla* dadurch von den übrigen Gruppen, daß die hintern Beine des Brustkastens einen andern Bau haben als die vordern, und zugleich nur ein großes Panzerschild vorhanden ist. Deshalb hat man ihnen den Familiennamen: *Unipeltata*, beigelegt. Diese kleine Familie umfaßt wieder zwei Abtheilungen, welche durch die Gattungen *Ericthus* und *Squilla* repräsentirt sind:

Die *Ericthidae* haben ein relativ größeres, ganz zusammenhängendes Panzerschild, welches nach vorn über die Augen in einen spitzen Stachel, ganz wie bei den *Decapoda* (s. d. Art.), verlängert ist, und sehr unvollkommene Kiemen.

Die *Squillidae* haben ein relativ kleineres, nur einen Theil des Brustkastens bedeckendes, Panzerschild, dessen Kopfkappe für sich bewegt werden kann, und vollkommen entwickelte Kiemen.

Durch diese Charaktere scheiden sich also die *Ericthen* von ihren nächsten Verwandten ab und bilden eine eigenthümliche Krebsfamilie, welche, nach den Annahmen der heutigen Naturforscher aus drei Gattungen und etwa 20 Arten besteht. Sie hat folgende allgemeine Eigenschaften:

Ihr ziemlich zarter, dünner, namentlich flacher Körper wird seinem größten Theile nach von einem Cephalothoraxpanzer bedeckt, der in der Regel ganz flach, aber auch dafür sehr breit und an den Seiten durchsichtig ist. Er hat keine die Lage der Eingeweide andeutenden Furchen, wol aber in der Regel einen charakteristischen Längsfal, welcher sich nach vorn in den schon erwähnten langen, spitzen Kopfstachel fortsetzt, hinten aber ebenfalls unter der Form eines Stachels mehr oder weniger sich erhebt. Auch die Seiten des ziemlich geraden, breiten Hinterrandes ragen in schiefer, etwas nach Außen gewendeter, Stellung als lange Stacheln hervor, und häufig sieht man noch zwei große theils dickere kürzere, theils längere stärkere Stacheln, welche von der Mitte des etwas bauchigen Seitenrandes ausgehen und eine schiefe nach Außen und Unten geneigte Richtung verfolgen. Am Vorderrande dieses Panzerschildes stehen unmittelbar neben dem Stirnstachel die langgestielten, folgenden, beweglichen Augen und unter diesen in einer Quereihe am ganzen Panzerande die vier Fühler, welche sonach in ein äußeres und ein inneres Paar zerfallen. Die letztern sind länger und schlanker, bestehen aus drei cylindrischen Grundgliedern und tragen am letzten drei fast gleichlange, vielgliedrige Geißeln. Die äußeren Fühler sind etwas mehr nach hinten gerichtet, kräftiger gebaut, bestehen aus einem starken, aber kurzen Grundgliede, und tragen an diesem zwei

Geißeln, von welchen die innere fadenförmig, vielgliedrig, die äußere flossenförmig und bloß zweigliedrig, aber mit jener gleich lang, oder gar länger ist als sie. Die Mundtheile sind etwas vor der Mitte des Panzerschildes an der untern Seite angebracht, und bilden einen kleinen, von den mittlern Fußpaaren bedeckten Höder. Derselbe enthält vorn die dreieckige Oberlippe, daneben die starken, relativ großen Oberkiefer, und dahinter zwei Paare accessorißer Mundtheile von geringem Umfange. An den Oberkiefern bemerkt man eine zweischenkelige, höckerige Kausfläche, ganz wie bei *Squilla*, aber keinen Zahner; von den accessorißen Mundtheilen besteht das erste Paar aus hornigen, zweilappigen, am Ende gezähnten Kiefern, das zweite aus einem einfachen, dreigliedrigen, am Innenrande stark gewimperten Rappen. — Die nun folgenden, dicht an die Mundtheile herangewachsen fünf Fußpaare verhalten sich ganz wie bei *Squilla*, und bedürfen daher nur einer kurzen Bezeichnung; das erste Paar besteht aus zwei freilich langen, aber dünnen, schwachen, gewimperten Fadenfüßen; das zweite Paar wird von sehr großen, starken, kräftigen Kausfüßen gebildet, und eben diesen Bau haben die drei folgenden Paare; allein sie sind kürzer, schwächer und nicht abwärts gerichtet, sondern vor den Mund gelegt, und nicht größer als nöthig ist, um ihn zu bedecken. — Die drei noch übrigen Ringe des Brustkastens, an denen das Panzerschild nicht mehr haftet, stehen dennoch zum Theil mit unter ihm, und dieser Umstand unterscheidet wieder die *Ericthidae* und *Squillidae* sehr bestimmt. Jeder dieser drei Ringe trägt ein aus zwei langen, schmalen, am dritten Gliede mit einem Nebenlappen versehenen, am Ende etwas breiteren Faden- oder Flossenfüßen bestehendes Gliederpaar, dessen Form dem der *Squilliden* ganz entspricht. Der Hinterleib ist flach, nach Hinten etwas breiter, verhältnismäßig sehr lang und endet mit einem sehr großen Endgliede, neben welchem die Flossenfüße des vorliegenden Gliedes nicht, wie bei *Squilla*, hervorragen, sondern mit ihm bedeckt werden. Die Flossenfüße der fünf vorhergehenden Glieder sind klein, viel schmaler und daher scheinbar länger als bei *Squilla*, und bloß noch mit undeutlichen Spalten der Kiemen versehen.

Die *Ericthiden* leben bloß schwimmend im hohen Meere zwischen den Tropen, erreichen keine beträchtliche Größe, in der Regel kaum ein bis anderthalb Zoll, und haben eine bläulich-fleischrothliche Farbe. Sie sind nicht häufig in Sammlungen, und werden wegen ihrer Kleinheit wol von den meisten Reisenden übersehen.

Man unterscheidet wieder drei Gattungen nach folgendem Schema.

- A. Letztes Glied der Kausfüße gekrümmt und gezähnt, Kiemen noch ziemlich groß. 1) *Squillierichthus*.
- B. Letztes Glied der Kausfüße ziemlich gerade und zahnslos, Kiemen fast oder ganz fehlend.
 - a) Panzerschild groß; bedeckt die Augengänge und reicht bis zum Hinterleibe . . . 2) *Ericthus*.
 - b) Panzerschild klein; bedeckt weder die Augengänge, noch den Hinterleib 3) *Alima*.

Von diesen drei Gattungen ist *Scuillerichthus Mla. Edw.* durch ihren in allen Theilen kräftigeren Körperbau, ihre langen und starken Raubfüße, ihren besonders breiten Hinterleib und die daran deutlich fühlbaren, zum Theil selbst großen Kiemen diejenige, welche sich an *Scuilla* am meisten anschließt. Zu ihr gehören zwei neue, von Milne-Edwards in seiner Hist. natur. des Crustac. Vol. II. p. 499. pl. 27. fig. 1—8 zuerst beschriebene Arten, die in den Meeren Südafriens gefunden wurden.

Die Gattung *Alima*, welche Leach im Anbange zu Captain Auden's Reise nach Kongo in das Gebiet des Zaireflusses 1818 zuerst bekannt machte, hat mit *Scuillerichthus* große Ähnlichkeit, ist aber viel schlanker und überhaupt sehr schmal gebaut. Ihre Arten gehören deshalb zu den längsten Familienrepräsentanten. Diese Statu und die angegebenen Charaktere unterscheiden sie von den beiden andern hinreichend. Man kennt außer der von Leach (a. a. D.) beschriebenen und abgebildeten *Al. Davauna*, welche in der Nähe des grünen Vorgebirges gefangen wurde, noch zwei von Guérin in dem zoolog. Theile von Duperrey's Reise und seiner Icon. d. règn. anim. abgebildete Arten, und vier, welche Milne-Edwards (a. a. D.) beschrieb. Sie stammen sämtlich aus den Gewässern zwischen den Sundainseln und Neu-Guinea. Vergl. dessen Hist. nat. III. 508. pl. 28.

Die Gattung *Erichthus* selbst hat den eigentümlichsten Habitus, und wurde daher auch zuerst von den Dreien erkannt. Sie ist ausgezeichnet durch ihr enorm großes, ziemlich hohes, gewölbtes, an den Seiten stark herabhängendes, großschaliges Panzerschild, welches bis zum Anfange des Hinterleibes reicht, und ihren kurzen, breiten, ebenfalls gewölbten Hinterleib, dessen Flossenfüße eine ziemliche Größe haben, aber von den Kiemen bloß eine Spur zeigen. Mit dem übrigen kleinen Körper stehen die sehr großen Augen in einer Art Disharmonie. Die Brustflossenfüße sind weder groß noch stark, was bei den übrigen Dimensionsverhältnissen auch Eigenheit der Gattung ist. Von dieser Gattung kannte schon Fabricius eine Art und beschrieb sie als *Scuilla vitrea* (Entom. syst. II, 513, 6); sie findet sich in den südlichen Theilen des atlantischen Ozeans, und wurde öfters von Späteren beobachtet, von Latreille 1817 zur Gattung *Erichthus* erhoben und von Leach im folgenden Jahre als *Smerdis vulgaris* im Anbange zu Auden's Reise ebenfalls als Gattung aufgestellt. Eine zweite Art beschrieb derselbe Gelehrte hier als *Smerdis armata*, eine dritte Guérin als *Er. Davaunellii* in der Icon. d. règn. anim. Crust. pl. 24. fig. 3., und noch zwei andere Arten eben derselbe im zoologischen Atlas zu Duperrey's Voy. d. l. coquille, Crust. pl. 4. fig. 2—6. Milne-Edwards führt in seiner Hist. natur. d. Crust. Vol. 2. p. 501 sq. außer diesen fünf Arten noch fünf neue aus den verschiedensten Weltgegenden an, sobald hiernach die Verbreitung der Gattung über alle größeren wärmeren Meere constatirt ist. Von ihrer Nahrung, und Lebensweise kennt man noch nichts Genaueres; die besten Abbildungen sind die erwähnten von Guérin. (Burmeister.)

Ericinae, f. *Ericaceae*.

Ericinella Klotzsch, f. *Erica*.

Ericolla Borkh., f. *Gentiana*.

ERIDANOS, *Ἠριδανός*, 1) bei Virgil (Aen. VI, 659 und *Servius* darselbst) ein Fluß der Unterwelt, in welchem Tantalos seine Strafe erduldet. Bis an die Lippen in die frische, kühnende Fluth gesenkt, leidet er dennoch ewigen Durst, weil sie zurückfließt, sobald er die Lippen damit nehen will.

2) Der Fluß, in welchen Phaëton stürzte und in dem die Ithänen seiner Schwöster zu Bernstein erfarrten. Er soll eben von ihm, der eigentlich Eridanos hieß und nun von seinem Gange Phaëton genannt wurde, den Namen erhalten haben. (Serr. ad Virg. Aen. VI, 659.) Die Alten erklärten ihn für den Po in Italien. Es war nämlich der Fluß, von welchem die Phönizier den so hoch geschätzten Bernstein holten. Deswegen finden die Heuer ihn in einem Flusse an der Küste der Ostsee und denken an die kleine Baabeine bei Danzig, oder an die Weichsel, oder an die Pregel (f. *Mannert*, Geograph. III, 337. 524). Da aber die Alten ausdrücklich den Po darunter verstehen, so könnte man annehmen, daß der Bernstein durch Zwischenhandel an die Mündung dieses Flusses gekommen und dort von den Phönizier geholt worden sei. Woß in seinen mythologischen Briefen (I, 89) erklärt sich so über den Eridanos: Nach phönizischen Geschichten setzte man den Bernsteinfluß ursprünglich in den äußersten Norden der Erde an den nordwestlichen Ufern des Ozeans (Paus. I, 3. 5), und Pherekydes war der Erste, der ihn, den Entdeckungen der Phöker zufolge, für den Po erklärte. Es gab nämlich eine Volksage, daß der von der rhiphäischen Bergkette entspringende Eridanos sich in drei Arme theile. Der eine (unser Rhein) fließe gegen Norden in den Ocean, der andere (der Rhone) gegen Süden, der dritte (der Po) gegen Osten, und diesem sei in der Folge der Name allein geblieben. Es mag aber in diesem Namen das alte Wort *Dan* oder *Dn* als Burgstube liegen. Als Flusgott war er (nach *Her. Theog.* 338) ein Sohn des Okeanos und der Ithetis. Von einer Artischen Nymphe hatte er eine Tochter, Zeurippe, welche vom Teilon dem Botes gebar, der dem Argonautenauge bewohnt, vom Gesange der Sirenen betört ins Meer sprang, aber von der Venus gerettet und nach Sidon gebracht wurde, wo sie ihm den Erer gebar. (Hyll. I. 14. Apollon. IV, 627.)

3) Eridanos heißt auch der Fluß am Himmel, südlich unter Orion. Er beginnt am westlichen Fuße des Orion bei dem Stern Rigel, krümmt sich dann gegen Westen bis zum Waltsche, dessen Fuße ihn überschreiten, wendet sich nun wieder nach Osten und zueist gerade nach Süden, wo er unter unsern Horizont tritt. An dem äußersten südlichen Ende ist der hellglänzende Stern Acharar. Hovel zählt in demselben einen Stern erster, 8 Sterne dritter, 20 Sterne vierter, 8 Sterne fünfter und 2 Sterne sechster Größe; Klamhead überbald 69 Sterne. Bei den Griechen heißt dieses Sternbild gewöhnlich der Fluß. So bei Aratos, Geminus und Ptolemäos; doch braucht der Erstere schon den Namen Eridanos. Eratosthenes will sich lieber den Nil dar-

3) Erie (County). Die Grafschaft Erie im Staate New-York liegt im S. des Niagara und hat im N. den Tonawanta, im D. die Grafschaft Genesee und im S. die Grafschaft Cattaraugus zu Grenzen. Sie ist eben und fruchtbar und für den Handel gut gelegen, indem sie den Erieanal dazu benutzen kann. Sie hat Buffalo zum Hauptort.

Die Grafschaft Erie im Staate Pennsylvania bildet den nordwestlichsten Theil von diesem, am See Erie, und zwischen den Staaten New-York und Ohio.

4) Erie (Stadt). In der Pennsylvania'schen Grafschaft Erie liegt der Hauptort gleiches Namens mit einem guten Hafen am Erie-See und 1450 Einwohnern im J. 1830. Er hat eine Kirche, ein Gerichtshof und ein öffentliches Gefängnis, regelmäßig angelegte und gut gepflasterte Straßen. Bei der Stadt befindet sich ein Arsenal mit Vorrathsküchen, Schiffswerften u. s. w., und östlich von ihr steht eine starke Batterie, welche, mit einem Blockhaus auf der Spitze der nahen Halbinsel vereinigt, den Hafen vollständig verteidigt.

5) Erie (Fort). Am Ausflusse des Erie-Sees, dem Orte Buffalo im Staate New-York gerade gegenüber, liegt in Obercanada das Fort Erie, welches in dem letzten Kriege der Freistaaten mit Grossbritannien sehr verstärkt und durch eine Kette von Feldbefestigungen mit einer starken Batterie auf dem Seeberge, in einer Entfernung von ungefähr 3300 Fuß, in Verbindung gesetzt wurde.

(Fischer.)

ERIEUX, Fluß, welcher nördlich von St. Agathe im Districte Tournaion und im Ardchedepartement entspringt, bei St. Agathe, le Châlard, Beaumont vorbeigt und sich nach einem Laufe von ungefähr 16 lieues unterhalb la Boule in den Rhöne ergießt. Ehemals machte er die Grenze zwischen Ober- und Niederivarais. (Nach Crépilly und Barbicheux.)

(Fischer.)

ERIGENA (Johannes), auch Joh. Scotus, gewöhnlich Joh. Scotus Erigena genannt¹⁾, soll nach Einigen ein Schottländer²⁾, nach Andern ein Irländer³⁾, und nach einer dritten Meinung ein Engländer⁴⁾ gewesen sein. Das Jahr seiner Geburt ist völlig unbekannt, ebenso wenig weiß man, wer seine Ältern waren⁵⁾, und wie er die Zeit vor seinem ersten Auftreten zugebracht. Daraus, daß aus den Pflanzschulen der Geist-

lichen in Britannien bisweilen Männer hervorgingen, welche den ganzen Kreis der damaligen Wissenschaften umfaßten, (wie Anselm von Canterbury und sein Freund, der gelehrte Abt Adrian, Abteln von Scherburn u. A.) und daraus, daß besonders die bewundernswürdigsten Gelehrten des 7. und 8. Jahrh. in der Einsamkeit einer klostertlichen Zelle wirkten (wie Beda, Alcuin u. A.), so daß also die Klöster Britanniens als Hauptstuf der wissenschaftlichen Bildung und als Grundlauge der britischen Schule angenommen werden müssen, vermuthet man, daß auch Erigena von Geistlichen oder Mönchen in irgend einem Kloster seines Vaterlandes gebildet, und zuerst Unterricht in allen Zweigen damaliger Wissenschaft, hauptsächlich in Sprachkunde und Philosophie, bekommen habe. Auch mag er es in den freien Künsten, für deren Förderung der selbst wissenschaftlich gebildete Adel der Große nicht weniger, als für Aufklärung durch Lehranstalten und humane Erziehung des Volkes sorgte, weit gebracht haben⁶⁾.

Da nun schon Karl der Franke (der ein viel zu großer Kenner des in diesem Zeitalter so seltenen gelehrten Verdienstes war, als daß er nicht gesucht hätte, die bedeutendsten Gelehrten an seinen Hof zu ziehen, sobald er ihres Belanntschaft gemacht), Alcuin nach Frankreich berufen, und dieser durch das ganze Reich an Kathedrales und Klöstern gelehrte Schulen für die sieben freien Künste (trivium und quadrivium) gegründet hatte, da ferner die bürgerlichen Erzieher zwischen den angelsächsischen Königen die Wissenschaften von der britischen Insel zu verschleppen angingen, und bald darauf die Streifereien der Normänner begannen, durch welche die Klöster, die einzigen Hügel der Gelehrsamkeit, vorzüglich litten, da sich in Folge hiervon im 9. Jahrh. die Nacht finstlerer Barbarei zu verbreiten schien, so wurde auch Erigena's Geist durch die Finsterniß, die ihn in seinem Vaterlande umgab, hinweggeschreckt, und er begab sich nach Frankreich zu Karl dem Kleinen, der ihm mit Hochachtung begegnete, ihn zu seinem Hausgenossen machte, und ihn seines größten Vertrauens fortwährend würdigte. Man sagt⁷⁾, daß Karl sowohl bei allen ernsthaften, als bei geringfügigeren Angelegenheiten ihn zu Rathe gezogen, daß er selbständig bei Tisch und in seinem Zimmer ihn um sich gehabt, daß nie zwischen beiden ein Streit sich entsponnen, da Karl von der bewundernswürthigen Gelehrsamkeit (miraculo scientiae) des Erigena so sehr gefesselt worden sei, daß er gegen ihn, obgleich er ein zum Hohn sehr gemeiner Lehrer gewesen, sich doch nicht einmal habe mit einem Worte vergebem wollen.

Da er sich unter den fränkischen Gelehrten durch Kenntniß der griechischen Sprache besonders auszeichnete, und, was für seine Zeit etwas Außerordentliches war, sogar die Schriften mehrerer Kirchenväter, soweit er deren

1) Zuerst wird er von Arithemius als Erigena aufgeführt, als Johannes Monachus, mit dem Zusatz: dictus Erigena. 2) Ivo's Zeitgenossen, Hincmar und Anastasius (cf. ep. ad Carol. in Casari Vett. epistol. Hibernicarum sylloge. (Dobson. 1632.) p. 40 sq.), nennen ihn Scottigena, und Heilmann (Gesch. Geschicht. (Berlin 1792.) S. 458) hält es für wahrscheinlich, daß er in der schottischen Stadt Ite (Erigena) geboren ist. 3) Da der Name Scotus zu seiner Zeit Schottland und Irland gemeinlich umfaßte (Scotus). 4) Th. Heintz (Censura celeberrimum autorem. (Genevae 1696.) p. 349) bezeichnet ihn als Anglum apud Ergone (Ergone, heutzutage Kryug; s. Kincir, Gesch. der Phil. II, 10) in conuincia Wallia natum. 5) Galt (Joh. Erigena lib. 5. de divia. nat. fol. (Oxon. 1681) sagt: Quod Baluac de huius patre Patrio, de peregrinatione, qua Athenas petiit, de mira in linguis Orientalibus peritia scripsit, nullam apud me fidem impetrant.

6) Aker. Men. (in Ann. rerum gestarum Alfredi M., rec. Franc. Wite (Oxon. 1722) nennt ihn acerrim ludicii virum, et in omnibus disciplinis literariorum acris eruditissimum, et in multis aliis artibus artificiosum, p. 46. 47. 7) Gult. Malmebor. ex cod. Thuanoe MS. cf. Blount I, l. p. 349.

gium der lateinischen Kirche gestanden haben, später aber herausgeworfen worden sein. Seine Werke, zu hoch für seine Zeit, brachten ihn während des Berengarischen Streites (saec. XI.) vollständig in den Verdacht der Heterodoxie, besonders in Bezug auf das Abendmahl¹⁵⁾, und Berengarius selbst, nachdem seine theilweise als Erigena gefälschte Lehre auf den Synoden zu Rom und Brethall (1050) verdammt war, mußte eigenhändig auf Befehl des Papstes Nicolaus II. die Schriften des Erigena ins Feuer werfen, wie Hofmann bemerkt: quasi igni in veritatem vis esset. Endlich im 13. Jahrh. verdammt und verbrannte Honorius III. öffentlich des Erigena Hauptschrift die *divisione naturae*.

Dass er, wie Lennemann (Gesch. der Philos. VIII. 48) angibt, schon die Ethik des Aristoteles aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen habe, ist nicht allgemein angenommen, und zu wenig verbürgt. Wenigstens war seine Übersetzung, sowie sein Commentar zu ihr, wenig bekannt, und scheint selbst von den eigentlichen Scholastikern kaum gebraucht zu sein.

Was Erigena als Übersetzer geleistet, darf man nicht allzuhoch ansetzen. Er übersetzte meist ganz wörtlich, und scheute sich selbst nicht, seine einmal gefassten Ideen den fremden Worten oder Sätzen unterzuliegen¹⁶⁾. Seine Besinnungen zeugen mehr von anhaltendem Fleiß und Belesenheit, als von Geschicklichkeit zum Übersetzen und Gewandtheit im Ausdruck. Ist ist seine Übersetzung so

ängstlich genau und fleiß, daß es unmöglich ist, dem Sinn des Originals zu entsagen, ohne es selbst nachzusehen. Schon Anastasius rügt dieses, doch unter dem entscheidigenden Vorbehalt: daß Erigena diese Übersetzungsweise vermuthlich nur deshalb gewählt habe, weil er in seiner Demuth und Anspruchslosigkeit sich nicht habe herausnehmen wollen, den eigentlichen Wortbegriff hinzuzusetzen und zu verlossen, damit er ja nicht auf irgend eine Weise der Wahrheit des Sinnes, um die es ihm allein zu thun war, schaden könne. Allein gegen diese Behauptung einer natürlichen, dem Wesen des Erigena tief eingepflanzten Bescheidenheit spricht zu viel, als daß ihr unbedingt Glauben geschenkt werden könnte. Wider sie zeugen die eigenen Benennungen, die er theils sich selbst beilegt, indem er sich nicht ohne Selbstgefühl in der Aufschrift des Dionysius Areopagita an Karl den Kahlen als Joannem — extremum Sophiae studentium designat, theils in der dialogischen Einladung seines Hauptwerkes de divinis nat. mit so großen Lobeserhebungen seinem Schüler, der natürlich in seinem Stiche von ihm abweichender Meinung ist, für sich in den Mund legt, wie jede Seite dieser Schrift beweist. Auch fehlt es nicht an auffallenden Verstößen gegen die Worttreue und Reinheit des Ausdrucks. Guilelm. Malmesbur. (ex cod. Thuanico M. N.) möchte ihn deshalb mit Recht nennen acris sed inelegantem ad interpretandum scientiam, aber multae et curiosae lectionis.

Wie es sich mit dem Urtheil Hofmann's verhalte, daß er ein philosophus eximius, und theologus consummatus gewesen sei, sowie eine Entscheidung der Frage über seine Stellung zu patristischer und scholastischer Lehre, und über ihn als Anfang und Ausgangspunkt der christlichen Speculation¹⁷⁾, wird sich aus einer Darlegung seines gesammten theologisch-philosophischen Systems ergeben.

Als Grundlage desselben stellte er die Überzeugung auf, daß Offenbarung und Vernunft vollkommen übereinstimmen müssen, oder daß wahre Philosophie und wahre Religion identisch seien, was er denn auch gleich zu Anfang seines tractatus de praedestinatione mit Berufung auf Augustin (de vera relig. c. 5) deutlich anspricht¹⁸⁾. Diese nämlich, die vera auctoritas, d. h. die Offenbarung, und die recta ratio, die Vernunft, stießen aus Einer Quelle, dem göttlichen λόγος (Weisheit) und können sich mithin nicht widersprechen. Die höchste Aufgabe der Philosophie setzt er in die Contem-

15) Man hat den Erigena noch als Verfasser einer vierten Schrift: *De corpore et sanguine Dom. ad Carol.* (ed. Bolland. Col. 1532), gegen den orthodoxen Paschal. Radbertus genannt, aber wohl mit Unrecht; denn alle Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte reden entweder nur von einer Schrift des Matramnus oder von einer des Job. Erigena über das Abendmahl. Wer die eine kennt, dem ist die andere unbekannt. Erst später wurden beide Schriften jenseits genannt, und so sah in den cod. nur die des Matramnus (and. so wurde die des Erigena für verloren erklärt. Dagegen behauptete P. de Marca (esp. ad Acherorium in des Septem apocryphum. T. III. p. 852. ed. 2), daß die vermeintlichen zwei Christen nur eine Christen seien, welche dem heterodoxen Erigena angehört. Die Identität beider Schriften, zugleich aber auch, daß Matramnus, Wösch zu Corbie, Verfasser sei, bemerkt R. B. Lausie über die für verloren gehaltene Schrift des Job. Scotus von der Guchastille, in den theol. Studien und Kritiken. I. Bd. 4. Heft. S. 755 ff. (1828). — Auch wird ihm noch eine kleine Schrift: *De visione Dei*, die Rabillon aufgefunden, beilegt (cf. Fabricius, Biblioth. m. p. 401). Sein Commentar zu dem Evangelium des Johannes ist verloren gegangen, und auch seine Spur mehr vorhanden von einer Übersetzung des Aristotelischen Schrift: *De secretis secretorum sive de recto Principum regimine* (cf. Mackenzie, Lives of Scots Writers. Vol. I. p. 58). 16) Merkwürdige Beispiele finden sich De div. Nat. p. 5. 8. 11. (ed. Scheller, 1838), wo er unter Andern über Deus folgendes auslegt: huius nominis etymologia a Graecis assumta est, ut enim a verbo quod est δεινός, h. e., videns, derivatur, aut ex verbo δειν, h. e. curvo; aut quod probabilis est, quis unum idemque intellectus est, ab utroque derivari recte dicitur. Nam quum a verbo δεινός deductur δεῖν, videns interpretatur. Ipse enim quum sit in seipso videns, tam nihil extra seipsum aspicit, quia nihil extra seipsum est. Quum autem a verbo δεινός, curvum recte intelligitur. Ipse enim in omnibus currit, et nullo modo stat, sed omnia currendo implet. Nunc scriptum est: velociter currit sermo eius, mox in p. 19 etc. zu vergleichen; f. auch II. 24. 111. 33. p. 274. IV. 3, 306 seq. u. X. m.

17) I. Staudenmaier, Job. Scotus Erigena und die Philosophie seiner Zeit. I. Th. 1834. Vergl. besonders S. 298. 447 ff. — Von denselben Gesichtspunkte aus hat ihn schon Peter Hjort (a. a. O.) als den Vater der christlichen Philosophie aufgeführt (f. o. das Ref. 12 angeführte Ref. p. 90. 47 al.). 18) Sic enim (ut ait Sanctus Augustinus) creditur et docetur quod est humanae salutis caput, non aliam esse philosophiam, id est sergentis studium, et aliam religionem — etc. Quid est aliud de philosophia tractare, nisi vere religiosum, qui summa et principalis omnium causa Deus et humiliter colitur et rationaliter investigatur, regulas exponere? Confutur inde, verum esse philosophiam veram religionem conversamque veram religionem esse veram philosophiam etc.

plation und Erkenntnis des Göttlichen, welche wesentlich in der Betrachtung unseres eigenen geistigen Seins, wiefern dieselbe ein Abbild oder Spiegel der Gottheit ist, bestehen soll, und findet darnach das höchste Vermögen des Geistes in der Bewegung desselben, durch die er sich über sich selbst und die ganze Natur zur reinen Anschauung der Intelligenz, zur visio intellectualis, erhebt, und mit dem Absoluten in unmittelbare Berührung tritt. Wenn Erigena so dem Geiste absolute Erkenntnis kraft zuschreibt, so legt er doch auf der andern Seite der Speculation Schranken durch das Beständnis, daß gegenwärtig dem Menschen Vieles unbegreiflich bleibe und seine Fassungskraft übersteige. Nicht minder erkennt er den Grundsat der Scholastik an, daß das Glauben dem Wissen vorangehen und die theologische Speculation von der Offenbarung ausgehen müsse, nur daß er dieser nicht die Auctorität der Kirche oder ihrer Lehrer an die Seite setze, sondern sie sehr entschieden der Vernunft unterordne. Die auctoritas aber ist notwendig für Alle, die des selbständigen Nachdenkens nicht fähig sind, und der Glaube selbst nichts anderes, als der Grund, aus dem in der vernünftigen Natur die Kenntnis Gottes entspringt. So heißt es de divis. nat. 2. 61: nil avidius quaesierim, nil salubrius crediderim, nil altius intellexerim, quam quod de universali omnium ineffabili fonte veris, probabilibusque dicitur investigationibus. Non enim alia fidelium animarum salus est, quam de uno omnium principio, quae vere praediconatur credere, et quae vere creduntur intelligere, und c. 15: ratiocinationis exordium ex divinis eloquiis assumendum esse aestimo. Ebenso lib. 1: nihil aliud est fides, ut opinor, nisi principium quoddam, ex quo cognitio creatoris in natura rationabili fieri incipit. Alles kommt am Ende auf die verschiedenen Standpunkte der Speculation (modi theoriae) an, und es ist etwas Anderes, ob ich bei der Betrachtung das Ganze oder die einzelnen Theile des Ganzen ins Auge fasse. Denn es geschieht daher, daß dasjenige, was man als Theil gefaßt, für einen störenden Gegenstand gehalten, dennoch im Ganzen genommen nicht nur dieses nicht sei, sondern sogar zur Schönheit sich auflösen lasse. Auf solche Weise und durch solche Speculation ist es möglich, sich den Namen eines recte, pie et catholice philosophantis zu verdienen.

Die Methode der Behandlung aller wissenschaftlichen Probleme zerlegt er zu Anfang des tract. de praedest. (III sq.) in folgende vier Momente: 1) pars διακριτική, divisoria, d. i. Eintheilung des Einen in ein Mehrfaches (unum in multa dividendo segregant); 2) p. διοριστική, distinctiva, Hervorhebung des Einen aus Vielen durch Abgrenzung und Bestimmung (unum de multis distinctendo colligit); 3) ἀποδεικτική, demonstrativa, Beweisführung durch Aufstellung des Dunkeln aus dem Offenbaren (per manifesta occulta demonstrando aperit); 4) ἀλυτική, resolutiva, Auflösung des Zusammengesetzten in dessen einfache Bestandtheile (composita in simplicia separando resolvit). Auf diesen vier Wegen erreiche man den Stand-

punkt der speculativen Philosophie¹⁹⁾, und zugleich den „des großen und göttlichen Offenbaren“ des heil. Dionysius, der zur Annahme zweier sublimissimarum theologiae partium (1, 16. 20) berechtigt²⁰⁾, in deren ersterem man sogar von Gott nicht einmal das Sein behaupten, und nichts von ihm prädiciren könne, sodas er mit Dionysius Areop. als das nihilum bezeichnet werden müsse, dem sogar das Selbstbewußtsein abgebe, da er sich durchaus nicht als ein irgendwie Seiendes wisse (s. u.); in deren zweitem aber allerdings eine Erkenntnis Gottes stattfinde, nach seiner Offenbarung für den gegenwärtigen Standpunkt des Menschen, wenn Gott durch eine unaussprechliche Herablassung in das, was ist, auf vielerlei Art geichen wird und so Eigenschaften endlicher Wesen symbolisch auf ihn übertragen würden. So sagt er in Bezug hierauf de div. I. 34 sq. coll. 38: nulla categoria de deo proprie dicitur, adeoque nec actio nec passio, ratio vero in hoc universaliter studeat, ut suadeat, deum omnem intellectum omnesque sensibiles intelligibilesque significationes superare, qui melius nesciendo scitur. cuius ignorantia est vera sapientia, qui verius et fidelius negatur in omnibus, quam affirmatur. Ähnlich de praedest. 2. 4. 116. Alles nun, was mit dem Geiste erfaßt werden könne, nebst dem, was seine Fassungsgränze als zu hoch übersteige, zeigt sich in dem, was wirklich da ist, und das, was nicht ist (τὸ ὄν und τὸ μὴ ὄν, *Intellectus obolus* der Neuplatoniker), was er im griechischen allgemeinen Worte *grōis* und dem lateinischen natura eingeschlossen findet. Daher seine Eintheilung der ganzen Natur in seinem Sinne in ea, quae sunt und ea, quae non sunt.

Nach vier Hauptmerkmalen (per IV differentias)

19) De praedesta II. p. 112: hic enim tamquam atq̃i quodam honestoque humane rationationis quadringio ad ipsam disputandi disciplinam, quae est veritas, omnia in ea creditus perveniri non dubitat. 20) I. 1. — hoc non ex nobis sed auctoritate b. Dionysii Areop. accipientes, qui apertissime bipartitam theologiaem asserit esse, id est, *καταγωγικήν* et *ἀναγωγικήν*, quas Cicero in *intensionem* et *revelationem* (!) transfert. Nos autem, ut apertius via aominum clarescat, in Affirmationem et Negationem maluius transferre. — Quam ad perfectos rationationis consilium perveneris, satis clare considerabis haec duo, quae videntur inter se esse contraria, nullo modo sibi apponi, dam circa divina naturam versantur, sed per omnia in omnibus sibi invicem consentire. Et ut hoc apertius fiat, paucis namur exemplis. v. g. *Καταγωγική* dicit, veritas est, *Αναγωγική* contradicit, veritas non est; hic videtur quaedam forma contradictionis, sed dum latius aspicitur, nihil controversiae reperitur. Nam quae dicit, Veritas est, non affirmat proprie divinam substantiam Veritatem esse, sed tali nomine per metaphoram a creatura ad creatoris vocari posse; namdum siquidem omniaque propria significatione relictam divinam essentiam talibus vocabulis vestit. Ea vero, quae dicit Veritas non est, merito divinam naturam incomprehensibilem atque inaffabilem clare agnoscens, non eam negat esse, sed Veritatem nec vocari proprie, nec esse. Omnibus enim significationibus, quibus *καταγωγική* divinitatem vestit, aam spoliare non aescit. Una dicit, sapientia est, verbi gratia eandem indens, altera dicit, sapientia non est, eandem exans. *Uta ignitur dicit, hoc vocari potest, sed non dicit, hoc proprie est; altera dicit, hoc non est, quoniam ex hoc appellari potest.*

erhält er demnach die Eintheilung der Natur in vier Species, deren erste diejenige ist, die schafft, aber nicht erschaffen wird (creans increata, Gott, als die letzte Ursache aller Dinge), die zweite eine erschaffene und erschaffende (creans creata, der Logos, Sohn Gottes, durch den alle Dinge sind), die dritte, die erschaffen wird und nicht erschafft (non creans creata, die Welt, oder der Inbegriff aller Creaturen), die vierte, die weder erschaffen wird, noch erschafft (nec creans nec creata, Gott, als in welchen alle geschaffenen Dinge wieder zurückkehren und ewig in ihm und seiner Seligkeit ruhen werden). — Inbarn nun Erigena diese Formen durchgeht, zeigt er zunächst die Identität der ersten und vierten Classe, wiewen Gott Uebrig und Ziel aller endlichen Wesen zugleich ist, dann ebenso die Gleichheit der zweiten und dritten im Begriff der creatura, sodas am Ende der ganze Gegensatz der ersten und dritten, zweiten und vierten, sich in der Einheit des Schöpfers und Geschöpfes (ad sequens universalis naturae) auflöst (de div. nat. I, 1 seq.).

Das ganze System des Erigena ist eine Ausführung dieser Grundeintheilung alles Seins, diese selbst aber hat nach den verschiedenen Standpunkten der Betrachtung einen mehrfachen Sinn (certos suae interpretationis modos). Der erste ist der der Erschaffung und Anschauung, nach dem man verständiger Weise von Allem, was in die Sinne fällt, behaupten kann, daß es sei, wo aber dasjenige, was durch die Erhabenheit seiner Natur nicht allein außerhalb der Sinne (*εἰς* oder *ἐκ* oder *ἐν* oder *πρὸς*), sondern auch für den Begriff entfernt liege, mit Recht ein Nichtsfindendes scheint. Denn dieses Alles wird nur von Gott richtig verstanden. — Der zweite ist der der Reflexion, des Seins und Nichtsfindens. Es gibt nämlich in der Reihe und der Verschiedenheit sämtlicher geschaffener Wesen vom erhabenen Engel an bis zur äußersten Schwarte des vernünftigen und unvernünftigen Geistes, bis zu dem nährenden und zunehmenden Leben²¹⁾, Abstufungen, von denen jeder man, nach einer wunderbaren Einrichtung der Vernunft, sagen kann, daß sie sei und nicht sei. Sobald man die niedrigste Stufe affirmirt, negirt man die höhere, und umgekehrt bei der Negation der niedrigeren affirmirt man die höhere. Behaupte ich von einem Menschen, daß er ein vernünftiges, sterbliches, lachendes Thier sei, so ist der Engel dieses nicht, ist weder ein vernünftiges Thier, noch sterblich, noch lachend²²⁾. So kann man also von je-

der Classe der vernünftigen und unvernünftigen Creatur sagen, daß sie sei und nicht sei. Sie ist, in soweit sie von Höheren oder von sich selbst begriffen wird, sie ist nicht, soweit sie sich von untergeordneten nicht begriffen läßt (1, 4). — Der dritte ist der der Wissenschaft, der aus der Betrachtung der Gründe und Kräfte hervorgeht. Was nämlich in der materia formata erzeugt, durch Zeit und Raum bedingt wird, nennt man gewöhnlich Seiendes, während man von dem, was im Innern der Natur liegt, und weder der Zeit, noch dem Raume, noch auch der Form der Materie anheimfällt, zu sagen pflegt, daß es nicht sei. Also Alles, was in der Welt sichtbar erscheint, ist; vom Verborgenen, noch nicht sichtbaren Zukünftigen, sagt man, es sei nicht. Zwischen dem ersten und dritten Standpunkt ist nun der Unterschied, daß der erste im Allgemeinen Alles berücksichtigt, was zugleich und Einmal in den Ursachen und Wirkungen dargestellt wird, der dritte das speciell erklärt, was theils noch in seinem Grunde ruht, theils in seinen Wirkungen offen daliegt (1, 5). — Der vierte ist der philosophische, auf welchem der Philosophie gemäß richtig nur das als wirklich Seiendes erkannt werde, was durch den Verstand allein begriffen werden könne. Hingegen werde auf diesem Alles, was legend einer Raum- oder Zeitveränderung unterliege, als Nichtsfindend betrachtet und genannt werden (1, 6). — Der fünfte endlich ist der theologische, den die Vernunft allein bei der Betrachtung der menschlichen Natur einnimmt, die, als sie ihre eigenthümliche Würde und ihren besondern Vorzug des göttlichen Ebenbildes durch die Sünde verloren, mit Recht ihres Seins verlustig ging, das sie aber, sobald sie durch die Gnade des eingebornen Gottes Sohnes zu ihrer alten Substanz, geschaffen nach Gottes Bilde, von Neuem zurückgeführt wird, wieder bekommt, wenn sie in dem, der nach Gottes Bilde geschaffen ist, zu leben anfängt. Diese Art und Weise Gottes, sich der Gestaltkraft einer jeden vernünftigen und einsichtigen Creatur zu zeigen, ist es, die von den Griechen Theoponie genannt wird, obgleich hierbei nicht das eigentliche Wesen der Gottheit, sondern eine theilschliche Äußerung derselben offenbar wird (1, 7).

Diese ganze Theorie des Erkennens und der Erklärungsweisen gibt Erigena aber nur als Einleitung zu dem eigentlichen Werke, ohne ausführlichere Entwicklung, zur nähern Einsicht in die Abtheilungsgründe für seine Naturphilosophie. Er wendet sich alsobald (1, 12) zu den Eintheilungen der Natur zurück.

Die erste Differenz, quae creat et non creatur, ist Gott, der über alle menschliche Vorstellung weit Erhabene, der selbst anfangslose Anfang, Uebrig aller Dinge, die aus ihm und durch ihn sind, und aller Geschöpfe Ausgangspunkt. Das göttliche Wesen ist über alle Kategorien²³⁾ hinausgerückt, unbegreiflich und unaussprech-

21) De div. nat. I, 4: nutrictivum dico et nutrictum vitam. Et Oculi et Schitres. Et moxte aber mol richtig sein auctivum zu sein (cf. τρεφικὸν καὶ αὐτρεφικόν. II, 23. III, 40. IV, 16, 388 al.). Ich meynende, steigendes, an Umfang gewinnendes Leben, da zumal kurz darauf hinzugefügt wird: quae pars generalis animae ultima est, quom corpus nutrit et asport.

22) Man schwankt hier zwischen den deataten visibiles und invisibiles. Erstere schenkt mir deshalb vorzuziehen, weil invisibiles neben animal einen überflüssigen und müßigen Zusatz enthalten würde, und weil Erigena nachdrücklich den Ausdruck des Aristoteles, daß das Leben zu dem Vorzüge des Menschen gehöre, berücksichtigt zu haben scheint. Das ungewöhnliche der Bedeutung dieser Wortform ist bei Erigena durch Analogien zu bekräftigen.

23) I, 16: Aristoteles sententiam apud Graecos, ut aient, naturalium rerum discretiones reporter, omnium rerum quae post Deum sunt, et ab eo create, innumerabiles varietates in decem universalibus generibus conclusit. quae decem Categoriarum, id est, Praedicamentorum vocabit. Nihil enim ut ei visum

nun der Mensch allein (II, 4), der in der Natur so würdig geschaffen, daß keine Creatur, weder eine sichtbare noch eine unsichtbare, vorhanden, die sich in ihm nicht auffinden ließe. Denn er ist durch eine wunderbare Vereinigung zweier allgemeiner Theile der geschaffenen Natur zusammengefügt, und aus den äußersten Gegenfäden aller Creatur verbunden zu einem Ganzen. Nichts ist nämlich geringfügiger als der Körper, nichts höher als die Vernunft. Selbst nach Augustin's Ansprüche aber hat der Mensch durch sein Vergessen gegen Gott seine Würde nicht gänzlich verloren, sondern hat sie noch. Es wäre aber, hätte Gott nicht den Fall des Menschen vorausgesehen, gewiß keine Theilung der ursprünglich einfachen menschlichen Natur eingetreten, die freilich nun in die Spaltung von Mann und Weib stattgefunden hat. Jede einzelne Verschiedenheit ist erst nach dem Sündenfall entstanden (cf. p. 410 sq.); der Mensch selbst aber besteht nicht aus dem, was jetzt Mensch heißt und zu sein scheint, sondern in den geheimen Gründen der Natur, denen gemäß er geschaffen worden, und zu denen er zurückkehren muß. Es ist aber hierbei zu bemerken (II, 8), daß jedesmal dasjenige, was das Unterste ist, bei jeder Vereinigung zu dem, was höher steht, erhoben wird, denn umgekehrt findet nur eine Theilung, *non adunatio. sed divisio* statt. So führt das Zerwürfniß der Einheit und die Einigung des doppelten Geschlechts auf die Einfachheit zurück, da der Mensch besser ist als das Geschlecht. Wenn man einsieht, was der Mensch ist, wird, nach Wiederherstellung der ehemaligen Beschaffenheit, der Mensch alle sinnliche und geringere Creatur zur Einheit in sich zusammenfassen, wird durch göttliche Macht neu geschaffen und aufrichtig sich Gott nähernd, aller Creatur voransteilen, zu Gott gelangen und ihn anschauen. So war (II, 9) mit hin der Grund, daß der Mensch aus den primordialibus causis heraustraten mußte, in Unähnlichkeit mit dem Urbilde, die Sinne des ersten Menschen. Der vor Allen aber wiederauferstandene Christus hat die Vereinigung wieder vollbracht; er war frei von der Theilung des Menschen in Geschlechter (coll. p. 358), denn nicht im leidlichen Geschlecht (*non in sexu corporeo*), sondern nur im Menschen bestand er wieder, vereinte in sich nach der Auferstehung unsern Erdbreis zum Paradies, und hatte (c. 11) nicht nur seiner Göttlichkeit, sondern auch seiner Menschheit nach Zeit und Raum überwunden, um sich auf wunderbare und unaussprechliche Weise mit Gott wieder zu vereinigen. Er war also im Paradiese sowohl, als in der Welt, jeigend, daß in beiden nur eine natürliche Anlage sei, die er in sich verbinde. — In der Seele ist dieselbe Theilung nach dem Falle entstanden, der vorer ist gleichsam das geistige Geschlecht des Mannes, die *ἀνδρῶν*, die Sinnlichkeit, ist das des Weibes. Auch diese (13) erhob Christus in sich zur vorbildlichen ursprünglichen Einheit.

rerum omnium faciendarum, priusquam essent, immutabiles rationes conditae sunt, solent vocari, coll. II, 36, wo dies Alles noch näher bestimmt wird. — II, 20 nennt er sit primivus causas, quas S. Dionysius principia omnium rerum vocat. — Aufser dem II, 36.

Über die primordialibus causas erklärt er sich nun weiter (von c. 15 an), theils im Kampfe gegen fremde Ansichten, theils unter Berufung auf Aussprüche der Schrift. Die Idealwelt kommt zwar in alle dem, dessen Ursache sie ist, zum Vorschein, verläßt aber auch nicht die Weisheit des Vaters, in der sie geschaffen; sie bleiben unaufhörlich in sich (II, 18), und hören dennoch nicht auf, in ihren Wirkungen sich klar darzutun. Der Verstand Gottes begründet, und seine Vorstellung gibt das Wesen und die Beschaffenheit aller Dinge. Während er erkennt, schafft er, wenn er schafft, erkennt er; keins geht vor dem Andern her, Alles ist gleichzeitig. Deshalb ist auch Gott, sein Wort, und die im schaffenden Worte eingeschlossenen Ideen ebenso gleichmäßig (II, 21), trotz alles scheinbaren Widerspruchs (II, 22), den man von der Priorität des Erschaffens vor dem Geschaffenen nehmen könnte. Aber in der Trinität wird ja die Einheit der gemeinschaftlichen Thätigkeit, und die besondere Eigentümlichkeit der verschiedenen Operationen angenommen (coll. III, 17)? Wenn nun in ihr die Einheit des Wesens ist, und ein Unterschied der Substanzen, so ist nicht abzusehen, warum man nicht eine gemeinschaftliche Operation in ihr und eine verschiedenartige glaube und annehme, sobald dem gemeinschaftlichen Wesen eine gemeinschaftliche Operation zugetheilt und der substantiellen Trinität eine dreifache Thätigkeit nicht entzogen werde. Hieraus muß man die eigene menschliche und gottähnliche Natur ansehen, in derselben Trinität sich offenbart. Sie nämlich besteht in den drei terminis: *oiaia, divinus, divinus* (essentia, virtus, operatio). und da sie nach Gottes Willen geschaffen, und Gott im Geist ist, ist auch nur geistig diese bildliche Ähnlichkeit und eingepflanzt. Sowie nun bei uns unsere Trinität ganz in allen zu ihr Gehörigen ist, so ist es auch bei der göttlichen der Fall. Ebenso ist es mit einer andern, der der Vernunft, des Verstandes und des innern Sinns (sensus interioris, des Gefühlsvermögens), die zusammen in ungetrennter Harmonie mit der Seele stehen. Diese beiden Trinitäten im Menschen sind eigentlich nur Eine, und nur dem Namen nach unterschieden, da ja der *vois* und die *oiaia* zusammen den ausgereichnenden Theil unserer Natur bezeichnen; der *λογος* aber und die *divinus* den zweiten Theil ausmachen, als ratio und virtus; die beiden dritten aber, *divinus* und *divinus*, sensus und operatio, dem äußer-

27) II, 23: *paterna siquidem substantia, quae de substantiam filiiatitiam genuit, et processionis substantiam ex se emisit, non immerito dicitur principalis substantia, non quod una essentia aeternae Trinitatis sit separabilis, est enim una et individua, sed quod substantialis differentia, dum sit una, non caret. Est enim Deitas genitrix, et Deitas genita, et procedens Deitas; et dum sit una Deitas individua, non tamen substantialis differentia indiscrcta.* 28) *In ea enim (anima scil.) vois intellectus dicitur, λόγος ratio, divinus sensus, non ille exterior, sed interior, et in his tribus essentialibus trinitas animae ad imaginem Dei constitutae subsistit* (coll. IV, 20): *tres personae sunt nomina relativa non substantiva, per essentiam patet, per aspectum filius, per vitam eorum, quae sunt, spiritus sanctus intelligitur; cetero mens, notitia sui, amor sui* II, 161, 118. Kase, Velle, Scire, V, 569. al.)

ßen und letzten Platz in der menschlichen Seele einnehmen. Die Dreieinigkeit des menschlichen Geistes begründet wiederum eine dreifache Erkenntnisweise (*motus animae*) der göttlichen und ihrer Thaten (II, 23), *quorum primus est secundum animam, secundus secundum rationem, tertius secundum sensum*. Die erste ist die einfache, geht über die Natur der Seele hinaus und läßt eine Erklärung nicht zu, d. h. sie entbehrt der Erkenntnis dessen, um das sie sich bewegt. Im Umgeben des unbekannten Gottes erkennt sie keinesweges in irgend welchem Geschaffenen, wegen seiner Erhabenheit, daß er etwas sei; d. h. sie kann ihn in keinem Wesen und seiner Substanz, in keinem nennbaren oder denkbaren Gegenstande finden. Denn er übertrifft Alles, was ist und was nicht ist; und auf seine Weise kann bestimmt werden, was er sei. — Der zweite *motus* ist der, in welchem wir den unbekannten Gott erkennen, insofern er die Ursache aller Dinge ist; aber auch nur dieses (II. p. 73 [134]), und daß die *primordiales causas* von ihm und in ihm ewig geschaffen. Von diesen prägt nun er selbst dem beschränkten Verstande Kenntniß ein, und man kann ihn deshalb mit Recht als die Form der Seele bezeichnen. — Der dritte *motus* ist ein zusammengesetzter, (131), welcher (p. 135) mit den einzelnen Gründen der einzelnen Dinge zu thun hat, die einfach, d. h. allen gemeinschaftlich in den vorbildlichen *causis primordialibus* geschaffen. Er hebt an von den Vorstellungen der sichtbaren Dinge (*ex rerum sensibilibus phantasias per exteriorem sensum sibi nanciatas*) und geht fort bis zum reinsten Unterschied aller Dinge, zu den Geschlechtern, Arten, und kleinften und eigentümlichsten Formen, zu einer unendlichen und unzahligen Mannichfaltigkeit, die aber durch unwandelbare Analogien seiner Natur bedingt und begrenzt ist. Was daher durch die Vernunft die menschliche Seele von Gott und den Principien der Dinge unter Einer Form begreift, das erkennt sie Alles durch den Sinn vervielfältigt in den Wirkungen der Ursachen, und umgekehrt, was sie durch den Sinn vervielfältigt und vereinzelt in den Wirkungen erkennt, das sieht sie als Eins in Einer Form in den Ursachen subsistiren. — Es ist nun aber der Unterschied zwischen unsrer und der göttlichen Trinität, daß diese Alles aus Nichts geschaffen, während jene aus Nichts nur Nichts zu schaffen vermag (II. p. 139), höchstens ihren Körper aus Etwas; daß ferner die göttliche das Universum regire, die menschliche nur ihren Leib; daß die göttliche versehe, daß und was sie sei, die menschliche wol, daß, aber nicht was sie sei, da sie (II, 28) nur eine Anschauung, ein Bild sei. Gewiß ist es aber auch, daß das Wissen des göttlichen Wesens um sich ein Nichtwissen ist, und diese *ignorantia* eine *summa sapientia* (s. o.). Zu bemerken ist noch, daß er in Verfolgung dieser Lehre von der symbolischen der Kirche sehr abwich, indem er auch den Sohn durch den heiligen Geist aus dem Vater geboren werden läßt (II, 33). Im Allgemeinen aber nennt er diese Lehre für den Verstand unfaßlich, nur durch Ähnlichkeiten anschaulich zu machen (*sic ex igne radius, ex radio splendor etc.* und IV, 1: *lux, ignis, calor*),

in der man der Auctorität der Väter folgen müsse. Er selbst aber that dies nur scheinbar.

Nach dieser Erörterungen kehrt er zurück zur Bestimmung jener ersten Ursachen, es wiederholend, daß alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge ihre Subsistenz durch Theilnahme an jenen haben (II, 36), die nämlich sind *per se ipsam bonitas, per se ipsam essentia, per se ipsam vita, per se ipsam sapientia, per se ipsam veritas, per se ipsam intellectus, per se ipsam ratio, per se ipsam virtus, per se ipsam iustitia, per se ipsam salus, per se ipsam magnitudo, per se ipsam omnipotentia, per se ipsam aeternitas, per se ipsam pax, et omnes virtutes ac rationes, quas semel et simul pater fecit in filio, et secundum quas omnium rerum ordo a summo usque deorsum textitur*, d. h. von der einfachsten bis zur höchsten Creatur, die nach Gott Gott am nächsten steht, bis herab zu der untersten Classe, in die der Körperwelt (cf. III, 1).

Im dritten Buch wird von der Natur gehandelt, *quae creata est et non creat*, welche in der Körperwelt die letzten Wirkungen der ersten Ursachen begrenzt darstellt. Die ganze unendliche Reihe der, in der Anschauung zwar getrennt erscheinenden, im Wesentlichen aber in sich selbst ein abgeschlossenes Eins bildenden Erscheinungen, entsteht wie aus der Eins die Vielheit aus den urbildlichen Gründen, die im eingebornen Worte Gottes ruhen. Es ist hier wie bei dem Kreise, der sich in sich selbst so ähnlich ist, daß kein Theil desselben weder durch seine Natur, noch durch Kunst kann unterschieden werden. Gott ist der Anfang, die Mitte und das Ende (III, 17, 23); aus ihm fließt (III, 4), wie das Wasser der Quelle sich in ungemessene Weite ergießt, Güte, Wesen, Leben, Weisheit und Alles, was in der Quelle aller Dinge befindlich zuerst in die *causas primordiales* über, dann durch diese hindurchbringend in unaussprechlicher Weise durchlaufen sie die passenden Classen des Universums, vom Höhern immer zum Niedern hinabfließend, bis sie endlich durch die geheimen Poren der Natur mit verborgenstem Gange zur Quelle zurückkehren. Von hier aus kommt Alles, was ist und was nicht ist, alles Erlebbare, alles Fühlbare, Alles, was Vernunft, Einsicht und Gefühl übersteigt. Denn der höchsten, dreieinigen allein wahren Güte in sich selbst unwandelliche Erkenntnisweise, ihre einfache Vervielfältigung, die von sich selbst und in sich selbst unerschöpflich, ihr Zerfließen nach sich selbst, ist der Grund aller Dinge, ja Alles selbst. Die höchste Vernunft ist zugleich Alles, außer ihr ist nichts, Alles umfließt sie. Was sonst noch als seiend genannt wird, ist nur Theopanie.

Ist aber Alles aus der schöpferischen Weisheit von Ewigkeit her, wie kann man dann sagen, daß es aus Nichts geschaffen? Wie kann das ewig sein, was, ehe es entstanden, nicht war? Oder das, was mit der Zeit oder in der Zeit zu sein anfing, wie kann man von ihm sagen, es war in der Ewigkeit? Diermit verhält es sich also. Für Gott ist kein Anbeginn (III, 8), mithin ist auch die Schöpfung des Universums kein Anbeginn für ihn, was sie nothwendig wäre, sobald der Zeit nach Gott ihr voraus

ist. Es ist nur zwischen beiden ein ursächliches Verhältniß. Das Verursachte aber ruht stets in der Ursache, ist seiner Ursache theilhaftig, also ist auch die Gesamtheit der Creaturen ewig im Worte Gottes, wie die Linie im Punkte, der Kreis im Centrum. Ja, sie ist nicht allein in Gottes Wort, sie ist sogar das Wort Gottes selbst, und Alles, was aus Gott geschaffen, nimmt eben dadurch am Herrn verhältnißmäßig Theil, entweder durch Vernunft, oder durch Verstand oder Gefühl, durch Lebenskraft, oder durch sein Wesen. Der Hgr aber, das Wort ist die einfache und zugleich vielfältige, allererste und hauptsächlichste Ursache Aller (*ratio, logos*). So heißt es Co. Joh. 1, 1: *Ἐν ἀρχῇ ἦν τὸ λόγος*, d. i. im Anfang war das Wort; oder: im Anfang war die Vernunft; oder: im Anfang war der Grund aller Dinge. Der Grund deshalb genannt, weil in ihm alle Gelegenheit zur Herstellung des Als ewig und unwandelbar fest ruhte; einfach deshalb, weil in ihm das Universum nur Ein ungetrenntes Individuum ist; vielfältig darum, weil er durch Alles hindurch sich ins Unendliche ausgießt, und diese Ergießung die Substanz des Als ist. Sein Hervorgehen und seine unaussprechliche Bewegung bringt die Wirkungen Aller hervor, ferner seine Mittheilung an Alles und seine Aufnahme von Allem ist das Wesen aller Dinge (p. 205). Ist er nun das Ursächliche von dem Sein und Gutfsein (*bono essendi*) aller Creatur, geht er in Alles über, wird in Allem und enthält Alles in sich, was bleibt dann übrig, als einzusehen, daß die Weisheit Gottes des Vaters der schöpferische Grund des Als sei, daß sie in Allem, was da schafft, geschaffen wird und selbst werde, und hierin auch enthalten sei? Denn nimmt man in Gedanken die Weisheit hinweg, so fehlt Alles in das Nichts zurück, Wesen und Leben, Sinn, Vernunft, Verstand, alles Gute weicht. Im Uebrigen ist diese Rückkehr in das Nichts kaum anzunehmen, sondern nur eine Auflösung in das, woraus Alles zusammengefaßt (207).

Auf arithmetischem Wege wird nun von Erigena in langer Epistole die Vielheit in der Einheit verteidigt und durchgeföhrt, und das Entschieden derselben, nebst dem Übergange des Unsichtbaren ins Sichtbare durch Analogien (*consilium, ars qualiscumque naturalis*, 218) gestützt; ähnlich die Schöpfung der Körper begründet²⁹⁾, die aus den Elementen geschaffen, und diese wiederum aus den *causis primordialibus*. Aber die Schöpfung aus Nichts? Ein Nichts ist weder außer noch in Gott. Dennoch aber ist der Glaube an ein Schaffen aus Nichts

gegründet. Es heißt dies nämlich nichts anderes, als es gab eine Zeit, wo Alles nicht war. Man kann ebenso gut sagen, es war Alles immer, als: es war Alles immer nicht, und es gab keine Zeit, wo Alles nicht war, oder: es gab eine Zeit, wo Alles nicht war. Das Erstere bezieht sich auf die beständige Substistenz des Als in Gott, das Zweite hat seine Wahrheit in der zeitlichen Erscheinung des Als unter gewissen Formen und Arten (coll. 230). Man kann mit gleichem Rechte beides von der Natur ausagen (225). Nur die Art des Bestehens in Gott kann keine verständliche und vernünftige Creatur ausdeuten, dazu gehört vollkommenste Einsicht. Das ist gewiß, daß, wo Alles Gott ist, Ewigkeit und Schöpfung zusammenfällt (233); Gott sieht ja Alles von jeher, und deshalb ist Alles, sieht er nun die Creatur, die noch nicht war, so ist sie dennoch vorhanden (236), sie wurde geschaffen durch dies ewige Sehen auf sie, denn bei ihm geht nicht das Anschauen der Abhängigkeit vorher, da beide gleichzeitig sind, und er im Schauen schafft, im Schaffen schaut (238).

Näher geht er nun auf die Schöpfung der Welt ein durch Erläuterung der Metaphischn Ueberlieferung von den Tagen des Schöpfungsbactes. Als Gott sprach: es werde Licht! traten hervor aus den undurchdringlichen Geheimnissen ihrer Natur die urbildlichen Keime und Gründe, um sich zu offenbaren in sächlichen, sichtbaren Formen und Arten (252 coll. 265). Am zweiten Tage erschien die dreiförmige Bildung der Welt, nämlich aus ihren Gründen, den einfachen Elementen, und den zusammengefügten Körpern vollbracht, *aquarum vocabulo firmamentumque in medio eorum facti non incongrue descripta* (266). Am dritten sehen wir das Veränderliche von dem Unveränderlichen gelondest, in geistiger Betrachtung die Scheidung des wandelbaren Accidentellen von der beharrlichen Festigkeit der substantiellen Formen; — am vierten das Alles geschaffen, was der Erde Licht gab (275. coll. p. 345), nach unabänderlicher, erkennbarer und anwendbarer Bestimmung (s. u.). — Aber noch fehlte die lebendige Seele und das Leben, das sich bisher nicht erwähnt findet (295). Am fünften Tage wurde das erste lebendige Thier geschaffen, die Fische aus Wasser, das Geflügel aus Luft. Denn es gibt zwei Arten des Wassers, die eine flüssig und consistent, die andere leichter, flumflartig, wurde für die die Vögel bestimmt, wie ihr Bau und ihre Natur zeigt (302). Deshalb sagt die Urkunde: die Gewässer bringen hervor ic.

Alles Leben aber kann nach seinen vier Verschiedenheiten in vier Arten getheilt werden (294), in die vernünftige — die der Engel; die verständliche — die der Menschen; die sinnliche — die der Thiere; und in die unsinnliche — die der Pflanzen und übrigen Körper. So sind auch vier Elemente, Erde, Wasser, Luft, Äther³⁰⁾,

29) III, 14: *formas et colores per se non posse sensibus succumbere, nisi in aliqua materia, quoniam materia ipsa carens forma atque colore omnino invisibilis sit et incorporea*. — *Recordatione, quid de ipsa materia in libro primo inter nos consuetum sit? Nonne ex intelligentibus cois ipsam fieri disputavimus? Quantitates nique et quitates, dum per se incorporee sint, in unum coeunt informem efficiunt materiam, quae adlectis formis coloribusque incorporeis in diversa corpora movetur.* — *Corpora ergo ann de nihilo, sed de aliquo sunt.* — D. sed illa elementa (ex quibus corpora) per se simplicia utaque compositione minum corporum effectiva, de nihilo esse facta dixerim? — M. Elementa non de nihilo facta, sed ex primordialibus causis procedere fateor.

30) III, 33, 272: — *vacantur a Graecis ἕτερον, ἄνω, ὕδαρ, ἔρ, h. e., ignis, aer, quae, terra, ex nominibus maximorum corporum, quae ex his componuntur, denominantur.* Cl. p. 274, wo vom *ἀέρ*, das an unfruchtbarer Stelle durch Äther ersetzt wird, gesagt ist: *ἄρῃ ignis propterea dicitur, quoniam per poros, h. e., occultos meatus, minis penetrat.* Die Feinheit scheint es hauptsächlich, die hier Gewicht gibt. Coll. 515.

und hiedurch wird nicht mit Unrecht der Mensch eine *universum omnium creaturarum* (coll. p. 460) genannt, da in ihm alle Creaturen enthalten sind. Er ist vernünftig, wie der Engel, verständig, wie der Mensch, sinnlich, wie das Thier, lebt wie die Pflanze, besteht aus Leib und Seele, keiner Creatur Wesen ist ihm fremd. Außer diesem findet man auch nichts Creatürliches mehr. Untergehen wird nicht einmal die Seele der unvernünftigen Thiere, in denen ja viel Wunderbares und Herrliches sich offenbart (299), denn auch sie ist einfach, und wird bei ihrer Auflösung in die Elemente bleiben. — Mit der Untersuchung über den letzten Tag der Schöpfung beschäftigt sich das vierte Buch, und soll die Rückkehr aller Dinge in die Natur, *quae nec creat nec creatur*, als Schluß der ganzen Abhandlung aufstellen. Erigena legt hier wieder allegorisch die Stelle 1 Mos. 1, 24 aus. Durch eine in der Schrift sehr gebräuchliche Synecdoche bedeute der Ausdruck „lebende Seele“ das ganze Thier, „Erde“ den Inbegriff der ganzen substanzialen Natur, die wandellose Stetigkeit alles Unsichtbaren und Sichtbaren. Weil nun in dieser alles gemeinschaftlichen Erde alle Thiere dem Körper und der Seele nach von Anfang ursächlich (causaliter et primordialiter) geschaffen sind, und Alles in Ehren entstanden, so darf man sich nicht wundern, daß dasjenige, was in den Ursachen und verborgenen Gründen als notwendige Veranlassung die lebende Thierwelt entstelt, sie nun in Geschlechtern und Arten offen ausfloß (*procreavit terra in genere suo*). Hier aber findet sich eine doppelte Auffassung (p. 311), da einmal das Thier als in seiner Art aus Erde geschaffen, auf der andern Seite nach geschедener kurzer Theilung der lebenden Wesen sein Zustand als göttlich und ebenbildlich dargestellt wird. Wie verträgt sich beides? Also: es geschah am sechsten Tage zugleich die dreifache Schöpfung des Geschlechts in Arten, große Thiere, Gewürm, Vieh. Dieses Dreifache findet sich auch im Menschen, der allein ein vernünftiges Thier ist; die Kräfte, die der Vernunft untergeordnet, werden mit dem Worte „Thier“ bezeichnet; die verborgenen Kräfte der vernünftigen Natur, durch welche sie hauptsächlich den mit ihr verbundenen Körper leitet, die mit natürlicher Reichtigkeit ihre Functionen gleichsam im Stillen verrichten, zum mehrenden und nähernden Theil der Seele gehören, und das Streben der Seele auf keine Art hindern, verdienen vernünftiger Weise den Namen des Gewürms; die aber, welche mit der Vernunft streiten, und aus der niederen Natur genommen sind, heißen, weil sie von den unvernünftigen Thieren in die menschliche Natur übergingen, mit Recht Vieh, zumal da sie schwer zu bändigen sind. Wer nun hieneben den wunderbaren und völlig unbegreifbaren Zustand des Menschen genauer ansieht, wird finden, daß er sowohl zum Thiergeschlecht gehöre, als auch, daß er über aller thierischen Form stehe, daß er deshalb ebenso wol eine Affirmation als eine Negation in sich enthalte, und von ihm richtig ausgesagt werden könne, er sei ein Thier, und er sei nicht Thier, je nachdem man das körperliche und sinnliche Leben, die unvernünftigen Triebe und Vergehrten ins Auge faßt, die er mit den

übrigen Thieren gemein hat, oder das Höhere in ihm, Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, seine Erhabenheiten und das, was an Göttliches und Ewiges erinnert. Das Letztere hat er mit allen himmlischen Wesen gemeinschaftlich, dieses kann er, unter dem Verstand und der leichten Mitwirkung der göttlichen Gnade ausbilden, und von Tugend zu Tugend fortschreiten (315). Hier hört alle Thierheit auf (317). Aber wohl zu merken, daß er in diesem Leben, bevor das Thierische in ihm ganz zum Geistlichen sich gestaltet und zur unaussprechlichen Einfachheit sich eint, ganz und gar sowohl thierisch sein kann, als auch geistig; thierisch durch seines Willens Freiheit allein, geistig aber durch den freien Willen und die Gnade. Hieran kann man nun den thierischen Menschen erkennen, daß er erstens nur der Natur gemäß subssistirt, zweitens, daß er durch die vernünftige Kraft des freien Willens sich dem Bösen juneigt; daran aber den geistigen, daß er der Natur und dem guten Willen nach besteht, dem die Gnade zuvorkommt, daß er von Fehlern frei und mit Tugenden geizt zur ehemaligen Würde des göttlichen Ebenbildes geleitet wird. Letzteres ist auch nur der Maßstab für Beurtheilung der menschlichen Natur (322). Alles, was in ihm naturgemäß ist, ist ewig und unvertligbar, denn wie könnte die göttliche Gerechtigkeit Gefallen daran haben, von dem Geschaffenen irgend etwas untergehen zu lassen, da noch dazu gar nicht die Natur fundigte, sondern der verkörperte Wille durch unvernünftiges Gegenwirken gegen die vernünftige Natur. Der Beweis ist dies. Wenn naturgemäß im Menschen ein Dab gegen den Tod ist, wie sollte er nicht auch naturgemäß die Ursache des Todes hassen? Und das ist die Sünde. Also ist sie gegen seine Natur, und diese fundigte nicht.

Hier wirft nun Erigena die Frage auf: ob der Mensch, wenn er nicht fundigte, ein Thier wäre? oder ob er ein Thier war, ebe die Sünde an ihn verantrat? War er es nicht, dann hätte man sich die Mühe ersparen können, nachzuforschen und zu finden, daß er mit unter dem gemeinsamen Gemüß der Thiere geschaffen sei, war er es aber, dann sollte man ihn auch nicht tadeln, daß er nach dem Fall zur Ähnlichkeit mit seines Gleichen, den Thieren, herabgesunken sei. Auf's Genaueste hängt dies mit der Lehre vom göttlichen Ebenbilde zusammen. Gott wollte ihn nämlich als Thier schaffen, aber als ein solches, das an sich dieses Ebenbild deutlich zeigte. Warum so, läßt sich nicht angeben (325). Da nun aber dieses Ebenbild in ihm nicht dem Accidens, sondern der Substanz nach befindlich (329), und diese Ebenbildlichkeit besonders darin besteht, daß der Mensch, sowie Gott von sich nur weiß, daß er ist, nicht was er ist (333 und oben), er ferner sich hiemit als Eine Substanz mit doppelter Auffassung darstellt, so ist die Definition des Menschen: er ist ein geistiger Begriff im göttlichen Verstande von Ewigkeit geschaffen; und jetzt läßt sich von ihm sagen, daß nicht er im Geschlechte der Thiere, sondern vielmehr das ganze Thiergeschlecht und sogar das ganze All im Menschen gebildet sei³¹⁾.

31) IV, 8, 336: — ut veraciter de homine intelligatur

Mit dieser Annahme scheint es freilich nicht zu stimmen, daß der Mensch erst nach der Schöpfung aller übrigen Creatur entstanden, und es ist der Vernunft zuwider, von einer doppelten Erschaffung aller Creaturen zu reden, von einer der Creatur speciell an sich, und einer andern im Menschen generell. Denn es kann keinem entgehen, daß auf diese Weise dem Menschen keine eigene Substanz bleibt, er vielmehr wie eine Zusammensetzung vieler Dinge, ja der ganzen vor ihm gemachten Creaturen, wie Eine vielfältige Anhaufung verschiedener Formen sein werde; was aber noch wichtiger ist, wenn alle Creatur, sichtbare und unsichtbare, auf das Vollkommenste in sich selbst geschaffen (da doch der mehr als vollkommene Schöpfer keine Unvollkommenheit hervorbringen kann), wie kann er da gleichsam seine zweite Vollkommenheit im Menschen erhalten haben, der als der Letzte in allen göttlichen Erzeugnissen geschaffen ward? Ist denn aber so, so schuf Gott den Menschen zu seinem Bilde nicht aus Nichts, sondern aus dem, was vor ihm da war. — Es entsteht nun die schwer zu lösende Aufgabe über das Verhältnis des besseren Theils des Menschen, der Seele, die doch aus Nichts als göttlicher Hauch geschaffen, zu dem Körper, von dem man behaupten konnte, er sei nicht aus Nichts, sondern aus Erwas, vielleicht aus Erde, Koth gebildet. Sie ist nicht anders zu beseitigen, als durch Berücksichtigung einer andern Frage: ob das, was erkennbar und fühlbar, eher ist, als der Geist, der es erkennt oder der Sinn, der es empfindet? Erigena spricht sich darüber also aus: wo dasjenige, was erkannt und eingesehen wird, ein anderes ist als das Einsiehende, und wo das Einsiehende besser Natur ist als das, was eingesehen wird, da kann man passend sagen, daß die eingesehene Sache oder die empfundene von dem sie verstehenden Geiste und fühlenden Sinne überflügelt werde. Nur die Dinge, die soviel möglich sich selbst erkennen, haben vor sich selbst der Zeit nach nichts voraus, denn wo die Sache und die Erkenntnis Eins ist, kann von keinem Frühersein die Rede sein. So ist es im Menschen. Er weiß, daß er ist, aber sein Wissen ist nicht früher als er, beides ist Eins, da er selbst nicht ein anderes ist als die Erkenntnis, durch die er sich weiß, und selbst, wenn er nicht wüßte, daß er sei, würde er wenigstens wol wissen, daß er sein Sein nicht wisse, ihm bliebe daher immer noch das Wissen um das Nichtwissen. Bevor dieses Beides in ihm nicht ist, ist er gar nicht, und dies Wissen erbt er ebenso wol in jenem Zustande, wo er vor aller Zeit im Allgemeinen verborgen in den irdischen Vorbildern des göttlichen Beweins geschaffen, als auch da, wo er nach der Einsicht und Vorbestimmung Gottes als Gattungsart sichtbar in die Reihe der Creaturen eintrat. Das er jetzt nicht mehr von Geburt an sich selbst erkennt, scheint ebenfalls eine Strafe der ersten Vergehung zu sein und Folge der Sünde; von diesem machte nur der Erdbier eine Ausnahme (339), der als die Aehnlichkeit

quod veritas dixit: predicante evangelium omni creaturae, item apostolus: omnia creaturae congemiscit et parturit usque adhuc. Coll. V, 25. p. 479.

nende Weisheit des Vaters gleich von seiner Zeugung und Geburt an sich selbst erkannte und Alles um ihn, der von Allem sprechen und lehren konnte, da er die unverfälschte, reine Menschheit erhalten. Die wechselseitige Verbindung und Einheit der geistigen und vernünftigen Naturen zeigt auch deutlich, daß das Wesen des Engels im Menschen, das des Menschen im Engel befindlich. Der Verstand nämlich wird in Allem, was er vollkommen erkennt mit dem Erkannten ein und daselbe. Man sieht das schon klar bei jeder Disputation, wo, wenn der Gegner richtig versteht, was ich meine, er zu meinem verständigen Ich wird, und umgekehrt. Eins wird durch das Verständnis im Andern geschaffen. Deshalb heißt es auch bei der Schöpfung nicht: es werde der Engel, wie: laßt uns den Menschen machen; sondern: es werde Licht, wo in dem Worte Licht, Engel und Mensch begriffen sind. Das ist sein himmlisches Wesen, das andere dasam er nur durch die Sünde, die ihn der Herrschaft des Universums beraubte, um ihn als Theilbegriff der weltlichen Ordnung einzuverleiben; daß er den Schluß des Ganzen bildet, zeigt an, daß eben Alles vor ihm Geschaffene in ihm allgemein enthalten sei. So bei der größern Zahl, in der die kleinere aufstehe (345). Alle Elemente der Welt finden sich in ihm; was die Sonne der Welt ist, das ist sein heller und untrüglicher Sinn; was der Mond, das ist die unsichere Phantasie, die wie ein zweideutiges Licht dem empfindenden Geiste; was die Gestirne, das sind die unbegreiflichen und bis ins Kleinste gehenden Verhältnißbestimmungen der Einbildungen³²⁾, die aus den unzähligen und unsäglichsten Arten der körperlichen Dinge entstehen. — Dem Körper nach ist also der Mensch nicht Gott ebenfallslich geschaffen, weil Aether der ganzen Seele nach (p. 379): Quoniam in unoquoque homine duo quidam homines intelliguntur dicente apostolo, *exteriorem hominem corrumpi, interiorem vero renovari, merito interior qui ad imaginem Dei factus est, in paradiso formatur, exterior vero et corruptibilis existit et infra paradisum de limo terrae fingitur, qui etiam apprehensus in paradiso ponitur, quoniam si in ipso salutem suam operaretur, divinumque custodiret praeceptum, poterat etiam ad dignitatem superioris conditionis pervenire. Quoniam vero noluit obedire divino praecepto, non solum creatorem suum sed etiam dignitatem imaginis deseruit (350). Und das in zweifacher Hinsicht. Zuerst, weil sie ebenso wie Gott in das ganze geschaffene Universum sich ausgießt, den ganzen Körper durchfließt, ohne von ihm beengt zu werden, zweitens, weil sie wie Gott nicht weiß, was sie selbst ist.*

Nach Gregor bestimmt Erigena nun ein dreifaches göttliches Bild des Menschen, das Eine, vergänglichste, als materielles Leben; das zweite, welches dieses sowohl als auch den ganzen Menschen als aus Geist und Materie entstanden ausstelle; das dritte, das als Geist selbst gleichsam ein Spiegel des höchsten Gutes sei. Das ma-

32) phantasmata, Reproductionen der Erscheinungen der Sinnenwelt im Geiste, ideale Abspiegelungen des Realen. Cf. p. 531 seq. 546 seq.

terleiste Leben ist, weil ihm die Veränderlichkeit der Materie anleibt, nur ein Bild des Geistes, ein Spiegel des Spiegels, so daß der Geist die Form der göttlichen Natur ist, die Lebenskraft aber (oder das materielle Leben selbst) eine Form des Geistes, also ein zweites Bild (imago secunda, imago imaginis. coll. p. 6). In diesem Betracht kann man den ganzen Menschen Gott ebenfalls nennen. Das Veränderliche an ihm ist aber Thatat (superadjunctum 364, accidentia, ουσῆματα, ουσῆματα 431, superaddita 470, ουσῆματα p. 31), außerhalb seiner Natur begründet, denn im Allgemeinen herrscht nur Eine, unwandelbare Form, die deiformitas, bleibend vor. Wenn nun das, was wahr ist, immer bleibt, so folgt, daß der vergängliche Körper der wahre nicht sei, sondern nur Hülle des Wahren (vestimentum veri et naturalis corporis). Der wahre bleibt auch nach der Auflösung der körperlichen sichtbaren Bezeichnung (agnaculi) des innern Körpers als gewonnener Beginn der Seele permanent.

Gott aber, der dies Ebenbild dem Menschen aufdrückte, und zugleich Schöpfer alles Geschaffenen ist, kann deshalb nicht aus Urheber des verlorenen Ebenbildes genannt werden, obgleich er diesen Verlust durch die Sünde voraussetzt. Die Sünde stammt nicht von ihm, denn sie ist nichts Substantielles (370. coll. 352 und 391), sie ist bloß Privation des Guten. Wer ihn aber nichtsdestoweniger zum Urheber der Sünde machen will, weil er Alles, was zur Sünde gehöre, schon vor dieser in den Menschen gelegt habe, mag bedenken, daß bei dem über alle Selbstbestimmung, also auch über Vorher und Nachher, erhabenen Gott dieser Schluss keine Geltung hat³⁵⁾; ja, es ist sicher, daß Gott, gewiss in seiner Kenntnis alles Kommenden, das was auf die Sünde folgen sollte, zugleich mit und in dem Menschen geschaffen habe³⁶⁾, daß mithin die Folgen der Sünde schon der Sünde selbst im Menschen vorhergingen (371). Aus diesem ersieht man, daß der Mensch nie ohne Sünde war, sowie er auch nie ohne veränderlichen Willen subsistierte. Denn die Veränderlichkeit des Willens, weil sie die Ursache des Bösen ist, muß notwendig etwas Böses sein, da man doch die Ursache desselben auch böse nennen muß (371. coll. 537). Der freie Wille zur Erwählung des Guten unterwarf sich knechtisch, um dem Bösen zu folgen. Im Paradiese kam der Mensch keinen Augenblick zu irgend einer Vollkommenheit ohne Sünde, denn der Teufel, ein Wörder von Anfang an, tötete ihn gleich von Anfang³⁷⁾, da er den Keim des Sündenfalls schon in sich trug.

35) Cf. De praedest. 9. §. 5: *Idi adstruere praescire quod praedestinarum können im eigentlichen Sinne von Gott nicht gebraucht werden, in eo enim acuit nulla locorum spatia sunt, ita nulla temporum intervalla.* Und 10. §. 5: *omnino igitur non zunt, ac per hoc nec praesciri nec praedestinari ab eo, qui summus est, possunt.* 34) In einer andern Stelle, p. 399, sagt er: *nam deum scire quod enim fieri, modo quodam locutionis scriptura potest dicere.*

36) Cf. De praedest. c. 9. §. 9: *hoc ergo nisi fallor prolixius ratiocinationis ambitu confectum est, causam omnium recte factorem in libero voluntatis arbitrio, praeparante ipsum ipsique cooperante gratuito divinae gratiae mul-*

Angewiesen an Augustinus, und durch diesen in Übereinstimmung mit des Origenes allegorischer Erklärungsweise, führt nun im Folgenden (von c. 16 an) Erigena seine Ansichten über das Paradies auf. Im Allgemeinen, sagt er (p. 377), gibt es drei Auffassungen: die eine, nach der ein Paradies wirklich in der Körperwelt existierte; die andere, nach der es bloß geistig; die dritte, nach der es sowohl wirklich, als geistig zu nehmen ist. Die dritte gefüllt ihm vorzugsweise (Augustin. in Hexaemero VIII. De civ. Dei XI. coll. p. 405³⁸⁾). Das Paradies, meint er, ist der Mensch selbst (voic. als figura viri, αἰδωτος figura mulieris, s. o.), die befruchtende Quelle sowohl Christus, als Gott der Vater, von dem geschrieben steht: denn bei Dir ist die Quelle des Lebens; die Quelle fließt aus Eden hervor, d. h. in Deinem Geiste ist des Lebens Quell; sie hat vier Ausgänge, die die vier Cardinaltugenden bezeichnen: Phisik, bei den Griechen Ganges genannt, ist die Klugheit; Githon, der Nil, ist die Enthaltensart; der schnell daherrauschende Nigris ist die Tapferkeit; der Euphrat die Gerechtigkeit (p. 379). Die fruchtbare Erde, auf der in Eden nach eigener Ähnlichkeit die göttliche Natur in der Herrlichkeit eines ewigen Glücks gepflanzt, ist der unsterbliche Leib des ersten Menschen, der ohne Sünde unvergänglich gewesen wäre. Er würde geblüht haben als Blume geistiger Schönheit, durch kein Eingutreten zeitlichen Wachstums alternd; das Wasser der fruchtbaren Erde war der untrügliche Sinn des unverderblichen Körpers, die Luft die von den Strahlen der göttlichen Weisheit erleuchtete Vernunft, der Äther der um die göttliche Natur in ewiger, irrefor Bewegung, unveränderlicher und veränderlicher Stetigkeit sich im Kreislaufe sammelnde Geist. Das γυνώσκον (die Erkenntnis vom Baume gewist) ist das Gemischte (mixtum), die Weisheit, dem geistigen Bilde des Guten seine Farben leihend, den Gefühlen und Sinnen des Körpers beigelegt, dem zweiten Baume (dem nāv, d. h. nāv ἔλαιος, das dem Worte und der Weisheit des Vaters, und nach doppeltem Betracht dem heilbringenden Christus gleich) geradezu entgegengesetzt. Und wie der Mensch in zwei große Haupttheile zerfällt, deren einer dem Körper, der andere

tiplicque dono, constitutas esse: mala factorum vero — in perverso motu liberi arbitrii, audente diabolo, radicem esse fixam. Quanta igitur demeritis est nocum, qui talium causam inevitabiliter coartantem necessitates in praedestinationis divinae fatalissimo funt, impudensiam astrunt. — Noch näher erläutert Erigena jene Behauptung, indem er die Parabel vom Menschen, der unter die Wurzel sel u. s. w., hierzu anwendet. Jerusalem, von wo er austritt, interpretiert er visio pacis, und bezieht dies auf den paradiesischen Zustand. Jericho nimmt er als die Einsichtigkeit über zeitlichen Dinge, die Wurzel als den Sotam und seine Helfertheiler; wocaus sich außerdem ergebe, daß der Mensch schon vor seiner Verführung durch den Teufel in sich selbst gefallen sei. Coll. 413. — V, 27. p. 498. diabolus, novissimus inimicus et mors non sunt naturae sed pravae voluntatis vocabula. Cf. 525. 528.

38) Cf. ep. 67. Augustin. ad Hieronymum. Ep. 61 ad Vigilantibus et Hieronymus. lib. ad Pamachum, contra Iovinianum Hierosolymit. in ep. ex edit. Vallartii II. 407; in welchem Buche auch unter den übrigen, dem Origenes vorzuziehen, Kept rein diese Lehre vom Paradiese angeführt wird. Cap. 23 seq.

der Seele angeordnet, ^{in der Vernunft} ~~in der Vernunft~~ ^{in drei Auf-} fassungen geordnet (in deren erster ihm nur als einem aus Materie geformten Dinge das Ältergrünste, das Sein, vindicirt werden kann, deren zweiter die Lebenskraft zukommt, die den Körper räumlich und geistlich bewegt, ihn ernährt und zuneimen läßt, deren dritte die fünf Sinne umfaßt), und dieser ebenfalls drei Unterschiede aufweisend (den innern Sinn, welcher die Erscheinungen der Außenwelt in der Seele vergleicht und beurtheilt; der zweite Vernunft besitzt zur Erforschung und Ergreifung der Ursachen der Dinge; und deren dritter, der menschliche Geist, das eigenthümliche Geschick hat, alle übrigen Theile wie ein Herrscher die Untergebenen und Niedrigeren zu regiren, und das was über ihm ist, Gott, nebst dem, was in ihm und um ihn besteht, soviel als möglich zu erkennen und anzuschauen), so gibt es hiennach eine festschöne Unterscheidung der menschlichen Natur. Die drei untern sind dem Verderben unterworfen und der Vergänglichkeit, die drei oberen keiner Auflösung fähig. Das nur gehört dem innern, das *πρωτον* dem äußern, vergänglichem Sinne an; in ihm wohnt zugleich die Wahrheit und alles Gute, das Wort Gottes, der Eingeborene Sohn Gottes, außer dem kein Gutes ist, da er allein das Wahre, das substantielle Gute und die Wahrheit. Ihm gegenüber steht das Böse und die Bosheit. Weil es aber in der Natur nicht als etwas Substantielles gefunden²⁷⁾ wird, aus keinem festen und natürlichen Grunde hervorgeht — denn an und für sich betrachtet, ist es nichts als die verkehrte und unvollkommene Richtung der vernünftigen Natur —, so findet es auch keine Stätte in der Gesamtheit der Creaturen, als da, wo die Falschheit heimlich ist, diese aber hat die Sinne des Körpers inne, den äußern Sinn. Er ist eben das täuschende Weib des Paradieses, das die Vernunft verführte (389. coll. 402 seq.).

Wom Baume des Lebens aber zu essen, d. h. von der Weisheit des Vaters und seinem Wort zu kosten, war der Vernunft und den Sinnen (dem Manne und Weibe) durch das göttliche Gebot nicht nur gestattet, sondern sogar zur Pflicht gemacht, wie es die Engel und vollkommenen Menschen (*ἀγγέλων*), deren Aufenthalt im Himmel ist, mit dem Brode des Geistes zu thun pflegen. Es hinderte sie aber das noch ununterschiedene und vermorrte Begehren, die gemischte Sehnsucht nach Gutem und Bösem zugleich, das der ergößenden Freude an der Schönheit der Materie in den unvollkommenen Seelen anhängt; seiner sich zu enthalten ist des ewigen Lebens Gewinn, es zu missbrauchen ist die Veranlassung zum ewigen Untergang. Der Lust nun folgt die Leerdreiß (*egestas*), und diese begleiten alle Schreden und Drangsale des Todes. Nach der Sünde berührt und empfindet der Mensch nur durch die Organe des äußern Sinns die Oberfläche der Dinge, und diese wiederum vermittelst Vorstellungen, die ihn oft täuschen, sodas gleichsam in einer Hefcheidung begriffen Geist und Sinn getrennt walten

(421 seq.). Und wie die ^{geistliche} ~~geistliche~~ ^{Gemeinschaft} ~~Gemeinschaft~~ ^{des} ~~des nach dem Sündenfalle in Geschlechter getheilten Einen Menschen auch fleischliche Nachkommenschaft erzeugt, so pflanzt sich auch, wie durch das Thier sich das Thier, die Schuld des ewigen Todes bei den Kindern fort, die allein die Taufe der Kirche zu heben vermag (— *aeternae mortis reatum parvuli attrahunt, quos solum Catholicae ecclesiae baptisma ab ipso reatu liberat.* p. 411).~~

Indem Erigena noch kürzlich die übrigen Stellen der Mosaischen Schöpfungsgeschichte durchgeht (414 seq.), die Natur der verführten Schlange und die Herrschaft des Mannes über das Weib allegorisch ausdeutet, geht er am Schluß des Buches über auf die Rückkehr der entarteten Natur in ihren früheren, geschnidmigen Zustand. Gelegenheit hiezu gibt ihm der Ausspruch der Schrift: *et ad virum tuum conversio tua etc., maledicta terra in opere tuo, und donec converteris in terram, de qua sumtus es*, unter welcher conversio er das Zurückverkehren in die über Veränderlichkeit und Unbeständigkeit erhabenen urbildlichen Vorstellungen der im Verstande Gottes von Ewigkeit geschaffenen Dinge, aus denen das All hervorgegangen, versteht. Im Gegensatz zu der Erde, die Gottes Fluch in ihrer eigenen Verwilderung trägt, nennt er diese neue eine fruchtbare Erde (*fertilis terra primitivorum causarum*), Erde oder Staub (*puleis es et in pulverem reverteris*) bloß deshalb, weil in Staub und Erde für alle geschaffenen Dinge, mögen sie entstehen, wo sie wollen, der Grund ihres Entstehens liegt (423). Alles wird vergessigt werden und vergöttlicht; in Gott, der Ursache aller Ursachen, wird Alles Eins sein, wie jetzt in den Ursachen Alles Eins ist.

Der Beschreibung dieser Rückkehr aller Dinge in Gott und der Behandlung aller hieran zu knüpfenden Fragen ist das fünfte Buch gewidmet, das den Schlußstein der Untersuchung bildet.

Es führt fort in der Auslegung der mit dem Paradies zusammenhängenden Zustände und zu ihm gehörigen überlieferten Thatfachen. Der Eber, welcher mit flammendem, hochgeschwungenem Schwerte den gefallenen Menschen die Rückkehr in das Paradies wehrt, ist ihm nach Dionysius Areopagita die Fülle des Wissens, die Ausgießung der Weisheit, die Gott deswegen der aus ihrer ursprünglichen Würdigkeit herausgetretenen menschlichen Natur gegenüberstellt, damit sie sich selbst in ihr wiedererkennt und in den früheren Zustand der Glückseligkeit, gereinigt durch That und Wissen und angefeuert durch der Wahrheit Studien, zurückkehren wolle und könne. Aus diesem Grunde kann man auch ganz richtig unter dem Eber Gott selbst verstehen (429). Flammend ist sein Schwert, wie sein feuriges, verzehrendes und scharf zerspaltenes Wort, hochgeschwungen und im Kreise blühend ist es, wie der Sohn Gottes in seiner unveränderlichen Natur, die dennoch sich in unaussprechlichem milden Erbarmen um das Heil menschlicher Natur bewegt. Seele und Geist sollten dies Bild immer vor Augen haben; es zeigt uns, daß das Wort den Willen unersetzlich des Geistes nicht entzieht (438). — Wie nun Alles,

37) coll. p. 391: *nam siquidem varium est et incausale, quom in rerum natura omnino substantialiter non invenitur.*

was irgend geschaffen ist, nach besänftiger Bewegung sich zurückbegibt nach dem, wovon es ausgegangen, wie das Feuer, wenn es aufsteht, flackernd nach der Höhe hinaufstreckt, so scheint sich auch das geistige Feuer hinauf zu dem, von welchem es ausging, ungehemmt von den Banden des Todes und des Elends. Daß dem so sei, zeigen nicht bloß die sinnenfähigen Dinge, sondern selbst die geistigen Erscheinungen ganz deutlich. Beispiele liefert die Dialektik, in der vom Wesen als vom Anfange ausgegangen und fortgeschritten wird, bis man nach allem Theilen, Verwischungen, Generalisiren und Specialisiren endlich wieder bei dem ursprünglichen Ausgangspunkte, dem Wesen, anlangt. Ferner die Arithmetik, die bei allem Zergliedern, Aufsetzen, Zählen und Auflösen doch nicht über ihren Grund, die Monas, hinaus kann. So die Geometrie, die, trotz alles Berechnens der Länge, Breite, Tiefe, doch nie über die räumliche Bestimmung (*quantitas, signum, signaculum*, s. o.) hinwegschreitet. So die Musik, die, aller Verschmelzung der Harmonie und aller einfachen oder zusammengefügten Symphonien ungeachtet, stets bei dem Tone, der Hauptsache, stehen bleibt. Ebenso Astrologie, in der dem Atom der Gestirne Lauf anhebt, um zu ihm zurückzukehren; ebenso Grammatik und Rhetorik, von denen es sich, aus von Theilen der Dialektik, von selbst versteht. Auch Auctoritäten fügen diese Ansicht. Maximus im 19. Capitel de Ambiguis sagt: Alles, was der Natur gemäß bewegt wird, wird durch irgend eine Ursache bewegt, und Alles, was sich durch irgend eine Ursache bewegt, ist auch durch eine solche da. Beides, das Dasein und die Bewegung, hat zum Anfange des Seins dasjenige, durch welches es ist und zu sein anfangt, die Ursache, dieselbe auch zum Ziel ihrer Bewegung, denn durch sie wird sie bewegt und angezogen. Alles nun, was durch Ursache da ist und sich bewegt, ist erzeugt. Wenn aber das Ziel des Bewegten dieselbe Ursache ist, durch die es bewegt wird, so ist sie auch dieselbe, durch die jenes entstanden ist. Jedes naturgemäß existierende und bewegte Ding hat also nur Einen Anfang und Ein Ziel, und Eine Ursache beider läßt sie sein und sich bewegen. Das hängt mit der Argumentation so zusammen (p. 436): wenn von Allem, was ist und was nicht ist, von Allem, was den Sinnen und der geistigen Anschauung zugänglich oder zu hoch ist, Gott der Anfang ist, zu ihm Alles aufsteht und dieses Streben nach ihm auf keine Weise gehindert wird, so ist es nicht zu verwundern, daß Alles auch in seinen Anfang zurückkehre, zumal da es diesen gar nicht verlassen hat. Denn in ihm leben, weben und sind wir (*vivimus, movemur et sumus*). Nur der Abfall in der Sünde setzte eine Entfernung, die Gottähnlichkeit gab die Gottesnähe. Aber die Gottesgnade wird diesem Uebelstand ein Heilmittel sein. Die göttliche Form blieb in schöner Frische und Unverletzlichkeit ihres Wesens un geändert dieselbe, obgleich sie als Strafe der Sünde dem Verderblichen Zutritt gewährte.

Bevor aber die Reinigung der menschlichen Natur und ihrer Einigung mit sich selbst und ihrem Schöpfer abgehandelt wird, wendet sich Erigena zur oft genannten

Rückkehr der Dinge selbst — p. 439. Er baut sie auf die Meinung des Gregor von Nyssa (de imagine. c. 18) von den thierischen, dem Menschen einwohnenden Affekten (*passionibus*) ad humanam vitam translati). Daß in diese, folget er weiter, welche in dem Thiere natürlich, in dem Menschen als Leidenschaften eingepflanzt sind (*passibiles insunt*), die menschliche Natur herabgelassen sei, bezweifelt keiner der Verbländigen; aus ihnen sei er dem Tode des Körpers und der Auflösung anheim. Dieser konnte er nicht sinken, da es in der Welt nichts Niedrigeres gäbe, als ein vernunft- und sinnloses Leben. Das niedrigste aber von Allem, der der Verderbnis zufallende Körper, hat, da er in keiner Art in das Nichts zurückkehren kann, auch da schon seine Rückkehr angetreten, wo dem menschlichen Lebn ein Ende gemacht wird (*ruinas finis impositur*, 440). Das Ende aber ist eben die Auflösung, aus ihr entsteht des Körpers Rückkehr. Und deshalb hat der Tod des Fleisches der menschlichen Natur mehr Nutzen geschafft, als Schaden (obgleich man ihn für eine Strafe der Sünde hielt); insofern möchte auch diejenige Auflösung des Körpers, die man mit dem Namen des Todes zu belegen pflegt, vernunftgemäßer des Todes Tod, als des Fleisches Tod, genannt werden⁵⁸⁾. Denn wenn das menschliche Leben in diesem vergänglichen Fleische mit Recht von den Weisen Tod genannt wird, wie sollte da mit dem Worte Tod das Ende dieses Lebens selbst gut bezeichnet werden können, da es mehr vom Tode befreit, als daß es diesen den Sterbenden bringt? Das Ende des gegenwärtigen Lebens ist mithin der Anfang des zukünftigen, und der Tod des Fleisches eine ahnungsvolle Aussicht (*auspicium*) der Wiederherstellung der Natur und ihrer Rückkehr zu einer ehemaligen Unverletzlichkeit.

Die erste Rückkehr der menschlichen Natur ist nun die, bei welcher der Körper sich auflöst, und zurückgeht in die vier Elemente der Sinnenwelt, aus denen er zusammengesetzt wurde. Die zweite erfüllt sich in der Auferstehung, bei welcher ein Jeder seinen eigenthümlichen Körper aus der Gemeinschaft der vier Elemente wieder erhält. Die dritte, wo der Körper in Geist sich wandelt; die vierte, wo der Geist, oder deutlicher die ganze menschliche Natur in die causas primordiales zurückversetzt wird, die immer und unveränderlich in Gott sind. Die fünfte endlich, wo die Natur selbst mit ihren Grundten sich in Gott vereint bewegt, wie Luft und Licht.

58) *passiones* nennt er auch alles Accidentelle; cf. V, 14. p. 451: — *accidentia, quae rationalibus a sapientibus passionibus solent appellari* — etc., und V, 30, 506: *passiones omne dico non illas, quae naturaliter, ut corpori sensus insunt; sed quae contra naturam sunt, circueque corruptibiles materia versantur, in hac adhuc mortali vita.* 59) So auch V, 27. p. 498: *nam quod scriptum est: mors et vita a domino deo est, non de illa morte, qua moritur humanitas peccando poraque peccati subsequente per corruptionem solvitur, arbitror esse dictam, sed de illa, de qua Psalmista dicit: pretiosa in conspectu domini mors sanctorum eius, hoc est pretiosus purgationis amorum in intimam veritatis contemplationem, quae vere vera beatitudo est et aeternitas, transitus.* — coll. p. 473 al.

Gott wird Alles in Allem sein, und dann nichts als der allringende Gott mehr (441).

Diese Rückkehr wird aber keine Vernichtung der Dinge sein; denn das, was in einem bessern Zustand übergeht, kann nicht vernichtet werden. Es besteht vielmehr als ein rein Intelligibles in Gott fort, ohne daß das Eine oder das Andere seine Eigenthümlichkeit oder seine Substanz aufzugeben brauchte. Und dies ist keine Vernichtung, sondern eine unbegreifliche Vereinigung, wie die des Sonnenlichts und der Luft, bei deren Verbindung nur das Eine da zu sein scheint, obgleich jedes für sich bleibt, oder wie die des Feuers und des durchglühten Metalls, wo man bloß Feuer zu haben glaubt, ohne daß das Metall seine Substanz durch das Feuer eingebüßt hat. Die Eigenthümlichkeit und Individualität hebt weder die Einigung auf, noch die Einigung die Besonderheit. Ähnlich wie bei den Zahlen und der Einheit, oder den Linien, die alle im Punkte besonders und dennoch gerad erscheinen (447). Dasselbe gilt von den Geschlechtern und Arten, die in der mannichfaltigen Einheit ausgehen. Die tägliche Erfahrung spricht auch für die Wahrheit. Es kam ein goldener Dornknopf zugleich von allen Umstehenden gesehen werden, indem ein Jeder seinen Blick und die Strahlen des Auges auf ihn heftet. Keiner aber hat dem Andern nöthig zu sagen: nimm dein Sehen weg, damit ich das sehe, was du siehst; denn Alle können dasselbe zu gleicher Zeit sehen. Wenn also alle Strahlen in Eins zusammenfließen, ohne daß Einer sich dem Andern hemmsucht, oder mit ihm zusammenläuft und verfehrt wird, da alle Hinfahren der ihre Eigenthümlichkeit beibehalten, so kann wol derselbe Fall bei der menschlichen Natur und den unveränderlich bleibenden Eigenschaften des Körpers, der Seele und des Verstandes sein. Ähnlich ist es mit den Strahlen des Lichtglanzes und den Tönen der Stimme in der Musik. Es wird dies eine Rückkehr nicht der Substanzen sein, die unveränderlich und unaussprechlich in sich bleiben, noch auch der Qualitäten und Quantitäten allein, die für sich keine Substanz haben können, sondern eine Rückkehr der Qualitäten und Quantitäten und anderer flüchtig vorübergehender Accidenzien zu den Substanzen, die wiederum die göttlichen Ideen nicht verlassen. Daß sie im ewigen Worte sich befinden, ist der Grund ihrer Unzerföhrtheit.

Es wird aber dieses Zurückkehren und Vereinigen mit Gott wieder auf denselben Wege stattfinden, auf dem die Divisionen der Naturen hervorgebracht wurden und ihre Convolutionen unter sich und zuletzt mit Gott. Die erste Einteilung ist nämlich die, welche die erschaffene Natur von der unerschaffenen absondert, d. h. von Gott; die zweite theilt sie ein in sinnensfähige und intelligible; die dritte wiederum die sinnliche Natur in Himmel und Erde; die vierte scheidet Paradies und Erdkreis; die fünfte und letzte trennt Weib und Mann. Rückschreitend wird Alles aus dem Niederen in das Höhere umgewandelt; das Geschlecht in den Menschen, der Erdkreis in das Paradies, das Irdische ins Himmlische,

das Sinnensfähige ins Intelligible, die ganze Schöpfung in Gott. Dies Alles hat schon der Herr, besonders nach seiner Auferstehung, in der er die allgemeine zukünftige vorbildlich darstellte, an sich selbst erwiesen (462). Zahlreiche und vollständige Auctoritäten bürgen dafür (464 sq.).

Daß er sich früher über die Lehre von der Auferstehung nicht klar gewesen, und vielfach geschwanzt habe, ob sie durch die Naturkraft oder die bloße Gnade des fleischgewordenen Wortes vollzogen werde, gesteht er zu. „Ich war ungewiß,“ sagt er (p. 469), „ob ich dieses oder jenes festhalten sollte; jetzt hat meine Vernunft mir das Wahre gezeigt.“ Ist es nämlich richtig, daß Gott in der Welt kein Wunder gegen die Natur hervorbringt, sondern daß alle Theophanien durch die auf Gottes Geheiß bewegten natürlichen, gesetzmäßigen und schaffenden Naturkräfte hervorgebracht werden, so muß auch das Wunder aller Wunder, die in Christus symbolisirte Auferstehung, auf diese Weise vollzogen werden. Die Natur und die Gnade bewirken sie gemeinsam, und dreierlei ist dabei festzuhalten, erstens die göttliche Güte, die Allem das Sein gibt, und die göttlichen Gaben und Gabengeschenke. Die Natur ist die Gabe: die Allem das Sein aus Nichts und das ewige Bleiben verleiht, die Gnade ist das Geschenk, durch das die Vergeltung bewirkt wird. Das sagt die Schrift ausdrücklich und klar, und der Erlösung d. h. der im incarnirten Worte Gottes aller Creatur mitgetheilten Gottheit danken wir es (p. 479). — Aber wo bleibt das Böse? (485.) Ewig ist es nicht, denn es ist ja das Gegenheil vom ewigen Gott, ist also nicht ewig und unendlich. Es ist wie der Erbschatzen, der sich zum dunklen Kegel von den begrenzenden Lichtstrahlen eingengt allmählig vertieft. Es wird sein Ende erreichen, wenn erst Gott in Allem vorwaltet. In ewiger Bewegung sucht unsere Natur das Gute, nie strebt das Vernünftige nach dem Bösen, denn das ist ein verkehrtes Streben, eine falsche und irrthümliche Richtung. Weil nun das Ende des Strebens im Guten des sinnlich, und das Ende dem Anfang gleich, so ist das Böse weder anfangslos noch endlos, also bloß zeitlich und vergänglich. Sollte aber auch mit ihm die ewige Strafe der Ungerechtigkeit, die Ewigkeit des Todes und Elends ausgehen sein? Man kann es nur dann leugnen, wenn man (und zwar sinnlos genug) behaupten wollte, daß das Wort nicht die ganze menschliche Natur, sondern nur einen Theil derselben angenommen habe, also auch nur eine theilweise, nicht eine allgemeine Erlösung vollbrachte. Gerade sowie das Gute das Böse beschränkt, so hebt das Leben den Tod, die Tugend die Laster auf. Eins kann man nur wollen, entweder die göttliche Güte und die Glückseligkeit, oder die Herrschaft des Elends und der Noth. Hierzu kommt, daß man sich erinnern muß, wie das Böse eigentlich gar nicht ist, denn Gott weiß es nicht als Seiendes. Was er weiß, ist, denn er ist Grund von Allem und kennt Alles. Ist es nun nicht, dann existirt es auch nicht in seinem Wissen, es ist ein verkehrtes und fußsanktloses Accidens, Engel und Menschen und Übertreter des Gesetzes kennt

Gott nicht, sie sind nicht aus ihm und nicht in ihm (492). Ewig ist nur ihr Untergang (498).

Da nun alles Böse ein bloßes Aeußeres ist, nur ein Verderben des Guten, und keine Natur sich selbst verderben kann, so folgt, daß auch die dämonische Natur in sich selbst nicht böse ist⁴⁰⁾. Sie wollen aber ihren Anfang, das Gute, aus dem sie sind, nicht festhalten. Was in ihnen von Gott ist, vergeht nicht, das Gottlose allein geht zu Grunde, wenn in der neuen, mystischen Erde (501) sich die Keuschheit löst und die Seligkeit geltend macht.

Die Strafen des Bösen, die unter verschiedenen Gestalten in der heiligen Geschichte ausgeübt werden, bestehen darin, daß bei der neuen Schöpfung alle Möglichkeit und Gelegenheit zu sündigen genommen wird (coll. p. 523 und 545). Das ist wol die größte Strafe für den Übeltäter und die härteste Züchtigung für das Böse. Von der eigenen im Fleische ertranten Sündensüß wird der Böse wie von unaussprechlicher Flammenglut gequält werden⁴¹⁾, es wird den Tausch peinigen, daß er die allgemeine Auferstehung der menschlichen Substanz zur Unsterblichkeit, deren er durch eigenes Wirken verlustig geht, mit ansieht, während er sie gegangen zu nehmen und zu verderben beschloßen hatte (505). Ein Ort der Strafe existirt nirgends in der raum- und zeitlosen Ewigkeit, auch für die ewige Seligkeit keiner, denn Alles ist in Gott. — Der Einwurf aber, daß die Qualen und Leiden der zukünftigen Welt doch an einem Subjecte, mithin an einem für sich allein bestehenden Wesen, und — da Gott der Erschaffer aller Subjecte — an einer von Gott substituirten Substanz geschehen müßten (506), läßt sich so befeigen, daß man die Natur des Bösen als grund- und wesenloses Sein betrachtet. Selbst der Hochmuth, aus dem die Sünde hervorgegangen sein soll, ist wesenlos (511), da er nur ein verkehrtes Verlangen nach Herrschaft ist. An der vernünftigen Natur wird die unvernünftige Richtung des Willens (das Böse) bestraft werden, an der Materie nicht. Das Bewußtsein des ehemals gethanen Bösen verläßt sie nie (516), sie werden Schmerz und Traurigkeit im bösen Gewissen empfinden.

Wie kann aber Gott das bestrafen, was nicht ist und von ihm nicht geschaffen?⁴²⁾ Leichter ist es zu

glauben, daß das, was ist, gestraft werde. Dieses aber kann ja auf keine Weise verderbt werden, denn das ist immer, was aber immer ist, ist ewig, das Ewige wahr, und das Wahre wird nicht verderbt. Was könnte ein solches auch verderben? Gott nicht, weil etwas von einem Höheren nicht verderbt werden kann; von einem Geringeren ist es auch schwer, von einem gleich Guten auch nicht, da dies auch in allem Andern ihm gleich ist. Was also von Gott ist, kann keine Verderbenheit oder irgend eine Möglichkeit des Verderbens annehmen. Also auch nicht der Körper, zumal da er in die Elemente sich auflöst. Da dieser nun gestraft wird, und der überhaupt nur gestraft wird, der die Strafe fühlt, so bleibt nur der verkehrte Wille übrig als das Strafffähige, der die Strafe auch in den geistigen Einbrüden und Vorstellungen von der Sinnenwelt empfindet. Er ist aber ein Nichtsubstantielles, ein Nichtseiendes. Die Einwendung, daß jede Vorstellung falsch sei, und daß auf diese Weise die Falschheit der Wahrheit als ewiger Gegensatz gegenüber gestellt werde, berücksichtigt den Unterschied zwischen Falschheit und Vorstellung gar nicht. Jene, die nichts ist, will etwas sein; diese aber ist das Bild eines sichtbaren oder unsichtbaren Dinges, das dem Gedächtnis sich einprägt (531). Die Vorstellung ist demnach dem Guten beigemischt, ob sie gleich für sich kein wesentliches Gut ist.

Ist nun Alles in Gott zurückgekehrt, so fragt sich ferner: wie kann da noch Strafe stattfinden? Wer so fragt, beachtet nicht, daß die Strafe ebenso wie oben Schmerz und Traurigkeit, etwas Gutes sei, denn sie sind gerecht. Machen doch erst hohe und tiefe Töne eine Harmonie und Schönheit⁴³⁾. Auch sind die Thaten des Bösen und verkehrten Willens eigentlich nur unerlaubter, weil aus der Freiheit nichts Böses hervorgehen kann. Sogar die Fehler der vernünftigen Thiere sind in den unvernünftigen oft gute Eigenschaften, z. B. im Pferde der Stolz, im Löwen die Wildheit u. f. w. (535). In der Zukunft wird das Allen einleuchten, die es jetzt für falsch halten. Einseitig aber ist es und gottelästlich, statt sich selbst und seine eigenen sinnlichen Begierden anzuklagen, das nur Böses zu nennen, was der irdischen Lust den Zügel anlegt und schadet. Es läßt sich wol Einige die göttliche Vorsehung und Weltordnung, indem

40) über das Wesen des Bösen* sagt Erigena (De praedest. 10, 3): — deinde si nihil aliud malum est, nisi boni corruptio — omnis autem corruptio nihil appetit nisi ut bonum non sit: quis dubitare potest, esse malum quod appetit bonum delere an sit? — Ebenso in Bezug auf das Vergehende 10, 4: Quis non videt, totum quod dicitur peccatum eiusque consequens in morte atque miseria constitutas non aliud esse, quam integre vitae beatissimae corruptiones, ita ut singula singulis opponantur, integritati quidem peccatum, vitae mors, beatitudini miseria. Illa sunt, ista penitus non sunt. 41) Cf. De praedest. 16, 1: In magno aeterni ignis ardore nihil aliud est poenalis miseria, quam beatiae felicitatis absentia, in qua tamen nullus erit, qui non habeat insitam sibi naturaliter absentiae beatitudinis notionem eiusque desiderium, ut eo maxime torqueretur, quo ardentius appetat quod iustum Deo iudicium comprehendere non sinat. 42) p. 523: — et hac ratione recte intelligitur quod verissime creditur, deum videre illi

nulla natura a se condita punire quod fecit; quod autem non fecit, puniri (coll. p. 523).

43) p. 521 (Worte Augustin's): ut ex collatione perversae voluntatis impiorum laudaretur et existeretur rata voluntas iustorum (scil. irrationalibus metus perversae voluntatis existerunt). Und im Folgenden: — nigrum colorem inter ceteros ars picturae intererit, ut ex comparatione luteus, dum obscurus cernitur, aliorum colorum claritas probetur. — Cf. p. 523: tristitia autem doloreque implarum cupiditudo, si ira in hac vice in altera, propter mala non sunt, quoniam mala desideria puniunt — etc. p. 552: Quod boni laudem cumulat, non omnino laude caret. Numquid omnium bonorum conditor, maiorum ordinator, in universitate quam condidit malum aineret, si nihil utilitatis afferret? Quod etiam ex collisionibus rerum sensibilibus aut ex humanis moribus facillime conficitur. Ex infructuoso quippe ligno fructiferi laus amplificatur, ex ubiinoso hominis cassi etc.

sie es böß nennen, wenn die Regung des freien Willens in Jemandem gehindert, getödtet oder aufgehalten wird, bedeuten aber nicht, daß das gerade zu der Milder der göttlichen Güte gehört, indem der göttliche Erschaffer für das Gute, das er hervorbrachte, auch Sorge zu tragen hat, damit es nicht in eigenen schädlichen Regungen untergehe. Andere schwagen auch wol vom Bösen so, daß sie sagen, Gott habe sie für dasselbe geschaffen, um sie strafen zu können; Gott aber straft ja nur das, was er nicht schuf. Auch ihre schändlichen Thaten führen Manche auf Gott zurück, meinet, wenn es Gott nicht gefallen hätte, daß sie so und nicht anders wären, so wären sie gewiß nicht so geworden. Er habe sie im Voraus so bestimmt, damit er strafen könne das Böse und belohnen das Gute; das sind sinnlose Erfindungen der Unvernunft und der Leidenschaft, denn Alles, was die göttliche Vorbestimmung schuf, muß nothwendig in Ewigkeit bleiben. Das Böse bleibt aber nicht (537). Es ist das dieselbe schändliche Verleumdung, welche Gott der Ungerechtigkeit zeihen will, daß er seine Gaben und Güter nicht Allen auf gleiche Weise zugetheilt habe. Und er vertheilt sie doch ihrer Beidheit gemäß, Zeitliches und Ewiges gerecht und gütig. Auch das hat vor der richtigen Einsicht in die Straferechtigkeit Gottes und in das Bösen dessen, was nur bestraft wird, keinen Bestand, daß man einwirft: was schadet nun den Heiden ihr abergläubisches, unfornnes, götzendienersches Bösen, was den Juden ihre Zerkloßtheit, ihre Kästern gegen das fleischgewordene, göttgleiche Wort, wenn ihre ganze Natur einst gerettet und erhalten wird in Gott? Selbst der freie Wille und seine Richtung ist hiebei ganz außer Acht gelassen. Nicht die natürliche Beschaffenheit, sondern die Einwirkung und die Begierde wird gestraft (545).

Also wird Strafe und Belohnung nur im Bewußtsein stattfinden, denn was man j. B. von ewigem Feuer, von Hölle, von Auferstehung dem Geschlechte nach spricht, ist Wahr und leere Träumerei oder Accommodation (558), die der sinnlichen Meinung und der Einsicht des noch nicht gekräftigten Glaubens sich anbequemt. Denn wer sich denkt, daß über dem Sinnlichen hinaus nichts weiter zu finden, der denkt auch, daß, wenn dies aushört, Nichts mehr ist; und schreind und jorntbrannt beschimpft er die, welche vom Geistigen reden. Der neue Himmel aber und die neue Erde, welche in der Schrift verheißen, sind nur ein namhafter Theil des großen Ganzen, wie die Schrift gewöhnlich den Theil statt des Ganzen setzt. Sie meint, daß in Allem Christus sein werde; seine Abwesenheit ist Strafe (553 coll. 564).

Andern Erigena nun sich damit abgibt, den Einwendungen derer, die mit Stellen der Schrift ihn zu widerlegen suchen, zu begegnen, bietet er Alles auf, um seine Theorie durch allegorische Erklärung aus der Schrift zu bestätigen. Er spricht von einem eingebildeten Pharaon (dem Teufel), gegen den die eine Art der allgemeinen Rückkehr ("unserer Natur in ihre Ursachen

schon symbolisch stattgefunden, als der geistige Führer Moses das Volk Gottes aus dem sichern und festen Pfade des menschlichen Lebens durch die getheilten Himmel der vernünftigen Kräfte (das rothe Meer) hindurchführte, und die Menge der Laster niederhielt (die rebellischen Wässer), als die fleischlichen Gedanken erloschen (die Menschen) in der Wüste der Tugenden, wo alles Verderbliche sich aufricht, und er geistig mit den Söhnen der guten Werke in das gelobte Land einzog. Die beiden Kunstschaffer sind ihm die zwei Naturen des Menschen, der eine Körper und Seele, der andere der freie Wille des Herzens u. f. w. Eine Parabelreihe schließt sich unmittelbar an. Werthwörtig ist noch in ihr die Behauptung, daß mehr Menschen in den Himmelsstaat eingehen werden, als Engel durch den Fall aus ihm vertrieben wären, denn deshalb werde keiner des Anspruchs auf den Himmel verlustig gehen, weil etwa in diesem für ihn kein Platz sei, da nicht soviel Engel gesündigt hätten, als Menschen aus ihn Ansprüche machten (576). Das ganze Werk schließt, wie schon oft die einzelnen Untersuchungen, eine Recapitulation des Ganzen der Hauptsache nach (590 sq.) in welcher noch die sieben Stufen der Biebereinigung mit Gott aufgezählt werden. Die erste wird die des Körpers in lebendige Bewegung (Lebenskraft) sein, die zweite ist die der Lebenskraft in Empfindung; die dritte in vernünftige Überlegung; die vierte in Vernunft oder rein intelligente Seele. Nachdem diese vier Theile sich vereinigt haben, indem immer die niedrigeren von den höhern in die Einheit aufgenommen werden, so werden die übrigen drei der steigenden Reihe folgen, und ihre erste Stufe wird sein: die der intelligenten Seele in das Wissen um Alles, was nach Gott ist; die zweite der Übergang des Wissens in Weisheit, d. h. in die innerlichste, tiefste Betrachtung der Wahrheit, soweit sie der Creatur ausreicht; die dritte und höchste, der übernatürliche Übergang der geklärten Seelen in Gott selbst, in das Dunkel des unbegreiflichen und unnahbaren Lichtes, in dem die Ursachen von Allem verborgen ruhen. Dann wird die Nacht zum Tage erhell werden, d. h. die tiefsten Geheimnisse den seligen und erleuchteten Intelligenzen auf unaussprechliche Weise offenbart. Der Appos der Achtzahl (vgl. Psalm 6: psalmus David per octava —) hat hier seine Erfüllung, wenn die Fünfzahl der menschlichen Creatur mit der schöpferischen Drei in Einheit versmilzt.

Gegen die Vorwürfe mehrerer Gelehrten, j. B. Görres (Christl. Mythik I, 243), daß Erigena der menschlichen Natur zu viel einräume, daß er die Offenbarung falsch aufasse, den Pantheismus stütze, die mythische und speculative Trinität fallen lasse, und das Bösen und die Bedeutung des Bösen, sowie die Ewigkeit der Strafen desselben nicht gefast habe, lege man die Gegengründe von Schüller, in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe der Bücher de divinis naturae, in der er trittend eine Mäßigkeit durch die in Gott (vergl. oben). Sie heißen auch *reductio theoriae*. Rückf. der Gottl. Lehren. C. V, 32, p. 516 gibt Erigena eine sinnliche Art der Theoria in der vernünftigen Creatur an.

44) Die dreifache Rückkehr (s. p. 591); sie ist im Allgemeinen 1) eine Umwandlung der sinnlichen Creatur und Umbildung zur zweiten, der allgemeinen in den heilbringenden Größer Christus;

auch Zeugnisse Älterer und Neuerer für *Erigena* gut zusammengestellt hat (VII — XIII). (O. Gruber.)

ERIGENIA. Eine von Rottall (Gen. am. I. p. 187) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Einneischen Classe und aus der Gruppe der Hydrocotyleen der natürlichen Familie der Umbelliferae, oder, nach Candolle's (Prodr. IV. p. 71) Vermuthung, vielleicht aus der Gruppe der Ammineen und mit *Banum* näher verwandt, als mit *Hydrocotyle*. Charakter. Blatt der gemeinschaftlichen Dolbenhülle ein kurzes, vielspaltiges Blatt; die besonderen Dolbenhüllen bestehen aus wenigen ungleichen Blättchen; die unregelmäßige, unvollkommene Dolbe ist aus drei oder vier Strahlen zusammengefaßt, deren jeder eine kleine, dreiblättrige Dolbe trägt; der Kelchrand unscheinbar; die Corollenblätter gleich, umgekehrt-eiförmig, ganzrandig, ausgebreitet; die Antheren hervorstehend; die Griffel stehende, sehr lang, pfriemensförmig; jedes Achenium der ovalen, seitlich etwas zusammengedrückt Doppelstacheln höckerig-conver, aus dem Rücken mit drei Streifen bezeichnet, mit schmaler, ungedrängter, flacher Nabelfläche. Die einzige Art, *Er. bulbosa Nutt.* (l. c. *Sison bulbosum Michx.*, *Hydrocotyle bipinnata Mühlenberg*, *H. ambigua* und *composita Pursh*, *Spreng.* Umb. sp. t. 5. f. 9), ein unbehaartes, perennirendes Pflänzchen mit knolliger, kugelförmiger Wurzel, an der zwei doppelt- dreifach- halbgliederter Wurzelblättern, weißen Blüthen und dunkel-purpurnen Antheren, wächst an feuchten Orten der Staaten Pennsylvanien, Anselms, Ohio, Missouri und Louisiana in Nordamerika, und ist dort eine der ersten Frühlingsblüthen; daher der Gattungsname (*erythraea*, die im Frühlinge Geborene). (A. Sprengel.)

ERIGON. Mit diesem griechischen Namen (*ερίγον*), welcher bei den Alten das gemeine Kreuzkraut (*Senecio vulgaris L.*) bezeichnet, belegte zuerst Dioscorides die noch jetzt so benannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Einneischen Classe und aus der Gruppe der Rabiaten (Asteroidae Astereae *Erigerone Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Charakter. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig übereinanderliegenden Blättchen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist nackt, grubig-punkirt (nur bei einer Art, *Er. maximus Link.*, mit gefranzten Spreublättern bedeckt); die bandförmigen weiblichen Strahlenblüthen stehen in mehreren Reihen; die zwittrigen (oder durch Fehlschlagen weiblichen oder männlichen) Scheibenblüthen sind röhrenförmig, regelmässig fünfzählig; das Achenium zusammenhängend, ungeschänkt, die Samentrone besteht aus einer Reihe scharfer Haare. Die Gattungen *Trimorphaea Cassini*, *Leptostelma Don* und *Terranea Colla* sind nicht wesentlich verschieden. Die von Candolle (Prodr. V. p. 283. VII. p. 274) aufgezählten 90 Arten (mit 22 noch zweifelhaften), Stauden, Staudegewächse, ein- oder zweijährige und perennirende Kräuter, sind fast über die ganze Erde (mit Ausnahme von Afrika) verbreitet, in Amerika und Ostindien aber am zahlreichsten. 1) *Er. acris L. (Curtis, Fl. londin. t. 173. Gärtner, De fruct. t. 170. Er. val-*

garis L. Fl. lappon., Trimorphaea vulgaris Cass., Berufskraut, (scharfes Fiehlkraut); ein zweijähriges, borstig-haariges Kraut mit aufrechtem, blattreichem Stengel, lanzett-spätförmigen, gesägten unteren und ablang-lanzettförmigen, ganzrandigen oberen Blättern, röhlich-lila-farbenen, in Dolbenstrahlen beisammenstehenden Blüthenknöpfen und röhlicher Samentrone, wächst auf trockenen Anhöhen, Schutthaufen und Mauern durch ganz Europa, auch am Kaukasus und in Sibirien. Das Kraut, welches einen scharfen Geschmack besitzt, war früher (als *Herba Conyzae coeruleae*) als ausleidendes, zertheilendes Mittel in ärztlichem Gebrauche, und wurde auch als Badermittel angewendet. Es finden sich zwei Abarten: *Er. acris a. brachyglossus Cand.* (l. c. V. p. 290. Schkuhr, Handb. t. 241. Engl. bot. t. 1158. *Er. muralis Lapeyrouae* suppl., *Er. philadelphicus Willdenow* sp. pl. 7), mit Strahlenblüthen, welche nicht länger sind, als die Scheibenblüthen, und *Er. acris β. asteroides Cand.* (l. c. *Er. asteroides Andrejewski, Er. podolicus Besser, Er. droebachensis Reitzius, Fl. dan. t. 874.*) mit Strahlenblüthen, welche länger sind, als die Scheibenblüthen. 2) *Er. canadensis L. (Fl. dan. t. 292. Conyza annua acris Morison, Hist. pl. sect. 7. t. 20. f. 29).* ein fleischhaariges Sommergewächs mit aufrechtem, dicht beblättertem, rutenförmigem, oberhalb röhrenförmig verdicktem Stengel, schmal lanzettförmigen, entfernt gezähnten oder ganzrandigen Blättern, grünlich-weißen, traubigen Blüthenknöpfen und weißlichen Samentrone, ist ursprünglich in Nordamerika heimisch, jetzt aber über einen großen Theil der cultivirten Erde verbreitet; in Europa wahrscheinlich mit den Kartoffeln eingeführt, wächst diese Pflanze, mitunter als ein lästiges Unkraut in Gärten, aus Adern, Mauern und wüsten, unbebauten Plätzen. In Amerika ist das blühende Kraut, welches im Geschmacke einige Ähnlichkeit mit der Pfefferminze hat, im ärztlichen Gebrauche. Dubuc (Journ. de bot. Juill. 1813) fand die Asche dieses Krautes reich an Kalk, und empfahl sie deshalb zum Anbau. — *Er. graveolens L.*, welchen Desfontaines mit Recht zu *Inula* rechnete, ein südeuropäisches Sommergewächs, war schon den Alten unter dem Namen *Conyza* (Plin. Hist. nat. XIX, 50. XXI, 32, 41. XXVI, 90. *κονίζη Theophrast. Hist. pl. VI, 2. 6. Nicand. Ther. v. 70 und 875. Dioscorid. Mat. med. III, 126*) wohl bekannt. *Er. philadelphicus L. (nicht Willd.)* und *Er. heterophyllus Willd. (Aster annuus L., Stenactis annua Nees)*, welcher letztere ebenfalls, wenn auch nicht in so großer Verbreitung, wie *Er. canadensis*, in Europa vorkommt, ist, werden in Nordamerika als diuretische Mittel angewendet. (A. Sprengel.)

ERIGON — ερίγον — war ein nicht unbedeutlicher Nebenfluß des Arios in Raabepnien, denn Strabo (VII. p. 327) sagt, er ergieße sich in den Arios, nachdem er viele Flüsse aus den Gebirgen der Lybrier, Tyrrhener, Proger, Deutroper und anderer aufgenommen habe. Darnach zu urtheilen, muß es ein ansehnlicher Fluß gewesen sein, und man darf ihn deswegen schwerlich für den jetzigen Wistritz halten, welcher

wol für den alten Eubios gehalten werden darf, sondern vielmehr für den auf neueren Karten mit dem Namen Katschaf Katsaf bezeichneten Fluß. (L. Zander.)

ERIGONE, *Ἠριγόνη*, 1) Tochter des Ikaros. Als Dionysos nach Athen kam, nahm ihn Ikaros so freundlich auf, daß er ihm aus Dankbarkeit die Kunst lehrte, Wein zu bauen und zu kelteren. *Hgg.* f. 130. Zugleich verliebte sich der Gott in die reizende Tochter und befruchtete sie durch eine Traube. *Ovid. Met.* VII, 125. Auf einer Gemme in *Lippert. Doctyl.* f. 422 sieht man eine schöne Bachantin, die eine Traube vor sich hält, mit Vergnügen sie ansieht und den Saft in eine untergehaltene Schale ausdrücken zu wollen scheint. Man will in dieser Zeichnung die durch eine Traube befruchtete Erigone erkennen. Sie gebär nun einen Sohn, den sie Staphylos nannte, von *σταφύλη*, Weintraube, Weinstock, um damit seinen Ursprung zu bezeichnen. Ikaros ward so in Attika Weinesserfinder, zog nach der Tochter mit Weinschläuchen und Reben in Attika umher, wobei er von seinem Hunde Mära begleitet wurde, und gab den Landleuten von dem süßen Saft. Da diese aber davon trunken wurden, so glaubten sie, Ikaros habe ihnen Gift gegeben, und töteten ihn. Dies geschah in Abwesenheit der Erigone, die nun den vermissten Vater suchte, bis der Hund ihr den Ort zeigte, wo der Körper noch unbestattet lag. Vor Entsetzen über die Unthat erhing sie sich an einem Baume über den geliebten Todten. Bachchos bestrafte nun die Athenerinnen mit Wahnsinn, so daß sich viele erhängen. Man fragte nun das Orakel über die Ursache des Unglücks, und dies erklärte, die Götter zürnten, weil man den Tod des Ikaros und der Erigone ungeahndet gelassen habe. Man bestrafte also die Mörder mit dem Tode und setzte der Erigone zu Ehren das Fest Iara ein, welches so hieß, weil man sich bei demselben an auf Bäume gebundenen Striden schaukelte, denn so war einst die hängende Erigone vom Winde hin und her bewegt worden. *Hgg.* l. c. Dabei sang man das Lied Aetia. Die Götter aber versetzten Vater, Tochter und Hund unter die Sterne, wo der erstere als Bootes, Erigone als Jungfrau und der Hund Mära als Hundstern glänzt. *Hgg.* l. c. und *Astron. poet.* II, 4. 25. *Apollod.* III, 14, 7. Sophokles und Euripides haben eine Erigone geschrieben, die aber beide verloren gegangen sind. Über das Sternbild der Jungfrau f. Virgo.

Erlik, f. Erich.

ERIKAPAEOS, *Ἠρικαπαῖος*, auch *Ἠρικανός*, ein Name, den der Drupische Phänos oder Eros als Prinzip der Weltentstehung, auch nach Proklos in *Plat. Tim.* II, p. 102 Dionysos führt. Man hat über denselben verschiedene Erklärungen versucht. Gesner (ad *Orph. Hym.* VI, [5] 4) sucht ihn aus dem Griechischen zu deuten. Er ließ *Ἠρικανός*, und findet darin einen Frühlingsgott, Vorseher aller Fruchtbarkeit, daher eben Sonne, Priapos, Bachos. Bentley glaubt, daß der Name nicht griechisch sei, womit auch Boega übereinstimmt, der ihn für Ägyptisch hält und aus den Wurzeln *er* und *nos* ableitet und durch Vervielfältiger erklärt. Er glaubt,

daß bei den Ägyptern derjenige unter ihren Göttern, welchen die Griechen Priapos nennen, obgleich vom Phänos wesentlich verschieden, doch zuweilen von ihnen in einem einzigen Bilde mit ihm zugleich dargestellt worden, und *Eros* oder *Erosos* genannt worden sei. Schelling (über die Gottheiten von Samothrace. S. 89) erklärt ihn als den langmüthigen, weisheitsreichen, mitleidigen Gott (*Ἠρεν-ῖος*, Eree-Apaim); Sider aber (die Hieroglyphen im Mythos des Ätupal. S. 83) leitet ihn aus dem Semitischen als *אֶרֶס*, Aerik ab oder Aerik ap, her, d. h. der Zeitwaer, Zeitwaerkraft, und verwirft zugleich Boega's Erklärung gänzlich. Münter (über die Samothrasischen Inschriften) denkt an das Ägyptische Er-keb, der Vermehrer, oder an Er-hep, der Geheimnißvolle. Rossi (im *Etym. Aegypt.* p. 53) denkt an das koptische *Er-epai*, das Wort, d. i. der Lebensgeber, der Lebendigmacher. Allerdings würde diese Benennung zu dem Schöpfungsprincip Eros oder Phänos gut passen; f. *Creuz. Symb.* III, S. 296 fg. (Richter.)

ERIKE - BARIKAN, in der Lamaïschen Religion ein Geschlecht der *Maçarana*-Zaangri, d. h. derjenigen Geister, welche auf dem Sommer-Dola und den ihn umgebenden sieben goldenen Bergen wohnen. Die Erike-Barikan, welcher Name die Freien bedeutet, nebmen dem zweiten Absatz des Sommer-Dola ein; f. *Pallas*, Historische Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. (Richter.)

ERIKLITHU, ist eine zur Pelamgruppe gehörige Insel, die im Westen von Babel Thou-ab, der größten in der Gruppe, liegt, und von dem mächtigsten Häuptlinge der Pelaminsulaner, der zu Curura seinen Sitz hat, beherrscht wird. (Eiselen.)

ERIKSBERG, 1) das größte Gut in der schwedischen Provinz Södermanland, Län Röstöping, Härad Öppneda, Pfarrei Etoro Malm, worüber das Patronat recht Eriksberg zusteht, ein gräflich Bonde'sches Fideicommiß, in reizender Lage an einem stiegenden Gewässer, mit einem der größten Gebäude in Södermanland von Stein, mit drei Stöckwerken und vier in Thürme ausgehenden Flügeln; in dem einen Flügel befindet sich eine ausgezeichnete schöne Kirche, in einem andern ein Badezimmer, welches durch eine Öffnung in der Decke ein dämmerndes Licht empfängt, geschmückt mit zwei marmornen Statuen. Das Schloß enthält eine Bibliothek, eine zahlreiche, früher Lagerbrüder, Gemäldesammlung und eine bis 1808 fortgesetzte Sammlung schwedischer Münzen und Medaillen, eine der reichsten Privatsammlungen in Schweden, entstanden aus dem Nachlasse des Inspector Hoorn zu Göteborg und des Oberspectors Rescher zu Stockholm. Außer einem Garten und einer Drangerei ist auch die Anlage eines Parks begonnen worden. In der Nähe des Hofes findet man mehr größere und kleinere alte Grabhügel. Zum Fideicommiß gehören 14 Güter in den Kirchspielen Etoro Malm und Floda.

2) Ein Pastorat in Westgöthland, Söderad Härad, Eriksborgs Län, Propstei Ås, Stifts Etoro; früher bewaldet, jetzt holzlos; bewässert vom Flusse Etoro. In

der um 1190 von König Knut erbauten Mutterkirche aus gesprengtem Granit wird ein alter Heiligenstein aus gewaltem Kupfer, in Form einer griechischen Kapelle, aufbewahrt, wahrscheinlich Beute aus dem 30jährigen Kriege. Zum Pastorat gehören die Filiale Brodarp und Wiellunga. (v. Schubert.)

ERIKSGATA (buchstäblich Erichsgasse), Erichs-
weg, Erichsstraße, Erichsreife, hieß die Reise
zu Rösse, welche der neu erwählte König von Schweden
um sein Reich vorzunehmen schickte war. Man nahm
es in alten Tagen so genau, daß der König bei solcher
Gelegenheit in die Landschaft nur so eintrete, wie das
Geist der Westgothen besagt. Als König Ragnwald
Knapphöfe (Kurzhaup) zu ihrem Thing (Volks- und
Gerichtsversammlung) kam, ohne die vorgeschriebenen
Geiseln angenommen zu haben, wurde er erschlagen,
wegen dieser seiner Verunglimpfung aller Westgothen.
"Weil dieses vor den Zeiten Erichs des Heiligen geschah,
so hat man diesen Umstand geltend gemacht, um die Rich-
tigkeit der gewöhnlichen Meinung zu widerlegen, nach
welcher die Eriksgata von Erich dem Heiligen genannt
ist. Diese Meinung schien früher um so begründeter,
da von Erich dem Heiligen in dessen Legende ausdrück-
lich gesagt wird, er habe „sein ganzes Reich auf rechtem
königlichen Wege umfahren“ (umreisen). Vermuthlich
ist die Benennung Eriksgata eben die Veranlassung ge-
wesen, daß man diese Angabe in die Legende Erichs des
Heiligen gesetzt hat. Auf der andern Seite kann der
Umsatz, daß Ragnwald Knapphöfe auf dieser Rundreise
erschlagen ward, nicht dafür geltend gemacht werden,
daß der Name Eriksgata schon vor Ragnwald Knap-
phöfe stattgehabt haben müsse. Die Sache kann früher
gewesen sein, als dieser Name, zumal da auch, wie
wir weiter unten sehen werden, dieselbe Gewohnheit bei
andern Germanen statt hatte, ohne daß hierbei der Name
Eriksgata gebräuchlich war. Erich der Heilige kann also
zwar durchaus nicht als Stifter der Eriksgata gelten,
doch läßt sich die Annahme, daß Erich der Heilige die
Gewohnheit durch sein Beispiel befestigt *) und sie hier-

durch von ihm den Namen erhalten, nicht schlagend wi-
derlegen. Bei der Schwierigkeit, ja bei der Unmöglich-
keit, sicher zu bestimmen, von welchem der vielen Erichs
die Eriksgata genannt ist, darf man jedoch nicht aus
Verzweiflung in das andere Extrem gerathen, und bei
Erklärung des Ausdrucks ganz von der klaren Bedeu-
tung, nämlich Erichsstraße, abgehen, denn die andern
Auslegungen genügen noch weit weniger. Von den ver-
schiedenen Vermuthungen, welche Ihre (I. Th. S.
407—409) anführt, ist die folgende am meisten in Be-
tracht gezogen, und selbst als richtig angenommen
worden). Eriksgata ist nach Ihre soviel, als Ä-
rikis-gata, und müßte, da Ä ober e in Zusammen-
setzungen Alles bedeute, ein Weg durch all das Reich,
ein Weg rund um das ganze oder innerhalb des ganzen
Reichs). Nach Karl Lud lesen einige Handschriften
Riksgata, welches soviel als rikisgata sein kann, und
also Reichsstraße bedeutete. Riksgata, welches den
übrigen nordwestlichen Völkern *) ganz entspricht, ist
aber aller Wahrscheinlichkeit nach erst später in die Hand-
schriften gekommen, weil man Eriksgata dunkler und
Riksgata dagegen ganz deutlich fand. Für den Geist
des Alterthums ist aber die allgemeine Bezeichnung nicht
so angemessen, sondern das Sprüche desselben trägt die
Eriksgata weit kräftiger, denn jener Geist liebt es ganz
vorzüglich, das Allgemeine in das Besondere zu ziehen,
und jenes durch dieses auszudrücken. Es ist daher je-
nem Geiste weit entsprechender, wenn man annimmt,
die alten Schweden haben sich einen König Erich ge-
dacht, oder einen solchen angenommen, welcher die Reichs-
reise zum Behufe der Einnehmung der Huldigung in den
Landschaften, die zu dem Reiche gehörten, zuerst ge-
macht, und nach welchem sie benannt worden sei. So
hat die Benennung rein mythische Bedeutung; nahm
man aber einen rein fählichen Erich an, so mußte man
es für am besten passend halten, daß der erste König
des schwedischen Reichs Erich geheiß, und dieser die
erste Eriksgata geritten habe. Auch nennen in Schweden
den heimliche Sagen und Volkslieder den ersten König
Erich"). Hieraus hat man die Vermuthung geschöpft,
daß davon vielleicht die Benennung Eriksgata (Erichs-

1) Rogerbring (Edda Niles Hist. 2. Th. S. 159) hat die
Stelle aus einer alten Personennamensliste: "Nathan für han
(Erich der Heilige) um (um, durch) all die Rikke, och sökte
(suchte, besuchte) all folk, och for fram att rätikon Komung-
dikan wägh. Rogerbring bemerkt hierbei, daß dieses die erste deut-
liche Stelle über die Eriksgata der Könige sei. Vergl. Fr. H. v.
d. Hagen, Armin, seine Eule, seine Straße und sein Wägen.
S. 96, welcher dazu Folgendes bemerkt: „Auf Erich den Heiligen
beziehe sich vielleicht der aus einem alten Katalog von H. t. r. im
J. 1801. Nr. 89 angeführte Titel eines Buches von 1707. 8.
„Reise auf St. Erichsstraße,“ welches ein Gebrauchs-
buch zu sein scheint.“ 2) Vergl. Lorenzen, Antiquit. Socio-Goth.
Lib. II. Cap. 1. Edit. II. p. 41 bei Gelegenheit, wo er von der
Gewohnheit des neugekrönten Königs „Eriksgata sine rida (ober-
haupt platonisch Reich),“ als ein Erichsreife reden.“ handelt, be-
merkt er auch: „Alia Ederregis dicebatur, i. e. honorificum
iter aut via, vel Regata, quod militaria et publica via.“ letz-
terer Ausdruck jedoch hat schwerlich etwas mit der Eriksgata zu
thun; man müßte es denn darauf deuten, daß die Öttingen der
Eskaten den Verbercerungen am meisten ausgesetzt waren. Göfvar
(De B. G. Lib. IV. 2) sagt von den Germanen: „In Reisinge

auf den Staat halten sie es für ein Lob, wenn die Kater soweit
als möglich von den Grenzen ankohnt liegen: durch diesen Umstand
wird bezeichnet, daß eine große Zahl Staaten ihrer Gewalt nicht
gewachsen sei.“

3) So J. B. Datin, Geich. des Reichs Schweden, aus dem
Schwed. überf. durch Bengelstjern und D. Adner. 1. Th. S.
169. 4) Gegen Ihre (Gloss. T. I. p. 407), welcher meint, Rika-
gata sei aus Gata, die Heide, und all an ä, ganz, und rik, das
Reich, entstanden, und bedeute Heide durch das ganze Reich, sowie
Äid, allezeit, bemerkt Nils (Schwedens. 1. Th. S. 253):
es laßt sich dagegen erinnern, daß die Zusammensetzung ganz un-
gewöhnlich und den germanischen Sprachen unangemessen sei; wei-
tern, daß ein Heide Rika-gata, sondern immer Eriksgata
verkomme. Die ältere Erklärung von dem schwedischen a aber so,
durch, in, sei unangemessen, habe auch den letzten Einwurf wider
und seine Analogie für sich.

5) Cf. Rikaedel (Riksdobbel),
Rikstroppar, Rikstruppen.

6) Cf. Rikaedel I, c. p. 41.
Finn Magnusson, Introductio in den Rika-thula in der großen
Ausg. der Edda Sämdruid. T. III. p. 151. 152.

straße, Erichsreise) die Bedeutung des Königsweges habe⁷⁾. Man⁸⁾ ist noch einen Schritt weiter gegangen, und hat angenommen, Riks-gata (Reichswege) stehe für Rigsgata (Weg des Rigs), und dieser Rik (mit dem Zeichen des Rominatios Rigr) sei der Rikr der Rigsthula, ein Äse (Gott), nach dem Vorwort in ungebundener Rede zu derselben, der Äse (Gott) Heimball, der diesen Namen annimmt, als er, wie das Lied Rigsthula darstellt, auf einer Reise drei Menschenpaare verschiedenes Zustandes besucht, und Stammvater der drei Stände wird: der Unfreien, der Freien und der Edeln, aus welchen die Herrscher hervorgehen. Ja! man glaubt sogar in der ersten Strophe der Rigsthula, nach welcher der allzeitliche, starke, tapfere künftige Äse (Gott) Rigr grüne Wege (grænar brantir) geht, die Eriksgata gefunden zu haben, indem man den ersten folgenden König der Schweden Erich mit diesem Gott Rigr für eine Person nimmt, und mutmaßt, der Äse Rigr habe vielleicht selbst die grünen, das sei neuen, noch nicht betretenen Wege erst bereitet, davon habe dieser Weg Riks-gata (Riks-gata) Weg des starken oder mächtigen (Helden), und auch, da von einem Gotte die Rede Ei-riks-gata (Weg des immer Mächtigen) genannt sein können, und davon komme dann der Name der königlichen Rundreise bei den Schweden, die Eriksgata. Es sei, bemerkt Finn Magnusen ebenfalls, der Natur angemessen, daß der erste König der Sage Rigr oder Rikr, d. h. der starke, der mächtige, genannt gewesen sei. Setzen wir das Wortchen ey, ei, immer, davor, so werde der Sinn eines solchen Wortes oder Namens Eyrik, Eirikr sein der immer oder sehr starke. So sei Rigr, Rikr und Ei-Rikr wahrscheinlich (wie Lagerbring, Suhrn und Ebborg gemuthmaßt haben) dergestalt vermengt worden, daß aus dem ersten Könige der ältesten Sage Rik, Rik geworden der Ei-Rik der neueren schwedischen Helden oder Mährchen, der erste König dieses Reichs. Von ihm erzähle das alte, von Messenius und Hadorph herausgegebene, rhythmische Chronikon, daß der erste König von Gothland gewesen, als Niemand (vor ihm) Schonen oder Vithaland, nach Anders Vithaslet (die dänischen Inseln) bewohnt habe. Da die Sage bekanntlich es mit der Chronologie nicht so genau nimmt, so läßt sich gegen die Annahme der Vermengung des rig und rik in saglicher⁹⁾ Beziehung nicht viel

einwenden. Aber der große Uebelstand ist, daß sich in der Rigsthula keine Beziehung auf Schweden findet, und gar nicht gesagt wird, wo der Äse Rigr grüne Wege ging, ebenso wenig wird der Wohnsitz seines Sohnes, des Jarls Rikr, angegeben, und auch nicht seines Enkels Kour (König), welcher, weil er seinen Vater Rigr II. im Wettkampfe in der Runenlunde besiegte, auch Rigr hieß. Diesem Kour, mit dem Bezeichnungsnamen Rigr, sagt die weissagende Kröde, daß er statt Vögel zu fällen, Herr fällen solle; Dair und Dairp haben theuere Hallen, und vorzüglichere Ebbefassungen als er. Die Rigsthula, deren erster Theil nur aus es gekommen ist, hatte in letzterem also zum Gegenstande die Eroberung der Besitzungen des Dair und Dairp durch Kour oder Rigr III., woher aber dieser kam, sagt sie nicht. Vielleicht wird er als sich in Dänemark befindend und dieses als damals unter mehreren Fürsten stehend angenommen. Snorri Sturluson kennt keine Beziehung des Rigr auf Schweden, denn es heißt in der Anglinga-Saga Cap. 20: Die Mutter Duggvi's (des Schwedenkönigs zu Upsala) war Drott, Tochter des Königs Rigr; der zuerst König (konigir) in dänischer Zunge genannt war; seine Geschlechtsmänner (Männer aus seinem Hause) hatten nachher besänftig den Königsnamen (konungs-nafn) als den höchsten Würdenamen. Duggvi ward unter seinen Geschlechtsmännern zuerst König (konigir) genannt, aber zuvor wurden sie Drott-uar¹⁰⁾ genannt. Die Drottning (Königin) Drott war Schwester des Königs Dan des Großfürstenthums, nach welchem Danmörk (Dänemark) genannt ist. Snorri Sturluson kennt also im Betreff des Königsnamens keine Beziehung auf Schweden. Noch mehr würden wir uns von dem Reiche Schweden entfernen, wenn wir eine Berührung der Eriksgata mit der englischen Erminstrete und dem aus der teutschen Irminsalz gefolgerten Irmin annehmen oder wenigstens beagweise aufstellen¹¹⁾, und nichts gewinnen, wenn wir, wie die Eriksgata und die Erminstrete, für ein irisches Abbild des alten teutschen Iringeweges, d. i. der Wilschstraße, erklären¹²⁾. Bei der Annahme eines mythischen Zusammenhangs der Eriksgata mit dem Iringeweg soll, wie man bemerkt¹³⁾ findet, selbst an den zuweilen vorkommenden Erilag, Erilichag statt Erilag (dieses Martii) zu erinnern, und auf solche Weise wirklich Verbindung zwischen Ir (Mars), Irmin und Iring herauszubringen sein. Mit dem Königsnamen Erik müßte sich den Schweden allerdings schon sehr früh die Idee eines Gottes oder Vergötterten geknüpft

7) Fejter, Geschichte Schwedens. 1. Bd. (Hamburg 1832.) S. 260.

8) Finn Magnusen a. a. D. S. 150—153. Jac. Grimm, Teutsche Rechtsaltertümer. S. 283. Derselbe, Teutsche Mythologie. S. 217. Fejter a. a. D. S. 260.

9) weil aber in sprachlicher Beziehung. Auf diese fast ff. p. v. b. Sagen (Die teutschen Bodenmännchen, Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für teutsche Sprache und Alterthumskunde. 1. Bd. S. 375), und bemerkt gegen die Annahme, daß die bairische Geschichte des von Rig und Dan auch für Schweden gelte, hierbei sei rig und rik als gleich erklärt, während dieses im Hochteutschen doch zu rich werde; ferner mythische Rik scheine zu dem nordischen Öttrir- und Königsnamen Regir (Wörth, rügen, Genit. ragna), angelsächsisch regin, regn, altteutsches regin, uml. regin (zusammengesogen rein) zu gehören; davon bleibe verschieden Eirik, Krik, der auch im Hochteutschen schon im 8. Jahrh.

gangbare Name Eirik, Eirich (bei Neugart, Cod. Diplom. Rik 756, 861. [Eirik] entfiel) 900. Eirich 963).

10) f. die Älgen. Gaepli. d. B. u. R. 1. Sect. 27. B. S. 465. 11) So Grimm in den Teutschen Rechtsaltertüchern. S. 238. 12) So ff. v. b. Sagen, Bodenmännchen a. a. D. S. 372. Er bezeugt, wie er sagt, auch Ir (1830), nicht den früher (1815, in dem 1817 erschienenen Irmin, seine Quelle, seine Größe und sein Bagen S. 32—36) angenommenen Zusammenhang mit der alten, wol noch gangbaren königlichen Erichsstraße (Eriksgata) des schwedischen Reichs, wie mit der Ermin-, Ermingstraße, einer der vier englischen, sich kreuzenden Rik-nistrafen. 13) von Jac. Grimm, Teutsche Myth. S. 217.

haben¹⁴⁾. Daß dieser Erik, welcher zur Zeit des Kampfes des Heidenthums mit dem durch den heiligen Anstadius den Schweden gebotenen Christenthum, unter die Götter aufgenommen ward, ein Gott des Kriegs sein sollte, läßt sich mit dem größten Grunde bezweifeln, denn der, welcher ausgab, daß er in der Versammlung der Götter gewesen sei, legt diesen Folgenden in den Mund, was er in ihrem Namen dem Könige und dem Volke verkündigen sollte: „Wir sind euch lange in Allem günstig gewesen, und ihr habt das Land, das ihr bewohnt, durch unsern Beistand in großem Überflusse, Frieden und Glücke geraume Zeit belessen; ihr habt auch uns Opfer und schuldige Gelübde gezollt, und eure Dienste sind uns angenehm gewesen. Jetzt aber entzieht ihr die gewohnten Opfer, und bringt freiwillige Gelübde seltner dar, und was uns noch mehr mißfällt, ihr führt einen fremden Gott über uns ein. Wenn ihr daher und euch gnädig haben wollt, vermehret die unterlassenen Opfer und zollt größere Gelübde. Auch nehmt die Verehrung eines andern Gottes, welcher uns zuwider gelehrt wird, nicht an, und widmet euch seinem Dienste nicht. Ferner in dem Falle, daß ihr noch mehr Götter zu haben verlangt, wir euch nicht hinreichend sind, so haben wir Erichen, weiland euren König, einmüthig in unsere Gesellschaft aufgenommen, daß er einer von der Zahl der Götter sei.“ Der öffentlich verkündigte Austrag machte mächtigen Eindruck und gewann die Herzen. Man baute dem längst verstorbenen König Erich einen Tempel, und fing an, ihm Opfer und Gelübde darzubringen. In diesem Vorgange liegt nicht die mindeste Andeutung, daß Erich unter die Götter aufgenommen worden ist, damit er als Kriegsgott dienen solle, sondern es ist blos von Fruchtbarkeit und Frieden die Rede. Um diese Stücke sollte also Erichen gepflegt werden. Man sorgte aus der Vergötterung desselben, daß hierdurch von dem Ansprüche an die Erikskata jüngere Eriche ausgeschlossen seien¹⁵⁾. Wenn die Erikskata eine mythologische Bedeutung hat, so ist dieser durch Opfer verehrte und dadurch vergötterte Erich allerdings am meisten in Betrachtung zu ziehen. Aber wer war er? Es muß ein bedeutender König gewesen sein, weil ihm diese Ehre widerfuhr. Rimbert oder sein Mitverfasser der Vita S. Anskarii braucht in Beziehung auf die Zeit um das Jahr 860: Ericum quondam regem vestrum, und supradicti regis adum defuncti. Aus diesen Ausdrücken läßt sich die Ferne der Vorzeit nicht genau bestimmen. Aber schließen sollte man, es müsse ein Erich nicht aus der grauen Vorzeit gemeint sein, denn sonst wäre er, wenn er sehr bedeutend war, schon vergöttert, oder war es nicht, jermlich vergessen gewesen. Sehen wir von dem mächtigsten ersten Könige ab, welchem erst die spätere schwedische Sage kennt,

so finden wir unter den Ynglingen als Könige von Upsala die Söhne Agni's, Alrek und Erich, und die Söhne Yngwi's Alreksson's, Torund und Erich. Die ersten werden mächtige Männer und große Herrmänner und Männer von Künsten¹⁶⁾, und letztere große Heerführer¹⁷⁾ genannt, aber das, was von ihnen erzählt wird, ist in Beziehung auf das schwedische Reich von eben keiner Bedeutung. Fassen wir die Erikskata nicht rein mythisch auf, so kann ein Erich, der in dem Zeitraume von Agni bis Yngwi Alrek nicht wol die Veranlassung zu der Benennung derselben gegeben haben, denn in dem genannten Zeitraume, in welchen die Eriche aus dem Geschlechte der Ynglinger fallen, waren die Könige zu Upsala, als Häuptlinge der Opferstätte, welche alle Schweden besuchten, zwar die höchsten Könige, aber ihr Reich in Beziehung auf den Umfang ganz beschränkt, da es viele Heradskönige gab¹⁸⁾. Das, was die Gesetze von der Erikskata besagen, paßt also nicht für den Zeitraum von Agni bis Yngwi Alrek. In dem Zeitraume nach diesem Erweiterer seines Reichs durch Vertilgung der Heradskönige finden wir Erich Björnsson und Kessi, und nach diesen Erich Kessilsson. Aber es ist von Erich Björnsson nichts bekannt, was zu der Muthmaßung berechtigende Gründe, daß er der Erich sei, nach welchem die Erikskata genannt war. Ist die Angabe begründet, daß sich die Regierungszeit unter Erich Kessilsson durch Fruchtsälle auszeichnete¹⁹⁾, so ist er aller Wahrscheinlichkeit nach der Erich, welcher nach seinem Tode vergöttert ward, nämlich, wie wir oben sahen, als das Heidenthum gegen das Christenthum neue Kraft zu gewinnen suchte. Nach diesem vergötterten Erich könnte die Erikskata genannt sein, wenn sich nur außer dem Umstande, daß er ein sehr bedeutender König für die Nachwelt war, sonst noch etwas finden ließe, was zu der Muthmaßung berechtige, daß von ihm die Erikskata den Namen habe. Da diese politische und keine götterdienstliche Bedeutung hatte, so braucht sie ja nicht nach dem vergötterten Erich genannt zu sein. Wir sind also nicht an die Zeit vor 860, um welche Erich in die Versammlung der Götter aufgenommen ward, gebunden. Wir können daher einen König Erich nach dieser Zeit für die Erikskata in Anspruch nehmen; hier empfiehlt sich nun am meisten Erich, Esmund's Sohn, weil er als einer bekannt war, der für die Erweiterung der Grenzen des Reichs und die Bewahrung derselben am meisten Sorge trug. Er hatte sich Wermaland unterworfen, und nahm dort Schatzungen von allen bewohnten Waldgebenden, und nannte Westra Gaukland Alles nordwärts bis zum Ervinsund, und das Westliche Alles längs dem Meere. Das Alles nannte dann der Schwedenkönig sein Reich, und nahm Schatzungen. Dem Könige Harald dem Haarschönen ward nicht nur dieses gesagt, sondern auch die

14) Nun hebt Grimh die für die Wichtigkeit eines schwedischen Erich's, der vor dem Jahre 860 gestorben sein müßte, merkwürdige Stelle aus der Vita S. Anskarii. Cap. 26 bei Perg, Mon. Germ. Hist. Scripta. T. II. p. 711 heraus. 15) Grimh, Teutische Mythologie. S. 218.

16) Snorri Sturluson in der Heimskringla, überset von J. Bachm. I. Bd. S. 60. 17) Dief. a. a. O. I. Bd. S. 67. 18) Dief. a. a. O. I. Bd. S. 95. 100. 19) Datin I. Bd. S. 408.

Außerung des Schwedenkönigs; daß er nicht eher ablassen werde, als bis er gleich großes Reich in der Wit hätte, als vorher Sigurd oder Ragnar Robbrok, sein Sohn; dieses war aber Raumark und Beshvold Alles daraußen bis Grenmar; so auch Vingulmörk, und Alles süßlich von dort. Damals hatten in diesen Folt'n (Landschaften) sich zum Gehorsam an den Schwedenkönig viele Häuptlinge und anderes Volk gewandt²⁰). Ein König von solchen Bestrebungen mußte natürlich die Grenzen seines Reichs oft bereisen²¹). König Harald der Haarföhne, welcher die Benden, die sich dem Schwedenkönige unterworfen hatten, vor die Gerichtversammlung nach Föld lud und strafe, hörte darauf am Anfange des Winters, daß der Schwedenkönig Erich in Wermaland zu Schmähufen mit seinem Hofgesinde ritt. Die Einnahme der Schmähufe bei den Unterthanen war eine Art von Huldigung, die dem Könige geistlich ward. König Harald wollte also nicht zurückbleiben und der mächtigste Bende Ät in Wermaland bewirtete zu gleicher Zeit den König von Schweden und den von Norwegen, aber den Letzteren besitz. Das erste erschlug Erich, als er hinwegritt, den Ät²²). Dann reiten König Harald und seine Mannen den Weg, den König Erich vorher geritten war, bis dahin, daß jede einander gewahr werden, da reiten jede, wie sie am meisten vermögen, bis dahin, daß König Erich zu dem Walde kommt, welcher Gautland und Wermaland scheidet: da wendet sich König Harald nach Wermaland zurück, unterwirft sich alles Land, und erschlägt die Mannen Erich's. Sollte in dieser Erzählung nicht eine Verhöhnung des Rittes der Eriksgata liegen, welche sich die Norweger gegen die Schweden erlaubten? Snorri Sturluson pflegt nichts Bedeutungsloses in sein Geschichtswerk aufzunehmen. In sich wäre der Ritt der beiden Könige eben nicht bedeutend. Hätten wir ihn aber als eine aus dem Geiste der Grenzstreitigkeiten entsprossene Sage auf, welche dadurch sich bilde, daß die Norweger ihrem Ärger gegen Schweden Luft machen und die Eriksgata ins Lächerliche ziehen wollten, so erhält der Ritt der beiden Könige ein weit größeres Gewicht, und es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuten, daß die Norweger wußten, die Eriksgata sei nach Erich, dem Sohne Eymund's, genannt.

Der neuermählte König muß, wenn er die Eriksgata ritt, rötsoelin, d. h. der Sonne entgegen, nach

20) Snorri Sturluson, überl. v. H. Bahter. I. Bd. S. 178, 179. 21) Wahrscheinlich wurden, bemerkt Grimm (Zeitsch. Rechtswiss., S. 238), viele Reisen während der Regierung des Königs von Ät aus Zeit wiederholt. Nach Combert von Hersfelt (Ausg. von Kræfz. S. 123) forbert die Sachsen im J. 1074 von Heinrich IV., daß er nicht bis in Gochsen sein Leben in unthätiger Weile zubringen, sondern ditzwischen sein Reich durchreisen solle (sed interdom regnum suum circumant). Solche Stumreisen lagen so in der Natur der Sache, daß wir z. B. auch bei Gregor von Tours (Hist. Lib. V. Cap. 5 bei Freyer S. 96) einen Bischof finden, der eine solche macht: Anno octavo episcopatus sui, dum dioceses ac villas ecclesiae circumiret. 22) J. des Ritters der Snorri Sturluson, überl. von H. Bahter. I. Bd. S. 182, 183.

Süden reiten; von Upsala ging der Zug aus nach Südermanland, dann über den Kolmörben nach Nisgotland, Småland, Westgotland, Nerike und Westmanland nach Upland zurück²³). In dem durch den König Birger verbesserten und von ihm 1296 bestätigten Uplandsgefes, wo das erste der drei ersten Capitel (Hofdar) des Abschnitts vom Könige (Konungsbalken) davon handelt, was bei dem Namen oder der Wahl eines Königs zu beobachten, lautet das zweite: nu a kunung Eriksgata²⁴) ridda, nun habe der König Erik's Weg zu reiten; sie mögen ihn begleiten; er aber möge ihnen Befehle geben und Frieden schwören. Von Upsala haben sie ihn zu begleiten nach Strengnäs²⁵). Dort sollen die Südermänner anheben und ihn mit Grub²⁶) und Geisel bis Swintuna²⁷) begleiten. Da müssen ihn Nisgoten mit ihrer Geisel empfangen und ihn durch ihr Land begleiten und bis zur Mitte des Waldes Holawidh²⁸). Dort sollen ihm Småländer entgegengehen, und ihn begleiten zum Junabach²⁹). Da mögen ihm Westgoten entgegenkommen mit Grub und Geisel und bis Romundaboda³⁰) ihn begleiten. Da sollen ihm Neriker entgegenkommen, und ihn durch Land und dann zur Uphogabrücke³¹) begleiten. Dort sollen ihm Westmänner mit Grub und Frieden entgegenkommen, und ihn bis zur Hstensbrücke³²) begleiten. Da sollen ihm Upländer entgegengehen, und ihn nach Upsala begleiten. Dann ist der König gefestlich zu Land und Reich gekommen, mit Upländern und Südermännern, Goten und Gutar³³), und allen Småländern; dann ist die rechte Eriksgata geritten. Im zweiten Capitel des Abschnitts von dem Könige des Uplandsgefes wird hierauf von der Krönung des neuen Königs durch den Erzbischof und die Unterbischofe gehandelt. In einer auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Handschrift des südermanischen Gefes wird die Eriksgata ausführlicher, als anderswo beschrieben. Die Eide sollten in Strengnäs, Lintöping, Jönköping, Stora, Erbro und Westeras geleistet werden. Das ältere Westgotengefes spricht zwar nur von Schweden und Goten, gibt aber über die Weise, auf welche die Landschaft den neuen

23) Land-Lag Kon. B. C. 6. Deln I. Th. S. 169. Gefes. Om den gamla svenska förbundsförfattning. Iduna IX. S. 189—197. Grism. Zeitsch. Rechtswiss., S. 238. 24) gata ist die Bezugs von gata. 25) Ein alter Opferplatz der Südermänner (locus idolorum in der Legenda S. Kikkili), jetzt die Stadt Strengnäs. 26) Grub oder Grid, Friede, Schutzhof. 27) Jetzt Kretet, mitten auf dem Walde Kolmörben. Der hier anfangende Theil von Nisgotland, oder die Kirchspiel Kretet und Quarsjö, hießen vor Zeiten die Swintunagegend. 28) Die noch jetzt die Grenze zwischen Nisgotland und Småland bildende waldige Bergkette Holawidh. Wie man vermuthet, kamen die Småländer wahrscheinlich dort entgegen, wo jetzt der Gosthof Hester liegt, an dem nördlichen Ende des Sees Commen. 29) Ein sich der Jönköping in den Wetterfse reichender Fluß. 30) Der im Walde Ätween liegende Ort der jetzt Bodarne heist. Hier war zur theilschlichen Zeit in der Mitte des Waldes ein Kloster, so wie im Kolmörben der Kretet. 31) Über den Uphogabruck (auch Uphogabruk genannt), am südlichen Ende der Bodarne Klagan. 32) Über den Gosthof der Rötmark, — die Grenze zwischen Upland und Westmanland. 33) Gutar sind Gotländer.

König, der die Erikskata ritt, empfing, genau Nach-
richt. Es heißt: Die Schweden haben das Recht, den
König zu nehmen und auch zu verwerfen. Er soll mit
Geiseln von oberder fahren (reisen) und in Dligothland
hinein. Dort soll er Endbotten hieher abfertigen zum
Allra Göta Ting³⁴⁾. Da soll der Landrichter Geiseln
verordnen, zwei aus des Landes süßlichem, zwei aus
dessen nördlichem Theil, und soll alsdann vier andere
Männer des Landes mit ihnen senden. Sie sollen ihn
bei dem Junabach empfangen. Die Dligothengeiseln
sollen ihn dahin begleiten und Zeugnis ablegen, daß er
(bei ihnen) so angenommen sei, wie es ihr Gesetz besagt.
Nun werde das Allra Göta Thing zusammenberufen,
ihm entgegen zu ziehen. Wenn er zum Thing anlangt,
soll er allen Goten getreulich schwören, daß er unseres
Landes rechtes Gesetz nicht beugen werde. Dann soll
zuerst der Landschaftsrichter ihn als König anerkennen,
nachher andern, die er darum bittet. Der König gebe
alsdann dreien Männern Frieden, solchen, die keine Schand-
thaten begangen. So das Gesetz der Westgoten. Ver-
gleichen wir dieses und die Gesetze der andern Land-
schaften des schwedischen Reiches, so ist die Erikskata
als aus dem Umfange hervorgegangen, anzunehmen,
daß das Königreich Schweden aus mehrern Landschaften,
welche früher selbständige Reiche gewesen, bestand, und
diese Landschaften im Verhältniß zu dem Upland noch
nicht zu Provinzen im römischen Sinne herabgesunken
waren. Die Bewohner der Landschaften, noch einen
Theil ihrer früheren Selbständigkeit behauptend, konnten
nicht nach Upsala, dem Hauptort von Upland, zur Hul-
digung gezogen werden, sondern der König mußte sich
persönlich von jeder Landschaft als König anerkennen las-
sen und die Huldigung in jeder Landschaft selbst ein-
nehmen. In dem Sinne und Zwecke der Erikskata
liegt also gar nichts Dunkles, und wir brauchen zu ih-
rer Erklärung weder den Tringestoe, noch die Ermin-
stroet, welche ganz anders aufzufassen sind. In Be-
deutung mußte die Erikskata mit der Zeit dadurch ver-
tiefen, daß in den Landschaften immer mehr das Gefühl
erlosch, früher selbständ. Reiche gebildet, also das
Recht die Königswahl selbst zu haben. In den Zeiten,
welche diese Verhältnisse näher ständen, mußte sich
die Erikskata oder die Huldigungsreise durch die
Landschaften so von selbst verstehen, daß die Ausübung
nicht als ein merkwürdiger Umstand in Beziehung auf
diesen oder jenen König im Gedächtniß der Menschen
blieb, und nicht als etwas Besonderes der Nachwelt
überliefert ward. Wir wissen daher aus den früheren
Zeiten nur, daß König Ragnarad Knapphöf, als er zu der
Westgoten Thing kam, ohne die vorgezeichneten Geiseln
angenommen zu haben, von ihnen erschlagen ward, „we-
gen dieser Verunglimpfung aller Westgoten.“ Nach den
Ansichten unserer jetzigen Zeiten würde man es nicht als
eine Verunglimpfung, sondern als ein ehrenres Bench-
men ansehen, wenn so der neue König soviel Vertrauen
in die Unterthanen setzte, daß er in ihre Landschaft ging,

ohne vorher Geiseln der Sicherheit wegen von ihnen an-
genommen zu haben. Die Westgoten jener Zeit dinge-
gen fühlten sich empört, daß Ragnarad Knapphöf sich so
betrug, als wenn es eine ausgemachte Sache sei, daß
sie ihm unterworfen seien, und er verletzte durch dieses
Betragen das Gefühl ihrer Selbständigkeit auf das Tiefste.
Die Erikskata mußte an ihrer Bedeutsamkeit verlieren,
als die Königswahl durch gemeinschaftliches Theilnehmen
der sämtlichen Landrichter und der Bevollmächtigten
aus den verschiedenen Landschaften statthatte. Auf diese
Art ward im J. 1319 Ragnarad Eriksöson noch ein Kind
auf dem Mora-Thing unweit Upsala gewählt, trat im
J. 1333 in seinem 18. Jahre die Regierung selbst an,
ritt im J. 1335 seine Erikskata³⁵⁾, und erklärte bei
dieser Gelegenheit zur Ehre Gottes und der Jungfrau
Maria und für die Ruhe der Seele seines Vaters und
Vatersbruders, es solle künftig Niemand, von christlichen
Ältern geboren, ein Sklave sein oder heißen³⁶⁾. Dem
Könige Christoph geschah nach alter Weise auf der Mora-
ramie die Huldigung, und die Krönung in Upsala den
14. Sept. 1441. Im Anfange des Jahres 1442 ritt
er seine Erikskata³⁷⁾, und bestätigte dabei den Geist-
lichen ihre Privilegien³⁸⁾, und die Statuten der Pro-
vincialen. Daß Christoph jedoch die Erikskata noch
und nicht vor der Krönung ritt, war eine Abweichung
von den Gesetzen. Die günstige Stimmung, welche vor-
her allgemein für Gustav Wasa herrschte, war im J.
1524 hauptsächlich durch den Einfluß der katholischen
Priester sehr verändert. Aus den Thälern empfing
er ein mit Verwüsten und Drobungen angefülltes,
von Menige Dale unterzeichnetes, Schreiben³⁹⁾ vom 1. Mai
1524, in welchem es unter Anderem heißt: „der Königs-
eid wird schlecht gehalten, die Kirche muß ihre Güter
hergeben“ u. s. w. „Der König ist uns bessere Zeiten
schuldig, und sind unsere Erinnerungen fruchtlos, so sind
wir entschlossen, uns unsere Treue aufzusagen.“ Das
aufgebrachte Volk zu beschänigen, stellte der König seine
Erikskata⁴⁰⁾ an, und ließ den großen Haufen mit Glimpf
von seinen Pflichten gegen Gott und die Drigkeit unter-
richten. Besonders aber ermahnte er die evangelischen Pre-
diger, ihr Amt mit aller Sanftmuth zu verrichten, nicht
auf den Papst und die Prälaten zu schmähcn u. s. w.
Erich XIV., welcher im J. 1560 auf dem Wege nach
England sich befand, war noch nicht weiter, als bis
Eisborg gekommen, als er die Nachricht vom dem Tode
seines Vaters erhielt. Er nahm sogleich den königlichen
Titel an, und that seine Rückreise durch einen Umweg
im Lande herum, gleichsam als eine Erikskata, und
ließ sich überall von dem Adel und den Bauern huld-

35) Die auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbe-
wahrte Handschrift.

36) Vat. Geller, Geschichte Schwedens.
I. Bd. (Hamburg 1832) S. 160. 181. 183. 261. 37) Das
Dänische Vetusserius ad a. 1441 (ed. Bernad. [Lpz. 1721] p. 86):
„statuta provincialium confirmavit et sigillavit in equitibus qui
dicuntur Erikskata.“ Ibid. ad a. 1442: „Rex Christofferus Sue-
ciae et Daniae equitatum fecit, qui dicuntur Erikskata secundum
leges patriae.“

38) f. den svenske Fathusen II. S. 83.
Hgt. Råds 3. 25. S. 115. 39) Archæolog. Gesch. Gus-
tav Wasas. 40) Datin 3. Theils I. Bd. S. 90.

34) Gerichtsversammlung aller Gutar (Gutskänder), das Land-
schaftsgericht der Westgoten.

X. Capit. d. B. u. A. Grd. Section. XXXVII.

gen. Den Tag nach der Verzichtung des Königs Erich XIV. auf den Thron oder den 30. Sept. 1568 hielt Herzog Johann einen triumphirenden Einzug in Stockholm, ward sogleich von den anwesenden Reichsräthen und Ständen als König ausgerufen unter dem Namen Johann III., ritt seine Eriksgata, und berief die Stände zu einem Reichstage auf den 24. Jan. (1569) nach Stockholm⁴¹⁾. König Karl IX. wollte, um den Thron und die Krone für sich desto sicherer zu machen, alle einen neuen Könige in dem Gesetze vorgeschriebenen Schuldligkeiten erfüllen, und seine Eriksgata nach alter Weise thun. Er machte dieses durch ein Manifest vom 17. Mai 1608 bekannt, und trat die Reise den 7. Febr. 1609 an. Er ritt aus Stockholm begleitet von seinem ganzen Hof, seinen Söhnen Gustav Adolf und Karl Philipp, seinem Schweserkohne, dem Pfalzgrafen Georg Johann, dem Feldherrn Groen von Mansfeld und dem ganzen dasigen Adel in prächtiger Rüstung. Ein weit schöneres Ansehen erhielt diese Eriksgata noch dadurch, daß die Königin und Prinzessinnen Katharina und Maria Elisabeth und ihr weibliches Hofgesinde daran Theil nahmen. Bei Teile ward der König mit der sogenannten Grud⁴²⁾ und Gislän (Weissen) von den in Südermanland angeseßenen Rittersmännern, als dem Reichsadmiral Axel Krönig, dem Grafen Soante Sturen und andern empfangen. Auf alle Gefühle, welche die Einwohner der Provinz vorzutragen hatten, gab er bei dieser Gelegenheit Briefe, und dieses geschah auch hernach überall, wo der König durchreiste. Von Teile begab er sich nach Gripsholm, darauf nach Strängnäs, Eskilstuna und Widdholm⁴³⁾. Dieses gehörte zu dem Leibesgange der Königin, und der König ward hier von ihr mit ausnehmenden Anstalten empfangen. Während seines 14tägigen Aufenthalts in Jönköping gab er den 3. März 1609 ein strenges Edict wegen der Strafgesetze an den König aus. An der Grenze zwischen Südermanland und Östergötland ward er von dem Herzog Johann von Östergötland und der ganzen Ritterschaft der Provinz empfangen. Hierauf ging die Reise nach Linköping und von da nach Wadstena, wohin er die Stände des Fürstenthums berief. Nach ihrer Ankunft den 15. März 1609 leistete der Herzog Johann die Huldigung mit den feierlichsten Ceremonien. Witten in Holweden an der smäländischen Grenze nahm der Herzog Johann von Östergötland seinen Abschied. Statt seiner kamen dem Könige der Reichsmarschall Graf Magnus Brahe zu Wifingsborg, der Reichsrath Hans Griffon Ulfsparte zu Brorwilt und der ganze smäländische Adel entgegen. Dieser folgte dem König nach Jönköping, nachdem er auf Lyckås, dem Hofe des Grafen Brahe, übernachtet. In Jönköping verlangte er Unterweisung von der Vermögenheit der ganzen Provinz, tüchtige Kriegsmannschaft aufzubringen. Den Auftrag dazu hatte der Admiral Jacob Snerdberg; aber die Smäländer waren von einigen Anhängern des König Sigismund aufgehetzt und

widerstehen sich. Der König ließ hierüber eine Untersuchung anstellen, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen; aber sie thaten Abbitte und erhielten Gnade. Die Ritterschaft und der Adel des Reichs waren größtentheils in Jönköping versammelt: der König drang, sowie zweimal vorher, auf eine Änderung in ihren Privilegien. Sie hatten zwar im Herbst vorher in Stockholm durch vier Bevollmächtigte, Gustav Stenbock, Karl Gyllenstierna, Maurij Svan und Michael Wyla, sich in einem zu Stockholm den 21. Oct. 1608 gegebenen Schreiben darüber geäußert, und seine besondere Genugthuung für ihren Stand erkannt; aber doch seinen Antrag nicht angenommen, sondern die Bitte gestellt, daß er erst ihre von den Königen Gustav und Johann erhaltenen Freiheiten bestätigen möchte. Jetzt kam der Punkt wieder vor; aber man war gleicher Meinung auf beiden Seiten. Der König gab daher in einer zu Jönköping den 21. Oct. 1609 datirten Resolution den kurzen Ausschlag, man könne sich an das schwedische Gesetz und die Privilegien des Königs Johann halten. Auch fertigte er zu Jönköping den 1. Apr. und zu Efsborg den 22. Apr. 1609 eine Ordnung für die Galtgeber und Postführer in Småland und Wersergötland aus. Von Nunnabök, wo ihm die Westgöthländer entgegenkamen, ward die Eriksgata nach Efsborg fortgesetzt. Der König machte sich das Vergnügen, seine neue Stadt Gothenburg zu besuchen und zu verbessern, besuchte auch die älteren Städte Åre und Ålt-Edde. Als er an dem alten norwegischen Schlosse Bobus vorüberreiste, ward er von dem Statthalter Sten Wallsten mit der dänischen Besatzung dreimal begrüßt. Hierauf reiste er nach Slara, Hjärtorp, Mariestad und Kamunda: Boba, wo der Adel und die Bevollmächtigten von Rerike ihn empfangen und ihm nach Örebro folgten. Bei Upwidingebro empfingen ihn die Westmanländer. Als er aber nach Arboga gelangt war, eilte er zu Hälsar nach Stockholm, weil unangenehme Nachrichten aus Vindland eingelaufen waren⁴⁴⁾.

Aus dieser Reise, sowie aus den früher betrachteten Gesetzen, erhellt auf das Deutlichste, daß die Eriksgata den Zweck des Besuchs der Landstädte, besonders in denselben die Huldigung einzunehmen, und schließlich eine mythische Bedeutung hatte. Da sie in den politischen Verhältnissen ihre Begründung fand, so ist kein Wunder, daß wir die Reise auch bei den Teutonen in engerer Bedeutung der Sache nach treffen, aber eben, weil sie keine mythische Bedeutung hatte, ohne den Namen⁴⁵⁾. Das Umreiten des Reichs durch den neuen

41) Dalin, 3. Theil 1. Bd. S. 405. 2. Bd. S. 15. 42) Freundschaftlich empfangen. 43) Ein Rittersitz im Kirchspiel Arbala.

44) Dalin 3. Theil 2. Bd. S. 455 — 458. 45) Den Namen Eriksgata finden wir jedoch in Teutonica nicht. Zwar heißt es in den Volksgedichten der Teutonen 1. Bd. in dem ersten Abschnitte vom Hildebrand: „Dieser Jagden müde, zog er wieder durch seine Regionen der innerwelt und weilte bis Jahrbunderte, bis u. s. v.“ Diese Stelle veranlaßt, auf die Anfang im R. X. Kap. 1804. Nr. 83, mancherlei Grüdelungen ebenfalls durch Gmürich, und der Eriksgata (mehrerthl. im N. Kap. X. der Teutonen. 1812. Nr. 217 und Aufg. Nr. 296). Prinz (Stana. 1812. Kap. Nr. 16) erinnerte dabei an die Trunzstraße bei Spanenberg nach Rittersch. des R. v. d. Pagen, Termin. S. 36. Daburch, daß man den kgl. Gerichtstag hereinzu und auf die Iringes-Strasse hinwies, glaubte man auch für die Kriech-Strasse

König war überdies mit dem Gebrauche ganz nahe verwandt, vermöge dessen der Erwerber eines Grundstückes es in förmlichen Besitz nahm, indem er es umging⁴⁶⁾. Als Glosar nach dem Tode Theobald's das Reich Frankens erhalten, ging er in denselben herum⁴⁷⁾. Als Sundobald zum Könige erhoben war, ging er durch die im Umkreise gelegenen Städte⁴⁸⁾. Als Konrad II. zum Könige gewählt und als solcher in Mainz geweiht worden war, ging er, nachdem er königliches Gefolge gesammelt, zuerst durch das Land der Ripuarii bis zu Lachens Pfalz, dem Orte des Throns der alten Könige, der für den Ersthron des ganzen Reichs gehalten ward. Auf ihm sitzend ordnete er den Staat, hielt öffentlich ein Ding⁴⁹⁾ (placitum) und ein allgemeines Concil, und theilte nützliche, göttliche und menschliche Rechte. Von dem Lande der Ripuarii zurückgekehrt, kam er nach Sachsen, wo er das so grausame Gesetz der Sachsen⁵⁰⁾, nach dem Willen derselben bestätigte. Hierauf trieb er von den Barbaren⁵¹⁾, welche an die Sachsen fliehen, die Tribute ein, und erhielt Alles, was sie dem Fiskus schuldig waren. Von da ging er durch Bayern und Ostfranken, und kam nach Schwaben. Auf diesem Durchzuge umgürtete er die Reiche (regna) durch Friedensbündnisse und königliche Beschützung auf das Festeste⁵²⁾. Der Abschnitt in Wippo's Werke, welcher hieron handelt, hat die Überschrift: De itinere regis per regna. Es waren in Deutschland ganz ähnliche Verhältnisse, wie in Schweden, das Reich bestand aus mehreren früher selbständigen Reichen. (Ferdinand Wacker.)

ERIKSHOLM, ein Edelhof in der Provinz Ostgothland, in der zum Pastorat Kattisfied, Propstrei Kind, Stift Kinköping, gehörigen Filialgemeinde Lärsked, am forellenslätigen Eriksbolmsflusse, der aus dem See Drögen rinnt und in den See Vernalunden fällt, da, wo der große Betterwald beginnt, der sich bis an den See Sommen in Byde erstreckt. Hier hat der frühere Besitzer, Affessor Erik Lundebl, der berühmte Verfasser der Geograph über Konungariket Sverige, wovon schon die achte Auflage erschienen ist, umfassende Urbarmachungen und Anpflanzungen mit gutem Erfolge unternommen. Hier starb Lundebl 1788 den 3. April. Jetzt ist das Gut in andere Hände übergegangen und verfällt. Eine

Hammereschmiede für grobe Arbeiten ist angelegt worden. (v. Schubert.)

ERIKUSA — ἡ Ἐρικουσα s. Ἐρικουσα — war eine von den Iulischen Inseln in der Nähe von Sicilien, welche nach Strabo (VI. p. 276. 277. Steph. Byz. s. v. Pin. III, 14) ihren Namen von dem auf ihr wachsenden Feidestrauch hatte. Es scheint dieselbe Insel zu sein, welche Ptolemäus (III, 4) und Dioboros (V, 7) Erisbos nennen. Dagegen führt Ptolemäus (III, 14) unter dem Namen Erisula eine Insel im Ionischen Meere an, die, wie es scheint, zwischen Keryra und Kephallenia lag (Plin. IV, 19). (L. Zander.)

ERIL, eins der zwölf alten Biscundados von Catalonien, und zugleich das Stammhaus eines in den Annalen von Catalonien und Valencia nicht unberühmten Geschlechts. Wilhelm de Eril, ein tapferer und gepriesener Ritter, wurde von König Jacob II. von Aragon dem von ihm neugegründeten Ritterorden von Montesa zum ersten Großmeister gegeben, auch als solcher den 22. Juli 1319 in der Domkirche zu Barcelona feierlich eingeführt, worauf der Großmeister sofort an mehrere andere Ritter das Ordenskreuz richtete. Franz Augustin von Eril, Marquis von Fuenfagrada, verzichtete der Heimath und allem seinem Eigenthume in Catalonien, um König Karl's III., des nachmaligen Kaisers, willen. Dafür wurde ihm in Wien ein Grafendiplom, die Grandezza und der Kammerherrenschlüssel. Seine Gemahlin, Maria Teresa, Gräfin von Monaco, verm. den 23. Nov. 1716, starb zu Wien den 2. Dec. 1739 mit Hinterlassung von zwei Kindern. Der Sohn, Joachim Anton Kajmire, Graf von Eril, war den 5. März 1722, die Tochter, Maria Theresia, den 4. April 1721 geboren. Wir sind nicht ungeneigt, diese Tochter für die Mutter des vormaligen Vicepräsidenten der italienischen Republik, nachmaligen Herzogs von Lodi, Melzi d'Erile, zu halten. (v. Stramberg.)

Erilze, Herilze, s. Heerschlitz.

ERIMBERT, älterer Bruder des heil. Korbinian, Grämers des Bisthums und Benedictinerstifters zu Freisingen, geb. zu Götters bei Melun in Frankreich, wurde im J. 730 von seinem Bruder an den langobardischen König Liutprand nach Pavia gesendet, er möge die theils von ihm, theils vom bairischen Herzoge Geromoald besetzten Güter des freisinger Bisthums noch vor Korbinian's nahem Tode zurückgeben lassen, was auch geschah. Nach seiner Rückkehr wurde Erimberrt sogleich vom Domcapitel zum Nachfolger Korbinian's als Abt und Bischof im J. 730 gewählt, mehrere Jahre später durch den heil. Bonifatius, als apostolischen Abgeordneten, zum Bischofe geweiht und auf einen bestimmten Landesbezirk zur Verbreitung des Christenthums angewiesen, wie die Bischöfe zu Salzburg, Passau, Regensburg, und später auch zu Eichstätt. Auf Veranlassung Bonifatius' erhielten alle diese Bistümer einige Einkünfte als Geschenk der Abtei Fulda. Am 12. Sept. 745 erhielt Bischof Erimberrt ein Gütergeschenk zu Bollingen an dem Rüsse Amden von einem gewissen Wadobert und dessen Gattin Atanaia für sein Bisthum. Gegen das J. 746 weihte er die neugegründeten Kirchen Zegernsee und Imhäuser ein; später jene zu Hesselndorf und Biberbach. Er starb den 1. Jan. 749 und wurde

in Deutschland eine mythische Bedeutung gewonnen zu haben, und um so mehr, da noch jetzt in Dänemark jener Erik (alter Erich) der Auserlesene. Doch ist die Christliche Welt im ansehnlichen Volksmährchen nicht als eine getriebene Oranierung aus dem Schwedischen und geschickte Anwendung durch den Verfasser für seinen Zweck, der Erzählung einen alterthümlichen Anstrich zu geben. Auch wird dasselbe bei den Schweden bewirkt, wenn man noch jetzt für eine Reize des Königs durch das Reich Krikigata braucht.

46) f. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. S. 86 — 88. 237. 47) atque illud (regnum Francie) circumoritur. Gregor. Tour. Hist. Lib. IV. Cap. 14 bei Freyer S. 75. 48) Ders. Lib. VII. Cap. 2. p. 152. 49) f. Müllern. Anecd. d. M. u. A. I. Eccl. 25. A. S. 230 ff. 50) Wie man vermuthet, braucht Wippo diese Bezeichnung, weil in dem Gesetze der Sachsen so häufig die Lebensfrist, bevorstehend, auch bei Anwendung mancher erbschaftlichen Begriffe, verstanden ist. Cf. Heinemann, Hist. Juris. Lib. II. Cap. 2. S. 35. 51) den Germanen. 52) Wippo, De Vita Chuaradi ap. Pistorium, Rer. Germ. Scripta, T. III. p. 469 — 498.

in die Domkirche zu Freisingen vor dem Matthäuskaltare begraben“). (Jaek.)

ERINACEUS, eine von Linné ausgesellte Gattung der Säugethiere, welche den durch ganz Europa verbreiteten Igel zum Hauptrepräsentanten hat und nach diesem auch benannt ist. Bei den Lateinern hieß dieses Thier eigentlich *hircinaceus*, wenigstens kommt er bei Plinius (8. Buch. Cap. 66. 83. 30. Buch. Cap. 21. 29. Buch. Cap. 34. 37) nur unter diesem Namen vor, während es bei den Griechen die doppelte Benennung *ἀνὰ θύρας* und *ἡ Ἀργαῖος ὕδρος* (Arist. Hist. anim. ed. Beck. I. 6. III, 11) geführt zu haben scheint.

Von Linné wurde die Gattung richtig zu den Raubthieren gezogen und von späteren Schriftstellern derjenigen Gruppe dieser Kunst beiseite, welche durch die Bezeichnung: *Fernae insectivorae* (s. d. Art. *Fernae*) schon charakterisirt ist. Sie bildet in dieser Abtheilung wieder den Repräsentanten einer besonderen Unterabtheilung, deren Eigenthümlichkeit in der Umwandlung des Stannenhaars der Rückenfläche in feste Stacheln von verschiedener Größe liegt, und kann demnach passend durch die Bezeichnung *Fer. insect. aculeatae* unterschieden werden. Diese kleine Gruppe besteht nun heutiges Tages bereits aus zwei oder drei Gattungen, je nachdem man die geringsten Unterschiede aufstellt, und enthält gegen ein Duzend Arten, welche alle die östliche Halbkugel bewohnen und sich durch den Norden derselben ziemlich gleichmäßig verbreiten, auf der Südhälfte aber nur im Kaplande und auf Madagaskar vorzukommen scheinen.

Linné führte in der zehnten Ausgabe seines *Natursystems* (Holmiae 1758. I, 52) bloß die gemeine europäische Art auf, und stellte hier die Gattung mit den übrigen Insectivoren und Beuteltieren in eine Ordnung: *Bestiae*, zusammen. In der zwölften Ausgabe desselben Werkes (Holmiae 1766. I, 75) wanderte der Igel mit den übrigen Bestiis zu den *Feris* hinüber, und die Gruppe der *Bestiae* ging ein. Hier besetzt nun die Gattung *Erinaceus* aus drei Arten: dem *E. europaeus*, inauris und malaccensis, von welchen die beiden letzten ihn bloß nach Brisson und Seba (Thesaurus. I. tab. 49 und 51) bekannt gewesen zu sein scheinen. Der *Erin. inauris*, angeblich aus Surinam, erregt schon durch diese seine Heimath Verdacht, da wir keinen Igel der neuen Welt kennen, und ist entweder, wie Linné selbst vermuthet, bloße Varietät eines europäischen Igels, der nach Surinam transportirt sein mochte, oder wol richtiger eine wirklich verschiedene Art der alten Welt, deren Vaterland von Seba unrichtig angegeben ist. Berücksichtigt man, daß die Angabe des Mangels der Dornstacheln, welche Seba macht, nicht viel bedeute, da er dieselben auch dem europäischen gemeinen Igel abspricht, so könnte man diesen *Erin. inauris* mit dem von Andrews neuerdings beschriebenen (Illustr. of the zool. of South Africa. II.) *Erin. frontalis*, dessen Heimath die den Holländern früherhin sehr wol zugängliche Südspitze Afrikas ist, für einerlei halten, und ihm somit die

Rechte einer eigenen Art vindiciren. Dagegen sagt Buffon im zwölften Bande seiner Naturgeschichte der Säugethiere (S. 438), daß der *Erin. inauris* ein Tanteel sei, und Seba nicht bloß die Heimath des Thieres verwechselt, sondern auch seine Farbe ganz falsch angegeben habe, was indessen doch etwas zu viel behauptet sein möchte. (Vgl. Allgem. Hist. d. Natur. 6. Bd. 2. Abth. S. 256.)

Nach Schwieriger ergeht es der Kritik mit dem *Erin. malaccensis*, indem derselbe nach Seba's Abbildung, was den Kopf und die Füße betrifft, allerdings ein *Erinaceus* zu sein scheint, vermöge seiner langen Stacheln aber weit besser zu *Hystrix* paßt. Da nun die auf derselben Tafel (51. Fig. 2) abgebildeten Jungen ohne Zweifel einem Igel angehören, und nach Seba die Jungen des *Erin. malaccensis*, seines *Porcus aculeatus* seu *Hystrix malaccensis*, sind, so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß wir in dem *Erin. malaccensis* Linné ebenfalls eine eigene Art Igel anerkennen haben. Dem Bau der Ohren nach würde sie zu den langohrigen Igeln gehören, und unter diesen durch die auffallende Länge ihrer angeblich ansehnlich Fuß langen Stacheln sich auszeichnen. Indessen zweifle ich sehr an der Richtigkeit dieser Angaben, und bin viel eher geneigt, hier an eine Täuschung, als an eine wirkliche Gattungsart so langen Stacheln zu glauben. Es dürfte daher besser sein, den *Erinac. malaccensis* vor der Hand aus dem System der Säugethiere zu streichen, als ihn mit B. Fischer (Syn. Mam. 263) unter *Erinaceus* auszuführen.

Buffon, dessen schon gedacht wurde, beschreibt in seiner Naturgeschichte der Säugethiere (Hist. nat. VIII, 28) bloß den *Erinaceus europaeus*, und erwähnt dabei die von andern Autoren aufgeführten Igel von Madagaskar (Voyage de Flacourt. [Paris 1661.] p. 152), von Siam (Sec. Voyage du P. Tachard. [Paris 1689.] p. 272), aus Sidirien (Seba, Thesaur. I, 66. t. 49. f. 4, 5) und die beiden andern von Seba geschilderten, als noch ungenügend bekannte Arten, den *Er. malaccensis* ebenfalls für ein Stachelschwein (*Hystrix*) haltend. Später (Vol. XII, p. 438. Allgem. Hist. d. Nat. VI, 2. 256) ertheilt er den unter dem Namen *Sora* von Flacourt (a. a. D.) zuerst erwähnten Igel Madagaskars, und beschrieb zwei Arten desselben unter den Namen *Tanteel* und *Zendrat*.

Zu ihnen fügte Pallas den *Erinaceus auritus* als nächste neue Art hinzu (Nov. comment. Petrop. Vol. XIV, p. 573. t. 21. f. 4), sodas Gmelin die seiner neuen Ausgabe des Linné'schen *Natursystems* (Götting. 1788. I, 115) schon sechs Arten ausführen konnte, nämlich die drei ältesten Linné's, den oben erwähnten *E. auritus* und die beiden Buffon'schen Arten, welche Linné'schen auch von Schreber in sein Säugethierwerk (t. 164 und 165) aufgenommen waren.

Dies war etwas der Stand der Kenntnisse von den *Erinaceis*, als Müller seinen *Prodr. syst. mamm. et avium* (Berol. 1811) bearbeitete; denn die Werke Lacépède's und Geoffroy St. Hilaire's, die madagaskarischen Arten, für welche jener den Namen *Tenrecus*, dieser die Benennung *Setiger* vorgeschlagen hatte, generisch von *Erinaceus* zu trennen, waren weder in Frank-

reich angenommen, noch in Deutschland bekannt geworden (vergl. *Isid. Geoffroy St. Hilaire in Guérin's Magaz. de Zool. sec. sér. I. Mamm. pl. 1—4. p. 5*). Lügner schuf in dem genannten Werke aus diesen beiden Arten die neue Gattung *Centetes* (abgeleitet von *κέντρος, setosus*), und charakterisirte sie im Gegensatz gegen *Erinaceus* richtig als eine von diesen ganz verschiedene Gruppe. Er zog dahin, außer dem Lärzel und *Zendrak Buffon's*, für welche schon Schreber die specifischen Benennungen *Erin. caudatus* und *Erin. setosus* (besser *spinosus*) eingeführt hatte, noch ein dritte Art, als *Cent. semispinosus*, welche von Buffon im *Supplement seiner Naturgeschichte* (Vol. III. p. 214. pl. 37) als ein junger Lärzel beschrieben worden war. Guvier nahm diese Gattungen mit ihren Arten von Lügner an, verwechselte aber die Namen, und führte (*Le règne anim. sec. éd. 1828. I. 124 seq.*) unter *Erinaceus* blos den *Erin. europaeus* und *aureus Pall.*, unter *Centetes* die drei Arten Lügner's) auf. Auch die inzwischen erschienene *Mammalogie* von Anf. Gag. Desmarest (*Paris 1820—1822. 4*) kannte nicht mehr als diese fünf Arten und die beiden unrichtigen *Erinacei* Kinn's, den *E. inauris* und *E. malaccensis*; desgleichen die *Synops. Mammalium* (Stuttg. 1829) von Joh. Bapt. Fischer, welche übrigens beide Gattungen weit von einander trennt, und mitthin ihre nähere Familienverwandtschaft überläßt. — Desmarest änderte den Namen des *Cent. setosus* in *Cent. spinosus* um, weil er diesen Namen seinem Stachelleide nach führen mußte, und beschrieb den *Cent. caudatus* als *C. setosus*; Fischer dagegen behielt die früheren Namen Lügner's und Schreber's bei.

In der neuesten Zeit ist nun die Anzahl der bis dahin bekannten fünf *Erinaceen* durch genauere Untersuchung der Igel verschiedener Heimathorte, welche man bisher für einerlei mit dem europäischen halten mochte, beträchtlich vermehrt worden; denn diese Untersuchungen haben ergeben, daß der Igel Kleinasien's, Aegyptens, Donkolas's und des innern Asiens ebenso gut von einander verschiedene Arten sind, als die Südrusslands und Nordindiens, ja daß selbst die drei igelartigen Thiere Madagaskars daselbst noch eine vierte Art neben sich haben und in zwei ganz verschiedene Gattungen zerfallen. Auf die Unterschiede dieser letzteren hat zuerst der jüngere Geoffroy St. Hilaire hingewiesen (*Annal. des scienc. nat. VIII. 60. 1837*) und dieselben später in einer ausführlichen Arbeit weiter verfolgt (*Guérin, Mag. de Zool. sec. série I. Mammif. pl. 1—4*); die gesammte Familie hat dagegen Andreas Bagnier im zweiten Supplementbande zu Schreber's *Säugethieren* (Erlangen 1841 fg.) sehr sorgfältig behandelt, inebnen mehr Rufen in seiner Darstellung gelassen, welche ich im Verfolg dieser Mittheilungen auszufüllen bemüht sein werde. Zunächst beschäffte uns aber die allgemeine Bildung der Familie.

Die *Erinaceen* gehören zu den kleineren Säu-

gethiere, in sofern keine Art die Dimensionen des gemeinen Igels beträchtlich überschreitet, wenn sie gleich unter den *Felis insectivoris* grade die größten sind. Sie haben einen gedrungenen, soliden Körperbau, einen spitzen Kopf, niedrige Hüfte und gar keinen oder einen sehr kurzen Schwanz. An ihren Pfoten bemerkt man vorn wie hinten fünf kräftigtragende Zehen und das Haartheil ihres Rückens ist ganz oder theilweise in Stacheln von verschiedener Stärke verwandelt. Diese Charaktere scheiden sie von den fibrigen Insectivoren ab, mit denen sie die Annäherung einer lückenlosen Zahnreihe, aller drei Zahnarten und spitzzackige Backzähne gemein haben.

Der Kopf ist ziemlich kegelförmig gestaltet, nach vorn mehr oder weniger zugespitzt und mit einer bald längeren, bald kürzeren, rüffelartigen Schnauze versehen, deren breite mittlere Scheidewand so hervortritt, daß dadurch die Rastriecher mehr auf die Seite geschoben werden. Die Schnauze selbst ist ganz nackt und ihr aufgeworfener Rand hinter den Rastriechern gekerbt; von dem letzteren an beginnt die Anfangs schwache, kurze, feine, bisweilen selbst sperrige Behaarung, nimmt aber bald zu, und wird auf der Stirn und an den Backen, ja bei vielen Arten schon an den Lippen dörstig. In diesen wurzeln um so längere, steifere Schnurhaare, je schwächer das übrige Haartheil der Rippen ist. Die Mundöffnung richtet sich nach der Länge des Kopfes und reicht ziemlich bis unter das Auge; dieses ist im Ganzen klein und oberhalb nur von wenigen kurzen Wimpern geschützt, bis an den Augenliderrand aber dicht behaart. Die Ohren stehen am hintersten Rande des Kopfes ziemlich nach oben gerichtet, sind immer äußerlich sichtbar und mitunter sogar groß. Die Ohrmuschel, welche also nie fehlt, ist abgerundet, außen und innen am Umfange schwach behaart, oder bei den *Borskenigeln* (*Centetes*) fast nackt.

Das Gebiß zeigt mancherlei Verschiedenheiten und stimmt nur in der Form der Backzähne bei allen Arten etwas mit einander überein. Letztere sind im Oberkiefer breiter als lang, im Unterkiefer dagegen schmaler, und bestehen aus zwei äußeren und zwei inneren pyramidalen Kronenhörnern, welche von einem scharfen Zahnhaken umfaßt werden. Im Oberkiefer sind die äußeren, im Unterkiefer die inneren Höder die höheren, aber bei den *Borskenigeln* verlieren sich die beiden inneren Höder in einen einzigen, der oben höher ist als die beiden äußeren, unten aber fast ganz verschwindet. Die Anzahl dieser echten Backen- oder Kauzähne beträgt in beiden Kiefern gewöhnlich vier, die Anzahl der Lückenzähne ist verschieden, bald einen, bald zwei, selbst drei, wenigstens oben; die Eckzähne sind nur bei den *Borskenigeln* deutlich, und die Schneidezähne wechseln zwischen $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{2}$ und $\frac{3}{2}$.

Der Hals ist kurz und vom Kumpfe nicht deutlich abgesetzt. Der Kumpf hat dagegen bald einen hochgewölbten, ei- oder halbkugelförmigen Bau, bald einen mehr gestreckten cylindrischen. Er ist, wie gesagt, von einem fleischen, borstenartigen Haarleide bedeckt, das auf dem Rücken in wahre steife Stacheln von gleicher Länge übergeht. Bei den eigentlichen Igeln befinden diese Stacheln die ganze Rückenfläche gleichmäßig, beginnen oft schon

1) Die Benennungen *Erinac. setosus* und *caudatus*, welche Guvier hier Kinn's zuertheilt, rühren nicht von ihm, sondern von Schreber her, wie schon früher erwähnt wurde.

auf der Stirn, dehnen sich über die Kumpffseiten aus und reichen bis zum Schwanz hinab, stehen dicht gedrängt in verschiedener Richtung neben einander und haben gar keine Haare zwischen sich. Bei den Borstnigeln ist die Stachelbildung untergeordnet und so innig mit dem borstigen Haarleide gemischt, daß beide sich nur bei genauerer Untersuchung unterscheiden lassen. Über dieses gemischte Kleid ragen noch einzelne lange, Schnurrhaaren ähnliche Grannenhaare hervor. Die übrigen Theile des Körpers sind bei beiden Igelformen von einem ziemlich steifen, borstigen Pelze bedeckt, dessen größere längere Grannenhaare ziemlich zerstreut stehen und etwas kürzere, weichere, gleichfalls sperrige, nicht eigentlich wolliche Haare zwischen sich haben. An den Beinen verkürzen sich die Grannenhaare, werden schwächer und beide Haarformen gleichen sich aus, so daß hier nach und nach ein homogenes, allmählig kürzeres Kleid entsteht, was bis zu den Zehenspitzen reicht, bei den Borstnigeln aber so schwach wird, daß diese fast nackte Pfoten zu haben scheinen. Die Füße selbst sind vorn und hinten fünfzehig und jede Zehe trägt eine Kralle, welche mehr oder weniger zum Graben eingerichtet ist. Der Plattfuß ist unten nackt und besteht aus einer großen, hinten nicht ganz bis zum Haden reichenden, schiefen Sohle, neben welcher nach Innen die Sohle des Daumens hervorsticht; zwischen dieser und den vier Zehensohlen liegen noch in einem Bogen drei kleinere Sohlenballen. Der kurze Schwanz hat ein den Pfoten ähnliches Haarleid; er fehlt den echten Borstnigeln ganz.

Dies sind die wichtigsten äußeren Übereinstimmungen und hauptsächlichsten Modifikationen des Typus der Erinaceinen; ich füge von der Lebensweise noch hinzu, daß sich die Igel in schattigen Gebüschen am liebsten aufhalten, Erdböhlen und Löcher bewohnen, sich von Insekten, Würmern, aber zum Theil auch von Früchten ernähren, deshalb zu gewissen Jahreszeiten lethargisch werden und ein oder zwei Mal jährlich mehrere (fünf bis acht) Junge zur Welt bringen, die Anfangs ganz nackt sind, aber sehr bald nach der Geburt ihre Stacheln entwickeln, und demnach sich mit Haaren bedecken. Man bemerkt 4—6 Paar Zihen am Bauche und beim Männchen eine angeheftete, ziemlich weit nach vorn gerichtete Ruthe, aber keinen Hodensack, da die Hoden im Bauche bleiben.

Was demnach die Einteilung der Gruppe in natürliche Sectionen betrifft, so sind zwei Hauptgegenseite der Bildung, welche unter den Namen von eigentlichen Igel und Borstnigeln schon mehrmals erwähnt wurden, nicht zu verkennen.

1. Die Borstnigel (*Centetes*) haben große, hervorragende Eckzähne, schwankende (in der Jugend $\frac{1}{2}$, im Alter $\frac{1}{3}$) Schneidezähne, aber in beiden Kiefern gleichvieler ($\frac{1}{2}$) Backzähne; einen gestreckten, von schwächeren, mit Borsten untermischten Stacheln oberhalb bedeckten Kumpf, der sich nicht zusammenfügen kann, keinen Schwanz und längere, ziemlich nackte Pfoten. Sie finden sich bloß auf Madagaskar.

II. Die anderen Igel haben keine hervorragenden Eckzähne; konstante, aber verschiedene Schneidezähne ($\frac{1}{2}$

oder $\frac{1}{3}$); einen kürzeren, höheren, plumperen, oberhalb bloß von Stacheln bedeckten Leib, der sich zusammenfügen kann, und einen kurzen Schwanz. — Sie zerfallen in zwei Gruppen.

1) Die Halbigel (*Ericulus Geoffr. St. Hilaire*) haben 1) Schneidezähne und oben ebenso viele Backzähne als unten ($\frac{1}{2}$); ihre Stacheln sind kurz, fein und dicht an einander gedrängt, aber gleichmäßig gestellt, nämlich alle nach hinten gerichtet. — Sie bewohnen Madagaskar.

2) Die echten Igel (*Erinaceus autor.*) haben $\frac{1}{2}$, oder richtiger wol $\frac{1}{3}$, Schneidezähne und oben mehr Backzähne als unten ($\frac{1}{2}$); ihre Stacheln sind länger, dicker und sperriger dicht einander gestellt. — Sie bewohnen die übrige alte Welt und lassen sich wieder in zwei Abtheilungen bringen.

a) Die Einen haben kurze, das Borstenkleid des Kopfes nur wenig überragende Ohren und glatte, bloß mit feinsten Längsfurchen versehene Stacheln, wie der gemeine Igel Europa's.

b) Die Andern haben lange, über das Borstenkleid des Kopfes weit hervorragende Ohren und (ob alle?) mit Reihen von Höckern oder Warzen besetzte Stacheln, wie der langohrige Igel Sibiriens.

In der nun folgenden ausführlichen Schilderung dieser Gruppen mögen die kurzobrigen echten Igel, weil zu ihnen die gemeinste, und man kann wol sagen, am meisten typische Art Europa's gehört, den Anfang machen.

Erste Gattung. *Erinaceus Linn.*

Das Gebiß, welches nach den vorigen Angaben den Hauptgattungsscharakter ausmacht, verhält sich folgendermaßen:

Im Ober- und Untersiefer findet man sechs Schneidezähne, von welchen die beiden mittleren sich durch ihre Größe und mehr kegelförmige Gestalt auszeichnen, während die andern vier eine viel geringere Größe und dabei nach Art der Lüdengähne einen, zumal nach hinten, stark erweiterten Zahnhaken haben. Alle sind mit einer einfachen Wurzel versehen. Die oberen lassen in der Mitte eine ziemlich weite Lücke, in welche die beiden großen Schneidezähne des Untersiefers bei geschlossenem Maul hineinrücken, allein beim Abbeißen doch die Spitzen der nach Unten einander genäherten oberen Schneidezähne treffen. Der zunächst dieser großen Schneidezähne stehende mittlere Schneidezahn jeder Seite ist der kleinste und am meisten dem Lüdengähntypus ähnliche; der äußerste untere jeder Seite ist sehr lang gezogen und mit einer stumpfen, weit nach vorn gerichteten Spitze versehen.

Dervoerragende Eckzähne bemerkt man nicht, in dessen ist auch für sie keine Lücke vorhanden.

Die Backzähne zeigen den bei Raubthieren gewöhnlichen Unterschied der Form, welche durch die Benennungen Lüdengähne und Kau- oder Mahlähne angedeutet wird; erstere haben nur eine einfache Zahnreihe, letztere eine doppelte, äußere wie innere. Diese Unterschiede festgehalten, gibt es bei *Erinaceus* in beiden Kiefern vier Kauzähne an jeder Seite, aber oben drei

Lückenzähne, während unten nur einer vorhanden ist. Sollte man aber den ersten Lückenzahn für den verkleinerten Eckzahn halten, so würde dadurch die Zahl der Backenzähne um eins verringert werden, und mithin die ganze Zahnformel dieselbe sein:

$$\text{Schneidezähne } \frac{6}{6}, \text{ Eckzähne } \frac{1-1}{1-1}, \text{ Lückenzähne } \frac{0-0}{0-0}, \\ \text{Kauzähne } \frac{4-4}{4-4},$$

oder bei der früheren Ansicht stehenbleibend, folgende:

$$\text{Schneidezähne } \frac{6}{6}, \text{ Eckzähne } \frac{0-0}{0-0}, \text{ Lückenzähne } \frac{0-3}{1-1}, \\ \text{Kauzähne } \frac{4-4}{4-4}.$$

Demnach ist also die Anzahl aller Zähne $\frac{10-10}{8-8}$ oder 36 in Summa. — In Bezug auf die angeordnete Vorstellung, den ersten Lückenzahn jeder Seite für den verkleinerten Eckzahn ansehen zu wollen, muß demerkt werden, daß diese Ansicht mehr Gründe gegen sich, als für sich haben würde. Diese Gründe sind nicht so sehr von der äußeren Form, als vielmehr von der Wurzelbildung und Stellung der ersten Lückenzähne zu entnehmen. Denn es ist ein allgemeines Gesetz, daß der untere Eckzahn der geschlossenem Munde vor dem oberen zwischen ihm und den Schneidezähnen in die obere Zahnrinne eingreift, während es bei *Erinaceus* umgekehrt sein würde. Nach diesem Gesetz müßte vielmehr der äußere untere Schneidezahn der Eckzahn sein, da dieser sich in der That in die Lücke zwischen dem oberen ersten Lückenzahn und letzten Schneidezahn hineinlegt. Aber auch der obere Lückenzahn kann nicht gut für einen Eckzahn angesehen werden, da derselbe zwei Wurzelzähne hat, und Eckzähne immer nur eine einfache Wurzel besitzen. Wäre dieser Umstand nicht entscheidend, so würde ich doch den ersten oberen Lückenzahn für den verkleinerten Eckzahn halten, zumal weil er auch entschieden größer und mehr kegelförmig gestaltet ist, als der ihm zunächst folgende; im Unterkiefer aber den äußeren hintersten Schneidezahn für den verkleinerten Eckzahn erklären, und also für das Gebiß folgende Formel aufstellen:

$$\text{Schneidezähne } \frac{6}{6}, \text{ Eckzähne } \frac{1-1}{1-1}, \text{ Lückenzähne } \frac{0-0}{1-1}, \\ \text{Backenzähne } \frac{4-4}{4-4}.$$

Dann wäre in der That eine bessere Harmonie in dem Zahnsystem des Igels mit dem der übrigen Insektivoren, und ein sicherer Unterschied von dem der typischen Raubthiere oder Carnivoren. Von den beiden andern Lückenzähnen hat der hintere schon sehr deutlich den Ansatz eines inneren Kronenhöckers, und entspricht also in seinem Bau ganz dem auf der Grenze der Lücken- und Kauzähne bei allen Carnivoren im Oberkiefer vorhandenen Fleischzähne, über dessen Bedeutung für das Raubthiergebiß Wiegmann in seinem bekannten Aufsatze so schöne Belege beigebracht hat. Dieser Lückenzahn des Igels besitzt übrigens auch drei Wurzelzähne, zwei äußere und einen inneren, ist also eigentlich kein Lückenzahn mehr, da ein solcher nur zwei Wurzelzähne haben darf. Der ihm vorhergehende obere Lückenzahn ist dagegen, gleichwie auch der untere, nur mit einer einfachen Wurzel und einer einfachen, niedrigen, kegelförmigen Krone

versehen. Halten wir also den hintersten oberen Lückenzahn für den Fleischzahn des Igels, was er in der That ist, so bleiben in beiden Kiefern jederseits vier Kauzähne übrig. Es ist bekannt, daß diese Zähne bei den Raubthieren nur im Oberkiefer ihre völlige typische Ausbildung erreichen, im Unterkiefer aber beträchtlich dahinter zurückbleiben. Dieses Gesetz findet auch bei *Erinaceus* seine Anwendung, denn im Oberkiefer haben die Kauzähne alle eine fast quadratische Kronenfläche und sehr deutlich getrennte innere wie äußere Kronenzähne und Wurzel, im Unterkiefer nehmen sie dagegen ein längliches Ansehen an, und haben zwar noch innere wie äußere Kronenhöcker, aber keine inneren oder äußeren Wurzelzähne, sondern bloß zwei große, einander in der Längsrichtung folgende. Von den vier Zähnen jedes Kiefers ist ferner der hinterste der kleinste und der zweite der größte. Die drei vorderen des Oberkiefers haben jeder vier Zaden, sind außen breiter als innen und von einem scharfen Zahnrinne umfaßt; der vierte ist schief gestellt, bloß mit zwei Höckern versehen und innen höher als außen. Im Unterkiefer hat der erste Kauzahn drei Kronenzähne, der zweite und dritte jeder fünf, nämlich noch eine unpaare Zade am Vorderrande, der vierte aber nur zwei wenig in der Querrichtung von einander getrennte, nebst der schwachen Andeutung der dritten vorderen unpaaren Zade.

Möge uns nach dieser Darstellung des Gebisses zunächst der übrige Schädel und das ganze Skelet beschaffen, wobei ich jedoch im Voraus bemerke, daß alle Angaben bloß nach Untersuchung des *Erin. europaeus* gemacht wurden, indem mir keine andere Art der Gattung in natura zu Gebote steht.

Der Schädel von *Erinaceus* hat eine länglich-kegelförmige, etwas flach gedrückt Gestalt, mit schief abgestufter, von der weit offenen herzförmigen Ründung der Nasenhöhle eingenommenen Spitze. Die Stirngegend ist etwas mehr erhaben und der Länge nach vertieft. Die Orbitalränder sind abgerundet und der schmale, schief nach hinten aufsteigende, ziemlich stark abfallende Jochbogen ist vollkommen geschlossen, ein Charakter, der im Gegensatz gegen Canivores von Wichtigkeit ist. Das Hinterhaupt erweitert sich von der Mitte der Scheitelbeine an beträchtlich, senkt sich nach hinten hinab, und hat einen kurzen Pfeilkamm, welcher durch den etwas höheren kurzflankigen Hinterhauptskamm begrenzt wird. Letzterer geht auf das Schläfenbein und in den proc. mastoideus über, welcher den Eingang zum Dore theilweise bedeckt. Das Hinterhauptbein selbst steht senkrecht, ist sehr niedrig, aber breit und mit einem länglichen Stirnbeine. Die halberleindrischen, etwas gewölbten Stirnbeine zeigen eine schwache Bogenkante, welche schief über ihre Spitze fortgeht und die Fortsetzung des sich auf der Stirn spaltenden Pfeilkammes ist. Vollständig abgegrenzte Foramenbeine bemerke ich so wenig wie die früheren Beobachter, selbst an einem sehr jungen Exemplare. Die Nasenbeine sind länglich-lanzettförmig, dau- chig vor der Spitze erweitert, und doppelt so lang, wie

2) Vergl. J. P. Meckel, über die osteologischen Differenzen der Igelarten, in seinen Beiträgen zur vergl. Anat. 1, 34, t. 4.

der Zwischenkiefer. Die Gaumenbeine haben eine scharfe, den Boden des Mundes von den Schoonen trennende Querleiste, und der Körper des Kieferbeins ist mit einer tiefen, freistehenden, scharf nach hinten umgezogenen Grube versehen. Am proc. zygomaticus, das Schläfenbein, welcher Anfangs breit und nach unten abgeplattet ist, gelenkt der Unterkiefer mit einem ganz flachen, schiefl nach Innen geneigten Gelenkkopf, sodas für ihn gar keine Gelenkgrube am Schädel vorhanden ist. Der Kronenfortsatz des Unterkiefers ist groß, hakig, nach hinten gerichtet und höher als der Gelenkkopf; die hintere, untere Ecke des Unterkiefers ragt gleichfalls als starker, bider, aufwärts gekrümmter Fortsatz hervor.

Die Anzahl der Halswirbel ist, wie gewöhnlich, sieben; der Atlas sehr groß und breit, der Epistropheus mit einem hohen, abgerundeten Kamm versehen; die übrigen fünf sind von gleicher Größe, der sechste hat jederseits einen sehr starken, nach hinten verlängerten, senkrecht absteigenden Fortsatz am proc. transversus.

Rückenwirbel zähle ich funfzehn, und ebenso viele Rippen, darunter acht wahre und also sieben falsche. Die Dornfortsätze der Rückenwirbel sind alle gleich hoch, ziemlich niedrig, die ersten neun nach hinten geneigt und schmal, die folgenden sechs senkrecht gestellt und sehr breit. Die Rippen sind für ein so kleines Thier sehr kräftig, besonders die erste, welche sich auch durch einen auffallend breiten Rippenknorpel auszeichnet; die drei letzten Rippen sind ganz abgeflacht. Das Brustbein ist aus sechs Wirbeln zusammengesetzt; der erste, oder das Manubrium, ist der größte und T-förmig gestaltet, der fünfte ist breit eiförmig und trägt drei Paar Rippenknorpel; der sechste bildet den kurzen, aber breiten, fast spatelförmigen proc. xiphoideus.

Lebendwirbel sind sechs vorhanden, Kreuzbeinwirbel vier, Schwanzwirbel zwölf bis dreizehn, je nachdem die zwei vor dem letzten getrennt oder mit einander verwachsen sind.

Der Schultergürtel besteht aus Schlüsselbein und Schulterblatt; ersteres ist ein sehr langer, leicht gebogener Knochen mit starkem Condylus an beiden Enden, das Schulterblatt hat keine sehr beträchtliche Größe, einen birnförmigen Umriss und einen allmählig höhern, oben breiten, am vordringenden Endfortsatz (dem acromion) nach vorn und hinten erweiterten Kamm, der hier ziemlich das Ansehen eines Halbmondes besitzt. Die Bildung der übrigen Extremität ist bloß durch nicht durchbohrten inneren Condylus merkwürdig, was (nach A. Wagner's richtiger Bemerkung) bei Insektivoren selten der Fall ist.

Der Beckengürtel ist, wie bei den meisten Insektivoren, nur schwach; das Darmbein seiner größten Ausdehnung nach mit dem Heiligenbein verwachsen, ziemlich schmal, besonders oben und außen stumpfsantig; das Schienbein ist relativ der größte unter den drei Beckenknochen, und das Schambein welche die Symphyse hin in eine Spitze ausgezogen, welche Spitzen sich bei alten Männchen berühren und verwachsen, bei Weibchen aber bloß durch ein knorpeliges Band verbunden sind, welches

bei trächtigen Weibchen sich bis zur Länge von neun Linien ausdehnt¹⁾. Die hintere Extremität zeichnet sich durch den Mangel des runden Bandes (ligam. teres. Vgl. Berthold a. a. D. 118) zwischen dem Becken und dem Kops des Oberschenkels aus, eine Eigenheit, die der Igel mit vielen Säugethieren theilt, welche ihren Oberschenkel stark nach Innen zu biegen und anzuziehen bestimmt sind²⁾. Am Unterschenkel verwohst das Anfangs weit absteigende Pfeilenbein von der Mitte an mit dem Schienbein so innig, daß beide nur einen Knochen ausmachen, gleichfalls eine Eigenheit, die der Igel mit vielen andern Säugethieren, zumal Nagern (z. B. den Mäusen) gemein hat. Die Anzahl der Zehnglieder und Fußwurzelknochen (vorn acht, hinten sieben) bietet an beiden Gliedmaßen nichts Ausgezeichnetes dar.

Vergleicht man mit diesen Angaben das Skelet von Erin. abyssinicus (angeblich Erin. auritus), welches von D'Alton in seinen Skeleten der Chiropteren und Insektivoren (Bonn 1831. Fol. t. 3. f. 1) vortrefflich abgebildet ist, so zeigt sich als Hauptunterschied eine größere Gracilität desselben in allen Theilen, besonders aber in den Extremitäten, verbunden mit einem relativ etwas höheren und kürzeren Schädel, dessen Pfeilkamm etwas scharfer und dessen Jochbogen vielleicht etwas stärker ist; während der Unterkiefer in der Mitte vom Beginn der Backzähne an entschieden mehr hinabsteigt, also sich mehr krümmt. Die Anzahl der Rückenwirbel und Rippen zeigt keine Differenz, ebenso wenig deren Gestalt; die beiden Wirbel ist nach Meckel (a. a. D. S. 55. 3.) ebenfalls sechs, nach D'Alton's bestimmter Angabe (a. a. D. S. 18. 6) und Zeichnung nur fünf. Der Schwanzwirbel waren sieben vorhanden, doch der Schwanz vielleicht verkrüppelt³⁾.

Die weichen Theile des Igels sind schon mehrmals von verschiedenen Zergliederern geschildert worden, am frühesten vollständig wol von Muralt (Erinacei terrestrius anatomic in den Miscell. acad. nat. curios. Dec. II. ann. I. 1682. p. 160 sq.); dann von Daubenton (in Buffon's Hist. natur. génér. et partiel. etc. [Allgemeine Historie der Natur u. Hamb. und Leipzig. 1760. 4. Bd. 2. Abth. S. 25 fg.]), ferner von R. D. Kierulff in seiner Philosph. animalium. fasc. I. (Hafniae 1799); neuerdings von Wetter (Erinacei europaei anatomic. Götting. 1818) und theilweise von Berthold (1827. II. 168). Die merkwürdigste Eigenschaft dieses Thieres, sein Zusammenkugelnvermögen, hat K. Hintsy monographisch bearbeitet (Über das Zusammenkugeln

1) Vergleiche X. A. Berthold in der Jhs. 1827. 2. Heft. S. 168 fa. Etwas zur Naturgeschichte des gemeinen Igels. 4) Vergl. Owen in den Transact. of the zoolog. society of London I. p. 365. not. 1. Der Drang, der Gipsband, das Megatherium, die Faultiere, Schuppenthiere, Schildkröten, Seebären und das Walross haben diesen Mangel mit Erinaceus gemein. 5) In der Zahl und Bildung der Leiden, wie Schwanzwirbel können bei den Zergliedern Geschlechtsunterschiede vermulen, denn der schwache Leidenwirbel soll bei Erin. europaeus nach D'Alton (a. a. D. S. 20) beim Weibchen schon mit dem Becken verwachsen sein und der Schwanz 13 Wirbel haben. Willküht findet bei Erin. auritus ein ähnlicher Unterschied statt.

gen des Igels (Braunsch. 1801. 4^{te}); eine kurze Beschreibung seines sympathischen Nerves und seiner Hautnerven lieferte G. L. Barlow (Disquis. neurologicae. Vratisl. 1836. 4.); eine ausführliche Darstellung der männlichen Genitalien G. R. Treviranus in seinen Beobacht. aus Zool. und Physiol. (Kremen 1839. 4. L.) und R. Seubert (Symb. ad Erin. europ. anatom. (Bonn. 1841. 4.)). Indem ich meine Leser über die Einzelheiten dieser Organe auf die genannten Arbeiten verweise, beschränke ich mich hier auf Angabe der merkwürdigsten Verhältnisse des übrigen Baues, besonders da es mir zur Zeit nicht möglich ist, alle jene früheren Arbeiten genau mit einander und mit der Natur zu vergleichen.

Die merkwürdigste Erscheinung im ganzen Bau des Igels ist offenbar die auf sein Zusammenfügelungsvermögen bezügliche Einrichtung der Hautmuskulatur, daher ich diese zuerst berühre und dabei mich ganz auf Himly's Schrift beziehe. Später haben noch Garus in den Erläuterungstafeln zur vergl. Anatomie I. Heft. Taf. 6 und Seubert (a. o. D.) eine Abbildung desselben gegeben.

Unmittelbar unter der Haut liegt ein derber, platter Muskel, welcher die ganze Rückenfläche des Thieres bedeckt und vom Hinterhaupte bis zum Schwanz reicht. Er besteht in der Mitte aus einer dünneren Schicht von parallelen Längsfasern, welche sich vorn und hinten von der Seite her gegen die Mitte wenden und hier unter spigen Winkeln zusammenstoßen; am ganzen Umfange aber von einem auffallend starken Ringe kreisförmig in einander übergehend Fasern umfaßt werden, doch mit diesen so innig zusammenhängen, daß das Ganze eine ungetheilte Fleischmasse ausmacht. In der Mitte haben die Längsfasern auch eine parte Schicht von Quersfasern unter sich, welche gleichfalls in die kreisförmigen Randfasern übergehen, und von diesen mit umfaßt werden. Dieser ganze Muskel besteht also eigentlich aus drei Lagen, von welchen die äußere oder Randlage als ein großer Spincter angesehen werden kann. Von ihr gehen Fortsetzungen zum Kopfe und zum Schwanz hin, und befestigen den von Himly passend Kappe genannten Hautmuskel an das Skelet. Am Kopfe ist diese Befestigungsmuskulatur etwas zusammengefaßt, und besteht aus 4 Paar Muskeln, welche vom Borderrande der Kappe vor dem Schließmuskel neben oder über einander ausgehen, und sich theils an die Nasenbeine und oberen Zwischenkiefer, theils an den Unterkiefer und die Kehlmuskeln anheften, mit den letzteren verflochten. Am Schwanz findet sich bloß ein Paar solcher Muskeln, welches den Schwanzkörper umfaßt und in den spincter anli übergeht. Außerdem sind noch Seitenbefestigungsmuskeln da, welche vom Rande des Spincters zwischen beiden Extremitäten ausgehen und sich mit flachen, bandförmigen Sehnen an den Oberarmknöcheln anheften. — Diesen Spannmuskeln der Kappe (depressores Himly's) stehen die Anzieher (attolentes Himly's) entgegen, welche die Kappe wieder in ihre alte Lage zurückziehen, wenn das Thier aus der zusammengefügten Stellung

in die gewöhnliche ausgestreckte übergeht. Sie entspringen von der inneren Fläche der Kappe, doch mehr am Umfange derselben und wenden sich theils zur Schulterhöhe, theils zum Rückgeat und zur Hinterhauptleiste. — Das Geschäft des Zusammenfügelns wird nun vom Igel auf die Weise ausgeführt, daß er zuerst alle Spannmuskeln der Kappe verläßt, und dadurch die Kappe, an welche der Stacheln tragende Theil der äußeren Körperhaut innig angewachsen ist, soweit als möglich über die Rückenfläche ausdehnt, namentlich bis vor die Augen hinzieht. Alsdann wölbt er den Rücken und treibt dadurch den mittleren Theil der Kappe innerhalb der kreisförmigen Randfasern aus einander, und indem er nun die Beine anzieht, den Kopf und den Schwanz aber nach Unten gegen die Mitte des Bauches hin umbiegt, schnappt der aus den Kreisfasern gebildete Spincter über die Ränder des bandförmig eingekrümmten Körpers fort, und zieht sich unter denselben soweit zusammen, bis sich die Grenzen der Stacheln tragenden Rückenfläche berühren. Alsdann steckt also der Igel in dem beutelförmig ausgebeulenden und wie mit einem Schmeer gefüllten Hautmuskel, und da soweit, wie dieser reicht, auch der an ihn angewachsene Stacheln tragende Theil der Haut reichen muß, so sind alle äußeren Organe und die behaarten Stellen des Körpers nunmehr von Stacheln bedeckt. Die spätere Ausdehnung erfolgt dann dadurch, daß die Spannkraft des Schließmuskels nachläßt, Kopf, Schwanz und Extremitäten aus dem Sacke heraustrittend werden, der bis dahin gewölbte Körper sich wieder streckt und so die Kappe in ihre alte Lage zurücksetzt, wobei ihr die Anziehmuskeln ganz besonders beihilflich sind.

Die Nerven der Kappe und ihrer Muskeln betreffend, so hat Barlow in seiner oben erwähnten Schrift gezeigt, daß dieselben, soweit sie der Kappe selbst angehören, fast ausschließlich von den oberen Ästen der Spinalnerven herkommen, und diese Nerven sich fast vollständig in der genannten Muskulatur verbreiten, mit Ausnahme des oberen Astes vom nerv. cervicalis secundus und tertius, sowie der nervi sacrales. Der Schließmuskel der Kappe erhält dagegen seine Nerven von den unteren Ästen der Spinalnerven, aber einzelne auch vom n. fascialis, n. trigeminus und n. truncus lateralis. Der letztere begibt sich besonders zu den Muskelpartien, welche die Stacheln an der Seite des Kumpfes bewegen. Die ganze Haut an der unteren Seite des Kumpfes wird ebenfalls von den unteren Ästen der Spinalnerven mit Zweigen versorgt.

Die übrige Muskulatur übergehend, da dieselbe (mit Ausnahme des Umfanges, daß die Sehnen der großen Muskeln der Beine regelmäßig zu verknöchern scheinen, worüber zu vergleichen S. J. Meckel in seinem Archiv für Anat. und Phys. Jahrg. 1829. S. 232) keine so bemerkenswerthen Eigenheiten mehr darbietet⁷⁾, führe ich mir nur noch kurz die merkwürdigsten Verhältnisse der Eingeweide an.

7) Weitbek (a. o. D.) ausführlicher die Bauchmuskeln beschrieben und vom rectus abdominalis gesagt, daß er vier inscriptiones tendineas besitze, und jeder von beiden sich unten in zwei Schenkel theile, von welchen der innere zum Schwanzrande der andern Seite übergeht, der sich also kreuzen.

6) Dasselbe ist auch die ältere Literatur über diesen Gegenstand vollständig angeführt.

Die Junge ist lang, ziemlich breit, vorn abgerundet und glatt, aber mit größeren Papillen bestreut besetzt. Der Magen liegt ganz oben in der Bauchhöhle, mehr nach links geneigt und bildet einen queren Sack, dessen Hälfte links von der Cardia fast größer ist, als die rechte, von da bis zum pylorus. Der Zwölffingerdarm ist verhältnißmäßig weit, weiter als irgend ein anderer Darmabschnitt, besonders an der Stelle, wo der Gallengang in ihn mündet. Der ganze Darm gemeinlich sieben bis acht Fuß lang, und nicht, wie Berthold behauptet, nur fünf Fuß⁸⁾, dabei ziemlich eng, aber dünnwandig und zart gebaut. Einen äußerlich sichtbaren Unterschied zwischen Dünn- und Dickdarm fand ich so wenig, wie Garus (Zootomie, 2. Aufl. S. 509); obwohl die früheren Beobachter nichts davon erwähnten. Es ist mithin durchaus kein Blinddarm vorhanden, und der ganze Darm vom Duodenum bis zum After durchaus ohne Abfluß und überall gleich weit. Die Leber besteht aus fünf großen und einem kleinen sechsten Lappen, welcher nach hinten zwischen den drei ersten liegt; sie bedeckt den Magen und erfüllt den ganzen oberen Raum der Bauchhöhle. Unter dem dritten Lappen liegt ganz nach rechts, und über den Rand des Lappens hervorragend, die große Gallenblase, welche sich mit einem weiten Gallengange in das Duodenum etwa 1 1/2 Zoll von der Cardia mündet, doch kurz vorher (etwa 4 Linien von der Bindung) den Lebergang aufnimmt. In derselben Stelle mündet auch der Ausführgang des sehr großen, aus zwei Hauptlappen bestehenden Pancreas. Der obere dieser Lappen liegt quer unter dem Magen hinter der Leber, der untere kleinere in einer Windung des Duodenums. Beide umgeben innig die Pfortader, welche zwischen ihnen zur Leber hinget. Die Milz endlich befindet sich ganz links in der oberen Ecke der Bauchhöhle neben dem Magen und erscheint hier als ein 1 1/2 Zoll langer, fast blutrother länglicher, nach Außen mehr gewölbter Körper, welcher am unteren Ende in zwei Lappen getheilt ist. Vom unteren Magenrande hängt ein langes, aber sehr zartes Netz herab.

Die Harnorgane bieten nichts Eigentümliches dar, ebenso wenig die weiblichen inneren Genitalien; höchst zusammengefaßt sind dagegen die männlichen. Die beiden Hoden haben das gewöhnliche eiförmige Ansehen, auch die Nebenhoden verhalten sich wie bei den meisten Säugethieren, d. h. sie bilden eine wulstförmige, die Hälfte des Hodens umfassende Anschwellung an seiner inneren Seite, von welcher nach unten der Samenstrang ausgeht, sich zum Grunde der Ruthe, da, wo die Harnblase an derselben sitzt, wendet, und hier von der großen, quer den Hals der Harnblase von unten her umfassenden Prostata⁹⁾ zum Theil bedeckt wird. Wenigstens kein Hodensack äußerlich beim Zügel bemerkt wird, so findet sich doch ein kurzer, aber ziemlich weiter Kei-

kanal und in ihm der musc. cremaster. Außer diesen allen Säugethieren eigenthümlichen Bestandtheilen der männlichen Genitalien findet sich beim Zügel noch ein sehr großer, aus zwei symmetrischen Hälften gebildeter Apparat, welcher neben der Harnblase liegt, und neben ihrem Halse in den Ruthekanal mündet. Diese Organe bestehen an jeder Seite aus mehreren Lappen drüsenartiger Gebilde, welche mit ihren Ausgängen sich nach und nach verbinden, und nach Treviranus Untersuchungen ebensolche Spermatozoen enthalten, wie die Hoden selbst, mithin den ihnen ertheilten Namen von Samenblasen, dessen Richtigkeit Otto (a. a. D.) bestritt, doch wol verdienen. Treviranus erklärt selbst das von Daubenton und Otto als Prostata beschriebene Organ, da es nach ihm ebenfalls Spermatozoen enthält, für einen Theil dieser Samenblasen, und nennt dasselbe mittlere Samenblase, jene früher beschriebene als obere bezeichnend. Ein drittes drüsenartiges Organ, welches kleiner ist als das erste, und eine runde Masse an jeder Seite neben der dickeren Grumbälde des Ruthekanals bildet, in welche es mit einem kurzen Ausführgang mündet, wird von Treviranus als untere Samenblase gebeutet, enthält aber keine Spermatozoen, und ist deshalb wol richtiger mit Otto als ein Analogon der Corpora testis Drüsen zu betrachten. Von der Einmündungsstelle dieser nimmt der Ruthekanal keine ferneren Anhangs mehr auf, sondern bleibt nun in einer Scheide an der Bauchdecke eingeschlossen bis zur Mündung der Ruthe in der Vorhaut, welche ziemlich weit nach vorn in der Höhe des Nabels sich befindet. In ihr steckt die ziemlich dicke, einem kurzen Fingerhut ähnliche Eichel, wird aber noch von einem hornartigen Kapfen, welcher die Mündung der Harnröhre ist, überzogen. Die Mündung der weiblichen Genitalien hat gleichfalls eine ziemlich lange, vorhautartige Scheide, und wird durch diese auf die Bauchseite des Thieres verlegt und ziemlich weit vom After entfernt. In ihr steckt ein großer, mit zweilappiger Eichel versehenes Kugeln. — Wegen dieser Lage der beiderseitigen Geschlechtsöffnungen und des starken Stachelkleides am Stütz kam, wie es Schander zuerst beobachtet hat (vgl. Seubert a. a. D. S. 8), die Begattung nur auf die Weise ausgeführt werden, daß das Männchen sich auf den Hinterbeinen stehend aufrichtet und das Weibchen mit ihm zugestrecktem Bauch vor sich niederdrückt, bis beide Geschlechtsöffnungen in die wagerechte Stellung gekommen sind. — Das Weibchen hat übrigens jederseits fünf Zehen, von welchen die vordere in der Achselhöhle, die hinterste fast am Oberschenkel liegt, mitunter sollen sechs an jeder Seite vorkommen, hievon ist sogar an der einen sechs, an der andern fünf. Die Anzahl der Jungen beläuft sich auf vier bis acht. Sie werden mit geschlossenen Augen wie Thiere und ganz nackt im Anfang des Sommers geboren, bilden aber sehr bald, schon nach 24 Stunden, ihre Stacheln aus, sodaß dieselben bereits 1/4 Zoll lang sein können, ehe die Augen sich öffnen. Nicht alle Stacheln entstehen gleichmäßig, sondern zunächst nur eine gewisse, gleichmäßig über die ganze Stachelntragende Oberfläche vertheilte Menge, und dann nach und nach zwischen

8) Ein zuverlässiger Beobachter fand die Länge eines noch in diesen Tagen (Mai 1842) gemessenen Dornes 8 Fuß 4 Zoll rheinl. 9) Daubenton und Otto (Garus, Geburtskunde, 2. B. Heft. Taf. 9. Fig. V.) schreiben dem Zügel eine Vorsteherdrüse zu; Treviranus dagegen leugnet sie.

ihnen die übrigen, in dem Maße, wie der Körper größer wird und die Rückenhaut sich mehr ausdehnt. Ebenso schnell entwickelt sich die Hautmuskulatur, und junge, einen Monat alte Igel, welche kaum die Größe einer kleinen Faust haben, sind schon im Stande, sich zusammenzulassen zu können. Viel später als die Stacheln bilden sich die Haare; zuerst die längeren Schnurrhaare an den Lippen. — Nach Herbold weisen die Igel zweimal jährlich, im Anfang des Sommers und des Herbstes, auch Anlagen sie sich schon fort, ehe sie ganz ausgewachsen sind, und noch um 2 Zoll in der Länge hinter erwachsenen zurückbleiben. Solche kleinere und jüngere Igel haben natürlich wie alle jüngeren Thiere einen kürzeren Kopf mit stumpferer Schnauze, sind auch dunkler gefärbt und scheinen zu der alten Fabel von den Hundsigeln als einer zweiten Art Veranlassung gegeben zu haben, in sofern man die ganz großen heller gefärbten spitznassigen Igel als Schweinigel unterseht.

Die Lebensweise der alten Igel betreffend, so halten sie sich am liebsten an schattigen, verdeckten Stellen, also in kleinen Gebüsch, Laubbäumen, großen Gartenanlagen, aber selbst in Ermangelung der genannten Vortheile, auf Getreidefeldern auf, und haben hier selbstgescharrte Löcher, in welchen das Weibchen deckt, und wohin sich beide Geschlechter, doch jedes einzeln, gegen den Winter zurückziehen, nachdem sie zuvor die Höhle mit Moos, Laub, Stroh und dgl. ausgefüllt haben¹⁾. Bei eintretender Kälte erspart der Igel in dieser Behausung und verläßt nur und nach in einen tiefen Winterschlaf, wobei die Temperatur seines Blutes bis auf sechs Grad sinkt und alle äußeren Lebenszeichen schwinden. Während dieser Zeit nährt er sich von seinem eigenen Fett, was zu dem Ende gegen den Herbst sich sehr ansammelt. Seine Nahrung besteht während des Sommers aus allerhand kleinen Thieren, Insekten, Eidechsen, Schlangen, selbst giftigen, Regenwürmern, Insektenlarven, Insekten aller Art, und besonders auch in Feldmäusen, denen er in der Dämmerung und bei Mondschein aufpaußt, weshalb man ihn auch in Zimmern hält, die von Mäusen bei Nacht besucht werden. Bei Tage ist er überhaupt weniger sichtbar, findet seinen Naturreiz weniger, und jedes Geräusch macht ihn aufmerksam. Kommt die Gefahr näher, so kugelt er sich zusammen, und dann ist auch der heftigste Angriff nicht im Stande, ihn aus seiner sicheren Stellung zu treiben. Nur wenn er ins Wasser geworfen wird, sieht er sich genöthigt, Kopf und Gliedmaßen hervorzuheben, um sich durch Schwimmen zu retten. Werthwürg ist, und mit dieser seiner Hartnäckigkeit und Verachtung alles Schmerzes in einem gewissen Einklange, die Gleichgültigkeit seines Körpers gegen Oefte aller Art. Schon Pallas erwähnt, daß er mehrere Duzend spanischer Fliegen freilegen könne ohne allen Nachtheil, während zwei bei jedem Hundes geistlichen Symptome hervorgerufen. Lenz schildert in seiner Naturgeschichte (1. Bd. S. 73) die Rücksichtslosigkeit sehr treu, mit welcher der Igel giftige Schlangen zu behandeln pflegt, und

wie er nicht eher aufhört, sie zu reizen, bis die Thiere sich erschöpft und an seinen spitzen Stacheln ihren Rachen bluttreifend verwundet haben; dann packt er ihren Kopf, zermalmt ihn und verzehrt ihn zuerst, ehe er den übrigen Körper angest. Mit den giftigen Nattern verfährt er dagegen ohne Umstände; aber auch die dicken, seifen Kröten scheinen ihm zu bezaubern, wenn er gleich nach jedem Biß, den er einer solchen gegeben hat, sich das Maul wischt, um, wie Lenz meint, den scharfen Hautschleim dieser Thiere wieder abzustreifen. Trotz dem aber, daß die Nahrung des Igels eigentlich animalisch ist, verschmäht er vegetabilische Kost nicht ganz, geht besonders fastigen Früchten nach und sucht das reife, abgefallene Obst unter den Blümen auf. Daß er dasselbe durch Wälzen auf seine Stacheln spieße und so nach Hause schlepe, wie schon die Alten erdachten, wird von glaubhaften Beobachtern, wie z. B. von Lenz, nicht geradezu widerprochen, wenn gleich andere, wie Gloger, die Unmöglichkeit des Factums darzutun bemüht gewesen sind (vergl. dessen Gemein. Handb. der Naturgesch. 1. Bd. S. 78). Der Ruhen des Igels für den Menschen ist demnach, wegen Vertilgung dieses schädlichen Ungeiebers, kein unbedeutlicher, und seine möglichste Schonung aller Orten anzupfehlen. Geradezu benannt wird von ihm nichts, und sein Fell, welches bei den Römern ein sehr wichtiger Handelszweig war, da sie dasselbe zum Kämmen der Wolle in der Tuchweberlei gebrauchten (vergl. Plin. II. N. Lib. VIII. Cap. 56), hat heutigen Tages seinen Werth mehr.

Wir gehen nach dieser allgemeinen Schilderung der Gattung zur Untertheilung ihrer Arten über, und wiederholen zunächst, daß dieselbe in zwei natürliche Gruppen zerfallen, deren Kennzeichen oben schon erwähnt wurden.

Erste Gruppe. Kurzohrige Igel.

Sie haben kurze, aus dem Pelzwerk nur sehr wenig hervorragende Ohren und glatte Stacheln, durch deren dünnere Oberhaut an den sarlosen Stellen helle, mit dichten Quertlinien gezeichnete, Längsstreifen hindurch scheinen, welche von rehnenweis über einander gelagerten Zelensichten herrühren²⁾. Das Haarkleid ihrer Unterseite ist feil und borstenartig.

Zu dieser Abtheilung gehören die Igelarten der alten Welt, welche die westlichen Theile dieser großen Ländergruppe, also Europa, die Länder am Mittelmeere und Afrika bis zum äußersten Süden, mit Einschluß vom Ländersystem des Nilgebietes, bewohnen, hier aber zugleich mit Arten der zweiten Gruppe gefällig vorkommen. Der Hauptrepräsentant bleibt also:

1) Der gemeine Igel Europa's (Erin. europaeus. Linn.), der größte von allen, ziemlich einen Fuß lang, gewöhnlich aber etwas kleiner (9—10 Zoll), alt unten gelblich graubraun von Farbe, mit dunkleren Pfoten, Lippen und Augentingen, hinter denen weißliche Haare bemerkt werden; jung fast ganz braun, mit

¹⁾ Vergl. über diesen Bau des Igels, sowie während des Winters, die Bemerkung vom Priv. Dr. Prof. Dr. F. v. S. 1838. S. 19.

²⁾ Furchen finde ich auf der Oberseite ganz fehlende Stacheln des gemeinen Igels nicht; die Schnitstelle ist ein durchaus fortwährender Kreis. Vergl. die entgegengelegten Angaben von Dr. Götts in Wagner's Supplement zu Gmelin's Säugeth. 2. Bd. S. 16.

ziemlich langen, seillich zusammengebrühten Krallen, von welchen die an der zweiten hinteren Zehe (die nächste am Daumen) sich durch ihre Länge auszeichnen und die vordere um Doppelte an Länge übertrifft. Die Stacheln reichen nur bis auf den Scheitel, sind beinahe einen Zoll lang, an beiden Enden zugespitzt, am äußeren Ende braun, dann bis über die Mitte hinaus weißlich, darauf bis über $\frac{1}{2}$ ihrer Länge schwarzbraun, am Ende aber weißlich-gelb, mit bräunlicher äußerster Spitze. Verticelle Streifen laufe ich auf ihrer Oberflache nicht entdecken, wohl aber im Innern Reihen weißer Bellen, welche als helle Streifen durch den glatten, bornigen Überzug hindurch scheinen, und die besonders da drücklich sind, wo die braune Farbe in die weißliche übergeht, was sie plötzlich geschieht. Dieser Igel bewohnt ganz Europa bis an den Ural, auch das südliche Russland, und nach A. Wagner's Versicherung (a. a. D. S. 20) auch Syrien, indem Hofrath A. Schubert von Jerusalem ein sehr großes Exemplar dieser Art mit zurückbrachte. Man vergleiche über diese Art außer den schon erwähnten Arbeiten besonders noch Bechstein's Naturgeschichte Teutschl. S. 888. *Pallas*, Zoogr. ross. asiat. I, 137. *Bell*, Brit. Quadr. p. 76, die Abbildung bei Schreiber, Geogeth. t. 162, sowie die bei Fischer (Synops. Mamm. 261) erwähnten älteren Autoren.

2) Der Igel Kleinasien's (*Erin. concolor Mart.*), *Proc.* of the zool. soc. of London V. p. 102. A. Wagner a. a. D. 20. 2) ist nach Martin, welcher ihn a. a. D. zuerst beschrieben hat, beträchtlich kleiner als der europäische Igel (längs dem gestrückten Rücken von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzgrunde betrug seine Länge nur $\frac{9}{16}$ engl. Zoll), und sein Kopf bis zwischen die Augen hin von Stacheln bekleidet. Dieselben sind, im Ganzen betrachtet, mahagonibraun, haben aber auf $\frac{1}{2}$ ihrer Länge, vom Grunde an genommen, eine dunklere, in der Mitte schwarze Binde, und enden mit einer gelblichbraunen Spitze, so daß sich die dunkle Binde weit weniger abhebt, als beim gemeinen Igel. Das Haarfell ist im Ganzen dunkler als bei der europäischen Art, besonders an den Lippen; daher die weißlichen Stellen an der Stirn und neben den Augen besser hervortreten; auch die Schultern und die Brust sind weißlich. Die Beine sind relativ etwas länger, besonders die Fußwurzel und Sohle der hinteren, welche sogar absolut länger ist, als die unserer Art. — Das beschriebene Exemplar stammte von Trapezunt.

3) Der Igel Südafrika's (*Erin. frontalis Sm.*), *Illustr. of the zool. of South-Africa*. II. pl. 3. *Bennett*, *Proc.* ed. 1832. p. 193. A. Wagner a. a. D. 21. 3) ist zwar kleiner, aber relativ breiter als der europäische Igel, und hat viel längere ($1\frac{1}{2}$ Zoll lange) Stacheln. Sie sind am Grunde weiß, in der Mitte purpurfarben geringelt, an der Spitze wieder gelblich, und leben unendelich, wie die des gemeinen Igels. Der Kopf und die Seiten des Rumpfes haben eine dunkelbraune Farbe, mit helleren Haaren da zwischen; Stirn und Halsseiten unter dem Ohre sind rein weiß, Kehle, Brust, Bauch und Innenfläche der Beine schmutzweiß; Schwanz und Voten schwärzlich.

Außer diesen drei von früheren Autoren schon bekannt gemachten Arten führt A. Wagner (a. a. D. 22. 23. Nr. 4 und 5) noch zwei kurzohrige Igelarten auf, von denen die erstere (*Erin. albigentris*), deren Heimath ihm nicht bekannt ist, wol ein kleines Indioleum der südafrikanischen Art, wohin ich auch, wie oben bemerkt wurde, *Setsa's Erin. americanus* inauris ziele, sein könnte; die zweite (*Erin. Pruneri*, aus Ägypten) von dem Igel Kleinasien's (*Erin. concolor Mart.*) nur wenig verschieden zu sein scheint. Die von Dr. Erdl (a. a. D. S. 18) gegebene vergleichende Schilderung der Stacheln von *Erin. albigentris*, *Erin. Pruneri* und *Erin. europaeus* weist bloß relative Unterschiede nach, und zeigt, daß die Bildung der Stacheln in dieser ersten Section nicht gut zur Artentrennung benutzt werden könne. — Übrigens führt Wagner als Hauptunterschiede beider Arten folgende Merkmale an:

4) *Erin. albigentris*, schlank gebaut, mit sehr zierlichen dünnen Beinen; $\frac{5}{8}$ Zoll lang; Stacheln ziemlich lang (wie lang, ist nicht gesagt), weiß, in der Mitte mit einem schmutzig-rotthäutigen Ringe; die ganze Unterseite des Körpers von weißlichen Borsten bekleidet.

5) *Erin. Pruneri*, Schalle weit der gemeine Igel; die Rückenlinie gestrümmt, $\frac{7}{8}$ Zoll lang; die Beine lang und dünn, aber Beine und Krallen kurz; Stacheln kurz, reichen bis vor die Augen, sind weißlich, mit schwarzbraunem Ringe in der Mitte; Stirn, Rumpfsiten, Bauchfläche und Beine schmutzig-weißlich.

Zweite Gruppe. Langohrige Igel.

Sie haben viel längere, aus dem Pelzwerte weit hervortretende Ohren und parallel gestaltete, reihenweis höckerige (ob immer?) Stacheln; die Haare ihrer Unterseite sind weicher und kürzer, die Schnurthaare in den Rippen aber viel länger.

Die Mitglieder dieser Gruppe bewohnen die verschiedenen Segenden Afriens, vom Ural bis nach Indien hin, dringen aber auch bis nach Südrussland, Ägypten und Nordafrika vor, welche Erdstriche die einzigen bekannten Segenden sind, woselbst Arten aus beiden Gruppen zugleich vorkommen.

Der Hauptrepräsentant dieser Section ist

6) *Erin. auritus (Pallas)*, *Nov. comment. acad. Petrop.* XIV. 579. t. 21. f. 4. *Fischer*, *Synops. Mammal.* p. 262. 2. A. Wagner a. a. D. 24. 6. *Schreiber* t. 163). Er ist beträchtlich kleiner als der gemeine Igel und bis zur Stirn von Stacheln bedeckt, welche unten rothbraun, dann hellgelblich-weiß sind, hinter der Mitte einen rothbraunen Ring haben und an der Spitze wieder weißlich werden; ihre Oberfläche ist mit kleinen, von einem erhabenen Ringe umgebenen Warzen, welche reihenweise auf den hellsten Streifen in beträchtlicher Entfernung von einander sitzen, bekleidet. Die nicht flügeltragenden Stellen des Kopfes und Rumpfes überzieht ein wolliges Pelzwerk, welches je nach dem Alter mehr bräunlich oder weißlich gefärbt ist. — Die Länge des ganzen Körpers wechselt von 7—10 Zoll, die Ohren sind $\frac{1}{2}$ Zoll lang, der Schwanz ziemlich 1 Zoll. — Diese Art findet sich in Sibirien vom Ural bis zum Baikal

Issee, und breitet sich von da sowol nach dem südlichen Rußland, als auch nach dem mittleren Asien hin aus. Zu ihr gehört auch der von Seba (Thesaur. etc. I. 1. 49. f. 4 et 5) abgebildete *Erin. sibiricus*.

Eine andere, im Gebiete der Turkmannen einheimische, langohrige, nordasiatische Igelart hat kürzlich Brandt (Bulletin scientifique de l'Acad. imp. des sciences de St. Petersburg 1836. 1, 37) folgendermaßen definiert:

7) *Erin. hypomelas*, sehr langohrig, mit weißlicher Schnauze, Kehle, Mittelbrust und Spitze des Vorderarmes, aber ganz weißen Rücken, Kinn und Flecken vor jedem Ohre. Die Stacheln sind am Grunde schwärzlich, dann schmutzweiß, an der Spitze schwärzlich; dieselbe dunkle Farbe haben Bauch, Schwanz und Pfoten.

Die übrigen bekannnten langohrigen Igel bewohnen entweder die Länder im Stromgebiete des Rils, oder Vorderindien.

Die ersten sagte man früher mit *Erin. auritus* zusammen, bis Ehrenberg (Synb. phys. anlm. Mammal. in itin. etc. collect. Decas II. fol. k) auf die Unterschiede derselben nicht bloß von jenem, sondern auch unter einander aufmerksam machte, und zwei Arten unterschied. Diese hat A. Wagner in seinem Supplementbände zu Schreber's Säugethiere angenommen, doch die eine wenigstens anders benannt, wozu kein hinreichender Grund vorhanden sein dürfte. Ich führe hier Ehrenberg's Diagnosen mit einigen Zusätzen auf.

8) *Erin. libycus Ehr.* Kleiner als *E. europaeus* und selbst kleiner als *E. auritus*, oberhalb schwarzbraun, mit braun und gelblich geringelten, am Ende gelblichen Stacheln; unten gelblich, nach Hinten weißlich, nach Vorn mehr bräunlich, der Kopf ganz braun. Krallen klein, braun; Ohren kleiner und schmaler als bei *auritus*; die Schnauze wenig vortretend; die Augen ziemlich soweit von der Spitze entfernt, wie von einander; der ganze Kopf kurz; die Stacheln $\frac{1}{3}$, der Schwanz $\frac{1}{2}$ Zoll lang. Bewohnt Unterägypten und Libyen, in der Nähe von Alexandria. Nach Dr. Erdl's Beschreibung sind die Stacheln dieser Art zwar wie bei *E. auritus* mit Warzen besetzt, aber die Warzen sind so groß, wie die des *auritus* mit dem Ringe, und der ringartige erhabene Rand fehlt hier. — Auch im innern Bau unterscheiden sie sich merklich. Vgl. Supplementband zu Schreber's Säugethiere. II. S. 19 und 26.

9) *Erin. aethiopicus Ehr.*, noch kleiner als *Erin. libycus*, oberhalb weißlich-gelb, die Stacheln gelb und weiß geringelt; unten vom weiß, hinten bräunlich; die Pfoten schwarzbraun, die Krallen ganz auffallend klein und weißlich. Die Ohren größer und breiter als bei *Er. libycus*; die Schnauze wenig hervorragend, braun; die Augen weiter von der Spitze als von einander entfernt; die Stacheln länger als 1 Zoll; der Schwanz kaum $\frac{1}{2}$ Zoll lang. — Zu diesen Angaben läßt sich hinzusetzen, daß die Stacheln mehr den Bau derer von *Erin. auritus* haben, d. h. mit kleineren, von einem erhabenen Ringe umfaßten Warzen besetzt sind, daß aber diese Warzen viel dichter und regelmäßiger stehen, als bei *Erin. auritus*. — Diese Art findet sich in den Wäldern Dongola's

und wurde schon von Geoffroy St. Hilaire in der Descr. de l'Egypte Mammif. pl. 5. f. 5. sowie das Skelet derselben von Alton (f. oben S. 112) abgebildet. Er und die Herausgeber des Werkes der Tafeln der Descr. de l'Ég. hielten sie für *E. auritus*. A. Wagner nennt sie *Erin. brachydactylus* (a. a. D. S. 24. 7), und stützt seine Namensänderung darauf, daß der Name *aethiopicus* deshalb nicht passe, weil man leicht noch eine zweite Art in derselben Gegend entdecken könne (!); in dessen auch die Benennung *Erin. brachydactylus* dürfte nicht sehr glücklich gewählt sein, da der *Erin. libycus* ebenfalls kürzere Krallen und somit auch kürzere Fehen hat, als der gemeine, und es noch nicht feststeht, daß *Erin. aethiopicus* grade die kürzesten Fehen habe.

Endlich sind in neuerer Zeit noch einige Igelarten aus Ostindien beschrieben worden, welche der angegebenen großen Ohren wegen aller Wahrscheinlichkeit nach zu dieser zweiten Section gehören.

Zuerst bildete J. C. Gray in seinen Illustrat. of Indian Zoology I. pl. 8 einen Igel unter dem Namen *Erin. collaris* ab, welcher eine bräunliche Grundfarbe hat und sich durch ein weißes Halsband auszeichnet, das am Ohre entspringt und so um die Kehle herumläuft. Hierauf beschrieb Bennett in the Proceed. of the zool. soc. of Lond. 1832. p. 123 seq. noch zwei indische Igel, von welchen der eine: *Erinac. Grayi* (p. 124), von Gray selbst für identisch mit seinem *Erin. collaris* erklärt wird, der andere: *Erin. spatangus* (p. 123), bloß nach jungen Individuen aufgestellt ist, so daß alle drei noch einer widerholten Untersuchung bedürfen. Von Bennett gegebenen, von A. Wagner (a. a. D. S. 27 und 28) mitgetheilten Charaktere dieser Arten sind etwa folgende:

10) *Erin. spatangus Benn.*, länglich-eiförmig, mit vortragendem Kopfe. Stacheln parallel gestellt, am Grunde bis zur Mitte weiß, dann bläulich-schwarz, wie der ganze Körper; allein die Seiten gelblich gestreift, weil hier die Stacheln noch einen weißen Ring dicht vor dem Ende besitzen. Ohren und Kinn haben eine weißliche Farbe, und die Form der ersten ist rundlich. Die Schnurrhaare sind sehr lang. Die jungen Exemplare maßen $3\frac{1}{2}$ Zoll, das Ohr $\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz $\frac{1}{2}$ Zoll, die Hinterpfoten 1 Zoll.

11) *Erin. Grayi Benn.*, breit oval, der Kugelform gendert; die Stacheln unregelmäßig gestellt (!), vom Grunde an bis auf $\frac{1}{2}$ weißlich, dann schwarz und an der Spitze wieder gelblich. Kopf braun, mit zerstreuten weißlichen Haaren; Kinn und Unterlippe weiß, mit Ausnahme eines braunen Fleckes vor der Kehle. Ohren weißlich, ziemlich spitzig. Die Schnurrhaare reichen bis zum Ohre. Unterseite dachbraun; Länge $\frac{1}{2}$ Fuß, Ohren 1 Zoll, Schwanz $\frac{1}{2}$ Zoll, Hinterpfoten $1\frac{1}{2}$ Zoll. Zunge halb so große Individuen waren dunkler gefärbt, und die Stacheln hatten keine weißen Spizen.

Beide Arten stammten aus dem Himalayagebirge.

12) *Erin. collaris Gray*, dessen Hauptmerkmale schon oben angegeben wurden, hat ebenfalls spitzige Ohren, und könnte wol ein ganz altes Individuum der vorigen Art sein, wie dies Gray selbst annimmt.

3. zweite Gattung. *Eriacus* *It. Geoffr. St. Hilaire.**Echinops Martin, Echinogale Wagn.*

Diese von Isidor Geoffroy St. Hilaire zuerst (Annal. des scienc. natur. nov. sér. T. VIII. p. 60. 1837) aufgestellte Gattung bildet ein interessantes Zwischenglied zwischen den eigentlichen Igelu und den Borsteneigeln, harmonirt aber in ihren wichtigsten Eigenschaften mehr mit jenen, als mit diesen. Besonders ist es das Zusammenlagungsvermögen und die Beschaffenheit des Schädels, welche diese große Uebereinstimmung darbieten, während die Beschaffenheit des Gehirns die generische Differenz beider Gruppen deutlich ausweist. — Schon Buffon, welcher eine dierzer gebirgige Art unter dem Namen *Tendral* (Hist. nat. etc. T. XII. p. 438. pl. 37) beschrieb, scheint dieselbe Differenz gefühlt zu haben, wie seine Bemerkung am Eingange der Beschreibung des *Tendral* andeutet. Biewol nun seit dieser Zeit beide Genera im pariser Museum aufbewahrt wurden, so kam man doch nicht eher der Wahrheit auf die Spur, als bis neuere Reisende Individuen beider Gruppen einschickten, und hier war es dem jüngeren Geoffroy St. Hilaire vorbehalten, diese Trennung auszusprechen. Er that dies a. a. D. und publicirte später (in Guérin's Magas. de Zool. soc. sér. T. I. 1839) seine Untersuchungen ausführlich. Zwischen beide Mittheilungen fällt die Aufstellung der Gattung *Echinops* durch Martin (Proceed. of the zool. soc. of London. 1838. p. 17 und Annal. of Nat. histor. II. 1838. p. 153), mit welchem Namen der Verfasser die Gattung *Eriacus* Geoffroy's besetzte; allein das Bahnsystem anders, und, wie schon Biegmann andeutet (Archiv 1839. II. 421), nicht ganz richtig aufzufasse. Sei es nun, daß A. Wagner sich durch diese Auffassung irre leiten ließ, oder daß ihm die Arbeit Geoffroy's in Guérin's Magazin unbekannt geblieben war (wenigstens gedenkt er ihrer nirgends); genug, er nahm im Supplementbande zu Schreber's Säugethiere (II. S. 29. 1841) die Gattung, wie sie Martin bestimmt hatte, an ihren Namen blos in *Echinogale* umändernd, weil *Echinops* schon an eine Pflanzengattung vergeben sei, und zog die bereits von Buffon beschriebene Art derselben, den *Tendral*, nicht zu ihr, sondern zu *Centetes*, mit welcher sie jedoch durchaus nicht verbunden werden kann. Biewol ich nun nicht Gelegenheit gehabt habe, die Arten der Gattung *Eriacus* in der Natur zu untersuchen, so glaube ich doch, nach den mir vorliegenden Untersuchungen Anderer, eine ziemlich ausführliche Gattungsbeschreibung liefern zu können.

Die Halbigel gleichen in ihrem äußeren Körperbau am meisten den langohrigen Igelu, und unterscheiden sich von diesen fast nur durch eine etwas längere, spitzige Schnauze und ein an den Seiten des Körpers weiter gegen den Bauch hin vordringendes Stachelkleb. Sie haben, wie diese, parallel gestellte, gleichlange, fleiste Stacheln, weiche, wollige Bauchhaare und lange, borstenförmige Schnurrhaare an den Lippen, der Stirn und den Backen. Der Schwanz ist vorhanden, aber sehr kurz; die Pfoten sind ganz wie bei den Igelu gebildet, nämlich fünfzehig, ziemlich kurz, dick, mit kurzen, etwas

zusammengedrücktten Krallen; die Ohren mäßig groß und ziemlich nackt. Von der inneren Organisation ist blos der Schädel bekannt, und dieser zeigt folgende Eigenschaften:

Er hat in seinem ganzen Umrisse die allergrößte Ähnlichkeit mit dem von *Erinaceus* ¹⁾, und der Hauptunterschied liegt in dem Mangel des Jochbogenknorpels bei *Eriacus*. Hierzu kommt noch ein relativ weiterer, nach vorn mehr gestreckter Infraorbitalkanal, eine geringere Biegung des Unterkiefers am Anfange des wahren Theiles, und ein kürzerer, breiterer Kronenfortsatz, verbunden mit einer minder stark vorspringenden Hinterseite. Sowol der Pfeil- als auch der Hinterhauptstamm ist nicht stärker entwickelt als bei *Erinaceus*, und von der Bildung bei *Centetes* völlig verschieden. Das Gehir gleich in der ganzen Anlage weit mehr dem von *Erinaceus*, als dem von *Centetes*, hat jedoch mehr nicht zu verneinende Eigentümlichkeiten. Dabin gehört zuerst die Anzahl der Zähne, welche 36 ist, nämlich neun auf jeder Seite in jedem Kiefer. Geoffroy hat sie richtig gedeutet und durch folgende Formel ausgedrückt:

Schneidezähne 1, Eckzähne, klein, $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{1}$, Endenzähne $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{1}$, Backenzähne $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{2}$.

Martin gibt dagegen folgende irrige Formel an:

Schneidezähne 1, Eckzähne $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{1}$, Backenzähne $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{2}$.

Die Differenz in Angabe der Menge scheint daher zu rühren, daß Martin's Exemplar ein jüngerer war, welches sich noch nicht im Besitze aller Backenzähne befand. Im übrigen stimmt seine Beschreibung mit den Darstellungen Geoffroy's überein. Nach diesen find die oberen vier Schneidezähne in der Mitte durch eine weite Lücke, wie bei *Erinaceus*, getrennt, und von ungleicher Größe, aber die mittleren doch nicht soviel größer, wie bei *Erinaceus*; jeder hat die schwache Andeutung eines hinteren Höckers am Grunde der Krone. Die vier unteren Schneidezähne sind von gleicher Größe, dicht an einander gerückt, und blos die beiden äußeren haben einen hinteren Kronenhöcker. Die Eckzähne unterscheiden sich weder durch ihre Größe, noch durch ihre Form von den Endenzähnen, und verhalten sich ganz wie bei *Erinaceus*, d. h. sie sind am Grunde der Krone in einen recht bemerkbaren Zahnkranz ausgezehnt; doch ist derselbe am unteren Eckzähne deutlicher als am oberen, wodurch er dem äußeren unteren Schneidezahn bei *Erinaceus*, welchen ich oben für den wahren Eckzahn erklärt habe, ähnlich wird. Dann folgt in jedem Kiefer ein dem Eckzahn ganz ähnlicher, nur etwas niedrigerer und breiterer Endenzahn und auf diesen die fünf Kaupähne. Der derselben ist zwar dem von *Erinaceus* ähnlich, aber viel schmaler, von der Kaufläche betrachtet fast dreieckig, und hat daher außen noch zwei, innen aber nur einen deutlichen Höcker. Demnach dehnt sich der Zahnkranz so aus, daß die Kronen unten ganz an einander stoßen. Der letzte Kaupahn des Unterkiefers ist blos viel kleiner als die früheren, sonst

12) Dies erkennt man sehr deutlich aus der vorerwähnten Abbildung desselben in Guérin's Magas. I. J. pl. 4.

diesen ähnlich; der des Oberkiefers bildet dagegen eine ganz schmale, eingerückte, quergestellte Platte, welche mit einem mittleren Höder versehen ist.

Hiermit ist die Hauptstifferung zwischen dem Gebiß von *Eriacus* und *Erinaceus* eine doppelte, nämlich:

- 1) Eine absolute, insofern *Erinaceus* $\frac{1}{2}$, *Eriacus* aber nur $\frac{1}{4}$ Schneidezähne besitzt, und die Anzahl der übrigen Zähne bei jenem in beiden Kiefern auch eine ungleiche ist, nämlich $\frac{1-2}{1-2}$, bei diesem aber wieder eine gleichgroße, nämlich $\frac{1-2}{1-2}$. Die Anzahl aller Zähne beider Gattungen ist zwar völlig dieselbe, nämlich 36, allein eine verschieden vertheilt, indem *Eriacus* oben wie unten 18 hat, *Erinaceus* dagegen oben 20, unten nur 16.
- 2) Eine relative, bedingt durch die Gleichheit der unteren Schneidezähne bei *Eriacus* und ihre Ungleichheit bei *Erinaceus*; sowie durch die mehr als doppelte Größe der Kauzähne bei *Erinaceus*, im Vergleich mit denen bei *Eriacus*.

Vom dem übrigen Skelet und der ganzen inneren Organisation ist noch nichts Genügendes bekannt geworden; indessen läßt sich aus dem gleichartigen Stachelkleide des Rückens, dem hervorragenden Schwanz, der mehr kugelförmigen Körperform und der allgemeinen Ähnlichkeit mit *Erinaceus* wohl schließen, daß die Halbzigel sich ebenso gut, wie die echten Igel, zusammenzulegen können. Sie bewohnen ausschließlich Madagaskar, halten sich nach Art der Igel in Verstecken auf, laufen und springen behende, und suchen Angriffe durch Strauben ihrer Stacheln zurückzuschlagen. Geoffroy St. Hilaire, welcher diese Gewohnheit nach Mittheilung des Reisenden Goudot berichtet, zweifelt besonnenachtet nicht, daß sich die *Eriaci* zusammenzulegen können. Ebenselbe Gelehrte läßt es vor der Hand noch unentschieden, ob Buffon's *Tendra* eine von seinem *Eriacus nigrescens* verschiedene Art sei, scheint indessen zur Bezeichnung dieser Frage geneigt, da er an dem noch im pariser Museum aufbewahrten Original Exemplar der Buffon'schen Beschreibung keinen anders als einen Farbenunterschied aufzufinden konnte. Die von ihm untersuchte Art nennt er

Eriacus nigrescens; sie ist etwas über halb so groß wie ein europäischer Igel, dunkelbraun gefärbt, mit weißer Kehle und Vorderbrust; die Stacheln sind an der Grundhälfte weiß, mit Ausnahme der Wurzel selbst, welche dunkler gefärbt ist; die Spitze ist schwarz, aber an dem hinteren Theile des Körpers wird das äußerste Ende endlich oder weißlich. Schnauze, Stirn und Flossen haben eine braune Farbe, die langen Schnurrhaare sind zum Theil gelblich, die Ohren am Rande weißlich behaart.

Es leidet nach diesen Angaben und der vortrefflichen Abbildung des Thieres auf Taf. 3 des erwähnten Magasin (sec. ser. T. I. Mammif. 1839) keinen Zweifel, daß Martin's *Echinoops Talaire* zu derselben Gattung gehört und vielleicht dasselbe Thier ist, selbst der von ihm erwähnte Name *Solima*, den es auf Madagaskar

lar führen soll, mag anderen Ohren anders im Munde der Eingebornen klingen, und leicht einem Franzosen als *Saukène* lauten, mit welchem Namen Goudot den *Eriacus nigrescens* bezeichnet. Die kleinere Art, welche Sora oder Sorn heißen soll, würde dann Buffon's *Tendra* sein. Das Original Exemplar desselben unterscheidet sich, wie gesagt, bloß durch lichtere Färbung des dunkleren Theils der Stacheln und aller braunen Körperstellen; Unterschiede, welche, wie auch Geoffroy meint, leicht durch Alter und Einwirkung des Lichtes entstehen sein könnten. Sollte die Art sich dennoch als verschiedene ergeben, so müßte sie den Namen *Eriacus scotus* erbalten, denn sie ist der *Erinaceus scotus* Schreb. *Ed. geth.* III. S. 583. t. 164. *Linn. Gmel. Syst. Nat.* I. 1. 117, 5. *Centetes spinosus* Desm. *Mammif.* 162. Andr. Wagner, Supplementband zu Schreb. *Ed. geth.* II. 33, 1. Geoffroy zieht übrigens Desmarest's Benennung vor, weil sie die bezeichnendere ist, und nennt die Art *Eriacus spinosus*.

Dritte Gattung. *Centetes* Illig. Cur.

Seltiger Geoffr. *St. Hilaire sen.*, Seftler *alior.*, Tenreco *Laoc.*

Nicht bloß durch einen ganz abweichenden Habitus, sondern auch durch eine ganz verschiedene, in allen Körpertheilen eigenthümliche Organisation unterscheiden sich die Vorstengeligen von den Halb- und eigentlichen Igeln. Was jene Verschiedenartigkeit des Habitus betrifft, so liegt dieselbe besonders in dem länglichen mehr cylindrischen Körper der Vorstengeligen, dem langgestreckten, relativ viel größeren, mit röhrenförmig verlängerter Nase versehenen Kopfe, den schlanken Pfoten, dem nicht hervorragenden Schwanz und dem aus Haaren gebildeten, mit verschiedenartigen, theils längeren dünneren, theils kürzeren dicken, Stacheln gemischten, von sehr langen zerstreut stehenden Borstenhaaren überragten Kleide des Rückens. — Der Kopf nimmt mehr als den dritten Theil des ganzen Körpers ein, ist länglich kegelförmig, höher geröhrt als der des Igels, aber bloß an der äußeren Nasen Spitze nach. Gleich dahinter beginnen zerstreut stehende feine Härchen, welche mit zunehmender Menge und Stärke bis gegen die Augen und Kehle hin vordringen, auch die Backen und Schläfe noch ganz bedecken. Zwischen ihnen stehen in den Lippen, gleich weit von der Nasen Spitze wie vom Auge, die verstreuten langen, zum Theil bis auf die Mitte des Halses reichenden Schnurrhaare. Schon auf der Stirn zwischen den Augen, noch bestimmter aber auf dem Scheitel, in der Gegend vor dem Ohre, fangen die Stacheln an sich zu zeigen. Sie bedecken indessen keinen Körpertheil ausschließlich, wie beim Igel, sondern sind überall mit Haaren untermischt, selbst aber von so verschiedener Stärke und Größe, daß sich weiter nicht viel Allgemeines von ihnen sagen läßt. Die kürzesten und stärksten bemerkt ich an dem mit vorliegenden Exemplare des *C. caudatus* der holländischen Sammlung im Nacken und auf dem ganzen Halse, vom Hinterhaupte bis zum Schultergürtel, mit Ausnahme der Kehle, welche bloß von Borsten bedeckt ist; gleich hinter dem Schultergürtel nehmen sie eine längere, feiner, mehr borstenartige Beschaffenheit an, und diese wird je

mehr nach hinten um so überwiegender, bis sie schon auf der Beckengegend ganz zu steilen Borsten sich vermindern. Von diesen Borsten sind aber die dreimal so langen, zerstreut über die ganze Oberfläche des Rumpfes verbreiteten Borsten oder besser Stannen wohl zu unterscheiden. Sie gleichen vielmehr in ihrem Baue ganz den Schnurrhaaren, und zeigen sich hinter diesen zuerst über dem Auge, wo zu meinem Exemplare jederseits eine solche Stanne steht, dann auf den Backen unter dem Ohre, wo ich einen Busch von 6—8 solcher Stannen bemerkte; dann finde ich sie zunächst wieder am Oberarm in der Nähe des Schultergelenkes, wo 2—3 vorformen mögen, und demnach einzelne, nach hinten zu längere über die ganze Fläche des Rückens vertheilt. — Die Unterseite des Körpers hat ein mehr borstiges, dem der kurzborstigen Igel ähnliches, ungleich längeres Haarkleid, welches auch über die Beine sich ausbreitet, hier aber viel kürzer, gleichmäßiger und anliegender ist. Die Unterseite der Hintergliedmaßen sind fast nackt, die Pfoten ebenso zerstreut behaart, wie die Rippen und der Rumpfrund. Jede Pfote hat fünf Zehen, mit kurzen, mehr gewölbten Krallen, und unten eine nackte Sohle, welche sich ähnlich wie bei den echten Igeln zu verhalten scheint. Die Ohrenschalen, deren ich bisher noch nicht gedacht habe, sind ziemlich groß, abgerundet, fast nackt, und ragen ein beträchtliches aus dem Schädelschilde ihrer Umgebung hervor; der Schwanz ist nur als kurzer Stöcker angedeutet.

Vom innern Bau kenne ich das Skelet sehr gut durch Meckel's frühere (Beiträge zur vergl. Anatom. I, 38, T. IV) und d'Alton's spätere (die Skelete der Chiropt. und Insectivor. T. II.) vorläufige Darstellung; außerdem ist der Magen in H. Wagner's Icon. zootom. t. 7, f. 3, und der männliche Geschlechtsapparat in Garus' Erläuterungstaf. zur vergleichenden Anatomie 5. Hest. t. IX, f. 3 abgebildet. — Der Schädel ist von dem der eigentlichen Igel völlig verschieden, und hat (wie dies A. Wagner schon bemerkte), eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem eines Schweines, den Mangel des Jochbogens abgerechnet, welcher außer der Größe Centetes sogleich unterscheidet. Er ist also viel schmaler, länglicher und gestreckter als der von Erinaceus, dabei überall fester gebildet und von den größten Individuen, welche im Ganzen kaum zwei Drittel des gemeinen Igels messen, um die Hälfte länger. Diese größere Länge liegt besonders im Schnauzenbein, welches den des Igels um Doppelte an Länge übertrifft; außerdem aber auch in dem hohen, nach hinten weit über die Gehörknöpfe am Hinterhauptstock hervorragenden Hinterhauptkamm und der damit zusammenhängenden größeren Höhe und Länge des Pfeilkammes. Abgesehen von diesen Unterschieden ist doch eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen beiden Schädeln, und somit ein ihnen zum Grunde liegender gleicher Typus nicht zu verkennen. Ich rechne zu diesen typischen Übereinstimmungen vor allem die Form der Nasenbeine, von welcher Meckel mit Unrecht einen wichtigen Unterschied beider Schädel herzuweisen bemüht ist (a. a. D. S. 39). Dieselbe ist vielmehr eine sehr übereinstimmende und besonders da-

durch merkwürdige, daß beide Nasenbeine zusammen in eine langgezogene, zwischen die Stirnbeine eindringende Spitze auslaufen, vor dieser Spitze am breitesten sind, dann sich von den Zwischenkieferbeinen an wieder verschmälern, gegen die Nasenmündung hin aber wieder breiter werden. Die Verwachsung beider Nasenbeine zu einem Knochen, welche bei den Antreke früh von oben her erfolgt, und im reifen Lebensalter bis auf eine geringe Spalte am Ende-vor der Nasenmündung fortgeht, scheint auch bei alten Igeln vorkommen, denn bei einem ziemlich alten männlichen Individuum der holländischen Sammlung ist die Trennung bis zur Mitte beider Knochen kaum noch bemerkbar¹⁵⁾. — Auch die Stirnbeine sind bei beiden Gattungen nach demselben Typus gebildet, überall gleich breit, an dem Orbitalrande abgerundet, ohne Orbitalfortsatz, neben den Nasenbeinen in eine lange Spitze ausgezogen, hinten fast gerade; allein Centetes hat einen Stirnkamm, und Erinaceus daselbst eine Längsvertiefung. Selbst das ganze Hinterhaupt ist bei beiden Gattungen doch nur relativ verschieden, und bei Centetes bloß stärker entwickelt als bei Erinaceus. Erheblicher als diese Ähnlichkeiten erscheinen, wenn man nicht auf den ganzen Habitus sieht, die positiven Unterschiede; welche insofern durch das Zwischen-glied, wie es die Gatt. Eriacus darstellt, wieder vermittelt werden. Vor allen ist es der gänzliche Mangel des Jochbogenknochens, welcher Centetes auszeichnet, ihm aber mit Eriacus gemein ist. Wir bemerken übrigens am Oberkiefer genau an der Stelle, wo auch bei Erinaceus der proc. zygomaticus entspringt, einen solchen aber viel kürzeren, am Ende breiteren und nach oben in eine Spitze verlängerten Fortsatz, aber durchaus keinen diesem entgegengesetzten am Schädelsbein, vielmehr zeigt sich bei Centetes an der Stelle desselben bloß eine kleine Spitze, und bei Eriacus scheint auch diese zu fehlen. Der zweite Hauptunterschied des Schädels von Centetes liegt in der Anwesenheit eines zwar kleinen, aber vollständig begrenzten *Bracheneins*, was, wenn es auch bei Erinaceus gewiß nicht fehlt, doch bei ihm bald so innig mit dem Oberkiefer verwächst, daß es nicht mehr als gesonderte Knochenplatte erkannt werden kann¹⁶⁾. Ertr verschieden, wenigstens meiner Meinung nach ebenfalls nur relativ, ist die Form des Unterkiefers, namentlich

15) In der Abbildung des Schädels von *Krin. abyssinicus* in der Descr. d'Egypt. Mammif. Suppl. pl. 1. fig. 2 sind die Nasenbeine am Grunde ebenfalls als verwaachsen dargestellt. 16) Bei einem Schädel eines sehr jungen Igels, den ich vor mir habe und dessen Jugend unter Anderm auch daraus erkannt werden kann, daß die beiden Nasenbeine noch vollständig getrennt sind, und nicht einmal ganz an einander liegen, finde ich eine kurze, von der Naht zwischen dem Stirnbein und dem Oberkiefer ausgehende schwache Naht, welche die Bildung aus den Abdrüsenkamm zu nimmt, doch schon vor ihm endet. Diese kurze Naht scheint mir insofern der Rest einer früher wohl vollständig vorhandenen gemeinen Naht zu sein, welche das Abdrüsenbein vom Oberkiefer abschied. Gleich über dem Eingange zum Abdrüsenkanale erhebt sich der Kieferknochen, und springt in der Mitte der Kiefer als Stöcker vor. Dieser Höcker und die Spitze bezeichnen, wie sich aus der Vergleichung mit Centetes ergibt, die obere Gänge des Abdrüsenbeins, dessen Nicht vorwärtswärts in der Tiefe vor der Spitze ursprünglich verläuft.

darin, daß der wagerechte und senkrechte Theil viel allmählicher in einander übergehen, daß ersterer weiter nach vorn, und ebenso weit wie der Oberkiefer reicht, daß der Kronenfortsatz eine sehr breite stumpfwinkelige Form hat, und der Haken an der Gasse des senkrechten Theiles fehlt. Der Gelenkfortsatz ist ebenfalls kürzer und der Gelenkkopf nicht so breit und abgeplattet wie bei *Erinaceus*, daher auch die Gelenkgrube am Schließenden mehr vertieft ist und namentlich nach Hinten einen etwas vorspringenden Rand hat.

Vollständig und am meisten verschoben ist endlich das Gebiß bei beiden Gattungen, und verhält sich bei *Centetes* folgendermaßen:

Die Anzahl der Schneidezähne ist in früher Jugend 2, wie dies zuerst *Medel* vom jungen *Cent. semispinosus* richtig angegeben hat. Diese Schneidezähne sind in beiden Kiefern klein, doch im unteren noch viel kleiner als im oberen, und gründen einander in jedem Kiefer vollkommen, wieweil die oberen mittleren etwas stärker sind als die seitlichen. Jeder der unteren hat eine etwas flache, vorgeschobene Krone, die oberen besitzen dagegen einen zweiten Höcker am Grunde, der vom Zahnfraße verztühnen scheint. Bei alten Individuen finden sich nur noch 2 Schneidezähne, weil die beiden oberen äußeren hier fehlen, und deren Stelle durch den enorm großen Eckzahn des Unterkiefers bei geschlossenem Munde eingenommen wird. Die Vergrößerung dieses Eckzahns ließ das Bleiben der äußeren oberen Schneidezähne nicht zu. — Die vier Eckzähne, welche bei *Centetes* deutlich vorhanden sind, erreichen bei ihm eine sehr beträchtliche Größe, und namentlich der obere, welcher ganz am Vorderende des eigentlichen Kiefers hervortritt, hier in einem röhrenartigen Vorprunge des Kiefers sitzt und bei geschlossenem Maule bis über den unteren Rand des Unterkieferknochens hinabreicht. Der untere Eckzahn liegt bei geschlossenem Maule vor ihm, in einer tiefen Grube des Zwischenkieferknochens, welche sich genau an der Stelle befindet, wo früher der äußere Schneidezahn sich befand. In beiden Kiefern folgt nun auf den Eckzahn eine sehr beträchtliche Lücke, und dann an jeder Seite in jedem Kiefer noch sechs Backzähne, von welchen beide der erste ein spitzer, einhöckeriger, zweiwurzeliger Lückenzahn ist, während der zweite, zumal im Oberkiefer, alle Charaktere eines Fleischzähns der Raubthiere besitzt, also einen kleinen inneren Kronenhöcker, mithin einen dreiteiligen Kronenrumpf, und drei Wurzelsäcken. Der untere zeigt, wie alle Backzähne des Unterkiefers, die typischen Eigenschaften minder deutlicher, ist länglicher, schmaler, gleichseitiger, ohne inneren Kronenanlauf. Auf ihn folgen nun in jedem Kiefer vier Kauzähne, von denen die drei ersten ganz gleich gebildet sind und denen von *Ericulus* sehr ähnlich sehen. Sie haben im Oberkiefer einen dreiteiligen Kronenrumpf, mithin auch nur drei Höcker, zwei äußere, einen inneren, breiten sich aber am Grunde der inneren Kronensacke durch den Zahnfraß so aus, daß sie auch hier an einander stoßen. Ihr Längsdurchmesser ist dabei viel kürzer als der quere. Die Kauzähne des Unterkiefers

sind denen von *Erinaceus* ganz ähnlich, aber viel kürzer, daher die Kronenzacken höher hervorragen, besonders die beiden mittleren, welche den Haupttheil der ganzen Krone ausmachen; vor ihnen ist eine kleine niedrige Zacke, hinter ihnen ebenfalls zwei, die aber sehr innig zusammenhängen. Der letzte obere Kauzahn steht quer, wie bei *Ericulus*, ist aber hier größer als der vorgelegte und hat einen äußeren kleineren und einen inneren größeren Höcker, ähnlich wie der von *Erinaceus*, den er aber an Größe um ein Beträchtliches übertrifft; der letzte untere Kauzahn gleicht den drei vorhergehenden, ist aber größer als jeder von diesen; wieder ein Charakter, der *Centetes* sowohl von *Erinaceus* als *Ericulus* unterscheidet. Hiernach ist die Summe aller Zähne in der Jugend 40, im Alter 38, oder in jener Zeit 28, in dieser 48, und die richtige Gebißformel diese:

Schneidezähne jung 2, alt 2, Eckzähne $\frac{2}{1} = 1$, Lückenzähne $\frac{2}{2} = 2$, Kauzähne $\frac{4}{4} = 4$.

Das übrige Skelet ist nicht minder eigenthümlich als der Schädel, und zeigt an jedem Theile wichtige Charaktere. Dahin gehört zunächst am zweiten Halswirbel der viel höhere, breit-lanzettförmige *proc. spinosus*; die analog größere Entwicklung der Dornfortsätze aller übrigen Halswirbel, ja der ganzen Wirbel selbst, welche Vergrößerung eine relativ viel beträchtlichere Länge des Halses zur Folge hat. Auffallend ist es dabei, daß der senkrecht vom Querfortsatz des sechsten Halswirbels bei *Erinaceus* herabsteigende, sehr breite, viereckige Ast bei *Centetes* viel weniger herabreicht, mehr kegelförmig gestaltet und nach Hinten verlängert ist. — Die Anzahl der Rückenwirbel, über welche *Medel* schweigt, ist nach *Alton* neunzehn, nach *A. Wagner* dagegen zwanzig. Sie zeichnen sich vor denen des Igels darin aus, daß die vorderen bei *Centetes* viel breiter sind als die hinteren, und daß die sehr starken Dornfortsätze eine ungleiche Länge haben. Der längste ist nach *Medel* der sechste, nach *Alton* der siebente, und bis zu diesem ist jeder folgende etwas höher als der vorhergehende, der erste aber nicht höher als der letzte Halswirbelwirbel; bis zum dreizehnten hin nehmen sie dann an Höhe ab, an Breite aber zu, und stehen, wie alle früheren, geneigt nach Hinten; die letzten sechs sind ziemlich gleich hoch, breit und gleichen denen des Igels¹⁵⁾. Die Zahl der Lendenwirbel ist fünf, die

15) Diese verschiedene Länge der Dornfortsätze an den Rückenwirbeln ist unfreiwillig durch die Größe des Kopfes und das stärkere Rückenband bei *Centetes* bedingt. Sie zeigt aber zugleich an, daß *Centetes* sich nicht zusammenkugeln konnte, wie *Erinaceus*, bei welchem aus diesem Grunde alle Dornfortsätze der Rückenwirbel gleiche Höhe haben. Das Skelet des kleinen *Tanacet* (*Centetes semispinosus*), welches *Medel* beschreibt und abbildet, zeigt freilich dieselbe erhabene Dornfortsätze der vorderen Rückenwirbel noch nicht; allein dies beweist nichts gegen ihre Anwesenheit im reifen Lebensalter, da sich solche Verhältnisse immer erst in den späteren Perioden des Wachstums zu ihrer normalen Höhe gestalten. Man muß daher nicht wohl zögern, hieraus auf geringe Differenz beider Thiere (bei *Centetes* *occidentalis* und *C. semispinosus*) schließen zu wollen, obzwar die Abbildung des Skelets vom kleinen *Tanacet*, welche *Medel*

der Kreuzbeinwirbel zwei, die der Schwanzwirbel neun. Die Rippen harmoniren mit den Rückenwirbeln, und zerfallen nach d'Alton in neun wahre und zehn falsche. Das Brustbein besteht aus sieben Wirbeln, von denen der erste oder das Manubrium an seinem Grunde sehr breit ist, der letzte Brustbeinwirbel trägt die Knorpel der drei letzten wahren Rippen. — Die Knochen der Extremitäten gleichen denen des Igels mehr, als die des übrigen Skelets und unterscheiden sich nur relativ mit Ausnahme des Unterschenkels. Das Schulterblatt ist bei Centetes relativ etwas länger, am flachen Theile mehr parallelseitig, und daher am oberen Rande schmaler; der erhabene Kamm ist durchaus nicht soweit nach Unten verlängert als bei Erinaceus, und die Erweiterung am Ende desselben ist fast angelegt, sobald die vordere Extremität sich mächtig gekrümmt, und am Schulterende ziemlich breit. Der Oberarm hat eine relativ größere Länge als bei Erinaceus, eine deutliche scharfe Leiste an der äußeren Kante, und einen durchbohrten äußeren unteren Kondylus; das Metacarpum ist bei Centetes länger, und etwas eingekrümmt; übrigens aber der ganze Unterarm kürzer. Die Handwurzel besteht aus acht Gelenkknochen, und die Hand selbst aus der gewöhnlichen Anzahl. An der hinteren Extremität ist das Becken durch seine größere vordere Breite merkwürdig, übrigens aber dem von Erinaceus ähnlich; die Schamfuge fand Meckel verwachsen, d'Alton und A. Wagner aber getrennt und durch ein Band verbunden¹⁶⁾. Der Oberschenkel ist relativ sehr kurz (ob durch ein Ligament, teres mit der Pfanne verbunden, wird nicht gesagt); im Unterschenkel verwachsen Pfelsen- und Schienbein nicht, und der ganze Hinterfuß ist relativ viel kleiner als bei Erinaceus, kaum länger als der vordere.

Von den weichen Theilen kennen wir bis jetzt nur den Magen und die männlichen Genitalien. Ersterer gleicht dem des Igels vollkommen und unterscheidet sich bloß durch eine geringere Größe der hinteren Hälfte links von der Cardia. Vollständig verschieden sind dagegen die männlichen Genitalien. Die Hoden sind eiförmig, aber relativ kürzer als bei Erinaceus, und liegen in der Bauchhöhle oben, unter den Nieren; der Nebenhoden ist sehr groß, der Samenstrang kurz und dick. Er ergibt sich zur vorderen Wand der Harnblase und bildet jederseits auf deren Fläche eine vielfach gewundene Samenblase, welche von einer muskulösen Scheide, die mit der Harnblasenwand am Umfange verwächst, bedeckt ist. Unter ihr läuft dann der Ausgang am Blasenhalse fort und

mittelt, auf den Endreiz zu bestehen, wie dies A. Wagner (a. a. O. S. 32. Not. 17) gethan hat, und dadurch in seinem Irrthum bekräftigt worden ist, daß der Endreiz (Centot. setosus Htg., Cent. spinosus Desm.), welchen er mit den Tanretis in dieselbe Gattung stellt, bloß eine Unterabtheilung dieser Gattung ausmache.

16) Vielleicht findet sich hier ein ähnlicher Geschlechtsunterschied wie bei Erinaceus, womit auch die von d'Alton und Wagner angegebene Differenz in den Zahlen der Rückenwirbel und Rippen im Zusammenhang stehen möchte, wie bei Erinaceus die Zahl der Lendenwirbel.

bringt in den Grund der Ruthe ein. Letztere ist an sich kurz, aber mit einer mehr Zoll langen fadenförmigen, allmählig etwas dünner werdenden Eichel versehen, an deren Ende sich auch die von seinen Vorstellen umgebene Harnmündung befindet. — Es fehlen also dem Vorstellengel die beiden unteren großen Drüsen (Cowper'sche?) des Igels ganz, und statt der oberen taschenförmigen Hänge, welche wir mit Treviranus für Samenblasen halten mußten, findet sich hier eine wie gewöhnlich durch Anschwellung des Samenstranges gebildete, zusammengefallene Samenblase. Nur ihre muskulöse Bedeckung ist eine merkwürdige Eigenschaft bei Centetes, welche eine sehr schnelle Entleerung bewirken muß. Vielleicht ist eine solche wegen der langen, bünnen Eichel von Wichtigkeit.

Dies ist es, was ich von dem Bau der Vorstellengel zu berichten habe, ich reihe daran einige Angaben über die Lebensweise und die Unterschiede der bis jetzt bekannten Arten.

Über letztere hat Jul. Desjardins in den Annales des sciences natur. (T. XX. p. 179) die neuesten Mittheilungen gemacht, denen zufolge die Vorstellengel auf Mauritius, woselbst er sie beobachtete, sehr häufig sind und sich fortwährend enorm vermehren, was wohl glaublich ist, wenn man seine Angabe, daß das Weibchen 15—18 Junge zur Zeit werfe, berücksichtigt. Die halb-erwachsenen Individuen haben gelbliche Längsflecken auf braunem Grunde, welche mit zunehmendem Alter verschwinden. Vom Monate Juni bis zum November fallen sie in einen wirklichen Winterschlaf, gleich dem Igel, und verlassen ihren Aufenthaltsort auch nach dieser Zeit nicht, wenn die Regenzeit länger anhält, selbst bis zum December hin. Man trifft unter ihnen mehrfache Varietäten, von welchen eine blutfarbige, mit graulichem Gesichte und braunen Flecken ganz besonders merkwürdig ist. — Daß die Tanretis, wie Buffon angab, Freunde des Wassers seien und sich nach Art der Schweine im Koth wälzen, bekräftigt Desjardins nicht, wol aber die Bemerkung, daß ihr Fleisch, besonders wenn sie vor dem Winterschlaf sehr fett geworden sind, von den Vögeln gern gegessen werde, und daß es ihm deshalb nie gelingen wolle, einen alten ausgewachsenen Tanret selbst für Geld von ihnen zu erhalten.

Die Arten der Gattung sind bis jetzt noch nicht genau genug unterschieden, und es ist daher zweifelhaft, wie viele man davon annehmen müsse. Buffon beschrieb zuerst zwei, den eigentlichen Tanret (C. caudatus) Sehr. C. setosus (Zweier) und den kleinen Tanret (C. semispinosus Cuv.). Zu diesen fügte J. Geoffroy St. Hilaire eine dritte Art: C. armatus, und J. F. Gray eine vierte: C. variegatus (London, Magaz. of natur. history. I. 581. 1837). Von letzterer vermuthet schon A. Wagner (a. a. O. S. 35. Not. 19), daß sie zu C. caudatus gehöre, und vom C. semispinosus ist es durch Meckel's Beschreibung des Skelets außer allen Zweifel gesetzt, daß er bloß ein junges Individuum sei, mithin noch nicht im vollen Besitz seiner Art-Charaktere sein konnte, als Buffon ihn beschrieb. Dennoch

ist J. Geoffroy St. Hilaire genügt, in ihm eine wirklich verschiedene Art zu vermuthen. Berücksichtigt man indessen Desjardins' Angabe, daß die Jungen von *C. ecaudatus* helle Kängestreifen auf dunklem Grunde haben, und daß selbst unter den Alten noch so auffallende Farbmehrtheilheiten vorkommen, so möchte doch der *C. semispinosus* nur für ein Junges des *C. armatus* zu halten sein. Demnach blieben nur zwei sicher unterscheidene Arten übrig.

1) *C. ecaudatus* Illig. Fisch. Wagn. Erinae. ecaudatus Schreber. Centetes setosus Cuv., Desm. Geoffr. — Pelz gelbbraun, mehr oder weniger weiß gesprenkelt, wegen der weißlichen Spitzen, womit alle Stacheln und stachelartigen Borsten versehen sind; Rücken, Halsrücken, Schultergegend von wahren Stacheln besetzt, das übrige des Rückens von Borstenstacheln, die Unterseite bloß von Borstenhaaren. Kopf weißlich-grau, vor jedem Auge ein brauner Fleck; die langen Brannborsten schwarzbraun, an der Spitze rötlich; die Pfoten mit dem Rumpfe gleichfarbig. — Von dieser Art wurde nach einem 5 Zoll langen Individuum der holländischen Sammlung die Gattungsbeschreibung entworfen, daher ich hier Nichts mehr hinzusetze; ganz alte ausgewachsene Exemplare erreichen die Länge des gemeinen Igels (10 Zoll), haben aber dieselbe Farbe und Stachelbildung, wie der geschilderte. Bei Jungen ist der Kopf weißlich, die Grundfarbe des Rückens dunkler, und darauf zeigen sich fünf weißliche Kängestreifen. Die Stacheln sind alsdann minder zahlreich und deutlich. — Eine gute Abbildung des alten Thieres fehlt noch; das Junge ist in Guérin's Magas. etc. ser. 1. Manni. pl. 1 vortrefflich dargestellt.

2) *C. armatus* J. Geoffr. St. Hl. (Guérin. Magas. l. 1. pl. 2). Pelz graulich schwarzbraun, fast weiß gesprenkelt, mit Stacheln im Rücken auf dem Halbe, dem ganzen Rücken (mit Ausnahme des Widerrüsts, wo bloß Borstenstacheln stehen) und auf der Lendengegend. Unterseite mit Haaren bedeckt. — Nach der ausführlichen a. a. D. mitgetheilten Beschreibung ist diese neue Art zwar im ganzen Habitus der vorigen gleich; allein das völlig abweichende Stachelkleid läßt sie wohl hinreichend als selbständige erscheinen. Sie wurde indessen nur nach einem einzigen Individuum aufgestellt, was Capitain Eganjin von Rabagastar einbrachte.

3) *C. semispinosus* Cuv., Illig. Wagn. — Seitig. variegatus Geoffr. Le jeune Tanrec. Buffon, Suppl. III, 214. pl. 37. — Er hat die Gestalt des gemeinen Tanrecs, aber nur die Größe eines Maulwurfs. Die Grundfarbe ist ein etwas dunkleres Braun, in welcher drei Reihen aus weißen Stacheln gebildeter Streifen auf dem Rücken sich zeigen, zwischen denen seitlich noch zwei andere Reihen hell und dunkel geringelter Stacheln wahrgenommen und von den weißen Reihen durch feine, schwärzliche Stacheln abgechieden werden. Hierzu kommen feine Wolthaare, welche zwischen den Stacheln auf der ganzen Rückenfläche stehen, aber von den Stacheln bedeckt werden. Stiefelf, hellere, rötliche Haare besetzen die Unterseite; auf der Stirn

findet sich dagegen eine bloß aus weichen Stacheln gebildete Krone. — Diese Charaktere dürften wohl zeigen, daß *C. semispinosus* nicht ein Junges von *C. ecaudatus* sein kann; dagegen finde ich kein hinreichendes Gegengewicht, ihn für das Junge des *C. armatus* zu halten; das allgemeinere Stachelkleid beider würde diese Ansicht sehr wohl unterstützen. Das Stelct des St. Tanrec, welches Michel beschrieben hat, gehört dieser Art an.

4) *C. variegatus* Gray. Die Diagnose dieser Art lautet a. a. D. folgendermaßen: weißlich, Haare und Stacheln braun geringelt; Gesicht sehr lang gestreckt und schwächlich. Schnelzgebisse 2, die oberen tief zweifachig. Primath Zele de France.

Nachschrift. Als das Mspt. dieses Aufsatzes bereits nach Leipzig abgeliefert war, erhielt ich das letzte Heft von Schreber's Säugethiere mit den Nachträgen zum zweiten Supplementbande und den Zegarten. A. Wagner hat den Aufsatz von J. Geoffroy St. Hilaire nun benützt, und unterscheidet daher *Eriacus* von *Centetes* generisch, bleibt aber bei seiner Ansicht, daß die neuen Gattungen *Martin's* und *Geoffroy's* (Echinogale und *Eriacus*) nicht zusammenfallen. Der in der synoptischen Tabelle hervorgehobene Unterschied, daß die Schnauze lang seien, kann aber unmöglich eine generische Differenz bezeugen, um so weniger, als beide Verhältnisse bloße Relationen sind, welche aus der Ansicht des Untersuchers beruhen, und dem Einen so, dem Andern anders erscheinen, je nachdem sein Vergleichungspunkt groß oder klein ist. Deshalb beharre ich bei meiner oben entwickelten Meinung, daß *Eriacus* und Echinogale eine Gattung sind, und daß die beiden Beobachter bloß zwei verschiedene Arten derselben untersucht, und hieraus die Differenzen in ihren Angaben, namentlich auch die in der Form und Zahl der Schnauze (bei Echinogale $\frac{1}{2}$, bei *Eriacus* $\frac{2}{3}$), sich erklären. Vielleicht bricht bei der einen Art der hintere Badzahn bloß später durch, als bei der anderen, und wurde deshalb von Martin nicht gefunden. Die von Wagner erwähnte ausführliche Beschreibung des Estinad (Echinogale Telsairi) in den Trans. of the zool. of London. T. II. fasc. 4 habe ich noch nicht vergleichen können, da die letzten Hefte der genannten Schriften hier noch fehlen. Ubrigens scheint Wagner selbst der Ansicht, daß beide Gattungen bloß auf verschiedene Arten einer beruhen, nicht entgegen zu sein, da er sie S. 551 seines Werkes mathematisch ausdrückt. (Burmeister.)

Erineon Pün., f. Erinae.

Erinea Don., f. Flotovia.

ERINEUM. So nannte Person eine vermeintliche Gattungsgattung aus der Gruppe der Badepilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linne'schen Classe. Fries (Syst. mycol. III. p. 521) leugnet aber mit Recht ihre Selbstständigkeit und betrachtet die hierher und zu Taphrina und Phyllostoma gerechneten Arten (f. Kunze, Mycol. Hefte. I. S. 137) als krankhafte Missbildungen des oberfläch-

bos, das Andere, nach seiner Versicherung, ebenfalls für das Vaterland der Erinna betrachteten: lauter Angaben, die ebenso bei Eustathius wiederholt werden, während Stephanus von Byzanz s. v. *Τῆρος* p. 277. ed. *Westerm.* die in der Nähe von Delos gelegene kleine Insel Tenos als das Vaterland der Erinna zu bezeichnen scheint⁸⁾. Und es würde diese Angabe allerdings als die glaubwürdigste erscheinen, wenn die von Einigen vorgeschlagene Verbesserung in dem siebenten Verse der von Erinna ihrer Freundin (*συζυγαίη*), der früh verstorbenen Baufis (die freilich in der Aufskrift des Epigramms eine Mitwölklerin heißt), gestifteten Grabinschrift, die wir ja noch in der griechischen Anthologie (s. unten) besitzen, ihre Richtigkeit hätte, wonach dann diese Freundin der Erinna, und damit auch die letztere selbst als Zenierin⁹⁾ erscheinen würde, während ein anderer Verbesserungsvorschlag von Walzow¹⁰⁾ beide Dichterinnen auf die Insel Tenos, als ihr Vaterland, zurückführen würde, (Schnidewin¹¹⁾ hingegen sich unbedingt für das bei Rhodos gelegene Tenos erklärt: nachdem Welcker¹²⁾ noch zwischen Tenos und Tenos geschwankt hatte. Nehmen wir freilich Tenos, so wird die Verbindung mit Lesbos, das wir doch jedenfalls, wenn auch nicht als Geburtsort, so doch als Aufenthaltsort der Erinna schon wegen des Zusammenhanges mit der Sappho und mit der Kolchisch-lirischen Poesie, deren Hauptst. Lesbos war, werden anerkennen müssen, erschwert; noch weniger aber können wir der Annahme¹³⁾ beipflichten, welche für eine angeblich jüngere Dichterin Erinna das Inselchen Tenos in Anspruch nimmt, und diese Behauptung damit zu stützen versucht, daß das dieselbe jüngere Erinna jugendliche Epös (wovon alsbald ein Näheres) in Kolchisch-borischem Dialekte gebichtet worden, mithin die Verfasserin desselben nicht in Ionischen Orten, wie Tenos und Tenos, gesucht werden dürfte.

Von dem Leben der Erinna wissen wir durchaus nichts Näheres. Suidas wie Eustathius lassen die Geschichte der Sappho als Jungfrau in einem Alter von 19 Jahren sterben: was jedoch Bode¹⁴⁾ auf die von ihm angenommene jüngere Dichterin Erinna, die in Demosthenes' Zeitalter fällt, beziehen will, ohne genügenden Grund, wie wir glauben. Alle andere Nachrichten fehlen gänzlich: wol aber preisen spätere Dichter, deren kleine Lieder sich noch in der Anthologie erhalten haben, die charakteristischen Vorzüge der Erinna, die sie selbst dem Homer

gleichstellen, der sie unsterblichen Ruhm verheißt und vergl. mehr¹⁵⁾. Von diesen Dichtungen der Erinna nennt Suidas zuerst ein Gedicht in Kolchisch-borischem Mundart, *Ἰωνικόν* oder die Spindel (worin ihm auch Eustathius nachschreibt), und dann noch Epigramme. Beide hatten hier offenbar vor Augen ein Epigramm eines Unbekannten in der griechischen Anthologie (Anal. T. III. p. 261), worin diesem Gedichte der 19jährigen Dichterin, die in den Hexametern vor Sappho sich ebenbürtig auszeichnet, wie Sappho vor Andern in der Iyrischen Gattung, 300 Verse beigelegt werden, und die Dichterin selbst als eine solche bezeichnet wird, die mitten in häuslichen Arbeiten, an der Spindel, wie am Webstuhl beschäftigt, doch nicht der Poesie vergessen. Aus diesem Grunde eben, weil hier eine epische und keine lyrische Dichterin gemeint sei, wollen Manche¹⁶⁾ hier nicht an die Freundin und Genossin der Sappho, sondern an eine von ihr ganz verschiedene jüngere Erinna denken, welche bloß im Epös sich versucht, und dieses epische Gedicht *Ἰωνικόν* geschrieben, welches der älteren Erinna abzusprechen wir eben schon wegen der Zusammenstellung und Vergleichung mit der Sappho keinen genügenden und erheblichen Grund finden können. Und warum sollte nicht die Freundin der Sappho auch in etwas veränderten Kreisen der Poesie sich versucht haben können? Warum sollte sie keine Spindel gebichtet haben können, da der Webstuhl an und für sich doch kein unpassender war für eine jugendliche Dichterin, die aus Furcht vor der Mutter an der Spindel und am Webstuhl gehalten, doch von Liebe und Eifer zur Poesie erfüllt war, und in diesen Gefühlen ein solches Spindelstück auch in dem größten Umfange von 300 Versen und in Homerischer Gattung dichtete¹⁷⁾. Und war am Ende denn auch das Gedicht selbst ein wahres und reines Epös nach Inhalt und Fassung? Wir bezweifeln dieses sogar, und bebauern nur, daß die Ungunst der Zeit und doch auch nicht einen einzigen Vers dieses Gedichtes aufbewahrt hat, um allen unsern Zweifeln wenigstens einigermaßen ein Ende zu machen. Auch legen wir selbst auf den Ausdruck *ἰωνικόν*, den Suidas von der Erinna gebraucht, nicht das Gewicht, um darauf hin in der Dichterin der Spindel eine jüngere epische Dichterin, und nicht die ältere, die in Erz und Lied verherrlichte Genossin und Freundin der Sappho, zu erkennen. Kennt doch auch derselbe Suidas, sowie Eustathius,

8) Die in dem Artikel des Stephanus über die Insel *Τῆρος*, der die Erinna betreffenden Notiz vorausgehenden Worte: *ἔστι καὶ νῆος Ἀνακτορῆς, πᾶσι τῶν ἱερῶν, Τῆρος ἱερῶν, ἔστιν, ἔστιν, ἔστιν*, müssen wir auch Welcker (p. 3. Not. 2.) und nach ihm Walzow (S. 7. 8.) richtig annehmen, als ein parenthetisch eingeschalteter Zusatz angesehen werden, der mit der nachfolgenden Angabe über das Vaterland der Erinna in keiner weiteren Verbindung, noch Zusammenhang steht.

9) Nach der von Springe, Pausanias, Jacobus u. A. angenommenen Verbesserung: *Τηνίη*, *ἐκ τῆς Τηνης* (für *Τηνος*, was die Handschrift enthält). 10) De Erinna p. 58. 11) a. a. O. S. 212 und Dialect. poes. Graec. II. p. 524. Hiernach würde ja kein *Τηνίη*. 12) In Creuzer, Melet. II. p. 4. Not. 2. 13) Bei Bode, Gesch. der hellen. Poes. II. 2. S. 449. 14) a. a. O. S. 448.

15) Es gehört hierher außer dem im Texte genannten Epigramm ein anderes von Xenodas oder Melaeus (Anthol. Pal. VII. 13. Anal. T. I. p. 241), von Eubodius (Anal. T. II. p. 19. 47), von Asclepiades (Anthol. Pal. VII. 11 oder Anal. T. I. p. 218. 35), von Antiphanes (Anal. T. II. p. 205. No. V.) und eines Unbekannten (Anal. T. III. p. 261); f. die Zusammenstellung bei Walzow S. 12—15. 16) f. Bode a. a. O. S. 448. 17) Welcker (a. a. O. S. 5. Not.) vermutet daher: „quellam in carmine ita lapsa ut iuvene conqueant esse de matre ad telam et colam invitam compellente filiam, quae Musarum amore teneretur et Minervae artes in odio haberet.“ nicht ohne Grund, wenn anders nicht der Inhalt des Gedichts auf einer mythologischen Grundlage beruht. Aber die nun noch von Welcker gemachte Vermuthung: *inloque nomen non a poetria sed a lecturibus carmini inditum*, halten wir nicht für begründet.

dieses Gedicht nicht ein *ἔπος*, sondern ein *ποίημα*: sodas wir in der That sogar bezweifeln, ob die Spindel ein wahrhaftes und reines *ἔπος* wirklich gewesen, so wenig wir auch an der Homerischen Form des Gedichtes zweifeln wollen. Und diesen Zweifel werden die Worte des Suidonis, mit welchen er (Anal. T. II. p. 19, 47) die Erinna anredet:

παυροπὴς Ἑριννα καὶ ἐν παλιμυθῶς ἀνδρὶς
ἀλλ' ἵνα γινώσκῃς τοῦτο τὸ παῖν ἔπος,
oder die Anrede des unbekannten Dichters (ibid. T. III. p. 261):

οὐδ' ἴδωμι. Ἑριννα, καλὸς πόθος οὐ σε γυνυρεῖ
γδοῖσθαι, ἔχον δὲ χοροῦς ἄρματα Ἑλλήων.

ebenso wenig zu besitzeln, als uns die Überzeugung ausjubringen vermögen, daß hier die Erinna vorzugsweise als epische Dichterin geehrt werde. Selbst die Stelle des Pinius (H. N. XXXIV, 8. § 3 [19. § 3]) von Myro's Kunstwerk einer Grille und einer Heuschrecke, dessen Erinna in ihren Gedichten gedulde, scheint keineswegs auf eine jüngere Dichterin Erinna, wie sie doch wegen Myro's Zeitalter um die Olymp. LXXIV anzunehmen wäre, zu beziehen, sondern vielmehr auf eine (bei Pinius auch sonst nicht so ganz seltenen) Verwechselung zu deuten, deren Grund in einem Epigramm der griechischen Anthologie (Anal. T. I. p. 200, 14) zu suchen ist, wo das Gedicht einer Dichterin Myro auf den Tod einer Grille und einer Heuschrecke erwähnt ist *).

Von andern Liedern der Erinna wissen wir auch im Ganzen nur wenig. Daß Meisager dieselben in seinen Kranz aufgenommen, wird uns in einem Verse desselben angedeutet (Anthol. Palat. IV, 1, 12), und daß wir bei den von ihm ausgewählten und in seinen Liebekranz aufgenommenen gewiß nur an Dichtungen lyrischer Art zu denken haben, wird keinem Zweifel unterliegen können. Noch haben sich uns drei Epigramme unter dem Namen der Erinna in der päfischen Handschrift erhalten; das eine (Antholog. Palat. VI, 352) das auch zum Egrethen ähnliche Bild der Agatharchis, wahrscheinlich einer Freundin der Erinna, dann die schöne Grabschrift auf die schon erwähnte, als Braut geforderte Baulis (Antholog. Palat. VII, 710: εἰς Ἑριννα τῇ Ἑριννῶν, Ἑριννῶν οὐνευαυδῶν), sowie ein drittes Gedicht auf den Tod derselben Baulis (Antholog. Palat. VII, 712: εἰς Ἑριννα τῇ ῥυγαν ἐν τῷ θαλάμῳ τελευτήσανσαν), welches letztere Gedicht von Manchen *) für eine spätere Nachahmung des Anders auf Baulis angesehen wird, ohne genügenden Grund, wie uns scheint: wenn wir auch gleich eine gewisse Ueigleichheit des Charakters in diesen drei kleinen Gedichten, die auch Tacob **) anerkannt hat, indem er die alterthümliche Einsacheit, die in dem ersten Gedichten derselben, in den beiden andern vermisst, nicht in Anrede stellen wollen. Es sind dieselben übrigens in Distichen abgefaßt und in der Aolisch-dorischen Mundart gehalten. Dazu kommen

noch zwei Hexameter, welche unter dem Namen der Erinna, wahrscheinlich aus einem ihrer kleineren Gedichte, von Athenäus (VII. p. 283 D.) angeführt werden **); dem Pompinus, einem Heligen, den Schiffern glückliche Fahrt verkleinenden Fische, wird daran aufgetragen, die geliebte Freundin sicher über das Meer zu geleiten. Endlich wären der Erinna noch zwei andere, auf die Unterwelt bezügliche Hexameter bei Stobäus (Florileg. CXVIII, 4) beizulegen, wenn Schneidewin's Berichtigung Ἑριννῶν dort für Ἑρηνῶν zu lesen (f. Delect. poes. Graec. T. II. p. 323), ihre Richtigkeit hat.

Als ein Gedicht dieser alten Sängerin Erinna, der Zeitgenossin der Sappho, betrachtete man auch früher längere Zeit das schöne, aus fünf Sapphischen Strophen bestehende, Gedicht **), welches Stobäus in dem Abschnitte περὶ ἀνδραγῶν (Florileg. VII, 13. p. 87. Gen. oder p. 204. Gaisf.) aufbewahrt hat, wo in Schom's Handschrift sich der Name auch von Gekner lateinisch wörtlich wiederergebene Baus findet: Μελανὴ ἡ μύλλον Ἑρηνῶν Ἀσπία εἰς Πόμπην. Mag man die Worte: ἡ μύλλον Ἑρηνῶν Ἀσπία, sowie auch das nachfolgende εἰς Πόμπην, was uns keineswegs verdächtig scheint, fassen, wie man will, und entweder als ein unnützes Glossem gänzlich auswerfen, oder als einen irrigen Zusatz eines unmaßigen Grammatikers um so mehr betrachten, als Photius in dem Verzeichnisse der von Stobäus excerpirten Schriftsteller wol eine Melino (Μελανὴ), aber keineswegs eine Erinna nennt (f. Bibl. Cod. CLXVII. p. 115. Bekk.): in jedem Falle kann dieses Gedicht keineswegs ein Product der Freundin der Sappho sein, sondern ist offenbar weit jüngerer Ursprungs, und mag als solches wol das Werk einer uns freilich sonst nicht weiter bekannten Dichterin Melino sein, welche darin die Größe, die Macht und die Herrschaft, sowie das Ansehen der gleich einer Göttin allegirten, allmächtigen Roma, der Tochter des Mars, besingt, und also ein Lobgedicht oder einen Hymnus auf Rom liefern wollte, der wirklich nicht ohne poetische Schönheit ist und von einem kräftigen Dichtergeiste zeugt. Dies ist so klar und so bestimmt darin ausgesprochen, daß man sich in der That nur wundern kann, wie so manche Gelehrte **), zum Theil bloß durch den Wunsch verleitet, der alten Freundin der Sappho, die freilich längst vor Rom's Welt Herrschaft gelebt

21) Die falsche Lesart Κόριννα (statt Ἑριννα), wemach also hier ein Gedicht der Corinna gemeint wäre, hat Walzow (S. 19) wieder in Schom genommen. Richtiger Schneidewin, Delect. poes. Graec. T. II. p. 323. 324. 22) f. Bilder in Grenzer's Melet. P. II. p. 18 sq. Range in dem Act. Monac. II. p. 591 sq. und in dessen kleine Schriften p. 125 sq. ed. Jacob. Bode a. a. D. S. 452 ff. Walzow S. 19—47. Schneidewin in Zeitschr. für Alterthumswissenschaft. 1837. Nr. 25. und Delect. poes. Graec. II. p. 454 sq. 23) f. das Verzeichniß derselben bei Bode a. a. D. S. 21. wo wir die Namen eines Clearius, J. G. Wolf, Stupersius, selbst Baldemar, Appen, A. Schneider, Volger, J. H. Bothe u. A. lesen, denen sich Walzow (der S. 23 eine ähnliche Zusammenstellung auch Bode beifügt) S. 24 noch beigesügt werden kann. Der richtigen Ansicht, die schon Lefebvre u. G. Stephanus, und nach ihnen viele andere Gelehrte ausspreiten (f. bei Bode a. a. D. S. 20, Walzow S. 23), folgen mit vollem Rechte Bilder, Range, Bode und Schneider.

18) So Fabricius, Clearius und Andere. Bode a. a. D. S. 18. Ret. 2. 19) Bode a. a. D. S. 449. Ret. 2. 20) Antholog. Graec. Comment. T. XIII. p. 890 sq.

und gesungen, ein Gedicht zu erhalten, das schon in der Form und Fassung als in späterer Zeit abgefaßt sich darstellt, in dieser Ode ein bloßes Lob der *gouyē*, d. i. der männlichen Tugend oder Mannskraft, oder der Tapferkeit, die hier als Person aufgefaßt und als solche besungen werde, erkennen wollten, während doch solche Personifikationen abstracter Begriffe, wie sie in den späteren Zeiten des Hellenismus und römischen Alterthums wol vorkommen, der älteren Zeit, in der eine Sappho und eine Erinna lebten, durchaus fremd sind. Das für Rom so schmückhafte Gedicht fällt in eine Zeit, wo die Herrschaft Roms schon ausgebreitet war, vielleicht, wie Einige vermuthen, in die Zeiten der Siege des Titus Flamininus in Griechenland, in Folge dessen Griechenland von dem siegreichen Heldenbrun für frei erklärt ward, also um 195—196 v. Chr. Geb., oder vielleicht selbst noch früher, wenn anders Schneidewin's Vermuthung begründet ist, wornach Melinna eine Dichterin aus der Stadt der sangliebenden Lokrer, bei dem epizephyrischen Vorgebirge in Italien, dieses Lied zum Lobe und Ruhme der Römer gedichtet²⁴⁾, als diese sich der von dem Soldaten des Porcius besetzten Stadt bemächtigt hatten, um 469 (465) u. c., also 279 v. Chr. Geb.²⁵⁾. Noch früher, bis zu den Zeiten des ersten punischen Krieges zurückzugehen, scheint uns in keinem Falle zulässig; auch ist das Gedicht keineswegs ein bloßes Fragment oder ein abgerissenes Bruchstück eines größeren zu nennen, sondern ohne Zweifel vollständig auf uns gekommen²⁶⁾, dürfte aber nach seinem Inhalte, d. h. nach der Art und Weise, wie hier die weltberührende Roma besungen und dargestellt ist, einer wol späteren Zeit, als die oben angedeutete, beizulegen sein. Doch selbst zur Begründung einer solchen Annahme, die wir bloß im Allgemeinen nach dem Inhalte zu stellen wagen, nöthige und precise Daten, die sich aus der schönen und ausdrucksvollen Sprache der Ode selbst nicht werden entnehmen lassen. Die mehrfach abgedruckte Ode findet sich mit den nöthigen kritischen, sprachlichen und andern Erläuterungen ausgestattet, aus dem besten abgedruckt an den schon oben angeführten Orten, namentlich bei Welcker, Malow, Schneidewin (Vellei. T. II. p. 455), in Wolfsonade's Poet. lyrica Graec. p. 48, dann auch in Welshorn's Antholog. lyrica (Lips. 1837). p. 68. 124, sowie in Möbius' Anacreontischer Sammlung (Gotha 1826), wo auch, ebenso wie bei Malow (S. 47—67) und Schneidewin (a. a. D. I. S. 323 fg.), die übrigen in der griechischen Anthologie befindlichen Epigramme der Erinna sich finden; desgleichen in der früher erschienenen Schrift von J. Chr. Wolf: Poetiarum octo, Erinnae etc. fragmenta et elegia (Hamburg. 1734), an welche aus neuerer Zeit sich insbesondere die Abhandlungen von Fr. H. Welcker:

De Erinna et Corinna poetriis, nebst dem Anhange: Melinnus, vulgo Erinnae Lesbiae carmen in Romanum, in Greuzer's Metast. II. S. 3 fg., und von Sergius Malow: De Erinnae Lesbiae vita et reliquis Dissertation (Petropoli 1836), die wir öfters angeführt, anführen. Vergl. auch für die ältere Literatur Fabricii Bibl. Graec. T. II. p. 120 sq. Deutsche Übersetzungen der erwähnten Epigramme der Erinna haben A. Ph. Gory in den Anall. S. 51 und Fr. Jacobs: Leben und Kunst der Alten I, 1 (Griechische Blumenlese. 6. Buch. Nr. 2. 12); f. auch F. Richter: Sappho und Erinna, nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poet. Überresten übersezt und erklärt (Dresdenburg 1833). S. 63 fg.

Erinnerung, f. Gedächtniss.

ERINNYES, *Ἐριννύες*, die Zürnenden, später Eumenides, die Günstigen, Gnädigen, bei den Römern Furiae, der Name allegorischer Gottheiten, welche schwere Verbrechen strafen. Die Benennung *Ἐριννύες* wird von dem Arabischen Worte *erinn*, jütten (Paus. VIII, 25) hergeleitet, woraus sich die ältere Form des Namens *ἑριννύς* erklären läßt; f. Brunk ad Aeschyl. Sept. c. Theb. 490. Arabien war daher auch die Wiege ihres Mythos, sowie des ganzen blutigen Opferrituals der Pelasger. Homer nennt bald eine (Iliad. IX, 571), bald mehrer Furien (Iliad. XIX, 259), gedient auch weder ihrer Abstammung, noch einer bestimmten Zahl derselben. Spätere nennen drei Furien; Alecto, Megara und Tisiphone (Apolod. I, 1, 3), wozu Euripides (im Herc. fur. 878) noch eine vierte, Lyssa, gesellt. Aeschylus läßt eine Schar von 50 Furien auf die Bühne treten, sodas zu seiner Zeit die Zahl unbestimmt gewesen zu sein scheint. Desiodos ist der erste, welcher von ihrer Abstammung spricht. Nach Theog. 185 erwuchsen sie aus den Blutstropfen, welche dem von seinem Sohne Kronos entmannten Uranos entlossen. Das war die erste Gewaltthat, die ein Sohn gegen den Vater verübte. Blut war durch ihn geflossen; aus Blut entsprangen daher die Rachegeotinnen, und Blut so forderten sie, wenn ähnliche Unthat begangen wurde; f. Heyne ad Apolod. p. 6. Nun folgen Berichtigtheiten in der Angabe der Abstammung. Aeschylus (Eumen. 419) nennt sie Töchter der Nacht; Sophokles im Hiph der uralten Finsterniß, die Daphische Hymne auf die Eumeniden des Pluto und der Proserpina, Euphorion (Schol. Soph. Oed. Col. 731) Entleibter des Phorcyos, vielleicht von der Medusa. Nach Hygin (Praef. p. 3) waren sie Töchter des Äther und der Erde, also Entleibten des finstern Erchoß, nach Nat. Com. III, 10 wurden sie vom Äther und der Nacht erzeugt. Alle diese Abstammungen symbolisiren ihre furchtbare Natur. Abweichend davon ist die Angabe des Scholiaisten ad Soph. Oed. Col. 42, das sie nach Epimenides (oder Empedokles?) nebst Äpyroden und den Mären von Kronos und der Quonymie erzeugt worden.

Bei den ältesten Bewohnern von Hellas galt die Blutrache, wie bei allen barbarischen Völkern. Das vergossene Blut rief auch bei ihnen um Rache. Doch der

24) Man fügt sich hier insbesondere auf ein Epigramm des Meffis aus Perri, wo die Tochter alter Melinna oder Melinna wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Mutter gepriesen und Automeinna, d. i. Melinna selbst, genannt wird; f. Antholog. Palat. VI, 350 und dazu Welshorn, Antholog. Lyric. p. 124. 25) So Schneidewin a. a. D. der Schriftst. S. 212 fg. und im Vellei. p. 455. Vergl. Welshorn a. a. D. 26) Welcker S. 29. Malow S. 47.

Todtschlag eines Fremden konnte durch das Blutgeld gelöst werden, nicht so Mord eines Verwandten: wer sich dessen schuldig machte, wurde von der Familie des Getödteten überall hin verfolgt, jedem seiner Schritte nachgeführt, bis ihn die Strafe getroffen hatte. Solche Bluträcher repräsentirten zuerst die Erinnen, aber durch die Idee derselben war schon ein Schritt zur bessern Cultur geschehen. Aus der Hand blutigerer menschlicher Rächer war der Vollzug der Strafe in die Hände mächtiger Gottheiten gelegt, die gerecht und unparteiisch richteten. Ausser dem Verwandtenmord kannte das frühere Alterthum noch ein Hauptverbrechen, den Weineid. Sobald die gesellschaftlichen Bande anfangen sich zu knüpfen, erkannte man, daß gegenseitige Treue und Rechtlichkeit eine unerlässliche Verbindung für das Fortbestehen derselben sei. Der höchste Gott Jupiter selbst ward Schützer des Eides; wer diesen brach, beleidigte jenen, und die Furien waren es, denen der Verbrecher zur gerechten Strafe anheimfiel. Als Rächerinnen des Weineides wurden sie daher in den Eidesformeln immer mit genannt und zur Bestrafung des solch Schwörenden aufgeführt. Hesiodos (Op. et D. v. 802) bemerkt, daß die Erinnen am 5. Tage herumwandeln, um den Weineid zu bestrafen. Die Griechen nämlich theilten das Jahr in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen und fügten dann den so entstehenden 360 Tagen noch 5 Schalttage bei. Jeder Monat hatte 3 Deladen zu 10 Tagen und am fünfsten Tage jeder Delade verwalteten die Furien ihr Rächeramt auf der Erde, wesswegen dieser Tag ein ungünstiger war, an dem man kein Geschäft degann oder vollendete. Diese Bestimmung des Jahres geschah aber erst durch Solon, und hieraus ergibt sich, daß jene Stelle bei Hesiodos später eingeschoben worden sein muß. Außer diesen beiden Hauptverbrechen bestrafte die Rachegöttinnen auch noch jeden andern Mord (Iliad. IX, 571), Verletzung der Kindspflicht gegen Eltern (Iliad. IX, 454; Od. II, 135), Verletzung des Gastrechts gegen Schützlinge und Bettler (Odys. XVII, 575), Unehrterdieligkeit gegen ältere Personen (Iliad. XV, 204). Als die Lehre von der Unterwelt und der Bestrafung des Bösen nach dem Tode aufkam, ließ man sie ihre Strafen auch nach dem Tode noch fortsetzen (Iliad. XIX, 260. Od. XX, 78). Sie erschienen aber erst, wenn der Beleidigte den Fluch über den Beleidigten aussprach und sie dadurch zur Rache auffoderte. Eine solche Verwünschung hieß *Apé*, doch bedeutet dieses Wort auch zugleich das angewünschte Unglück. Heyne ad Iliad. XII, 334. Od. II, 59. Iliad. XVI, 512. Bei den Trojanern ward diese *Apé* durch Personification ein mythisches Wesen, eine Göttin des Verderbens und der Rache, eine *Dira*, wie sie die Römer nannten, und ihr Geschäft fiel nun mit dem der Erinnen zusammen; doch unterscheidet Sophokles in der Elektra (110) die *Ara* von der *Erinny*, weil die Verfluchung dem Erscheinen der Rachegöttin vorausgeht. Vergleiche Orph. Argon. 1361, 62. Die Tragiker symbolisirten nun in ihnen die Qualen des bösen Gewissens, und dahin deuten die Schilderungen, welche sie von denselben machen. Sie sind

schlangenhaarig, mit häßlichem, breitgedrücktem Gesicht und hervorstechter Zunge, mit kralligen Fingern, harnpfeinartig, doch unbeflügelt, von ganz schwarzer Farbe und um die Augen blutige Flecken. Durch eine Schär solcher Unholde verbreitete Achillos im Dreesles Furcht und Entsetzen über die Bühne. Dreesles ruft (1045) bei ihrem Anblicke aus:

Sehe, Wägher, jene, die Morgen gleich Schwarz eingetüft, mit Schlangeneinwinden umflochten sind! Ich weile länger nicht. — Das sind gewiß der Mutter grimme Dunde. Apollon, Herrscher! sieh, es wölbt die Nacht, und ihrem Zug! entlauset sich (schweißig Blut!

Apollo warnt sie darauf, seinen Pfeil zu fliehen, damit sie, von ihm getroffen, sich nicht vor Schmerz des schwarzen Menschenblutes entladen und Klumpen des eingesogenen Blutes von sich streuen mögen. Sie erscheinen also gleichsam als gefesselte blutsaugende Vampire. Für solche Ungeheuer, fährt Apollo fort, schicke ich allein die Höhle des blutsaugenden Ewren. Den Vampyrencharakter drückt der Furienchor selbst aus, wenn er R. 255 zu Dreesles spricht:

Dafür, daß du der Mutter Blut verprügelt, Schlaf! sie die reibe geronnene Suppe Die noch beim Leben aus jeglichem Glied.

Deshwegen nennen sie sich auch selbst (354) eine blutträufendes, hassenswürdiges Geschlecht. Wenn sie jähnen, Todesküßte zur ew'gen Seuche auf den Boden.

Das ist denn der Tropfen, der, wenn er fällt, gleich einer bösen Flechte fortkriechend, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubt (771), und hierauf mag sich die spätere Idee stützen, die Furien zu Urbederinnen von Krieg, Seuchen und anderem Unglück zu machen. Virg. Aen. VI, 280. VII, 352.

Im höheren Charakter erscheinen sie später bei Achillos in dem Wehgesang der Furien:

Gerecht zu richten, ist Ergötzen und! Wer reine Hand erhebet, gegen den Schleicht nicht anfer Born. Mutter, die mich gebar, O Mutter Rache! Die zur Strafe mich gebar Der Töden und Lebenden! Öder mich! um den Gewerben schalt Gesang! Wahnsinn, Jertal, Wuth! Der Dymnus der Erinnen! Er erschallet sonder Feir, Fesselt die Seelen, Derret die Sterblichen aus! Es spanm mit diee Sees die mächtige Weira Mit dauerndem Faden: Zu verfolgen den, der mit strevelnd Hand Weidheit beget, Bis blunnter er wöllet unter die Erde, Auch best nicht freil Hochberjüngens färg! ihr verdernd Hoch gemaltigen Fuches Kraft Dem einberwallenden Frevler In den Weg! Wir sind schlaui Wir sind stark! Furchtbar machet in uns Die Erinnerung des Frevels! Sterblicher Flehn erreicht uns nicht!

Wer unter den Sterblichen vernimmt
Sonder Erschrockt, sonder Schre
Die Gewalt, welche von den Göttern
Durch des Schicksals Willen mit ward?
Wurde Werd' ist mein!
Und er wandelt keine Schmach mich an,
Biswohl ich wolte
Unter der Erd' in
Dämmendem Dunkel.

In dieser Stelle sind die Unholbinnen die gerechten Götinnen, welche dem Reinen nichts anhaben, aber wol den Frevel unerbittlich strafen, nicht nur bei seinem Leben, sondern auch nach dem Tode. Der Glaube an Fortdauer und an eine Vergeltung jenseits hat sich nun ausgebildet und die Erinyen selbst wohnen im Dunkel des Erdbos. Sie sind theils jetzt Personificationen einer besser geordneten Gerechtkeitspflege, theils der Qualen des bösen Gewissens, die den Verbrecher unaufhörlich foltern, wofür sie zuerst die philosophische Erklärung, endlich auch der Glaube des Volks nahm. Cic. pro Rosc. Am. c. 24. Als die Blutrache nicht mehr dem Belaidigten, sondern dem Gericht des Areopagos in Athen überlassen wurde, begann der mildere Begriff von gerechten Götinnen, die bei der Strafe des Frevels das Maß nie überschreiten, nur der Bösartigkeit selbst, nicht zugleich der Unschuldige, verfallen ihrem Borne. Neben dem Areopagos hatten sie eine heilige Grotte und Kapelle, zu welcher man, um sie zu ehren, jährlich eine sehr feierliche Procession anstellte, zu der aus den ersten Magistratspersonen zehn *iegonoi* (sacerdotes) gewählt wurden, unter denen sich einst auch Demosthenes befand. Etym. M. v. *iegonois*. Diese Milderung war in dem am frühesten politisierten Athen schon lange vor den Tragikern eingetreten, und so kann denn auch Aeschylus seine Tragödie mit solch einem feierlichen Pomp schließen. Der aus dem Areopag gerichtete Frevel ward das Symbol dieser Stiftung und des milderen Begriffes. Aus Erinyen wurden sie ihm in Eumeniden, in Versöhnte, Günstige, verwandelt und seine Geschichte ward durch 100 Fabeln und Localagen, auch in vielen Gegenden des Peloponnes, wo es uralte Erinyenhaine gab, ausgeschmückt. Athen war auch gewiß der erste Ort, wo sie den Namen Eumeniden führten. Die strafende Gerechtigkeit, *Aien*, konnte jetzt selbst als rächende Furie vorgestellt werden, der kein Frevel entgeht (Mischer-lich zum Horaz T. II. p. 31); auch sind jetzt die Eumeniden im Begriffe mit der Adrastea oder Nemesis innig verwandt; wie diese, tragen sie Sorge, daß Niemand seine Grenzen überschreite; s. *Plut.* De sera num. vind. T. II. Opp. p. 564. In diesem Sinne verschaffen sie dem prophetischen Roffe des Achilles den Mund, damit es nicht zu viel verlinde. *Iliad.* XIX, 418. Als Bluträcherinnen werden sie mit hegenden Dämonen und Jägerinnen verglichen. Siehe darüber die Stellen bei Kuhnertius in Ep. Crit. L. p. 94, ed. 2. Orphichos erklärt T. II. p. 392, 26 *xvra* auch durch *iegonis*. Etwas verschieden aber ist der Gebrauch, wenn sie als Dienerrinnen des Pluto und der Hekate oder am Throne Jupiters sitzend (*Verg.* Aen. XII, 849) *xvris*

genannt werden; s. *d'Arnaud*, De diis *nepheis* c. 28. p. 196. — Vor den gerechten und doch unerbittlich strafenden Eumeniden fühlte der Hellene die höchste Schre und Erschrockt. Der Athener wagte kaum ihren Namen auszusprechen und nannte sie nur *teparai deai*, die ehrs würdigen Götinnen, oder Eumenides, oder *nörrius deivantes*, die Ehrwürdigen mit dem fürchtbaren Blicke. Nur von den Händen freigeborner Jünglinge durften ihnen Opfergaben gebaden werden; bei den Opfern mußte man das tieffte Stillschweigen beobachten und ganz nüchtern sein, auch durfte ihnen kein Wein ausgegossen werden, wiewegen sie selbst *deivos* heißen. — Der alte Begriff von Rächerinnen der Blutschuld blieb nur in so fern stehen, als man glaubte, daß die Mörder in der Unterwelt noch besonders von ihnen gequält wurden. In Athen stiegen sie jetzt durch die Höhle am Areopag *els rois iepois xul xavos xponos rónovs*, nach den unter der Erde befindlichen Orten, also in die Unterwelt, mit der nach dem Glauben jene Höhle in Verbindung stand. Schon in der spätern Dörfce wohnen sie bei der Persphone am Rande der Westwelt; sie vollstrecken nun die Strafen im Tartaros und dienen bei dem Höllentribunal des Minos als Bütel und Senkerinnen. Auf die Oberwelt kommen sie jetzt nur, wenn sie besonders gerufen werden, um Jemandem blutige Mordgedanken oder wilden Wahnsinn einzufloßen. So erscheinen sie im spätern Mythentexte der römischen Dichter von Virgil an. Dramatische Vorstellungen in den Etruskischen Geheimnissen, sagt Böttiger in der *Jurienmaske* x., welchem trefflichen Werke wir noch Ideen entlehnt haben, und die darauf gegründeten Pythagoreisch-Platonischen Visionen (am ausführlichsten im Ariosoph des den Dialogen des Aeschines und im Kataplus des Lucian) streuten den Keim zu Allem aus, was Horaz unter den Fabeln manes begreift und Aristoteles *ta iv áwov* nennt. Als Strafsgöttinnen hießen sie jetzt auch *Horai*. Eigentlich war *horis* das Lösegeld für die ausgeladene Blutschuld, ward nun aber auch von der die Blutschuld eintreibenden Erinyen gebraucht. Als nach den spätern Vorstellungen die Furien ganz in den Tartaros oder an seine Schwelle gebannt waren, unterschied man auch im Sprachgebrauche *Eponis* und *Horai*, so daß der erstere Name von allen Rächergöttinnen, der letztere nur von den strafenden Bluträcherinnen gebraucht ward. Wegen dieses Unterschiedes setzten die Alten oft Erinyen und Pönen neben einander; s. *Hemsterhuis* zu Lucian, *Necyom.* c. 9. T. I. p. 469 und Markland in den Ep. crit. p. 125. Die lateinischen Dichter beobachteten zwar den Unterschied nicht immer, aber daß *iegonis* die Gattung und *Horai* nur die untergeordnete Art bedeute, ersieht man schon daraus, daß alle Ausbrüche und Strafen während der Leidenschaft schon früh dadurch angedeutet werden. Bereits Sophokles braucht es in dieser oft biblischen Bedeutung, s. *B.* *Oedip.* Col. 1299, Trachin. 895; so auch in einem Drama bei Lucian in *Peregrin.* c. 30. T. III. p. 352. Endlich bedeutet es auch jede rächende Strafe; s. *Valois* ad *Eureb.* Hist. Eccles. III, 6. p. 46.

Von der Idee als Menschenjägerinnen gingen die

Bildner aus und stellten sie als die schönsten Jagdnympfen dar, die nur durch den hohen Ernst ihrer Miene, durch Fadel, Dolch und ähnliche Attribute ihre Bestimmung ankündigten. Die großste Schilderung der Dichter ward also in der griechischen Kunst nicht ausgedrückt, und Pausanias (I, 28) sagt daher ausdrücklich, daß man sie nicht scharf gemalt habe und daß von allen Attributen der Tragiker bei ihnen sich nichts vorfinde.

Die Erinnyen hatten einen Tempel zu Karynia, einer der zwölf Städte Achaia's, der Sage nach vom Diktios gebaut; in diesem soll jeder Missethater, der ihn betrat, rasend geworden sein. In Attika hatten sie zwei Kapellen. Die eine war zu Kolonos mit dem berühmten Furiesbaine. Von diesem sagt der Sophokles der Wanderer zu Odyss: Diesen Ort darf Niemand betreten, Niemand bewohnen, denn hier haufen die furchtbaren Götinnen, die Töchter der Erde und der Nacht, die Alles schauenden Eumeniden. Mache von dieser Stelle, denn du betriffst einen Ort, den zu betreten nicht erlaubt ist. Denselben Hain nennt nachher der Chor den unzugänglichen der unbeflegbaren Jungfrauen, die wie zu nennen zittern. Die andere Kapelle war, wie schon erwähnt, auf dem Areopagos und hatte zur Seite die berühmteste Grotte. In ihr war ein Äxyl für Sklaven und Bedrängte, wie aus den scherzhaften Anspielungen des Kriophanes (Equit. 1312; Thesmoph. 231) erhellt. Überhaupt spielten die Eumeniden in der gottesdienstlichen Liturgie der Athener eine wichtige Rolle. Sie werden neben Zeus Soter und Apollo genannt; angebende Jünglinge und jeder Bräutigam brachten ihnen Opfer. Athen war im Alterthume die eigentliche Schutzstadt der Eumeniden, daher auch der Müttermörder Nero es nicht wagte, nach Athen zu kommen. *Diod. 63, 14. p. 1037.* — Im Odyss des Sophokles findet man auch eine classische Stelle über die Art der Opfer, die man diesen Götinnen darbrachte. Vers 466 rath der Chor dem Odyss ihnen Sühnopfer zu weihen. Er soll zuerst mit reinen Händen heiliges Wasser aus der Quelle schöpfen, dann den Rand und die beiden Handhaben der drei mit diesem Wasser gefüllten Kelche mit frischgeschornen Wolle eines jungen Lammes beträufeln, unter das Wasser Honig, aber keinen Wein mischen und nun, gegen Osten geteilt, die Kelche auf den grünen Rasen ausgießen. Sobald die Erde dieses Wasser getrunken, solle er 27 Zweige eines Baums darauf streuen, zu den Götinnen heimlich und mit verschlossenem Munde beten, daß sie mit gnädiger Brust sich seiner erbarmen mögen, dann aber fortgehen, ohne sich umzukehren. — Mehrere Pflanzen waren den Erinnyen heilig, unter andern Narzissen, Ibern, Erlen, Wachholder und Esplan. — Bei den Epätern bekommen die einzelnen Furien bestimmte Geschäfte. Megära ruft Muth und Mordlust, Aletto den verderblichen Krieg und Tisiphone anstehende Seuchen hervor. (Richter.)

ERINNYs, die Bäumeide; Beiname der Geres in Arkadien. Pausanias (VIII, 25, 4) gibt als Ursache dieses Beinamens den Mythos von der Verbindung der Göttin mit Poseidon an. Als Geres, sagt er, umherir-

rend ihre Tochter suchte, verliebte sich Neptun in dieselbe und suchte seine Wünsche zu erreichen. Aber sie verwandelte sich in eine Stute und weidete unter den andern Pferden bei Entos. Doch Neptun ließ sich nicht täuschen, nahm die Gestalt eines Rosses an und gelangte zu seinem Ziele. Anfangs fürnte sie darüber, ließ sich aber dann besänftigen und badete sich in dem Flusse Kabon. Von ihrem Büren bekam sie nun den Namen Erinny's, vom Baden aber den Namen Eusia. In Entos, in der Nähe von Aethusa, hatte sie als Erinny's einen Tempel, in demselben ihre Bildsäule theils aus Holz, theils aus Marmor, in der Finken den myserischen Kasten, in der Rechten eine Fadel. Die Frucht der Umarmung des Neptun war eine Tochter, deren Name den Ungeweihten verborgen blieb, nämlich die Despoina der Myserien, und ein Pferd Arion, weiß mit meerblauer Mähne, das schnelle Ross des Adrafos, das aber vom Antimachos auch für einen Sohn der Erde ausgegeben wird. Diese Mythos der Aethusaer erzählt auch die Phigalier, wollten aber nicht von der Geburt eines Pferdes, sondern nur von der der Despoina wissen, wie Pausanias (VIII, 42) meldet, Geres habe aus Zorn gegen Neptun und auch wegen des Raubes der Tochter getrauert, ein schwarzes Gewand angelegt und sich in eine Höhle verborgen, bis Pan ihren Aufenthalt entdeckt und dem Jupiter verrathen habe, der sie nun durch die Porzen bereben ließ, ihre Trauer aufzugeben. Die Höhle wurde von den Phigalier der Geres geweiht und eine Bildsäule von Holz hineingelegt. Sie war sonst weiblich, hatte aber einen Pferdehals mit Mähne, an dem auch Bilder von Schlangen und andern Thieren zu sehen waren, und hielt in der einen Hand eine Zaube, in der andern einen Delfin, wie Kreuzer (Symb. II, 599) bemerkt. Der menschliche Theil des Körpers war bis auf die Hüfte mit einem engen Gewande bedeckt, das ihre schwarze Trauerkleidung vorstellen sollte. Deswegen nannte man sie die schwarze Geres. Dieses alte Schnitzbild ging aber durch Feuer verloren und erst lange nachher ließen die Phigalier, von der Göttin durch Hunger gekraft, auf Befehl des Drakels eine neue nach dem Muster der alten fertigen. Pan brachte dieser Geres keine blutigen Opfer, sondern Baumfrüchte, Weintrauben, Honig und frischgeschornen Wolle. Diese Bildsäule war zu der Zeit des Pausanias auch nicht mehr vorhanden. — Daß der ganze Mythos und die auf denselben sich beziehenden Bilderorte symbolisch sind, ergibt sich von selbst. Neptun, der Meeresgott, will die Geres, das Arkadische Land gewaltigen und es gelingt ihm. Es scheint, daß man dadurch ähnliche Erscheinungen, wie in Attika durch den Mythos vom Streit des Neptun und der Minerva, habe anzeigen wollen, nämlich Einbrüche des Meeres in das Land. Geres fürnt und trauert, doch sie besänftigt sich wieder, der Meereseinbruch hat weniger geschadet, als man fürchtete; das Land geht aus den Fluthen wieder hervor und ist befruchtet. Der andere Mythos von der schwarzen Geres in der Grotte der Phigalier könnte sich auf den Jahres- und Mondlauf beziehen. Im Winter trauert die

Erde und sitzt in der finstern Höhle, lebet aber nach dem Ende desselben wieder zum Lichte des Frühlings zurück, die Göttin ist also mit den Bewohnern des Olymps wieder versöhnt. Aber die sich versinkende Ceres ist der seiner Conjunction mit der Sonne sich nähernde Mond. Er wird immer dunkler, bis er ganz verschwunden und den feindlichen Mächten zur Beute wird, doch Jupiter läßt ihn durch die Parzen, die gleichmäßige Ordnung der Zeitbewegung, wieder zum Lichte führen und sein finsternes Antlitz erheitert sich aufs Neue. (Richter.)

ERINNYSCHE INSELN, werden von dem Dichter der Dyrheischen Argonautika in die Nähe von Jernis (Hibernia) gesetzt; von diesen Inseln mußten die Schiffer sich durchaus entfernt halten, wenn sie ihren Untergang vermeiden wollten; längs der Küste von Jernis bingegen segelten sie ohne alle Gefahr hin*).

(Ferdinand Wächter.)

ERINUS. Diesen alten griechischen Namen vergab Linné an eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Einnischen Classe und aus der Gruppe der Gratiolen der natürlichen Familie der Scrophularinen. Char. Die Blüten dreien- oder traubenförmig, mit Stüßblättern versehen; der Kelch fünftheilig, regelmäsig; die Corolle unterseits fadenförmig, fast regelmäsig, mit cylindrischer, langer Röhre, offenstehendem, fünftheiligem Saume und umgekehrt-herzförmigen, ausgerandeten oder gespaltenen Lappen; die Staubfäden kurz; der Griffel fadenförmig, mit geknöpfter Narbe, die Kapself ablang, zweifächerig, zweifachig, vielstämig, bei der Reife sind die Klappen halbkugelförmig, der zusammengebrückte Rutenfaden in der Mitte. Es sind 15 Arten bekannt, welche, mit Ausnahme einer europäischen, alle im südlichen Afrika, als Sommergewächse, pfeffernde Kräuter, Staudengewächse oder kleine Sträucher einheimisch sind. Die europäische Art, *Er. alpinus* L. (Gärtner, De fruct. t. 55. Schfzbr., Handb. t. 176. Bot. mag. t. 310. Bot. cab. t. 969. *Ageratum Dalechampi*, Tournefort Inst. t. 422), ein niedliches, spannenhohes, behaartes, rasenbildendes, pfefferndes Kraut mit spitzförmigen, tief gesägten Blättern und schlaffen, rosenroth-violetten, selten weissen Blütentrauben, wächst auf steilen Alpenrücken in Mitteleuropa, blüht im ersten Frühjahre und ist, wie nach dem teutschen Namen, Leberbalsam, zu vermuten steht, als Heilmittel benutzt. — Die Pflanze, welche die Alten Erinus nannten (*ἱριος Dioscorid.* Mat. med. IV, 29, erineon *Plin. II. N. XXIII, 65*) ist, nach Gab. Colonna's Vermuthung, *Campanula Rapunculus* oder *C. Erinus* Linn.

(A. Sprengel.)

ERIOBOTRYA. Eine von Endler (in den Transact. of the Linn. soc. T. XIII. p. 102. t. 8) aufgestellte Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der zwölften Einnischen Classe und aus der Gruppe der Paeonien der natürlichen Familie der Rosaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, mit ovaler Röhre und fünf-

spaltigem Saume; die Corollenblättchen spitzförmig, ablang, offenstehend; die Staubfäden im Rachen des Kelches eingefügt, aufrecht; fünf (selten drei) stehenbleibende, unterhalb dartige Griffel; die Apfelsucht geschlossen, wollig, drei- oder fünfächerig; in jedem Fache ein knoschenartiger Same. Die sechs bekannten Arten sind Bäume oder Büschchen mit filzigen Zweigen, einfachen, gesägten, unterhalb meist wolligen Blättern und am Ende der Zweige stehenden, zusammengefügten, wolligen Blütenstrahlen (daher der Gattungsname: *ἱριος*, Traube, *ἱριος*, Welle). Die am längsten bekannte und in Europa am häufigsten cultivirte Art ist: 1) *Er. japonica* Lindl. (l. c. *Mespilus japonica* Thunberg, Jap. 206. Ventenat, Malmais. t. 19. Bot. reg. t. 365. *Crataegus Bibas Loureiro* cochinch. ed. Willd. l. p. 391), in Japan und China, wo dieser mäsig große Baum mit weissen Blumen und edlern Früchten *Pi* — *pa* heist. 2) *Er. elliptica* Lindl. (l. c. *Mespilus Cula Hamilton*, Don, Prodr. fl. nep. 238) in Nepal; 3) *Er. cordata* Lindl. (l. c. *Mespilus lanuginosa Ruiz et Pavon*, Fl. per. t. 425. f. l. *Crataegus ferruginea Humboldt*, Bonpland et Kunth, Nov. gen. VI. p. 167) auf dem Berge Tunguragua in Euito; 4) *Er. obtusifolia Candolle* (Prodr. II. p. 632. *Crataegus obtusifolia Pers.* l. c. *Osteomeles Persoonii Kunth* l. c.) in Peru; 5) *Er. glabrata* (*Osteomeles glabrata Kunth* l. c. p. 166. t. 553) in den Gebirgsröhren von Popayan; 6) *Er. latifolia* * (*Osteomeles latifolia Kunth* l. c. p. 167. t. 554) in den peruanischen Gebirgsröhren.

(A. Sprengel.)

ERIOCALIA. So nannte Smith eine Pflanzengattung (aus der zweiten Ordnung der fünften Einnischen Classe und aus der Gruppe der Saniculen der natürlichen Familie der Umbelliferen), welche Labillardiere zwar etwas früher unter dem Namen *Actinotus* bekannt gemacht, aber nicht genau charakterisirt hatte. Char. Die Kelchröhre eiförmig, am Schluße zusammengezogen, der Saum mit fünf oval-ablangen Lappen; keine Corolle; die Staubfäden den Kelchlappen gegenüberstehend; zwei an der Basis verdicke und zottige, an der Spitze borstige Griffel; die Frucht eiförmig, zottig, fünftheilig, mit den Kelchlappen gekrönt. Die beiden bekannten Arten *Er. major* Sm. (Exot. bot. II. p. 37. t. 78. *Actinotus Helianthi Labill.* Nov. holl. I. p. 67. t. 92) und *Er. minor* Sm. (l. c. t. 79. *Actinotus minor Candolle*, Prodr. IV. p. 83), sind an der Ostküste Neuholands einheimisch, aufrechte, ästige Sommergewächse mit abwechselnden, gestielten, halbgelbten Blättern, einfachen, vielblüthigen, knospenförmigen Dolben und vielblüthiger, strahlenförmiger Dolbenhülle, welche länger, als die sehr kurz gestielten Blüthen ist. (A. Sprengel.)

Eriocalyx Nees, f. *Aspalathus*.

Eriocarpa Cass., f. *Montagnaea*.

ERIOCAULON. Diese von Gronovius (Fl. virg. 14) aufgestellte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 21. Einnischen Classe bildet nebst *Hyphydra Schreber* und *Philodice Martius* eine eigne kleine

17*

*) Vgl. Manert, Geogr. der Gr. und Röm. 2. Th. 2. p. 8. 3.

Gruppe der natürlichen Familie der Restiaceae. Char. Der Blütenhofs androgynisch, mit einblumigen Schuppen, von denen die äusseren oft leer sind und eine Hülle bilden; die Blumendecke ist doppelt, drei- oder sechsblättrig; die männlichen Blüten stehen in der Mitte und haben einen dreiblättrigen Kelch, dessen Fellen spateelförmig sind, eine trichterförmige Corolle und drei, selten vier Staubfäden mit zweifächerigen Anthren; die weiblichen Blüten sind perispermisch und haben einen dreiblättrigen Kelch, eine dreiblättrige oder feine Corolle und einen dreiblättrigen Griffel mit gespaltenen Fellen; die Kapself ist dreifächerig, dreisamig. Als Untergattungen und Synonyme gehören hieher: *Dupatya Arabida*, *Nasmythia Hudson*, *Randalia Petiver*, *Sphaerochloa Pativr*, *Leucocephala Roxburgh* und *Paepalanthus Martius*. Es sind gegen 50 Arten bekannt, von denen zwei Drittheile auf das tropische America, von den übrigen die Hälfte auf das nördliche Nordland, mehrere auf Nordamerika, das tropische Asien, die südafrikanischen Inseln, und nur eine auf Europa kommen. Die hiesigen gebirgigen Kräuter sind perennirende, fienartige Stumpfpflanzen mit linealiförmigen, etwas fleischigen, an der Basis scheidenförmigen Blättern und meist blattlosem Blütenhofs, welcher bei der zuerst von Gronov beschriebenen Art (*Er. villosum Michaux*) zottig ist (daher der Gattungsname: *σαῖλος*, Schaß, *ἰσος*, Wolle). Die europäische Art ist *Er. septangulare Withering* (Arrang. of brit. pl. Engl. bot. t. 733), ein kleines Pflänzchen mit gestreiftem Blüthenhofs, welcher um Vieles länger ist, als die lanzett-linealiförmigen Blätter, mit vielblumigem Blütenknöpfchen und gewimperten Blüthen. Findet sich allein auf der Insel Skye an der Westküste Schottlands. (A. Sprengel.)

ERIOCEPHALUS. Diese zuerst von Pluquet so benannte, dann von Linné genauer charakterisirte Pflanzengattung gehört zu der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Natiäen der natürlichen Familie der Compositae (Senecionideae Anthemideae Erioccephaleae Candolle). Char. Der gemeinschaftliche Kelch doppelt: der äussere, glockenförmige besteht aus vier oder fünf eiförmigen freien Schuppen, der innere aus mehreren, unter sich verwachsenen, ausserhalb wolgigen Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtknoten ist mit Spreublättern bedeckt; der Blütenhofs besteht aus 10—15 Blüthen, von denen die des Strahls weiblich und meist bandförmig, die der Scheibe röhrenförmig und fünfzählig sind; die Achenien sind zusammengesetzt, ohne Krone (*Gärtner, De Fruct. t. 168*). Die 22 bekannten Arten (zu denen auch die Gattungen *Monochlaena*, *Cryptogyne*, *Microgyne*, *Brachygyne*, *Selenogyne*, *Siphogyne* und *Sienogyne* gehören) sind südafrikanische, sehr äsige Sträucher mit abwechselnden oder gegenüberstehenden, linealiförmigen, etwas biden, ungetheilten oder an der Spitze dreispaltigen, meist behaarten Blättern und fast kugelförmigen, gestielten, einzeln oder trauben- oder bodenförmig zusammensetzenden, nach dem Verblühen mit weislicher oder röthlicher Wolle dicht bedeckten Blütenknöpfchen (da-

her der Gattungsname: *σαῖλος*, Kopf, *ἰσος*, Wolle). Die bekannteste, auch in europäischen Gledhäusern nicht selten cultivirte Art ist *Er. sericeus Gaudichaud* (Herb., *Cand. Prodr. VI. p. 145*, *Er. africanus Burmann*, *Prodr. 25* nicht *Linn.*, *Lamarck*, *Illustr. t. 717 f. 1.?*), ein immergrüner, 3—4 Fuß hoher Strauch mit linealiförmigen, seidenhaarigzottigen, ganzrandigen oder dreispaltigen Blättern und einblumigen, traubenförmigen, weissen Blüten. — Die von Rallant *Erioccephalus* benannte Gattung stimmt mit *Cirsium Tournef.* überein. (A. Sprengel.)

ERIOCHLOA. Eine von Rob. Brown gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Aethusen der natürlichen Familie der Dactyliden. Char. Die fünf Blumenblätter rachenförmig: das oberste gewölbt, die inneren, unteren kleiner, die untersten nagelförmig, abwärts gebogen; das spornlose Lippen nagelförmig, behaart (daher der Gattungsname: *χιλος*, Lippe, *ἰσος*, Wolle); das Befruchtungsgewölbe baldbreitrand mit endständiger Antere und breiten Klappen der Kappe; vier mehrlappige Pollenmassen. Die einzige Art, *Er. autumnale R. Br.* (*Prodr. fl. nov. holl. Endlicher*, *Iconogr. t. 6*, *Epipactis cucullata Labillardiere*, *Nov. holl. t. 211. f. 2*) ist ein neuseeländisches, einfaches, einblumiges Kraut mit zwei scheidenförmigen Blattrubimenten und röhrlcher Blume. (A. Sprengel.)

ERIOCHLAENA. (*Eriolaena*). Eine von Canadose (*Mém. du Mus. X. p. 102. t. 5*) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 16. L. Cl. und aus der natürlichen Familie der Bittneraceen. Char. Die Blüthenhülle fünfblättrig, kürzer als der Kelch; mit zwei inneren kleineren und drei äusseren größeren Blättern; der Kelch fünftheilig; fünf nagelförmige Corollenblätter, welche kleiner als der Kelch sind; die Staubfäden säule von unten bis oben mit Antheren bedeckt; der Griffel zottig, mit mehreren, zu einem Knöpfchen vereinigten Narben; die Frucht unbestimmt. Die einzige Art, *Er. Wallichii Cand. (l. c.)* ist ein ostindischer Baum mit bekrümmten Zweigen, gestielten, herzförmigen, langzugespitzten, gezähnten, oben fein-, unten zottig-behaarten Blättern, zottigen, einblumigen Blüthenstielen und wolliger Blüthenhülle (daher der Gattungsname: *χλαίνα*, Dberleid, *ἰσος*, Wolle). *R. Sprengel* (*Syst. veg. III. p. 123*) hat *Pterospermum semisagittatum Roxburgh* als zweite Art hieher gezogen. (A. Sprengel.)

ERIOCHLOA. So nannte Kunth eine Pflanzengattung (aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Paniceen der natürlichen Familie der Gräser), welche Trinicus und Linné mit den Gattungsnamen *Helopus* und *Oedipachne* bezeichneten und andere Auctoren zu *Piptatherum*, *Paspalum* und *Milium* rechneten. Char. Die Blüthen bilden einseitige Ähren und sind mit einer Hülle sternförmig beiamenschender Haare versehen (daher der Gattungsname: *χλόα*, Gras, *ἰσος*, Wolle); der Kelch zweiföhlzig, zweiblumig, länger als die Corollen; die obere Corolle herm-

apophytisch, zweispelzig, mit meist pfriemenförmiger unterer Spelze; die untere Corolle meist einseitig, eingeschlechtig; die elliptische Karyopse mit den Corollenspelzen bedeckt. Kuntz (Revis. des Gram. p. 30, 203 und 586) zählt zwölf Arten hierher, welche, mit Ausnahme einer im südlichen Rußland und einer in Japan einheimischen Art, alle zwischen den Wendekreisen wachsen. *J. B. Er. distachya Humboldt, Bonpland et Kunth* (Nov. gen. l. p. 78. t. 30) am Drenodo, *Er. polystachya Kunth* (l. c. p. 79. t. 31) in Quito, und *Er. villosa Kunth* (Rev. p. 203. t. 13. *Psychasium villosum Thunberg*, Fl. jap. p. 45. t. 8. *P. distichum Houttuyn*, Pflanzenf. 12. t. 89. f. 4. *Helopus villosus Nees*, Fl. bras. p. 17) in der Gegend von Nagasaki (Japan). (A. Sprengel.)

ERIOCHRYSIS. Eine von Palisot de Beauvois aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten einseitigen Classe und aus der Gruppe der Andropogonen (Sacharinen) der natürlichen Familie der Gramineen. Char. Die Blüthen stehen in ährenförmigen Rispen; der Kelch ist zottig, leberartig, unbereifert, zweispelzig, einblumig; die Corolle kleiner als der Kelch, zweispelzig, mit ungleichen, unbereiferten Spelzen; zwei dreizählige Schüppchen stehen unter dem geschälten Fruchtknoten; die Karyopse glatt, zugespitzt. Die einzige Art, *Er. cynensis P. B.* (Agrostogr. p. 8. t. 4. f. 11), ist ein schönes, in Westindien und Südamerika einheimisches Gras mit gegen drei Fuß hohem, gestreiftem, unbehaartem Stängel, zottigen Blättern und gedrungener, goldgelb zottiger Blütenrispe (daher der Gattungsname: *χρῆσις*, Goldbleib, *ἰσος*, Wölle). (A. Sprengel.)

Eriocladium Lindl., f. Gonospermum.

Eriocline Cass., f. Osteospermum.

Eriocoma Kunth, f. Montagnea.

Eriocoma Nutt., f. Stipa.

Eriocoryne Wall., f. Frolovia.

Eriocyela Lindl., f. Seseli.

Eriodaphne Nees, f. Persea.

ERIODENDRON. Diese von Candolle (Prodr. l. p. 479) aus Bombax *Erianthos Casca* und *B. pentandrum L.* (f. d. *A. Bombax*) gebildete Pflanzengattung unterscheidet sich nur durch etwas abweichende Bildung der Antheren, indem nämlich die oberhalb in fünf Bündel getheilte Staubfäden auf jedem dieser Bündel scheinbar nur eine, in der That aber zwei oder drei linienförmige oder gebundene Antheren trägt. Sehr gute Abbildungen von Eriodendron hat Martius (Nov. gen. l. t. 96—98) gegeben. (A. Sprengel.)

Erioderma Fée, f. Peltigera.

ERIODES, eine von Idor Geoffroy in den Mémoires du Muséum, T. XVII. p. 160—164 aufgestellte Affengattung, der er *Ateles hypoxanthus Kuhl.* = *E. tuberosus Geoffr.*, *Eriodes hemidactylus Geoffr.* (ebenfalls ein *Ateles*) und *At. arachnoides auct.* rechnete. Dieses Genus ist von andern Naturforschern nicht angenommen worden. (Streubel.)

Eriodesmia Don, f. Erica.

ERIODON, Spinnengattung aus der Familie der Mygalidae (f. d. Art.), welche von Latreille auch mit den Namen *Tetracnemones* oder *Territelae* belegt worden sind, je nachdem die Anwesenheit von vier Lufschlägern oder Lungenfäden, oder die Lebensweise der Mitglieder in Erdböhrern, welche sie mit ihren Geweben überziehen, als Benennungsgrund angesehen wurde. Latreille theilt diese Familie nach der Richtung des beweglichen Endgliedes der Kiefer in zwei Gruppen; bei der ersten schlägt sich dasselbe nach Unten um, bei der zweiten dagegen nach Innen. Diese letztere Lage ist auch allen übrigen Spinnen eigen, und es bilden mithin die Mitglieder der zweiten Gruppe einen Übergang von den Mygaliden zu den anderen Spinnenfamilien. Die Gattung Eriodon gehört der ersten Gruppe, also den typischen Mygaliden, an, unterscheidet sich aber mit mehreren andern Gattungen von Mygale durch die Bildung ihrer accessoirischen Mundtheile oder Unterkiefer. Bei den echten Mygalis ist nämlich dieses Organ bloß aus sechs einfachen, cylindrischen Gliedern zusammengesetzt, und das schlaffe, schiefe abgestufte Grundglied vertritt die Stelle des Kiefers; bei Eriodon aber ist das Grundglied nach Oben und Innen kieferartig erweitert, und der dadurch fünfgliederige Zaßer sitzt am Grunde der äußeren Seite dieses Kiefers auf einem besondern Böcker. Auch diese Bildung ist eine Annäherung an die Form der übrigen Spinnen, und man kann hiernach Eriodon als ein anderes Zwischenglied zwischen den echten Mygaliden und übrigen Spinnen betrachten. Außer Eriodon gehört zu der bezeichneten Gruppe noch *Atypus Latr.* (f. d. Art.), welche Gattung von Eriodon durch die Jungengründung und Augenstellung verschieden ist. Ihr gehört die im südlichen Frankreich einheimische Araña picea Sulzer's (Atyp. Sulzeri Latr.) an, welche der Repräsentant der unechten Mygaliden in Europa ist. Eriodon Latr. (Gen. Cr. et Ins. l. 85) hat eine lange, gerade, zwischen den Unterkiefern hervorragende Zunge und acht über das vordere Ende des Cephalothorax in dieser Weise



vertheilte Augen. Die einzige bekannte Art: *E. occatorius Latr.*, wird einen Zoll lang, ist schwärzlich und bewohnt Neuholland. (Burmeister.)

Eriogaster, f. Phalaena Bombyx (lanestris).

Erioglossum Blum., f. Sapindus.

ERIOGONUM. Eine von Michx. (Fl. bor. am. l. p. 246. t. 24) aufgestellte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der neunten einseitigen Classe und aus der natürlichen Familie der Polygoneen. Char. Die Blüthen büschelförmig, in einer glodenförmigen Hülle stehend; der Kelch fast glodenförmig, schüsselförmig; mit stumpfen Zähnen, von denen die inneren etwas größer sind, als die äußeren; keine Corolle; haarfeine Staubfäden, welche länger sind als der Kelch, mit eiförmigen Antheren; drei fadenförmige Narben, fast ohne Griffel; das Achänen dreikantig, ungesügelt. Es sind fünf Arten bekannt: *Er. tomentosum Mx.*, *Er. flavum Prater*

(*Er. sericeum Pursh*), *Er. latifolium Smith*, *Er. parvisolium Smith* und *Er. paucifolium Pursh*, welche als kleine Kräuter im südlichen Theile von Nordamerika wachsen. Die verbreitetste Art, welche sich in den Rothholzwäldern von Carolina, Georgien und Neuspanien findet, *Er. tomentosum Mx.* (*l. c.* *Chrysosplenium oppositifolium Walter*, Carol., *Espinosa verticillata Lagasca*), ist ein Kraut mit gegliedertem, wolligem (daher der Gattungsnahme *γῶν*, Knie, Kniebügel, *γῶν*, Wölle), aufrechtem, gablig-stängigem Stengel, (spatelförmigen unteren und abhangigen, dreizähligen oberen Blättern und blas grünlich-gelben, einzeln und ungefielt in den Blattachseln stehenden Blütenbüscheln. (*A. Sprengel*.)

Eriogynia Hook., f. Lütkea.

Eriolaena Cand., f. *Eriochlaena*.

Eriolepis Cand., f. *Cirsium*.

Erioleuca Cand., f. *Trembleya*.

Eriolobus Cand., f. *Pyrus*.

ERIMYS. Obgleich das unter dem Namen Chinilla rühmlichst bekannte Pelzwerk schon seit langer Zeit in großer Menge nach Europa gekommen ist, so hatte man doch nie einen ganzen Bälz und noch viel weniger einen Schädel erhalten können, weshalb die Zoologen nicht wußten, was sie aus dem ihnen unbekannten Thiere machen sollten. Endlich auf vielfältige und laut gewordenen Klagen der Naturforscher, welche die Frage, zu welcher natürlichen Gruppe das betreffende Thier gehöre, wie das böse Gewissen plagte, wurden erst vor ungefähr zehn Jahren einige Schädel und lebendige Thiere nach Europa gebracht.

Hawkins in seinem Voyage in the South-Sea (London 1622) scheint zuerst dieses Thieres unter dem Namen *Ardilla* erwähnt zu haben. Er vergleicht es mit einem Eichhörnchen und rechnet das Fell zum echten Pelzwerk. Alfonso de Doalla erzählt in seiner *Historia de regno chilensi* (1646): die *Ardas* (Eichhörnchen) finden sich nur im Thal von Quasco, hätten eine aschgraue Farbe und ein wegen des feinen Pelzes sehr geschätztes Fell, welches nichts anderes als das von der Chinilla ist. Nach Witaura hat die *Arda* die Größe einer Katze, eine aschgraue, zarte Wölle und wird allein in der Provinz Copiapo gefunden; davon verschiedenes ist die Chinche, dessen weicher Pelz zu Bettdecken verarbeitet wird. Der Erste jedoch, welcher das Thier zoologisch behandelt hat, ist Molina (in seiner 1786 erschienene Naturgeschichte von Chili S. 287): er nennt es *Mus laniger*, *Chinilla* gibt von ihm an, es habe vorn vier, hinten fünf Beinen und theilt dann noch mit: es werde wegen seiner äußerst feinen Wölle, womit es statt der Haare bedeckt ist, sehr geschätzt; diese Wölle sei so fein wie die Fäden der Spinnen, aschgrau von Farbe und so lang, daß sie gesponnen werden könne. Die Körperlänge betrage sechs Zoll, der Schwanz sei mittelmäßig mit weichem Haar bedeckt, die Ohren klein und spitzig, die Schnauze kurz und die Zähne wie die der Ratte. Das Thier wohne unter der Erde in den nördlichen Gegenden von Chili und halte sich gern mit andern seiner Art gesellschaftlich zusammen, nähere sich von

Zwiebeln und Zwiebelgewächsen, die häufig in diesen Gegenden wachsen, welche zweimal jährlich fünf oder sechs Junge und werde so zahm, daß es nicht bafse oder zu entfliehen suche, wenn man es in die Hände nimmt, sondern gern geschmeichelt zu werden scheine. Setze man es z. B. in den Schoß, so bleibe es ruhig und still sitzen, wie wenn es in seinem eigenen Lager wäre; da es an sich sehr reinlich wolle, so dürfe man nicht fürchten, daß es die Kleider beschmutze oder ihnen einen üblen Geruch mittheilen werde, weil es nicht so rieche, wie andere Mäuse. Es konnte deshalb in den Häusern ohne alle Unbequemlichkeit und mit wenigen Kosten, die durch den Ertrag seiner Wölle reichlich ersetzt werden würden, gezogen werden. Die alten Einwohner von Peru, weit erfinderischer als die heutigen, hätten aus dieser Wölle kostbare Bettdecken und prächtige Stoffe verfertigt. Außer dieser Species (*Chinilla*) sei noch eine andere, größere, *Ardilla*, vorhanden, die aber in den mehr nördlichen Provinzen vorkomme und er (*Molina*) nicht gesehen habe. — Schmittmeyer (*Travels into Chile*, London 1824) unterscheidet ebenfalls eine kleinere und eine größere *Chinilla*. Die *Chinilla* sei eine Feldmaus mit wolligem Fell, lebe unter der Erde und fresse vorzüglich Zwiebeln. Die größere Art sei in Peruern zu Hause, die kleinere in Chili; jene habe ein rauheres Fell und sei nicht immer so schön von Farbe. Junge Leute fangen sie in der Nähe von Coquimbo und Copiapo mit Hundebanden und verkaufen sie an Handelsleute, welche sie nach St. Jago und Valparaiso bringen, von wo sie weiter ausgeführt werden. Die Felle aus Peru kommen nach Lima und von da nach Buenos-Ayres. Durch den ausgebreiteten Handel würden diese Thiere bald gänzlich ausgerieben sein. Nachdem durch solche Mittheilungen der Reisenden, wie durch den Pelzhandel, der Name der *Chinilla* genugsam bekannt geworden war und nach Molina's unrichtigen Angaben lange genug als *Mus laniger* und dann als *Cricetus laniger* in den Systemen figurirt hatte, zog sie mit einem Male die ganze Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich. Reichenstein hielt es zuerst (1829 in seiner Darstellung neuer oder wenig bekannter Säuger, 6. Heft) für nöthig, eine wissenschaftliche Beschreibung der *Chinilla*, aus welcher er die Gattung *Eriomys* bildete, bekannt zu machen. Die Beschreibung und Abbildung mußte jedoch nach einem Felle ohne Schädel und mit sehr zusammengedrumpften Beinen angesetzt werden, weshalb das Geschlecht nicht angegeben werden konnte und der kleine Daumen der Vorderfüße wie die Außenseite der Hinterfüße übersehen wurden. Im J. 1827 brachte Pennant von Coquimbo einen Schädel und ein lebendes Individuum; jenen übergab er dem Akademiker in Plymouth und das Thier schenkte er der Lady Knighton. Dieses hatte er neun Monate gehabt. Als er es erhielt, war es halb ausgewachsen und bekam endlich die Größe einer Ratte, mit der es viel Ähnlichkeit gehabt haben soll. Die Ohren waren groß und breit, die Augen dunkel, groß und vorstehend, wie beim Kaninchen; die Schnurröhrchen steif und beim Sitzen länger als der Leib; die Vorderfüße

ziemlich kurz, die Hinterfüße aber noch einmal so lang; der Schwanz sehr muskulos und bedeckt mit rauhem Haar, der übrige Leib mit einem sehr feinen Pelz versehen. Ungeachtet der seinen Befleckung war es gegen den geringsten Luftzug empfindlich und litt bei jedem Witterungswechsel, spielte an trocknen Tagen, saß aber ruhig in einem Winkel bei Regenwetter. Es schien viel besser zu hören als zu sehen; auch waren die Hörgänge so weit wie die Hälfte des Kopfes. In seinem Futter war es sehr eigen, liebte besonders Gras, Apfel, Nüsse, Trauben, Zwiebel, zog aber Blumen, wie Reichen und Schlüsselblumen allem übrigen vor. Es wurde ganz zahm und zutraulich; wurde es aus seinem Kasten gelassen, so rannte und hüpfte es herum, sprang auf den Tisch, nahm eine Mandel oder dgl. aus der Hand, hielt sie mit den Vorderpfoten und fraß dieselben wie ein Eichhörnchen, während es aufrecht auf den Hinterbeinen saß und sich mit dem Schwanz unterstützte. Es war jedoch vorsichtig und kehrte oft in seinen Kasten zurück, als wenn es sich einen Rettungswinkel im Fall der Gefahr sichern wollte. Seine Nagerie war grenzenlos, sowie seine Lust auf alle Dinge zu springen, selbst auf die Schultern und den Kopf, und legte man ein Kleid ab, so untersuchte es dasselbe von allen Seiten. Dieses Thier wurde vom Colonel Smith für die Spielleg. zoolog. (t. 7) von Gray gemalt, in welchem Werke (S. 11) dieser die Beschreibung der Chinchilla gibt. Die Abbildung stimmt im Wesentlichen mit der Lichtenstein'schen überein, z. B. sind die Ohren, deren Seiten durch Umschlag der Ränder fast parallel erscheinen, ebenfalls länglich, nur an der Spitze abgerundet, und ihr Verhältnis zum Kopfe ist genau dasselbe. Gray bildet ebenfalls für dieses Thier eine eigene Gattung, nennt sie aber Chinchilla, welcher Name ein Barbarismus ist, und stellt sie in die Familie der hasenartigen Thiere. In der Diagnose gibt er, wie Lichtenstein, die Fußbildung unrichtig an, aber im entgegengesetzten Sinne, denn er setzt das Rudiment der großen Zehe an die Hinterfüße. Dagegen hat er zuerst die Schädelbildung genauer untersucht und den Ausdruck gethan, daß alle Backenzähne aus drei Blättern bestehen. (Vgl. auch Jfs 1831. S. 616). Zwar hatte Parrell, welcher im J. 1829 einen Balg nebst dem Schädel erhalten hatte, schon im Zoolog. Journ. IV. No. 15. 1829. p. 314 (und daraus in der Jfs 1831. S. 108) das Geßig beschrieben, aber nach dem noch im Fell sitzenden Schädel, weshalb die Angaben ungenau geworden waren. Denn diesen zufolge beständen die drei vorderen Backenzähne der oberen Kinnlade nur aus zwei parallelen Knochenstäben mit drei Schmelzlinien; der vierte hätte ein Knochenstück mehr, also wie bei *Lagostomus Brook.* Fr. Cuvier bildete das Thier 1830 in seiner großen mit Geoffroy herausgegebenen: *Histoire des mammifères ab. Bennet*, welcher sich die meisten Verdienste um die Naturgeschichte der Chinchilla erworben hat, hatte auch im J. 1829 von Collin ein lebendiges Thier aus Chili in London erhalten und davon in *The Gardens of the Zoolog. Soc. I. 1829. p. 1* (daraus in Jfs 1833. S. 814) eine Beschreibung, wie auch Bemerkungen über

die Lebensweise gegeben, welche freilich nicht recht mit den Angaben von Molina übereinstimmen wollen. Der Leib des erwachsenen Thieres war schlank, fast neun Zoll lang, der Schwanz fünf, der Pelz lang und dicht behaart, wollig, kraus, über und über grau, unten jedoch etwas bläulich; der Kopf war gestalt wie beim Kaninchen, die Augen groß und schwarz, die Ohren fast so lang wie der Kopf und nackt, die Schnurrörren dreimal so lang; an den Vorderfüßen vier Zehen mit einem Daumenstummel, an den Hinterfüßen nur vier Zehen, alle mit kurzen Nägeln, die in steifen Paarbüscheln stecken. Das Thier setzte sich gewöhnlich auf die Schenkel, konnte sich aber auf die Hinterfüße stellen und sich darauf erkalten; wollte es mit den Vorderfüßen etwas zum Munde führen, so setzte es sich nieder. In der Regel war es sanft und ließ sich mit der Hand lieblos; es hatte jedoch auch zuweilen üble Launen und biß dann wol in die Hand. Im Winter mußte man es in ein mäßig erwärmtes Zimmer bringen und seine Wohnung mit einem Stück Planell auskleiden, welchen es aber manchmal herauszog, damit spielte und mit Füßen und Zehen zerriß. Indessen war es selten ganz ausgebeutert und machte nicht oft seine sonderbaren Sprünge. Bei ungewohntem Lärm verrieth es große Unruhe; sonst war es ganz ruhig. Ein anderes Individuum war etwas größer und hatte einen rauheren Pelz von grauer Farbe mit vielen weißen Flecken auf dem Rücken und an den Seiten. Dieses Thier war viel zahmer, wahrscheinlich, weil es in einem Privathause und nicht bei einem Thiersührer gewesen. Es war sehr ruhig und sanft, ließ im Zimmer umher und machte hohe Sprünge. Seine Nahrung bestand aus trocknen Kräutern, wie gemeinem und Lucernklee, welchen es sehr gern fraß, während das vorige Körner und saftigen Pflanzen den Vorzug gab. Als man beide zusammenbrachte, entstand ein heftiger Kampf, wobei das gefleckte unfehlbar getödtet worden wäre, wenn man es nicht verhindert hätte. Nachher wohnten sie abgetrennt neben einander, und wenngleich die Gitterthür häufig geöffnet wurde, so ging doch keins zum andern, welcher Umstand das gesellige Leben dieser Thiere, wovon Molina redet, sehr zweifelhaft zu machen schien. Es läßt sich jedoch aus diesem Beispiele noch nichts gegen die Aussagen dieses Reisenden einwenden, da er die Thiere in der freien Natur beobachtet zu haben scheint, jene beiden Individuen sich aber in Gefangenschaft, in einem ganz andern Klima, von vollkommen verschiedener Nahrung lebten, und deshalb ihr Naturell verändert haben mußten. Man braucht nur, um sich davon besser zu überzeugen, einige gefellig lebende Thiere unserer Fauna zusammenzusperrern und man wird den Krieg alldenn alle Tage sehen können. Die Kaninchen allein scheinen davon eine Ausnahme zu machen.

Bennet dehnte seine Betrachtungen noch über die ganze Familie, welche er Chinchillidae nannte, aus und beschränkte dieselbe auf die amerikanischen Gattungen *Lagostomus*, *Chinchilla* und *Lagotis*.

Man der Forsten nach in Bydragen tot de natuurkundige Wetenschappen. VI, 1. p. 105. t. 2 eine

richtige Beschreibung vom Chinchilla und eine genaue Abbildung vom Gebiß des Oberkiefers; diese stimmt vollkommen überein mit der, welche später Bennett in den Transactions of the Zool. Soc. Vol. I. p. 1, 1833 gegeben hat. Zugleich erwähnt v. d. Hoeven eines im Leydener Museum conservirten Exemplars, welches ohne den Schwanz zwölf Zoll lang ist, und fügte noch einige Bemerkungen über den Preis des Pelzwerths zu, nach denen das Duzend Felle in Rotterdam 15 — 18 Francen kostet und einmal 1000 Felle für 10 Fr. verkauft worden sind. 1831 handelte Jarrell in Philos. Mag. by Taylor, IX. 1831 (auch Jfjs 1834. S. 819) noch einmal vom Gebiß und gab allen Backenzähnen drei Lamellen mit drei Kaugruben. Goldfuß bildete endlich in der 15. Lieferung seines naturhistorischen Atlas Taf. 290. Fig. 1) unter dem Namen Lagostomus Chinchilla noch einmal die von Lichtenstein und Gray beschriebene größere Form ab und Roussieu, Vorband der Anatomie im parriser Pflanzengarten, gab in den Annales des sciences naturelles Vol. XXVI. 1832. p. 337. pl. 13 (auch in Oken's Jfjs 1833. S. 841. Taf. 20) eine detaillierte Beschreibung des Felles und des Skeletes, wie auch eine Lineargebung des Kopfes von der kleineren von Bennett und Gray beschriebenen Form. Das von Roussieu beschriebene Thier war 9 Zoll lang mit fast 2 Zoll und 15 Linien langen, dals nackten Ohren; diese sind im Verhältnis zum Kopfe größer als bei dem Lichtenstein'schen Thiere, mehr rundlich und zeigen keine Spur von dem Parallelismus der Seiten, welcher in den Ohren von Lagotis so sehr hervortritt und sich auch noch in der großen Chinchilla bemerklich macht. Der Schwanz war fünf Zoll lang, mit größerem Haare besetzt und gleich ziemlich dem eines Eichhörnchens. An den Vorderfüßen fünf Zehen mit kurzen Nägeln; die Hinterfüße um die Hälfte länger, mit vier Zehen; die Sohlenballen nackt. Das Skelet, welches viel Ähnlichkeit mit dem von Pedetes caffer, dem cap'schen Springhasen, hat, stimmt hinsichtlich seiner Totallänge, der Länge des Schädels und der Bildung der wesentlichen Theile mit dem von Bennett beschriebenen überein; nur in der Angabe der Wirbelzahlen finden sich Verschiedenheiten, auf die man aber heute keinen besondern Werth mehr legen darf. Roussieu gibt sieben Lendenwirbel, Bennett deren sechs an, jener drei, dieser zwei Kreuzwirbel; endlich zählt Roussieu 22, Bennett aber 23 Schwanzwirbel. Zuletzt hat der leider zu früh verstorbene Wiegmann, welcher schon in seinem Handbuche der Zoologie diese Thiere berücksichtigt und auch den Pedetes caffer *) in seine Familie Lagostomi aufgenommen hatte, eine vortrefliche Zusammenstellung aller Bekannten, wie auch seine Untersuchungen in seinem Archiv für Naturgeschichte 1835. S. 204—214 gegeben und daraus ein Endurtheil gezogen, welchem er folgende Form gegeben hat:

Die Systematik der Hasenmäuse würde etwa folgende sein:

*) Nach Andern soll dieses Thier jedoch nicht hierher gehören. Vergl. den Artikel Pedetes.

Familie Lagostomi Wieg. Hasenmäuse.

Einfache Vorderzähne; $\frac{1}{1}$ wurzellose, aus zwei bis drei Lamellen zusammenge setzte Backenzähne mit flacher Krone; Hinterbeine verlängert, an den Hinterfüßen weniger Zehen als an den Vorderfüßen, seltener an beiden Paaren gleich viele; Schwanz mehr oder weniger buschig.

a) Südafrikanische Form: Hinterbeine sehr verlängert.

1. Gattung: *Pedetes* Ill. = *Helamys* Cuv. Vorderfüße fünfzehig, mit stark gekrümmten Krallen; Hinterfüße vierzehig, mit stumpfen, dreikantigen Hufnägeln.

Art: *Pedetes* Cafer.

b) Südamerikanische Formen: Hinterbeine fast doppelt so lang als die vordern.

2. Gattung: *Eriomys* Licht., Hoev., *Cretaschm.* Die [vier] Backenzähne bestehen aus drei, nur der vordere des Unterkiefers aus zwei Lamellen; Vorderfüße fünfzehig (mit kurzen, aber vollständigen Daumen); Hinterfüße mit vier Zehen (von denen die kleine sehr weit zurücksteht. Schwanz mittelmäßig lang. Eine Brustwarze auf jeder Seite des Körpers).

Arten: 1) *E. Chinchilla* Licht. = *Chinchilla* laniger Gray. = *Lagostomus laniger* Wagn., Goldf. = *Lagostomus Chinchilla* Meyen (*Arda* Hup.?). Peru und Gtil.

2) *E. laniger* Wieg. = *Chinchilla* lanigera Renn., Rouss. = *Mus laniger* Molina. = *Cricetus laniger* Geoffr. (*Chinchilla*, *Chinche* Hup.?). Gtil.

3. Gattung: *Lagidium* Meyen. Backenzähne sämtlich aus drei Lamellen; Vorder- und Hinterfüße vierzehig.

Art: 1) *L. peruvianum* Mey. (Nov. Act. Acad. Leop. XVI. T. II.) = *Lagotis* Cuvieri Bennett. (Transact. of the Zool. Soc. I. P. I.). Auf den Hochebenen Peru's; steht über 12—13,000 Fuß; am häufigsten dicht unter der Schneegrenze.

4. Gattung: *Lagostomus* Brook. Backenzähne aus zwei Lamellen, nur der hinterste des Unterkiefers aus dreien; Vorderfüße vierzehig, Hinterfüße dreizehig.

Arten: 1) *L. trichodactylus* Brookes. Transactions of the Linnean Society Vol. XVI, I. p. 95. pl. 9. Copie in Jfjs 1830. Goldfuß's Naturhistorischer Atlas. Taf. 289. Fig. 2.

2) *Dipus maximus* Blainv., Desmar. = *Marmot* Diana in Griffith, Animal Kingdom. Vol. II.

3) *Callomys* Vissaccia Isid. Geoffr. (Annales des sciences natur. XXI. p. 291) = *Lagostomus trichodactylus* Less. (Illustr. d. Zool.)

In Buenos Ayres und Paraguay. — *Biscache*.

Schließlich wäre noch hinsichtlich des Gattungsnamens zu bemerken, daß Eriomys dem Namen Chinachilla vorzuziehen ist, weil 1) für den ersten die Alterspriorität ist; 2) ist das Wort Chinachilla barbarischen Ursprungs; 3) dagegen Eriomys (von *εἶρ*, Wolle, und *μῦς*, Maus, also Mollmaus) ein vollkommen gutgebildeter und wohl bezeichnender Name, auf den, ohne von einander zu wissen, drei bedeutende Zoologen, Lichtenstein, van der Booven und Gresham, verfielen, welche zu gleicher Zeit und vollkommen unabhängig von einander die Gattung Eriomys aufstellten.

Eine gute, jedem leicht zugängliche Abbildung von E. Chinachilla geben Burmeister in seinem Schul- und Handatlas. Taf. 5. Fig. 15 und Kaup in: Das Tierreich in seinen Hauptformen. I. S. 99. Vergl. übrigens noch außer den angeführten Zeitschriften von Oken und Wiegmann des Ersten Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände. 7. Bd. 2. Abth. S. 797—810. (Streubel.)

Eriopappus Dumort., f. Senecio.

Eriopappus W. Arn., f. Ptilostephium.

Eriope H. et B., f. Marsypianthus.

Eriopeltaster, f. Trichiadace.

Eriopetalum Wight., f. Microstemma.

ERIOPHORUM (Wollriedgras). Diese von Linne so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Scirpaeen der natürlichen Familie der Spargelgräser hat folgenden Charakter: Die Schülppchen einblumig, von allen Seiten zu einer ungestielten oder mehr gestielten Ähre vereint; der Griffel hinfällig; unter dem Fruchtknoten befinden sich zahlreiche, lange, völlig glatte Haare, welche nach dem Abblühen nachwachsen und das Ährchen bedecken (daher der Gattungsnamen: *εἰριόφορος*, wolletragend). Von den sieben bekannten Arten wachsen sechs in europäischen Stümpfen, und besonders Torfmooren, mehr davon auch im nördlichen Asien und Amerika, eine einzige Art ist in ihrem Vorkommen auf Nordamerika beschränkt. 1. Mit einer Ähre; besonders auf Gebirgen vorkommend: 1. Er. alpinum L. (Host, Gram. I. t. 40. Fl. dan. t. 620. Engl. bot. t. 311. Sturm, Zeitsch. fl. 10. Trichophorum alpinum Persoon, Syn. I. p. 70. Tr. Hudsonianum Michaux, Flor. bor. am. I. p. 34). 2. Er. capitatum Hoffmann (fl. germ. ed. 2. p. 26. Host I. c. t. 38. Er. Scheuchzeri Hoppe in Sturm, Zeitsch. fl. a. a. D. Juncus alpinus etc. Scheuchzer, Agrostogr. app. p. 25. t. 7). 3) Er. vaginatum L. (Engl. bot. t. 873. Fl. dan. t. 236. Sturm a. a. D. Er. caespitosum Host I. c. t. 39. Juncus alpinus etc. Scheuchz. I. c. Er. Chamissoi Meyer). — II. Mit mehr Ähren; mehr in Stümpfen der Ebene verbreitet: 4) Er. virginicum L.; 5) Er. triquetrum Hoppe (Sturm a. a. D. Fl. dan. t. 1441. Engl. bot. t. 2402. Er. gracile Roth, fl. bot. Beitr. I. S. 95); 6) Er. angustifolium Roth (a. a. D. S. 94. Sturm a. a. D. Er. polystachyon a. L. Engl. bot. t. 564. Schultze, Handb. t. 8. Host I. c. t. 37. Er. Vaillantii Poiteau, Linagrostis etc. Vaillant, Bot. paris. 16. f. 1); 7) Er. latifolium Hoppe (Sturm

a. a. D. Er. polystachyon β. L. Leers, fl. herbora. t. 1. f. 5. Host I. c. Engl. bot. t. 563. Er. vulgare Pers. I. c.). Die beiden letztgenannten Arten, im nördlichen Teufelstland die häufigsten, bedecken oft große Strecken Moorboden, waren ehemals (als Herba Linagrostis) als abführende Mittel im Gebrauche, geben aber ein schlechtes, hartes und wegen ihrer Wolle sogar schädliches Viehfutter. Ihre Wolle liefert sehr gute Lampen- und Lichtwolle, und wurde schon im Alterthume unter dem Namen Drakomenischer Flachs (*Plinius*, II. N. XIX, 2) verarbeitet. Für sich allein ist diese Wolle zu spröde, aber in Verbindung mit Thier- und Baumwolle und Flachs hat man daraus in neueren Zeiten Papier, Zeuge, Handschuhe und Strümpfe verfertigt (Gleditsch, Abb. I. S. 233. III. S. 377). — Bei Clusius heißt Scilla peruviana, bei Baillon Andryala sinuata und bei Rumphius Bombax pentandrum + Eriophoras. (A. Sprengel.)

ERIOPHORUM POLYSTACHYON (Baumwollengras, Binsenwolle, Seidenbinse, Dünngras, Altemägras, Judenseder, Federflockenbinse, Kattungras, schreibiges Dünngras, Wollgras. Culmis teretibus, foliis planis, spicis pedunculatis, in uliginosis, flor. Mai, Jul. f. L. Leers. Tom. I. f. 5). Es gibt zweierlei Arten, die kleine und die große. Beide sind für Fütterung als unbrauchbare Gräser schädlich, weil sie die Entstehung der zusammengeballten Haarwollen in den Mägen der Thiere verursachen, aber nützlich und unbegrenzbar als einheimische, wildwachsende Pflanzen sind. Es sind schon mehrere Versuche zur technischen Benützung ihrer wolligen Samenkörner gemacht worden. Die neuesten Versuche darüber, die mit Baumwolle vermischt ein feines, weiches, seidenhaariges Garn und daraus verfertigtes Strick, und mit Hasenhaaren vermischt und durch einen Gutmacher bearbeitet, einen überaus feinen Filz geben, finden sich im Berliner Wochenblatt 1809 und in meinen vermischten Abhandlungen (Berlin 1816) näher beschrieben.

(Freih. Menu v. Minutoli.)

Eriophyllum Lag., f. Trichophyllum.

Eriophyton Benth., f. Phlomis.

ERIOPIIS, *Ἐριόπις*, 1) eine Tochter der Medea und des Jason (Paus. II, 3). — 2) Eine Gemahlin des Anchises (Hesych. in h. v.). — Gemahlin des Prius Dileus und Mutter des Iar. Des Dileus natürlicher Sohn Medon tödtete ihren Bruder und mußte sich daher aus seinem Vaterlande nach Pyriale flüchten (Hom. Iliad. XIII, 697). (Richter.)

Eriops, f. Panurgus, Encycl. 3. Sect. 10. Bd. S. 500.

ERIOPTERA. Eine von Reigen errichtete Gattung kleiner Rücken, durch behaarte Flügeladern ausgezeichnet; f. Tipulacra. (Germar.)

Eriopteryx (Stephens), f. Erioptera.

Eriopus, f. Phalaena Noctua (Pteridis).

Eriosema Cand., f. Rhynchosia.

Erioseola Blum., f. Pimelea.

ERIOSOMA. die mit einem wolligen Überzuge versehenen Arten der Blattläuse, welche der Gattung Psylla oder Chermes angehören ¹⁾, wie Chermes bursarius, Urticae, Abietis Linn. u. a., verringerten Camouelle ²⁾ und Stephens ³⁾ unter obiger Benennung zu einer Gattung.

ERIOSPERMUM. Diese von Jacquin gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linne'schen Classe ist zunächst mit den Emilaceen verwandt. Char. Die Blümdenkreise sechsblättrig, offenstehend; die Staubfäden an der Basis der Blumenblättern eingefügt, flach, zusammenstoßend, mit pfriemförmigen Zwillingstheben; der Griffel dreilappig, mit dreilappiger Narbe; die Kapself dreilappig, dreifächerig in jedem Fache mehre Samen, welche mit einem federigen Krillus versehen sind (daher der Gattungsname: *antepa*, Same, *ipov*, Welle). Die sechs bekannten Arten, alle am Berggebirge der guten Hoffnung einheimisch, sind dadurch ausgezeichnet, daß erst nach dem Absterben der aus dem Wurzelknollen treibenden Blätter der nackte Blüthenstand mit grünlich-gelben oder weißen Blumen hervorkommt.

- 1) *Er. parvifolium Jacq.* (Icon. rar. II. t. 422);
- 2) *Er. latifolium Jacq.* (l. c. t. 420. Ornithogalum capense L., *Commelyn*, Hort. II. t. 88. *Breyn*, Cent. t. 41);
- 3) *Er. lanceaefolium Jacq.* (l. c. t. 421);
- 4) *Er. pubescens Jacq.* (Hort. schönbr. III. t. 265);
- 5) *Er. lanuginosum Jacq.* (l. c. t. 264) und
- 6) *Er. solifolium Ker* (Bot. mag. t. 1382. Ornithogalum paradoxum Jacq. Coll. suppl. 81. t. 1). (*A. Sprengel*.)

ERIOSPHAERA. Eine von Lessing gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatoriaceen (Senecionideae Gnaphalioideae Helichryseae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae, welche sich nur wenig von *Elichrysium* unterscheidet. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus wenigen Reihen linienförmiger, ungetheilter, mit dichtem Filze bedeckter Schuppen; der Fruchtknoten ist flach und nackt; 10—20 röhrenförmige, fünfzählige, unbebaarte Blümden; die Achenien umgekehrt-eiförmig, eilig, fleimwarzig; die Samentrone haarförmig, sehr einsäckig; die Haare mit einem auf einer Seite längeren Harte besetzt. Die sechs bekannten Arten sind im südlichen Afrika als dichtwellige, perennirende Kräuter oder Halbsträucher einheimisch. Ihre Blätter sind umgekehrt-ei- oder spatelförmig-ablang, flach, höchst stumpf, ihre Blüthenköpfe zusammengehäuft, dicht wellig (daher der Gattungsname: *ogapa*, Kugel, *ipov*, Welle), ihre Blumen gelb. 1) *Er. Oculus Thunberg*; *Leu.* (Syn. p. 270. Gnaphalium Oculus Thunberg); 2) *Er. apiculata Cand.* (Prodr. VI. p. 166); 3) *Er. rotundifolia Cand.* (l. c.); 4) *Er. coriacea Cand.* (l. c. p. 167); 5) *Er. Catipes Cand.* (l. c.) und 6) *Er. dubia Cand.* (l. c.) — *Eriosphaera Dietrich* ist von *Santolina* nicht verschieden, *Eriosphaera Cand.*

eine Unterabtheilung von *Miconia* und *Eriosphaeria Bentham* eine Unterabtheilung von *Hypha.* (*A. Sprengel*.)

Eriosperangium Berter., f. Stachys.

Eriostachys Reichb., f. Stachys.

ERIOSTEMON. Eine von Smith (Transact. of the Linn. soc. IV. p. 221) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Boronien der natürlichen Familie der Rutaceen. Char. Der Kelch fünftheilig, flehenblüthig; die Corollenblätter verweltend; die Staubfäden unterhalb des Fruchtknotens eingefügt, fast gleich, aufrecht, flach, behaart (daher der Gattungsname: *oxy*, Haar, Faden, *ipov*, Welle), mit zweifächerigen, an der Spitze mit einem Anhängel versehenen Antheren; eine drüsige Scheibe trägt fünf Fruchtknoten und fünf vereinigten Griffel; die Narbe füsnpförmig; fünf ein- oder zweifächerige Kapself; die Samen oval, mit einer Keimwarze versehen (Aber die Füsslein in den Mem. du Mus. XII. t. 21. n. 25). Es sind sieben Arten bekannt (die übrigen gehören zu *Phebalium*), welche, mit Ausnahme einer einzigen neucalifornischen (*Er. corymbosum Labillardiere*, Nov. cal. t. 58), alle in Neuholland einheimisch sind. — *Eriostemon Less.* ist *Frolovia*, *Eriostemon Colla.* — *Elaeocarpus.* (*A. Sprengel*.)

Eriostemon Link et Hoffm., f. Stachys.

Eriostylis R. Br., f. Griseb.

Eriostylis R. Br., f. Fernald.

ERIOTHRIX. Eine von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1817. Dict. des sc. nat. XV. p. 200) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Labiaten (Senecionideae Senecioneae Erechtideae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbtrugelig; die Schuppen ganz wie die Blätter gefaltet; der gemeinschaftliche Fruchtknoten flach, nackt; die Blümden röhrenförmig, fünfzählige, am Rande einige wenige, fast fadenförmige, weibliche; die Achenien cylindrisch, dünn, gefaltet; die Samentrone besteht aus mehreren Reihen fadenförmiger, traufel, etwas härter Kerne (daher der Gattungsname: *epos*, Haar, *ipov*, Welle). Die einzige Art, *Er. juniperifolia Cass.* (l. c. *Er. lycopodioides Lamour.*, Enc. II. p. 91. II. Instr. t. 667. f. 2. *Baccharis lycopodioides Persoon*, Syn. II. p. 425), ist ein kleiner, sehr ästiger, auf vulkanischem Boden der Insel Bourbon wachsender Strauch, im Äußeren dem *Lyopodium Selago* ähnlich, mit pfriemförmigen, dreilappigen, aufrechten, nachgiebigförmig über einander liegenden Blättern und umhüllt am Ende der Zweige stehenden, gelben Blüthenköpfen.

(*A. Sprengel*.)

Eriothymus Bentl., f. Keithia.

Eriothymus Bentl., f. Libanotis.

ERIPHIA. *Epigaea*, eine von den Rajaden, welche den Waldes auf dem Berge Nysa ergossen und nachher auf Bitten des Gottes von der Erde wieder jung gemacht wurden. (*Hyg.* f. 182 et ad eum *Munkler*.)

(*Richter*.)

1) Germfl. I. Sect. 4. Ed. Xrt. Aphidi G. 397. 2) The entomol. useful comp. (Lond. 1819.) T. 1. p. 4. 3) System. cat. of brit. ins. II. p. 366.

ERIPHA. Eine von Reigen errichtete Fliegengattung aus der Familie Muscidae; s. Muscidae. (Germar.)

ERIPHA. Eine von Latreille in Cuvier's Regne anim. (I. Bd. III, 18) aufgestellte Gattung der Krebse (Crustacea) aus der Gruppe der Decapoda brachyura quadrilatera, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Das vierte Glied des großen inneren Lappens des hintersten accessoriellen Mundtheils ist am oberen inneren Ende des vorbeigehenden Gliedes in einer kleinen Ausbuchtung seines Randes befestigt. Der Brustpanzer hat eine Herzform, aber der vordere gekerbte Theil des Seitenrandes ist fast gerade, sodas beide Seitenränder parallel laufen und mit dem ziemlich geraden Vorderrande fast rechte Winkel bilden. Im Ganzen ist jedoch der Brustpanzer etwas breiter als lang und nach Hinten, von der Mitte an, verschmälert. Die Augenhöhlen sind weit nach Außen gerückt, sodas der Raum zwischen ihnen sehr breit ist und mehr als die Hälfte des Vorderrandes einnimmt. Daher liegen die Gruben für die inneren Fühler etwas vom Augenannde entfernt in gleicher Höhe dem Vorderrande parallel neben einander, und unter diesen Gruben, dem Mundrande nahe, sitzen die kurzen äußeren Fühler, weit vom Augenannde abgerückt. Das Grundglied dieser Fühler ist sehr klein, und reicht kaum nicht bis zum Augenannde. In dem übrigen Körperbau stimmt Eriphia mit Cancer überein, namentlich im Verhältniß der Scheren und Füße, sodas deren Schilderung unnöthig ist; erstere sind etwas ungleich und bei zweien Arten außen höckerig, bei der dritten glatt. Alle drei Arten bewohnen die Meeresküsten und leben ganz wie die gemeinen Seeassistenten. — Die bekannteste Art: *E. spinifrons*, findet sich an den europäischen Küsten, im Mittelmeer wie atlantischen Ocean, und ist an ihrer flachen Stirn leicht kenntlich; sie ist bei Herbst (Krabben und Krebse. Taf. 11. Fig. 65), bei Desmarest (Cons. génér. s. l. Crust. pl. 14. f. 1) und in dem großen Werke der französischen Expedition nach Ägypten (Crust. pl. 4. f. 7) abgebildet. Eine zweite Art mit glatter Stirn und höckerigen Scheren findet sich an Nordamerika und ist bei Milne-Edwards (Hist. nat. d. Crust. pl. 16. f. 16) abgebildet; die dritte mit glatten Scheren (Gwér. Icon. d. r. anim. Crust. pl. 3. f. 1) bewohnt die Küsten von Isle de France. (Burmeister.)

Eriphia P. Br., s. Besleria.

ERIPHUS. Käfergattung aus der Familie Cerambycidae, von Serville *) errichtet, welche sich von Clytus nur dadurch unterscheidet, das das Halschild an den Seiten einen kleinen Dorn besitzt und das erste Glied der Hintertarsen verlängert ist. Es gehören einige in Südamerika und Westindien einheimische Arten hierher.

(Germar.)

ERIPHYLE, Ἐριφύλη, die Tochter des Zalaos und der Psymache, des Abas Tochter (Apollod. I, 9, 15 et ad eum Heyne p. 246), Gemahlin des Amphiaros. Als ihr Bruder Draak mit ihrem Gatten wegen der Herrschaft in Streit gerieth, wurde sie zur Schieds-

richterin erwählt und sprach zu Gunsten des Bruders. Dann ließ sie sich von Polynites durch das verhängnisvolle Halsband, welches Venus der Harmonia bei deren Vermählung mit Kadmos geschenkt hatte, bewegen, ihren Gatten zur Theilnahme an dem Zuge gegen Theben zu bereben, oder vielmehr den Zug, wo er sich verborgen hielt, weil er seinen Tod bei diesem Kriege voraus wußte, dem Polynites zu verrathen. Deswegen befohl Amphiaros seinem Sohne Alkmon, seinen Tod an der verdrätherischen Mutter zu rächen, welches auch geschah.

Diod. Sic. IV, 67; Serv. ad Virg. Aen. VI, 445; s. Alkmon. Alkmon war noch mehr dadurch zur Erfüllung des Befehls vermocht worden, das die Mutter, vom Zerberster befohlen, auch ihn berebet hatte, an dem Zuge der Epigonen Theil zu nehmen. Apollod. III, 7, 5. Jenes Halsband hatte Vulkan verfertigt und aus Haß gegen die Harmonia, welche Venus mit dem Mars erzeugt hatte, den Zauben in dasselbe gelegt, das es seine jedesmalige Besizerin unglücklich machen mußte. Dies Schicksal hatten schon Harmonia selbst, des Polynites Mutter Iokaste, die Ermete und Argia erfahren.

Lutat. ad Stat. Theb. II, 272. Selbst in noch späteren Zeiten, als es schon in Delphi aufgehoben war, bewies es seine Unglück bringende Zauberkraft. Denn der Tyrann Phayllus versuchte sich in die Frau des Ariston, des Statthalters der Böier, und als sie nur unter der Bedingung Gegenstände gewähren wollte, wenn er ihr jenes Halsband verschaffen würde, so raubte er es aus dem Tempel. Doch kaum hatte sie sich damit geschmückt, so ward ihr Sohn rasend, zündete das Haus an und verbrannte sie mit demselben; daraus aber entstand noch überdies ein blutiger Krieg. Parthen. Erot. 25. Sophokles schrieb eine Tragödie Eriphyle, die aber verloren gegangen ist. Fabr. Bibl. Gr. II, 17, 3. Bedeutet nach Greuter'schen Ideen die liebende Verbindung des Mars und der Venus den alten Satz: durch Streit und Liebe, durch die Wirkung des Gegensatzes, ist die Welt, die nach festen Gesetzen bestimmte Verbindung der Dinge (Harmonia) entstanden, so ist eben jenes Halsband Symbol dieser Vereinigung, aber es ist oft Unglück bringend, weil eben durch die Einigung entgegengesetzter Principien auch alles Ubel in der Welt entsteht. Aus diesem Symbole und Sage alter Priesterlieder bildeten dann Dichter, beides nicht mehr richtig versehend, eine Geschichte von dem Unglückszauber, den Hephaistos, der große Weltbildner, hineingelegt habe.

(Nichter.)

ERIPUS. Käfergattung aus der Familie Carabici der Abtheilung Thoracici¹⁾, nach Höpfer von Dejean *) errichtet, welche folgende Merkmale hat: die vier ersten Glieder aller Tarsen stark erweitert; das letzte Faltsteglied eiförmig oder unvollkommen beiförmig; die Fühler sehr lang, schnurförmig; Kopf länglich, hinten zusammengezogen; Halschild länger als breit, nach der Wurzel hin verschmälert; Decken länglich eiförmig. Dejean beschreibt zwei Arten, von denen eine aus Mexico, die andere aus Californien stammt. (Germar.)

1) Gnaph. I. Sect. 15. Bd. Artici Carabici. S. 155. 2) Spec. général des Coléoptères. T. IV. 1829. p. 8.

*) Annal. de la soc. entomol. de France. T. III. 1834. p. 88.

ERIRHINIDES. Eine Abtheilung der Rüsselkäfer (Curculionides), durch langen stielenden Rüssel, gebrochene Fühler mit sechs- oder siebengliedriger Schnur und an der Wurzel gedrückte Vorderbeine kenntlich; s. Encycl. 1. Sect. 20. Bd. Art. Curculionides S. 359. (Germar.)

ERIRHINUS. Eine Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer und der Abtheilung Erirrhinides, von Schönherz¹⁾ errichtet, früher von mir Dorytomus genannt, durch lange dünne Fühler mit siebengliedriger Schnur, fadenförmigen Rüssel, an den Seiten gerunzeltes Halschild, deutliches Schildchen, und längliche, fast walzige Deckflügel ausgezeichnet. Es sind meistens kleine Insekten, die hierher gehören, und welche besonders im Frühjahr an den Zweigen von Bäumen und Sträuchern zum Vorschein kommen, einige auch an Wasserpflanzen gefunden werden. Ihre Naturgeschichte ist noch nicht genau bekannt, sie scheinen aber ihre Eier an die Knospen zu legen und dadurch den Pflanzern schädlich zu sein. Die meisten Arten finden sich in Europa und Nordamerika, doch kommen auch einige in Asien und dem südlichen Afrika vor. (Stephens²⁾) trennt von dieser Gattung die Gattungen Notaris und Dorytomus, welche aber damit vereinigt bleiben können, und folgende Unterabtheilungen bilden:

I. Die Vorderbeine nicht länger als die übrigen Notaris Steph., Germ. Beispiele: Rhynchaenus bimaculatus, acridulus, Aethiops Fabr.

II. Die Vorderbeine länger als die übrigen, die Schienen wenig gekrümmt oder gerade, mit einem kaum merklichen Enddorn. (Dorytomus Steph.) Beispiele: Rhynchaenus vorax, Tremulae, tortrix, Fabr.

III. Die Vorderbeine länger als die übrigen, alle Schienen gekrümmt, an der Spitze mit einem starken, hakenförmigen Dorn. Erben an Wasserpflanzen. (Erirrhinus Steph.) Beisp. Rhynchaenus Fostucae, Nereis Gyllenb. (Germar.)

ERIS, Epic; Discordia der Römer, die Göttin der Zwietracht. Sie ist Tochter der Nacht, gebiert aber selbst: Arbeit, Bergessenheit, Schmerz, Hunger, Kriegesgeschichten, Seckst, Mord, Männervergiftung, Habt, tadelnde Worte, Gegenworte des Eifers, Ungleichheit, Schuld und Eidschwur. Hes. Theog. 211 seq. Sie war daher das Bild aller bürgerlichen Uneinigkeit und ihrer Folgen. Ohne sie kann kein Krieg geführt werden. Als daher in dem Kampfe vor Troja Jupiter alle Götter von der Theilnahme abrief, blieb sie allein zurück. Hom. Iliad. XI, 73. Soll eine Schlacht geliefert werden, so sendet sie Jupiter ab, und in den Händen trägt sie das Zeichen des Krieges. Iliad. XI, 5. Juno braucht sie, um die glückliche Ehe des Polytechnos und der Hebon zu stören. Anon. Liberal. II, 17. Ihre berühmteste Handlung ist die Erregung des trojanischen Krieges. Denn da man sie zur Hochzeit des Peleus und der Thetis nicht eingeladen hatte, so warf sie unter die versammelten Götter plötzlich einen goldenen

Apfel mit der Aufschrift: der Schönsten, und erregte dadurch den Streit zwischen Juno, Minerva und Venus, der jenen Krieg zur Folge hatte. Homer (Iliad. IV, 440) nennt sie die unersättliche Schwester des Mars. — Anfangs ist sie klein, aber bald wächst sie empor und ragt mit dem Haupte über die Wolken. Ihre Attribute in Bildern sind Schlangen in den Haaren und jener Apfel. (Richter.)

ERISANE, eine Stadt im hispanischen Landstrich Bäturia, (ag, wie man³⁾) mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, im Gebirge. In ihr ward nach Appianus (Cap. 23) Bithathea von den Römern belagert.

(Ferdinand Wächter.)

ERISCA RISSO (Zoophyta). Eine Gattung der Alcyonen (Risso, Hist. nat. des Productions de l'Europe meridionale. V.) mit folgenden Kennzeichen. Der Körper eiförmig, sackförmig, aufsteigend, aus seidenartigen Fäden zusammengesetzt, welche sich unten in einen Stiel vereinigen; innen der Saft mit sehr vielen, ganz feinen sperrigen Fäden versehen. E. velutina (a. a. D. I. 47). Körper und Stiel sind seidenartig weiß, die innern Fäden perlmuttartig glänzend. Länge 34 Millimeter. Das ganze Jahr hindurch bei Nizza in der Korallenregion. (D. Thom.)

ERISKAY, eine von den Hebriden, die umgibt den Umfang von einer leutlichen Meile hat, und durch eine schmale Straße, der Eriskayund genannt, von der Insel Süd. liff getrennt wird. (Eivelen.)

Erisma Rudg., s. Diutmaria.

ERISPOJUS (Erispoe), König von Bretagne, regierte von 851 — 857. Er war der Nachfolger seines Vaters Nomenojus, Nomenoe, der sich vom Statthalter von Bretagne zum Könige desselben erhoben hatte. Noch wollte der König von Frankreich, Karl der Kahle, jene neue Königswürde nicht anerkennen, durch einen entschiedenen Sieg, welchem der Friede von Angers folgte, 851, erzwang sich Erispojus die Anerkennung Karls. Sein Gebiet reichte bis Mayenne, und die Belagerung von Nantes erhielt er noch überdies vom Könige. Doch ein Vetter, Salomon, Sohn Rivalons, des ältern Bruders von Nomenojus, machte Ansprüche auf die Krone von Bretagne, als dem Erbsprossling der ältern Linie gehörig; Erispojus dagegen betrachtete sie als ein rechtmäßiges, von seinem Vater ihm hinterlassenes Erbe. Salomon rief die Entscheidung Karls des Kahlen an. Gern mißte sich dieser in den Familienstreit und entschied, daß Salomon den dritten Theil von Bretagne erhalten müsse. Diefem Spruche widersetzte sich Erispojus; es kam zur Entscheidung durch die Waffen in einem Kriege 852, worin Erispojus den Kürzern zog und seinem Vetter die Grafschaft Rennes überlassen mußte. Kaum war die Ruhe hergestellt, so machten die Normänner einen dritten Einfall in Bretagne und verheerten es zwei Jahre lang, bald den Ufern der Loire entlang, bald nordwärts von der Küste her, bis endlich Erispojus in seinen Häufen derselben nicht mehr ertrug, 855. Karl der Kahle, von denselben Räubern oftmals geängstigt, wünschte sich

1) Genera et species Curculion. T. III, p. 283. 2) Manual of British Coleoptera. 1859. p. 234.

3) Mannert, Geogr. der Gr. und Röm. I. Bd. S. 502.

enger mit dem tapfern Könige der Bretagne zu verbinden und schlug ihm seinen Sohn Ludwig zum Gemahl für dessen einzige Tochter vor.

Unnützig vernahm dieses Salomon; noch hoffte er auf die früher begehrte Krone, deren Erlangung durch Verschmäherung mit dem Könige von Frankreich unwahrscheinlich wurde. Unermüdet überfiel er daher Erisposjus, verfolgte den fliehenden bis in eine Kirche und stieß ihn dort am Altare nieder, 857. Als Salomon III. bestieg er darauf den Thron von Bretagne. — *Darus Historie de Bretagne. T. I. Liv. 2. p. 223 seq. Adhemar, Recueil des historiens de France. T. VII. p. 226. Simonde-Simoni Hist. des Français. T. III. ch. 9.* (A. Herrmann.)

ERISTALIS. Eine Fliegengattung aus der Familie der Schwebfliegen (Syrphidae), die ursprünglich von Fabricius errichtet wurde, aber erst durch Weigen, Wiedemann und Latreille schärfere Begrenzungen erhielt. Sie unterscheidet sich durch dreigliedrige Füßler, deren Endglied tellerförmig ist und an der Wurzel eine theils nackte, theils gefiederte Rückenborste trägt, durch ein über dem Munde höckerig aufgetriebenes Unter Gesicht, einen kurzen, fleischigen Küssel und in der Ruhe halboffene Flügel. Die Larven *) leben in saulenden Gewässern, haben einen walzigen oder eiförmigen Körper, mit sieben Paar Fußwarzen, und der Afterabschnitt läuft in einen langen gegliederten Schwanz aus, dessen Glieder in einander geschoben werden können. Sie gehen zu der Zeit der Verwandelung aus dem Wasser und kriechen in die Erde, wo sie sich in ihrer eigenen Haut zu einer mit Hörnern versehenen Rumpfe verwandeln. Die vollkommenen Fliegen besuchen die Blumen.

Es ist diese Gattung ziemlich zahlreich an Arten, welche in allen Welttheilen vorkommen. Weigen beschreibt, wenn man die Gattung *Helophilus* *) mit *Eristalis* verbindet, 29 europäische, Wiedemann *) 63 exotische Arten. Man kann dieselben in folgende Abtheilungen bringen:

I. Füßlerborste ungefedert. a) Hinterknie breit, zusammengebrückt. Diese Unterabtheilung bildet die Gattung *Helophilus* Weig. b) Hinterknie einfach. Dahin *Eristalis sepulchralis* Linn., *aeneus* Fabr., *tenax* Linn. u. a.

II. Füßlerborste gefiedert. In diese Abtheilung gehören *Eristalis intricarius* Linn., *memorum* Linn., *arbutorum* Linn. u. a. (Germar.)

Eristiker, f. Eukleides.

ERITHACUS (*ερίθαιος*), von einem Vogel, der sprechen kann; (schwaft), von mehreren erythacus geschrieben, ist der Trivialname mehrer Vögel, z. B. *Psalittacus erithacus* Linn., ist der asagtaue Pagai mit rothem Schwanz, allgemein bekannt wegen der

Leichtigkeit, womit er sprechen lernt (vergl. Psittacus); *Sylvia erithacus* Lath. = *Motacilla erithacus* Linn. = *Sylvia phoenicurus* auct. (f. *Sylvia*) u. f. w. (Sireubel.)

Erithalia Bung., f. *Gentiana*.

ERTHALIS. Mit diesem alten griechischen Namen (*ερthalis* Heryck.), welcher bei Plinius (H. N. XXV, 102) *erithales* eine Art *Sedum* bezeichnet, besetzte P. Browne eine Pflanzengattung (Herrera von Adanson genannt) aus der ersten Ordnung der sünstigen Einkeimigen Classe und aus der Gruppe der Guttartiden der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch mit eiförmiger Röhre und kurzen, stehenbleibendem, abgestumpften oder schwach fünf- bis zehnzähligen Saume; die Corolle fast radförmig, fünf- bis zehnteilig, mit linienförmig ablangem, offenkundigen Fäden; fünf bis zehn im Grunde der Corolle eingesügte, prismenförmige Staubfäden mit linienförmigen Antheren; der Griffel einfach; die Narbe besteht aus zwei kleinen, zusammenstehenden Platten; die Steinfrucht kugelig, gefurcht, mit dem Kelchsaume gekrönt und fünf bis zehn Kerne enthaltend. Die drei bekannten Arten sind auf den westindischen Inseln einheimisch, als unbedeckte Sträucher oder Büschen mit gestielten Blättern, deren Seitenerven kaum wahrzunehmen sind, mit breiten, kurzen, nachelfstumpfen, scheidenartigen, stehenbleibenden Afterblättern, achselständigen Blüthenrispen, weissen, wohlriechenden Blumen und purpurrothen Früchten. 1) *Er. fruticosa* L. (*Erithalis* P. Br. Jam. 165. t. 17. *Er. odorifera* Jacquin, Amer. 72. t. 173. f. 23. Bois de chandelle der französischen Creolen), in Bergwäldern der großen und kleinen Antillen; *Er. inodora* Jacq. (l. c.) ist eine Art mit geruchlosen Blumen und weissen Früchten auf den Inseln von Guayana; 2) *Er. angustifolia* und 3) *Er. pentagona* Cand. (Prodr. IV. p. 465), beide auf Cuba. Die übrigen Arten, welche Forster, Willdenow und der jüngere Gärtner hierbei rechneten, gehören zu den Gattungen *Timonius* und *Polyphragmon*. (A. Sprengel.)

Erithis Gray, f. *Inula*.

ERTHIOS, *Ἐρθιος*, Beiname des Apollo, unter dem er in Kypros einen Tempel hatte. Er soll die Venus von der Liebe zu dem todtten Adonis gebrüt haben. (Ptol. Heph. VII. p. 336.) (Richter.)

Erithichium Schrad., f. *Myosotis*.

Eriudaphus Nees, f. *Trimeria*.

ERIUNOS, *Ἐριυνός*, Beiname des Hermes von dem Vortheile, den er seinen Verehrern bringt. (Pharn. De N. D. 18.) (Richter.)

ERIWAN (Bezir und Stadt). Vor Kurzem noch zum persischen, jetzt zum russischen Armenien gehörig, bildet der zwischen den Grenzen von Georgien, der Türkei und Persien gelegene, südlich noch die Höhen des Ararat begreifende und bis an den Araxes fließende Bezirk Erivan, mit dem benachbarten südöstlichen Distrikt Nachitschewan, jetzt eine russische Provinz, deren alter Name Arat nun verschwunden, und deren Verwandelung, statt des vormaligen persischen Statthalters, des Sardars von Erivan, jetzt einer russischen Centralbehörde in die:

1) *Reaumur. Mém. T. IV. tab. 30. St. 3. r. Bougé*, Naturgesch. der Ins. 54. Erithacus, Erstem. Besch. der europäisch. Insek. Ins. 5. Bd. S. 595. 2) f. *Canth. 2. Sect. 5. Bd. S. 201. Art. Helophilus.* 3) *Aufser europäische zweifelh. Insekten. 2. Art.*

fer Hauptstadt unterworfen ist. In dem Friedensschluß von Gulistan 1813 hatte Persien schon bei der Abtretung mehrerer Provinzen am kaspischen Meer hier eine große Strecke des Araxes als Grenze anerkannt. Aber mannichfache Grenzstreitigkeiten und die Hoffnung des Schahs und seines kriegerisüchtigen Sohnes Abbas Mirza, das Verlorene wieder zu gewinnen, führten den neuesten persisch-russischen Krieg im Jahre 1826 und 1827 herbei, in welchem die Küssen unter Paschewitsch nicht nur Erivan und Nachitschewan, sondern auch Lauris und den größten Theil der benachbarten, nachher wieder abgetretenen Provinz Acherdshen eroberten. Der Friedensschluß von Turkmantschai (im Februar 1828) setzte Russland in den Besitz der Höhen des Ararat, des alten armenischen Klosters Etchmiadzin, der Grenzseits Erivan, und der ganzen der mannichfaltigsten Cultur fähigen Provinz Erivan und Nachitschewan. Der Bezirk von Erivan, der auf einem Flächenraum von 28 Meilen in der Länge, 16 in der Breite, 22,000 Familien, oder 112,000 Einwohner, Armenier, Muhammedanische Tataren und Kurden enthält (wovon unter 16,000 Nomaden gerechnet werden), erzeugt nämlich, trotz des verschiedensten Hins und wieder noch wenig angebauten Bodens und einer auf den Bergböden sehr empfindlichen Kälte einen großen Reichtum an Produkten. Die vornehmsten, den inneren Bedarf weit überflüssigenden, Kornarten und Erbsfrüchte sind Weizen, Gerste, Hirse und Reis, dessen Anbau an niederen Orten durch gute Feldabtheilung und Bewässerung das Hauptverdienst der Einwohner ist. Die Saat der Baumwolle, am Rand der Felder mit der Saat des Kastoröls vermengt, ist sehr ergiebig; dergleichen die Keimfaat, ob man gleich dort, wo alle Handwerke noch in der Kindheit liegen, noch wenig versteht, die Stengel des Keimfarns zu Zwirn und Leinwand umzuwandeln. Man findet hier alle europäische Küchengewächse, die jetzt noch mit Ausnahme der Kartoffel, des Braunfobols und der Kohlrabe. Aber von großer Mannichfaltigkeit sind die Südfrüchte; der Stadtbezirk von Erivan hat allein 1400 Weingärten; der dunkelgrüne, starke Wein, der aber hier wie am Rhein im Winter noch eingeschlagen werden muß, gleicht dem Portwein und Malbeca. Die Viehzucht besonders ausgezeichnet durch Büffelochsen, deren gewöhnlich acht den borigen schweren Pflug ziehen, ist schon wegen der Unwegsamkeit des Landes und des zur Verbesserung des Bodens notwendigen Düngers unentbehrlich. Der letztere beschaffte besonders das weibliche Geschlecht, selbst wohlhabender Familien. In Kühen geformt, mit Stroh vermischt, getrocknet und pyramidalformig aufgestellt wird er bei oft eintretendem Holzmangel (da es hier mehr Gedrücke als Wälder gibt), auch zur Heizung der Badgruben und zum Brennen der Abongschirre gebraucht. Der Fischefang durch eine Menge kleiner Nebenschlüsse des Araxes gefördert, soll jeden Monat eine andere Fischeart (Kadse, Karpfen, Bartfische und Forellen), wenn man ihn gleich noch nicht regelmäßig genug betreibt, und nach Ableitung des Flußwassers eine große Menge Fische auf den Betten verkaufen läßt. Fischreich ist auch der im nordöstlichen

Theil des Districts gelegene blaue See, genannt Gotschaj und Kiagar Kuni, der von Bergen umgeben und Bergströme aufnehmend 55 Werste lang und mit einem schon von Abbas dem Großen angelegten Kanal versehen ist. Außer einer großen Anzahl wilder Fische und Zugvögel findet man hier an den flumigen Flußufern ganze Herden von wilden Schweinen, Hirsche, Hälren und Warden, deren Felle die Nomaden verkaufen. Die Vegetation des Landes (reich an Rosen und Blumen aller Art) und der weiße aromatische Honig laden zur Bienenzucht an, welche sammt der Seidenzucht noch zu sehr von den trägen Einwohnern vernachlässigt wird. Auch die Bereitung der Gochenille, woraus die Mönche von Etchmiadzin eine gelbe Farbe bereiten, ist noch unvollkommen. In dem Mineralreiche, welches, wie man glaubt, große unbenuzte Schätze enthält (nach der tüftler Zeitung soll der Sardar die gold- und silberhaltigen Kupferminen nicht selten dem persischen Schach verborgen haben) zeichnet sich besonders das bei dem Dorfe Kulpe (in der armenischen Aussprache Kump) in der Nähe des Araxes gelegene Steinsalzbergwerk aus, wo das in offenen Gruben oder Galerien ausgehauene Salz 1137 Dorfbewohner beschäftigt, und dessen Verpackung der Krone eine bedeutende Rente abwirft. Vergl. Etchwald's Reise in den Kaukasus. I. Bd. I. Abth. Cap. V). Die Manufacturen, selbst die einfachsten Maschinen, Mühlen, Mähelsteine und Mörtel, sind noch allenthalben unvollkommen; außer der Döbereitung und der Ziegeldrennerei (besonders in Etchmiadzin) findet man nur Gärberereien und Seifenfabriken in den Händen der anständigen Einwohner, zumeist der süssigen, aber sehr unterwürfigen Armenier, denen die nationalstolzen Sunniten und Schitten der Muhammedanischen Brodflöckerung auch allen Gewinn des Transportes und des Transithandels überlassen. Der ganze District ist in sieben Kreise oder Nagals getheilt, deren einzelne Vorsteher Raib heißen. Die Nomaden, welche Tribut geben, stehen unter zwei Sultanen. Alle ansässige Einwohner gaben unter der persischen Regierung als regelmäßige Abgabe einen Theil der Felderzeugnisse (vom Getreide $\frac{1}{10}$, von Reis und Baumwolle $\frac{1}{10}$) unter der drückenden Steuererhebung der an Ort und Stelle bestellten Aufseher oder Commisariaten (Serter). Aber man hat jetzt nach Abschaffung der lästigen Abtheilung eine bestimmte Menge Getreide als Abgabe festgesetzt. Auch sind den muissen Bauern in der Nähe der Festung Erivan nach dem Verlaufe der Pachtgärten die Frohnen erlassen. Der Zoll, für alle türkische und persische Waaren in mehrern Zollstädten verpackt, wird von Russland so erhoben als zur Zeit des Sardars. Eine von der russischen Regierung beabsichtigte bessere Cultur der ganzen Provinz ist nur von der steigenden Brodflöckerung zu erwarten, wodurch auch die Nomaden genöthigt wurden, einen Theil des unbenutzten Bodens zu bearbeiten. Kaffarb Einwendungen stehen hier noch dem Natur- und Geschichtsforscher bevor. Unzählige Ortsnamen deuten auf die noch wenig erforschte Mythe von Noah, der den Arminiern nicht nur Repräsentant des Weins, sondern auch des Berghaues ist. Noch sind die Archive der Köpfer (deren allein vier

auf der Insel Sewang des oben erwähnten blauen Sees sich befinden), noch die mannichfachen Inschriften, Sculpturen und Gemälde der alten Baureise nicht gebrüg ausgebeutet.

Eriwan, die Stadt; soll nach einer armenischen Sage schon durch Noth ihre Benennung erhalten haben, der Bedeutung des Wortes Eriwan „erster Anblick“ gemäß, indem Noth gleich nach der Sündfluth und nach dem Ausgange aus der Arche hier zuerst einen bewohnbaren Ort fand. Nach Moses von Chorene wurde sie zur Zeit des 1. Jahrh. n. Chr. Geb. vom König Erwanand II. erbaut, welchem man auch die noch aus Ruinen am Fluß Araxes erkennbaren Schloßer und Städte Erwanandagerd und Erwanandagard zuschreibt, nachdem derselbe die alte armenische Hauptstadt Artaxat verlassen hatte (vergl. Dubois a. a. D. S. 437 u. f. m.). In dieser Gegend, nur einige Meilen von Erivan entfernt, lag auch die alte Hauptstadt von Armenien, Artaxata, wo Tigranes seinen Hauptstich gegen ganz Armenien ausrichtete. Die armenischen Einwohner von Erivan pflegten sonst (wie Sauvebois erzählt) die Ruinen von Artaxata zu besuchen, um den Mauern und Gebäuden ihrer Vorfahren eine Tugend zu weihen. Erivan ist mehrere Jahrhunderte hindurch der Zankapfel zwischen den Persern und Türken gewesen.

Die Festung oder Citadelle von Erivan, sonst die Vornauer von ganz Iran, wurde von den Türken 1562 nach der Einnahme der Stadt, errichtet, 1604 von den Persern unter Schah Abbas wieder erobert, 1615 von den Türken umsonst belagert, 1635 von denselben unter dem Sultan Murad durch Verrath eingenommen, nach dessen Tode wieder persisch, 1721 wieder türkisch, 1734 wieder persisch, 1779 vom georgischen Zar Heraclius, 1804 vom russischen General Ischanow, 1808 von Gudowitsch vergebens und während einer Anstrengung von sechs Monaten belagert. Erst im J. 1827 fiel sie durch Sturm in die Hände des siegreichen russischen Feldherrn Paskewitsch, welcher davon den Ehrennamen Eriwanoff erhielt (Eichwald a. a. D. S. 601 — 611).

Die Stadt, aus drei Theilen bestehend, liegt auf einer wellenförmigen Ebene von drei Seiten mit Gebirgen umgeben, begrenzt von der aus dem See Gotschali entspringenden Zengsa (Zengsi), die hier den Kirt-bulak (d. h. 40 Quellen) aufnimmt. Die Citadelle, in elliptischer Form gebaut, und den nordwestlichen Theil der Stadt beherrschend, steht von der einen Seite auf einem ungeheuren Abfalle, eines fast senkrechten, von der Zengsa bespülten Felsens, von der andern ist sie mit einem Graben umgeben. Die Stadt, von 2751 meistens armenischen Familien oder 11,460 Einwohnern jetzt bewohnt, ist eben gebaut, und mit hohen, die Häuser verborgenden Erdmauern versehen. Die Häuser selbst, 1736 an der Zahl, sind niedrig und ohne Dächer, statt deren die Terrassen auf orientalische Art zu Promenaden dienen. Ein mit Kohlen gefülltes Becken (Mantschal) in der Mitte des Hauptplatzes vereinigt die im Winter durch empfindliche Kälte heimzugelassenen Hausgenossen; wenn sie nicht den Bazar oder die schöne Karawanenkarawanserai besuchen, worin sich die Waarenladen, die Färbereien und ein

Stadtmarkt mit seiner Apothek befinden. Die Stadt besteht auch treffliche Abtheilungen zur Bewässerung der zahlreichen Gärten, die in Wäldern zerstreut voll der süßesten, aber von den Europäern mit Vortheil zu genießenden Südfrüchte angefüllt sind. Noch finden sich hier vier armenische, drei Arabisch-medanische und eine russisch-griechische Kirche, während man von den zwei in der Festung befindlichen Moscheen die eine in eine griechisch-russische Kirche, die andere in ein Arsenal verwandelt hat. Im Innern der Feste liegt der alte, mit dem schönsten Garten gezierete, Palast des Sardars, dicht an der Zengsa, jetzt der Sitz der russischen Provinzialregierung, wo man noch einige (von Dubois näher beschriebene) Gemälde der letzten persischen Könige bemerkt. Der ehemalige Harem des Sardars ist jetzt ein Spital. Hier war es, wo Hadschi Baba, eine schöne, von dem Sardar geraubte, Georgianerin von den Mauern des Harems heruntersprang, und von dem Sardar begnadigt mit ihrem Geliebten vereinigt wurde. (Vergl. überhaupt Chardin, Tournefort, Tavernier, Macdonald Kinnier, Morier und die neueste Reise in den Kaukasus u. f. w. von Dubois de Montpreux 3. Th. auch die Artikel Ararat, Etschmidzin und Nachtschawan in dieser Encyclopädie.) (Rommel.)

Erix, s. Eryx.

ERIZZO (Franz), Doge von Venedig, regierte von 1632 — 1645. Unter seiner Verwaltung begann der Kampf um die den Venetianern gebörige Insel Canbia mit den Türken, welcher 25 Jahre dauerte und mit dem Verlaufe jener Insel an letztere endigte. Nach mehren, doch noch immer glücklich ausgeglichenen, kleinen Reibungen zwischen der Republik Venedig und der Pforte veranlaßte die Aufbringung eines, durch die Mitterer weggenommenen, türkischen Schiffes, mit welchem sie auf eine kurze Zeit in Kalidment, einem canbiotischen Hafen, eingelaufen waren, den Ausbruch eines unvermeidlichen Krieges. Zwar wollte der Sultan Ibrahim seinen Zorn nur gegen Malta entladen; allein der ehrsüchtige und heftigste Großvezier Mehmed ließ ihm, statt jenes Oden, schwer zu erwerbenden Felsens lieber das fruchtbar, von vielen Seiten zugängliche Canbia zum Ziele seiner Rache zu wählen, und der Sultan gab diesem Rathe Gehör. Sogleich begannen starke Kämpfungen an Schiffen und Mannschaften in den türkischen Häfen. Auf die diesfallsige Anfrage des venetianischen Gesandten zu Constantinopel erfolgten Freundschaftsvorschläge, denen der Senat indessen doch nicht ganz vertraute, sondern er versammelte ein Geschwader von 23 Galeeren zu Canbia und zog die dortigen, allerdings schlecht organisirten, Milizen zusammen. Im Sommer 1645 verließ eine türkische Flotte von 148 Galeeren oder Schiffen, mit 50,000 Mann am Bord, die Dardanellen und landete den 24. Juni an dem westlichen Ende von Canbia.

Mit Schwerden vernahm man diese Kunde zu Venedig. Alle Stände und jeder Einzelne wetteiferte jetzt zur Erhaltung jener Insel, dieses Kleinods der Republik, zur Rettung dieses Wohlwerts der Christenheit nach Kräften mitzuwirken. Die Geistlichkeit spendete Geld, der Senat warb Truppen nah und fern, Jünglinge und Man-

habe vor Ertrich verlassen müssen. Erka verspricht Dietrichen, zur Beiseher zu seiner Fahrt gegen Ertrich ihm ihre zwei Söhne, Erp und Erwin, und mit ihnen 200 Ritter zu geben, und den König Egel zu bitten, daß er ihm Beistand leiste. Dieses bewirkt sie auch durch ihre Fürbitte bei ihrem Gemahl; aber die Heersfahrt nimmt einen sehr tragischen Ausgang. Dietrich daß Erka'n verheißt, daß er ihr ihre beiden Söhne wiederbringen würde, aber sie und ihr Pflegesohn Dietrich finden den Tod ¹⁰). Zwei Jahre darauf befallt Erka'n eine Krankheit, und sie stirbt zu Aler Reimwesen, da nie eine so theure Königin in Heumenland gewesen war, und wird an der Burgmuer zu Esufat (Eßt) beerdigt ¹¹). So nach der Wilkina-Saga. In der alten Übersicht des Helenduchs wird bemerkt ¹²): Frau Herriche, die war Königin Egel's Weib, die hatte zwei Söhne, die erschlug Wiltich in dem Streite vor Rasen (Ravenna). Was hier ganz kurz angegeben wird, wird in dem Helendiebes, welches die Ravnennschlacht betrifft, dargestellt. Erka oder Herriche heißt aber hier Helche. Doch ist es dieselbe. Sie ist auch hier Gemahlin des Königs Egel, nimmt sich des von Ertrich vertriebenen, sich barmenden Dietrich's von Bern an, und gibt ihm, um ihn zu trösten, Herraten ¹³) zur Frau, besorgt und unterstützt Dietrich's Berufsahrt gegen Ertrich, doch gibt sie diesem ihre Söhne nicht unangefordert mit, wie in der Wilkina-Saga, sondern Ort und Schärpe, wie sie in der Ravnennschlacht heißen, bringen so lange in ihre Mutter, bis sie ihnen die Mitsahrt erlaubt und diese Erlaubnis auch bei ihrem Gemahle für sie erwirkt. Sie ziehen mit Dietrich und werden von Wiltich erschlagen, wie wir in der Allgem. Encycl. d. B. u. K. 3. Sect. 6. Th. S. 213 angegeben haben. Helche sucht Dietrichen, als sie den Tod ihrer Kinder vernimmt, vergeist ihm jedoch, als sie durch Klünder vernimmt, daß der Berner nicht Schuld daran ist, daß sie verunglückt sind, und Egel folgt dem Beispielen seiner Gemahlin und läßt auch Dietrich's Beerdigung angedeihen ¹⁴). Ähnlich wie in dem Helendiebes, das Ravnennschlacht betrifft, ist, nimmt Helche sich auch in Dietrich's Ähnen und Flucht zu den Heunen ¹⁵) des von Ertrich vertriebenen Dietrich's von Bern an, und unterstützt ihn gegen denselben, und vererbtet ihm auch ihre Schwö-

herdöchter Herrat und gibt ihm zu ihr Siebenbürgen. Der Verfasser des Biterolf und Dietlieb läßt klagen, daß Egel nicht abgelassen ¹⁶), bis daß man ihm Helchen zum Weibe gegeben, dadurch sei die Laus an ihr verworden; doch handle sie christlich, obdenn sei von Ehe (d. h. Ausübung des christlichen Beseßes) geschieden sei. Doch wird den Christen Messe gesungen. Helche hat also, als sie von dem Heiden von ihrem Vater hinweggeführt worden war, die Ausübung der christlichen Religion nach dem Biterolfsliebe aufgeben müssen. Sie unterstützt Biterolf's und Dietlieb's Heereszug gegen Gänther und die andern Heiden an dem Rhein. Ihre Söhne heißen Ort und Erpse ¹⁷). Nach der Gestaltung der Sage von dem großen Rosengarten, welche sich in dem Liebe der hebelberger und der straburger Handschrift findet, und nach welcher Egel an dem Zuge Dietrich's von Bern und seiner Weiden gegen die Heiden am Rhein Theil nimmt, unterstützt natürlich Herde, Herke, wie sie genannt wird, das Unternehmen. So sagt und verheißt sie z. B.: Schloget tiefe Wunden mit kräftiger Hand. Ich gebe jedem eine Jungfrau, dazu ein weites (großes) Land. Haben Sie bei dem Rheine ihre Räder alle überzogen und auf leglichen zwölf goldene Räder geschmiedet, so soll ich auf allen und jeden der ewigen zwölf Meerwunder schmieden lassen. Sie läßt nun Gold und Edelsteine aus den Kisten nehmen und durch die Goldschmiede manches tiefe Meerwunder schmieden und mit Perlen zieren, läßt für die Räder auch manches schnelle Roß kaufen, und flattet die Ritter herrlich aus, und nicht vergebens sind Herken's Ermahnungen. Sie kommen siegreich zu ihr zurück ¹⁸). In dem Nibelungenliede tritt Helche, wie sie hier heißt, zwar nicht lebend auf, es wird nur erwähnt, daß sie stirbt ¹⁹). Aber dennoch spielt sie eine nicht unwichtige Rolle, als allgemein Betrauerte, und dadurch, daß es Ehemaligen als größter Kummer angerechnet wird, daß sie ebenso schon vor als Helche, und ebenso viel Augen den übte, und ebenso viel Macht und Gewalt hatte, als diese ²⁰). In der Gudrunar-quida en thridia list Herka, wie Herke, Erka, Helche, hier heißt, ihrer Würde entkleidet. Sie ist Atli's Mago und seine Frilla (Ge-

4) f. Allgem. Encycl. d. B. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 89. A. d. 6. Th. S. 213. 5) Wilkina-Saga, überl. durch Hr. d. v. Pagen. 1. Bd. S. 245—251, 263, 267—270, 276, 280, 281. 2. Bd. S. 300, 322—329, 334, 342, 364—375, 378, 414—426. 6) Das Helendiebes, konstanter Aufg. von 1650, Bl. 185. S. 1. Sp. 185. 7) Herrat's Bruder ist nach der Ravnennschlacht Str. 67. S. 5 Alakt von Siebenbürgen. Erka gibt auch nach der Wilkina-Saga Cap. 317 Herraten Dietrichen zur Gemahlin. Das genannte Sagenwerk bemerkt Cap. 382 von Herrat (Herrat), Erka und Gudolina (Götlinde), daß diese drei Weiber vor allen den Weibern, welche in trauriger Jugend waren, geüben und geliebt werden seien. 8) Die Ravnennschlacht in: Der ersten Buch in der Ursprache, herausgegeben von Hr. d. v. d. Pagen und Primisser S. 1—13, 19—22, 35, wo gesagt wird, daß Helche Dietrichem 50,000 Schilde in die Schlacht vor Rasen (Ravenna) gegen Ertrich gesandt hat. S. 65, 68—72. 9) Dietrich's Ähnen und Flucht zu den Heunen bei Hr. d. v. d. Pagen und Primisser a. a. O. S. 51—53, 75—79.

10) Man vergl. damit die Einführung Erka's durch Rüdiger, welche wir oben nach der Wilkina-Saga angegeben haben. Nach dem Biterolfsliebe wird sie jedoch nicht den Rüdiger entführt, denn es heißt darin: kamen etwa zwei Christen davon (mit Heumenland) und sie die Heiden mit ihrer Echer von ihrem Vater hinwegführten ¹¹). Biterolf und Dietlieb bei Hr. d. v. d. Pagen und Primisser S. 4, 5, 14, 15, 34, 35, 40, 41, 45—47, 55, 70, 136, 157. 12) Der große Rosengarten aus der heidenberger und straburger Handschrift bei d. v. d. Pagen und Primisser a. a. O. S. 7, 8, 28, 29. 13) In derselben Verbindung wird auch in der alten Übersicht des Sagenkreises des Helenduchs bemerkt: „Du wissen, als des Königs Egel Frau Herriche starb, da nahm er des Königs Elbich Tochter, Ehemaligen, die vorher des Königs Elbich Elbich war.“ 14) Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Hr. d. v. d. Pagen. (Weissen 1816.) S. 121, 122, 126, 128, 130, 151, 140, 142, 146. Helche hatte nach dem Nibelungenliede S. 140 in der Burg Leimenmure (Höfemure) an der Arenten ihren Sitz. Ihr Schwöherdöchter Herrat, die Gemahlin Helche (Helche) Dietrich's, welche Ehemaligen die Bitte an Egel's Hof lehrte, ist die Tochter des Königs Rantwin.

liebe, Weisheitswein) gewesen. Sie sagt Attila, sie habe Thiedrel (Diethrich) und Gudrun beide zusammen gesehen. Gudrun besteht, um ihre Unschuld zu beweisen, die Kesselsproben. Dann muß auch Herta dasselbe thun, verbrannt aber dabei die Hände und wird in einen Wortschweif verwickelt¹⁾. Der Zweck dieser Sage kann kein anderer sein, als die in andern Sagen über Alles gelehrte Erka, Herta, Heile, zu Gunsten Gudrun's zu erniedrigen. Die ungarischen Geschichtschreiber haben versucht, aus der teutischen Heldensage ungarische Ereignisse zu machen. So läßt Nic. Dlabus (geb. 1493, gest. 1568) von den beiden ehelichen Söhnen des Königs Attila den einen, Ghaba, mit Herriche, der Tochter des Honorius, des Kaisers der Griechen, und den andern, Alabrich, mit Kreinheilts (Schrimhild), der Tochter des Herzogs von Baiern, gezeugt sein²⁾. Wie Neuere³⁾ vermuten, daß Erka mit der Kerka des Priests⁴⁾ Zusammenhänge. (Ferd. Wachtler.)

ERKANBALD, ERKENBALD, ERCHINBALD, ERCHANBOLD, Bischof von Straßburg, erhielt, nachdem er ungefähr zwei Jahre als Presbyter gedient, nach des Bischofs Lito Tode den Bischofsstab den 17. Nov. 965⁵⁾ und die Bischofsweihe den 24. desselben Monats; er starb im J. 991⁶⁾. Er ist merkwürdig nicht nur wegen seiner eignen Gelehrsamkeit, durch welche er sich für seine Zeiten auszeichnete⁷⁾, sondern noch mehr dadurch, daß er seine Stadt durch Wissenschaften blühend machte, indem er namentlich den berühmten Lehrer, Victor von Rhätien, Rönch in St. Gallen, nach Straßburg zog⁸⁾. Erkanbald übte mit Eifer⁹⁾ die Dichtkunst in der lateinischen Sprache. Namentlich haben wir von ihm den auch geschichtlich interessant: *Erkenbaldi, Episcopi Argentiniensis, Catalogus Episcoporum Argentiniensium* veribus comprehensus. Ex *Jacobi Regiovillani Chronico Latino* Mactio bei Schilter zu Jacob's von Königsheuen Chronik. S. 491 fg. Erkanbald erwarb sich nicht nur den Ruhm der Gelehrsamkeit, sondern auch den der Heiligkeit. Im J. 1586 ward an dem Orte, wo die St. Georgenkapelle standen, ein großer, noch unversehrter Körper mit einem seidenen Gewand angethan und ohne Haupt gefunden, und dafür gehalten, es sei der Leichnam des Bischofs Erkanbald, welcher für heilig gehalten ward, und deswegen sei das Haupt anderwärts zum Heiligtume aufbewahrt worden¹⁰⁾. (Ferd. Wachtler.)

ERKANBALD¹⁾, Erzbischof von Mainz, war ein Verwandter des Bischofs Bernward des Heiligen von Hildesheim²⁾. Da dieser für einen geborenen Grafen von Sommerburg ausgegeben wird, so wird auch Erkanbald dazu gemacht³⁾, doch diese Angabe von Andern mit Recht bezweifelt⁴⁾. Erkanbald war Abt von Fulda, und zwar der Nachfolger Berners, der im J. 983 den Tod in Italien in der Schlacht gegen die Sarazenen fand⁵⁾. Bei dem Kriege, welcher durch die Empörung des Grafen Heinrichs des Reinen veranlaßt ward, sandte König Heinrich II., welcher im Jahre 1004 dem fliehenden Feinde nach Crana (Gronach) folgte, zu dieser Zeit den Bischof Heinrich von Würzburg und den Abt Erkanbald von Fulda ab, daß sie die Burg Strimvord (Schweinfurt) anzünden und zerstören sollten. Die Ankommenen nahen Elsa, die Gemahlin des Grafen Heinrich auf die Weise, wie für solche Personen ziemlich war, auf. Als sie jedoch die königlichen Befehle vernahm, ward sie bestürzt, stoh schlingend in die Kirche, und versicherte, daß sie mit ihr lieber lebendig verderben, als herausgehen wollte. Daher setzen der Bischof und der Abt wegen der Liebe zu Christus die Furcht vor der weltlichen Macht nach, brachen nur die Wauern der Festung und die Wohngebäude bis auf den Boden, und beraubten die traurige Frau durch das Versprechen, daß sie, wenn es einst mit der Erlaubnis des Königs geschehen blühte, dieses Ganze von ihrer Seite wieder herstellen würden⁶⁾. Als der Erzbischof Willigis im J. 1011 starb, folgte ihm der Abt Erkanbald von Fulda auf dem erzbischoflichen Stuhle⁷⁾. Sogar erhielt Brando die Abtei

1) Wird verschiednen geschrieben: Erkanbald und Erchinbald bei Dithmar von Merseburg, Erkanbaldus im Necrolog. Fuldaens., Erchanbaldus, auch Erkinbaldus, in der Vita Melnerwerd., Erkenbaldus in den Anna. Wirzburg. und in der Vita S. Bernardi, Erkenbaldus in den Anna. Hildesb., Erchenbaldus bei Hermann. Contract. und bei Lambert von Herford, Erkinbaldus und Erchipaidus in der Chron. August. ap. Praher. T. I, p. 344; wird von Andern, wie Milo (Lib. II.) und nach ihm Gervatius (p. 227) angibt, Hermoldus, Herimbaldus und Erkenbaldus, und von Gagliardini selbst Erkenbaldus, ferner im Chron. Quedlinburg. p. 288 Erkenbaldus (p. 292 jedoch Archambaldus), im Chron. Hildesb. p. 852 Erkenbaldus genannt; daß er im Comp. Vitae S. Bernardi Herchenbaldus, und in einer in das Tristrithe übersehten Urkunde Heinrichs II. Erchenbald, und in dem Terte selbst bei Herrn. Brise (S. 456) Erchenbald und in Parentius dazu Erchenbald, und bei Hoffmanns, Anna. Bamberg. p. 50 Erkenbald heißt, ist als fehlerhaft zu betrachten, denn in den andern Urkunden findet sich gewöhnlich Erkanbaldus und Erchanbaldus, manchmal auch Erkinbaldus, auch Erkenbaldus, Erchanbaldus und Erchenbaldus; f. z. B. die Urkunden bei Schöten, Annalium Paderbornensium P. I, p. 271, 276, 277, 281, 286, 287, wo auch Archambaldus vorkommt, p. 292, 294, 295, 301, bei Udalricus, Bamberg. Cod., bei Eccardus, Corp. Hist. Med. Aevi. T. II, p. 69, wo sich Erchenbaldus findet. 2) Vita Godwardi Ep. Hildesb. Cap. 3 ap. Leibnitz, Scriptt. Brunsvic. T. I, p. 450. 3) Correspond. Vitae S. Bernardi bei demselben. T. I, p. 481. 4) So p. 8. von Ratomus, Catalog. Archiepiscoporum. Mogunt. bei Rindt, Rer. Germ. Scriptt. T. III, p. 481. 5) So p. 8. von Eribing a. a. D. Introduct. T. III, No. XXXIII. 6) Corneilus, Brevarium Fuldaense ap. Paulini, Synagoga. p. 430. 7) Dithmari Chronicon, Lib. V. Zug. von Wagner. p. 130. 7) Chronicon Quedlinburgense ap. Leibnitz, Scriptt. Brunsvic.

15) Gudrunar- quida en Uridia in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Th. S. 326—354. 16) Nic. Olafus, Vita Attilae. Cap. 17 ap. Bonfium, Scriptt. Rer. Ungarie. p. 68. 17) Fm. Maymann, Index nominum propriorum im 2. The. der großen Zug. der Edda Saemundar. S. 677. Eilb. Grimm, Die teutische Heldensage. S. 68, 245. 18) f. Stricker, Memoriae populorum e scriptis Byzantinis. T. I, p. 511. 1) Continuator Regionis ap. Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I, p. 627. 2) Anastasius Saxo ap. Eccardus, Corpus Hist. Med. Aevi. T. I, p. 863. 3) Jacob von Königsheuen, Clavicular- und Straßburger Chronik. S. 241. 4) Erkenbaldus IV., Casus S. Galli. Cap. 7 ap. Pertz. I. c. T. II, p. 112. 5) Eiden als Knabe trug er ein Geschick in lateinischer Sprache an seinen Lehrer, welches sich bei Schilter in der 6. Anmerkung zur Chronik Jacob von Königsheuen's S. 494, 495 findet. 6) Schilter a. a. D. S. 499.

Guida⁹⁾, doch nahm sich Erkanbald als Tutor und Protector derselben an, besonders als Brando im siebenten Jahre seiner Prälatur abgesetzt ward. Bischof Bernward der Heilige von Hildesheim weihete seinen Lehrer¹⁰⁾ den 1. April 1011 zum Erzbischof von Mainz¹¹⁾. Als solcher erzbauete Erkanbald die Ecclesia Collegiata Mariae Virginis in Campis (außerhalb der Stadtmauern), die nach der Zeit zum heiligen Kreuz genannt ward, und verschaffte sie mit gewissen Einkünften¹²⁾. Der großen Fürsterversammlung, welche König Heinrich den 24. April 1013 zur Berathung über den Zustand des Reichs zu Girona hielt, wohnte auch Erkanbald bei. Auf seine Mitwirkung erhielt Bischof Meinwerk von Paderborn den königlichen oder Reichshof Moranga im Gaue Moranga¹³⁾. Bei dem Streite zwischen den Bischöfen Heinrich von Würzburg und Erchard von Bamberg im J. 1013 vermittelte der Erzbischof Erkanbald von Mainz und der Bischof Burchard von Worms die Sache am 21. Juni zu Frankfurt dahin, daß Bischof Heinrich von Würzburg die Grafschaft Bessingen erhielt, und auf die Kirchengüter zu Halstadt; Amelsdorf und Eslingen verzichtete¹⁴⁾. Auch brauchte Heinrich II. Erkanbalden gern zur Weisung der Bischöfe. Durch ihn ließ er den Bischof Wigger oder Wlger von Verden weihen, den Erzbischof Poppo von Trier; was zwar der Bischof Dietrich von Rheims, aber vergebens, zu verhindern suchte. Auf der Fürsterversammlung, welche der Kaiser im Januar 1016 zu Dortmund hielt, befand sich auch Erkanbald¹⁵⁾, sowie im J. 1017 auf der in Lestlo¹⁶⁾ (muthmaßlich dem jetzigen Dorfe Eicklau zwischen Wagdeburg und Bröhl). Zum Betriebe der Unterhandlungen des Kaisers mit dem Herzoge Bolislaw von Polen saß

Erkanbald mit andern Reichsfürsten im J. 1017 14 Tage an der Ruda. Den 12. Nov. 1017 weihete er in Werzburg auf Befehl des Kaisers den Abt Erchard von Rieneburg zum Bischofe von Prag¹⁷⁾. Erkanbald wirkte auf der großen Synode zu Rimwegen, welche den 16. März 1018 begann. Namentlich ercommunicirte er hier¹⁸⁾ den Kesseln des berühmten Geschichtschreibers Dithmar von Werzburg, den Grafen Otto, welcher die Burg Hammerstein am Rhein besaß. Dieser lebte nämlich mit seiner sehr nahen Blutsverwandten in einer unerlaubten Ehe. Sie waren beide unablässig vorgeladen worden, hatten aber nicht gehorcht, und wurden daher jetzt auf der Kircherversammlung zu Rimwegen nach dem Spruche derselben von dem Erzbischofe Erkanbald mit dem Kirchenbanne belegt. Auf der großen Fürsterversammlung nach Pfingsen 1018 in Würzeln (unserm Gonslang) erschien vor dem Kaiser und dem Erzbischof Erkanbald Graf Otto als demüthig Stühender, und verlor, wie Dithmar von Werzburg (S. 257) sich ausdrückt, sein unermächtiges Weib durch drei Eidschwüre. Der bestigste Haß aber, mit welchem der mächtige Graf Otto gegen den Erzbischof von Mainz erfüllt war, wurde dem Bessingen desselben sehr verderblich, denn er beschloß ihn stark, machte öfter Verheerungszüge mittels Feuers und Schwertes¹⁹⁾. Ja! er legte im J. 1020 dem Erzbischofe Erkanbald einen Hinterhalt, um einen Angriff auf ihn zu machen. Doch entkam der Erzbischof unbeschädigt. Aber seine Genossen, welche ihm zu Schiffe folgten, ergriff der Graf, warf sie in den Saft, und that ihnen viele Unbilden an. Der Kaiser betrieb sich darüber mit den Bischöfen und den weltlichen Fürsten. Otto beharrte jedoch in der Empörung, und blieb unerbesslich. Da ward er von den Bischöfen mit dem Mannsfluche belegt. Aber auch jetzt noch beugte er sich nicht, sondern zog sich mit seiner Frau und seinen Truppen in die Festung Hammerstein. Hier belagerte ihn der Kaiser von Weihnachten 1020 bis gegen das Fest des heiligen Stephanus Protomartir 1021. Die Belagerten mußten sich aus Mangel an Lebensmitteln ergeben²⁰⁾. Erkanbald war den 23. April 1019 auf der Fürsterversammlung, welche

T. I. p. 288. *Bevriuvium Fuldense* l. c. p. 430. *Hermannus Contractus* Chron. ap. *Usserianum*, Germ. Sacrae Prodrroma. T. I. p. 198. *Bambert von Hersfeld* bei *Hirsacius*, Rer. Germ. Script. Ausg. von *Struove*, p. 316. *Chron.* August. l. c. p. 344. *Vita Meinweri*, Cap. 22 ap. *Leibnitz* l. c. T. I. p. 523. *Acta Romanae* (S. 481) folgte Erkanbald dem Erzbischofe Willigis nicht unmittelbar, sondern es ward an des Verstorbenen Stelle Ercho, ein Graf von Hohenwart aus Baiern, erwählt. Da aber dieser bald darauf wieder starb, bevor er noch die Weihung erhielt, so wies er insofern in die Wahl der mainzischen Erzbischöfe nicht mit. Doch erhielt dieser Ercho gar nicht geweiht worden, sondern es eine Weisung der Ercho zu sein, der Erkanbald's Nachfolger war. Cf. *Brunschius*, *Chronologia* Monaster. Germ. p. 808. *Servatius* p. 227.

9) *Bambert von Hersfeld* S. 344. 10) Der heilige Bernward sagt in einer Urkunde (in der *Vita* Cap. 45. p. 462), er habe auf den Rath seines Herrn, des Kaisers Heinrich, und Magister mei Erkanbaldi, Archiepiscopi, quem ego cum contrarium morum conventu in Archiepiscopatu consecravi, seine Weisung an dem ihm gestifteten Kloster des heiligen Michael geschrift. 10) *Vita Bernwardi*, Cap. 41. p. 460. *Comp. Vitae* 8. *Bernwardi*, p. 431. *Vita* 8. *Godehardi*, Cap. 3. p. 460. *Annaliata Saxo* ap. *Reckmann*, Corp. Hist. Med. Aevi. T. I. p. 418. 11) *Leobonus* p. 481. *Servatius* p. 727. 12) *Vita Meinweri*, Cap. 25. p. 525. 13) *Urkunde Heinrich's II. bei Brühl*, bei *Eubrig*, *Geschichtschreiber* des dem Bischofdom Würzburg. S. 456, 457. *Hoffmanns*, *Annal.* Bamberg. ap. *Ludwig*, *Script.* Rer. Ep. Bamb. p. 50. 14) *Dithmar von Werzburg* S. 217, 219. 15) *Vita Meinweri*, Cap. 35. p. 541. *Cap.* 42. p. 543.

16) *Pal. Ursinus* zu *Dithmar von Werzburg*, *Wagener'sche Ausg.* S. 148 und *Schatten* a. a. D. S. 292. Hier findet sich eine Urkunde des Königs Heinrich II. vom 11. Juli 1017, in welcher Bischof Meinwerk von Paderborn durch Mitwirkung des Erzbischofs Erkanbald von Mainz vom Kaiser die Abtei Heimerode erhielt. *Dithmar von Werzburg* (S. 231, 239), welcher, da es in seinem Sprunge fehlte, die Urkunde hinzu gab. 17) Auch befand sich Erkanbald noch den 15. April (1018) in Rimwegen, wie aus einer Urkunde hervorgeht, nach welcher der Bischof Meinwerk von Paderborn durch Mitwirkung des Erzbischofs Erkanbald von Mainz eine Schenkung vom Kaiser erhielt (f. die Urkunde bei *Schatten* a. a. D. S. 294). 18) *Requiescat* *Fuldaensis* in der *Vita* 8. *Heinrici*, Cap. 66 nennt den Ort des allgemeinen Concils nicht, auf welchem nach dem Spruche beider der Graf Otto von dem Erzbischof von Mainz, den er auch nicht nachmacht, in den Kirchenbanne gerhan ward. Vergleichen wir jedoch *Requiescat* mit *Dithmar von Werzburg* (Lib. VIII. p. 251, 257), so gelangen wir zu dem oben im Texte angegebenen Resultate. 19) *Ruppr* a. a. D. 20) *Chronicon Quodliburg.* p. 292. *Annaliata Saxo*, p. 454.

Kaiser Heinrich II. zu Bamberg²¹⁾ hielt, wo sich auch der Papst Benedict befand. Holzer Tag²²⁾ und Verdienst, wie der Verfasser der Vita Berwardi Ep. Hild. bemerkt, starb der Erzbischof Erkenbold von Mainz den 18. Aug.²³⁾ oder den 15. Oct.²⁴⁾ 1021²⁵⁾, und ward in der Johanniskirche begraben. Sein Grabstein erhielt die Inschrift: Hic jacet sepultus venerabilis Pater et Dominus Erkenboldus²⁶⁾, Ecclesiae Moguntinensis Archi-Episcopus gloriosus: cuius anima requiescat in pace. Amen. (Ferdinand Wackler.)

ERKELENZ, Kreisstadt des Regierungsbezirks von Aachen, in dem sogenannten Flachlande, zählt in beiläufig 300 Häusern 1850 Einwohner, die Eimen²⁷⁾, Gebid²⁸⁾ und Wandwebereien, Bierbrauereien, deren Product beliebt, und Brantweinbrennereien unterhalten. Epigen klöppeln, spinnen, mit Getreide und Leinsamen handeln. Drei Jahrmärkte dienen diesen Gewerben zu bedeutender Erleichterung, doch beruht der Stadt Reichthum vornehmlich auf dem Ertrage der städtischen, ausschließlich dem Getreide- und Flachsbau gewidmeten Markung. Bei günstiger Witterung erreicht der Flach in dieser Gegend eine Höhe von 13 Hand. Anstatt des eingegangenen Frankfurter²⁹⁾ Recolletenfloßers besitzt die Stadt gegenwärtig eine höhere Bürgerschule. Herzing war einer der Drie, welche laut K. Otto's I. Bestätigungsurkunde vom 14. Febr. 996 das Liebfrauenstift zu Aachen von dem Grafen Immer tauschweise erhielt. Später kam Erkelenz mit seiner Vogtei, die doch allermögl. von jüdischem Gebiete umgeben, an Geldern. Im J. 1607 fiel Graf Friedrich Heinrich von Nassau mit 2000 Reitern und 1000 Aquaducisten dem geldernschen Oberquartier ein. Die Statthalter der Provinz, Graf Her-

mann von S'Herrenberg, wie besorgt er um seinen, mit der Vertheiligung von Erkelenz betrauten, Bruder Heinrich, konnte denselben doch nur 125 Mann, unter des Franz Gussliniani Befehl, zu Heilstand absenden, daß demnach der Graf von Nassau beinahe angewiesen, seinen Feldzug mit der Wegnahme von Erkelenz zu eröffnen. Holländische Bortruppen zeigten sich an dem einen Stadthor und verlangten ein Schreiben, von Graf Hermann an seinen Bruder gerichtet, abzugeben. Daran knüpfte sich eine Verhandlung, in deren Verlaufe die beiden andern Thore von den Feinden petardirt wurden. Mit Macht drangen die Holländer durch die Thüren, während Gussliniani mit seiner wenigen Mannschaft ihnen muthig sich entgegenstellte, zugleich aber Befehl ertheilte, die Straßen mit vorgeschobenen Karren und Wällen zu barricadiren. Das unterliegend jedoch die Bürger, als denen gleich werth die holländische und spanische Herrschaft, Gussliniani empfang der tödtlichen Wunden viele, und als alle seine Streiter getödtet oder sonst kampfunfähig geworden, begehrte die eigentliche Besatzung zu capituliren. Das wurde verweigert, Alles geschloßlich, mit Ausnahme der Abtheilung, welche unter des Commandanten Befehl sich in die Pfarrkirche geworfen hatte. Hierauf wurde die Stadt der Plünderung überlassen, und in dem Laufe eines ganzen Tages und einer Nacht Alles verübt, was Kanakenismus und die Lust an Mord und Unzucht erinneren können. Daran ergabte sich der Graf von Nassau in dem Leichtsinne eines jugendlichen, französischen Barons, während die besonnene Besold seiner Scharen bis zum äußersten Grade steigerte den Jammer der unglücklichen Stadt. Am 10. Mai 1674 wurde Erkelenz von dem Marschall von Bellefonds, der die französischen Garnisonen aus Holland zurückführte, erobirt. Nach dem untreuen Frieden überließ der Kaiser das Herzogthum Limburg an Kurpfalz, hiermit den für die gemeine Sache bezeugten Eifer des Kurfürsten zu belohnen. Solcher Abtretung widersprachen aber die Holländer, als einer durch den Art. 2 des Barrierestractats unterfangen Handlung, und es mußte ihnen im Rechte begründeten Vorstellungen nachgegeben werden. Um dem Kurfürsten von der Palz in etwas zu entschädigen, gab der Kaiser ihm durch Vergleich von 1715 die Vogtei Erkelenz, und wurde diese Abtretung in dem Augenblicke, daß der Kaiser Besitz von den Niederlanden ergriff, vollzogen. Erstlich wurde Erkelenz und sein Gebiet von Kurpfalz als eine besondere, keineswegs dem Herzogthume Sülich einverleibte, auch von dem teutschen Reiche durchaus unabhängige Herrschaft behandelt. Ihr war der Kurfürst als der Herzog von Burgund Nachfolger, der einzige Souverain, der seine Souveränitätsrechte nach brabant'schem Fuße ausübte. Weil die Appellation an die höchsten Reichsgerichte unschlüssig, bestand für die Herrschaft eine Appellationscommission, unter dem Vorsitze eines Directors, dem vier Appellationscommissarien und ein Secretarius beigegeben. Außerdem wurde die Herrschaft durch einen Drossard und einen Weigert regiert. Zu der heutigen Bürgermeisterei Erkelenz gehören die Dörfer Bellingboven, Gehen, Kuchoven, Men-

21) f. die Urkunde Heinrich's II. (bei Schaten S. 298. 299), nach welcher der Bischof Wimerod von Paderborn den 23. April 1019 eine Schenkung vom Kaiser durch Wittervererbung des Erzbischofs von Paderborn erhielt. In diese Zeit, und nicht in das J. 1014, wechelt Goldsch und nach ihm v. Holtzstein (Thüring. Götter. 2. Buch. S. 397) ist fest, gehört, wie sich aus den Urkundenuntersuchungen (Hillich 1891), die Constantio Heinrich's II. über die dem heiligen Petrus bewilligten Regalien, welche sein Datum hat. So gleich nach dem Tode des Kaisers findet sich: Sigismund Erchenboldi Moguntini Archiepiscopi (bei Pertz M. G. H. T. I. p. 223. 225) Collectio Constitutionum Imperiarum. (bei Pertz M. G. H. T. I. p. 223) Sehr betagt. 23) Vita Berwardi Ep. Hildub. Cap. 42. p. 460. Annales Hildubheim. ap. Leibnitz. T. I. p. 724. 24) Necrologium Fuldenae ap. Leibnitz. T. III. p. 765. 25) Dossheite a. a. D. Hermannus Contractus p. 200. Annalista Saxo. p. 454. Daggen setzen kambrt von Hersfeld (S. 517), die Anna. Hildub. (p. 714), das Chron. Stoderburg. (bei Leibnitz T. I. p. 852), die Anna. Wirzburg. (bei Pertz M. G. H. T. I. Scriptt. p. 242) Erkenbold's Tod ins J. 1020. Aber unter einer Urkunde Heinrich's II. vom 25. Juli 1021 (bei Eudolph, Antiqu. Ganderb. p. 116) heißt es noch: Guterbus Cancellarius vice Erchenboldi Archiepiscopi rescriptum. Ägteret war nämlich Erkenbold als Erzbischof von Mainz, und das vice Erkenboldi (und Erkenboldi, wie er in andern Urkunden heißt) Archiepiscopi kommt in unglücklichen Urkunden Heinrich's II. vor. 26) So bei Patomus S. 482. Serrarius (S. 723) und v. Holtzstein (a. a. D. S. 402) haben auch in die Inschrift Erkenboldus gesetzt. Diefes ist aber die Form seines Namens, die erst später den Bezug erhielt, so z. B. auch in der Hist. de Landgraviis Thuring. Cap. 10 sp. Pistorium, Rer. Germ. Scriptt. T. I. p. 1303.

niedemath, Ehrich, Ehrath, Zenhoff, Zerberg und Zouderath, der Weiler Bulcherhof, die Höfe Comerten und Etgenbusch, überhaupt 821 Häuser mit einer Bevölkerung von 4620 Köpfen, durchaus, bis auf 8, Katholiken. Dem Friedensgericht Erelenz sind die Bürgermeisterei Doreten, Erelenz, Klein-Grabbach, Immerath, Keienberg und Korrenzig zugehört. Der landrätliche Kreis Erelenz enthält auf 57/100 □ Meilen, in den Bürgermeistereien Beck, Doreten, Elmpf, Erelenz, Gredersath, Klein-Grabbach, Immerath, Keienberg, Korrenzig, Kieber-Gräben, Köden, Schwandenberg und Wegberg eine Stadt, 92 Dörfer, 26 Weiler, 16 Landgüter, 53 Höfe, 3 einzelne Häuser, 22 katholische, 3 protestantische Kirchen, 15 Kapellen, eine Synagoge, 55 öffentliche Gebäude, 5996 Häuser und eine Bevölkerung von 32,263 Köpfen, worunter 1534 Protestanten und 116 Juden. (v. Stramberg.)

ERKENDIEL (Arkentel, Arkenthal), die flämische oder teutsche Benennung der Burg Argenteau, scheint in vorigen Zeiten allgemein im Gebrauche gewesen zu sein, wenigstens nennt sich ihr Besitzer in einem in französischer Sprache am 5. Sept. 1410 ausgestellten Lebenserecres „Guillaume seigneur d'Arkentel Esuyer.“ Indem auch Gebhardt in seinem Verzeichnisse der Eelen-Herren, welche Reichsfürstentümme, oder gewesen sind, die von Erkenziele aufführt (I. Bd. S. 313), halten wir uns nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, unter dieser Rubrik das anderweitig vergessene Argenteau zu liefern. Der Ort liegt auf dem rechten Ufer der Maas zwischen Hersfal und Bistet innerhalb des wälonischen Sprachgebietes, doch an der Grenze der Flämänder, meistens von der Grafschaft Dalhem umgeben, gleichwol bis zum J. 1794 in gewisser Beziehung der lüttichschen Hoheit, und dabei der brabantischen Lebensherrlichkeit unterworfen; alles Umstände, welche der Herrschaft die Qualitäten einer Souverainetät — ein Epitheton, womit man in den Niederlanden gar freigebig ist — zu erwerben, nicht wenig beizutragen mußten. Von den ältesten Zeiten her war Argenteau eine berühmte Burg, die, auf einem hohen Felsen gelagert, nicht nur eine pittoreske Landtschaft, sondern auch ganz eigentlich den schonen Strom beherrscht. Solcher Lage Vortheile erwägend, zeigten sich die Bischöfe von Lüttich zeitig besorgt und beschäftigt um den wichtigen Punkt. In der Urkunde, worin K. Heinrich IV. die Besitzungen von S. Lambert's Kirche bestätigt (Aachen, den 25. April 1070), heist es: „sed et castrum, quod dicitur Argentel, sicut genitor noster eidem ecclesiae concessit et nos concedimus eum omni intrandi et exeundi libertate.“ Es ersieht aber bereits in des Bischofs Albero von Lüttich Verträge mit Manasses von Bierges (1140) ein Theoderich, Herr von Argentel, als der ein Bruder Wilhelm's, des Herrn von Gumap. Henricus, vir nobilis, dominus de Argentorio (1224), scheint eine Tochter hinterlassen zu haben, die an Theoderich von Houffsalze verheiratet. Es ist das Städtchen Houffsalze, nordöstlich von Bastogne, in dem Luxemburgischen, der Hauptort einer nicht unbedeutenden Herrschaft, zugleich

Pairie der Grafschaft la Roche. Winand, Edelherr von Houffsalze, war mit Beatrice, einer Tochter Theoderich's von Balcourt und der Rathilde von Namur, verheiratet. Sein älterer Sohn Theoderich, Edelherr von Houffsalze (1214 und 1225), ist ohne Zweifel jener Theoderich von Houffsalze, der 1236 und 1242 in Gemeinschaft seines Sohnes Heinrich das Kloster des Ordens du Val-de-Écoliers zu Houffsalze stiftete, hierzu die Lehnen der ihm unterthänigen Ortschaften Tavernois, Jonnelle, Sendroge, Sommerin, Reittign, Durth, Derfelt, le Ban de Eherin, sammt dem Allod und Patronat von Couan widmend. Theoderich hinterließ die Söhne Heinrich, Theoderich und Wilhelm. Wilhelm, vermählt mit Amalrich's von Auteville jüngerer Tochter, hinterließ den einzigen Sohn, Wilhelm II. von Houffsalze, der unermählt geblieben zu sein scheint. Heinrich, genannt Banegh, Edelherr von Houffsalze, starb hochbetagt 1258, aus seiner Ehe mit einer Tochter Amalrich's von Auteville sechs Kinder hinterlassend. Die Tochter, Beatrice, heirathete den Heinrich von Mirouart und, als Witwe, den Heinrich von Schönedon. Drei der Söhne, Roger, Heinrich und Balvain, erschienen 1271 als Domherren zu Lüttich. Von einem andern, von Johann von Houffsalze, Herrn von Groules und Richelette, stammen die Linien der Herren von Bonland, Richelette, Roth und Gaiwès. Der älteste Sohn Heinrich's, Theoderich II., genannt Banegh, Edelherr von Houffsalze, hat aus seiner Ehe mit Philippa von Rummen die einzige Tochter Beatrice hinterlassen, deren Ehemann, Heinrich, ein unehelicher Bruder des Grafen Heinrich von Luxemburg, in der Schlacht bei Worringen (1288) den Tod fand. Dieser Beatrice Tochter, ebenfalls Beatrice genannt, Frau auf Houffsalze, wurde in ihrer Ehe mit Gerhard von Grandpré die Mutter Theoderich's von Houffsalze, dessen Tochter Philippa, auf Houffsalze und Roucy, an Gerhard von Argenteau verheiratet wurde. Theoderich's I. von Houffsalze anderer Sohn, Theoderich, ist derjenige, der mit einer Erbtochter Argenteau erheiratete. Dessen Sohn, Reinold von Argenteau, verkaufte an die Abtei Bignier einige Ländereien in der Castellanei Argenteau, ohne hierzu den Willen des Herzogs von Brabant zu haben; um solchen Verstoß den Lehnsherrn zu beruhigen, versprach Heinrich von Houffsalze, des Herrn von Argenteau Oheim (1240), es sollten Allodialgüter, in dem Umfange der Castellanei belegen und in Werth den verkauften Grundstücken gleich, dem Herzoge geschrieben, und fortan mit der übrigen Castellanei von Brabant zu Lehen empfangen werden. Es kommt dieser Herr von Argenteau bereits 1236 und auch 1262, sein Sohn Theoderich 1280 und 1281 vor. Dieser, mit des Vaters von Hanneffe Tochter verheiratet, wurde der Vater Reinold's II., des Edelherren von Argenteau und Roigaten zu Cines (1312–1332), der 1329 die Volgaite Cines zu Lehen empfing, und in der Ehe mit einer Tochter Reinold's, des Herrn von Bistet und Castellans von Dalhem, Vater von vier Kindern wurde. Des jüngeren Sohnes, Theoderich's von Argenteau auf Sempmes, Nachkommenschaft erlosch in dessen beiden Enkelinnen. Der ältere Sohn, Reinold III.,

Herr von Argenteau, Genschaß des Herzogthums Limburg, „bon et vaillans Sires,“ der mit Katharina von Gorkwarem verheirathet, besaß das mächtige Lüttich, lebte 1348 und 1360, und hinterließ, außer den Söhnen Reinold IV., Gerhard und Johann, zwei Töchter. Reinold IV. starb unversiegelt. Johann, auf Avithonricu, gest. 1362, hatte in seiner Ehe mit Katharina von Gonselsfeld einzig Töchter. Gerhard „Sire d'Argenteau fut hardis et entreprenans ultre mesure et sains pavour, je savoy bien ses maniers, car el m'ai-moit de grande amours;“ er erwarb großen Reichthum, insbesondere Houffalze, Rucy und la Flamengeries, durch seine Heirath mit Philippa von Houffalze. Von dessen zwei Söhnen war Reinold V., Herr zu Houffalze, in erster Ehe mit einer von Brandenburg, in anderer Ehe mit Margaretha von Gymnich verheirathet. Der Sohn der ersten Ehe, Gerhard von Houffalze, auf Morsdorf, Meisenburg u. s. w., starb vor dem Vater, ohne Kinder zu haben in seiner Ehe mit Margaretha von Manderscheid. Der Sohn der zweiten Ehe, Reinold VI. von Houffalze, nahm zum Weibe Johanna von Engeln, Frau auf Rameru, Moriamen, Brisseil, la Folie, Lubise, Wury und Sauty, erzeugte aber nur Töchter, von denen die ältere, Margaretha, Frau auf Houffalze, Brisseil, Moriamen, Wury, Sauty, 1456 an Richard von Merode zu Frenz, die jüngere, Franziska von Houffalze, Frau auf la Folie, Lubise u. s. w., an Bernhard von Urtley zu Eufster und Meisenburg verheirathet. Gerhard's jüngerer Sohn, Johann, Herr von Argenteau, heirathete 1381 Wilhelm's des Alten von Horion Tochter, und erzeugte mit ihr die Söhne Wilhelm und Johann; dieser, auf Cœneur, scheint ungewiß geblieben zu sein. Sein älterer Bruder, Wilhelm, empfing 1410 von einem Herzoge von Brabant das Lehen Argenteau, und wurde in seiner Ehe mit einer Gräfin von Rochefort ein Vater von sechs Kindern, Jacob, Johann, Wilhelm, Werner, Franziska, Philippa. Franziska wurde an Friedrich von Brandenburg zu Elers, Philippa an Johann von Ringsheim, im Elsäßchen, verheirathet. Johanna, gest. 1493, fand ihre Ruhestätte in dem Frauenkloster Schweinheim, in der Herrschaft Domburg. Werner von Argenteau, auf Briquemont, war Kanonikus zu Lachen. Jacob, als ältester Sohn Besitzer der Herrschaft Argenteau, und seit 1460 mit Elisabeth von Aerschot, genannt von Schoonhoven, verheirathet, wurde der Vater Reinold's VII., der Großvater Jacob's II. und Reinold's. Jacob's II. fünf Söhne starben sämmtlich ohne Nachkommenschaft, und die Herrschaft Argenteau verfiel einer Tochter, der mit Hermann Schaffart von Merode zu Haaren verheiratheten Katharina von Argenteau, die abermals von einer Tochter, von Ursula Schaffart von Merode, der Gemahlin Philipp's von Merode zu Arelon, beerbt wurde. Die Herrschaft Argenteau blieb über hundert Jahre den Meroden, und ist daher ein Merode, der als Mitglied der rebellischen Meideubindung (1566) bekannt gewordene Herr von Argenteau, aus welchem ein neuer Geschichtschreiber die Herren d'Argenteau und d'Armal gezehmet hat. Reinold's VII. jüngerer Sohn, ebenfalls Reinold genannt, er-

heirathete mit Franziska von la Haye die an dem Schlichtseide von Waterloo gelegene Herrschaft Eigny mit Longrine, Keumignie und la Haye zu Souy, und hinterließ die Söhne Konrad und Dionys. Konrad von Argenteau, auf Eigny, Longrine, Keumignie und la Haye zu Souy, erheirathete mit Adriana von Supplet, verm. 1567, die Herrschaften Roirmont, Blamont und Amé, und wurde der Vater Karl's von Argenteau, auf Eigny, Longrine, Keumignie, Amé, der 1625 Roirmont und Blamont, bei Gembloirs, verkaufte, und weil seine 1610 mit Johanna von Nassau-Compe eingegangene Ehe kinderlos, sein ganzes Eigenthum an seiner Schwester Sohn, Ranclet von Yve, vermachte. Dionys, der jüngere Bruder Konrad's, besaß Woffut, in der brabantischen Meierei Grez, und Grand-Bez, in der Meierei Mont-Saint-Guibert, erheirathete auch Belaine, in dem Namurschen, mit Johanna von Belaine. Dieses Sohn, Jacob von Argenteau auf Grand-Bez, war mit Charlotte von Hertaing, der Erbin von Peissant, Vivier, Ancre, Baur, Baracq, verheirathet und hatte von ihr die Söhne Konrad, auf Grand-Bez und Vivier, Nicolaus, auf Belaine, Baur, Baracq, und Karl. Davon sind die beiden älteren ohne Kinder gestorben, daher Nicolaus seines Bruders, des Grafen Karl von Argenteau, auf Peissant, Caliermont, Emry, einzige Tochter, Margaretha Clara Diercks, zu seiner Erbin ernannte. Es hat dieselbe sich den 6. März 1673 mit Johann Hubert von Gorkwarem verheirathet, und sind mit ihr Grand-Bez, Baur, Belaine an das Haus Gorkwarem gekommen. — Johann von Argenteau, Graf von Cœneur, in dem Limburgschen, auf dem linken Ufer der Durbe, der andere Sohn Wilhelm's und der von Rochefort, kommt 1465 mit seiner Hausfrau Katharina Malin vor, und wurde der Vater Wilhelm's I., vermählt in erster Ehe mit Maria von Aflter, der Großvater Wilhelm's II., Grafen von Cœneur. Dieser erheirathete Dongelberg, in der Meierei Luboigne, mit Franziska von la Malaise, und wurde der Vater Wilhelm's III., des Freiherrn von Argenteau, auf Cœneur, und der Großvater von Johann und Floris. Johann, auf Cœneur und Dongelberg, erheirathete Einsmeur, zwischen Luboigne und Landen, dann Vitraime mit Eva von Hornsbroek, und fand den Tod in dem elsäßischen Kriege (1584). Sein Sohn, Johann II., mit Einsmeur beehnt den 3. Sept. 1587, hatte der Söhne drei, von denen Anton vor Herzogenbusch (163..) getödtet wurde, während der jüngste, Wilhelm Ulrich von Argenteau, Graf von Cœneur, Baron von Wre, sich 1639 mit Isabella von Thienes verheirathete, und mit ihr u. a. den Sohn Ferdinand von Argenteau gewann, der am 4. März 1679 die Lehen um Einsmeur empfing. Dongelberg aber war schon bei des Raters Lebzzeiten (1659) von Johann Philipp von Dongelberg eingekauft worden. Floris von Argenteau, auf Streppigny, der jüngere Sohn Wilhelm's III., blieb vor Elms (1587), aus seiner Ehe mit Margaretha von Drenbrugge: Duras den Sohn Floris II. hinterlassend, der in der Ehe mit Anna von Brandenburg, Frau auf la Grange, ein Vater geworden ist von Johann Franz von Argenteau, Grafen von Neufville, Burggrafen von

Lein, Baron von Roumale, Jersy, Gippel, Herd, Streng. Dieser, mit Anna Ernestina von Riviere d'Aerschot, des Grafen von Hatz-Rocher, verheirathet, hinterließ der Kinder mehrere, von denen wir jedoch keine Rechenschaft zu geben vermögen. — Wilhelm, auch ein jüngerer Sohn Wilhelm's von Argenteau und der von Rochefort, erwarb die Herrschaft d'Chain in Gondroz, von welcher seine Linie von dem an benannt wird, vermählte sich 1453 mit Maria de Riviere d'Aerschot und starb den 21. Febr. 1478. Sein Sohn Johann von Argenteau, Herr von d'Chain, Bigné und Avenne, Haut-Rouvé von Rebagne, Großamtmann von Gondroz, Bürgermeister zu Lüttich ad 1495, wurde der Vater von Claudius, der Großsohn von Johann II. auf d'Chain, Bigné, Avenne, Payve, Groleu, auch Haut-Rouvé von Rebagne. Dieser, mit Maria von Hamal, genannt von Brialmont, verheirathet, hinterließ die Söhne Robert und Wilhelm Franz; davon blieb der ältere kinderlos in seiner Ehe mit Anna Margaretha von Rede-Esefeld, der Erbin von Donland u. s. w., während Wilhelm Franz aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Antonia von Riviere d'Aerschot den Sohn Wilhelm Franz II. hinterließ. Wilhelm Franz II., Graf von Argenteau, Herr von d'Chain, war verheirathet mit Maria Brigitta Eugenia von Longueval, einer Tochter des Grafen Karl Albert von Buquoy in Grahen und Rosenburg, auf Archimmes u. s. w., und hatte von ihr drei Kinder. Der Sohn, Karl Maria, Graf von Argenteau, ererbte die Hoheit an der Rebaigne und leitete mit Eugenie Hermenegilde von Salmir, und wurde der Vater von Philipp Ludwig und Ludwig Detavius. Ludwig Detavius, Graf von Argenteau, f. l. Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant und Gouverneur von Brüssel, verheirathete sich 1756 mit Maria Magdalena Josepha Henriette d'Angnies de Massing, wovon eine Tochter. Der ältere Bruder, Philipp Ludwig, Graf von Argenteau, Herr zu d'Chain, Avenne u. s. l. Kämmerer, der Provinz Brabant ständischer Beordneter, vermählte sich mit Beatrix Philippa Josepha, Gräfin von Dangelberg, der Erbin von Dangelberg und dem Freilande du Ray, auch von Mourmivrot und Jossogne, und gewann mit ihr drei Söhne und zwei Töchter. Von einem dieser Söhne mag wol der f. l. General, auch Inhaber des Infanterieregiments Nr. 35 (von 1809—1822), Graf Eugen von Argenteau, abstammen. So können wir auch nur vermuthen, daß Graf Anton von Mercu-Argenteau ein jüngerer Sohn des Grafen Wilhelm Franz II. sein möchte. Anton führte 1733 als Drist das f. l. Regiment Alt-Löhringen, und errichtete noch in demselben Jahre ein Infanterieregiment seines Namens. Es war die Zeit des Krieges um die polnische Königswahl, und kostete bekanntlich besagter Krieg dem Feldmarschall, Grafen Claudius Florimund von Mercu, das Leben. Dieser, Enkel von Anna Margaretha von Argenteau, hatte den Grafen Anton an Kindesstatt angenommen, und führt der Adoptivsohn seitdem den Namen eines Grafen von Mercu-Argenteau. Er mußte aber die Grafschaft Mercu, die, laut früherer Verträge, dem Herzoge von Lothringen heimgefallen war, vorerkaufen einlösen. K. K. Kämmerer

wurde Anton den 19. Febr. 1736, um dieselbe Zeit, als sein incomplet gebildenes Regiment reducirt worden. Generalmajor 1757, diente er in dem Türkenkriege, und namentlich in der Schlacht bei Kozta. Am 10. April 1741 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, erhielt er gleich darauf das Regiment Alt-Damm, Infanterie, und diente er in demselben Jahre unter Browne in Schläfen, und demnachst unter Khevenhüller an der Donau, die Krensmünster hob er, in den ersten Stunden des Jahres 1742, den bairischen Obersten Pottier auf, sammt zwei Reitercompagnien und 60 Musquetieren, und am 4. Jan. mußte sich an ihn die französisch-bairische Besatzung von Esferding, 120 Mann, ergeben. Im Februar wurde er nach Böhmen detachirt, um das Belagerungsheer von Prag zu verstärken. Am 3. 1743 stand er unter dem Prinzen Karl in Baiern, dann im Elsaß, er half die Preußen aus Böhmen vertreiben, sodann den Frieden von Hüssen erzwingen, und schloß 1745 die Striegau. Bei der Retirade aus der Oberlausitz führte er die Artilleriegarde, eine Ehre, die er mit dem Verluste seines Gepäcks erkaufte. Nach dem dreßner Frieden wurde er an den Oberrhein, in den Breisgau, versendet, um hienächst, bis zum aachener Frieden, in den Niederlanden zu dienen. Feldzeugmeister seit November 1753, General-feldmarschall im October 1760, wurde Anton auch zum commandirenden General in Galonien ernannt, und war seitdem Esfel, abwechselnd mit Högnitz, sein gewöhnlicher Wohnsitz. Högnitz, in dem thüring. Comitatz, hatte er etwa 1746 um 72,000 fl. von dem Baron von Schilchsen gekauft, und durch unermüßlichen Fleiß, großen Kostenaufwand, Ansetzung von Colonisten u. s. w. außerordentlich gebessert. Wenige Jahre nach seinem Tode wurde die an 20 Dirschaften enthaltende Herrschaft um 780,000 fl. an den Grafen Apponyi verkauft. Graf Anton starb zu Esfel in hohem Alter, den 22. Jan. 1767. Von Söhnen, deren er mehrere gehabt haben muß, wissen wir nur den einzigen Grafen Florimund von Mercu-Argenteau zu nennen. Bereits in der großen Kammerherren-promotion von 1750 ist Florimund, doch nur unter den Detretisteln, aufgeführt. Im Junius 1754 trat er in die Stelle des Grafen von Harach, des jetzigen f. l. Gesandten bei dem Hofe von Turin, um in diesem Posten bis 1761 zu verharren. Als Gesandter nach Petersburg versendet, traf er dasselbst im Juli 1761 ein. Bei der Abschiedsaudienz, Ende 1763, empfing er, außer dem herkömmlichen Geschenk, der Kaiserin Wilhelms, im Werthe von 10,000 Rubel. Er verließ Petersburg den 4. Jan. 1764, um seines Hofes Interessen in Polen, während des Interregnums, zu wahren. In Warschau hatte er bei dem Primas am 18. Febr. 1764 die erste Audienz. „Er erhielt solche nicht unter einem Baldachin und mit einer lateinischen Rede, wie sonst geschehen, sondern er fing gleich, nachdem ihm der Primas bis ins erste Zimmer entgegengekommen und sich neben ihm in dem Audienzgemache niedergesetzt hatte, in französischer Sprache die Absicht seines Hierseins zu eröffnen, wobei er an die Republik zwei Glaubensbündnisse, eins von dem Kaiser und das andere von der Kaiserin, überreichte. Der

Primas nahm diese Schreiben an, und versicherte, daß er davon das Nöthige an die Republik gelangen lassen würde. Er (der Gesandte) ist nachgehends so mißvergnügt gemacht worden, daß er den 24. Jul. zur Nacht, nebst dem Residenten seines Hofes, Warschau plötzlich verlassen und über Krasau nach Wien zurückgekehrt ist.* Zu dem Gesandtschaftsposten in Paris beordert, legte Mercy-Argenteau die letzte Hand an das projectirte Ehebündniß der Häuser Bourbon und Habsburg; als die Dauphine die Reise nach Frankreich antrat, eilte er aus Versailles herbei, ihr zu Schuttern, in der Ortenau, seine Aufmerksamkeit zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurde er als Ritter des goldenen Vließes von dem Fürsten von Starbemberg inallstirt, er schwur zugleich in die Hände des Prälaten von Schuttern den Eid als wirklicher Geheimrath. Dann eilte er nach Versailles zurück, um einen der herrlichsten diplomatischen Triumphe zu feiern. Auf seinen Betrieb gab Ludwig XV. die berühmte Declaration um den Rang der lothringischen Prinzen: „Der k. k. Hofkammer, Graf von Mercy, dem ich verbunden bin, in Allem Glauben beizumessen, hat im Namen seiner Principalin bei mir angetragen, daß ich der Majeestät von Lothringen (der Gräfin von Brionne) bei der Vermählung meines Enkels gewisse Rangvorzüge gestatten möchte. Da nun dergleichen Vorzüge bei dem Ganzen ohne alle weitere Folgen sind, weil es von mir allein abhängt, ohne Ansehung der Würden, Länzer und Tängerinnen zu erwählen, wobei nur die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte ausgenommen sind, als welche mit andern Personen in keine Vergleichung gezogen werden können; ich auch übrigens nicht gezwungen bin, wegen des Ranges etwas Neues einzuführen, so zweifle ich um soviel weniger, daß die Großen und der Adel meines Königreichs von der Treue, Zuneigung und Freundschaft, welche sie meinen Vorgängern und mir jederzeit erwiesen haben, bei dem jeglichen Vorgehange abgehen, und mit in einer Sache mißfallen werden, in welcher ich der Kaiserin gern willfahren möchte, und zwar aus Erkenntlichkeit gegen ihr so lobbares Geschenk, welches sowohl mit in meinen noch übrigen Tagen, als auch euch Freude und Vergnügen machen wird.“ Un glaubliche Gährung wurde durch diese Verfügung bei dem Hofadel veranlaßt. „Den 29. Mai stellte der kaiserliche Hofkammer, Graf von Mercy, einen großen Ball an. Allein alle Damen und Herren schickten die schriftliche Einladung wieder zurück. Viele wollten sich nicht einmal zu dem Festin einfinden, welches dieser Herr den 27. gab.“ Es ist nicht zu verkennen, daß diese feine Angelegenheit wesentlich den Ausbruch der Revolution beschleunigte, als welche, wie Zedermann weiß, in den höchsten Regionen der Gesellschaft ihren Ursprung nahm, um sich in der Tiefe aller ihrer Cedresnise zu entladen. Mercy schien berufen, in der harten Prüfung der unglücklichen Königin der einzige zuverlässige Rathgeber zu sein; aber allein in Formen und förmlichkeiten groß, durch Liebeshofen gestreut, besorgte um seine Plantagen auf St. Domingo, die er, ein nicht ungeübter Speculant, mit dem Ertrage von Höfges angelauft haben mag,

wußte er nur Thorheiten anzurathen und armselige Intrigen, die stets zu Beschämung und Schaden aufzulaufen mußten. Auf seine Rechnung kommen manche der unverzeihlichen Fehler Ludwigs XVI., und das System des wiener Hofes für die Verwundung oder vielmehr absolute Vernachlässigung der bedeutenden, zu Befestigung der Revolution von der Emigration gebotenen Kräfte, ist mehrtheils sein Werk. Sogar den Verlust der Niederlande hat man ihm aufbürden wollen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten verließ Mercy Frankreich, und er ging, nach kurzem Aufenthalte in Brüssel, als Ambassadeur nach London, wo er den 24. Aug. 1794 starb†. Der Erzbischof von Lorus, Graf Karl von Mercy-Argenteau, der vor wenigen Jahren in München als Vincius fungirte, mag ein Bruderssohn des Ministers sein. In der Pfarrkirche zu Hermalle, wohin Argenteau eingeparrt ist, steht man ein Grabmonument, von kunstreicher Hand aus Marmor gefertigt. (v. Stramberg.)

ERKENNTLICHKEIT (Psychologie und Morale), bezeichnet im Allgemeinen den Zustand des Gemüthes, in welchem man empfangene Wohlthaten als solche erkennt, und insbesondere die Richtung des Willens, sich dafür dankbar zu ergeben. Dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach wird Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für gleichgeltend genommen, indem beides die wohlwollende Bemerkung bezeichnet, die man gegen Jemand darum hegt, weil er uns Gutes erzeigt hat und die uns deshalb geneigt macht, auch ihm wieder Gutes zu erweisen. Im genauen Sprachgebrauch macht man jedoch zwischen beiden Wörtern einen Unterschied, indem der Begriff Erkenntlichkeit noch eine Nebenbedeutung

*) Der Abbe Gergel schreibt von ihm: „Le comte de Mercy-Argenteau, ambassadeur imperial à Paris, et qui s'étoit retiré à Bruxelles, seconda de tout son pouvoir les insinuations du baron de Breteuil. Cet ambassadeur, homme borné, se croyoit du talent pour la négociation. Je me suis trouvé à portée de le connaître, et je ne lui ai vu que de l'entêtement pour ses étroites conceptions; de l'opiniâtreté dans les résolutions irrésistibles de son amour-propre: sa politique n'avoit pas plus d'étendue que son esprit; il en cachoit la médiocrité sous un air d'importance et de gravité qui imposoit. Il avoit avili son caractère et son nom en épousant Roanle, actrice de l'Opéra, dont il avoit eu secrètement trois enfans. Comme elle étoit excellente actrice, il alloit avec le public applaudir au succès de sa malheureuse, devenue son épouse. C'est à ses mauvaises combinaisons, comme nous la verrons, que la maison d'Autriche doit tous ses revers dans les Pays-Bas.“ Dieringer haben wir einzig zu erinnern, daß des Grafen heimliche Ehe mit der Schauspielerin nicht recht möglich ist, denn es hat eine gesellige Gemahlin, Marie Josepha, Gräfin von Elmberg-Bronckhoff-Storum, ihn eine Reihe von Jahren überlebt. Obgleich den 28. Oct. 1759, vermählt 1762, war die Gräfin eine Tochter von Karl Joseph August von Elmberg-Storum und von Maria Elisabeth, des Ludwig Ferdinand Joseph von Glaris, Marquis von Rastene de Rebes, Grafen von Glacemont, Leichter, und sie besch, von dem Vater her, die Herrschaft Baislich, in dem elbigen Kreise von Böhmen, von der Mutter hatte sie der Argenteau alles Stammhaus geerbt, die Baronie Argenteau und Dermolle, sammt dem souverainen Besitzthum, sogenannten Fürstenthum Montglion. Sie hatten die Glaris durch Kauf 1671 Argenteau erworben, und darauf das neue Prachtloos erbaut, nachdem die alte Felsenburg durch die Franzosen, sowie 1371 durch die Lützlicher, zerstört worden.

bekommt oder hat, und man in manchen Fällen wol von Dankbarkeit, aber nicht von Erkenntlichkeit reden kann; eine Unterscheidung, auf welche auch die Etymologie hinweist. Dankbarkeit nämlich drückt, da Dank offenbar von Denken herkommt, vorzugsweise den Gemüthszustand aus, worin man an empfangenes Gutes denkt, oder die einem solchen Denken entsprechende Gesinnung (daher definiert Kant die Dankbarkeit als die Verehrung einer Person wegen der uns erwiesenen Wohlthat). Das Wort Erkenntlichkeit dagegen enthält zugleich außer dem Hauptbegriffe jener innern Empfindung noch den einer äußern Offenbarung derselben durch die That, durch eine angemessene Erwidrerung der erhaltenen Wohlthat, also durch Leistung von Gegendiensten, weil offenbar der beste Beweis eines wirklichen Erkennens erhaltener Wohlthaten nicht in bloßem Denken und bloßen Worten, sondern in einer thätigen Erwidrerung derselben besteht. Man muß für Wohlthaten stets dankbar sein, kann aber oft nicht sich dafür erkenntlich beweisen; denn die innere Gesinnung steht stets in unserer Macht, die äußere That dagegen hängt von zufälligen Bedingungen ab. In manchen Fällen kann man nur dankbar, aber nicht erkenntlich sich zeigen, wenn nämlich bloß ein lebendiges Andenken an erhaltene Wohlthaten, aber nicht äußere Vergeltung dafür möglich ist; z. B. gegen Gott können wir nur dankbar, aber nicht erkenntlich sein. Dasselbe gilt auch von Menschen, z. B. gegen verstorbene Wohlthäter, oder in sofern der eine in Verhältnis zu dem andern gleichsam als ein höheres Wesen gedacht wird, dem man wol danken, aber nicht durch Gegendienste erkenntlich sein kann¹⁾. Hierauf bezieht sich ferner, daß im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens das Wort Erkenntlichkeit durch eine Metonymie die Belohnung selbst bezeichnet, durch welche man seine

Gesinnung an den Tag legt, gerade wie man sonst durch das Wort Dank die Sache selbst bezeichnete, die man als Belohnung erhielt, z. B. der Dank für Siege beim Turnier (s. Adelung u. d. B. Dank und die citirte Synonymik II. S. 19). Insbesondere nennt der höher stehende Reiche die Belohnung, die er einem Geringern, Armen gibt, anbietet, eine Erkenntlichkeit, indem er durch diesen Ausdruck auf eine verbindliche Weise zu versetzen gibt, daß er den geleisteten Dienst für seine Schuldigkeit, sondern für eine Gefälligkeit oder einen sogenannten Liebesdienst anerkenne. — Ein edelmüthiger Wohlthäter macht demgemäß keineswegs auf Erkenntlichkeit in diesem Sinne Anspruch, sondern hält sich für belohnt genug, wenn die von ihm aus reinem Wohlwillen erzeigten Dienste mit Dankbarkeit aufgenommen, mit Dank erkannt, d. h. mit Andenken und Liebe erwidert werden. In sofern die Erkenntlichkeit als eine besondere Art der Dienstleistung, d. h. des eifrigen Bestrebens, erwiesene Dienstleistungen oder Gefälligkeiten durch ähnliche zu erwidern, erklärt werden kann (Reinhard, Christl. Moral 3. Bd. S. 510. der 4. Aufl.), muß dabei der Fehler der Eilfertigkeit vermieden werden, welche ungebeßigt jede Gelegenheit ausfaßt, um dem Wohlthäter das Empfangene zu vergelten; denn diese zeigt nicht nur an, daß man sich mit heimlichem Unwillen als dessen Schuldner anseht, und so bald als möglich sich von dieser Empfindung frei machen wolle (welche Stimmung übrigens schon Aristoteles in seinen Untersuchungen über Dankbarkeit und Erkenntlichkeit [Ethik. 9. Buch. Cap. 7. 2. Bd. S. 540 der Garve'schen Übersetzung] und Kant [Tugendlehre S. 134] genügend philosophisch erklärt haben), sondern es ist dies auch ein Merkmal, daß man nicht Willens sei, fortwährend die schuldige Zuneigung gegen den Wohlthäter beizubehalten, vielmehr ihn alsdann ein für alle Mal als „abgefunden“ ansehen wolle. Man kann daher von einer solchen Erkenntlichkeit mit Recht sagen, daß sie dem Wesen nach aus Undankbarkeit entsteht, wie dies auch schon Seneca angedeutet und Kant näher aufgeführt hat²⁾. In diesem Sinne sagt auch Eberhard³⁾ sehr richtig: „Der Gefühllose glaubt sich durch eine Belohnung aus seinen Gegenständen mit seinem Wohlthäter abgefunden zu haben. Das gefühlvolle Herz glaubt sich noch immer zur Dankbarkeit verpflichtet, wenn es längst seine Erkenntlichkeit durch Gegendienste bewiesen hat. Der Erstere sieht bloß auf die Wohlthat, der Letztere auf den Wohlthäter und seine Wohlthätigkeit; der Eine begabigt

1) Sehr treffend drückt diesen Unterschied Lessing in Nathan dem Weisen aus (Act I. Sc. 2; vgl. Eberhard, Nauch-Grubet, Synonymik. 1826. 2. Bd. S. 17. 272):

„— Nicht wahr, dem Wesen, das dich rettete — es lieh dir Angst oder Ein Mensch — dem müdest ihr, und da besonders Wenn weiter viele große Dienste thun? Nicht wahr? — Nun einem Engel, was für Dienste, für große Dienste könnt ihr dem wohl thun? Ihr könnt ihm danken, zu ihm laufen, bitten u. s. w.“
Hier wird offenbar unter Dank bloß das Andenken an die Wohlthat und die daraus entspringende Liebe des Wohlthäters ohne Erwidrerung durch Gegendienste verstanden. Die Reizung, seine Liebe zu dem Wohlthäter durch eine solche thätige Erwidrerung der Wohlthat an den Tag zu legen, nennt Lessing später Erkenntlichkeit (ebenso, III. Sc. 9).

„— Auch dann nicht, kann nicht einmal, wenn Erkenntlichkeit mit Geben eurer Töchter Der Liebe schon den Weg gebrochen hätte?“

Hier ist die Liebe von der Vergeltung der Wohlthat, dadurch, daß Herda ihrem Vater ihre Hand schenkt. Ebenso ist in folgender Stelle Erkenntlichkeit Begehung geleisteter Dienste durch Vergeltung zu Ehrenzeiten:

„Den nach einander zwei Monarchen sich zur Zeit“
Aus Reizung theils geseht, theils aus Erkenntlichkeit.“ (Bernkl.)

2) Seneca enim, et qui gratium reutilit, ingratus est, et qui non reutilit, gratus. Nam ut omnium aliarum virtutum ita huius, ad animam tota aciemino redit. (De Benef. I. IV. c. 21.) Die Dankbarkeit ist eine heilige Pflicht, in sofern derselbe derjenige moralische Gegenstand genannt wird, in Ansehung dessen die Verbindlichkeit durch keinen ihr gemäßen Act völlig getilgt werden kann (weil der Verpflichtete immer noch verpflichtet bleibt). Alle andere ist gemeine Pflicht. Man kann aber durch diese Begehung einer empfangenen Wohlthat über dieser gestanden; weil der Empfänger den Borzug des Bedienten, den der Gebende hat, nämlich der Erste im Bedienten anerkennen zu sein, diesem nie abgewinnen kann. 3) Synonymik II. S. 18.

Dienste mit Diensten, der Andere erwidert Liebe mit Liebe. Und auch das ist ein Grund, warum die Erkenntlichkeit einen edelmüthigen Wohlthäter demüthigen kann. Er erwartet und verlangt Dankbarkeit und Gegenliebe, und man will ihn mit einer Belohnung oder einem Gegendienste abfinden und sich also durch eine Erkenntlichkeit von der Dankbarkeit entbinden.“ (Es muß übrigens noch bemerkt werden, daß dieser obwohl allerdings gegründete Unterschied zwischen Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, doch nicht von allen Schriftstellern anerkannt wird⁴⁾; ferner daß dem gemeinen Sprachgebrauche nach, welcher auch wissenschaftlich anerkannt ist, Unerkentlichkeit und Undankbarkeit oft grade eine umgekehrt verschiedene Bedeutung haben. Denn Unerkentlichkeit drückt nur aus, daß man die Wohlthaten als solche nicht erkennt, keine Zuneigung deshalb fühlt, und daher die dem Wohlthäter gebührende Achtung nicht leistet. Undankbarkeit dagegen, daß man positiv ihm seine Abneigung zu erkennen gibt, wol gar feindselig gegen ihn verfährt; vgl. Cerasus, *Moysalphilos.* S. 154. Kant, *Zugendlehre* S. 134. (Werke herausg. v. Hartenstein 1838. 5. Bd. S. 297). (Karl Hermann Scheidler.)

ERKENNTNISS, empirische und rationale, oder Erkenntnis a posteriori und a priori überhaupt und in der Philosophie insbesondere. — I. Erkenntnis überhaupt. Dieses Wort (von „Kennen“) bezeichnet 1) theils die Handlung des Erkennens (statt des ungewöhnlichen „Erkennung“), 2) theils das Product derselben, die Vorstellung, die durch das Erkennen in uns entsteht, und zwar a) in weiterm Sinne den allgemeinen oder Gattungsbegriff aller Arten von Vorstellungen überhaupt, b) im engerm Sinne nur die Vorstellung, die auf wirkliche Gegenstände sich bezieht, c) im engsten Sinne nur die durch Denken vermittelte, sowie auf das Allgemeine und Nothwendige gerichtete, dem Menschen eigenthümliche Vorstellung; 3) theils den Inbegriff aller unserer Vorstellungen überhaupt, 4) theils endlich den einzelnen Anspruch der richterlichen Gewalt oder das Urtheil über einen Rechtsstreit. In der ersten dieser Bedeutungen braucht man das Wort *z. B.* in der Nebenart: die Erkenntnis der Wahrheit, des Willens Gottes; in der zweiten

z. B. in dem Wort: Erkenntnisvermögen, klare, deutliche, wissenschaftliche, religiöse u. s. w. Erkenntnisse; in der dritten *z. B.* in der Nebenart: die Ungewissheit der menschlichen Erkenntnis, oder: das geht über unsere Erkenntnis; in der vierten endlich *z. B.* das Erkenntnis des Oberlandesgerichts. Noch sind einige besondere Bedeutungen zu bemerken, in denen das Wort Erkennen in der kaiserlichen Bibelübersetzung vorkommt, die deshalb, obgleich sie (nach Adelung) in der gewöhnlichen Sprache gegenwärtig ungebrauchlich sind, doch nicht als eigentlich veraltet angesehen werden dürfen. Es gehören hierher folgende: 1) durch die Sinne empfinden, wahrnehmen. „Mein Herr, du erkennst, daß ich zarte Kinder habe.“ 1 Mos. 33, 13 für: du siehst. „Daß das Volk nicht erkannte das Thun mit Freude vor dem Gescheh.“ Est. 3, 13 für: hörte. „Ein groß Volk, die Kinder Enak, die du erkannt hast.“ 5 Mos. 9, 2 für: gesehen, wahrgenommen hast. „Ich habe gesehen das Thun meines Volkes, — und das ihr Gescheh gehöret — ich hab ihr denn erkannt.“ 2 Mos. 3, (7). 2) Prüfen, untersuchen und erkennen. „Er ist kommen — daß er erkennete deinen Ausgang und Eingang, und erfürhe Alles, was du thust.“ 2 Sam. 3, 25. „Vertraue deinem Freunde, du habest ihn denn erkannt in der Noth.“ Est. 6, 7). 3) Mit Überzeugung vorstellen, von einer Sache überzeugt werden, wissen. („Wid er erkannte, ob der Herr zu seiner Reife Gnade gegeben hätte.“ 1 Mos. 24, 21. „Deute erkennen wir, daß der Herr unter uns ist.“ Jos. 22, 31). „Da erkannte Manoah, daß es ein Engel des Herrn war.“ Richt. 13, 21). 4) Den Weislaß vollziehen, sich mit einer Person fleischlich vermischen und zwar von beiden Geschlechtern. („Adam erkannte sein Weib Heva, und sie ward schwanger.“ 1 Mos. 4, 1. — „Führe sie (die Männer) heraus zu uns, daß wir sie erkennen.“ Kap. 19, 5. „Ich habe zwei Töchter, die haben noch keinen Mann erkannt.“ B. 8. (Adelung fügt, indem er diese Stellen in seinem grammatischen Wörterbuche anführt, die Bemerkung hinzu: „Man könnte in Versuchung geraten, erkennen in dieser Bedeutung von dem alten kennen, zeugen, griech. *γενναιο*, lat. *genuo*, genau, herzuweisen, wenn nicht glücklicher wäre, daß es eine bloß buchstäbliche Übersetzung des mittlern lateinischen *cognoscere* ist, welches in eben dieser Bedeutung nicht bloß in der Vulgata, sondern schon bei dem *Campridius* u. A. vorkommt).

Obgleich im gemeinen Leben das Wort „Erkenntnis“ auch häufig statt Kenntnis, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedanke gebraucht wird, so unterscheidet man doch im genauern, zumal im wissenschaftlichen Sprachgebrauch diese Ausdrücke, und da diese Unterscheidungen dazu dienen, den eigentlichen Begriff der „Erkenntnis“ deutlicher zu machen, so werden wir das Wesentliche derselben hier anführen. I. Erkennen und Kennen. Kennen überhaupt heißt, mit den Merkmalen und Kennzeichen einer Sache bekannt sein und sie im Gedächtnis haben, dadurch gleichsam in unserer Gewalt haben, indem wir die klare Vorstellung von denselben nach Be-

4) So sagt *z. B.* Fries (Stift S. 303): „Stillsich beschreiben wie nicht den Vortheil der Wohlthaten, sondern wie hohen dem innern Werth der Gesinnung der Wohlthätigkeit; stillsich kann die Wohlthat nicht durch Gegenstände zum Dank abgezahlt, sondern nur durch die Gesinnung der Erkenntlichkeit vergelten werden.“ Und der bekannte Sprachforscher Etisch bestimmt den Unterschied jener beiden Worte grade umgekehrt: „Der bloß Erkenntlichkeit hat, rühmt zwar die Wohlthaten, so er empfängt, aber er ist nicht sehr darum betrümmert, wie er sie wieder vergelten will. Gelingen mer eine wahrer Dankbarkeit hat, der demüthigt sich recht, seinem Wohlthäter alle möglichen Gefälligkeiten zu erzeigen und ihm das Gute auf gewisse Weise zu vergelten.“ Vergl. die citirte *Encyclopädie* a. a. O. Und auch Kant sagt zu den eben angeführten Worten hinzu: „Aber auch ohne einen solchen Act (des Wohlthuns) ist selbst das bloße derjelbe Wohlthun gegen den Wohlthäter schon eine Art von Dankbarkeit. Eine dankbare Gesinnung dieser Art wird Erkenntlichkeit genannt.“

lieben und zurückrufen können, sowie vermittelst derselben den Gegenstand unter mehreren herauszufinden und von den übrigen zu unterscheiden vermögen¹⁾; daher derjenige *z. B.*, der einen Menschen kennt, sich dessen erinnern, und wenn er ihn ansichtig wird, sagen kann, das ist er! Hieraus deutet auch, wie Maass (a. a. D. S. 270 fg.) gezeigt, daß Kennen und Können ursprünglich ein und dasselbe Wort sind, sowie daß der Mensch erst durch die Bezeichnung der Dinge mittelst der Sprache seine Herrschaft über dieselben begründet, wie Herder in der Schrift über den Ursprung der Sprache näher nachgewiesen. Das Erkennen bezeichnet, eine Sache an ihren Merkmalen und Kennzeichen und mittelst derselben von andern unterscheiden, mithin durch Hilfe des Denkens oder der Begriffe und Urtheile sie auffassen. Man kennt einen Menschen, wenn man mit seinen Gesichtszügen, seinen Mienen und Gebärden, seiner Stimme u. s. w. bekannt ist, und diese Kennzeichen im Gedächtnis hat, und man erkennt ihn daran, wenn man ihn sieht und sprechen hört, und hieraus folgert, daß er es sei. Der Botaniker kennt eine Pflanze, wenn er mit den Kennzeichen der Art und Gattung, wozu sie gehört, bekannt ist, und erkennt sie *z. B.* für eine *spiraea*, wenn er die Kennzeichen dieser Gattung an ihr wahrnimmt und unterscheidet. Aus den Merkmalen der Dinge werden die Begriffe von denselben zusammengelegt. Wer also einen klaren Begriff von einem Dinge hat, der kennt es; und wenn er sich der einzelnen Merkmale dieses Begriffs an denselben deutlich bewußt wird, so erkennt er es. Wer einen deutlichen Begriff von einer Sache hat, der kann auch über dieselbe urtheilen; und so heißt: Etwas für ein gewisses Ding erkennen, soviel als urtheilen, daß ihm die Eigenschaften seiner Art und Gattung zukommen, oder, wenn es ein einzelnes Ding, eine einzelne Person ist, die wir kennen, urtheilen, daß sie diese Person sei (*z. B.* Nero kannte ihren Sohn nicht, sie erkannte ihn daher auch nicht, als er unter einem fremden Namen vor sie geführt wurde. Kreusa, in einem andern Trauerspiele des Euripides, kannte die Kleidung des Ikon und als er in derselben vor ihr erschien, erkannte sie ihn an diesen Merkmalen für ihren Sohn). — Seine Fehler kennen heißt, wissen, daß es Fehler sind; seine Fehler erkennen heißt, urtheilen, daß man sie an sich habe; und Etwas, das man an sich hat, für einen Fehler erkennen: urtheilen, daß es ein Fehler sei, oder zu einer gewissen Gattung und Art von Fehlern gehöre. Wen man daher gar nicht kennt, von dem man nichts weiß, den kann man auch nicht für das erkennen, was er ist; sowie umgekehrt, wenn man von etwas einen richtigen, deutlichen Begriff hat, man jedes andere Ding, welches dieser Gegenstand nicht ist, auch nicht dafür erkennt. Dieser Unterschied zwischen Erkennen und Kennen wird auch in der Philosophie an-

erkannt, obgleich natürlich der Sprachgebrauch in diesem Gebiete nicht so fest steht. So sagt *z. B.* Kant²⁾: „Erkennen ist das Höhere, dem Menschen eigenthümliche Vorfellen, der Hund kennt seinen Herrn, aber erkennt ihn nicht.“ Offenbar nimmt Kant hierbei das Wort „erkennen“ nicht in der gemeinen Bedeutung; nach welcher es allerdings auch vom Hunde, der seinen Herrn erkennt, d. i. wieder erkennt, gesagt werden könnte; sondern in der höhern, wornach es nur durch Urtheilen möglich ist, und ein solches, das aus Begriffen und Sprache voraussetzt, kann allerdings keinem Thiere beigelegt werden. — Auf ähnliche Weise äußert sich *K. E. Reinhold*³⁾. Hieraus erklärt sich zugleich, warum Erkennen vorzugsweise soviel als Urtheilen heißt. Ich erkenne *z. B.* etwas für echtes Gold, wenn ich urtheile, daß es echtes Gold sei. Insbesondere wird das Wort von den Urtheilern gesagt, die der Richter ausspricht. (So schon in Luther's Bibelübersetzung des Ritters Erkenntnis Apostelgesch. 23, 21.) Unser Rechtsstreit ist aus; das Oberlandesgericht hat erkannt, und das Erkenntnis ist zu meinem Vortheile ausgefallen. (Diese Redensart ist eine von den so häufigen Metonymien, welche Ursache und Wirkung, oder überhaupt Grund und Begründetes vertauschen. Der Richter soll aus den Verhandlungen der Streitenden kennen lernen, oder erkennen, wer Recht, wer Unrecht habe und hierauf sein Urtheil gründen. Daher wird dann dieses aus jenes Erkennen gegründete Urtheilen selbst Erkennen genannt.) — Sprachlich ist hierbei noch zu bemerken, daß in der heutigen Schreibart bloß von einem solchen richterlichen Ausspruch das Wort Erkenntnis als Nomen, in allen übrigen dagegen als Verbum gebraucht wird⁴⁾.

1) Fries, Logik, S. 37, 2. Ausg. (Fries nimmt übrigens diesem Sprachgebrauch nicht bei und erklärt ihn für unrichtig.)
2) *z. B.* in seiner Grundlegung einer Ontomomik. 1812. S. 148, wo die Gewissheit Gottes als Offenbarung des denkenden Schöpfers am Mittel, als die ursprünglich gewisse Wahrheit und wahre Gewissheit erklärt und gesagt wird: „Dieses Licht leuchtet jedem Menschen, in wieweit derselbe ein wahrer Mensch ist. Es leuchtet ihm, auch wenn er nicht will, was es ist. Bekannt wird dieses Licht ursprünglich und zunächst nur im Glauben des Gewissens, welcher aus dem Gefühl der Wahrheit hervorgeht, vom Geiste der Kontinuität und Beharrlichkeit desseinen angenommen ist, sich durch die Achtung und durch die Liebe der Wahrheit bewahrt und die eigenthümliche Überzeugung des Gewissens ausmacht. Für den Gewissenhaften kann es keine gewissere Betheuerung geben, als: so wahr Gott lebt! Erkennt, d. h. nicht nur durch das klare Gefühl im Glauben, sondern auch durch den heiligen Begriff im Wissen gekannt, wird aber dieses Licht nur erst mit und unter seiner zum deutlichen Bewußtsein im Menschen gelangenden Urquelle, folglich nur erst mit und unter dem im menschlichen Bewußtsein deutlich vorgeführten denkenden Schöpfer, dessen Offenbarung dasselbe ist. Dieses deutliche Vorfellen kann sich aber nur erst dadurch einstellen, daß zu dem Gefühl der Wahrheit, welches mit dem unbestrittenen Bewußtsein den bloßen Glauben ausmacht, endlich auch der deutliche Begriff der ursprünglich gewissen Wahrheit hinzukommt.“ 4) In ältern Schriftstellern, namentlich auch in der Lutherischen Bibel, heißt es häufig: das Erkenntnis, *z. B.* Gottes; ebenso die Epig u. X. übrige findet sich dieser Unterschied selbst noch bei Kant. Selbst noch Kant macht einen Unterschied, je nachdem das Wort Erkenntnis entweder subjectiv oder objectiv

1) Bezel. Hierüber Herbar und Raab, Versuch einer allgemeinen kritischen Synonymik. 3. Ausg., fortgesetzt von Gröner. 1826. 2. Bd. S. 268.

2) Erkennen und Wahrnehmen. Der Ausdruck Wahrnehmen bezeichnet das unmittelbare Aufassen eines Daseins durch die Sinne, wobei wir uns passiv verhalten, und in Bezug auf welches es zufällig ist, ob und was wir dabei aufassen, weil dies von den äußern Bedingungen der Affection unserer Sinne, sowie von dem Zustande oder der Qualification dieser letztern abhängt. Im Gegensatz gegen dies bloß passiv angeregte und zufällige sinnliche Wahrnehmen oder Gemahrwerden mannichfacher Eindrücke enthält der Begriff des eigentlichen Erkennens zunächst das Merkmal der Selbstthätigkeit, vermittelst welcher der Geist zu dem wahrgenommenen Mannichfaltigen die Einheit und andere nicht unmittelbar wahrgenommene Eigenschaften hinzusetzt, die ihn erst zum Gegenstande unsers Denkens machen; ferner, daß bei dem Erkennen ein Gefühl der Nothwendigkeit stattfindet, d. h. daß der Geist jene Eigenschaften in den ihm vorkommenden Gegenständen voraussehen muß, während bei der sinnlichen Wahrnehmung das gegebene Mannichfaltige auch auf andere Weise wahrgenommen werden könnte. (Es muß in die-

ser Beziehung überhaupt nicht vergessen werden, daß unser Geist sich selbst bei dem sinnlichen Erkennen oder Wahrnehmen keineswegs bloß passiv verhält *). Wie überhaupt durch Mitwirkung der übrigen Erkenntnisfunctionen die Sinneswahrnehmung zur Erfahrungserkenntnis sich erhebt, ist bereits u. d. B. „Erfahrung“ nachgewiesen worden.

3) Erkennen und Vorkellen. Diese beiden Ausdrücke werden am häufigsten und zwar sowohl im gemeinen Leben als auch selbst in der Wissenschaft oft als gleichgeltend gebraucht (z. B. in des ältern Reinkold Schrift: „Theorie des Vorkellungsvermögens“ statt Erkenntnisvermögens, und selbst noch Ohrs. Folgt selbst in seinen „Untersuchungen über Wesen und Wirken der menschlichen Seele“ S. 116 fg. diesem Sprachgebrauch). Richtiger unterscheidet man beide, das das Erkennen s. lat. als der Gattungsbegriff, das Vorkellen als ein Attributbegriff anzusehen, und das erstere s. str. oder „Erkennen“ in seiner bestimmten Bedeutung genommen immer ein Aufassen des wirklichen Daseins von Dingen bezeichnen, oder sich auf etwas objectiv Gegenwärtiges, Daseins bezieht; letzteres dagegen nur die subjective Thätigkeit unsers Geistes in seinen Functionen als Erkenntnisvermögen ausdrückt, die sich auch auf das Nichtgegenwärtige oder gar nicht Vorhandene beziehen können. Vorkellungsvermögen in dieser Beziehung ist mithin soviel wie Einbildungskraft, was auch durch die Sprache angedeutet wird, indem wir z. B. abschwelende oder nicht wirkliche Dinge gleichsam in unser Bewußtsein erst hineinbilden, oder sie im Bilde vor uns (oder unserm Bewußtsein) hinstellen. (Hieraus läßt sich auch beziehen, daß man auf ähnliche Art, wie wir jetzt sagen: sich eine Sache vorkellen, sie gleichsam vor sich hinstellen, ehe man sagte: sich vor die Sache stellen, oder: vor ihr stehen; — Als ich mich eben vorstan. Riblungsmittel B. 353, welches Wüßing sehr richtig übertrifft: wie ich mir denken kann. Vergl. Maas's Eberhard Gruber, Synonymit. 2. Bd. S. 55). Bei der Unbestimmtheit des Sprachgebrauchs im Hinsicht dieser zwei Ausdrücke ist neuerdings (von Fries) vorgeschlagen worden, die eigentlichen Erkenntnisse, d. h. diejenigen, deren Object ein wirklicher Gegenstand ist, oder ein Geseß, unter welchem daseiende Dinge stehen, als assertorische oder behauptende Vorkellungen, den bloß problematischen oder Vorkellungen im engerm Sinne, d. h. denjenigen, in welchen zwar dem Bewußtsein etwas vorgehalten, aber nichts wahrhaft erkannt wird, entgegenzusetzen *). Diese Unterscheidung er-

genommen wird. Erkenntnis als bestimmte Beziehung gegebener Vorkellungen auf ein Object, welche Beziehung als im Subject vorhanden betrachtet wird, mithin Erkenntnis im subjectiven Sinne, bezeichnet Kant durch die Erkenntnis; betrachtet er aber Erkenntnis objectiv, als einen Gegenstand (Product der Erkennen), der auch erkannt werden kann, wodurch man die Erkenntnis von dem der kommt, was Erkenntnis überhaupt, oder auch eine besondere Erkenntnis ist; so gebraucht er das Wort geschicklich, und sagt z. B. das Erkenntnis ist eine objective Perception. Vergl. Willin, Wörterb. 2. Bd. S. 577. (In seiner pragmatischen Anthropologie braucht Kant vorzugsweise das Wort Erkenntnis im Neutro.)

*) Diese Selbstthätigkeit als wesentliches Merkmal des Begriffs: Erkenntnis, hat namentlich Aebius bestimmt nachgewiesen; Vgl. Willin, S. 20: „Sowie man den uns begrenzten Grund nicht bloß als Gestalt gemacht wird, sondern als das Grund erkennt, so heißt Erkenntnis der Dinge überhaupt, eine selbstthätige Bestimmung des Wahrgenommenen. Mannichfaltigen, nach Eigenschaften, welche gegenwärtig nicht wahrgenommen werden. Dieses ist schlechterdings eine eigene, ursprüngliche Selbstthätigkeit in unserm Innern voraus, d. h. die Wahrnehmungen müssen bei der Erkenntnis mit etwas zusammengehören werden, welches durchaus nicht Wahrnehmung ist. Denn wollte man auch das Erkennen als eine Vergleichung der jetzigen Eindrücke mit andern vorhergehenden ähnlichen erklären, so wäre doch eine solche Vergleichung allemal voraus, daß sich die Identität, Einheitlichkeit meiner selbst, zuvor erkannt, mich selbst immer wieder erkannt haben müße, um vergangene Eindrücke, als die meinen, zum Beweise der Vergleichung zu wiederholen. Ähnliche Eindrücke können wol in ein Bild mit vergangener zusammenstehen, oder sich nicht selbst wieder erkennen, sondern das Ich muß sie als selbstthätige Erinnerung wieder erkennen. Das Ich selbst muß demnach mehr denn nur eine Aufeinanderfolge von wahrgenommenen ähnlichen Zuständen sein, denn diese könnten wol in eine gegenwärtige Einbildung zusammenstehen, oder sich selbst nicht der Zeit nach unterscheiden oder wieder erkennen. Mithin muß entweder gar keine Erkenntnis sein, oder das Ich muß dabei selbstthätig seine eigene Einheit zu allen Wahrnehmungen hinzusetzen, muß selbstthätig diese Wahrnehmungen unter seine Einheit erheben und in dem Mannichfaltigen derselben nicht angeschaut, aber selbstthätig vergedachte Eigenschaft erkennen, daß sich selbiges nach der Einheit im Ich richten müsse. Diese Einheit im Ich heißt der Begriff überhaupt, und die Form des Begriffs ist im Satze des Widerspruches ausge-

drückt. Mithin bringt bei der Erkenntnis der Mensch das Mannichfaltige unter einen Begriff.“ Vgl. S. 68: „Der Mensch beginnt mit Wahrnehmungen, d. h. er nimmt sie wahr an, was die Sinne ihm geben. Aber mittelst der ihm heimischen Einheit seines Ichs erkennt er in den Wahrnehmungen die Gesetze seines Ichs wieder, und von nun an ruhm er sich der Erkenntnis.“

) Schelling, Psych. Anthropol. S. 114, 572. Schellier, Psychol. S. 394 fg. Gaudert, Geschichte der Seele. S. 572. Trevicannus, Biel. 1, 45 fg. 7) Fries, logik. S. 34.

scheint dadurch besonders wichtig, weil damit die Wahrheit ausgesprochen und anerkannt wird, daß alle unmittelbaren ursprünglichen Vorstellungen unsers Geistes solche affektive oder behauptende sind, wogegen alle problematischen Vorstellungen (also alle Bilder der Einbildungskraft oder Dichtungen und alle bloßen Begriffe des Verstandes) in unserm Gedankenlauf erst später und mittelbar, namentlich durch Hilfe der Abstraktion aus wirklichen Wahrnehmungen, entstehen; oder mit andern Worten: die Vernunft oder Vorstellungskraft (im weitern Sinne dieses Wortes) des Menschen ist wesentlich Erkenntniskraft, daher ist die psychologische Grundvoraussetzung des sogenannten Idealismus (s. d. Art.), nämlich die Hypothese, daß wir nicht die Dinge selbst, sondern nur unsere Vorstellungen von Dingen wahrnehmen, durchaus irrig⁸⁾. Auch wird jetzt in der Psychologie dieser Unterschied zwischen Vorstellern und Erkennen ziemlich allgemein angenommen⁹⁾.

4) Erkennen und Denken. In sofern in dem gemeinen Sprachgebrauch das Wort denken oft nur soviel wie vorstellen überhaupt, glauben, meinen, vermuthen bezeichnet (z. B. in den Redensarten: woran denkst du? du bist in Gedanken, ich denke es wird dies oder jenes geschehen u. d. m.), versteht sich von selbst, daß es nicht mit dem Wort Erkennen vertauscht werden kann. Im Sprachgebrauch der Wissenschaft bezeichnet denken immer nur eine besondere Art des Erkennens, nämlich das durch allgemeine oder abstrakte Vorstellungen, welche Begriffe heißen und dann weiter zu Urtheilen und Schlüssen verarbeitet werden. In dieser Beziehung

unterscheidet man das Erkennen von dem bloßen Denken dadurch, daß man das Erstere immer auf bestimmte, wirkliche Gegenstände bezieht und es daher als das reale Denken definiert, im Gegensatz gegen das bloß formale Denken. Besonders wird diese Unterscheidung in der Kant'schen Philosophie gemacht, in welcher Erkenntnisse solche Begriffe heißen, die nicht nur keinen Widerspruch in sich enthalten, sondern auch einen möglichen Gegenstand haben. Demgemäß unterscheidet man auch in dieser Schule die beiden Wissenschaften, Logik und Metaphysik, so, daß die erstere die Gesetze des bloßen Denkens ohne Rücksicht auf die Erkenntnisobjecte und den dadurch bestimmten Gehalt der Gedanken, die letztere aber die Gesetze des Erkennens der Objecte, wodurch eben der Gehalt der Gedanken bestimmt wird, untersucht; weshalb jene Denklehre und diese Erkenntnislehre genannt wird (vgl. z. B. Krug, Erkenntnislehre oder Metaphysik §. 2, der dabei zugleich bemerkt, daß die Metaphysik mit Recht die materiale oder reale Philosophie heißen könne, obgleich sie es nur mit der Erkenntnisform zu thun hat, da das Erkennen als solches immer die Realität des Gedachten voraussetze. Krug erwidert diesen Unterschied dann noch folgendermaßen: die Denklehre ist gleichsam eine bloße Buchstabenrechnung, die Erkenntnislehre aber eine Rechenkunst mit wirklichen Zahlen, oder, um ein anderes Bild zu brauchen, jene verhält sich zu dieser ungefähr wie eine Grammatik zu einem Wörterbuche, wovon jene die formale, dieses die materiale Beschaffenheit einer Sprache kennen lehrt). Man kann behaupten, daß dieser Unterschied zwischen Erkennen und Denken mit einer Cardinalfrage der ganzen Philosophie zusammenhängt, nämlich mit der: ob die menschliche Vernunft als Erkenntnisvermögen Schranken anerkennen muß, oder nicht, indem ihr wirklich ein absolutes Wissen ankomme, kraft dessen ihr Denken an Erkennen des Seins oder Wesens der Dinge enthielte. Es ist bekannt, daß das eigentliche Wesen der sogenannten scholastischen Philosophie eben darin bestand, daß man durch bloßes Denken schon zum Erkennen gelangt sein, in bloßen Begriffen das Wesen der Dinge erfassen haben, kurz, mit bloßem Reflexionsvermögen Philosophie machen wollte¹⁰⁾ (wie es jetzt treffend ausgedrückt¹¹⁾). Ganz dieselbe Erscheinung zeigt die neueste Scholastik der Hegel'schen Philosophie, welche von der willkürlichen (aus dem Speculativen und frühern Schelling'schen Pantheismus entlehnten und nirgends bewiesenen, auch in der That unbeweisbaren) Behauptung einer Identität von Denken und Sein ausgeht, in dem bloßen Begriffe die Wahrheit der Sache, das Sein der Dinge als dialektische Selbstbewegung der Begriffe, die Welt als einen logischen Proceß, in Gott selbst als Logik aufsaugt oder declarirt, freilich von diesem Unterschiede zwischen Denken und Erkennen nichts wissen will (daher auch Hegel's sogenannte Logik eigentlich Metaphysik ist), was auch in sofern consequent erscheint, als

2. Ausg. „Bei vielen Vorstellungen kommt es nur auf meine Gedanken, meine innere Thätigkeit an; bei andern hingegen findet sich ein Anspruch an das Dasein der Gegenstände, die darin vorgestellt werden, es liegt eine Affektion, eine Aussage, eine Behauptung darin. Ich sehe z. B. auf die Bedeutung einzelner Wörter in der Sprache, wie Pferd, groß, laufen; Sein, schwer, so wird damit etwas in Beziehung auf das Dasein von Gegenständen vorgestellt, oder nicht behauptet; achten wir hingegen auf die Bedeutung eines Satzes in der Sprache, wie „dieses Pferd ist groß“, „dieses Pferd läuft“, „jeder Stein ist schwer“, so behaupte ich damit, daß ein Gegenstand da sei und bestimmte Beschaffenheiten habe, oder daß Gegenstände ihrem Dasein nach unter bestimmten Gesetzen stehen. Ebenso, wenn mir Jemand eine erdichtete Geschichte erzählt, so werde ich mir alle Begebenheiten derselben vorstellen, eine irgend etwas über ihre Wirklichkeit zu behaupten; oder wenn ich einen Traum gehabt habe, so weiß ich, daß dieses ein bloßes Spiel meiner Vorstellungen ist, worin time Bedauptung liegt, daß die Gegenstände des Traumes vorhanden wären. Ich sehe hingegen ein Baum, ein Haus vor mir stehen, so liegt in dieser Anschauung derselben gleich die Behauptung, daß diese Gegenstände wirklich vorhanden sein. Diese behauptenden, assertorischen Vorstellungen nun, welche ich „Erkenntnisse“ nenne, machen Ansprüche an objective Gültigkeit, an Wahrheit darin, daß das Sein der Dinge mit ihrer Vorstellung übereinstimmen soll; bei den andern Vorstellungen hingegen, die ich „problematische Vorstellungen“ nenne, bei bloßen Gedanken und Dichtungen findet dieser Anspruch nicht statt.“

8) Vergl. Jacobi's Werke II. 39. G. G. Schulze, Psych. Anthrop. S. 102, 107, 150. 572. (3. Ausg.) Feilke, R. Krit. der Vern. I. §. 11. 14 ff. Borrelle zur 2. Ausgabe S. XXVII. 9) Vergl. Schulze, Psych. Anthrop. a. d. Schreiber, Psych. d. S. 391. Blunze, Empir. Psych. I. 85 u. 2.

10) Feilke, Kritik der Vernunft. I. Bd. S. 201. Vergl. Jacobi's Werke. 2. Bd. S. 14.

in dem göttlichen Verstande beides zusammenfällt und sie sich dieses „absolute Wissen“ beilegt. Es ist hier natürlich nicht der Ort, das Falsche dieser Ansicht nachzuweisen, was zur Genüge in den vielen Gegenschriften gegen diese Philosophie, und am kürzesten durch unsern philosophischen Dichter Rückert in einigen Sprüchen geschehen ist, die den Unterschied zwischen Denken und Erkennen und die Beschränktheit des ersten so anschaulich darlegen, daß wir nicht umhin können, dieselben in der Note unten anzuführen¹²⁾.

Aus allen diesen Begriffbestimmungen und Unterscheidungen rechtfertigt sich wol zur Genüge die gleich zu Anfang gegebene Erklärung der Erkenntniß im weitern Sinne als des allgemeinen oder Gattungsbegriffs aller Vorstellungen überhaupt, wornach das Erkennen sich bestimmen läßt als das Auffassen des Seins der Dinge, oder bestimmter, ihres Daseins und Wesens in unserm Bewußtsein¹³⁾. Die Beziehung auf Gegenstand und Erkennen ist das Hauptmerkmal in dem Begriffe des Erkennens oder das charakteristische Kennzeichen, wornach sich beurtheilen läßt, ob etwas in unserer inneren Erfahrung vorkommendes (also alle Affectionen oder Handlungen unsers Geistes) in das Gebiet der Erkenntniß gehört, oder nicht.

- 11) Der Ähnlichsten Spur zu folgen hast du Freiheit, Bewußtsein darfst du nur nie nicht um Einigkeit.

Das Ding, das du begreifst, ist freilich im Begriff, Doch der Begriff ist nicht des Dinges Inbegriff.

Nur sieht nicht, daß sein Bild im Spiegel ähnlich sei Ihm selber! doch ist es mit ihm drum einerlei!

Ob ich der Spiegel sei der Welt, ob sie der meine, Mir bleiben immer Zwei, worin sich zeigt das Eine.

Du denkst, was du denkst, das müßt denn so sein; Doch denkst: denkst du denn auf der Welt allein?

Nur Andere denken auch, viel Anders denken sie, Doch anders wird das Sein durch anders denken nie.

Es läßt sich so und so von unserm Denken fassen, Wie es was es ist, und sieht dem Spiele zu gelassen.

Wahrheit, wenn der Stolz des Denkens dich bedröht, Wiech eine Kleinigkeit dein Denken, Denker, löst:

Ein Wischen Weh im Kopf, ein Wischen Weh im Herzen, Im Fuß, der doch nicht scheint zum Denken beizutragen,

Nicht irren kann dich nur der Falschheit der des Klügens, Bewirken kann dich schon der Wädel'st Schwärmen.

Und höfste du nie Gott nun eine Welt gedacht, So hätte sie, o Spott, ein Wüchlein amgebracht.

Drum ist es gut, daß du vor dir selbst sich's Gedachte, Und im Gedanken nie nachmachst den Gott Demotides.

(Bei heil des Wortmanns.)

- 12) Sigwart (Handb. der theoret. Psychol. 1820. S. 30) erklärt das Erkennen im Allgemeinen als bloßes Adhärenz, trost welcher die Seele befragt, was es ist, und sagt die Bemerkung hinzu: „Erklärt man das Erkennen als bloßes Adhärenz, wodurch wir etwas ins Bewußtsein aufnehmen, aber zum Bewußtsein dringen, so scheint die Erklärung fast zu eng zu sein.“ Allen dieser Einwände scheint ungegründet, indem ohne Bewußtsein von gar keinem Erkennen die Rede sein kann.

Neben dieser allgemeinsten Bedeutung hat das Wort Erkenntniß in dem Sprachgebrauch der Philosophie und zugleich in dem der Religion (sowie die entsprechenden Wörter in andern Sprachen) eine höhere, prägnantere Bedeutung, wornach es das Auffassen des allgemeinen Gültigen und Notwendigen, überhaupt das möglichst vollständige und wahrhafte Erfassen des Seins der Dinge bezieht. In diesem Sinne sagt schon Anaxagoras bei Aristoteles: „Wenn das Gemüth das, was ihm sinnlich gegeben wird, unter sich bringt (*κατατί*), dann erkennt es (*γινώσκει*)“¹⁴⁾. — Auch läßt sich hierher rechnen, daß schon nach der Lehre der Stoiker das eigentliche Erkennen ein Annehmen oder Verwerfen von Vorstellungen bezeichne¹⁵⁾. Ebenso bezieht bei Plato das Erkennen ein volles, lebendiges Auffassen dessen, was allein wahrhaft ist, ein Bewußtsein, keineswegs eine bloße Abpiegelung alles Seienden im Bewußtsein (wie dies unter Anderem Ademann ausführlicher auseinandergelegt hat¹⁶⁾). Mit Recht läßt sich in dieser Beziehung behaupten, daß das Platonische Erkennen in diesem Sinne das Verhältniß des biblischen vermittelt¹⁷⁾. Hierher gehört auch die Bedeutung:

13) Rebus aenu perceptis impare est cognoscere. Vgl. Sigwart, Handb. der theoret. Psychol. S. 66. 14) „Das Annehmen, mit dem Gefühl der Gültigkeit und Notwendigkeit, ist das, was die Stoiker die *κατάληξις* der Vorstellungen nannten; der Geist ergreift (*καταλαμβάνει*) die wahren Vorstellungen, sobald sie da sind, d. h. er nimmt sie an, daß sie fest oder für wahr, und eben daran erkennen wir, daß die Vorstellung eine annehmbar (*καταληκτική*); d. h. wahr, ist.“ Vm vergl. Tertius Empiricus (II. oder. Log. 395 f.) der sehr klar den Unterschied des Annehmens und Erkennens als eines *habere* und *scire* (wahrnehmen) von der bloßen Vorstellung, die etwas ohne Zutun unsers Willens in uns Entsteht, beschreibt, hervorhebt.“ G. Schmidt, über Begriff und Möglichkeit der Philosophie. 1835. S. 61. Note. 15) Das Christliche im Plato. 1835. S. 212: „Das Wissen ist bei Plato, wie bei uns, eine Folge des Erkennens, oder sein Erkennen ist von dem, was es uns gewöhnlich so genannt wird, himmelweit verschieden. Bei uns wird die Wahrheit erkannt, ist und bleibt also passiv; bei Plato gibt sie sich zu erkennen, erwacht sich also aktiv; bei uns verhalten sich die Erkenntnisgegenstände in der Regel wie die böhernen Bilder, nach welchen die Schönen zur Euth und Übung schielen; es wird so lange mit Gedanken und Begriffen danach geschwieben, bis der richtige Begriff das richtige Bild getroffen hat; bei Plato dagegen tritt die Erkenntnis lebendig wie der lebendige Beschleunigung zwischen sich Gegenständen und dem erkennenden Geiste; der denkende Geist arbeitet in die Richtung auf sie hin so laun: fort, bis er so zu sagen in die elektrische Schlagweite derselben gekommen ist und in derselben ihr Sein und Wesen durch sie selbst inne wird.“

Ademann setzt die Verknüpfung hinzu: „Die arnue Verwundtschaft zwischen diesem Begriff des Erkennens und dem biblischen“¹⁶⁾ 1 Ref. 4, 17; 1 Sam. 1, 19 u. a. m. trachtet eher Weiteres, ist aber nicht immer überdies bedacht worden; Grotendeh der zeichnet das Platonische Erkennen nicht mit Unrecht als ein *concupiscere cum* *et* *scire* etc. comp. etc. p. 22. — Treffliche Andeutungen über den Platonischen Begriff des Erkennens s. bei Schleiermacher in der Einl. zu f. Überf. d. Rep. S. 41. Auch bei den Neuplatonikern entsteht das Erkennen aus einem Eingebildungsmomente von Wehen und Weithen. Vgl. Engelhardt, über die Dm. n. r. 1. p. 166. 30 u. a. m. — Es ist auch die *visio* bei Plotinus *et* *scire* zu verstehen. Vgl. Baumgarten, Entwurf, Drogeness. S. 765. 16) Hierher gehört auch die Stelle: „Wie sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Welt; dann

mit vollster Überzeugung erkennen; von einer Sache völlig überzeugt werden, wahrhaft wissen, welche ebenfalls in die Bibel vorkommt; 1. B.: Bis er erkannte, ob der Herr zu seiner Reise Gnade gegeben hätte, 1. Mos. 24, 21. Heute erkennen wir, daß der Herr unter uns ist, Joh. 22, 31. Da erkannte Naanah, daß es ein Engel des Herrn war, Richt. 13, 21. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein, 1. Kor. 2, 14. Auch unsern philosophischen Dichtern ist diese höhere Bedeutung des Wortes „Erkennen“ nicht fremd, in welcher daselbst 1. B. offenbar von Goethe im Faust öfters gebraucht wird“).

Die nähere Untersuchung über das Wesen der menschlichen Erkenntnis macht, wie bereits im Artikel Intellectualismus und Empirismus nachgewiesen worden, das eine Hauptproblem der Philosophie aus, oder den Hauptgegenstand der sogenannten Metaphysik und ihrer Grundlage, der sogenannten Kritik der Vernunft oder Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens. Es gehört daher namentlich die Reihe von Untersuchungen über die menschliche Erkenntnis hierher, welche von Locke, Leibniz, Hume, Kant und seinen Nachfolgern angestellt worden sind, die übrigens, wie bekannt, noch zu keinem anerkannt als gültigen Resultat geführt haben. Ohne auf diese Speculationen über den Begriff des Erkennens einzugehen (worüber, nach Plato's Ausdruck“), „viele Denker, ehe sie ihn erfaßt, graue Haare bekommen“), fügen wir nur noch Einiges über

oder von Angericht zu Angericht. Jetzt erkenne ich Rückwärts; aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ Es fällt uns unendlich schwer, uns das zu denken, oder die Möglichkeit eines solchen Erkennens zu glauben, aus dem einfachen Grunde, weil wir aus ein Weltbewußtsein dieser Art nur künstlich bilden können, während es dem Plato natürlich war. Denn wo die Einheit des geistigen Lebens so gespalten und so verschiedene getrennte Thätigkeiten auseinandergegangen ist, wo das Reflexionsvermögen sich vom mütterlichen Stamme der Einheitsfüße so vollständig abgetrennt und eine so selbständige Ausbildung und einschneidende Dornenhecke erlangt hat, wie bei uns, da kann man sich wohl unter dem Erkennen kaum etwas Anders denken, als einen rein immanenten logischen Verstandesact. Wie dem auch sei, gewiß ist, was das Platonische Erkennen nicht verliert, der versteht auch das biblische nicht. Denn wenn Jesus sagt: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du erkannt hast, Jesum Christum, erkennen“ (Joh. 17, 3), so meint er offenbar damit ein ganz anderes Erkennen, als das gewöhnliche des denkenden Verstandes, weil dieses oft nicht einmal eine momentane Beziehung, geschweige denn das ewige Leben, zur Folge hat. G. A. Hermann, Das Christliche im Plato u.

1836. S. 215.

17) Wagner: Allein die Welt der Menschen Herz und Geist! Wodt! Jeglicher doch was davon erkennen.

Faust: Ja, was man so erkennen heißt!

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Die Wenigen, die was davon erkannt, u. s. w.

Bemerke in der Stelle:

Daß ich erkenne, was die Welt Im Innersten zusammenhält,
Schaue die Wirkungskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten tröten.

18) Im Theatrot. p. 178. Bp.

das Erkenntnisvermögen überhaupt und seine verschiedenen Functionen bei, soweit dies nöthig erscheint, um die Stelle der „Erkenntnis“ und das Gesamtgebiet unsers geistigen Lebens zu begreifen und die Haupttheilung derselben zu verstehen. In dieser Beziehung ist vor allem die Erinnerung an die allgemein anerkannte logische Regel vorauszuschicken, daß von allen denjenigen Begriffen, die ein Erstes, Unmittelbares oder Ursprüngliches bezeichnen, ebenso wenig eine eigentliche sogenannte begrenzende Erklärung oder Definition im engeren Sinne gegeben werden kann, als die sogenannten Grundurtheile oder Grundsätze (Axiome) einer fernern Begründung oder eines Beweises fähig und bedürftig sind; daher bei jenen höchsten oder Grundbegriffen nur eine sogenannte umschreibende Erklärung (Umschreibung), oder eine Explication, Exposition oder Erläuterung statt der Definition gegeben werden muß (vgl. d. Art. „Erklärung“). Ebenso muß in psychologischer Beziehung bei solchen Grundbegriffen das sogenannte genetische Verfabren beobachtet werden, indem nachgewiesen wird, wie der fragliche Begriff in unserm Bewußtsein selbst entsteht. Das Erkennen ist nun nicht nur überhaupt ein solches Erstes, Ursprüngliches, nicht aus einem noch höhern Gattungsbegriff Abzuleitendes, sondern das Erkenntnisvermögen ist auch in dem Sinne das Erste, in sofern alle übrigen Thätigkeiten unsers Geistes im Fühlen und Wollen oder Handeln die vorausgegangene Entwicklung jenes schon voraussetzen (denn erst müssen wir das Dasein und Wesen der Dinge erkannt haben, ehe wir uns für dieselben interessieren, d. h. Lust oder Unlust fühlen können, und alles wahrhaft menschliche Thätigsein oder Handeln im eigentlichen Sinne ist so im Gegensatz gegen das blinde Wirken der Naturkräfte, sowie des thierischen Instinktes immer ein Abzulesen nach Zwecken, d. h. eben Vorstellungen oder Erkenntnissen, welche Causalität in Hinsicht ihrer Gegenstände haben). Daher hat man mit Recht gesagt, daß in unserm geistigen Leben Alles entweder selbst Erkenntnis, oder nur durch Erkenntnis möglich ist; was übrigens nicht so gebauet werden darf, als wenn das Erkenntnisvermögen (wie früherhin mehr, selbst berühmte Philosophen annehmen“), nur das einzige Grundvermögen sei, da im Gegenstheil in dem Gefühle und Aktenvermögen sich eigenbürtige Qualitäten zeigen, die nicht aus dem bloßen Erkenntnisvermögen abgeleitet werden können“). Grade weil das Erkennen eine der Grundthätigkeiten unsers Geistes ist, müssen wir für die angebotene genetische Deduction auf die ersten und ursprünglichsten Thatfachen unsers Bewußtseins zurückgehen, in sofern dieses letztere nicht nur überhaupt der Mittelpunkt und die Grundlage des ganzen geistigen Lebens, sondern auch gleichsam das innere Licht ist, durch welches das, was in unserer Seele vor sich geht, erst sichtbar wird“). In diesem unserm Bewußtsein, welches wesentlich und nothwendig theils Selbstbewußtsein, theils Weltbewußtsein ist

19) J. B. Descartes, Princ. phil. I, 53 sq. 20) Kries, Psych. Anthropol. I. S. 17 sq. 21) Schreiber, Psychol. S. 380 sq. 22) Schreiber, Psychol. S. 256. 375.

(Bewußtsein des Ich's und des Nicht-Ich's, welches dieses sich nothwendig gegenseitig bedingt nach dem treffenden Wort Jacobi's: *Kein Ich ohne Du, kein Du ohne Ich*²²⁾), nehmen wir nun unsere Seele nicht selbst unmittelbar wahr, sondern zunächst immer nur einzelne Thätigkeiten, z. B. Vorstellungen, Gefühle, Wünsche oder Bestrebungen, und denken oder fühlen uns, den Geist, das Ich, als Ursache dieser Thätigkeiten hinzu. Bei diesen Thätigkeiten werden wir zunächst eine große Verschiedenheit der Art und dem Grade nach gewahr, indem sie in einem beständigen Wechsel begriffen sind, und jede Minute uners Lebens hierin Veränderung zeigt. Aber zugleich erkennen wir in ihrer Verschiedenheit eine gewisse Gleichartigkeit mancher von ihnen, oder gewisse besondere Richtungen des Seelenlebens, die ihnen gemeinsam sind (z. B. alle, die sich auf ein Auffassen des Seins der Dinge, ein Erkennen beziehen, mag dies nun unmittelbar durch Sehen, Hören, oder mittelbar durch Bilder oder Begriffe stattfinden). Als den innern Grund solcher wegen ihrer Gleichartigkeit unter gemeinsamen Beziehungen gefaßten Zustände sehen wir die Anlagen, Vermögen (auch wol Kräfte) des Geistes an (z. B. Verstand, Einbildungskraft, Wille), und so verschieden und mannichfaltig wechselnd auch die Thätigkeit des Geistes sein möge, so bleiben doch diese Vermögen immer dieselben, sind der Art nach in jeder Menschenvernunft die nämlichen, und nur dem Grade nach verschieden. Unter diesen Vermögen des Geistes (Seelenvermögen) werden also die bleibenden Eigenschaften des Geistes verstanden, in denen er Ursache seiner (wechselnden) Thätigkeiten ist und wird. Unter diesen Vermögen gibt es viele, welche sich auf andere zurückführen oder daraus ableiten lassen; diese letztern heißen deshalb Grundvermögen. Solcher Grundvermögen gibt es nun drei: das Erkenntniß- oder Vorstellungsvermögen, das Gefühls- und das Thatvermögen. Um dieß Verhältnis in seiner allgemeinen metaphysischen Beziehung aufzufassen, können wir sagen: unser Geist steht in einer dreifachen ursprünglichen Gemeinschaft mit dem Sein der Dinge, indem er dasselbe theils erkennt, d. h. das Dasein und Wesen derselben im Bewußtsein auffaßt, theils sich für dasselbe interessiert, ihm Werth oder Unwerth beilegt, Lust oder Unlust fühlt, theils auf dasselbe thätig einwirkt, handelt, d. h. es durch sein Thun umgestaltet, noch gar nicht oder nicht so Vorhandenes in das Dasein einführt.

Das Erkenntnißvermögen (die Intelligenz) selbst äußert seine Thätigkeit unter verschiedenen Modificationen, und zwar unterscheidet man mit Recht folgende Hauptfunctionen desselben (wobei man jedoch deren innigen Zusammenhang und Wechselwirkung in concreto nicht vergessen darf); nämlich: 1) die Erkenntniß durch die Sinne, die Sinneswahrnehmung („Anschauung“) als das unmittelbare Auffassen des Seins wirklich vorhandener, dem Bewußtsein gegenwärtiger Dinge, und zwar theils der Außenwelt durch den sogenannten

äußern Sinn, dessen körperliche Organe die bekannten sogenannten fünf Sinne sind, theils der innern Welt, d. h. derjenigen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, welche in jedem Augenblicke der Gegenwart als die vorherrschenden uns zum Bewußtsein kommen und durch den sogenannten innern Sinn, dessen körperliches Organ wir nicht kennen, wahrgenommen werden (vgl. d. Artikel Erfahrung und die daselbst angegebene Literatur). 2) Erkenntniß durch die Einbildungskraft (Imagination) oder das Vorstellungsvermögen im engerm Sinne, d. h. das Vermögen des Geistes, Bilder von Gegenständen, die nicht gegenwärtig oder auch wol überhaupt gar nicht vorhanden sind, durch rein innere Thätigkeit (ohne Affection oder bei Verslossenheit der äußern Sinne) in dem Bewußtsein hervorzurufen oder aufzufassen. Diese Einbildungskraft selbst wird dann weiter eingetheilt in das Vermögen der unwillkürlichen, regellosen Einbildung, Phantasie im weitern Sinne, z. B. bei Träumen, und in das der willkürlichen gewissen (ästhetischen) Gesetzen folgenden Einbildung, das Dichtungsvermögen im engerm Sinn, dessen höherer Grad ebenfalls durch das Wort Phantasie im eminenten Sinne bezeichnet wird (vgl. Schulze, phys. Anthr. S. 135. Eberhard-Gruber, Synonymik IV. S. 245), ferner in die reproductive oder nachbildende, wiederholende (wozu auch die Erinnerung oder das Gedächtniß gehört, vgl. Scheidler, Psychol. S. 409 und die daselbst angeführte Literatur) und in die productive, selbstbildende, schöpferische. 3) Die höhere, überfinnlliche Erkenntniß oder die Vernunftserkenntniß s. lat. in sofern durch das Wort Vernunft in diesem Gebiete die Quelle aller derjenigen Erkenntnisse bezeichnet wird, welche dem Menschengeiste eigenthümlich sind, im Gegensatz gegen das Erkennen und Vorstellen, welches auch bei den Thieren vorkommt, welche nicht nur ebenso, wie der Mensch, äußere Sinnesorgane (und zwar theilweise noch weit schärfere), sondern offenbar auch Einbildungskraft in gewissem Grade haben, (wie ihr Gedächtniß, ihr Träumen, ihre Furcht u. s. w. beweist). Dagegen gibt es in der menschlichen Seele eine Eigenthümlichkeit des Erkennens, wodurch sich dasselbe wesentlich und der Art, nicht blos dem Grade nach, von dem thierischen unterscheidet; ein Unterschied, der sich theils auf die Form, theils auf die Richtung oder den Stoff dieses höhern Erkennens bezieht, und in ersterer Beziehung ist am füglichsten das menschliche Erkenntnißvermögen als Verstand oder Denkvermögen im engerm Sinn, in letzterer Hinsicht als Vernunft s. str. zu bezeichnen. Der Form nach unterscheidet sich nämlich das menschliche Erkennen von dem thierischen zunächst und wesentlich durch das durch den Einfluß des Willens vermittelte Vermögen der Abstraction, durch welches die blos unbestimmten und unwillkürlich erzeugten Gemeinbilder (Schemata) der Einbildungskraft zu eigentlichen allgemeinen (abstracten), nach Inhalt und Umfang bestimmt ausgemessenen Vorstellungen, d. i. zu Begriffen erhoben, die dann weiter durch Beziehung auf einander oder auf Gegenstände als deren Merkmale zu Urtheilen, sowie diese durch

²²⁾ Jacobi's Werke. 2. B. S. 40. G. Reinhold, Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens. S. 78 fg.

Abstraktionen des einen aus dem andern zu Schlüssen verarbeitet werden. Dieses abstracte, vom Willen geleitete Erkennen in Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, welches an die Sprache notwendig gebunden ist, heisst, wie schon oben bemerkt worden, das Denken in eigentlicher strenger Bedeutung, und das Denkförmigen ist der Verstand im engeren Sinne"). — Dem Stoffe oder der Richtung nach unterscheidet sich das menschliche Erkennen darin, dass es nicht bloss bei der sinnlich wahrgenommenen Oberfläche der einzelnen Dinge stehen bleibt, sondern das Innere derselben, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, oder die Gesetze, unter welchen die Erscheinungen stehen, zu ergründen sucht. Die Quelle der hierauf sich beziehenden, nicht das Sinnliche betreffenden und nicht aus der Erfahrung oder Sinneseinwirkung stammenden Erkenntnis wird die Vernunft im engeren Sinne (reine Vernunft) genannt; ihr gehören daher die Vorstellungen, Kraft, Befensicht, Ursache und Wirkung, Wechselwirkung und Zusammenhang u. s. w., welche alle nichts sinnlich Anschauliches bezichend, übrigens erst durch Hilfe des Denkens oder des Verstandes und klar zum Bewusstsein und in ein Ganzes des Erkenntnisses gebracht werden können. — Der Vernunft im engeren Sinne endlich gehören diejenigen nicht von der Erfahrung und den Sinnen geleiteten Vorstellungen, welche sich nicht unmittelbar auf die Sinne nehmen, sondern auf eine höhere, absolut vollkommene Ordnung der Dinge, auf das Ueber sinnliche, Unendliche, Ewige, Absolute oder Unbegreifliche beziehen, und Ideen genannt werden; die Vernunft heisst in sofern das Vermögen der Ideen. Diese find weiter theils speculative (wie die der Gottheit, der Unsterblichkeit der Seele), theils ästhetische (des Schönen, Erhabenen), theils praktische oder moralische (Tugend, Recht und Gerechtigkeit) und lassen sich auch mit Beziehung auf die höchsten Zielpunkte des menschlichen Geisteslebens im Erkennen, Fühlen und Handeln, unter die drei Ur- oder Grundideen des Wahren, Schönen und Guten unterordnen. Die Ueberzeugung von der Realität dieser Ideen wird in unserer Sprache auch Glaube (in der höheren metaphysischen, nicht in der blos logischen Bedeutung dieses Wortes) genannt, welcher letztere mithin notwendig der Vernunft angehört, immer Vernunftglaube ist.

Dies führt uns nun näher zu der wichtigsten Einteilung unserer Erkenntnis, nämlich in die

II. empirische (Erfahrungs-) und rationale

(Vernunft-) Erkenntnis, oder Erkenntnis a posteriori und a priori. Unsere Erkenntnis überhaupt ist ihrer Quelle nach entweder empirisch (Wahrnehmung- oder Erfahrungserkenntnis, auch affectorische Erkenntnis genannt) oder rational (Vernunft- oder apodiktische Erkenntnis), je nachdem dieselbe entweder in Folge einer Anregung durch die Sinne entsteht, oder aus der Vernunft selbst flammt, d. h. durch bloße Einsicht oder bloße Nachdenken erworben werden kann. Alle empirischen Erkenntnis wesentliche Merkmale deselben dem nach darin, daß sie durch Affektion irgend eines Sinnes entsteht, mithin durch das wirkliche Vorhandensein ihres Gegenstandes bedingt sind, sowie daß sie nicht über einen Inhalt hinausgeht, der theilß in der Beobachtung der einzelnen Fälle nachzugesuchen, theilß dadurch wenigstens begründet und bestätigt werden kann; ferner daß sie immer ein Mannichfaltiges und Veränderliches zum Gegenstande haben, indem der sinnlichen Auffassung oder Wahrnehmung das Sein der Dinge als ein in steter Veränderung oon Zuständen sich bewegendes Werden oder ein fortgehender Wechsel von Beschaffenheiten erscheint; endlich daß sie für jeden Einzelnen nur zufällig sind, indem wir dieselben nur in besonderen Umständen und Lagen erhalten, die nach Zeit und Ort und andern Verhältnissen ganz verschieden sind, so daß jeder Mensch einen andern Gehalt empirischer Erkenntnis besitzt, als die übrigen (z. B. geschichtliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse hängen entweder davon ab, daß Jemand unmittelbar bei Begebenheiten Zeuge ist, oder einzelne Geschehnisse wahrnimmt, oder davon, daß er durch Tradition und Bezeichnung Anderer in Rede oder Schrift, also wiederum durch sinnliche Vermittelung, davon Kunde erhält, deren Verstandniß wiederum durch andre sinnliche und zufällige Bezeugungen, namentlich durch das Verstandniß der Sprache, vermittelt wird). Rationale Erkenntnisse dagegen fragen wir nicht der äußern Erfindung oder Wahrnehmung ab, sondern finden ihre Quelle in unserm eignen Geiste, können sie uns durch bloße Nachdenken zum klaren Bewußtsein bringen, sowie sie auch theilhaft in jedem Menschen dem Gehalte nach liegen, wenn auch nicht jeder auf dieselbe Weise zur Klarheit darüber gelangt; daher denn auch Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit das wesentliche Prädikat der rationalen Erkenntnisse sind, welche eben deshalb apodiktisch genannt werden. So können wir z. B. nicht durch sinnliche Wahrnehmung oder Erfahrung kennen lernen, was wahr und gut und schön ist, da dieses Alles in das Gebiet des Uebersinnlichen gehört, wovon nur unsere Vernunft weiß, die sich alle Einsicht hierüber durch bloße Selbstkenntnis verschafft²⁾), sowie auch dasjenige, was die Vernunft als wahr oder falsch, als recht oder unrecht einmal erkannt hat, für alle Menschen ohne Ausnahme gültig sein

25) Kein Tier kann abstrahieren (s. B. die diese Farbe ohne Fleck, die diese Größe ohneendes betrachten). Dagegen hat auch kein Tier Vorstellungen vom Raum und Zeit in abstracto daher auch nicht von Zeitverlauf u. m. (vgl. Menabde, Uebers. d. Sprache. I, 58 ff. Locke. E. 487; vgl. II. c. 10. Leibniz, Philos. Schriften. II. S. 345); kein Tier kann eigentliche Begriffe (obwohl Schmatze), Urtheile und Schlüsse (obwohl ein Analogen von beiden) in einzelnen Fällen in Folge des farrensten Intincts; kein Tier kann die Begriffe der Zeit und der Bewegung, die Begriffe der Natur oder Wesen wie überhaupt die Begriffe der Moral, der Wissenschaft u. m. haben, die sich mit seinen Vorstellungen verbinden u. m. wegen der Unmöglichkeit sich schon aus dem Mangel der Sprache ergibt, ohne welche kein Denken möglich ist. (vgl. Schellert, Psychol. S. 216 ff.)

X. *Memor. l. m. p. g. Cris. Section. XXXVII.*

24) — — Das Wahre, das Schöne,
Such' es nicht draußen; da sucht es der Thor,
Es ist in dir. Schiller.

muß. Wir können diesen Unterschied auch durch den der äußern und innern Erkenntnis oder Erkenntnis der Außen- und Innenwelt bezeichnen. Äußere Welt ist für jeden Menscheng Geist das Ganze alles dessen, wovon er nur von Außen, nämlich durch Vermittelung irgend eines äußern Sinnes, Kunde erhält. Davin gehört somit nicht nur die ganze äußere Natur oder Sinnenwelt, sondern auch das Leben jedes fremden Geistes außerhalb des unsrigen, also die ganze Geschichte, weil wir ja diese bloß durch die sinnliche Vermittelung in Rede oder Schrift wissen können. Innere Welt ist dagegen das Ganze alles dessen, wovon der Mensch durch sich selbst weiß, also das ganze Leben des eigenen Geistes in Erkennen, Fühlen und Wollen oder Handeln, und zwar nicht bloß seinen Erscheinungen, sondern auch seinen Gründen, Gesetzen und Zwecken nach, welche sich ebenfalls in jedem Bewußtsein, wenn auch in verschiedenen Graden der Klarheit, ankündigen. So weiß Niemand durch sich selbst, daß z. B. es Sonnen, Planeten, Kometen etc. gibt, oder daß ein Moses, Elyng und Solon, ein Christus etc. gelebt und was sie für Lehren oder Gesetze gegeben haben; aber was wahr, gut und recht an und für sich ist, das weiß Jeder durch sich selbst oder kann es wenigstens wissen, wenn er sich der Gesetze seines Denkens, Fühlens und Wollens bewußt zu werden sich bemüht. Es läßt sich auch denken, daß die Erde wiederum eine totale Revolution erlitt, durch welche das ganze jetzige Menschengeschlecht in allen seinen Eigenschaften, Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen, Archiven etc. bis auf die letzte Spur völlig unterginge; träte aber dann wieder ein neues in Hinsicht der geistigen Organisation, der Vernunft also, gleiches Geschlecht auf der Erde auf, so würde dies ganz dieselben rationalen Erkenntnisse sich erwerben, die wir jetzt haben, wenn es auch nicht die geringste Tradition von unsern empirischen Kenntnissen vorfände²⁵⁾.

Der wissenschaftliche Sprachgebrauch bezeichnet nun den Unterschied zwischen der Erfahrungs- und Vernunft-erkenntnis durch die Ausdrücke: Erkenntnis a posteriori und a priori. Eine Erkenntnis heißt a posteriori, wenn sie erst nach der Erfahrung (hinter der Erfahrung her, oder schlechtweg: von Hinten her) im Bewußtsein sich findet; ein Ausdruck der von der Ordnung hergenommen ist, in der die Erkenntnis, von welcher man ihn braucht, mit dem erhaltenen Eindruck auf die Sinne, oder mit der Erfahrung, steht. Erst muß nämlich der Eindruck geschehen, und dann erst kommt die Erkenntnis, die daraus entspringt, *cognitio experientia posterior est*, die Erkenntnis kommt hinter der Erfahrung her. Erst muß man wahrnehmen oder sich erzählen lassen, daß z. B. ein Haus in Flammen steht, ehe man das wissen kann. Eine Erkenntnis heißt a priori, wenn man sich ihrer bewußt werden kann, bevor ihr Gegenstand in der Anschauung gegeben, oder in der Erfahrung vorgekommen ist, wobei also die Erkenntnis der Erfahrung oder dem Versuche vorhergeht (*cognitio ex-*

perientia prior est) z. B. daß $2 \times 2 = 4$ ist, können wir nicht aus der Erfahrung wissen, denn wir behaupten damit, daß jedes Mal, wenn wir zu zwei Dingen noch zwei derselben hinzufügen, wir vier haben müssen und daß und folglich nie eine Erfahrung vorkommen könne, in der einmal zweimal zwei weniger, oder mehr als vier machen werde. Diese Behauptung schreibt also der Erfahrung ein Gesetz vor und kann folglich unmöglich aus derselben entspringen sein, weil wir nämlich zwar oft erfahren haben können, daß zwei Dinge zwar Mal genommen vier derselben sind, aber über alle wirklichen Dinge in der ganzen Welt können wir doch diese Erfahrung nicht angestellt haben; dennoch sprechen wir jenen Satz aus, der mithin eine Behauptung a priori ausdrückt. Bei dieser letztern Art von Erkenntnissen unterscheiden wir dann noch die sogenannten reinen Erkenntnisse a priori, deren Wahrheit wir einsehen, ohne uns irgend auf Beobachtung von Gegenständen zu berufen, und in unreine Erkenntnisse a priori, die sich mittelbar doch noch auf Sinnesanschauungen gründen, wobei also die Regel, nach welcher gerichtet wird, eine Erfahrungsregel ist. Wer z. B. aus dem Gesetz der Schwere urtheilt, daß der von ihm aus der Hand entlassene Stein zur Erde fallen werde, oder wer behauptet, wenn eine glühende Koble auf Schießpulver fällt, so wird es sich entzünden, urtheilt a priori; aber von jener Schwere und was Schießpulver ist, weiß man doch nur durch Erfahrungen. Eben dahin gehören auch die Vorbestimmungen des Eintritts der Sonnen- und Mondfinernisse u. dgl. m. So schloß Newton aus der Ähnlichkeit des Diamants mit Harzen in Ansehung der Brechung der Lichtstrahlen auf seine Verbrennlichkeit; Franklin folgerte aus der Thatsache, daß Metalle den elektrischen Funken leiten und daß der Blitz elektrischer Natur sei, die Möglichkeit, die Blitze abzuleiten; Mongolfier schloß aus den Ecken: das Körper, die spezifisch leichter als die atmosphärische Luft sind, von derselben getragen werden, und daß die brennbare Luft sehr beträchtlich leichter als jene ist — daß man die Luft beschiffen könne. — Alles dieses sind oder waren Vorderfassungen, Erkenntnisse a priori, welche hintennach (a posteriori) die Erfahrung bekräftigte; aber es waren nur sogenannte unreine Erkenntnisse a priori, weil ihre Objekte doch nur aus Erfahrung bekannt waren. Dagegen sind rein a priori alle sogenannten apodiktische, bloß durch Vernunftseinsicht erlangte, Erkenntnisse, wie wir sie z. B. in der reinen Mathematik und Philosophie besitzen, welche durch Erfahrungen oder Beobachtungen nicht geleistet oder bewiesen werden können. So werden z. B. in der Geometrie alle Behauptungen mit größter Strenge ohne Zulassung eines Fehlers aufgestellt; läßt sich nur rein a priori einsehen, daß jede Beobachtung Grenzen ihrer Genauigkeit hat. Ich sage z. B. rein a priori oder apodiktisch, daß in allen geradenliniigen Dreiecken zwei Seiten zusammengekommen größer als die dritte sind, daß ihre drei Winkel jedesmal zusammen zwei rechte betragen und daß das gar nicht anders sein kann. Wollte ich durch Nachsief-

25) Wenzel, Philos. im Verh. zur Erfahrung. S. 8.

fen bei einzelnen Dreiecken z. B. den letzten Satz bestätigen, so könnte ich nur finden: so oft ich es auch versucht habe, betrogen die drei Winkel ungefähr zwei rechte, denn so sein meine gezeichneten Striche und Winkelmaße auch sein können, wenn ich auf den Grad, die Minute, die Secunde genau messen kann, so bleibt doch immer noch irgend ein Spielraum der Ungenauigkeit. Der geometrische Satz läßt sich hingegen ohne allen Fehler beweisen und einsehen. Ebenso sehr ich durch reine Anschauung ein: alle geradlinigen Dreiecke sind entweder rechtwinkelige, stumpfwinkelige oder spitzwinkelige, sobald es diese drei Arten, aber keine vierte neben ihnen gibt und geben kann. Durch Betrachtung einzelner Beispiele vor der Sinnesanschauung würde ich hingegen nur die Folgerung erhalten: bisher sind mir noch keine andere Dreiecke als von einer dieser drei Arten wirklich vorgekommen²⁶⁾. Ebenso findet der Anspruch aller philosophischen Behauptungen an strenge, notwendige Allgemeinheit nur rein a priori statt; z. B. wenn man urtheilt „jede Wirkung hat ihre Ursache“, da wir doch nicht aus Beobachtung alle Wirkungen kennen. Daber müssen wir auch stets die rationalen Erkenntnisse oder allgemeinen, aus der Vernunft selbst geschöpften Wahrheiten von den allgemeinen Erfahrungssätzen, die als das Gleiche in vielen oder allen bereits gemachten Wahrnehmungen durch Abstraction, durch Schlüsse aus der Analogie oder Induction herausgehoben, und daher schlechweg mit dem Namen Inductionen (s. d. Art.) bezeichnet werden, wol unterscheiden. Denn jene rationalen Erkenntnisse werden keineswegs auf dem Wege fortgehender Erfahrung gewonnen, sondern vermöge einer von dem Wahrnehmen nicht unmittelbar unabhängigen Vergleichung, Unterscheidung, Verknüpfung der bereits vorhandenen Begriffe und Urtheile, woraus die allmähliche Entwicklung der zuerst in bios dunkeln Gefühlen im Bewusstsein vorhandenen übersinnlichen Erkenntnisse hervorgeht²⁷⁾. Am deutlichsten ergibt sich, daß die allgemeinen Vernunftwahrheiten nicht Abstractionen, Inductionen aus Erfahrungen sind, aus der Art und Weise, wie wir uns von ihrer Wahrheit überzeugen. Man nehme z. B. die Sätze: jedes Ding ist sich selbst gleich, Gleiches zu Gleichem addirt, gibt Gleiches, ohne Ursache kann keine Wirkung sein, ein böses Eisen, ein vieredriger Zirkel ist ein Unding u. s. w. Diese Behauptungen werden als Wahrheiten nicht erst darum erkannt, weil man sie in einzelnen Fällen so befunden hat, und daher vermutet, sie möchten in andern ebenfalls sich so finden; sondern alle einzelnen Beispiele machen solche Grundsätze nur verständlicher, veranschaulichen oder erläutern sie; aber die Einsicht, daß sie Wahrheiten sind, hängt nicht von einem Beweise durch Induction (Aufzählung des Einzelnen) ab. Denn wäre dies, so müßte der Grad der Überzeugung nach der Zahl der Mehrheit der erfahrungsmäßig beobachteten Fälle sich

richten, wogegen der Beifall, mit dem der Verstand solchen Sätzen beistimmt, sobald er sie nur versteht, gleich das erste Mal ebenso stark und entschieden ist, als später, wenn er sie zum tausendsten Male gedacht hat. Ferner liegt in ihnen eine zwingende Überzeugungskraft, der gleichen bloße, auch noch so oft durch die Erfahrung bestätigte Wahrnehmungserkenntnisse nie haben können. Wir können die Wahrheit jener Sätze gar nicht leugnen, wollten wir uns auch noch so sehr bestreben, dies zu thun, und gleichergestalt können wir jeden Andern, der gesunde Vernunft hat, zu ihrer Anerkennung nöthigen. Ja wir können sagen, daß hier selbst die Allmacht der Gottheit Schranken hat, indem auch diese nicht im Stande ist, z. B. einen vieredrigen Zirkel zu schaffen²⁸⁾.

Auf diese Grundverschiedenheit der menschlichen Erkenntnis ihrer Quelle nach begründet sich nun auch die Einteilung aller Wissenschaften überhaupt in die zwei großen Gebiete der Erfahrungswissenschaften und der Vernunftwissenschaften²⁹⁾, je nachdem die in ihnen enthaltenen Erkenntnisse ihrem Grundstoffe nach³⁰⁾ entweder von Außen her durch sinnliche Wahrnehmungen, Beobachtungen, Erfahrungen überhaupt gewonnen werden, oder aus der Vernunft selbst (der sogenannten reinen Vernunft) geschöpft sind. Sowie diese Unterscheidung allgemein anerkannt ist, so ist man auch darüber einig, daß die reine Mathematik und Philosophie das Gebiet der rationalen oder Vernunftwissenschaften erschöpfen, denen alle übrigen Disciplinen, wie die sogenannte Naturgeschichte (oder richtiger Naturbeschreibung) mit ihren bekannten Haupttheilen, der Zoologie, Botanik u. s. f., ferner die eigentlichen Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Astronomie u. s. w., und ebenso alle historischen oder positiven Disciplinen, die sich auf die Entwicklung des Menschenseins beziehen, als Erfahrungswissenschaften entgegengesetzt werden. Vgl. d. Art. Wissenschaft und Erfahrung.

III. Erkenntnis a priori und a posteriori im Sprachgebrauche der Philosophie insbesondere, namentlich der Kantischen. — Am Irriest Intellectualismus ist ausführlich gezeigt, daß die Hauptfrage aller Philosophie die nach dem Ursprung unserer Erkenntnis ist. Dies gilt insbesondere von denjenigen Erkenntnissen, deren Gegenstand nicht in der Erfahrung gegeben ist, die wir also nicht aus der Erfahrung schöpfen, d. h. den Erkenntnissen a priori, und zwar den Ideen der Vernunft im engeren Sinne, deren wichtigste die der Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit der Seele, das Hauptobject aller sogenannten Metaphysik oder speculativen Philosophie von jeher gewesen sind. Wir haben diese Ideen,

26) Frege, System der Logik. S. 81. 245. 27) Bgl. 2. Abth., Neue Organon I. 422. Lessing, Philos. Versuche. I. 2b. S. 465 ff. Vgl. E. Reinhold, Theorie des Erkenntnisvermögens. S. 374. Frege, Warum. Naturphilos. S. 614.

28) Wer sieht nicht, wie lächerlich es war, wenn die Cartesianer behaupteten, es habe bei Wette gefanden, wie viel 2 Mal 2 machen sollte u. s. w. I. Leibniz, Theodic. II. S. 156. 29) Krug, Vorl. einer neuen Eintheil. der Wissenschaften. S. 24. Frege, Logik. S. 341. 30) „Es ist hier nur von dem Grundstoffe die Rede; denn bei der Eintheil. unser Erkenntnisvermögens überhaupt gibt es keine rationale Philosophie, in der nicht auch etwas Empirisches, und keine empirische, in der nicht etwas Rationales angetroffen würde.“

dies ist Thatsache; a posteriori oder aus der Erfahrung haben wir sie nicht, dies ist ebenfalls gewiss, denn ihr Gegenstand ist uns nicht in der Anschauung oder Erfahrung gegeben. Sie sind also Erkenntnisse a priori, und woher stammen sie nun? Abgesehen von dem Empirismus (s. Intellectualismus, Erfahrung und Scepticismus), welcher alle rationelle Erkenntnis ableugnet, und von dem sogenannten theologischen Supranaturalismus, welcher behauptet, daß die menschliche Vernunft durch sich selbst unvermögend sei, zu jener höhern Erkenntnis, namentlich von Gott und göttlichen Dingen zu gelangen, und daß ihr dieselbe auf eine wunderbare, übernatürliche Weise durch Inspirationen oder höhere Wesen mitgeteilt sein müßten, gibt es im Allgemeinen nur zwei Theorien über den Ursprung jener Erkenntnisse a priori, als deren wichtigste Repräsentanten wir Platon und Kant ansehen können. Entweder ist nämlich jene Erkenntnis a priori selbst mit dem Subjekt, welches sie hat, zugleich da, so daß das vorstellende Subjekt vor aller sinnlichen Wahrnehmung oder Erfahrung sich jener Vorstellung bewußt ist, d. h. jene Erkenntnis ist angeboren, und dieses ist Plato's Meinung; oder es ist (nach Kant's Behauptung) das Erkenntnisvermögen nur so beschaffen, daß Vorstellungen oder Erkenntnisse a priori daraus entspringen können, doch so, daß erst sinnliche Eindrücke vorbegehen müssen, die das Erkenntnisvermögen zur Vollbringung seines Auftrags, jene Vorstellungen und Erkenntnisse hervorzu bringen, gleichsam wecken und in Thätigkeit setzen. Dann bringt das Erkenntnisvermögen eine solche Vorstellung a priori, zwar bei Gelegenheit eines sinnlichen Eindrucks, und um denselben zur Erkenntnis zu formen, aber doch aus sich selbst hervor; die Vorstellung ist a priori und dennoch erworben, aber die Möglichkeit derselben liegt nicht in den sinnlichen Eindrücken, sondern diese öffnen nur die Quelle der Vorstellungen a priori. Die Möglichkeit derselben liegt vielmehr in der Beschaffenheit des Erkenntnisvermögens, und kann nicht erworben, sondern muß vor allen Vorstellungen vorhanden, d. i. angeboren sein.

Was die erste Lehre betrifft, so wohnt, nach Plato, dem Menschen aus einem ursprünglichen, ungleich herrlicheren und geistigern Dasein eine angeklammerte dunkle Erinnerung von Gott und göttlichen Dingen und deren Vollkommenheit bei. Im irdischen Leben ist diese Erinnerung des Göttlichen nicht vollkommene Anschauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, selbst unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommenen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorstellungen erfüllt und dadurch jenes ursprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl wo sich irgend in der Sinnenwelt oder Natur etwas der Gottheit Ähnliches, ein Abbild der höchsten Vollkommenheit zeigt, da erweckt jene alte Erinnerung (Anamnesis); die Liebe des Schönen erfüllt, begeistert dann den Anschauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne selbst, wenigstens nicht auf die sinnliche Erscheinung desselben, sondern auf das unsichtbare Urbild, die Idee, gerichtet ist. Und von dieser

Bewunderung, dieser wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeisterung beginnt alle höhere Erkenntnis und Wahrheit, die also nicht die Frucht des grübelnden Verstandes, des ganz besonnenen, nach eigener Willkür und Kunst geleiteten Nachdenkens ist, sondern über alle Willkür, kalte Besonnenheit und bloße Kunst erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgeteilt; daher man in dieser Begeisterung mit Recht gesagt hat, daß dem Platon, indem er das höhere Erkenntnis aus dem Zustande des Enthusiasmus oder der Begeisterung ableitet, welchem allein die Gottheit die höchsten Ideen offenbare, eine Art Inspirations- oder Offenbarungstheorie im theologischen Sinne vorzuziehen ist. — (Auch Descartes, Malebranche und Leibniz nehmen solche angeborene Begriffe an; doch lassen die beiden Erstern dieselben der Seele nicht schon vor der Geburt, sondern erst mit der Geburt von der Gottheit anerkennen werden, und nach Leibniz liegen dieselben in der Seele, wie die Grundrisse zur künftigen Statue im Marmor, äußern sich jedoch nicht eher, als bis sie durch Hingulunst sinnlicher Eindrücke oder der Erfahrung und des Raisonnements entwickelt werden).⁵¹⁾ Unter den neuern Philosophen ist besonders Jacobi zu nennen (der in mehr als einer Beziehung unter deutschen Platon genannt wird), indem er eine unmittelbare Vernunftanschauung Gottes, (und zwar eines persönlichen Gottes) annimmt, die nicht durch Wissen und Beweise erst entsteht⁵²⁾.

Kant dagegen, nach welchem die Hauptfrage der ganzen Metaphysik die ist: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? stellt die Behauptung auf, die menschliche Vernunft könne durchaus nicht das Sein der Dinge an sich erkennen, sondern nur ihre Erscheinung (s. d. Art.), oder, wie Fortlage⁵³⁾ treffend diesen sogenannten transcendenten Idealismus Kant's schildert: das Wesen aller Dinge, sowie unsern eignen Ichs bleibt uns unersorschlich, unburchschaubar. Nöthig durchschaubar und erkennbar sind hingegen die mannichfaltigen Vorstellungsformen, mit denen das Subjekt, gezwungen durch innerliche Nothwendigkeit, sowohl die Dinge der Außenwelt, als auch sich selbst unwillkürlich befaßt. — Diese Vorstellungsformen sind das Apriori im Gegensatz zum Apriori. Denn Apriori heißt Alles dasjenige in der Erkenntnis, was den Charakter der Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit an sich trägt, folglich nicht aus der Erfahrung geschöpft sein kann, sondern im Erkenntnisvermögen selbst gegeben ist.

51) Bgl. überhaupt Ritter, Gesch. der Philos. 2. Bd. S. 268 ff. Kiermann, Das Christliche im Platon. S. 55. Viten, v. Heude, Init. phil. Plat. I. 1. 123 seq. Xenillos, Vom Glauben und Wissen in der Philos. S. 11. Fortlage, Philos. Meditationen über Plato's Symposion. S. 44 ff. 32) Descaartes, Meditat. de prima Philos. Medit. III. und IV. Epistol. Part. II. Epist. 54—59. Princip. philos. Part. I. 5. 13. Leibnitz, Nouv. Ess. Liv. I. ch. 1—5. Liv. II. ch. 1. Act. Koudit, 1684. p. 541. 33) Bgl. vürderr besonders des jüngern Fichte Schrift: Vorlesung zur Darstellung der neuen Philosophie 1829. I. 131. 34) Aesthetik Winterjahrschr. 4. Hft. S. 96. Bgl. Ghaldbaus, Darst. der Philos. von Kant bis Hegel.

Aprioriari heisst dasjenige, was aus der Erfahrung geschöpft ist und aus keinem andern Grunde gilt, als weil es so oder so gegeben ist, daher auch anders gedacht werden könnte, als es ist. — Das Apriori ist zweierlei: Formen, wodurch wir anschauen, und Formen, wodurch wir urtheilen. Die Anschauungsformen sind der Raum und die Zeit nebst allem dem, was in und mit ihnen von selbst zu erkennen ist. Dahin gehören die drei Dimensionen als Eigenschaften des Raums, die mathematischen Figuren als mögliche Theilungen und Zertheilungen desselben, die arithmetischen Progressionen, welche entspringen durch ein Hinauf- und Hinunterzählen im Zeitschema, auch die verschiedenen Formen der ertörenden Bewegung als eines im Raume angeschauten Zeitworts. Raum und Zeit sind durchaus keine aus der Erfahrung abstrahirten Vorstellungen, wie sich schon daraus ergibt, daß wir sie habe als unendlich oder grenzenlos uns vorstellen müssen; alle Erfahrungserkenntnis dagegen immer nur aus das Endliche und Beschränkte sich bezieht. Sie sind ferner notwendige Vorstellungen a priori, von denen wir gar nicht abstrahiren können, während alle Erfahrungserkenntnisse nur zufällig sind; wir können uns gar kein Dasein ohne Zeit, d. h. ohne daß es in irgend eine Zeit falle und eine Zeitdauer habe, und insbesondere kein körperliches Dasein ohne Raum, d. h. ohne an irgend einem Orte befindlich, vorstellen; wir können ferner uns zwar eine leere Zeit (in der nichts geschähe) und einen leeren Raum (in dem nichts angetroffen würde), aber nicht vorstellen, daß keine Zeit oder kein Raum sei, wir können die Zeit und den Raum nicht wegdenken. Beide sind notwendige Formen unserer Sinnlichkeit, d. h. sie geben unsern Anschauungen mit Nothwendigkeit eine bestimmte Form, etwa wie eine Flüssigkeit, die in ein Gefäß gegossen wird, ihre Form durch letzteres erhält. Kufen wir diese sämtlichen Anschauungsformen, soweit sie bisher von der Wissenschaft erforscht sind, vor die Seele, so entdecken wir darin einen unendlichen Schauplatz unendlich mannichfaltiger Formen, in denen alles Erscheinende zu erscheinen gezwungen ist. Je nachdem nun die Dinge an sich selbst in diesen Formen erscheinen, und sich mit deren Verhältnissen befaßt zeigen, beurtheilen wir die Dinge an sich als Gegenstände unserer Erfahrung. Hierdurch ist der Stoff unserer Urtheile über die Gegenstände der Erfahrung gegeben. Denn der Stoff unserer Urtheile besteht in den Beziehungen, in denen wir die Dinge an sich selbst zu den apriorischen Formen der Zeit und des Raums erblicken. Um aber das Urtheil vollständig zu machen, muß zum Urtheilsstoff die Urtheilsform treten, welche den zweiten Theil des Apriori bildet. Die Urtheilsformen fallen unter vier Rubriken, welche auf folgende Art gefunden werden. Wenn wir urtheilen wollen, sind wir erstlich genöthigt, entweder ein einzelnes Ding oder mehrere, oder eine Allheit von Dingen zum Gegenstand des Urtheils zu nehmen, und also die Dinge, über die wir urtheilen, aufzufassen unter die Form entweder der Einheit oder Vielheit oder Allheit. Kant nennt diese Formen Kategorien der Quantität. Wir sind zwei-

tenz genöthigt, von dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, irgend ein Prädikat entweder auszusagen, aber zu leugnen, und die Form entweder der Bejahung oder der Verneinung anzuwenden, welche Kant die Kategorien der Qualität nennt. Wir sind drittens genöthigt, an dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, gewisse Eigenschaften hervorzuheben, die wir als Prädicate dem Dinge, welches nun das Subjekt heisst, beilegen. Die dritte Urtheilsform ist also das Verhältniß des Dinges zu seinen Eigenschaften, oder, was dasselbe sagt, der Substanz zu ihren Accidentien. Ich kann aber auch zwei Urtheile mit einander in eine solche Verbindung setzen, daß das eine dem andern ebenso anlehnt, wie das Accident seiner Substanz, z. B. indem ich sage: Wenn die Sonne aufgeht, wird es Tag. In diesem Falle heisst der Inhalt des subjunctiven Urtheils die Ursache, und der Inhalt des accidentiellen Urtheils die Wirkung. Kant benennt die Urtheilsformen von Substanz und Accident, Ursache und Wirkung mit dem gemeinsamen Namen von Kategorien der Relation. Endlich viertens sind wir genöthigt, sobald wir urtheilen wollen, entweder etwas als gewis zu behaupten, oder dasselbe als zweifelhaft und als eine Sache bloßer Möglichkeit auszusprechen. Die Gewissheit eines Thatbestandes erreicht aber dann ihren höchsten Grad, wenn ich die Unmöglichkeit des Gegentheils nachweisen kann. Dann vermagst du dich Gewisheit in Nothwendigkeit. Kant bezeichnet die Denkformen der Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit als Kategorien der Modalität.

Der Vorgang unsers Erkennens besteht aus einem Ineinandergreifen beider apriorischen Felder, von denen das eine die Formen enthält, durch welche wir anschauen, das andere die Formen, durch welche wir urtheilen. Das Ineinandergreifen ist so beschaffen, daß jede Urtheilsform im Felde der Anschauungen ihr eigenthümliches Schema findet, bei dessen Erscheinen sie eintritt; z. B. wo etwas in immer gleicher Ordnung auf einander folgt, bildet dieses Aufeinanderfolgen ein Schema für die Kategorien der Ursache und Wirkung; wo in einer wechselnden Erscheinung etwas Beharrendes wahrzunehmen wird, woran der Wechsel vorgeht, bildet dieses Beharren ein Schema für die Kategorie der Substanz u. s. w.

Es ergibt sich also hieraus, daß das Erkennen nach Kant eine überaus künstliche Maschinenerei ist, bei welcher viele Räder ineinandergreifen müssen, um das Product

35) Wir nehmen z. B. wahr, daß, so oft wir an ein Glas schlagen, ein Klang erfolgt; daß, so oft die Räder eines gewissen Wagens ein Gefirren des Rades erfolgt, daß, so oft wir in die Sonne sehen, eine Farbenentwicklung in unserm Auge erfolgt. In allen diesen und ähnlichen Fällen nennen wir das Vorhergehende die Ursache, das Folgende die Wirkung.

36) Wir nehmen z. B. wahr, daß sich ein gewisses Belieben Beseitigen aus dem festen in den flüssigen, und aus diesem wieder in den dampfförmigen Zustand begibt, und auch wieder rückwärts; daß der Mond sich aus Kolimab in Rumond demvontet; und der Mensch aus einem Knaben ein Greis wird, und in seinem höchsten Alter aus einem Hasenbunten ein Schafwend wird und umgekehrt. In allen diesen Fällen nennen wir die wechselnden Zustände Accidentien; aber das, woran der Wechsel vorgeht, als Substanz, Mond, Mensch, Substanz.

hervorzubringen, oder „ein Tritt tausend Fäden regt.“ wie es im Faust heißt. Alles aber, was wir erkennen, ist ein durch diese Maschine verarbeiteter Stoff, und wir erkennen die Stoffe nur als verarbeitete. Denn die rohen Stoffe, d. h. die Dinge an sich selbst zu erkennen, ist darum nicht möglich, weil ein jedes Erkennen schon ein Verarbeiten des rohen Stoffes ist, welcher, so lange er nicht unter die Maschine des A priori gebracht wird, auch nicht erkannt werden kann. Denn es kann unmöglich eher erkannt werden, als er erkannt wird, obgleich er vom verarbeitenden Erkenntnißfact immerwährend in seiner noch unverarbeiteten Gestalt als Stoff vorausgesetzt wird. Zugleich ergibt sich, daß Kant den Ausdruck a priori stets in der strengsten Bedeutung nimmt. Die weitere Erörterung dieser Lehre findet sich in dem Art. Erscheinung. (K. H. Scheidler.)

ERKENY oder Örkény, ein im J. 1783 angelegtes teutsch-magyarisches Dorf in Niederungarn, im Kreise dieses der Donau, in der bester Gespanschaft, dem Fürsten Grassalkovics (sprich Grassalkowitsch) gehörig, mit einem alten fürstlichen Schlosse, welches bei der Anlage des Dorfes in einen großen, bequemen Gasthof verwandelt wurde, einer katholischen Pfarre und Kirche, 450 katholischen und 10 jüdischen Einwohnern und einem Postwechsel, am Ende der leischkemeter Heide gelegen. Bei der ersten Anlage des Dorfes wurden 50 Häuser für teutsche Colonisten in einer Reihe und gegenüber ebenso viele für magyarische Familien erbaut. Im J. 1787 erhielt das Dorf einen eignen Pfarrer, der zur wägnitzer bischöflichen Diocese gehört. Der Ackerboden ist fruchtbar, der Wiesengrund gut, die Weide hinreichend, Brennholz hinlänglich, die Obstgärten sind in gutem Zustande, zum Abzug der Erzeugnisse ist gute Gelegenheit, und die Einwohner verdienen sich aus durch Weingartenarbeiten in den benachbarten Weingärten viel, deswegen wird Erkeny zu den ungarischen Dörfern erster Classe gerechnet.

(Rumy.)

ERKETI RACHU, in der lamaischen Religion einer der vier Fürsten, welche die feindseligen Geister Asuri, die in den Klüften und Höhlen des Berges Sümmer-Dola wohnen, zu Beherrschern haben. Seine Burg heißt Tscherektu, Pallas, Sammlung hist. Nachr. über die Mong. II, 49.

(Richter.)

ERKIGLIT, bei den Grönländern die Kriegsgesister, auf der Spitze des Landes wohnend. Sie sind grausame Menschenfeinde und werden als Menschen mit Thierköpfen vorgestellt. Vielleicht schreibt sich der Glaube an diese Geister von einer alten Sage her, die von kriegerischen Bewohnern der Nordostküste handelt, welche verheerend und mordend in die westlichen und südlichen Theile einfielen.

(Richter.)

ERKLÄRUNG (declaratio, explicatio, illustratio, interpretatio, definitio, *ερμηνεία*). 1) Begriff. Im gemeinen Sprachgebrauche bezeichnet das Wort erklären überhaupt die geistige Thätigkeit oder Operation, wodurch irgend etwas bisher noch nicht Bekanntes, oder nicht deutlich Eingesehenes bekannt oder klar, deut-

lich, begrifflich gemacht, oder angegeben wird, welche Meinung, Ansicht, Gesinnung man von irgend einer Sache hat; insbesondere in sofern man dieselbe durch Worte deutlich bestimmt. In diesem Sinne wird erklärt und Erklärung z. B. in folgenden Redensarten gebraucht: ein Werk der schönen Künste, Jemandem den Krieg, einen Verbrecher in die Acht, Jemandem für seinen Freund oder Feind, zu seinem Erben, einem Frauenzimmer seine Liebe erklären; eine dunkle Stelle in einem Buche, ein Geheimniß, einen Traum, ein Gleichniß u. s. w. erklären (so auch das reciprocum: sich erklären, d. h. seine Gesinnung oder Meinung deutlich bekannt machen, sich für oder wider Jemanden oder eine Sache erklären, d. h. Partei nehmen und dergl.). Ferner bezeichnet das Wort Erklärung im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens auch die Worte oder Ausdrücke, die Formeln oder Schrift selbst, worin oder womit man etwas (in den angegebenen Bedeutungen jenes Wortes) erklärt, z. B. die Kriegs- oder Liebeserklärung, Aechterklärung, eine Erklärung, z. B. Protestation und dergl., niederlegen oder sonst bekannt machen. In der allgemeinen Denk- und Wissenschaftstheorie oder Logik bezeichnet Erklärung eine der besondern Formen der höhern oder vollkommeneren Erkenntniß, durch welche sich das wissenschaftliche Erkennen vom gemeinen, oder dem des sogenannten gemeinen Verstandes unterscheidet, zu welchen Formen, wie die Logik lehrt, außer den Erklärungen dann auch noch die Eintheilungen, Beweise und der systematische Zusammenhang oder das System überhaupt gehören. In dieser Beziehung muß man theils die Erklärung im engeren Sinne von verschiedenen andern damit verwandten geistigen Operationen unterscheiden, die durch die Ausdrücke Unterscheidung (Distinction), Erörterung, Erläuterung, Entwidlung und Auseinandersetzung (Exposition) bezeichnet werden, theils die verschiedenen Hauptarten der Erklärung selbst. Hiernach bezeichnet Erklärung (declaratio) im weitern Sinne einen Satz oder ein Urtheil, wodurch irgend ein Gegenstand der Erkenntniß dem Bewußtsein klar oder deutlich gemacht wird, und zwar unterscheidet man die sogenannte beschreibende Erklärung, oder Beschreibung; ferner die umschreibende oder Umschreibung und die bezeichnende Erklärung oder die Definition. Alle Gegenstände der Erkenntniß sind nämlich entweder einzelne Dinge oder Begriffe, und diese letztern sind entweder einfache oder zusammengesetzte. Einseitige können als solche nur durch unmittelbare Anschauung, nicht durch bloße Begriffe, überhaupt erkannt, und daher nur durch eine Beschreibung (descriptio, delineatio, designation), d. h. durch die veranschaulichende Schilderung eines Objectes in seiner individuellen Bestimmtheit erklärt, d. h. dem Bewußtsein deutlich gemacht werden. So bedient man sich z. B. in der Naturgeschichte der Beschreibungen für die ganze Charakteristik der einzelnen Naturgegenstände, oder in der Medicin der sogenannten Krankheitsbilder, d. h. Beschreibungen einzelner Zustände eines Kranken. Wenn dieser selbst seinem Arzte seinen Zustand erklären oder deutlich machen will, kann

er sich übrigens immer nur der Worte, also willkürlicher Zeichen für abstracte Begriffe, bedienen, muß jedoch soviel wie möglich auf das unmittelbare Concrete oder Individuelle in seinen bestimmtem Einzelheiten zurückgehen. Da indeß ein Begriff als allgemeine abstracte Vorstellung nie bis zu dem Individuellen oder Concreten herabsteigen kann, so bleibt auch jede beschreibende Erklärung notwendig unvollkommen, in sofern sie durch Wörter gegeben wird, wie sich unter Anderem bei den sogenannten Stechbriefen zeigt, die nie das Signalement des durch sie Bescholtenen so erschöpfend geben können, daß nicht dasselbe auch auf viele andere Individuen paßte. Daraus beruht ferner die Sitte, den Beschreibungen Abbildungen oder sogenannte Illustrationen beizugeben. Das Unzulängende einer bloßen Beschreibung ergibt sich auch daraus, daß die Merkmale, wodurch Einzel Dinge sich von einander unterscheiden, stets veränderlich sind; ferner daraus, daß überhaupt Beschreibungen als solche Erklärungen im weitern Sinne zu definiren sind, in denen ein Einzel Ding durch eine Menge anschaulicher Bezeichnungen vorgestellt werden soll, wobei es aber ganz unbestimmt bleibt, wie viel solcher Merkmale aufgenommen, oder wie weit dabei in das Detail eingegangen werden soll¹⁾. Auch fehlt es keineswegs an „Beschreibungen“, die ihrem Hauptzweck keineswegs entsprechen, wie z. B. die einer Testudo, welche Amphibien bei Placuvius gab, und die, nach Cicero, Niemand verstand²⁾. Einfache und höchste oder Grundbegriffe, also alle diejenigen, in denen sich nichts weiter unterscheiden läßt, indem sie nicht aus verschiedenen Merkmalen zusammengesetzt werden, und die sich nicht aus noch höhere zurückführen oder daraus ableiten lassen, können nur durch eine umschreibende Erklärung oder Umschreibung (circumscription) dem Bewußtsein klar gemacht werden, weil sie sich nicht in mehrere Begriffe als Theile zerlegen lassen, obgleich wir die Arten noch unterscheiden können. Zu solchen einfachen Begriffen gehören die der Farben, Gerüche, Adre, die Empfindungen des Geschmacks und Gefühls, z. B. weiß, roth, süß, bitter u., hart, weich; ferner die ebenfalls nicht durch Determination gebildeten Begriffe Linie, Richtung, Einheit u. dgl. m., insbesondere die höchsten Abstractionen, die durch die Wörter Ding, Etwas, Denkbare und dgl. m. bezeichnet werden. Hierher gehört auch der Begriff „Bewußtsein“, da in diesem sich auch weder gleichartige, noch ungleichartige Theile unterscheiden lassen, es immer dasselbe bleibt und als etwas schlechthin Einfaches angesehen werden muß; ferner die sogenannten Grundvermögen der Seele, aus denen alle geistige Thätigkeiten, als ihren Grundquellen, abfließen. Von allen diesen sind nur Umschreibungen möglich, z. B. Linie ist Grenze der Fläche, Punkt ist Grenze der Ausdehnung,

Erkennen ist das Auffassen des Seins der Dinge in oder von dem Bewußtsein, Anschauung ist die unmittelbare Vorstellung eines Objectes, Fühlen ist das Selbstinmessen des Geistes in seinen inneren Bestimmungen, welches unter der zwiesachen Form des Angenehmen oder Unangenehmen, der Lust oder Unlust, in dem Bewußtsein hervortritt. Alle diese „Umschreibungen“ enthalten Andeutungen, die nur dem verständlich sind, der die dadurch bezeichnete Sache selbst schon kennt; Andern würden sie durchaus gar nicht als irgendwelche „Erklärungen“ dienen können. Bei zusammengefügten Begriffen endlich finden die eigentlichen Definitionen oder begrenzenden Erklärungen statt. Unter einer solchen Definition wird diejenige Erklärung im weitern Sinne verstanden, in welcher durch Angabe der wesentlichen Merkmale eines (zusammengesetzten) Begriffes derselbe dem Bewußtsein deutlich gemacht wird. Diese wesentlichen oder Hauptmerkmale sind nun der nächste Gattungsbegriff und nächste Art-Unterschied; denn um die wesentlichen Merkmale eines Dinges kennen zu lernen, braucht man nur zu wissen, zu welcher Gattung und Art es gehört, d. h. welche Merkmale es mit seinen nächsten Geschlechtern verwandten gemein hat, und durch welche andere es sich von denselben unterscheidet. Die zufälligen Merkmale oder Beschaffenheiten, da dieselben nicht immer vorhanden sind, können nicht Merkmale zur Unterzeichnung werden, und sind daher zu Definitionen untauglich. Ebenso würden die Merkmale der entfernten Gattung, indem sie auch solchen Geschlechtern aufkommen, welche mit dem zu erklärenden Subject nicht in dieselbe Späthe gehören, oder nicht sogenannte Nebenarten ausmachen, die Bezeichnung des Subjects verwirren, und müssen daher ebenfalls aus der Definition wegleiden. Die Angabe des nächsten Gattungsbegriffs (genus proximum) und die Angabe der Vorstellungen, welche ihn als Artbegriff (species) von andern coordinirten Begriffen unterscheiden, machen in einem Begriffe dasjenige aus, was man figurlich, d. h. im logischen Verstande, zusammengenommen das Wesen (essentia) nennt, sowie die Merkmale einzeln genommen, die wesentlichen Stücke (essentialia), im Gegensatz derjenigen Merkmale oder Eigenschaften, welche dem Gegenstande nur zufälliger oder möglicherweise zukommen (sogenannte affectiones, modi). So wird auch der Begriff der Definition von Aristoteles bestimmt: *‘O λόγος ἐν γένει καὶ διαφάνει τῷ τῷ’*, eine Erklärung, welche übrigens schon Plato angedeutet oder vorbereitet, obwohl nicht bestimmt ausgesprochen hat³⁾. — Demgemäß ist es eine Definition, wenn man den Menschen erklärt als das zweifelhafte,

1) Vergl. Steinbacht, Anleit. zum Selbstverst. S. 224. (S. Anstg.) Bachmann, System der Logik. S. 412.

2) *Quadrupes tardigrada, agrestis, humilis, aspera, Capite brevi, cervicis angusta, adpectu truci, Evicerata, inanima, cum animalis sono!*

Cic. Divin. II, 64.

3) Top. I, 8. Bgl. Analyt. post. I, 2 und dazu Tennemann, Gesch. der Philo. 3. Bd. S. 91. Weniger richtig bestimmt Cicero die Definition an verschiedenen Stellen, z. B. *Definitio est enuncium rerum, quae sunt ejus rei propriae, quam definire volumus, brevis et circumscripta, quocumque explicatio*, Or. I, 42. — *est enuncium, quod id quod definitur, explicat, quod sit*, Top. 5. — *quae rei altissimi propinque amplectitur, praesentibus breviter et absolute*, Her. IV, 25. 4) Tennemann, a. a. O. 190. 193. Bip. Epist. VII, p. 131. Bgl. Tennemann, Gesch. der Philo. 2. Bd. S. 320.

aufrechtgebende, sprachfähige, vernünftige Säugethier; hier ist Säugethier der nächste Gattungsbegriff, die Merkmale der aufrechten Stellung, der Zahl von nur zwei Händen (denn die Affen haben deren vier), Sprachfähigkeit und Vernunft geben zusammen den nächsten Artunterschied von allen andern Säugethieren an. In dem Buche, welches unter dem Namen Definitiones dem Plato zugeschrieben wird, heißt es: ὁσος, λόγος in διαγοῦν καὶ γλῶσσιν ἀνθρώπινον“ (Bip. XI. p. 296). — Es ergibt sich hieraus von selbst, daß jede Definition nur dann verständlich ist, wenn der Gattungsbegriff schon als bekannt vorausgesetzt werden kann; z. B. Dreieck ist eine Figur, welche nur drei Seiten hat; hier ist Figur, d. h. vollständig begrenzte Fläche, der Gattungsbegriff; nur drei Seiten zu haben der Artunterschied der Dreiecke unter den Figuren. Wer nun nicht schon den angegebenen Begriff der Figur versteht, oder nicht schon Dreiecke durch Anschauung kennt, könnte sich bei obiger Definition auch ein lateinisches Z oder J, oder eine andere malerische Figur, die aus drei Linien zusammengesetzt ist, darunter denken (hieraus erklärt sich auch das bekannte Sprichwort: Gelehrten ist gut preigen, in sofern nämlich bei den Ungelernten, worunter hier eigentlich ungebildete Denker verstanden werden, die Gattungs- oder Geschlechtsbegriffe nur selten als schon entwickelt vorausgesetzt werden können; ferner warum allgemein verständliche und doch zugleich bestimmte lateinische Definitionen so schwer zu machen sind). Auch darf man nicht vergessen, daß das Denken als das bloß reflectirte mittelbare Erkennen sich nicht selbst genug ist, sondern immer zuletzt auf das Unmittelbare der Einbildungen oder auf sogenannte Schemata der Einbildungen hinweist, und daß ebendeshalb alle begrenzenden Erklärungen oder Definitionen, die den Inhalt der Begriffe aus andern Begriffen zusammensetzen, streng genommen, eine Endigkeit ohne Ende sein würden. Wollte ich z. B. den Begriff Quadrat bloß denkend durch Definitionen bestimmen, so müßte ich es das „reguläre Viereck“ erklären, „regulair“ wäre weiter Gleichseitigkeit, verbunden mit Gleichwinkeligkeit, Viereck wäre weiter Figur von vier Seiten eingeschlossen; nun hätte ich weiter Gleichheit, Seite, Winkel, Figur, Einschließung u. s. w. denkend zu bestimmen, d. h. in ihre Merkmale zu zerlegen, und hiermit läme ich nie zu Ende, wenn ich nicht bei jenen Wörtern die unmittelbaren Schemata der Einbildungskraft selbstste, weshalb auch diese Schemata und nicht eigentlich die ausgebildeten Begriffe durch die Sprache bezeichnet werden. Ebenso beruht hierauf die Regel, bei Definitionen soviel als möglich die Kunstausdrücke zu vermeiden. Was hilft denn z. B. einem, der die Sache selbst, oder doch wenigstens die termini technici noch nicht kennt, wenn man ihm die „scharfsinnigste, schulgerechte“ Definition“ gibt: „das Differenzial einer veränderlichen Größe ist ihre Endgrenze symbolisch vorgestellt als ein verschwindender Endtheil,“ oder, die des kaum urbanen oder der caryophyllata mittelst: „est herba classis icosandriae, ordinis po-

lygyniae cum calyce decemfido, lacinis minimis acutis, petalis quinque, floribus erectis, fructibus globosis, villosis, foliis lyrtatis“? Oder was hilft ihm die naturhistorische Definition „morruha Gadus tripterygius cirratus, cauda subaequali, radio primo anali spinoso“¹⁾, oder die des Chemikers“: „Kochsalz ist salzsaures Natron oder Muriat der Soda, d. h. Vereinigung von Salzsäure und Soda.“ Und noch weniger werden solche Begriffe, deren Gegenstände nicht in der Erfahrung sich finden und vorgewiesen werden können, durch Definitionen in juma willkürlich gewählten, oft im höchsten Grade abstrusen Schulerminologien, die man vom Katheder herab „mit großer Kraft“ gibt (Hauß), wahrhaft erklärt; wofür sich Crempel zu Hunderten aus der Geschichte der Philosophie, besonders der sogenannten neuesten deutschen, anführen ließen. Wir wollen nur folgende angebliche nichterklärende Erklärungen der Philosophie selbst anführen: Philosophie ist die Wissenschaft von der Vollziehung des absoluten Vermögens zu intelligiren (Fichte), die Wissenschaft von der absoluten Indifferenz des Realen und Idealen, die Wissenschaft von der Identität und Nichtidentität (Schelling), Wissenschaft von der ewigen Veranbarung Gottes als des selbstbewußten Nichts (!) in die Welt (Oken), Wissenschaft von der Vernunft, sofern sie sich ihrer als alles Seins bewußt wird (Fegeler).

2) Eintheilung der Erklärungen a. str. oder der Definitionen. Hierüber sind die Ansichten der Kogiter sehr verschieden, und es ist in der That merkwürdig, daß in dieser wichtigen Lehre, wie schon Platner bemerkt hat²⁾, weder von der Aristotelischen, noch von der Wolffischen u. s. w. Kogit mit allgemeiner Anerkennung der Eintheilungsgrund der Definitionen bestimmt worden ist. — Gewöhnlich theilt man die Definitionen ein in die Wort-, Namen- und Sach-Erklärungen (Verbal-, Nominal- und Realdefinitionen), eine Unterscheidung, welche schon Aristoteles angedeutet hat, indem er (Anal. post. II. 10) sagt, daß die Definition, die Art ungerichtet, deren Hauptzweck die Bedeutung des Wortes ist (ὁρισμὸς ὁνομαστικός), einmal bestimmen wolle, was die Sache, und ein andermal, wie sie (als Begriff) möglich ist (εἰ ἔστι, καὶ διὰ τί ἔστι). Eine Wort-Erklärung (Verbaldefinition) wird gewöhnlich die genannt, welche bloß für ein Wort andere gleichbedeutende, verständlichere Ausdrücke gibt, wie z. B. Psychologie ist Seelenlehre; Gonometrie ist Winkelmesser; praktisch heißt in der Philosophie, was sich auf die freien Handlungen der Menschen bezieht. Ueberhaupt gehören hierbei alle brennenwissenschaftlichen Erklärungen, die das Verbum oder Wörterbuch gibt. Streng genommen, dürfte man gar nicht von Nominaldefinitionen, als einer besondern Art der begrenzenden Erklärungen, reden, da dieselben nur von grammatischer Bedeutung sind, und bei ihnen, in der Regel wenigstens, das wesentliche Merkmal der Definition, die

1) Einiges Stockfischs. Jean Paul, Aph. 1. Art. 1. 103. 2) Partes, Chemischer Katechismus. S. 230. 3) Phil. Apocriem. I. S. 210.

5) Fischey, über den Sinn der höheren Analysis. S. 179.

Angabe des nächsten Sattungsbegriffs und Artunterschiede gar nicht gegeben wird, wie aus obigen Beispielen erhellt. In einem andern Sinne (an welchen übrigens die Logiker nicht zu denken pflegen) sind jedoch Worterklärungen sehr wichtig, wenn man nämlich darunter versteht, welche Bedeutungen irgend ein Wort nach und nach erhalten hat; denn sehr häufig findet sich, daß Begriffe sich nach und nach verändern, entweder in Folge der Veränderlichkeit ihres Gegenstandes, oder unserer Erkenntnisse oder der Bezeichnung derselben. Daher ist die Geschichte eines Wortes zugleich die Geschichte des Begriffs, und der Ursprung des Wortes bestimmt wenigstens in sehr vielen Fällen das Wesen des Begriffs selbst; und alle in diesem Sinne angestellten sprachlichen Untersuchungen über die Etymologie, deren hohen Werth Niemand verkennen kann, sind offenbar amfüglichsten als eigentliche Worterklärungen zu bezeichnen, zumal da die Erklärung der Begriffe doch immer von der der Wörter ausgehen muß. In diesem Sinne nannten schon die Alten die Etymologie die Wissenschaft der Wahrheit der Worte⁹⁾, und in demselben Sinne sagte Boet: *capitur signa hanc levia, sed observata digna (quod fortasse quispiam non parit) de ingenio et moribus popolorum et nationum ex linguis ipsorum; — vestigia certe rationis verba sunt, itaque vestigia etiam aliquid de corpore indicant*¹⁰⁾, sowie auch ein neuer Geschichtschreiber der Philosophie die Wichtigkeit solcher sprachlichen Untersuchungen für die Metaphysik nachdrücklich an¹¹⁾.

Unter Namensklärung (Nominaldefinition) wird gewöhnlich die Angabe irgend eines eigenthümlichen Merkmal von einem Begriffe verstanden, dessen dasselbe zum Kennzeichen hinlänglich ist, d. h. dazu hinreicht, die Gegenstände des Begriffs von allen andern zu unterscheiden; z. B. das Wesen der Rechtspflichten zum Unterschiede von Tugendpflichten besteht darin, daß sie bestimmte äußere Thaten zur Pflicht machen; Verhältnisse der äußeren Thaten können aber durch Zwang geordnet werden; Erzwingbarkeit ist daher ein eigenthümliches Merkmal der Rechtspflichten, welches ich zum Kennzeichen derselben brauchen kann; so entsteht die Namensklärung: Rechtspflichten sind Pflichten, die sich erzwingen lassen. Nach solchen Namensklärungen unterscheiden die systematisirende Naturgeschichte die Arten der Mineralien, Pflanzen und Thiere. Sie gibt etwa die Zweihändigkeit zum Kennzeichen des Menschen, die Hufe zum Kennzeichen des Vierbeinlers, an, denn so wenig da-

durch das Wesen dieser Thiere genannt wird, so besitzen wir doch darin ein sicheres Unterscheidungszeichen derselben von andern Thieren.

Sach-erklärungen (Realdefinitionen) endlich sind die eigentlichen, vollständigen Definitionen, welche durch Angabe aller Hauptmerkmale das Wesen eines Begriffs genau bestimmen und dadurch eine wirkliche Einsicht gewähren. Wird eine Sach-erklärung so gegeben, daß daraus zugleich die Möglichkeit ihrer Gegenstände erhellt, so heißt sie genetisch, im Gegentheil, wenn dies nicht unmittelbar der Fall ist, nur eine theoretisch; z. B. die Erklärung: die Kreislinie ist eine Linie, deren Punkte alle in einer Ebene liegen und gleichweit von einem Punkte abhellen, ist theoretisch; die andere hingegen: die Kreislinie ist eine Linie, welche von dem einen Endpunkte einer gegebenen geraden Linie beschrieben wird, wenn man diese in einer gegebenen Ebene um ihren andern unverrückten Endpunkt umdreht, ist eine genetische¹²⁾. Manche theilen diese genetische Erklärung, die sie auch die ursächliche (def. causalis) nennen, weiter in solche ein, welche das Object als Wirkung einer bestimmten Ursache darstellen; z. B. eine Mondfinsternis entsteht, wenn sich die Erde zwischen Sonne und Mond stellt, und in solche, welche das Object selbst als Ursache durch seine Wirkungen genau zu bestimmen suchen, als: eine Uhr ist eine Maschine, welche die Stunden und ihre einzelnen Theile anzeigt. Andere dagegen rechnen die Causaldefinitionen zu den Beschreibungen, weil sie sich bloß auf die Angabe der Ursache eines Gegenstandes der Erfahrung beziehen¹³⁾. Die Realdefinitionen selbst theilen Manche in die Haupt- und Nebenerklärungen; eine Haupterklärung (def. primaria) nennen sie die, welche die wesentlichen Merkmale des zu definirenden Begriffs angibt, z. B. eine Mondfinsternis ist die Beraubung des von der Sonne ausströmenden Lichtes durch die Dämmerhülle der Erde; eine Nebenerklärung (def. secundaria) hingegen eine solche, welche nicht

12) Andere Logiker bestimmen jedoch diese Begriffe anders. So erklärt z. B. Wolf (Logica p. 211), mit Rücksicht auf seinigt (Acta Erudit. A. 1684. p. 540), eine Nominaldefinition als die, aus welcher die Möglichkeit des Dedicirten nicht erhellt, die aber, wo dieses der Fall ist, eine Realdefinition. — Zischman sagt, „Nominaldefinition heißt die Angabe der Merkmale, wodurch man den Gegenstand von andern Objecten unterscheidet. Sach-erklärung ist die Darlegung der Möglichkeit des Objectes aus seinen Erkenntnisgründen.“ Er gibt dafür folgende Beispiele: Nominaldefinition: Parallellinien sind gerade, auf einer und eben derselben Ebene liegende Linien, welche, ins Unendliche verlängert, nie zusammenstreffen. — Real- Erklärung: Zwei auf einer Ebene liegende gerade Linien von einer dritten so geschnitten, daß der äußere Winkel dem inneren entgegengesetzten gleich ist, können nicht zusammenstreffen, sind also Parallellinien. — Nominal- Erklärung: Ursache ist dasjenige, welches, wenn es wirkt, etwas Anderes notwendig zur Folge hat. — Real- Erklärung: Ursache ist die Regel des objectiven Bewußtseins, wodurch eine Gegenstand erzeugt wird.“ (s. Grundriß der Logik. S. 257.) 13) Über das Verhältniß zwischen Namen- und Sach-erklärung finden sich sehr verschiedene Erörterungen in der Vorrede zum 2. Bande von Rie, Handb. der phys. Anthropologie. (Weniger gründlich ist dieser Unterschied in Bachmann's System der Logik. S. 424 fg. abgehandelt.)

9) Bon *linguis* verus und *linguis* verbum; *verbum* quod dei Clerici, Topic. c. 8. — Quintilian (Instit. L. I. §. 6) nennt die Etymologien „Beweißführer“ nach Klopstock's unglücklicher Verurteilung, die nur zu sehr an Hamberger'scher, Triller'scher u. c. inneren Sinne, qui verba varie ac multiplicitate declinata ad veritatem redeunt. 10) Da Aug. scient. VI. p. 146. (ed. Lips. 1694.) 11) „On doit reconnaître dans le premier développement des langues, la création d'une première métaphysique des idées etc.; les formes grammaticales sont en quelque sorte la contre-épreuve d'une métaphysique très-subtile etc. (Deverando, Histoire comparée des systèmes de philosophie. éd. II. [Paris 1812.] T. I. p. 229.) Biegl, Platon, Phil. Epitomen. I. Bd. S. 212 fg.

grade die wesentlichen Merkmale hervorhebt, dergleichen sich vorzüglich Redner und Dichter bedienen; wocaus sich übrigens von selbst ergibt, daß solche Nebenerklärungen gar nicht Definitionen zu nennen, und überhaupt nicht unter die Erklärungen im logischen Sinne zu rechnen sind. Andere denken sich dagegen die Nebenerklärung der Haupterklärung untergeordnet, so daß sie die in ihr aufgestellten Merkmale des Begriffs weiter entwickelt. Es sei der Satz: Ein Triangel ist eine dreiseitige Figur, eine Haupterklärung, so würde die Definition der Figur: Eine Figur ist ein in bestimmte Grenzen eingeschlossener Raum, eine definitio secundaria sein¹⁴⁾. Die Einteilung der Erklärungen in die synthetischen und analytischen bezieht sich auf den Unterschied zwischen den sogenannten gemachten und gegebenen Begriffen; z. B. in der reinen Mathematik geht man von den einfachen Begriffen oder Vorstellungen, von Raum, Punkt, Linie, Fläche, Richtung, Grenze u. s. w., aus und stellt dann aus jenen ersten Principien durch Synthetis oder Aufsammlung die Begriffe von Winkeln und Figuren und ihren Arten, Dreiecken, Vierecken, Curven u. s. w. Da alle diese Begriffe eigentlich nur in unserm Geiste existieren (denn z. B. das auf das Papier oder die Tafel gezeichnete Dreieck u. s. w. ist nicht das eigentliche geometrische) und diese Begriffe nichtin gemacht sind, so erklärt sich daraus, wie man in der Mathematik willkürlich diese Begriffe durch Wörter bezeichnen kann, wobei doch der Sprachgebrauch sicher und die Erklärung deutlich bleibt, indem sich jene Begriffe sofort konstruieren, d. h. in der reinen Anschauung nachweisen lassen¹⁵⁾. In der Philosophie dagegen sind die Begriffe gegeben; in Beziehung auf sie muß man sich daher genau an den allgemeinen Sprachgebrauch halten, über welchen die Wissenschaft wenig oder gar keine Gewalt hat; daher hierbei nur analytische Erklärungen stattfinden können. Soll man z. B. erklären, was Ursache, Effect,

Gott, Recht, Tugend sei, so kommt es nicht darauf an, einen Begriff durch Zusammenfügung zu machen, dem ein dieser Worte beigegeben würde, sondern man muß jeden dieser Begriffe als in der Sprache schon gegeben voraussetzen, und die Kunst ist nur, durch Zergliederung nachzuweisen, was Jeder, der die Sprache kennt, bei diesen Worten eigentlich denkt¹⁶⁾; ein Punkt, welchen schon die alten Philosophen klar bestimmt anerkannten; daher denn z. B. Plato und Aristoteles so viele Rücksicht auf die Sprache nehmen, welchem Beispiele dann auch neuere Philosophen mit Recht gefolgt sind, namentlich Locke¹⁷⁾ und Spinoza, welcher ausdrücklich erklärt, daß die Philosophen in dieser Hinsicht bei dem Volke in die Schule zu gehen und sich nach dem allgemeinen Sprachgebrauch zu richten hätten¹⁸⁾.

In allen Lehr- und Handbüchern der Logik findet sich eine Anzahl von Regeln über die Erklärungen, wovon namentlich gerechnet wird: erstlich: die Erklärung soll theils Präcision haben, d. h. nicht auch die abgeleiteten Merkmale in sich aufnehmen, weil hierdurch die Erklärung zu weitläufig werden würde (z. B. Dreieck ist eine Figur von drei Seiten und drei Winkeln), theils ausführlich sein, d. h. alle wesentlichen oder constitutiven Merkmale enthalten, d. h. also nach Obigem, sie soll eine Sacherklärung und keine bloße Namensklärung sein. Zweitens: die Erklärung muß dem zu erklärenden Begriffe durchaus adäquat sein; sie darf daher weder zu viele Merkmale angeben oder zu eng sein, noch zu wenige, oder zu weit sein. Zu weit ist z. B. die Erklärung: Quadeat ist ein Viereck, welches lauter rechte Winkel hat (denn die Oblonge haben auch rechte Winkel). Zu eng wäre die Erklärung: ein Parallelogramm ist ein Viereck mit gleichen Winkeln (denn es gibt auch schiefe Parallelogramme, die nicht gleiche Winkel haben). Um nun zu finden, ob eine Erklärung zu weit oder zu eng ist, kann man mittels des Satzes, daß jede richtige Erklärung sowohl sich rein umkehren, als auch rein contraponiren lassen muß, eine Probe machen, welcher Satz selbst aus dem Satze der Identität folgt, da jede Erklärung ein identisches Urtheil ist, oder Wechselbegriffe enthält, und jeder wahre Satz mit seiner reinen Umkehrung und reinen Contraponition gleichzeitend sein muß. Wenn eine Erklärung sich zwar contraponiren, aber nicht rein umkehren läßt, so ist sie stets zu weit, d. h. ihr Inhalt ist zu klein, ihr Umfang zu groß, z. B. Thiere sind organische Wesen, die sich auf einen bestimmten Reiz bewegen. Dies läßt sich zwar rein contraponiren: kein auf einen bestimmten Reiz sich nicht bewegendes organisches Wesen ist ein Thier; aber es läßt sich nicht rein umkehren in: jedes auf einen bestimmten Reiz sich bewegende organisches Wesen ist ein Thier (denn auch die sogenannten

14) Bergl. Bachmann, System der Logik. S. 421, welcher diese Einteilung im letzten Sinne zwar als der Sache nach richtig, aber als im Ausdruck verfehlt, bezeichnet, und sie selber als Definition des ersten Grades oder der ersten Ordnung, und als Definition des zweiten Grades oder der zweiten Ordnung genannt wissen will: „Eine Definition des zweiten Grades, welche eines oder mehrer Merkmale in der des ersten Grades entwickelt, ist keineswegs eine Redensart, sondern notwendig, in die Basis der ganzen Definition. Wer den Triangel bestimmt als eine dreiseitige Figur, muß einen bestimmten Begriff von der Figur haben, und als Definition selbst ist nur genau, in sofern ein bestimmter Begriff davon möglich ist. Und Figur ist für uns nur ein bestimmter Begriff, in sofern wir eine klare Vorstellung vom Räume haben“ (S. 420). „Wenn jemand auch gar nicht weiß, was die Worte Ellipse, Parabel, Hyperbel in der höhern Geometrie bedeuten, so kann man ihm doch leicht eine deutliche Definition davon geben. Man nehme einen Keil zu Hand, lasse ihn drehen, daß, wenn man einen einen Schnitt durch diesen führt, derselbe durch eine krumme Linie begrenzt werde, und daß in Rücksicht solcher Schnitte nur die drei Fälle möglich sind: der Schnitt schneidet entweder durch beide Seiten des Kegels, oder er läuft mit einer parallel, oder er trifft die andere außerhalb des Kegels oder dessen Spitze. Im ersten Falle nennen wir die den Schnitt begrenzende krumme Linie eine Ellipse, im andern Parabel, im dritten Hyperbel.“ (Fries, System der Logik. S. 425.)

15) Fries, System der Logik. S. 426. 17) Rosay concerna humani entendendi, B. III. ch. 1. §. 5. 18) Quin enu-
gna vocabula primum inveni, quae postea a philosophis aur-
pantur. Ideo e re esse videtur illas, qui primum significatio-
nem alienis vocabuli quaerit, quid primum apud vulgum de-
notaret inquirere. (Spinoza, Cogit. Metaphys. I. c. 6. (1, 103.)

Einflüssen bewegen sich auf diesen Reiz). Wenn sich dagegen eine Definition rein umkehren, aber nicht rein contraponiren läßt, so ist sie stets zu eng, d. h. ihr Inhalt ist zu groß, ihr Umfang zu klein, z. B. Thiere sind organische Geschöpfe, welche sich bei gänzlichem Losgerissenheit vom Boden willkürlich bewegen; richtig ist zwar die reine Umkehrung in: jedes sich willkürlich bewegende, vom Boden gänzlich losgerissene Geschöpf ist ein Thier; aber falsch wäre die reine Contraposition in: kein vom Boden nicht gänzlich losgerissenes, sich willkürlich bewegendes Geschöpf ist ein Thier (denn die Zoophyten, z. B. Polypen, die doch wirkliche Thiere sind, sitzen auf einem Körper fest). Drittens die Erklärung darf keinen Kreis (Dialele) enthalten, d. h. der erklärende Theil keine bloße Wiederholung des Erklärten in denselben oder in andern Worten ausmachen, bei denen man doch nichts Anderes denken kann, als bei dem zu erklärenden Begriffe selbst, z. B. Größe ist dasjenige, was sich vermehren und vermindern läßt; Auge ist ein runder Körper; Dankbarkeit ist die Tugend der Erkenntlichkeit; eine Stunde ist ein Zeitraum von 60 Minuten; eine Minute der 60. Theil einer Stunde; das Licht ist das, was die irdische Materie leuchtend macht. (Viele unserer berühmtesten Wörterbücher sündigen häufig gegen diese Regel und schüden die Nachschlagen von Pontius zu Pilatus, vgl. darüber A. B. v. Schlegel's Ausstellungen im 1. Heft der indischen Bibl.). Viertens die Erklärung darf nicht bloß aus Verneinung oder negativen Merkmalen bestehen, denn daraus, daß man angibt, was eine Sache nicht ist, macht man sie selbst nicht klar, z. B. falsch wären die Definitionen: Linie ist eine Länge und ohne Breite; Electricität ist weder Licht, noch Wärme, noch Magnetismus. Eine Ausnahme hiervon machen die sogenannten negativen Begriffe; denn da in diesen die Verneinung das Wesentliche ist, so muß sie auch in der Definition hervortreten; dergleichen sind z. B. Blindheit, Finsterniß, Kälte, Nichtleiter der Wärme, achromatisches Fernrohr etc., und es ist unbestreitbar, daß in manchen Fällen auch negative Merkmale ebenso charakteristisch sein können, als positive, z. B. untheilbar, imponderable, Form, Pfortrohr, unschmelzbar etc. Fünftens, die Erklärung muß wirklich logisch deutlich sein, daher sich aller bloß bildlichen Ausdrücke, aller sogenannten Tropen, Metaphern oder Gleichnisse enthalten (nunc similes claudere), sowie aller unvollständigen Ausdrücke einer will-

kürlichen abstrusen Terminologie. — Alle diese Regeln sind übrigens mit Ausnahme der vierten nicht sowohl Anweisungen, richtige Erklärungen zu machen, als vielmehr nur Aufforderungen, weil überhaupt die Regeln, wie man richtige Erklärungen aufzustellen hat, nicht von der Form, sondern vom Gehalte der Begriffe abhängen. Hieraus erklärt sich zugleich, wie wenig jenen Forderungen in den Wissenschaften Genüge geleistet zu werden pflegt; am meisten gilt dieses von der Philosophie, welche nach Kant's Ausdruck „von selbstständigen Definitionen weinmelt.“ Da der Hauptgrund hiervon in der Nichtbeachtung der unter Nr. 5 gegebenen wichtigsten praktischen Regeln über die Erklärung liegt, so werden wir am Ende dieses Artikels noch einige Bemerkungen oder Winke eines unserer berühmtesten deutschen Philosophen hierüber mittheilen.

3) Werth oder Nutzen und Gebrauch der Definitionen. Da durch die Angabe des Gattungsbegriffs und nächsten Artunterschiedes jeder Begriff in dem ganzen System unserer Vorstellungen seinen festen Platz erhält, sodas das durch die Definition erklärte Denkoject, wenn anders die Erklärung richtig und vollständig ist, nicht mit andern weiter verwechselte werden kann, so findet, wie auch das Wort Definition andeutet, hierbei eine feste Grenzbestimmung statt, und jede wahre Definition enthält im Gegensatz gegen das Ineinanderfließen der nur dunkel oder undeutlich gedachten Merkmale eine in sich abgeschlossene, formell in sofern vollendete Erkenntnis. Hieraus beruht der auch zur Unge anerkannt hohe Werth aller guten Definitionen in der Wissenschaft, den schon Aristoteles anerkent, ferner Cicero in dem bekannten (soll stereotyp in den akademischen Dissertationen geworbenen) Spruch seiner officia: „Omnis enim, quae a ratione suscipitur de aliqua re, institutio, debet a definitione proficisci, ut intelligatur, quid sit id, de quo disputatur.“ Welch große Wichtigkeit die philosophische Philosophie, und neuerdings die Leibniz-Bolffische den Definitionen beilegte, und wie sehr sie dieselben überschätzte, ist zur Genüge bekannt. Jede dagegen (wie im Alterthume Sertus Empiricus), hielt überhaupt von der ganzen Definitionskunst wenig oder nichts“). —

19) übrigens bemerkt Fries in Beziehung auf diese, so zu sagen letzte, Rechenprobe, daß hiernach zwar sicher auf die Richtigkeit einer Definition, die sich nicht rein umkehren und contraponiren läßt, geschlossen werden kann, aber nicht umgekehrt daraus, daß sich eine verführte Erklärung wirklich rein umkehren und ein contraponiren läßt, auf ihre Richtigkeit schließen kann, denn jedes aus Begriffsbegriffen gebildete Urtheil läßt sich nach jenen Regeln behaupten, und nicht nur das von denselben Begriffen gebildete „unvollständigen“ ist z. B. ein ganz anderer Begriff, als „Vernünftigkeit“, aber: „vernünftiges Thier“ oder der Erde“ und „vernünftiges Thier“ oder der Erde“ sind Wechselbegriffe. Das Urtheil: „jedes vernünftige Thier ist ein vernünftiges Thier“ läßt sich daher so weit umkehren, als rein contraponiren, ohne eine Erklärung zu sein. (Vgl. I. 67.)

20) Artikel d. v. Herrn. Methodenscheur. 1. Hauptst. 1. Abth. Werke. 2. Bd. S. 551. 21) Diese sagt (in seinem Versuch über den menschl. Verstand, 3. Buch, Cap. 4) unter Anderm Folgendes: „Was für ein schöner! Reichthum kennt man der menschliche Geist erfinden, als die von Aristoteles herrührende Definition der Bewegung: Actus entis in potentia, quatenus in potentia? Dies wurde einem jedweden vernünftigen Menschen, dem es nicht schon vorher wegen seiner so bewussten Ungerechtigkeit bekannt war, zu schaffen machen, um nur zu errathen, was für ein Wort wol dadurch erklärt sein möchte. Sollte Cicero einen Pollander gefragt, was Bewegung wäre, und wäre ihm in seiner klaren Sprache diese Erklärung gegeben worden, daß es actus entis in potentia, quatenus in potentia sei, so fragte ich: ob es sich Eines wol einbilden könnte, daß Cicero hieraus hätte verstehen können, was das Wort Bewegung bedeuete; oder ob er vermuthen gewußt wäre, was zu errathen, was für einen Begriff ein Solander gemeinlich in seinen Gedanken habe, und einem Andern andeuten wolle, wenn er sich dieses Schellens bedient? — Was thun die Atomisten, welche die Bewegung als einen Durchgang von einem Orte zum andern

Auch neuere Logiker setzen den Werth der Definitionen sehr herab, wie J. B. Richter ¹⁾). Das Wahre liegt auch hier ohne Zweifel in der Mitte. Gute Erklärungen der Begriffe sind und bleiben ein Hauptverdienst der Wissenschaften, nur muß man nie vergessen, daß sie dem abstracten Erkennen angehören, und nie die Anschaulichkeit der unmittelbaren konkreten Wahrnehmung erreichen, überhaupt nicht bis zum Individuellen herabsteigen können. Wo es daher auf Letzteres ankommt, reichen Definitionen nicht aus. Daraus beruht J. B. der alte Spruch *omnis definitio in jure periculosa*, sowie die Nothwendigkeit der Öffentlichkeit, Mündlichkeit der Rechtspflege und des Schwornengerichts, da nie die gesetzlichen Bestimmungen, besonders die Definitionen der Verbrechen (z. B. ist „bewaffneter Diebstahl,“ wenn der Dieb ein kleines Taschentuch oder Federmeßer bei sich führt? u. dgl. m.) so bestimmt zu geben sind, daß sie auf alle Fälle passen.

Zum Schluß fügen wir einige Regeln über Erklärungen von einem unserer größten deutschen Philosophen, von Leibniz, bei, der in seiner Abhandlung vom philosophischen Vortrage ²⁾) unter Anderm folgendes sagt: „Metaphysische Kunstwörter muß man wie Schlangen und Ottern fassen. Hast du ein Wort erklärt, so bleibe der Erklärung treu; und hältst du es auch nicht erklärt, so brauche es dennoch einmal, wie das andere. Lieber

erklären, mehr, als daß sie ein gleichbedeutendes Wort für ein anderes setzen! Und wenn man sie fraade, was ein Durchgang sei, nicht wissen sie es wol besser, als durch Bewegung erklären können! denn zum wahren ist es eben so eigentlich und so nachdrücklich gesagt: der Durchgang ist eine Bewegung von einem Orte zum andern; als zu sagen: die Bewegung ist ein Durchgang von einem Orte zum andern. Ebensoheißt gilt von der Definition der Gotteseiner, die Bewegung sei eine nach und nach erfolgende Eingefügung der Theile von der Größe eines Körpers zu den Theilen eines andern Körpers.“

¹⁾ 22) über den Gegenstand und Umfang der Logik (Leipzig 1825).
 §. 95. „Definitionen lehren niemals das Wesen, auch nicht das Dasein eines bestimmten Dinges kennen, sondern sie sind allgemeine und notwendige Bestimmungen der Gattung. Daraus kann keine Definition die innere Natur eines Dinges, sondern stets nur sein Verhältnis zu seinem übergeordneten Begriffe und zu seinem Wirkensfeld derselben Gattung kennen lehren.“ Nachman (System der Logik. S. 458) erörtert diese Behauptung für irrig, und den Werth der Definitionen zu sehr herabsetzt. „Denn ist der Begriff nur wahr, und nicht ein bloß subjektiver Begriff, so ist er auch der Reflex des Wesens der Dinge in unserm Geiste, soweit dieses überhaupt erkannt werden kann; und dann bedarf auch das erkannte Verhältnis eines Begriffs zum andern ein Verhältnis von reinen Bestimmungen aus. Was soll der Ausdruck: innerer Natur eines Dinges, bedeuten? Bei Menschen z. B. soll die beiden Phän, der aufsteigende Strang, die Sprachfähigkeit, die vollkommene Organisirtheit des Gehirns u. dgl. nur etwas äußerliches, gehören aber gleichwol zur wesentlichen Natur des Menschen als eines Thieres; ohne das Ginz oder Andern ist Keiner ein vollkommen entwickelter Mensch.“ Indessen wendet sich auf diese Operation repliciren lassen, daß sich ja nie apodictisch ausmachen läßt, ob ein Begriff ein wahrer Reflex des Wesens der Dinge sei, wie J. B. eben die kritische Philosophie gradezu trennet. ²⁾ 23) Leibnitz. Diss. de studio Philosophico, Nicolai commentar. philoa. praemiss. Opp. omnia. T. IV. p. 565. ed. Dutour. Verdet hat im 2. Theile seiner Metaphysik das Wesentliche derselben übersezt, und wie oben einige Stellen noch dieser Uebersetzung.

Popular: als Kunstworte! Jene braucht Jedermann in solchem Verstande, diese gehören einem Manne, einer Elite. Sie sind wie das Rothweiss, von welchem Giesner in seinem Metaphysik ein kleines Wörterbuch gesammelt. Aber auch bei diesem Vocabuliscium sollte man darauf sehen, daß man Worte nicht nach Lust und Willkür, sondern mit Verstand und Bernunft bilde. Je schädlicher die Ursache ihrer Bildung ist, desto löblicher sind sie. Immer kann man Kunstwörter nicht vermeiden; man würde sonst durch Umschreibungen sehr weitläufig werden müssen; aber das ist gewiss, daß sich Alles, wenn gleich mit mehrern Worten, popular sagen läßt. Daher Nijolius nicht unrecht behauptet: „das sei für erdicht, für unnütz, für nichts zu halten, was in der gemeinen Sprache nicht verständlich gemacht werden kann.“ d. i. (wie ichs verstehe) wofür sich kein Hauptwort fände, unter welchem es sich, mit mehrern Hauptbegriffen gefeilt, deutlich machen ließe. Ist also gewiss, daß jede Sache ein Nichts sei, die nicht in Populärausdrücken erklärt werden kann, so ist ebenso gewiss, daß je populärer der Ausdruck ist, um so heller die Rede werde; es sei dann, daß dabei durch so weitläufige Umschreibungen dem Vortrage Vergessenheit, Dunkel und Ueberdruß zuwüchse. Diesen zuvorzukommen, ist ein Wap nötig, die populärste Kürze, die compendiosste Popularität. Gewahrt die gewöhnliche Sprache Worte, die ebenso kurz und bestimmt sind, so enthalte man sich der Kunstworte. Insbesondere ist dies für Metaphysiker und Dialektiker eine Grundregel; denn die meisten Dinge, von denen die Metaphysik und Dialektik handelt, kommen in der Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, und werden in jeder Lebensart hin und wieder verhandelt. Durch dieses öftere Vorkommen haben diese Materien soviel eigenthümliche, kurze, bekannte und natürliche Bezeichnungen erhalten, daß es eine Sünde ist, durch neuerdichtete, unbequeme und ungewöhnliche Ausdrücke sie dunkel und sich selbst, bewundernd von Unverständigen, Verstandigen lächerlich zu machen. In der Mathematik, Physik und Mechanik sind oft neue Worte nötig, weil ihr Inhalt dem Sinne nicht vorschwebt, auch im gemeinen Leben eben nicht vorkommt. In diesen Wissenschaften werden Sachen vorgebracht oder Eigenschaften der Dinge entdeckt, um die sich der große Haufe nur aus Noth bekümmert und sie dem Künstler überläßt. In der Philosophie aber müssen Kunstausdrücke, wären sie auch etwas kürzer, als die Populärsprache, sobald es ohne weitläufig zu werden geschehen kann, dem Populärausdruck weichen. Denn Philosophen sind andern Menschen nicht immer darin voran, daß sie andere Dinge wahrnehmen; sie nehmen sie nur anders wahr, mit dem Auge des Gemüths nämlich, mit Reflexion und Aufmerksamkeit, vergleichend die Dinge mit einander. Aufmerksamkeit der Menschen kann man zwar nicht besser erweckt werden, als daß man die Dinge benennt (der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtnisses, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils); außer diesem aber fehlt es soviel, daß Philosophen erhabener und edlere Dinge vor andern

Menschen denken, daß vielmehr, als z. B. der unvergleichbare Baro und andere treffliche Männer die Philosophie aus ihren Lustgängen oder aus dem Gebiete der Einbildungskraft auf unsere Erde zum Gebrauche des Lebens heruntersetzten, oft ein schächter Alchimist gründlichere und bessere Begriffe von der Natur hatte, als mancher Philosophaster, der in der Hölle seinen Pöcetitaten oder Pöcetitiden oblag. — Es bleibt also dabei, was in Popularworten nicht verständlich gemacht werden kann, falls es nicht durchs unmittelbare Sinnengefühl sich erprobt, ist Nichts und als ein Nichts aus der Philosophie zu verbannen.“

Zusatz. Das deutsche Wort Erklärung bezieht, wie auch schon Kant bemerkt hat (Kritik der reinen Vernunft, Methodenlehre I. Hauptst. 1. Abschnitt, Worte 2. Bd. S. 550 der Hartenstein'schen Ausgabe), noch verschiedene andere Deutungen, welche sich ebenfalls auf die Verdeutlichung der Begriffe beziehen, ohne jedoch eigentliche Definitionen zu sein, welche sie meistens entweder vorbereiten helfen, oder, wo dergleichen nicht stattfinden kann, zu ersten bestimmt sind. Zu diesen Unterarten der Erklärung gehören folgende: 1) Die Distinction, d. h. die Verdeutlichung des Unterschieds der Bedeutung ähnlicher Wörter als Zeichen verwandter Begriffe mittels der Angabe bestimmter Unterscheidungszeichen durch die genauere Betrachtung. Derselbe ist der Hauptgegenstand der sogenannten Synonymik, z. B. den der Unterschied zwischen Definition und Distinction, und ihre Wichtigkeit besonders für die Disputation oder den Gelehrtenstreit ist in dem bekannten Sprichwort ausgedrückt: distinguendum est inter et inter! 2) Die Erörterung oder die Erklärung, durch welche der Ort, die Stelle (τόπος), ausgemacht wird, welche ein Begriff im Ganzen der Erkenntnis oder in dem besondern Gebiete der ihm zunächst verwandten einnimmt. So erörtert man z. B. den Rechtsbegriff, indem man ihm seine Stelle unter den moralischen oder praktischen Begriffen anweist und sodann seine Unterscheidung von der Eitellichkeit oder Moral im engeren Sinne, sowie von der Billigkeit u. dgl. m. nachweist. Besonders wird das Wort Erörterung gebraucht, wenn von schwierigen Problemen oder dunkeln Fragen die Rede ist, welche vielfältige Unterlegungen erfordern, z. B. Erörterung von Rechtsfragen (nach Adelung soll übrigens das Wort erörtern das Facitium von dem alten Reciproco sich ordnen, sich endigen, sein, welches von Ort in der alten Bedeutung Ende, Grenze, Rasse, Rand herkommt, sodas es ursprünglich ebenso viel wie begrenzen, abgrenzen, bezeichnen und eine buchstäbliche Überlegung des definitivo und determinate zu sein scheint. Dieser Ansicht stimmt auch Eberhard-Raas's Grunder's Synonymik bei (2. Bd. S. 292), mit dem Beifügen, daß erörtern von jener ursprünglichen Bedeutung an den allgemeinen Begriff bestimmen, das Unbestimmte bestimmen, das Ungeklärte geistig machen, erhalten hat). 3) Die Versinnlichung (Hypotypose), d. h. die Erklärung eines Begriffs durch Anschaulichung, Unterlegung eines anschaulichen Ex-

pus, die dann weiter entweder demonstrative Hypotypose, Darstellung eines Begriffs selbst in der Anschaulichung, oder bildliche Hypotypose ist, wo ein Begriff durch Bild, Gleichniß oder Analogie nur durch gleiche Verhältnisse in einer anschaulichen Vorstellung anschaulich gemacht wird. So demonstrierst z. B. der Anatom die Structur der einzelnen Gebilde im thierischen Körper an einem einzelnen Beispiele; jeder Naturforscher demonstrierst seine Begriffe von Steinarten, Pflanzen z. durch Vorweisen einzelner Exemplare. Es ist hierbei nicht um dieses bestimmte Individuum, an welchem demonstriert wird, zu thun, sondern um das Allgemeine, den Begriff; es soll z. B. die Beschaffenheit, der Ursprung, Verlauf und die mannichfachen Verzweigungen der Nerven u. dgl. an dem einzelnen Exemplar in seiner allgemeinen Gesetzmäßigkeit anschaulich gemacht werden. Am besten gelingt die Versinnlichung der Begriffe in der Mathematik, weil man hier an einem einzelnen Bilde einer gezeichneten Figur, z. B. in der Geometrie, zugleich das allgemeine Gesetz eines Begriffs klar einsehen vermag. Die Philosophie dagegen kann nur durch Beispiele oder Gleichnisse ihre Begriffe anschaulich machen. Wäre etwa der Begriff: Substanz, gegeben, so ist ein Stück Wachs, dem man beliebige Formen ertheilt, das man zerlegen und wieder gerinnen läßt, eine Versinnlichung dieses Begriffs. Ebenso ist das Abschleifen einer Wäule, der ihm folgende Knall und der aus der Luft niedersinkende todgeschossene Vogel die Hypotypose des Begriffs der Ursache und Wirkung (Wachmann, System der Logik. S. 395. Fries, Logik. S. 390). In der Philosophie, welche es mit Ideen oder Vorstellungen überfinnlicher, in der Erfahrung nicht vorfindender Gegenstände zu thun hat, können alle Erklärungen solcher Ideen, die nicht einmal beispielsweise in der Anschauung vorkommen, nur durch die bildliche Hypotypose oder Anschaulichmachung durch Gleichnisse dem Bewußtsein klar gemacht werden; z. B. wenn der Begriff: Gott und Vorlesung, erklärt werden soll, so vergleichen wir etwa das Verhältnis Gottes zur Welt mit dem eines Vaters zu seiner Familie oder die Welt mit einem Staat und Gott mit dem Regenten desselben.

4) Die Exposition oder Auseinandersetzung, Auseinanderlegung eines Begriffs in seine einzelnen Bestandtheile oder Merkmale, um dieselben für sich zu betrachten, namentlich die wesentlichen und bloß abgeleiteten oder sogenannten Attribute von einander zu unterscheiden (etwa so, wie man eine Maschine, Uhr u. dgl. auseinanderlegt, um die einzelnen Theile kennen zu lernen). Man gibt z. B. eine Exposition des Begriffs Philosophie, wenn man sie theils ihre allgemeinen formellen Merkmale 1) als Wissenschaft überhaupt, 2) als rationale Wissenschaft, 3) als Wissenschaft aus Vernunftbegriffen, theils ihre eigenthümlichen Probleme oder Gegenstände (die Ideen Universum, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit der Seele, Bestimmung des Menschen, Wahres, Schönes, Güte u. s. w.), sowie ihre hierauf beruhende Theiltheilung in theoretische oder speculative und praktische Philosophie darlegt. In diesem Sinne

wird dieß Wort oft als Bezeichnung einer ausführlichen Darstellung des Begriffs und Wissens einer Wissenschaft gebraucht; z. B. Görres' Exposition der Physiologie. Ubrigens ist man über die Bedeutung dieses Wortes Exposition von jeder sehr verschiedener Meinung gewesen. So verstand z. B. Thomas Campanella unter Exposition den Beweis eines Satzes durch klare und gleichgeltende Sätze. Kant giebt sich in seinem Sprachgebrauch nicht gleich. In der Logik (§. 105) hält er Exposition und Erörterung für gleichbedeutend und sagt: „das Erponiren eines Begriffes besteht in der an einander hangenden (succession) Vorstellung seiner Merkmale, soweit dieselben durch Analyse gefunden sind.“ (Werke. Ausg. von Hartenstein. I. Bd. S. 477). In der Kritik der reinen Vernunft wird unter Exposition im Organismus der eigentlichen Definition eine deutliche, nennlich nicht ausführliche Vorstellung dessen, was zu einem Begriffe gehört, verstanden. Nach der Kritik der Urteilskraft besteht das Erponiren darin, daß man eine Vorstellung der Einbildungskraft a priori (z. B. Raum, Zeit) auf Begriffe bringt, oder einen durch den reinen Verstand oder durch die reine Vernunft gegebenen Begriff analytisch zerlegt und, daß die Zusammenfassung der durch eine solche gefundenen Merkmale in eine Erklärung des Begriffs a priori die vollständige Exposition desselben genannt wird (Ausführliches hierüber findet sich in Melin's Wörterbuch der krit. Philos. 2. Bd. S. 470—493). 5) Die Explication (explication, evolutio), wie schon die Etymologie des Wortes die Entfaltung oder Entwicklung, Entwirrung eines sehr zusammengelegten Begriffs, dessen einzelne Theile vielfach ineinandergreifen und dessen einzelne Merkmale wie viele Fäden gleichsam wie in einander verflochten sind, sodaß man erst nach und nach den Begriff deutlich zu machen vermag. Offenbar fällt das Wesentliche der Explication mit dem der Exposition und der Erläuterung zusammen (s. d. Art.). 6) Die Erläuterung (explication, explicatio). Dieß Wort bezeichnet im Allgemeinen diejenige geistige Operation, durch welche man irgend eine Dunkelheit, Unerschlichkeit, Verwirrenheit von diesen Mängeln befreit, und hierdurch zu einer deutlichen Erkenntnis der Sache verhilft, insbesondere sofern dieß dadurch geschieht, daß man den Begriff von fremdartigen Bestandtheilen reinigt. Ihr Verhältnis zur Erklärung s. str. bestimmt sich dadurch, daß die Erläuterung nicht in einem einzigen Urtheile, sondern in einer Reihe von Sätzen oder Untersuchungen gegeben wird, die die fragliche Sache von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, um so von allen Seiten nach und nach alles Undeutliche oder Ungehörige aus dem Begriffe zu entfernen; z. B. man erläutert den Rechtsbegriff, wenn man von dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens im Gebrauche des Wortes Recht ausgeht, die verschiedenen Bedeutungen desselben angibt, und durch immer engere Determinationen den Begriff des Rechts im strengen oder eigentlichen Sinne, mittin in seiner Bestimmtheit von bloßer Willkür u. s. w. feststellt. Hieraus deutet auch die Etymologie dieses Wortes. Adlung behauptet,

lauter bedeute ursprünglich hell, glänzend; und es ist auch gewiß, daß dasselbe schon beim Isidor (III, 5) in dieser Bedeutung vorkommt. Allein mit Recht bemerkt Raaf¹⁾, daß die erste oder ursprüngliche Bedeutung von lauter nicht glänzend, hell für das Gesicht, sondern hell für das Gehör ist; grade sowie das Wort klar (wie Adlung selbst bemerkt) von der Empfindung des Gehörs auf die Empfindung des Gesichts erst übertragen worden, indem es leichter sei, die erste, als die letzte auszubilden, oder nachzuahmen. Dasselbe gilt auch von Hell, welches unmittelbar mit Hall verwandt ist, und so auch ebendasselbe von lauter. Die erste Wurzel von diesem ist also das alte Lut, laut, halend, klingend, und in dieser Bedeutung kommt es ebenfalls bei den ältesten Schriftstellern vor²⁾. Aber aus der Bedeutung: hell für das Gehör, entstand, nach einer sehr gewöhnlichen Figur, die Bedeutung: hell für das Gesicht, und aus dieser, nach einer ebenso häufigen Figur, die Bedeutung: rein, nicht vermischt, insonderheit nicht vermischt mit etwas Unedelm oder Falschem. Denn was hell, durchsichtig oder glänzend sein soll, das darf nicht voll Unreinigkeit und nicht mit etwas Schlechterem vermischt sein, indem es dadurch getrübt oder verdunkelt wird. Lauteres Gold ist nicht mit schlechterem Metalle vermischt, und wer das Gottes lauter und rein lehrt, der mischt keine menschlichen Falsche ein. Hiernach bedeutet das einfache Zeitwort läutern: von oder aus Etwas das Unreine, das Falsche oder Unedle wegwaschen. Man läutert (niederdeutsch luttet) die Wäsche, um alle Unreinigkeit davon ab: oder auszusphülen. Ein Kläger oder Beklagter läutert, wenn er aus dem empfangenen Urtheile das, was ihm unrecht, falsch zu sein scheint, wegzuschaffen sucht; daher im Kurialstiel (des sächsischen Processes) eine bei demselben Gericht eingelegte Appellation (a iudice male informato ad iudicem melius informandum) eine Läuterung genannt wird. — Ubrigens wird Erläuterung auch oft als Übersetzung des lateinischen Commentar gebraucht; z. B. Gluck's Erläuterung der Pandekten nach Jellinek und dgl. m. (K. H. Schidler.)

ERL, 1) meist Galtenhof, auch Edelweiser genannt, ein zur fürstl. von Windisch-grätschen Herrschaft Tachau gehöriges Dominikaldorf, 1½ Stunde von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, nach Hals (Defanant Hasba, Erzdiöthum Prag) eingepfarrt, im pilsener Kreise Böhmens, mit 63 gestreuten Walddauern, 542 teutschen Einwohnern, einem großen obrigkeitlichen Hofstern, zwei Stadtmünnern, einem Schichtamtskontrollor der Drigkeit, zwei großen Zechen, deren Wasser zum Betriebe der Hammerwerke benutzt wird, zwei Rörstschläfern, ausgebreiteten Waldungen, die ein nach diesem Dorfe benanntes Kröier bilden, und zwei Mühlen. 2) Eine ansehnliche Grenzgemeinde im Landgerichte Kufftein, im Kreise

24) Oberh. b. Gruber, Synonymik. 2. Bd. u. d. B. Erläuterung.

25) Sie ehörden Gotes stinma Ma. Sie hören Gottes Stimme laut.

3rd. IV, 1.

Unterrain und Bippthal der gestifteten Grafschaft Tyrol, welche sich unweit des bairischen Weilers Niederauerdorf am nördlichen Ufer des Inn ausbreitet, drei Stunden von Kufstein entfernt ist, mit 128 Häusern, die größtentheils auf der Ebene vereinigt und nur in einigen Gruppen im Gebirge in der Region des Trockenbades zerstreut sind, 692 Einwohner, die meist Landwirthschaft treiben, einer eigenen, zum Dekanate Kufstein (Erzdiöcesum Salzburg) gehörigen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Die bewohnte Berggegend im Osten wird der Erlenberg genannt. Etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt befindet sich am Inn der ehemalige Pfalz Windhausen, herabstürzend durch ein Gefäß der Tyroler mit den Franzosen im J. 1800; jetzt ein Grenzpostamt gegen Baiern *). (G. F. Schreiner.)

ERLA, 1) auch Erlaklöster, vormals Erlach, auch Herla genannt, eine Herrschaft und dazu gehörig im B. D. B. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, auf einem hohen, waldigen Bergriesen, und zwar an dessen nördlichem Vorprünge gegen die Donau, in sehr schöner offener Gegend gelegen, zwei Stunden südwärts von der Stadt Ens entfernt, nordwestlich von Strengberg, mit einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume St. Pölten gehört, einer katholischen Kirche, einem Schloß, einer Schule und einem ehemaligen Benedictinerinnenkloster, welches dem Dorfe, zum Unterschiede von anderen Dörfern gleichen Namens, seine Benennung gegeben. Das Kloster wurde zu „Unserer Frau zu St. Peter und St. Johann“ genannt, im J. 1066 von Otto von Marchand gestiftet, aber im J. 1550 wieder aufgehoben, und ist nun in ein Schloß des Freiherrn Pereira-Arnstein umgewandelt, dem auch die Herrschaft gehört; doch besteht hier außerdem auch noch eine landesherrliche Pfarretheilhaft. Die Aufsicht, die man von hier nach drei Seiten hat, ist wahrhaft entzückend. 2) Eine auch Erlaa und Ealla genannte, dem Grafen von Raase gehörige Herrschaft, womit auch Agersdorf vereinigt ist, und Dorf im B. U. B. B. des Landes unter der Ens, in durchaus offener, hügeliger, dem Wienerberge benachbarter Gegend, am rechten Ufer des Piesingbaches nächst Agersdorf gelegen, und dahin auch (Dekanat Laa, Erzdiöcesum Wien) eingepfarrt, südwärts von dem kaiserlichen Lustschloße und etwa zwei Stunden südwärts von Wien entfernt, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, mit 33 Häusern, 421 teutschen Einwohnern, welche Landwirthschaft treiben und viele Thiere nach Wien verkaufen, schönen Auen, einem in neuem Schmacke erbauten und auch ebenso eingerichteten Schlosse, welches auch eine Kapelle enthält, einem daran stehenden, großen englischen Park, nebst Lust-, Bier-, Obst- und Küchengärten, einem Treibhause, einer Kaserne und einer Schatz- und Baumwollenwaaren-druckerei. Da der Ort noch zu den Umgebungen Wiens gehört, halten sich im Sommer auch viele Bewohner der Hauptstadt hier auf. 3) Ein zur Herrschaft Burg-Ens gehörig,

nach El. Rascllin eingepfarrtes, auch Klein-Erla genanntes Dorf im B. D. B. B., an der von Wien nach Linz führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße gelegen, und durch die letztere stark belebt. 4) Ein zum Districtecommisariate Kogel gehöriges, nach St. Georgen eingepfarrtes, auch Erlach genanntes Dorf im Hauptortkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens. 5) Mehrere andere kleinere Dörfschaften, die sämmtlich in diesem Lande liegen. (G. F. Schreiner.)

ERLA. ein Kirchspiel im wendischen Kreise der riga'schen Statthaltertschaft, oder des ehemaligen Herzogthums Livland, mit sechs Gütern. Von dem ehemaligen Schlosse gleiches Namens, welches im J. 1341 erbaut ward, und wovon die Trümmer noch in dem Gebiete des der freiherrl. Familie von Berg gehörigen Gutes Erla zu sehen sind, ist nichts mehr übrig, als ein ungeheurer vierthüriger, von Ziegeln gemauerter Thurm. (J. C. Petri.)

ERLACH. 1) ein adeliger Besitz im Vaudgreville-Meran des Kreises an der Glich der gestifteten Grafschaft Tyrol, in der Nähe der Raie, der lieblichsten Gegend des Landes, gelegen, einst der Familie von Reihaus gehörig, von welcher er im 17. Jahrh. auf die Edlen Noder überging. Im J. 1706 kauften ihn die Knillenderger, bei denen er bis auf die neueste Zeit geblieben ist, als die Wohnung des jüngeren Zweiges dieses Geschlechtes. Im J. 1812 starb der letzte Sprößling desselben mit Eschallan, auf dessen einzig im J. 1829 verstorbenen Tochter Anna und deren Kinder, welche dem Geschlechte derer von Sölber von Pradenstein angehören, der Besitz desselben hierauf überging. 2) Ein Ort im Bezirke Unterlofenberg des bieder Kreises der oberen Steiermark, zur Gemeinde Winkl gehörig, am Eingange in den langen und düsternen Abgraben, in überaus freundlicher Gegend gelegen, mit einem Eisenhammerwerke, was ein Zerrzen und ein Streichfeuer enthält.

(G. F. Schreiner.) ERLACH (die Herren von), ein altes, obdieses Geschlecht, das schon im 12. Jahrh. in der untern Steiermark vorkommt, wo es im östlichen Kreise das Gut Erlach, Erlachhof und Erlachstein besaß. Nach Schmutz erscheint dieses Geschlecht durch zwei Jahrhunderte in Urkunden. Ein Hidenreich von Erlach erscheint um das J. 1168 als ein Wohlthäter des Benedictinerstiftes Admont; im J. 1146 kommt Ederhard von Erlach als Zeuge in der Ottokar'schen Urkunde des Cistercienserstiftes Rein vor; derselbe ist auch in der Ottokar'schen Übergabekunde der Steiermark an den Herzog Leopold von Österreich als Zeuge aufgeführt. Noch um das J. 1355 erscheint ein Ulrich von Erlach mit seiner Tochter Elisabeth.

(G. F. Schreiner.) ERLACH (von). der Name des einzigen, noch in seinem Mannesstamme fortbauenden, von den obdieses Geschlechtes, welche seit der Gründung des Bern im J. 1191 als Bürger und Vorsteher des schnell sich entwickelnden Gemeinwesens auftraten. Unter denen, welche die höchste Würde, das Schultheissenamt, bekleideten, erscheint zwar erst gegen die Mitte des 15. Jahrh. ein Erlach; nachher aber haben sechs andere bis zum Sturze

*) J. Des Rand Tyrol. Mit einem Anbange: Beratzberg. Ein Handbuch für Reisende. 1. Bd. S. 645. (Innsbruck 1859.)

der alten Republik im J. 1798 diese Würde bekleidet, und vorher zwei Glieder des Geschlechtes als Feldhauptleute ihrer Mitbürger in zwei denkwürdigen Schlachten ihr Vaterland aus den böchsten Gefahren gerettet. Die auf seltsame Weise sich vermehrende Nachkommenschaft dieser Helden erscheint theils in Staatsämtern, theils in einheimischen und fremden (französischen, österreichischen, holländischen, preussischen, dänischen und schwedischen) Kriegsdiensten in bedeutender Zahl, oft mit großem und verdienstem Ruhme. Schon im J. 1100 wird des Geschlechtes urkundlich gedacht, indem Walter von Erlach als Stifter der Kirche zu Groß-Höchstätten erwähnt wird. Der Name kommt, wie andere Namen adeliger Geschlechter, von dem Wohnsitze her. Das Städtchen Erlach wurde im 11. Jahrh. von den Grafen von Neuenburg erbaut. Dort waren die Vorfahren des Geschlechtes, und auch jene Helden selbst, Dienstmannen (Ministerialen) der Grafen von Neuenburg, oder vielmehr desjenigen Zweiges derselben, der seinen Namen von Rydau führte; sie werden Castellane, auch Advocati (Weigter), von Erlach genannt. Die Sage von ihrer Verwandtschaft mit den Grafen kann nicht erwiesen werden. Daß ein solches Dienstverhältnis die Annahme eines Bürgerrechtes in einer Stadt, zumal unter den für Ausländer festgesetzten Bestimmungen, nicht hinderte, ist bekannt. Vorzüglich bemerkenswerth sind folgende Männer aus diesem Geschlechte:

1) Ulrich von Erlach. Castellan zu Erlach und, nach einer Angabe, seit 1270 Mitglied des Rathes zu Bern. Als die Bewegungen, welche der Kampf Herzog Albrechts von Österreich gegen König Adolf aus dem Nassauischen Hause erregte, sich auch in die Gegenden von Bern und Freiburg verbreiteten, da schien dem österreichischen Anhang der Augenblick gekommen, die beherrschende Gegnerin zu vernichten. Mit der aus lyburgischen Händen an Habsburg gekommenen Stadt Freiburg, der Nebenbuhlerin von Bern, verbanden sich die Grafen von Greierz und von Schwarzenburg, Ludwig, Herr der Maadt aus dem savoyischen Hause, der Bischof von Lausanne und viele mächtige Herren. Bis nahe an die Thore von Bern kamen 1294 ihre überherrschenden Scharen: nur von Solothurn und dem Grafen Hartmann von Kyburg, aus dem habsburg-lausenburgerischen Hause, war Hilfe gekommen; aber auch jetzt waren die Feinde an Zahl überlegen. Doch die Zahl ersetzte der Muth der für die Rettung des Vaterlandes Kämpfenden, und die Ordnung, welche der erfahrene und tapfere Anführer unter seinen Kriegern erhielt. Dieser war der Ritter Ulrich von Erlach. Den 2. März 1298 warf er die Feinde durch einen stolzen Angriff aus ihrer Stellung am Donnerbühl, nahe bei Bern, und als sie sich dann bei Obermangen wieder aufstellten, griff er sie auch hier, in dem sogenannten Zammerthal, mit solcher Entschlossenheit und geschickter Leitung der Seinigen an, daß die Berner einen entscheidenden Sieg erröschten, und die Feinde besonders auf der unordentlichen Flucht noch großen Verlust erlitten. Durch diesen entscheidenden Sieg im Zammerthale oder am Donnerbühl, dessen Wichtigkeit nicht nach der

Größe der kämpfenden Scharen oder der Zahl der Erschlagenen zu messen ist, hat Ulrich von Erlach nicht nur für den Augenblick die Pläne des österreichischen Anhangs vereitelt und seine Vaterstadt aus der drohendsten Gefahr errettet, sondern auch solchen Schrecken erregt, daß Bern nicht nur geraume Zeit vor Angriffen gesichert blieb, sondern an seinen Feinden durch Streifzüge und Zerstörung von Burgen Rache üben und Einzelne zur Annahme ihres Bürgerrechtes nöthigen konnte. Bei diesen Zügen wird indeß Erlach nicht mehr genannt, so wie überhaupt von seinen weiteren Schicksalen nichts bekannt ist. Selbst sein Todesjahr ist ungewiß; er muß aber vor dem Spätsahre 1303 gestorben sein.

2) Rudolf von Erlach, Ritter, Castellan zu Erlach, der älteste Sohn des Vorigen. Wie der Vater, leitete dieser durch einen entscheidenden und berühmten gewonnenen Sieg das bernische Gemeinwesen aus unabwendbar scheinender Gefahr des Unterganges. Eine noch größere Verbindung des gesammten hohen Adels der Nachbarschaft gegen Bern bildete sich 1337; Freiburg hatte ebenfalls Theil. Sie war um so gefährlicher, da nicht nur Österreich dieselbe begünstigte, sondern Kaiser Ludwig der Baiern, welchen Bern unter dem Vorwande des auf ihm lastenden päpstlichen Bannes noch immer nicht anerkennen wollte, ihr dann auch das Ansehen des Reiches lieb, indem er der Zukunft der Feinde Berns zu Rydau, wahrscheinlich 1337, Gerhard, Herr zu Wallengin, aus dem Hause der Grafen von Neuenburg: Aargau, als Abgeordneter des Kaisers erschien und von den Verbundenen zum Feldhauptmann gewählt wurde. Die verschiedenen Unterhandlungen und Feindseligkeiten bis auf den entscheidenden Kampf mußten hier übergegangen werden. An der Verbindung gegen Bern hatte auch Graf Rudolf aus dem neuburgischen Hause, Herr zu Rydau, Erlachs Lehenherr, und von Herzog Albrecht mit der oberen Verwaltung der österreichischen Lande im Aargau und Nuchlande beauftragt, Antheil. Dennoch hatte er, wöl die große Gefahr erkennend, die denen drohte, welche einen Kampf um Sein oder Nichtsein mit Bern wagen würden, seinen beiden noch nicht majoränen Söhnen, Rudolf und Jacob, im Anfange des J. 1337 erlaubt, in ein Burgrecht mit Bern zu treten, das 20 Jahre dauern sollte. Hier erscheint nun Rudolf von Erlach zuerst. Da die beiden jungen Grafen für diese Zeit zu Bürgern von Bern aufgenommen wurden, so bestellte ihnen nach dem Stadtrechte der Rath einen Pfleger oder Voigt aus den Mitbürgern, mit Zustimmung des Rathes. Dieser war Rudolf von Erlach, des Grafen zu Rydau Dienstmann. Die in dem Burgrechtsbriefe ausgedrückten Verpflichtungen übernahmen daher die jungen Grafen mit Ermächtigung ihres Pflegers. — Als nun aber im J. 1339 der entscheidende Kampf herannahete, trat Rudolf von Erlach vor seinen Herrn mit der offenen Erklärung, daß er nur unter der Bedingung länger in seinem Dienste bleiben könne, wenn ihm der Graf Erlach für das Einzige, was er zu Bern und in dessen Gebiete habe, verspreche; wolle er dies nicht, so müge er ihn des Dienstes entlassen, damit er seiner Vaterstadt zu Hilfe ziehen könne.

Unwillig und stolz erwiderte ihm der Graf, es wäre ihm zu schwer, für einen einzigen Mann soviel Geld zu opfern: „Um einen Mann weder minder (weniger) oder mehr. Er möget heimfaren, und da woer Bessers thun. Do antwort ihm,“ fährt Lustinger fort, „der von Er-lach und sprach: Herr! ider (weil) ich mich schreit für ein Mann, so sönd (sollst) er wissen, das ich auch ein's Manns wert will sin, oder aber darum sterben.“ Kaum in Bern angekommen, ward er vor den Rath berufen, und eingekleidet des Sieges, den die Berner vor 41 Jahren im Jammersthal unter seinem Vater erfochten, als dessen würdigen Sohn Rudolf sich schon in sechs Treffen erprobt hatte, übertrug ihm der Rath, hierin auch den Wunsch der Bürger erfüllend, die Stelle des Feldhauptmanns. Lange weigerte er sich, den Ruf anzunehmen; endlich gab er den Bitten nach, als ihm die ganze Gemeinde schwur, ihm in Allem zu gehorchen, und ihm Gewalt gab, Ungehorsame sogar zu tödten, ohne daß von den Verwandten Blutrache dürfte gerübt werden. Jetzt wurden Anhalten gemacht, das dort bedrängte Laupen, wo 600 Berner dem ganzen einbüßlichen Heere den muth-vollen Widerstand leisteten, durch eine entscheidende Schlacht zu entlegen. Den 21. Juni 1339 führte Er-lach das 5—6000 Mann starke Heer der Berner, ihrer treuen Hunderdgenossen von Solothurn und der freiwilligen Hilfe aus den drei Ländern gegen den drei Mal zahl-reicheren Feind. Nachmittags begann der blutige Kampf, in welchem Er-lach durch die Aufstellung des Heeres und Leitung des Angriffs, durch kluge Benützung des Ergebnisses und durch unerschütterlichen Gleichmuth und Gei-ßesgegenwart sein ausgezeichnetes Feldherrntalent bewies*). Der Sieg bei Laupen war entscheidend und weit herum das Schlachtfeld mit den Leichen der Feinde bedeckt. Da dankte das ganze Heer aus den Knieen, nach Er-lach's Ge-heiß, Gott für die geschenkte Hilfe. Dann wandte sich der Feldherr zu den Seinigen und dankte ihnen für den bewiesenen Gehorsam, den Solothurnern und dem Zu-zuge aus den Waldstätten aber für die treue Hilfe in der Noth. — Noch einmal erscheint Er-lach während der Fortsetzung des Krieges als Feldherr der Berner im Früh-jahre 1340 auf einem ebenso klug angelegten, als glück-lich ausgeführten Zuge gegen Freiburg, durch welchen die Freiburger vor ihrer Stadt eine blutige Niederlage erliten. Sonst wird sein Name bei den vielen Streifzügen bernischer Heeren nicht mehr genannt. Aber ein glän-zendes Zeugnis für die hohe Achtung, in welcher er auch bei Bern's Feinden stand, war es, daß die Verwandten der jungen Grafen zu Nidau, deren Vater in der Schlacht bei Laupen gefallen war, ihn wieder zum Voigte derselben ernannten. Der Bischof von Basel bewog ihn, die-ses Amt zu übernehmen. Als „Voigt und Pfleger“ der-selben schloß er am 16. Aug. 1343 Frieden mit Bern für sie. — Wie lange Er-lach noch den Grafen geblieben, ist ungewiß. Im August 1345 nennt ihn Graf Rudolf,

der majorenn geworden, „seinen sieben Diener.“ — Die letzte Zeit seines Lebens verlebte der Graf aus seinem eigenen Schlosse Reichenbach an der Aare. Seine Toch-ter Margarethe war an den Edelknecht Jost von Rudenz in Unterwalden verheirathet. Dieser that sich in Schul-den gefürzt. Einem Tages kam er allein aus Unterwal-den zu Fuß auf das Schloß seines Schwiegervaters. Er-lach war nur mit einer Wadg zurückgeblieben; die übrigen Schloßbewohner waren auf dem Felde beschäftigt. Da erhob sich ein heftiger Wortwechsel über die an Ru-denz noch nicht ausbezahlte Mitgift seiner Gemalin, 800 Pfund betragend. Die Vorwürfe, die ihm der Schwie-gervater über sein wildes, verschwenderisches Leben machte, brachten ihn außer sich; er riß das Schlagschwert des Heiden von der Wand und ermordete ihn. Solch un-glücklich's Ende traf 1360 den Mann, der, als Feldherr und Mensch gleich achtungswürdig, durch seinen Sieg bei Laupen die Größe Bern's begründet hat; denn dort ist der Wendepunkt, von welchem an der Untergang des hö-hern Adels im Uechtlande beginnt.

3) Johann Ludwig von Er-lach, Herr zu Gaste-len (im Argau) geb. 1595, gest. 1650, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Genf, wo er von 1608—1611 sich aufhielt. Dann trat er als Page in Dienste bei dem Fürsten Christian von Anhalt, und von diesem empfohlen bei Moriz von Nassau. Im J. 1618 erscheint er in Diensten der protestantischen Union als Fährlich unter dem Regiment Hohenlohe, und bald als Haupt-mann bei dem Regiment des jungen Fürsten von Anhalt und zugleich als Hofmeister des Prinzen, wurde aber 1620 in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gefangen genommen und nach Wien geführt. Er kaufte sich los, trat dann bei dem Marzgrafen von Jägerndorf in Dienst und wurde vor Neuhäusel in Ungarn verwundet. Nach seiner Herstellung trat er bei Herzog Chris-tian von Braunschweig in Dienste und zeichnete sich in verschiedenen Treffen so aus, daß er bald zum Oberstlieu-tenant befördert wurde. Als aber dieses Corps 1623 in Westfalen von Billy geschlagen wurde, geriet er zum zweiten Mal in Gefangenschaft. Er kaufte sich wieder los und ging nach Schweden, wo er von Gustav Adolf als Oberstlieutenant bei dem Garderegiment angestellt, zu verschiedenen Sendungen, und 1625 während des Kö-nig's Feldzüge in Pöland und Lithauen als General-quartiermeister der schwedischen Armee gebraucht wurde. Im J. 1626 kam er nach Bern zurück, wurde dann so-gleich in den großen und 1629 auch in den kleinen oder täglichen Rath gewählt. Seine Absicht scheint damals gewesen zu sein, sich dauernd in der Heimath niederzulassen, wo die Rückkehr des erfahrenen und frilegskundigen Man-nes sehr erwünscht war. Denn das Übergewicht der öst-reichischen und liguistischen Waffen in Teutschland, das Restitutionsedict, und die plötzliche Besetzung Bantens durch die Herrericher 1629 hatten mit Recht bei den re-formirten Orten die größten Besorgnisse erregt. Als nun Richelieu im Anfang des Jahres 1630 den Marschall von Bassompierre nach der Schweiz sandte, theils um Truppen für den mantuanischen Erbfolgekrieg zu erhal-

*) S. die Darstellung der Schlacht bei Laupen in Zed. von Mä-tter's Gesch. der Eidgenossenschaft. II, 182. Zitiert, Ge-schichte von Bern. I, 178.

X. Cancelt. d. B. u. A. Erste Section. XXXVII.

ten, theils um wegen Vertreibung der Österreicher aus Bünden zu unterhandeln, und die eidgenössischen Orte, mit Ausnahme der fünf dem spanisch-österreichischen Interesse ergebenden Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, zwei Regimenter, jedes von 3000 Mann, bewilligten, übernahm Eriach das Commando des einen und führte dasselbe nach Piemont. Nach Beendigung des mantuanischen Erbfolgekrieges wurde dasselbe abgekauft und Eriach kehrte nach Bern zurück. Bald aber suchte ihn Gustav Adolf wieder unter vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste zu ziehen. Er lehnte zwar die Anträge ab, ging indessen 1632 nach Baiern zu dem Könige und ließ sich dann von ihm bewegen, als Rath und Gehilfe den Herzog von Weimar auf einem Zuge ins Allgäu zu begleiten, worauf er nach Bern zurückkehrte, und dort theils zu Sendungen an den König von Frankreich gebraucht wurde, theils den Oberbefehl über die von Zeit zu Zeit zum Schutze der Grenzen aufgestellten Truppen erhielt. Indessen scheint sich Eriach doch nach einem größern Schauplatze zurückgekehrt zu haben. Auch dauerten seine Verbindungen mit dem Herzoge Bernhard von Weimar fort. Es wird ihm daher Schuld gegeben, er habe Bernhard, als derselbe von seinem Einfälle in Frankreich im October 1637 zurückkehrte, den Rath gegeben, sich des Bisthums Basel zu bemächtigen, um dann von da aus die österreichischen Waldfürste am Rheine mit desto besserem Erfolge angreifen zu können. Der Herzog befolgte denselben und ging dann den 28. Jan. (a. St.) 1638 mit einem kleinen Corps bei Nacht über das Gebiet der Stadt Basel, bemächtigte sich der Stadt Laufenburg und belagerte Rheinfelden. Eriach war von seiner Regierung an ihn gesandt worden, um zu bewirken, daß die weimarschen Truppen seine Feindseligkeiten gegen das zur Schweiz gehörige, aber unter der Hoheit des Bischofs von Basel stehende Münsterthal begeben. Er scheint sich aber nicht ganz innerhalb der Schranken eines Gesandten gehalten zu haben; denn in einem Gefechte mit den kaiserlichen Truppen wurde er gefangen und nach Rheinfelden geführt. Als aber bald nachher das kaiserliche Heer von Herzog Bernhard bei Rheinfelden gänzlich geschlagen und hierauf Rheinfelden übergeben wurde, erhielt er seine Freiheit wieder. Nun hat er um Entlassung aus dem Rathe, die ihm aber erst nach wiederholten Bitten bewilligt wurde (den 28. April 1638). Er blieb nun in hoher Stellung unmittelbar unter dem Herzoge bei der weimarschen Armee, zeichnete sich in den blutigen Kämpfen um Breisach aus, und wurde nach der Einnahme dieser Stadt, deren Besatz die Belagerung des Erfolgs von Herzog Bernhards Plänen war, zum Commandanten derselben ernannt. Auch das Obercommando über die übrigen in jener Gegend eingenommenen Plätze vertraute ihm der Herzog an. Als daher dieser ausgezeichnete Fürst plötzlich zu Rensburg am Rheine starb (den 8. Juli 1639), stand Eriach an der Spitze des weimarschen Heeres. Da er durch die ihm aufgetragenen Unterhandlungen immer in Berührung mit dem französischen Hofe gewesen war, so beehrte er nun auch die Absichten von Richelieu, der es ihm vorzüglich zu danken hatte,

daß das Heer mit den eroberten Plätzen in französische Hände kam. Er wurde reichlich belohnt und zum Gouverneur des Breisgau's ernannt, während die Armee vom Hofe vernachlässigt wurde und oft an dem nöthigsten Mangel litt, soviel Mühe sich Eriach auch für dieselbe gab. An den Kriegsergebnissen in Deutschland bis zum Abschlusse des westfälischen Friedens hatte er als französischer Generalleutnant noch vielen rühmlichen Antheil. Besonders wichtig aber war sein Antheil an dem Siege bei Lens in Artois, den 20. Aug. 1648, wobei der Prinz von Condé ihm nachher mit den Worten dem Könige vorstellte: Voilà l'homme auquel on doit la victoire de Lens. Während der Unruhen der Fronde wußte er seine Truppen ungeachtet Turenne's Absahls in der Treue gegen den Hof zu erhalten. Alle diese Verdienste erwarben ihm solche Gunst bei Hofe, daß ihn der König den 23. Jan. 1650 zum Marschall von Frankreich ernannte, eine Auszeichnung, die keinem andern Schweizer zu Theil geworden ist. Allein schon seit längerer Zeit lag er an einem schleichenden Fieber darnieder, und ehe er noch die Nachricht von seiner Ernennung zum Marschall erhielt, starb er zu Breisach den 26. Jan. 1650 im 55. Altersjahre. — Eriach gehört zu den ausgezeichneten Kriegern, die im 30jährigen Kriege in nicht geringer Zahl auftraten. Das Urtheil der kompetenten Richter, Bernhards von Weimar und Condé, ist darüber entscheidend und Eriach's wiederholte Streiftugenden mit Turenne entsprangen nur aus persönlicher Feindschaft und Eifersucht des Letztern, der ihm die Vortheile, die er erhielt, mißgönnte. Auf die Verhältnisse der Eidgenossen zu Frankreich hat er großen Einfluß geübt, und durch seine Verwendungen seinem Vaterlande nicht wenig genützt; besonders wurde durch ihn die Gesandtschaft der reformirten Orte zu Münster in ihren Bemühungen, die Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweiz vom teutschen Reiche zu bewirken, sehr befördert. Die *Mémoires historiques* concernant le général Jean Louis d'Erlach gouverneur à Brisach, par *Albert d'Erlach* (Verdon 1784. 4 Vol.) sind für die Geschichte des 30jährigen Krieges und der Regierung Ludwig's XIII. und XIV., sowie für die Schweizergeschichte bedeutend, indem die drei letzten Bände eine wichtige Sammlung von Actenstücken enthalten. — Drei andere Glieder des Geschlechtes Eriach erscheinen noch in dem 30jährigen und dem gleichzeitigen niederländischen Kriege: der nachherige Schwabensiegermund, der auf dem Schlachtfelde bei Breisach vom Herzoge von Weimar zum Major befördert wurde, Albrecht, der in der Schlacht bei Lens und in andern Unternehmungen 1648 und 1649 die Schweizergarde des Königs von Frankreich anführte, und Hartmann, der zuerst unter dem Grafen von Mansfeld, dann unter Christian von Braunschweig, nachher unter Gustav Adolf und zuletzt unter dem Rheingrafen Otto Ludwig diente und im J. 1633 als schwedischer Commandant von Pfirdt in einem Aufstande der dortigen Kanleute erschlagen wurde.

4) Johann Ludwig von Erlach, bairischer Viceadmiral, geb. 1648, kam im ältesten Alterjahre nach Da-

nemark, zuerst als königlicher Page, und widmete sich dann dem Seewesen. Er erhielt Erlaubniß, auf die Flotte des holländischen Admirals Tromp zu gehen und zeichnete sich in dem Seetreffen bei der Insel Bornholm gegen die Schweden so vortheilhafter aus, daß er auf den Bericht des dänischen Admirals Juell 1666 zum Schiffscapitain ernannt wurde. Die Erwartungen, die man von ihm hatte, erfüllte er in zwei andern Seetreffen so, daß er 1672 zum Chef d'escadre, 1676 zum Contre-admiral und 1678 im 28. Altersjahre nach Juell's Tode zum Viceadmiral von Dänemark ernannt wurde. Er war der Schrecken der schwedischen Schiffe und Küsten in dem Kriege, in welchen die Politik Ludwigs XIV. Schweden gegen Dänemark und das teutsche Reich verwickelte, und trug vorzüglich zur Eroberung der Insel Rugen bei. Er schien zu einem der ausgezeichnetsten Seesoldaten der Zeit, als eine Brustkrankheit ihn im 32. Altersjahre wegraffte.

5) Karl Ludwig von Erlach, Generalmajor und Marschal de Camp, Feldherr der Berner in dem Kriege gegen die Franzosen 1798. Er wurde geboren 1746 zu Bern und trat früh in französische Kriegsdienste, in denen er durch Muth und einen edlen ritterlichen Sinn sich rasch emporzuschwang. Beim Ausbruch der französischen Revolution lebte er nach Bern zurück, wo er schon 1785 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt worden war. Als im J. 1791 die unruhigen Bewegungen in der Waadt begannen, und die bernische Regierung einige tausend Mann aus ihrem teutschen Gebiete aufstellte, wurde Erlach das Commando derselben übertragen. Durch sein würdiges Benehmen und durch viele Gewandtheit wußte er sich überall Zutrauen und die Liebe seiner Untergebenen zu verschaffen. Als dann im J. 1797 die herrsch- und raubhüthigen Pläne des französischen Directoriums gegen die Schweiz allmählig reifen, und Zurechtungen aller Art, die mit der Ehre und Unabhängigkeit eines freien Staates unvereinbar waren, vertriehen, daß man in Paris Streitigkeiten suchte, trat Erlach im großen Rath auf, stellte mit Ernst und Würde die gewaltvolle Lage des Vaterlandes von Innen und Außen dar, und bewies die Nothwendigkeit fräftiger und entschlossener Entschlüsse. Seine Rede machte großen Eindruck und der geheime Rath erhielt den Auftrag, zu untersuchen, ob nicht mit Ausweichung alles dessen, wodurch die Ruhe und der Friede könnte gestört werden, die Grenzen zu bestimmen seien, wo die Nachgiebigkeit gegen die französischen Forderungen aufhören mußte. Zu entscheidenden Beschlüssen glaubte man die Zeit noch nicht gekommen, und das verderbliche System des Temporisirens schien Vielen das sicherste. Diese Zögerung und Unentschlossenheit dauerte dann fort, selbst als man sich nicht mehr verhehlen konnte, daß kein andres Mittel der Rettung mehr sei, als entweder selbst den Kampf mit äußerster Anstrengung aller Kräfte rasch zu beginnen, oder sich ganz unbedingt an das System und die Politik der französischen Regierung anzuschließen. Das Letztere schien Pflicht und Ehre nicht zu; zu dem Erstem konnten sich nur die fräftigeren Charaktere erheben. So entstand ein

Schwanken, das durch die täuschenden Unterhandlungen der Franzosen so lange unterhalten wurde, bis ihre Anstalten zum Angriffe vollendet und die innere Auflösung im Lande und beim Heere auf einen hohen Grad gestiegen war. Dadurch und durch die Unfähigkeit des mit dem Commando in der Waadt beauftragten Obersten Wobg ging schon den 24. Jan. 1798 diese wichtige Landtschaft, deren kriegerische Bevölkerung noch größtentheils der Regierung getreu war, ohne Schwertstreich durch eine Revolution verloren und wurde dann von den Franzosen besetzt. Dennoch ließ man sich noch den ganzen Februar hindurch von den Franzosen mit täuschenden Unterhandlungen und Waffenstillständen hinhalten. Erlach hatte das Commando der ersten Division der aus dem teutschen Theile des Cantons aufgestellten Armer. Sie bestand aus 4—5000 Mann, und war bei Murten concentrirt. Als der französische General Rampon von ihm die Rücknahme dieser Gegend verlangte, gab Erlach, an den Sieg der Eidgenossen über Herzog Karl von Burgund erinnernd, zur Antwort: „Bei Murten wird kein Schweizer in Versuchung kommen, seine Pflicht zu verletzen.“ Er drang auch von jetzt an wiederholt auf einen Angriff gegen die Franzosen in der Waadt, ehe sie alle ihre Kräfte herbeigezogen hätten; allein zwei Schreie, die er am 6. und 8. Febr. an den Kriegsrath schrieb, waren vergeblich. Auf das Heer machte dieses Zögern den nachtheiligsten Eindruck, und gab den Aufwiegern Gelegenheit, durch das Vorgeben von Verrath, den die Regierung am Lande begehe, Unzufriedenheit und Mißtrauen in die Anführer zu verbreiten. — Den 21. Febr. wurde der Oberbefehl über alle drei Divisionen, die bis dahin ihre unabhängigen Generale hatten, vom großen Rath Erlach übertragen. Die öffentliche Stimme bezeichnete ihn dazu. Zwar konnte seine geschwächte Gesundheit, die aber seinen Muth und seine Entschlossenheit keineswegs lähmte, einiges Bedenken erregen, sowie, daß er nie einen Krieg mitgemacht hatte; allein, daß auch das größte Feldherrntalent unter solchen Verhältnissen und so gekemmt, wie Erlach war, den Sieg nicht errungen hätte, läßt sich nicht bezweifeln. Noch einmal machte jetzt Erlach den Versuch, dem großen Rath, in welchem die Unentschlossenheit und Furchtsamen die Mehrheit hatten, weil die fräftigern Mitglieder größtentheils beim Heere standen, größere Entschlossenheit einzubringen. Am 23. Febr. trat er mit 72 seiner Officiere, welche Mitglieder des großen Rathes waren, in die Versammlung. Mit hoher Würde und Kraft, und in dem Geiste, der in schönen Zeiten über Bern gewaltet hatte, schilderte er die wahre Lage der Dinge, die Unvermeidlichkeit des Kampfes, und was einzig noch zur Rettung des Vaterlandes und Erhaltung des alten Ruhmes führen könne; und bat endlich, ihn entweder seiner Stelle zu entlassen, oder ihm die nöthige Vollmacht zu geben, den guten Willen und den Muth eines tapfern Volkes besser als bisher zu benützen. Seine Rede riß auch die Zaghaften hin und erregte eine Begeisterung, welche an die Zeiten von Laupen und Murten mahnte. Einstimmig wurde ihm die Vollmacht ertheilt, nach Ablauf des Waffenstillstandes Alles

zu wagen, was er zur Rettung des Vaterlandes für heilsam halte. Jetzt lebte Erlach voller Hoffnung zu seinem Heere zurück, und ordnete auf den Morgen des 2. März (der Waffenhilfsland lief am Abend des 1. zu Ende), einen allgemeinen Angriff auf die französischen Stellungen an, freilich nach einem so complicirten Plane, daß das Gelingen auf allen Punkten kaum möglich gewesen wäre, so kampfbegierig sich auch die Truppen zeigten, sobald die angeordneten Bewegungen sie ahnen ließen, daß es zum Angriffe gehe. Da traf auf einmal die erschütternde Nachricht ein, daß der große Rath, nach neuen Unterhandlungen mit dem französischen General Brune, am 1. März sich für provisorisch erklärt und in die meisten Forderungen gewilligt habe, um den Kampf abzuwenden. Jetzt verschwand auch die letzte Hoffnung und es verbreitete sich immer mehr gegen die Anführer der Vertheidigung arglistigen Verrathes. Die Geschichte des blutigen Kampfes, der am 2. März begann und erst am 5. Nachmittags mit der Übergabe von Bern endigte, gehört nicht hierher. Daß Erlach sich als tüchtigen und muthvollen Feldherrn bewies, daß die meisten Abtheilungen seines Heeres sich mit einer Aufopferung und einem Heldentum gegen die große Uebermacht schlugen, der einen glücklichen Erfolg verdiente, gedenken auch die Feinde ein. Als mit der Übergabe von Bern jeder Widerstand aufhören mußte, floh auch Erlach in der Richtung gegen Thun. In den Gegenden des Oberlandes, wohin einige Kriegsbedürfnisse gebracht worden waren, wollte er den Kampf erneuern. Da traf er auf eine Schär, die durch den ergangenen Kansturm aufgemahnt zur Hilfe herbeieilen wollte. Kaum hatten sie den unglücklichen Ausgang vernommen, so rissen sie Erlach und den ihn begleitenden Officier vom Pferde und schleppten sie mit sich fort. Endlich gestatteten sie dem erschöpften Feldherrn einen Wagen zu bestiegen. Bald trafen sie auf eine andere Schär, die zum Theil betrunken und durch das Geschrei von Flüchtlingen über Verrath in Wuth gesetzt war. Diese fielen plötzlich über den unglücklichen Feldherrn her und ermorbeten ihn auf eine gräßliche Weise. Schon in der Nacht vom 4. zum 5. drohte ihm Mordmord. Mit dem grauen Schultheiß Steiger saß er bei einem Backfeuer, als ein Dragoner seine Pistole auf ihn ansetzte, dem sie nur mit Mühe durch einen Adjutanten entwandten wurde. Durch den Mord in der Gegend von Wädtrach ging dann in Erfüllung, aber nicht so, wie Erlach gehofft, was er bei Sonnenaufgang am 5. zu einem der Seinigen sagte: „Ich werde die Sonne nicht mehr untergehen sehen.“ Aber die feindlichen Kugeln schonten seiner, und er mußte durch die Hände seiner irregulären Kanbleute fallen. (Kacher.)

ERLACHSTEIN, 1) ein Werbezirk im südlichen Theile der unteren Steiermark, zu welchem 38 Gemeinden (Ortschaften) gehören, 1840 mit einem Flächenraume von 7058 Joch 502 $\frac{1}{2}$ □ Kl. ökonomisch benutzten Bodens und 4560 Einwohnern, die durchaus Wenden sind, und außer dem Ackerbaue Obstbaum- und Viehzucht und auch Weinbau treiben. Durch diesen Bezirk, dessen Oberfläche, außer einigen Quellschloten, kein größerer Bach oder Fluß

bewässert, und aus lauter sanften Hügeln besteht, geht die von Güz nach Rohitsch führende Bezirksstraße. 2) Eine Herrschaft und ein Schloß, mit einem Langgericht und Bezirke, die mit dem Güz Gorpula vereinigt sind. Eingepfarrt ist das Schloß nach St. Marein (Defanat gleichen Namens, Bisthum Lavant). Früher besaßen es die Ersache, dann als Edelmannsitz die Hohenwarte und seit 1666 bis zum J. 1799 die Freiherren von Gaisneß; nach diesem Jahre ging es in den Besitz bürgerlicher Familien über. (G. F. Schreiner.)

ERLAF oder ERLAUF, in den Urkunden des Mittelalters Arelapis, 1) ein nicht unbedeutender Fluß im Viertel ob dem Wienerwalde des Erzherzogthums Österreich unter der Enß; er entspringt in der Nähe der steirischen Grenze und des viel besuchten Wallfahrtsortes Mariazell, nur ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde von dem Ursprunge der Ybbs entfernt, in jenem Theile des Hochgebirges, welcher die Geminalpe ist und einen Berggücken bildet, den man auf dem Wege von Neuhaus nach Mariazell überschreiten muß; bildet sodann aus einer kurzen Strecke die Grenze des Landes gegen die Steiermark, geht durch den nach ihm benannten See, aus dem heraustretend er noch immer bis zur Einmündung eines kleinen Baches Grenzfluß beider Provinzen bleibt, vereinigt auf seinem weiteren Laufe mehr Gebirgsbäche mit sich, unter denen der durch seinen Wasserfall berühmte Kassingbach, der auch gleich ihr zum Holzschwemmen benutzt wird, der bedeutendste ist, wendet sich nun in einer südtüchtlichen Helsenrichtung um den Fuß des viel besuchten Fichtberges herum, und nimmt die von allen Seiten herabströmenden Bäche auf, worunter der Ganningerbach besonders ausgezeichnet zu werden verdient. Von dem Dorfe Wittensbach, welches die Erlaf bald, nachdem sie den Erlafsee verlassen hat, berührt, bis zur Einmündung des letzteren Baches ist das Thal des Flusses unwegsam und nur von den kühnen Holzknenten besucht. In einer fast durchaus nördlichen Richtung zieht sich der Fluß, bei sehr starkem Gefälle, über die in seinem Bette jährlich vorhandenen Steintrümmer gegen Scheibis hin. Weiterhin ist das Thal der Erlaf schon offener und freundlicher und auf einer kleinen Strecke von der nach Lunz und Neuhaus führenden Seitenstraße durchschnitten. Nunmehr wird das Gefälle des Flusses geringer, und dürfte überhaupt in den unteren Gegenden auf 100 Klafter 2 Fuß betragen. Die Erlaf wird nun zu Wasserkraften benutzt, nachdem ihre Ufer, die früher meist steil und hoch sind, ja oberhalb Scheibis eine schauerliche Felsenenge, die Erlafmauern genannt, in deren Nähe Steinböhl quillt, bilden, zur Anlage derselben sich mehr eignen. Durch diese schauerliche Wildnis und die noch höher gelegenen Schluchten paßt nichts, außer dem nach Wien aus dem Flusse getriebenen Holze. So großartig auch die Natur, so fräglich, mannichfaltig und schön der Baumwuchs in diesen Gegenden ist, so raub zeigt sich hier den größten Theil des Jahres hindurch das Klima. Eine Bleichfabrik ist oberhalb des Marktes Scheibis das erste bedeutendere Werk der Industrie, auf das man an den Ufern dieses Flusses stößt. Um Scheibis verbreiten

schon sechs Eisenhammer und 17 Nagelschmieden eine größere Thätigkeit. Von Scheibis an fließt die Elzaph zwischen bewaldeten, sich gegen die Donau verschärfenden Gebirgsrücken dahin, auf Purgstall, einen ansehnlichen Markt, zu, wo sich auch mehre Hammerwerke vorfinden. Weiter hinab liegt Wieselburg, ein schöner, großer Markt. Hier nimmt die bisher beschriebene große Elzaph die ihr links zufallende sogenannte kleine Elzaph auf, welche in dem Gebirge oberhalb des Marktes Gresten entspringt und über Ranzeß, Wang und Steinaischen dahinströmt. Von Wieselburg abwärts verfolgt der Fluß seinen Lauf über Pelzenitzchen und Erlauf, wo er die von Wien nach Linz führende Poststraße durchschneidet, durch fruchtbares Land, und mündet sich, fast durchaus in nördlicher Richtung dahinströmend, bei dem Markte Pechlarn am rechten Ufer in die Donau aus. Dergleichen der Fluß nicht schiffbar ist, so ist er doch, wegen der bedeutenden Menge Holzes, die aus ihm zur Donau und auf dieser nach Wien gefloßt wird, von großer Wichtigkeit, indem auf solche Art jährlich 20—30,000 Kl. Holz der Hauptstadt der Monarchie zugeführt werden. 2) Der Elzaphsee, ein zwar kleiner, aber überaus romantischer Gebirgssee von geringem Umfange, da er nur 789 Kl. lang und 387 Kl. breit ist, dessen Spiegel zwischen dem bruten Kreise der Steiermark und dem K. D. W. W. Niederösterreichs getheilt ist. Er ist an einigen Stellen gegen 52 Kl. tief und sehr fischreich. Besonders schmachhaft sind die Salbdinge dieses Sees. Durch ihn nimmt die Elzaph ihren Lauf, die gleich ihm zum Holzflößen benützt wird. Es wird nämlich das auf der Salza herabkommende Brennholz am Fuße jener Hochfläche, auf der der Wallfahrtsort Maria Zell liegt, in einem Holzregne aufgefunden und vermittelte einer Holz- aufzugsmaschine die Bergkette hinaufgezogen; von dort bringt man es auf Wagen bis an die Elzaph und aus ihr abermals weiter geschwemmt. Die Schwemme selbst geht auch über den See, wo das Holz in Ermangelung einer Strömung getrieben werden muß, welches das Bogenfüllen heißt. Es werden nämlich 150 drei Klafter lange Bäume mittels Ketten und Pfosten an einander befestigt, und diese Kette in einem Bogen vor die Stelle geführt, wo die Elzaph das Holz in den See schwemmt. Sind nun beiläufig 300 Klaster Scheite daseibst eingelassen, werden diese mit jenem Bogen umfassen, das Ganze mittels Seile an die Stelle gezogen, wo der Fluß abläuft, und dort wieder der Strömung überlassen. Das auf der Elzaph weiter geschwemmte Holz wird endlich in dem großen Holzregne aufgefunden, der sich an der Donau bei Pechlarn befindet. (G. F. Schreiner.)

ERLANDSEN (Jacob), mochte leicht unter allen katholischen Geistlichen des Nordens der gewesen sein, welcher mit der weltlichen Macht den Kampf um die Beherrschung des Volkes am eifrigsten trieb und am hartnäckigsten fortsetzte. Im J. 1244, als er noch Archidiaconus zu Lund war, wohnte er, Namens der dänischen Geistlichkeit, jener berühmten Kirchenversammlung zu Ryon, die keinen geringern Zweck hatte, als die Absetzung des teutschen Kaisers Friedrich II., bei, und

setzte sich bei dieser Gelegenheit in dem Vertrauen und der Gunst des Papstes Innocentius IV. so fest, daß er dadurch zu dem Tröste verleitet wurde, den er in der Folge gegen alle Könige von Dänemark, unter denen er lebte, an den Tag legte. Im J. 1245 wurde er zum Bischofe von Roskilde und im J. 1254 zum Erzbischofe von Lund ernannt: in letzter Eigenschaft war ihm der Ausspruch des Papstes genug, ohne seines Königs Beistätigung, die doch sonst jedem erwählten Erzbischofe, wie jedem Bischofe, unerheblich war, zu suchen. Als er es sich im J. 1256 erlaubte, das Kirchenrecht von Schonen (Skraa genannt) eigenmächtiger Weise zu verändern und der König Christoph I. dierelbald einen Reichstag zu Nyborg ausschrieb, auf welchem des Erzbischofs anmaßlicher Gewalt Einhalt geschehen sollte: so schrieb dieser dagegen eine Landesversammlung zu Wille aus, auf welcher unter dem 6. März desselben Jahres eine Verordnung gegen die, „die dänische Kirche verfolgenden Tyrannen“ aufgesetzt wurde, die des Papstes Alexander IV. Bestätigung erhielt und worin unter anderem beschlossen war, daß „wenn in Dänemark ein Bischof mit Wissen und Willen des Königs gefangen genommen, beschädigt oder sonst beeinträchtigt würde: so solle der Gottesdienst im ganzen Reiche aufhören“, d. h. das Reich soll in den Bann gethan, seine Messe öffentlich gelesen, sein Adelsmahl gesperrt, sein Reichthum Christlich zur Erde bestattet werden u. s. w., „bis dem getränkten Bischofe gebührendes Recht widerfahren sei.“ Diese Verordnung enthielt den Samen zu unzähligen Streitigkeiten zwischen den Königen und der Geistlichkeit in Dänemark, legte den Grund zu den fortwährendsten Widersehtlichkeiten der Letzten gegen die weltlichen Regenten und war in einem Geiste abgefaßt, der allmählig selbst der geringen Geistlichkeit und dem ganzen Capitel zu Lund über die verderblichen Mißbräuche, wozu dieselbe der höhern Geistlichkeit Anlaß gab, die Augen öffnete und sie deweg, im J. 1294 der Verordnung öffentlich zu widersprechen. — Zwar stellte sich der Erzbischof Erlandsen auf dem gemeinsamen Reichstage zu Nyborg ein; aber sein Betragen daseibst war von der Art, daß die Wibeligkeiten zwischen ihm und dem Könige, statt beigelegt zu werden, nur neue Nahrung erhielten. Diese nahmen bald so zu, daß es zu feindseligen Thätigkeiten kam und daß die Geistlichkeit und das Volk sich in Parteien bildete, deren die eine es mit dem Könige, die andere mit dem Erzbischofe hielt. Zuletzt vergaß sich Erlandsen so ganz, daß er dem Vorhaben des Königs, seinen derzeit zum Thronfolger erwählten Sohn Erich auf dem Reichstage zu Dronse im J. 1256 krönen zu lassen, sich gradezu widersetzte und Alles, was er vermochte, aufbot, um, mit Hilfe des Papstes, den Sohn des 1252 umgekommenen Königs Adal zu Christophers Nachfolger erklären zu lassen. Hierdurch sah sich der König bewogen, den Erzbischof, nebst andern Geistlichen von Lund und Ripen, die dem Erzbischofe am festesten anhängen, gefänglich einzuliefern zu lassen. Die Folge war, daß die Bischöfe von Roskilde und von Dronse flüchteten, über das ganze Reich den Bann aussprachen, und den Papst aufforderten,

seine Macht und sein Ansehen zum Schutze der dänischen Geistlichkeit anzuwenden. Die Unruhen wurden immer größer und allgemeiner. Um dem Unwesen ein Ziel zu setzen und sich über die Mittel hierzu mit der Geistlichkeit selbst zu verständigen, reiste der König 1269 nach Jütland, wurde aber (s. den Artikel Christopher I.) das Opfer der schwärzesten Bosheit seiner hierarchischen Gegner. — Unter dessen dauerte der Bann mit seinen Wirkungen fort; der Herzog Barnor von Rügen fiel, durch den Papst Alexander IV. aufgehoben, mit einer ansehnlichen Macht in das Reich, eroberte selbst Kopenhagen, und nöthigte durch das Elend, welches der Krieg im ganzen Lande verbreitete, die Regierung, den Erzbischof im J. 1261 aus seinem Gefängnisse Hagenskov in Fone zu entlassen und in sein Exil wieder einzufügen. Dieser, hiermit nicht zufrieden und Genugthuung für das Geschworne verlangend, begab sich nach Schweden und suchte die Feindseligkeiten gegen Christopher's Nachfolger, Erich Clipping, auf alle Art fortzusetzen. Weil er aber bei dem Papste Urban IV. nicht die Unterstützung fand, wie bei dessen Vorgänger Alexander, und vielmehr durch einen nachdrücklichen Strafbrief von ihm zur Ordnung und Ruhe verwiesen wurde: so begab er sich 1264 nach Rom und bewirkte bei dem nach Urban's Tode erwählten Papste Clemens IV., daß der Cardinal Guido als päpstlicher Legat nach Dänemark geschickt wurde, um dem Streite zwischen dem Könige und der Geistlichkeit, wo möglich, ein Ende zu machen. Auch dieser, selbst hierarchisch gekannt, richtete so wenig aus, daß der Bann gegen das Reich von Lbeck aus im J. 1266 ausdrücklich erneuert wurde. Endlich gelang es auf einer vom Papste Gregorius X. zu Lyon im J. 1274 ausgeschriebenen Kirchenversammlung einen Vergleich zwischen dem Könige und der Geistlichkeit zu Stande zu bringen: worauf denn der Bann, nachdem er 17 Jahre gedauert hatte, 1275 förmlich aufgehoben wurde. Erlanden hatte inzwischen seinen Erzbischofsstuhl an Ciren seine Verwandten, Namens Erland — einen Mann, der ihm an herrschsüchtiger Gesinnung nichts nachgab und daher auf der Reise nach Rom, wo er sein Pallium holen wollte, von dem Kaiser Rudolf von Habsburg in Gefangenschaft gesetzt wurde — abgetreten, war in den Orden der Franziskaner auf der Insel Rügen gegangen, und beschloß im J. 1274 sein durch Streit- und Herrschsucht sich auszeichnendes Leben. — Nach dem Erzbischofe Eskil von Lund (s. d. Art.) war Erlandsen der zweite Bischof im Norden, der seinen Amtsbrüdern in den südlichen Ländern in der Herrschaft gleich, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn anderwärts die Geistlichkeit sich damit begnügte, den Uebermut der Lehnsherrlichkeit zu zücheln und den Königen selbst gegen den Adel beizustehen, in Dänemark, wo die Bischöfe meist selbst Edelleute waren, sie es selten oder nie mit den Königen gegen den Adel hielten, vielmehr diesem gegen jene in der Regel beistanden. So mißlich und gefährlich war die Lage der nordischen Könige in dem 13. Jahrhunderte, dem Zeitalter der tiefsten Knechts! (Mit Folberg und Runtze's Faedrekeel. Hist. S. 119 fg. vgl. be-

sonders Mänter's Dansko Reformationshistorie, første Deel, Indledning. S. 64 fg.) (v. Gehren.)

ERLANGEN, eine Stadt im Königreiche Baiern, in der Nähe der Regnitz, welche hier das Fließchen Schwabach aufnimmt, 2½ Meilen von Nürnberg, 3 Meilen von Bamberg, an der Haupthandelsstraße, welche über Nürnberg, Bamberg und Götting zu dem südlichen in das nördliche Deutschland führt. Die Gegend ist, mit Ausnahme im Norden der Stadt, eben und sandig, aber mit Fleiß angebaut. Auf der nördlichen Seite ziehen angenehme Höhen hin, die mit Gärten, Baumanlagen oder Wald bedeckt sind und zu angenehmen Spaziergängen Veranlassung geben. Am Fuße des der Stadt ganz nahen Buchberges ist ein mit Eichen und Linden besetzter Platz am altstädtischen Schießhause, welches von den Bürgern fleißig besucht wird, besonders zur Zeit, wo die Helsenkeller sich öffnen und das Lagerbier ausgeboten wird. Aber ein noch beliebterer Vergnügungsort ist der Belfische Garten auf dem Buchberge, der sinnig angelegt von den Erlangern mit Recht sehr geschätzt wird. Geht man im Schwabachbache hinauf, so bieten sich Sieglingshof, Uttenreuth, Marloffstein, und sucht man den dahinter liegenden Rathsbögel auf — Rathsbögel, Agelsberg, als angenehme Lustörter dar. Im Regnitzthale steht es an solchen ebenfalls nicht, wenn sie gleich durch die Gegend weniger begünstigt sind. In solchen Umgebungen erscheint die Stadt, die aus einem alten und neuern Theile besteht. Jener, die Altstadt genannt, ist weniger regelmäßig angelegt und hübsch gebaut, obgleich auch er nicht unfreundlich erscheint; die Neustadt dagegen, ober, zu Ehren des Markgrafen Christian Ernst, der zu ihrer Entstehung dadurch Veranlassung gab, daß er die nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Protestanten wohlwollend aufnahm und ihnen diesen Platz zum Wohnen einräumte, Christian Erlangen genannt, enthält lauter rechtwinklig angelegte, großentheils breite Straßen, mehrere freie Plätze und meist zweistöckige, wohlgebaute Häuser. Sie macht einen äußerst freundlichen Eindruck. Nach Eichmann's und Hohn's topographisch-statistischem Verlesen vom Königreiche Baiern, erschienen 1831, enthält die Stadt 936 Häuser mit 2137 Familien oder 9268 Individuen, so daß im Durchschnitt auf ein Haus zwischen 9 und 10 Bewohner kamen, was eine sehr schwache Bevölkerung ist, wenn man bedenkt, daß manche Häuser einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmen, und der Stadt bei der Breite der Straßen ein sehr todes Ansehen gibt. Die Volksmenge scheint sich auch seit längerer Zeit wenig oder gar nicht vermehrt zu haben, da man sie schon früher ebenfalls zu mehr als 9000 Seelen anschau. Wenn indessen die Angabe in dem neuesten Jahrgange (für 1842) des weimarischen genealogisch-historisch-statistischen Almanachs richtig ist, wornach Erlangen im J. 1840 — 10,630 Einwohner zählte, so würde die Volksmenge in der Stadt in der neuesten Zeit, in ungefähr 10 Jahren, um 1362 Individuen angewachsen sein. Von jenen 9268 Individuen gehörten 8482 der Lutheraner, 404 der reformirten und 382 der katholischen Kirche an.

In den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt rechnet man das ehemalige markgräfliche Schloß, an welchem sich ein schöner angelegter Lustgarten befindet, die Hof- oder Concerdienkirche, das Drangeriegebäude, das Schauspiel- und Rebutenhaus, das Krankenhaus, das rothe Haus und das Altenslein'sche Haus. — Die Stadt war in früheren Zeiten sehr gewerbsthätig und zeichnete sich vornehmlich durch ihre wollenen und baumwollenen Strumpfwirkermaaren, sowie durch ihre Hutmacherei und Handschuhfabriken aus. Später kamen aber diese Gewerbe sehr herunter, und wenn sie sich auch in noch neuerer Zeit wieder gehoben haben, so gelangten sie doch nicht zu ihrem alten Flor. Dagegen aber kamen neue Erwerbsquellen hinzu, von welchen die Spiegelfabrik, die Tuchmanufacturen und die Tabakfabriken besondere Erwähnung verdienen. Inzwischen wüßte sie doch beträchtlich weniger Vertheil haben, wenn sie nicht der Sitz eines Kreis- und Stadtgerichts, eines Stadtkommissariats, eines Landgerichts, eines Forst-, Rent- und Zollamtes, einer Postverwaltung und hauptsächlich der Universität wäre, die hier seit 1743 besteht. Zwar hat sich diese Universität nicht einer großen Frequenz zu rühmen gehabt, denn über 400 Studierende wird sie kaum jemals gezählt haben. In der neuesten Zeit (1840—41) wurde sie von 311 besucht. Aber da sie die einzige protestantische Universität in Baiern ist, und das Land in der neuesten Zeit über 1,235,000 Protestanten unter seinen Bewohnern zählt, so ist sie um so weniger entbehrlich, als sie sich in dem Landestheile befindet, der hauptsächlich viel Protestanten aufzuweisen hat. In der neuesten Zeit ist sehr viel für ihre Verbesserung geschehen. Die Befoldungen der Professoren sind erhöht worden und die Institute der Universität haben zum Theil bessere Locale und reichlichere Dotationen erhalten. Erlangen hat auch ein gutes Gymnasium, eine polytechnische und außer den gewöhnlichen Volksschulen eine höhere Knaben- und Mädchenschule.

(Kaiseln.)

ERLAU. 1) Das Erzbiethum; eins der drei ungarischen Erzbiethümer, welches der erste König von Ungarn, Stephan der Heilige oder der Erste, gegründet *) und König Ladislaus I. bereichert und bedeutend erweitert hat. Die Vorsteher dieses kirchlichen Sprengels waren bis zum J. 1804 bloß mit der bischöflichen Würde geschmückt; erst in dem genannten Jahre erhob sie Kaiser Franz I. zur Würde von Erzbischöfen, theilte aber auch zugleich das bisherige Biethum in drei Theile, von denen zwei hinfür die getrennten Biethümer von Kaschau und Eszthar bilden sollten, deren Vorsteher ebenso aber auch jene von Rosenau und Zips, die Suffraganbischöfe des Erzbiethums bilden. Der jeweilige Erzbischof ist zugleich immerwährender Obergespan der vereinigten Comitate Heves

und Außern-Eszolnok; er ist Prälat des Königreichs Ungarn und hat als solcher Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und zwar an der Magnatenstafel; er wird gewöhnlich, und zwar meist bald nach seiner Ernennung, auch zum k. k. geheimen Rathe befördert, und bezieht ein Einkommen von ungefähr 80,000 fl. C. M. Gegenwärtig ist mit dieser geistlichen Würde der als Dichter rühmlichst bekannte ehemalige Patriarch von Venedig, Rabiausus Vukter von Felso-Cör, bekleidet. Das Erzbiethum erstreckt sich über die Comitate Borsod, Eszabolcs, einen Theil der Gespanschaften Heves und Außern-Eszolnok, über Zagyvar, die Heibudenstädte und Groß-Gumanien, umfaßt somit einen Flächenraum von etwa 300 □ Meilen und im J. 1834 eine Volksmenge von 754,614 Seelen, darunter befanden sich Katholiken des lateinischen Ritus 348,673; united Griechen (Katholiken des griechischen Ritus) 49,939; Evangelische lutherischer Confession 317,460; Evangelische der augsburgischen Confession 17,736; nicht united Griechen 1341 und Juden 19,465¹⁾. Die ganze Diöcese wird in vier Archidiaconate und 17 Vic- Archidiaconate eingetheilt. Das Domcapitel bilden zwölf wirkliche und acht Ehrenamtsmitglieder, mit einem Großpropst (Praepositus major) an der Spitze. Ob dieses von gleichem Alter mit dem Biethume sei, ist nicht bekannt, da die Reihe der Propste oder Domherren wegen Mangels aller urkundlichen Beweise sich nicht bis in jene Zeiten zurückführen läßt. Die älteste Urkunde, in der der erlaue Capitel Erwähnung geschieht, ist der Brief des Papstes Honorius III., worin dieser im J. 1216 die durch den Bischof Casparan dem erlaue Capitel abgetretenen Rechten der Pfarre Szeremich (Szerencs) bestätigte. Auch darüber, wer zuerst dieser kirchlichen Provinz als Bischof vorgestanden, da man keine sichere Kunde. P. Gabriel Hevenesh soll es wahrscheinlich gemacht haben, daß Casparanus (1009) der erste Oberhirt dieser Diöcese gewesen sei²⁾. Zu dem Sprengel dieses Biethums gehörten die borbodier, jemplerer, beregher, eszabolcs, szaränder, szaröffer, abauodier, hebeser und unghodier Gespanschaften. Diesem ausgebreiteten Umfang entsprach auch der Reichthum der Donation. Dafür hatte der erlaue Bischof die Verbindlichkeit, in dem Falle, daß ein König vier Söhne im Leben hätte, von seinen Einkünften Einem derselben anfangs einen Unterhalt anzuweisen. Fester sagt, daß die Geschichte von dem ersten Bischof Casparanus nichts wisse. Ihm folgten 71 Bischöfe bis zum J. 71, dem jetzigen Erzbischof Vukter (geb. den 2. Nov. 1772 zu Lengh in der stubitsenburger Gespanschaft Ungarns). Sein Kunstsinn schmückte Erlau mit einem herrlichen Dome, sein wissenschaftlicher Eifer bereicherte die dortigen Unterrichtsanstalten. Unbestritten sind seine Verdienste um Erziehung und Unterricht, um Kirchenuacht und die Ernennung ausgezeichneter Talente, vorzüglich unter den jungen Geistlichen, und wohlverdient der große Ruf, dessen er sich als Schriftsteller erfreut.

1) Dieses erhielt aus dem Diplome des Königs Bela IV. vom J. 1261, worin er die alten Rechte und Freiheiten der erlaue Kirche bekräftigt, und unter Andern folgendermaßen sich ausdrückt: Sancta Mater Ecclesia Agrimens in honorem B. Joannis Apostoli et Evang. dedicata, cuius Fundator et Donator Sanctissimus Rex Stephanus, Patens Regni Hungariae et Apostolus praecipuus viro modo fuit.

2) f. Schematismus venerabilis cleri Dioecesis Agrimens ad annum Jesu Christi MDCCCXXXIV. (Agrise 1834.) p. 222.
3) Gomboczsch S. 6.

2) Ein Gerichtshubl (Processus, Bezirk) der borsder Gespanschaft, im Kreise dieselbe der Theiß Niederrungarns, welcher von der bischöflichen Stadt Erlau den Namen führt, obgleich diese zu dem tornarer Gerichtshubl der horeser Gespanschaft gehört. Er ist theils gerbig (Märzgebirge), theils eben, wird vom Erlauerbach, der Theiß und mehreren Bächen bewässert, die sich in eins dieser beiden Gewässer ergießen, hat meist einen sehr fruchtbaren Boden und ein gesundes Klima, das nur im südlichsten Theile an der Theiß etwas feuchter wird. Dieser Bezirk umfaßt drei Marktsiedeln, unter denen sich Megó-Kövesd und Megó-Kerefthés befinden, 36 Dorfschaften und 13 Pfründen. 3) Ein Vice-Archidiaconaldistrict des erlauer Erzbisthums, welcher sich über einen Theil der horeser und borsder Gespanschaft erstreckt, die Pfarren Bálta, Eger-Ezsdó, Gel-Németh, Heiß-Lár-láng, Kis-Tálba und Novaj umfaßt, mit 9 Kirchen, 8 Geistlichen (1840), 10,062 Katholiken, 142 Calvinisten, 4 Lutheranern, die sämtlich Magyaren sind, und 14 Juden. 4) Erlau, latein. Agria, ungar. Eger, auch Jager genannt, eine sehr alte, schon von dem heiligen Könige Stephan erbaute, erzbischöfliche Stadt. Sie ist groß, hübsch gebaut, von Mauern umgeben, von dem Erlaubache von Norden nach Süden durchflossen und in die östliche und westliche Hälfte getheilt, am Märzvor-gebirge, zwischen weinreichen Hügel, in amuthigem Thale gelegen, von fruchtbaren Feldern, Wäldern, die einen sehr berühmten rothen Wein liefern, Wiesen und Wäldern umgeben, zum größten Theile zur horeser Gespanschaft gehörig, in geographischer Hinsicht sehr merkwürdig (Br. 47° 53' 30", l. 28° 1' 30"), 573 rheinl. Fuß über dem Spiegel des Meeres erhoben. Sie wird von einem alten, einst sehr festen Schlosse, das auf dem Felsenberge im Norden über dem östlichen Stadtheile liegt, beherrscht. Peter Perényi, mehrjähriger Besitzer dieser großen, geräumigen Burg, bei deren Aufführung mehr auf die Annehmlichkeit der Lage, als auf den Vortheil des Schutzes gesehen worden war, hatte sie durch Zwischenmauern und Graben in die äußere und innere Burg getheilt, und in jene auch den nahen Hügel, von dem sie sonst besessen werden konnte, hineingegeben; Stephan Eszai und Emerich Desse hatten sie jeder mit einem Bollwerke besetzt; in diesem Zustande hielt sie die früher erzählten Belagerungen aus. Erlau ist beinahe seit 800 Jahren der Sitz eines Bischofs und reichen Capitels und seit 1804 die Residenz eines Erzbischofs. Sie zählt sechs Thore, zwei Vorstädte, von denen die am linken Ufer des Erlaubaches gelegene zur borsder Gespanschaft gehört; 2861 Häuser, worunter sich die schöne erzbischöfliche Residenz, an der rechten Seite des Erlaubaches auf einem hohen und steilen Felsen gelegen, das sehr zweckmäßig gebaute, prächtige erzbischöfliche Voeum, mit einem theologischen, philosophischen und juristischen Studium und einem astronomischen Thurm, das erzbischöfliche Seminarium, das Comitatshaus, in dem sich die Stände der horeser Gespanschaft zu den versammlungsgen General- und Particularcongregationen versammeln, u. m. a. auszeichnen; 17,487 Einwohner, welche Teut-

sche, Magyaren und Rajen sind, viele Leinwand, Tuch, Hüte, Schnüre, Fische u. v. d. g. u. gegen 180,000 Eimer des vorzüglichsten erlauer Weines gewinnen, sieben Kirchen, fünf Klöster (der Cistercienser, Franziskaner, Dominicaner, Serviten und barnbergigen Brüder) und mehre Kapellen; ein erzbischöfliches Voeum, ein von den Cisterciensern besetztes Gymnasium, ein Hauptnormaltsche, eine durch viele teutsche Inamablen, Handtschriften, unter denen sich eine der Arbeiten des Wolfram von Eschenbach befindet, merkwürdige Diöcesanbibliothek von 30,000 Bänden; einen eigenen, organisirten Magistrat, eine Hauptpfarre, die schon im J. 1010 bestand, ein erzbischöfliches Gonfitorium, eine Kamlei und ein Archiv, eine Kirche der nicht unirten Griechen, eine erzbischöfliche Buchdruckerei, ein Spital der Barnbergigen, eine Kleinfinderwastanstalt, ein Armeninstitut, ein Präparandenkurs für Schullehreramtscandidates, ein Verwaltungsrath der frommen Stiftungen und eisen- und schwefelhaltige warme Bäder, die das türkische und das Bischofsbad heißen und drei Quellen enthalten, deren eine mit gutem Erfolge in Glieder- und Hautkrankheiten benutzt wird. Diese hat eine Temperatur von 25° R. bei 8,66° R. der Atmosphäre, und enthält nach Syodis kohlensaures Gas, kohlensaure Kalk- und alkalische Erde. Eine zweite Quelle hat die Temperatur von 19,75° R. bei 8,75° R. der Atmosphäre; die dritte von 22° R. bei 9° R. der Atmosphäre. Die beiden letzteren werden nicht als Heilquellen, sondern zu technischen Zwecken anderweitig benutzt. Eine besondere Merkwürdigkeit und Zierde der Stadt ist die von dem Patriarchen und Erzbischofe Labias aus von Porcell gestiftete, nach den Plänen des pesther Architekten Joseph Hüb erbaute, großartige und herrliche Domkirche, deren Gewölbe von 32 Säulen getragen werden, und deren Statuen von dem Bildhauer Marco Casagrande, das Gemälde des Hauptaltarsbildes von Jos. Dombauer aus Wien sind. Erhaben ist auch die einfache, in einem dem Zwecke angemessenen Style erbaute Gruft, in deren Mitte sich eine von zehn marmornen Säulen getragene Kapelle aufwölbt. Das Gebäude der Kirche hat äußerlich eine Länge von 300 und innerlich 252 und eine Breite außen von 120 und innen von 108 Schuh; die Höhe der kupferbedachten Gewölbung, welche unter das Dach hinausreicht, beträgt 72 Schuh. Auch das im J. 1762 hergestellte sogenannte Quartierhaus ist sehr schön. Der Handel ist nicht unbedeutend und die bisigen Jahremerkte werden sehr stark besucht.

(G. F. Schreiner.)

ERLAUCHT, ist gegenwärtig ein nach dem teutschen Bundesrechte den Häuptern der vormals reichsfürstlichen, seit 1806 mediatisirten gräflichen Häuser von Reichsregnen gebührendes Prädikat. Der Bundesbeschluß

4) J. Kittenb. Hydrographia Hungarica. Ed. J. Schreiner. (Pestini 1829.) T. II. p. 206. 5) J. Nicol. Litteratur's Auffass über die neue Domkirche in Erlau. In Wolfbauer's Zeitschrift für Kunst, Literatur u. 1835. Nr. 16. — Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserthum. Geographisch dargestellt von Franz Tischbein. (Wien 1836.) S. 293.

1) Bgl. Lad. Pernice, Quæstionum de jure publico Germanico Particula secunda (Hal. 1831. 4.), Particula tertia (Hal. 1835. 4.) p. 25—34.

vom 12. März 1829 hat in dieser Beziehung wörtlich folgendes festgestellt: „Nachdem die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich in dem Beschlusse vom 18. Aug. 1825 dahin vereinigt haben, daß den mittelbar gewordenen vormaligen reichsständlichen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern angemessener Rang und Titel gewährt werde, und in Folge dieses Beschlusses den Häuptern dieser fürstlichen Familien das Prädikat Durchlaucht gebührt, so wird nunmehr auch den Häuptern der vormaligen reichsständlichen gräflichen Familien die nachgesuchte Auszeichnung durch Verleihung des Prädikats Erlaucht gewährt“. Über die Anwendung dieses Bundesbeschlusses aber gelten im Wesentlichen analog dieselben Grundsätze, welche, nach Maßgabe des Bundesbeschlusses vom 18. Aug. 1825 und dem eben erwähnten vom 12. März 1829, bereits in dem Artikel Durchlaucht (28. Th. S. 382) dargelegt worden sind. Auch das Prädikat Erlaucht nämlich soll äußeres Zeichen und äußere Beglaubigung eines eminenten Geburtsstandes, des hohen Adels, sein. Mitin werden nur solche Familien darauf rechtsgebündelte Ansprüche machen können, welche in vollem Umfange jenem Stande angehören, die also zur Zeit des deutschen Reichs nicht bloß als sogenannte Personalisten des Reichs der Reichslandschaft theilhaftig gewesen, sondern gleichzeitig ein landesherrliches Regiment grübt. Diese Regel vermag dann auch der Umstand nicht zu stören, daß in den bei der Bundesversammlung in Folge einer Vereinbarung vom 13. Febr. 1829 überreichten Verzeichnissen derjenigen Familien, welche die einzelnen Bundesglieder zu den Prädicaten Durchlaucht und Erlaucht für qualifiziert erachtet, auch vormalige Personalisten, wie z. B. von Seiten Österreichs die Grafen von Harrach, Kuffstein und Wurmbrand mit aufgeführt werden⁵⁾. Denn niemals ist von Seiten der Gesamtheit des Bundes jenen Verzeichnissen eine allgemeine Anerkennung zu Theil geworden, und ebenso wenig ist bisher durch Feststellung der bereits im J. 1820 bei den wiener Ministerialconferenzen beantragten „landesherrlichen Ratliste“⁶⁾, bei welcher jene Verzeichnisse als Grundlage würden dienen können, ein abweichendes Resultat sanctionirt worden. Die Zahl der hiernach als wohlberechtigt anzusehenden Familien wird jedoch niemals ganz zweifellos sich normiren lassen, da immer in Ansehung Einzelner Bedenkslichkeiten der mannichfachen Art werden regt gemacht werden können. Daß den gräflichen Häusern Gallas, Erbach, Fugger, Isenburg, Königsberg, Keinigen, Ortenburg, Pöckler-Kimpurg, Quadt-Bohradt, Reichen, Kimpurg, Schönborn, Schönburg, Solms, Etadion, Eitelberg, Lörring-Guttenzell und Balmoden-Simborn, ebenso wie den nur noch in der vorblichen Linie bestehenden Familien Plettenberg-Mietingen und Sternberg-Wanderfeld, die

Begründung der Erlauchten nach der gegebenen Deutung des betreffenden Bundesbeschlusses nicht zu versagen sein dürfte, lehrt eine ganz allgemeine Kenntniß der staatsrechtlichen Stellung jener Grafenhäuser im deutschen Reich. Nur bei Balmoden-Simborn, welches Rietzenburg in der 33. Sitzung vom 15. Oct. 1830, S. 254 ausdrücklich designirt, könnte es sich fragen, ob es nicht durch Veränderung seiner vormaligen reichsständlichen Stellung an die Krone Preußen im J. 1819 sein Anrecht verloren, eine Frage, deren Bejahung freilich zu der Consequenz führen würde, daß auch die Fürsten von Auerberg, Colloredo, Lobkowitz, Metternich und Windischgrätz durch Verkauf der Gebiete, worauf ihre Reichsstandschaft früher beruhte, aus der Reihe der Genossen des hohen Adels getreten⁷⁾. Wenn dagegen außer den schon genannten drei Personalisten in den bei der hohen Bundesversammlung übergebenen Verzeichnissen auch die Grafen von Goetz (Goetz genannt von Schlig), von Neipperg, von Pappenheim, von Platen-Hallermund, von Reichenberg und Reichenböden und von Waldbott-Bassenheim nominaft gemacht werden, so muß die Qualifikation derselben zu dem Prädikat Erlaucht, als einem von allen Bundesgliedern zu gewöhnlichen Tütel, scheidet bezweifelt werden. Die Grafen Neipperg, Platen und Reichenberg waren stets nur Personalisten⁸⁾; Pappenheim hatte nie Reichslandschaft⁹⁾; ebenso wenig Waldbott-Bassenheim¹⁰⁾; den Grafen Goetz war sie nur in Aussicht gestellt¹¹⁾. Singulär ist das Verhältniß der Grafen von Wied, welche Baiern im J. 1831 in der 29. Sitzung der Bundesversammlung angemeldet. Sie gehörten zum fränkischen Grafencollegium; aber ihre landesherrlichen Rechte über die Herrschaft Thurnau waren seit 1796 erschaffen dem Könige von Preußen als Markgrafen von Baireuth subordinirt¹²⁾, und ob sie besserungsachtet in eine Kategorie mit den in analogen Verhältnissen sich befindenden Häusern Schönburg und Stolberg zu setzen sei, darüber hatte sich zur Zeit des Reichs eine feste Praxis nicht ausgebildet.

Inzwischen erscheint der Gebrauch des Prädikats Erlaucht nicht auf die eben bezeichneten gräflichen Familien des hohen Adels beschränkt. Denn unbedenklich bleibt es dem freien Ermessen eines jeden deutschen Souverains überlassen, jene Auszeichnung auch andern bevorzugten Familien oder Personen zu gewähren. Nur auf allgemeine Anerkennung von Seiten aller Bundesglieder wird für die auf diese Weise Begünstigten kein Rechtsanspruch begründet sein. Wenn der König von Württemberg den aus morganatischer Ehe stammenden Grafen von Württemberg und der Kurfürst und Mitregent von Hessen seiner Gemahlin, der Gräfin von Schaumburg, das

5) Questiones Part. II. p. 36. 6) Onomastisches Staats-handbuch, Jahrg. 66. S. 575. 600. 619. Ergl. Mohl, Staatsrecht des Königreichs Württemberg. 2. Bd. S. 472 der 2. Aufl. 7) Ergl. den Art. Pappenheim in der 3. Sect. 11. Bd. S. 182 der Encyclopädie. 8) Moser, Von den deutschen Reichsfürsten. S. 858. Questiones Part. III. p. 24. Das genealogische Handbuch (S. 757) behauptet freilich das Gegentheil. 9) Moser, Teutsches Staatsrecht. 26. Bd. S. 449. Questiones Part. III. p. 17. 10) Questiones Part. III. p. 51.

Prädicat Erlaucht ertheilt haben, so haben beide ein unbeschränkbares Recht geübt, und es gehört die Angabe, daß die letztere Verleihung bei der Bundesversammlung keine Billigung gefunden habe¹¹⁾, zu den so vielen unwissenden Zeitungsartikeln unserer Tage.

Geht man auf die Geschichte des hier besprochenen Prädicats zurück¹²⁾, so ist dasselbe als selbständige Titulatur neueren Ursprungs. In ältern Urkunden kommen Durchlauchtige und Erlauchte als identische Personen vor. Erst als im 18. Jahrh. das Prädicat Hoch geboren auch auf nicht reichsfürstliche Grafen übertragen wurde, glaubten einige altgräfliche reichsfürstliche Familien eine unterscheidende Titulatur annehmen zu müssen¹³⁾. Die Wahl fiel auf das Wort Erlaucht. Allein so wenig Befall fand dieser Gebrauch, den man als eine willkürliche Usurpation ansah, daß ihn in den Jahren 1754 und 1761 namhafte Schriftsteller, wie Chr. F. Schmidt¹⁴⁾ und Fr. C. v. Moser¹⁵⁾, lächerlich zu machen suchten, und daß noch später die gangbarsten Bücher über Kantsleipraxis der in Rede stehenden Titulatur als einer recipierten gar nicht erwähnten¹⁶⁾. Eine öffentliche Sanction erhielt diese erst nach Begründung des teutschen Bundes für die heftigsten Ständeherrscher gräflichen Standes. Die Gesamtheit derselben vindicirte sich aber das Prädicat Erlaucht in einer bei der Bundesversammlung im J. 1828 übergebenen Vorstellung, welche den Bundesbeschluß vom 12. März 1829 herbeiführte¹⁷⁾.

(Pernice.)

Erläuterung, f. Erklärung.

Erle, f. Alnus.

ERLENBACH, ein Name, den neun Dörfschaften im Königreiche Baiern führen, von welchen folgende die bedeutendsten sind: Erlenbach, ein evangelisches Pfarrdorf im Canton Gondel und Defanate Germersheim, mit 123 Haupt- und 214 Nebengebäuden, dem Gerdsweilerhofe, am fließigen Erlenbach, eine Stunde von Kaiserslautern entfernt. Erlenbach, ein Dorf mit einer im J. 1613 errichteten katholischen Pfarrei, 184 Häusern, 890 Einwohnern, unter welchen viele Juden, und einer bedeutenden Gemeindegewalt, im bairischen Landgerichte Homburg am Main, zwei Stunden von der Poststation Koffbrunn entfernt. Erlenbach, ein katholisches Pfarrdorf am rechten Ufer des Mains und an der Straße von Klingenberg nach Altsachsenburg, im Landgerichte Klingenberg, mit 95 Häusern, 590 Einwohnern, einer Ziegelschütte, Wein- und Obstbau, 2 $\frac{1}{2}$ Stunden von Altsachsenburg entfernt. Erlenbach, ein Dorf im Canton und in der katholischen und evangelischen Pfarrei Otterberg, wovon es $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt ist, mit 54 Haupt- und 40 Nebengebäuden und 440 Einwohnern. Auf der wald-

digen Anhöhe dieses Dorfes fiel am 29. Nov. 1793 ein blutiges Gefecht zwischen den Franzosen und Preußen vor, welches die beschwerliche Schlacht bei Kaiserslautern entzifferte. Am 23. Mai 1794 war bei diesem Dorfe das Schlachtfeld des Sieges der Preußen über die Franzosen. Dieser Ort war ehemals kurfürstlich. (Kienemann.)

ERLENDOR (Jarle von Orkney), 1) Erleendr, des berühmten Torf's Einar's Sohn; 2) Erleendr, Thorfinn's Sohn; 3) Erleendr, Halon's Sohn. Über diese alle f. v. A. Ornevinga-Saga. 3. Sect. 8. Bd. (Ferd. Wacker.)

ERLENHOLZ, **ELERNHOLZ**, von der Schwarz-erle, der Alnus der Alten (Alnus glutinosa Borkhausen's, Betula Alnus glutinosa Linnaei, Alnus rotundifolia viridis Bauhinei), ist als Baupfahl im Wasser und in immer feuchter Erde von ungemeiner Dauer, und erdärtert. Allein im Trocknen ist es dem Wurmfraße ausgelegt. Abworfende Bitterung verdrängt es nicht, stößt, verzieht und dreht sich, und ist baldiger Zerstörung unterworfen. Muß man es jedoch im Freien anwenden, so wird es vor dem Gebrauche eine Zeit lang unter Wasser gelegt etwas dauerner gemacht. Indessen muß es vor allem Gebrauch im Bauwesen sogleich nach seiner Fällung vom Splinte befreit werden, sonst wird es unter seiner eignen Rinde sehr bald wurmfressig und stockig. Borrdie der Erlemdolz werden zu ihrer sicheren Aufbewahrung in immer feuchter Erde vergraben. Allein das Holz von der Weiserle (Alnus incana Borkhausen, Betula Alnus incana Linn., Alnus folio incano Bauhinei) steht dem Holze von der Schwarz-erle an Dauer nach. Ubrigens ist das Erlemdolz hart, läßt sich bei der Bearbeitung nicht wohl gerade spalten, sondern reißt ungleich auf, ist aber der Politur ungemein sämig und auch leicht. Der Kubfuß frischen 70jährigen Stammholzes wiegt 56 Pfund 18 Loth, vollkommenen trockenen Stammholzes 29 Pfund 28 Loth. Der allgemeine Anbruch seines eigenthümlichen Gewichts ist für das trockene Stammholz 0,586—0,660, für das trockene Holz vom Splinte 0,485—0,574, für das frische Holz vom Stamme 0,788—0,800. — Diese Eigenschaften, die das Erlemdolz zum Theil mit dem Eichenholze gemein hat, bestimmen es wie jenes zum Wasserbaue. Da wird es zu Kesselpfählen, Kesselschwellen und Kesselsäulen, und zu Spundbändern in voller Zweckmäßigkeit gebraucht. Ein großer Theil von Venedig ist auf Köhlen von Erlemdolz gegründet. Nur muß man die Stämme gleich frisch mit ihrem natürlichen Säfte in die Kesse treiben, weil sie sonst an der freien Luft gleich stocken und so ihr baldiges Verderben mit sich unter die Oberfläche des Wassers nehmen. Zu hydrotechnischen Maschinen, zu Wasserpumpen, Büchsellustzen u. dgl. ist es eine der vorzüglichsten Holzarten, sowie auch sein unermessliches Reichthum im Wasserbaue die trefflichste Anwendung findet. Auch wird sein Gebrauch zu Wasserrohren und Brunnendrathern gerühmt. Zur Fassung der Sole in Salzwerken soll es aber darum nicht draubar sein, weil es dieser einen übeln Geruch mittheilt. Allein zum Ausböhren oder Aussetzen der Pferdeköpfe und zum Baue der Dungebältnisse wird es mit großem Vortheile verwendet. Weil

11) Allgemeine (ausgegeben) Zeitung. 1852. Nr. 101. S. 409.
12) Quaestiones Part. II. p. 9—12. 13) Schmidt, Beiträge zur Gesch. des Reichs. S. 89. 14) Nachrichten von dem hohen und niedern Adel in Teutschland. S. 260. 15) Teutsches Hofrecht. I. Th. S. 455. 16) Pütter, Anleitung zur juristischen Praxis. S. 55 der 4. Aufl. (Wettling 1780.) Wilschke, Handbuch der teutschen Kantsleipraxis. (Helmstedt 1798.) 2. Th. S. 515.
17) Quaestiones Part. II. p. 17. 18.

auch das Erlenholz leichter ist als Eichenholz, so pflegt man da, wo kein Nadelholz zu bekommen ist, Häuser und Ställe damit zu bauen, es zu Kattstammen und Lehmstaden zu verwenden und in den stehenden Wandfächern der Gebäude zu gebrauchen: doch muß man sich hüten, diese Städen in schwabende Deckenfelder zu bringen, weil dieses Holz außerhalb der Rasse dem Wurmsfraße unterworfen das Herunterfallen solcher Decken beschleunigt läßt. — Ubrigens wird das Erlenholz zu Brettern und Pfosten geschnitten, auch zur Verfertigung aller Arten von Hausrath verwendet, und ist besonders zu Bettladen, sowie auch zur Belegung der Fußboden, und zur Auskleidung der Wände und Krüftung der Fußgänger, und zwar deswegen zu empfehlen, weil die Wannen vor diesem Holze einen Abseuf haben und sich niemals in dergleichen Schreinerwerk aufhalten. In dieser Abseuf soll man aber dieses Holz im Monate März bei abnehmendem Mondlichte, wenn der Saft in die Bäume tritt, fällen, sogleich zu Brettern und Pfosten bearbeiten, aber vor seiner Verarbeitung zu Hausrath wohl austrocknen lassen. Auch zu kostbarem Hausrath, zu eingeleitet, belegter, gezierter und geschliffener Arbeit wird das Erlenholz sehr hoch geschätzt; ist auch eins der brauchbarsten Hölzer, das schwarze Erlenholz nachzufunkeln. Unter den landwirthschaftlichen Küchengewächsen soll es vorzüglich zu Milchpfannen nützlich sein, weil sich darin mehr Rahm, als in Gefäßen von andern Stoffen erzeugen soll. — Bei allem Gebrauche in der Baukunst müssen inzwischen die oben angeordneten Bedingungen der Dauer und Festigkeit dieses Holzes erfüllt sein, und als Zeichen seiner zum Zwecke der Kunst vortheilhaften Ausbildung kann man die braunrothe Farbe des Holzes ansehen; da hingegen das bläuliche und ins Weißliche übergehende Erlenholz an trocknen Orten gewachsen und für die angezeigte Verwendung nicht vortheilhaft ist.

(Thomas Alfred Leger.)

ERLENMARKT, ungar. Egerberg, lat. Egerbegynum, auch Alnorimor, wall. Agribits, auch Erlberg, Erldorf, ein mehrten Adeligen gebühriger Marktflecken im Feldbezirke (campesstris) des unteren Kreises der thorenburg (Thorda) Gespanschaft Niedenburgens, am linken Ufer des Kranosflusses an der Einmündung des Baches Bällye-Wolbuzul, im freundlichen Thale gelegen, mit 1358 Einwohnern, davon 1020 Grenzer, die übrigen Civileinwohner und Knechte, Maggaren oder Balladen sind, einer eignen Pfarre der nicht unirten Griechen und der Evangelischen helvetischer Confession, einer griechischen Kirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule und besuchten Jadrarmkisten. (G. F. Schreiner.)

ERLEUCHTETE. Es sind besonders zwei Seltten dieses Namens, die hier Erwähnung verdienen. I. Die Alumbros (Erleuchtete) in Spanien. Ihre Entstehung und Geschichte, sowie die Eigenthümlichkeit ihrer dogmatischen und moralischen Principien sind noch keineswegs gründlich erforscht und hinlänglich ermittelt, dürfen sie auch nur mit Benutzung spanischer Originalquellen, die uns nicht zugänglich sind, gebrüg ausfinden lassen. Wir müssen uns daher mit dem begnügen, was über sie

bisher bekannt geworden und als richtig angenommen worden ist, ohne es durchweg verdrängen zu können. Die Sekte entstand im J. 1575, oder nach Andern 1581, unter spanischen Mönchen, die durch innerliches Beten und durch eine mystische Vereinigung mit Gott der Sinnlichkeit so gänzlich abgefordert zu sein behaupteten, daß sie bei wollüstigen Berührungen mit Weibern keine sinnlichen Empfindungen hätten und gute Werke zu thun und die kirchlichen Sacramente zu gebrauchen für unnötig hielten. Sie trat vorzüglich in der Provinz Sevilien auf und soll bis zu 10.000 Personen angewachsen sein; ja man hat sogar behauptet, daß der Stifter der Jesuiten, welche später eine ganz andere religiöse Richtung einschlehten, Ignatius von Loyola, anfänglich den Ansichten, welche zur Entstehung der Sekte Veranlassung gaben, zugeneigt gewesen sei. Wie damals jede Abweichung von der katholischen orthodoxen Kirchenlehre in Spanien streng verfolgt wurde, so zog auch die Inquisition zu Cordova die Urheber der Sekte vor ihr Gericht, bestrafte sie und unterdrückte wenigstens scheinbar bald diese Häresie. Allein sie muß im Verborgenen fortbestanden haben, denn im J. 1623 kam sie in derselben Provinz Sevilien von Neuem, und zwar viel zahlreicher als früher, zum Vorschein. Ihre Grundzüge hatten theilweise große Ähnlichkeit mit den späteren des Michael Molinos oder der Quiesisten. Der Bischof Andreas Pacheco (Pacoeus), Generalinquisitor von Spanien, und 65 ihrer Beauptungen verdammungswürdig. Darunter waren folgende: 1) Das Gebet aus dem Herzen oder das Seelengebet hat Gott so nachdrücklich vorgeschrieben, daß dadurch alles Gute erfüllt wird. 2) Gottes Diener dürfen nicht arbeiten und keinem Geistlichen Folge leisten, wenn dadurch das Gebet aus dem Herzen verhindert wird. 3) Wer einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, kann weder die heiligen Bücher ansehen, noch Gottes Wort anhören, noch auch Etwas, das dieser Sekte und dieser Lehre entgegen ist, verrichten. 4) Fasten und Beten kann nicht lange, außer durch ein Wunder, mit einander bestehen. 5) Wer betet, muß sich ganz in die Gegenwart Gottes vertiefen. 6) Wer aus dem Herzen betet, braucht selbst an Festtagen nicht die Messe zu hören. 7) Der Mensch kann es bis zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, daß die Gnade die Seelenführung so vernichtet, daß die Seele weder vorwärts noch rückwärts schreiten (wirken) kann, und daß dann der Mensch der Führung der Heiligen nicht bedarf. 8) Der Erleuchtete findet alle Theologie und Prediger verächtlich. 9) Handlungen sind uns so verwerflich, je weniger Sinnlichkeit sich in die Andacht mischt. Dann ist es nicht sündlich für Erleuchtete, vielmehr hohe Tugend, Weiber zu berühren. Der genannte Glaubensbrüder bemächtigte sich sieben ihrer Anführer, ließ sie verbrennen, und zwang ihre Anhänger, entweder ihren Irrthum abzuschwören, oder das Königthum zu verlassen. Sie wählten meist das Letztere, und schienen wenigstens zum Theil in das benachbarte Frankreich ausgewandert zu sein; denn hier zeigte sich unter Ludwig XIII. ums J. 1635 eine Abart von ihnen. Die Anhänger derselben nannten

sich auch Illuminés, und lehrten: Es sei dem Mönche Anton Buchet ein Glaubens- und Sittensystem offenbart worden, welches den Menschen in kurzer Zeit zu einer gleichen Heiligkeit und zu einem gleichen Ansehen erhebe, wie es die Jungfrau Maria und die Heiligen erreicht hätten. Man könne es in dieser Heiligkeit soweit bringen, daß alle unsere Handlungen göttlich würden und unsere Seelen ganz in den Allmächtigen flöhen. Wenn die Menschen zu solcher Vollkommenheit gelangt wären, müßten sie Gott allein in sich wirken lassen, ohne selbst etwas zu verrichten. Wer ihre Lehren annehme, könne des geistlichen Standes entbehren. Kein Lehrer der Kirche habe etwas von der Religion gewußt. Möchten auch die Apostel Paulus und Petrus es gut gemeint haben, so hätten sie doch keine richtige Kenntniss von der wahren Anbacht gehabt. Die ganze Kirche läge in Finsterniß und Unglauben. Jedem stehe es frei, seinen Gewissensregungen zu folgen. Gott achte auf nichts, als auf sich selbst. Sie glaubten, daß in zehn Jahren ihre Lehre über die ganze Welt verbreitet sein, und daß es dann keine Priester, Mönche und gottesdienstliche Absonderungen mehr geben würde. Der König ließ sie mit der größten Strenge verfolgen. In kurzer Zeit waren die Befehlshaber von ihnen angefüllt. Darüber erschrakten die Anführer, versteckten sich, und es gelang daher bald, die Sekte zu unterdrücken. — Angenommen, aber nicht zugegeben, daß obige Angaben, welche nur auf einseitigen Aussagen orthodorer Kirchenlehrer, also einengemommener Gegner der Alumbrosos und ihrer französischen Nachkömmlinge, beruhen, durchgängig richtig sind, so geben sie nur einen Beweis, daß selbst solche, die nur unter den Einflüssen der katholischen orthodoren Kirchenlehre aufgezogen waren, in derselben keine Befriedigung für ihr Gemüth fanden, und unbekannt mit der reinen Christusreligion, die man ihnen hartnäckig vorentbietet, auf mancherlei Irrthümer verfielen, die immer ausschweifender und gefährlicher wurden, je weniger man sich die Mühe gab, sie gründlich und wohlwollend eines Bessern zu belehren, je grausamer und blutiger man sie verfolgte.

II. Im J. 1722 entdeckte man zu Montpellier eine Sekte, deren Anhänger sich auch Erleuchtete nannten, und wahrscheinlich zu den Conspirationairs (s. d. Art.) gehörten, welche später besonders in Paris so vieles Aufsehen machten. Der Herausgeber einer französischen Zeitschrift (*L'observateur polygraphique*. No. XII.) theilt über sie ein Schreiben aus Montpellier auszüglich mit, in dem es unter Anderm heißt: „Nachdem der Hof (zu Paris) die Nachricht erhalten, daß in einem gewissen Hause dieser Stadt Religionsversammlungen gehalten würden, erließ er den Befehl, daß man dasselbe durch ein Detachement Dragoner einschließen sollte. Die Thür wurde aufgethoren, und man nahm darin 13 Personen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, gefangen. Alle waren mit einer Art Chorroßen bekleidet, hatten Messingwänder übergezogen und das Haupt mit Zierathen bedeckt. Sie ließen sich ohne einigen Widerstand ergreifen, gingen in ihrem Pontificatsabit durch die Stadt und sangen mit einer Mannhaftigkeit und Fröhlichkeit, die ei-

ner besseren Sache würdig gewesen wäre. — In der Mitte ihres Heiligtums sah man einen Lorbeerbaum, an dessen Ästen Brode, Zwiebeln, Pomeranzen, Äpfel, Zuckerwerk, verschiedene Kartenhäusern und die Tafeln Moses hingen. Eins von diesen Häuserden war das Reich des heiligen Geistes, ein anderes das königliche Reich, ein anderes das Baschhaus von Siloa. Es fanden sich auch daselbst Trommelschläger und kleine Trompeter, welche ihnen dazu dienen sollten, die Mauern der Stadt widerzuwerfen, wie die Israeliten mit den Mauern der Stadt Jericho gethan. Was an diesem Lorbeerbaume hing, wurde Alles in dem verrückten Gehirn dieser Leute als ein Vorbild oder heiliges Symbolum angesehen. Man fand überdies in diesem Versammlungsorte auch eine Predigerkugel und zwei Strohfäße, welche den Verdacht erregten, daß man auf mehr als eine Art an der Fortpflanzung des Glaubens arbeite. Alles war voll beschriebener Tafeln, die meistens theils an den Mauern angeheftet waren. Sie enthielten Sentenzen, die übel genug zusammengekreimelt und aus der heiligen Schrift genommen waren. Besonders waren es Stellen, in denen Gott sein dem Volke Pest, Hunger und Blutergießen droht, und diese Drohungen waren auf Alle angewendet, die nicht zu der kleinen Anzahl der Erleuchteten gehörten. Ich las eine dieser geschriebenen Tafeln, welche zwölf neue Gebote enthielt, und diese handelten von dem würdigen Genuße eines gewissen Sacraments, welches nicht deutlich benannt war. Einige andere waren prophetisch. Eine große Anzahl aber dieser Papiere waren zusammengeheftet und wie Briefe zusammengewickelt, fast alle von einerlei Figur. Die ersten Zeilen in denselben waren nur ein unordentliches Getrappel, welches den Charakter von keiner Schriftsprache zu haben schien. Die andern Zeilen darunter, welche die Erklärung davon sein mochten, enthielten mit dem heiligen Geiste geschlossene Windmisse. Die Ueberschriften dieser Erleuchteten hatten sie mit ihrem eigenen Blute gezeichnet und unterschrieben. Ich las eine Schrift von dieser Art, in welcher eine Frauenperson, Marie Raine, sich mit dem heiligen Geiste verband, und ihm dankte, daß sie von dem Wanne in Form einer verzeuerten Mandel gegessen. Augenscheinlich war diese Mandel von den verzeuerten Sachen gewesen, die an dem Lorbeerbaume hingen, und welche vermittelst einiger geheimnißvoller, kräftiger Worte auf einmal in Wanne waren verwandelt worden. — Ich sah auch eine dieser Schriften, welche zur Raine an einer der Ecken des Baschhauses von Siloa diente. Sie war mit trübsden Buchstaben geschrieben, aber es befanden sich darunter bald hier, bald dort einige französische Zeilen, die aus der Offenbarung Johannis gezogen zu sein schienen. Man bemächtigte sich überdies noch anderer ihrer Schriften, die in Form eines Katedismus oder Gesprächs abgefaßt waren, und in welchen sie behaupteten, daß ihre Religion die des heiligen Geistes sei (weshalb sie sich auch Leviten des heiligen Geistes nannten). Denn, sagen sie, da der Vater seine Religion in dem alten und der Sohn in dem neuen Testamente gehabt, so muß der heilige Geist auch eine haben. Die Zeit dazu ist gekommen, und er

soll sich auch dermaleinst mit der menschlichen Natur bekleiden. Ihre Versammlungen zur Ehre des heiligen Geistes wurden des Sonnabends gehalten und dauerten bis auf den Montag. — Man fand auch das Verzeichniß aller neuen Gläubigen, deren 236 waren, und zwar ebenso viel Manns- als Frauenpersonen. Ingleichen fand man auch das Register ihr Laufe, welche sie mit gekranntem Wasser verriethen. Man beschuldigte sie außerdem (aber man weiß, wie viel man in dergleichen Fällen von den Beschuldigungen abrechnen muß) der weißen Kaster, welche sonst die Heiden den Galäern beigegeben, als: daß sie geizt, das Licht ausgelöscht, sich ohne Scham mit einander vermischet, ein junges Mädchen gemisset, um ein Liebesmahl davon zu machen, und daß sie, ich weiß nicht was für andere Schandthaten begangen hätten.“ Aus dieser Beschreibung, welche in vorsehendem Briefe von den Erleuchteten zu Montpellier gegeben wird, schließt der Observateur, daß diese Leute vollkommen mit den Conspirationen übereinstimmen, und daß diese letzteren nur die heftigen Bewegungen des Leibes hinzugehen hätten. — Nach Untersuchung der Sache wurde das Haupt dieser Sekte nebst Andern gebängt, Andere schickte man auf die Galerien; ihr Versammlungshaus aber wurde niedergegriffen und an der Stelle desselben ein Crucifix errichtet.

Bergl. Natal. Alexandri Hist. eccles. supplementum. (Bassani 1778.) T. XII. p. 218 sq. Spondani Annal. ad ann. 1623. No. 7. Johann. Microelii Syntagma historiar. ecclesiae omn. (Stettini 1660.) Lib. III. p. 668. 669. Acta histor. eccles. T. I. Anhang. S. 135 — 140. W. D. Fuhrmann's Handwörterbuch der christl. Rel. und Kirchengeschichte. 1. Bd. S. 717 — 719. (K. Chr. L. Franke.)

ERLEUCHTUNG. Zur Heilsordnung (Ordo salutis) oder zu den Veränderungen, die, unter Gottes Beistande, mit den Menschen vorgehen müssen, wenn sie des durch Christum ihnen bereiteten ewigen Heils theilhaftig werden wollen, rechnen die Dogmatiker fünf oder mehr Stufen, deren Benennungen meist von tropischen Ausdrücken der heiligen Schrift entlehnt sind. Das zweite derselben bildet die Erleuchtung. Die tropischen Ausdrücke *gag, gawar, gawarow* werden von den biblischen Schriftstellern in verschiedenem Sinne gebraucht, bald von der Unterweisung überhaupt und von der christlichen insbesondere (Job. 5, 25. 8, 12. Apostel. 26, 28. 1 Kor. 4, 5. 2 Tim. 1, 10. Job. 1, 9. Eph. 3, 9), bald von der durch die Kenntniß der christlichen Religion erlangten Tugend und Gütlichkeit (1 Job. 1, 7. Eph. 1, 13. 17. Kol. 1, 12. 2 Kor. 4, 4—6. Hebr. 6, 4. 10, 32). Daher verstehen die Theologen unter der Erleuchtung entweder nur die Wirksamkeit Gottes oder des heiligen Geistes, durch welche er den Menschen die Kenntniß der christlichen Religion mittheilt, oder sie rechnen dazu auch noch (nach dem Vorgange der symbolischen Bücher: Catech. maj. art. III. p. 497. Form. Concord. Epit. II. p. 581. Sol. decl. p. 671. 808) das ihnen von Gott verliehene Vermögen, die Wahrheiten der christlichen Religion richtig einzusehen, daran zu glauben, sie

treu zu bewahren, und darnach ihr inneres und äußeres Leben zu gestalten. (Diese letztgenannte Erweiterung des Begriffes ist aber jedenfalls deshalb unflathhaft, weil dann die Erleuchtung mit dem ihr folgenden Stufe der Heilsordnung, der Sinnesänderung — *Conversio* — zusammenfällt.) Die Erleuchtung theilt man in die mittelbare (ordinaria, mediata, naturalis), welche ohne Wunder durch gewöhnliche, natürliche Mittel erfolgt, und in die unmittelbare (extraordinaria, supernaturalis, immediata), welche durch Wunder geschieht und den Propheten und Aposteln zu Theil geworden sein soll; nothwendig dann dieselbe mit der Inspiration gleichbedeutend sein würde. Zu den Mitteln, deren sich Gott bei der mittelbaren oder ordentlichen Erleuchtung bedient, zählt unter Andern Kernhardt: den besondern Stand und die Lebensart, in welcher sich jeder Mensch nach göttlicher Einrichtung befindet, und wo der Eine mehr, der Andere weniger Gelegenheits, Reiz und Beruf hat, sich von der Religion zu unterrichten; die Wahrheiten der Vernunft, auf welche sich die heilige Schrift selbst bezieht, und sie als das Mittel darstellt, durch welches Gott diejenigen zu erleuchten gesucht habe, denen er das Licht der Offenbarung versagt hatte; die Schrift als das Hauptmittel, in welcher die Wahrheiten der Religion nicht nur deutlich genug, sondern auch mit so mannichfaltiger Einleitung vorgetragen sind, daß dabei auf eines Jeden Fähigkeiten gesehen ist; die mannichfaltigen Anstalten, welche sich in wohlgeordneten Staaten finden, und wodurch sowohl bei Kindern, als auch bei Erwachsenen eine ansehnliche Summe nützlicher Religionskenntnisse im Umlauf erhalten wird; den ganzen Lauf von Begehrenden, die das Leben eines jeden Menschen ausfüllen, sofern er dazu beiträgt, ihn in der Erkenntniß weiter zu führen und ihm nützliche Wahrheiten eindringlicher und anschaulicher zu machen. Die rationale Theologie kann über die außerordentliche oder unmittelbare Erleuchtung nicht anders urtheilen, als über den kirchlich-orthodoxen Inspirationsbegriff, und wenn sie auch die Möglichkeit derselben einräumt, so leugnet sie doch, daß ihre Wirklichkeit bewiesen werden könne; sie weiß nur von einer mittelbaren Erleuchtung, und versteht darunter die günstigen Gelegenheiten und Aufforderungen, welche Gott auf natürlichem, providentiellem Wege den Menschen zuführt, um sich eine heilsame Religionserkenntniß zu erwerben. — Die Reformatoren haben sich genöthigt, gegen die Entzweiflung (Wiedertäufer u. a.), welche sich eines inneren Lichtes rühmten, das ihnen höhere göttliche Offenbarungen wunderbar mittheile, fest darauf zu bestehen, daß Gott nur durch natürliche Mittel, durch sein in der heiligen Schrift offenbartes Wort und die Sacramente, jezt die Menschen erleuchte (Art. Schmalc. P. III. Art. VIII. p. 333. Form. Conc. Epit. II. p. 581. Bergl. Walch's Religionskritik außer der evangelischen Kirche. 5. Th. S. 645 fg. Mosheim's Streittheologie der Christen, herausgegeben von W. B. de W. S. 747 fg. Jochemus' Gesch. der Kirchenreformation zu Münster und ihres Unterganges durch die Wiedertäufer (Münster 1825)); und in ähnlicher Weise möchten diejenigen zu bekämpfen sein,

welche, wie Dischhausen, Estler u. A., in unserer Zeit sich zur Geltendmachung einer besondern, ihnen von Gott zu Theil gewordenen Erleuchtung auf eine „innere Erfahrung“ berufen, und sogar behaupten, daß Alle, denen es an einer solchen Erleuchtung mangle, nicht im Stande seien, die Wahrheit der geoffenbarten Religion richtig zu verstehen. — Die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. entstandene Streitigkeit über die theologian irrenit, d. h. über den Werth und die Beschaffenheit der Religionskenntniß eines Laien, s. bei Balch in den Streitigkeiten der evangelischen Kirche. 4. Th. S. 627 fg. Vergl. *Jul. Aug. Ludw. Wegscheider*, Institutiones Theologiae christianae dogmaticae. P. III. Cap. III. S. 158. Franz Volkmar Reinhard, Vorlesungen über die Dogmatik, herausgegeben von Dr. Hr. Aug. Schott (Eulbach 1818). S. 498—512. Amadeus Wiesner, Handbuch der Definitionen aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre — vorkommenden Begriffe (Leipzig 1824). 1. Th. S. 212.

(K. Chr. L. Franke.)

ERLEUCHTUNG, Beleuchtung, Illumination (aus *lumen*). I. Erleuchtung zum Bedürfnisse, 1) durch Tageslicht vermittelst Öffnungen, Fenster, in den Seitenwänden der Gebäude oder von Oben, je nach dem Zwecke oder der Bestimmung der Räume; man s. Fenster, auch die Artikel von einzelnen Gebäuden, z. B. Bibliothek (s. Encyclopädie 10. Th. S. 53); 2) durch künstliches Licht, und zwar a) vermittelst bekannter Lichter und Lampen auf Standleuchtern, Aufhängelatern, Wandleuchtern, Dedern oder Kronleuchtern, und in Lichthäusern, sogenannten Laternen; b) vermittelst leuchtender Dämpfe; (s. d. Art. Thermolampen). II. Erleuchtung, Beleuchtung, Illumination, zur Belustigung, zum Schauspiele, bei Haus- und Volksfesten. Hier werden die Simswerte der Gebäude, oder, wie man zu sagen pflegt, die Architektur durch Reihen kleiner Lichter, Lampen, die nach der Größe und Gestalt und nach dem Zuge der Gesimse angeordnet sind, erleuchtet und zu größerer Pracht auch in den Zwischenräumen der Simswerte Füllungen und Verzierungen angebracht, die aus Holzwerk gebildet mit Lichtern besetzt oder behängt, oder aus Leinwand und Papier mit durchscheinenden Farben gemalt und dahinter angebrachten Lichtern erhellt werden; oder es werden ganze Gebäudeseiten, nach den Grundrissen der schönen Baukunst, aus Holzwerk zusammengesetzt oder in durchscheinender Malerei gebildet, und vor den bestehenden Gebäudeseiten zur Beleuchtung aufgeschlagen. Man errichtet auch auf solche Weise eigene ganze Gebäude, als Ehrenhallen, sogenannte Tempel, Ehrenbogen, Vorraminden, Obelisk u. s. w., je nachdem sie Zweck, Sinn, Art oder Prachtaufwand des Festes fordern. Diese werden wie die vorhergenannten zur Beleuchtung gemachten Gebäudeseiten aus Holzwerk und aus durchscheinender Malerei zusammengesetzt und erleuchtet.

Für manche Arten von Gebäuden oder Gebäude-theilen, besonders bei Erleuchtung der Gärten, wählt man auch farbige Lichter, die nach gewissen, aus der

Wissenschaft vom Lichte und Sehen abgeleiteten Vorschriften in wirksamen Abstufungen der Helle des Lichtes, der Farben, Größe und Gestalt der Lichter, angeordnet, auf den Rasenflächen und Ebenen, in den Laubgängen, Gartenbäumen u. s. w. einen wunderbaren Anblick gewähren, wie Edelsteine von mancherlei Gestalt und Farbe blitzen und den baulichen Theilen und Verzierungen ähnlichen Farbenglanz mittheilen. Man wählt hierzu gefärbte Brennkien, oder gefärbtes Wasser, auf welches Licht gegossen wird, auch farbige Gläser in Kugeln oder anderer Gestalt, und in Ermangelung dieser, Lichthäuser von farbigem, mit Öl getränktem Papiere. Bei Erleuchtung einzelner Gebäude oder einzelner Stadt- und Garten-theile muß man einen Ort bestimmen, aus welchem die Erleuchtung am vortheilhaftesten gesehen wird, und für die Lage und Entfernung eines solchen, oft durch Umstände vorherbestimmten, Ortes die Beleuchtung einrichten. Hierbei hat man besonders die Größe der baulichlichen Glieder, der Simswerte und Verzierungen zu berücksichtigen, deren Ausführung für Erleuchtungen überhaupt stets in großen Zügen gegeben muß. Auch hat man alles Licht in nachtheiligen Häusern zu entfernen, welches der Wirkung des erleuchteten Gegenstandes schaden könnte.

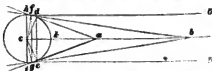
Zur Anordnung einer Erleuchtung muß ein Baumeister von Schöpfungsart, von guter Kunstbildung und Kenntnissen gewandt werden. Ein solcher hat dann nur das noch zu bedenken, daß der Gedanke des Ganzen und die Verzierungen aus das Fest selbst oder auf die Begebenheit, die es veranlaßt hat, eine helle und gemeinverständliche Beziehung haben, und das Fest nicht nur ihm, sondern auch denen Ruhm bringe, von welchen und denen zu Liebe und zu Ehren es angelegt ist.

Erleuchtungen bei nächtlichen Festen und Schauspielen sind wol aus dem fernsten Alterthume bekannt, wie z. B. der Fackellauf und das Fackeltragen bei den Dionysien, und anderen altgriechischen Volksfesten. Auch weiß man, daß die alten Bewohner Roms Lichter über ihren Hausthüren zur festlichen Erleuchtung der Straßen aufstellten, als Cicero nach entdeckt und bestrafte Verschönerung des Capitols im Siegeszuge nach Hause geführt wurde. Allein von baulichlicher Prachterleuchtung der Häuser und Städte ist zu keine Nachricht aus jenen Zeiten bekannt. Nur Plutarch erzählt etwas Ähnliches im Leben des Marcus Antonius: Denn als dieser von Kleopatra eingeladen nach Zarsus kam, fand er den festlich geschmückten Saal der Königin erleuchtet, und erlauchte nicht sowohl über die Pracht und die Menge der Lichter, als über die Anordnung derselben, welche bauliche Füllungen und mannichfaltige Verzierungen bildeten. Bei den Neueren hat sich diese Art, Feste zu verherrlichen, ungemein verbreitet, und man findet auch wol seit etwa zwei Jahrhunderten in Werken, welche gegebene Feste beschreiben, nicht selten Abbildungen solcher Prachterleuchtungen. Die merkwürdigste und schönste aller bekannten Prachterleuchtungen bestehender Gebäude ist unstreitig jene der Peterskirche in Rom, welche jedes-

mal am Krönungstage eines neuen Papstes und jährlich am Feste des Apostels Petrus vollzogen wird. Vorderseite und Kuppel dieses weltberühmten Gebäudes werden da in allen ihren Simswerten und Verzierungen in einer so trefflichen Ordnung mit Lichtern besetzt, daß ihr schöner Gliederbau und ihre herrliche Ausbildung nicht nur deutlich gesehen, sondern auch in ihrer schönsten Wirkung wahrgenommen werden. An die Stelle dieser ersten Erleuchtung tritt plötzlich eine zweite, welche der ersten liebliche Wirkung in ihrem Flammenmeer verschlingt: denn wie durch einen Hauberschlag ist die herrliche Kuppel in des Papstes dreifache Krone verwandelt, und der Niesenbau ragt als eine feurige Pyramide über alle Gebäude Roms empor. (Thomas Alfried Leger.)

ERLEUCHTUNGSKREIS. So nennt man in der Astronomie bei einem an sich dunklen Himmelskörper die dem erleuchtenden zugewendeten Seite. Da jeder ausgebildete Weltkörper die Kugelgestalt hat, so muß die erleuchtete Seite eines dunklen dem Auge stets als Kreis erscheinen. Ob aber dieser Kreis die Hälfte, oder mehr oder weniger von dem erleuchteten Körper umfassen soll, hängt theils von der Entfernung des leuchtenden, theils von der Größe desselben gegen den dunkeln ab.

Denken wir uns Fig. 1 den Kreis um *c* als den



dunklen Körper und in *a* einen leuchtenden Punkt, so wird dessen größerer oder kleinerer Abstand vom dunkeln die Größe des Erleuchtungskreises bestimmen. Die äußersten Lichtstrahlen nämlich (wir wollen sie Grenzstrahlen nennen), welche von *a* aus die dunkle Kugel treffen, sind Tangenten an derselben, wie *ad* und *ae*. Diese convergiren nach *a* hin und können daher die Kugel nicht in *h* und *i*, den Endpunkten ihres Durchmessers, sondern nur diesseitig in *d* und *e* treffen. Das erleuchtete Kugelfläch ist daher *ake* und seine Sehne die kleiner als der Durchmesser *hi*. Die Größe des Bogens *ake* hängt von dem Winkel *dae* oder seiner Hälfte *dek* ab, der sich, wenn der Abstand *ac* und der Halbmesser *cd* der dunklen Kugel bekannt ist, durch die Proportion $ac : cd :: \sin. tot. : \cos. dek$ berechnen läßt. Ist der Abstand des leuchtenden Punktes größer, etwa *bc*, so werden die tangirenden Strahlen weniger convergent und berühren die dunkle Kugel jenseit *d* und *e*, etwa in *f* und *g*; das erleuchtete Segment wird größer, bleibt aber immer kleiner als die Halbkugel und seine Sehne *fg* kleiner als der Durchmesser *hi*. Erst wenn der Abstand des leuchtenden Punktes unendlich groß ist, werden die von ihm ausgehenden tangirenden Strahlen einander parallel, wie *hh* und *bi* und treffen genau die Endpunkte des Durchmessers *hi*. Das erleuchtete Segment ist dann die Halbkugel.

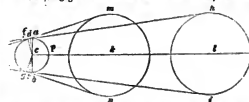
Diese Gesetze gelten im Ganzen auch, wenn der leuchtende Körper zwar kein Punkt, aber doch kleiner als der dunkle ist. Zwar wird bei bestimmten Entfernungen der Erleuchtungskreis sich mehr der Halbkugel nähern, als bei einem bloßen Punkte, aber da die von den Rändern des leuchtenden Körpers ausgehenden Lichtstrahlen immer noch nach demselben hin convergent bleiben, so tangiren sie die Kugel diesseitig von *h* und *i* und treffen nur dann erst die Endpunkte des Durchmessers, wenn sie wegen des unendlich großen Abstandes einander parallel werden.

Ist die leuchtende Kugel genau so groß, als die dunkle, so sind die tangirenden Grenzstrahlen in jedem Abstande parallel, und von der dunklen Kugel wird immer genau die Hälfte erleuchtet.

Fällt Licht von einer größeren Kugel auf eine kleinere, so wird von dieser etwas mehr als die Hälfte erleuchtet und zwar desto mehr, je kleiner der Abstand zwischen beiden ist. Mit dem Wachsen des letztern nähert sich der Erleuchtungskreis der Halbkugel, erreicht sie aber erst vollkommen, wenn die Entfernung unendlich groß wird, wodurch auch in diesem Falle die tangirenden Lichtstrahlen einander parallel werden.

Der Fall, wo der leuchtende Körper kleiner als der dunkle ist, findet in unserm Planetensystem zwischen Haupt- und Nebenplaneten statt, wenn nämlich die letztern das empfangene Sonnenlicht auf die Rückseite ihres Centralkörpers reflectiren. Ein Beispiel gibt Mond und Erde. Der Fall, wo leuchtender und dunkler Körper gleich groß sind, ist am Himmel noch nicht beobachtet. Dessen öfter aber findet der Fall, wo der leuchtende Körper größer als der dunkle ist. Die Sonne ist z. B. weit größer, als jeder der dunkeln Haupt- und Nebenplaneten, und jeder Hauptplanet größer als seine Monde. Wir wollen daher diesen Fall in Beziehung auf Sonne und Erde etwas näher betrachten.

Es sei Fig. 2 der Kreis um *c* die Erde, der um



k oder *l* die Sonne. Es habe diese von der Erde den Abstand *ck*, so fallen die Grenzstrahlen auf und *ng* so, daß sie die Erde jenseit des Durchmessers ab in *f* und *g* berühren, weil sie vom leuchtenden Körper abwärts convergiren. Es wird also von der Erde mehr als die Halbkugel, nämlich das Segment *fpq*, erleuchtet. Ist der Abstand der Sonne von uns größer, z. B. *cl*, so convergiren die Grenzstrahlen weniger, treffen die Erde schon in *d* und *e* und das erleuchtete Segment *dpq* ist kleiner als vorher, aber doch noch immer größer als die Halbkugel *apb*. Je weiter also die Sonne von der

Erde abfließt, desto mehr wird die Convergenz der Lichtstrahlen vermindert, die Berührungspunkte fallen immer weiter nach a und b hin und das erleuchtete Segment nähert sich fort und fort der Halbkugel, kann sie aber erst dann erreichen, wenn der Abstand unendlich groß wird und die Sonne der Erde als ein bloßer Punkt erscheint; alsdann nämlich sind die Strahlen hd und le einander vollkommen parallel und treffen die Erde in a und b. Bekanntlich beträgt der mittlere Abstand der Sonne von uns etwa 20½ Millionen Meilen, aber so groß auch derselbe ist, erscheint uns doch noch die Sonne als eine Kugel von 16' im Halbmesser. Der von ihr auf der Erde bewirkte Erleuchtungskeis muß daher größer sein, als die Halbkugel und zwar überall ziemlich um den scheinbaren Halbmesser der Sonne größer. Steht daher z. B. die Sonne senkrecht über dem Äquator, so erhebt jeder Pol die Hälfte derselben (die Parallaxe abgerechnet) über seinem Horizont. Der Erleuchtungskeis geht also überall ziemlich 16 Minuten über die Halbkugel der Erde hinaus. Bei Planeten, für welche die Sonne scheinbar größer oder kleiner ist, gilt dasselbe Gesetz. Für alle ist der Erleuchtungskeis um den Halbmesser der Sonne (die Parallaxe abgerechnet) größer als die Halbkugel.

Der Mond, welcher im Durchmesser fast 4 mal kleiner als die Erde und nur 60 ihrer Halbmesser von derselben entfernt ist, erleuchtet ein kleineres Segment als die Halbkugel, dessen Halbmesser nur wenig über 89° beträgt. Steht er über dem Äquator, so wird er weder vom Nordpol, noch vom Südpol gesehen.

Der Erleuchtungskreis auf der Erde ändert seine Lage immerfort, mag nun Sonne oder Mond der leuchtende Körper sein. Die Ursache davon ist theils die Rotation unseres Planeten, theils seine Bewegung um die Sonne und beim Monde der Umlauf desselben um die Erde. Wir wollen blos von der Erleuchtung durch die Sonne sprechen.

Bermöge der Aendrerung der Erde von Westen nach Osten bewegt sich der Erleuchtungsfreis von Osten nach Westen, und seine Grenzen rücken in jeder Stunde 15 Grade weiter westlich. Sobald die Dägengrenze einen Punkt der Erde verläßt, müßte an demselben logisch die Nacht eintreten, aber wegen der Dämmerung (s. d. Art.) verschreibt das Tageslicht nur allmählig. Ebenso beginnt für einen Ort an der Westgrenze die Hellschon, ehe der Erleuchtungsfreis ihn erreicht, und nimmt an Intensität zu, bis mit Aufgang der Sonne das volle Tageslicht eintritt. Andere Veränderungen bewirkt der jährliche Umlauf der Erde um die Sonne, während dessen die letztere von uns bald im Äquator, bald nördlich oder süßlich von demselben gesehen wird. Steht die Sonne im Äquator, so geht der Erleuchtungsfreis durch die Pole, oder wegen des Obigen beinahe um den Sonnenhalbmesser über dieselben hinaus. Entfernt sich nun die Sonne nördlich vom Äquator, so geht der Erleuchtungsfreis über den Nordpol hinaus, entfernt sich aber um ebenso viel vom Südpole, und hat die Sonne den Wendekreuz des Krebses erreicht, so übersteigt derselbe

den Nordpol um $23\frac{1}{2}^{\circ}$ und der ganze nördliche Polar-
kreis liegt in seinem Lichte. Vom Südpol aber hat der-
selbe sich $23\frac{1}{2}^{\circ}$ zurückgezogen und der ganze südliche
Polarkreis befindet sich in der Nachtseite. Vom 21.
Juni an beginnt nun die rückgängige Bewegung. Die
Sonne nähert sich wieder dem Äquator und der Erleuch-
tungskreis weicht auf der einen Seite immer mehr nach
dem Nordpol hin zurück, sowie er sich auf der andern
Seite wieder dem Südpole nähert. Den 23. Sept.
geht er aufs Neue durch beide Pole, und nun treten für
Südpol und Nordpol die Veränderungen ein, die wir
oben für Nord- und Südpol beschreiben haben. Der
Mittelpunkt des Erleuchtungskreises ist jedesmal an dem
Orte, über welchem die Sonne senkrecht steht. Beschreibt
man von diesem Orte aus mit der Scheit des Bogens
von $90\frac{1}{2}^{\circ}$ auf einem Erdglobus einen Kreis, so ist
dies der Erleuchtungskreis für den Augenblick, wo die
Sonne ihren Ort noch nicht verändert hat. (Richter.)

ERLHAMBOLD. 882 Bischof zu Eichstätt, ließ durch den Benedictiner Wolfhard zu Herrieden das Leben der berühmten Äbtissin Walburg von Eichstätt in vier Büchern verfassen. Er verwandelte die Benedictinerabtei Herrieden in ein Collegiatstift, wohnte der Kirchensammlung zu Mainz 888 — jener zu Tribur 895, und 903 dem Reichstage zu Forchheim bei, erwirkte von seinem Schüler K. Ludwig das Geschenk mehrerer Güter aus der Hinterlassenschaft des Grafen Adalbert von Babenberg, das Recht einer Münzstätte zu Eichstätt, einer Zollgerechtigkeit und die Erhebung Eichstatts zur Stadt mit Mauern. Vom K. Arnulph erlangte er das Geschenk des Dries Seizi nebst einem Theile des weissenburger Waldes für sein Bisthum und das Stift Herrieden. Er starb nach dem 6. März 912*.) (Jaech.)

ERLHOF, ein Bauernhof, und zwar der letzte der Gemeinde St. Jacob, im Landgerichte Bistthüm-Matrei des Kreises im Pustertale und an der Eisad Tyrols, wo ein 5—6 Stunden langer, wunderlichselbes Alpen-tal anfängt, das voll Viehweiden ist, die zu beiden Seiten des Eisfergenbades liegen, und von Gemen- und Eisgebirgen eingeschlossen sind, von welchen an vielen Orten der Sturzfall brausender Gewässer in die Tiefe herunterschoßt. Die Alpenblumen sind jahreslang, oft stehen ihrer 10—20, bei Jagdhaus sogar 29 beisammen, worunter auch eine Art Kapelle für den gemeinschaftlichen Gottesdienst, von Eischerstein gebaut und damit auch eingedeckt, weil kein Holz in der Gegend ist, und die außerordentlich große Anzahl derselben woblseinen Baustoff notwendig macht. Hier wird sehr viel fremdes Vieh, besonders aus der Gegend von Lienz, den Sommer über geweidet, größtentheils Milchvieh für eine

*) *Canisii* Act. antiqu. T. IV. et *Gretzeri* opera omnia. Uffen
stein die besten Ausgaben des Herrn der
bair. *Baronii* Annal. ad a. 888. *Bucelini* Germ. 56. *Eck-
hard*, Comm. de reb. Franc. or. II. 804. 814. *Sponer*, *Opus
herald.* 734. *Gaidenreith*, *Werb.* *Mittreith*, I. 75—78 und
Cod. prob. 17. *De Long*, *Regesta* Bavar. I. 29 und a. 900.
Holzheim, *Concil.* Germ. II. 568. 888.

bestimmte Lieferung an Käse und Schmalz an den Eigenthümer. Der Medertritt kommt als Lohn und Zins dem Inhaber der Alpe zu Gute. Dieser geht daher auf Werbung aus, bis er die bestimmte Anzahl solcher Käse zusammengebracht hat. Es ist nicht selten der Fall, daß er in schlechten Jahren für die Weide und Wartung der fremden Wüsthübe gar nichts gewinnt. Zuletzt ist im Thale wird es durch ein Schneegebirge von Lausers getrennt, über welches stinte Bergsteiger leicht hinübergehen. Man rechnet für den Übergang aus Deserreggen fünf Stunden*).

(G. F. Schreiner.)

ERLIK, in der lamaistischen Religion der mongolische Name der Diener des Höllentrichters Erlik-Chan, des indischen Yama oder Dharmaradscha. Ihr Geschäft ist, die Seelen der belebten Wesen nach dem Tode vor den Richterstuhl ihres Beherrschers zu bringen, der ihr künftiges Schicksal entscheidet und nach Vergabe ihrer guten oder bösen Handlungen im Leben eine höhere oder niedere Wiedergeburt anweist. Über solche Wesen aber, die nach dem Tode in die höhere Region der Götter wiedergeboren oder gar Buddha werden, haben die Erlik keine Gewalt.

(Richter.)

ERLIK-CHAN, auch Nomun-Chan, der Fürst der Erlik, heißt auf tangutisch Schöndschchi-Tschedsal, Tschödschi-Schalba oder Schalschi, d. h. Beherrscher der Hölle und Richter aller abgeschiedenen Seelen. Er soll erst ein Fürst der Oberwelt gewesen sein, der durch große Verdienste, aber auch durch große Faller und Wollustsünden berühmt war. Durch den mächtigen Dürchen Jaman-baga ward er aus seinem Reiche verdrängt, und, nachdem er Buße gethan, von Schigemuni zum Richter und Beherrscher der Unterwelt bestellt, von da an aber als Gott verehrt. Sowohl die guten als bösen Schickselgeister der Menschen sind ihm unterthan, sowie auch die Erlik oder Teufel in der untersten Hölle, wohin die zu Qualen verdamnten Seelen, von den Höllenboten Tergalschinor abgeführt werden. In diesem Höllenreiche sucht nun Erlik-Chan sowie als möglich Ordnung zu erhalten, kann es aber doch nicht verhindern, daß die Unholde auf die Oberwelt kommen und Unglück und Schaden unter den Menschen anrichten. Witten in dem 500 Meilen unter unserer Welt gelegenen Biridian Dron oder Reich der Wird liegt eine große, mit weißen Mauern umgebene Stadt, wo beständig Pandpauten geschlagen und geistliche Bücher gelesen werden. Hier ist die Burg des Erlik-Chan und sein Palast mit 16 eisernen Wauern umgeben, die keinen andern Eingang haben, als die 36 Festtürn ähnlichen Wohnstätten der Wird, einer besondern Art von Ungeheuer, in welchen die dazu verdamnten Seelen wiedergeboren werden und eine Zeit lang für ihre Sünden büßen müssen. — Erlik-Chan wird vorgestellt von einem Flammenkreise umgeben und auf einem stehenden, über einer menschlichen Figur knienden Büffel stehend, in der Rechten einen mit

einem Todtenkopfe gezeichneten Scepter, in der linken eine Pferdezwinge haltend. Er scheint im höchsten Zorn zu sein, doch den Liebkosungen der viel kleineren neben ihm stehenden Gesährten Gehör zu geben. Sein Haupt ist gehöhrt, mit Flammen umgeben und mit Todtenköpfen gezieret, von denen er auch eine Reihe um sich hängen hat. Das Antlitz gleicht dem Gesicht eines Löwen mit einer Büffels- oder Ziegenchnauze. Zugleich erscheint er als Ithypallikus. In einem mongolischen Tempel fand man ihn ganz blau, auf Menschen tretend, gemalt. Er hatte zwei blaue, mit Hirnschädeln gekrönte, Köpfe über einander und am untern war rechts ein weißes, links ein rothes Gesicht. Von seinen vier Armen trug einer zur Rechten ein Schwert und einer zur Linken ein Pannier; mit den beiden andern hielt er vor sich ein Ershir, einen mit Blut bedeckten Hirnschädel, und einen Rosenkranz von blauen Todtenköpfen. Der Stein unter seinen Füßen und seine neben ihm stehende Gattin Samundo hatten eine hellblaue Farbe. — In dem Mythos und der symbolischen Darstellung dieses Gottes finden sich viele Anklänge an den Mythos vom Bali bei den Hindus, an deren Todtenrichter Yama und an den Zerstörer und Erzeuger Schiwa. Pallast, Hist. Nachr. über die Mong. II. S. 53, 54, 99, 100. (Richter.)

ERLINGHUNDRA, ein Kreis (Härad) in der schwedischen Provinz Uppland Stockholms Län mit den Kirchspielen Ödensala, Husbö, Älste, Kiststa, Norrunda und St. Olof; gränzt an den See Mälare; eben, mit einzelnen Bergen, und wenigem Walde. Der Ackerbau ist nicht unbedeutend. (v. Schubert.)

ERLINGR'), norwegischer König, Sohn des Königs Erlik Bloddr und Gunnild's, hatte in England, wo seine aus Norwegen vertriebenen Ältern lebten, das Christenthum angenommen, kam nach des Vaters Tode mit seiner Mutter und seinen Brüdern unter Leitung der ersten, denen selbst sein ältester') Bruder Samli war damals noch kein erwachsener Mann, nach den Drensjor, welche sie unter sich nahmen, und von da nach Dänemark, welches mit dem Könige Balon dem Guten von Norwegen in Unfrieden lebte, weshalb Gunnild und ihre Söhne bei dem Könige Harald von Dänemark gute Aufnahme und Leben erhielten. Erlik's Söhne, welche früher an Stärke und Fertigkeiten, als an der Zahl der Jahre erwachsen, machten, sobald es das Alter erlaubte, von Dänemark aus Raubfahrten theils an die Küsten der Dister, theils nach Norwegen in die Wik, wo sie sich mit dem Könige Tryggwi schlugen. In der Schlacht auf Dagwaldnes, welche sie gegen den König Hakon den Guten verloren, fiel Erling's Bruder Gultorm. Nach dieser Schlacht verweilten Erlik's Söhne wieder lange Zeit in Dänemark, und machten von da Raub-

1) Ohne Zeichen des Reminative Keling. In der großen Olaf Saga Tryggvasonar in den Fornmannasögur. I. B. S. 53, 54, 55, 56 wird er Kelling (eben das Zeichen des Reminative Keling) genannt; S. 20 jedoch Erling, wie in den andern Geschichtswerken. 2) Erling war das dritte Kind und der fünfte Sohn des Königs Erlik Bloddr und Gunnild's.

*) f. Das Land Tröel. Mit einem Anhange: Boratberg. Ein Pandbush für Reikene. 3. Bd. Nebenblätter, Boratberg. (Jahrbuch 1838.) S. 156.

fahrten in die Dillgegend (d. h. nach Ebst, Rio. und Kurland). Mit dem großen Kriegsschiffe, das ihnen auf der Herzung gefolgt war, und mit dem noch größeren, das ihnen König Harald Gormsson gab, schifften sie nach Norwegen, und hatten mit dem Könige Håkon dem Guten die Landschlacht bei Frodraberg, in welcher sie den Sieg und ihren Bruder Samli verloren, aber sie selbst die Schiffe erreichten. Sie weilten nun wieder eine Zeit lang in Dänemark. Dann (muthmaßlich im J. 961) schlugen sie wieder mit dänischer Hilfe die Schlacht in Eord, in welcher sie zwar den Sieg⁵⁾ verloren, aber König Håkon, als er die Flüchtigen verfolgte, eine tödtliche Wunde erlitt. Nach Håkon's Tode nahmen Gisle's Söhne das Königthum über Norwegen. Harald Gressell, der älteste der noch lebenden Brüder, hatte vor ihnen das meiste Ansehen, und Gunnhild, der Könige Mutter genannt, hatte großen Antheil an der Landesregierung. Gunnhild's Söhne galten für lange Männer und machten sich noch mehr verhasst dadurch, daß sie die heidnischen Tempel niederbrachen und die Opfer verderbten. Deshalb legte man ihnen die eintretende unfruchtbare Zeit zur Last. Als einst Gunnhild sich mit ihren Söhnen über die Landesangelegenheiten beriet, fragte sie dieselben, was sie zu thun gedächten, da sie Königsnamen trügen, und doch keines Volk und Land hätten, da Argyggi und Gudröd die Wit besäßen, und Jarl Sigurd allein herrsche, und machte weiter ihren Söhnen Vorwürfe, daß sie eben Sommer auf Raubung in andere Länder führten, und sich den Jarl ihr Vaterde renehmen lassen. Als Harald ihr die Schwierigkeit vorstellte, den bedrängten, mächtigen, klugen Jarl, dem alle Thronbir beistehen würden, wenn er angegriffen würde, mit Gewalt zu stürzen, antwortete sie: Wir sollen auf eine ganz andere Weise mit vorsichtigen Rathschlägen verfahren. Harald und Erlingr sollen den Herbst über in Nordmari fügen. Ich kann auch mit euch reisen: da sollen wir versuchen, was sich ausrichten läßt. Harald trug nun durch eine Gesandtschaft dem Jarl Sigurd Freundschaft an. Dieser nahm das freundschaftlich auf, lehnte es aber ab, an des Königs Hof zu kommen. Griotgard jedoch, der viel jünger, als sein Bruder Jarl Sigurd war, nahm die Einladung an, und ließ sich durch die Versprechungen, daß er das ganze Reich, das Jarl Sigurd gehabt, nach dessen Tode erhalten solle, zum Verrathe gegen seinen Bruder gewinnen, indem er sich in dem Vertrage ansehnlich machte, Spähung zu dem Weibse zu halten, um zu erfahren, wann sich die beste Gelegenheit zu einem Anfall auf den Jarl darbiete, und hiervon dem königlichen Hofe Nachricht zu geben. Im Herbst reiste Jarl Sigurd nach Südardal⁴⁾ hin, ein, wo er auf Schmäußen war, und von da in gleicher Absicht nach Dgla⁵⁾. Der Jarl hatte aus Mißtrauen

gegen den königlichen Hof stets viele Mannschaft bei sich gehabt. Seitdem aber freundschaftliche Versicherungen zwischen beiden Theilen stattgefunden hatten, war er von keinem großen Gefolge begleitet. Griotgard gab dem Könige Harald Nachricht, daß mit dem Anschlag auf den Jarl nicht auf ein anderes Mal zu warten. Sogleich in derselben Nacht führten die Könige Haraldr und Erlingr auf vier Schiften und mit großem Kriegsschiffe bei Eternenlicht nach Thrandheim hinein. Zu ihnen stieß Griotgard. In dem letzten Theile der Nacht kamen sie nach Dgla, dabin, wo Jarl Sigurd zu Schmause war. Sie legten Feuer in das Haus, und verbrannten den Hof, und den Jarl darin mit allem seinem Volke. Sogleich am frühen Tage führten sie wieder nach Muri ab, wo sie lange verweilten. Sigurd's Sohn Håkon war drinnen in Thrandheim, als sein Vater in Dgla verbrannt war. Bei dieser Nachricht rüßete sich sogleich ganz Thrandheim, das versammelte Herr nahm Håkon zum Jarl und Häuptling über das Kriegsvolk. Als sie mit demselben durch den Thrandheimsfjord hinausschifften, und dieses Gunnhild's Söhne erblen, begaben sie sich südwärts nach Raumdal und nach Sannmari. Jarl Håkon behauptete mit Beistand seiner Muthsbrüder Thrandheim drei Jahre, sodas Gunnhild's Söhne keine Einnahme in Thrandheim bekamen. Sie hatten viele blutige Schlachten mit dem Jarl. Da aber die Borden des Unfriedens und der Verwüthung überdrüssig wurden, ward ein Vertrag zu Stande gebracht, mittelst dessen Jarl Håkon ein dem gleiches Reich in Thrandheim, wie sein Vater Sigurd und die Könige ein dem gleiches Reich, wie vor ihnen König Håkon der Gute gehabt hatte, haben sollten. Durch eine Zusammenkunft, welche in Heidmört in einem Herbst Jarl Håkon, König Argyggi Dlafsson und König Gudröd Biarnarsson hielten, ward in Gunnhild und ihrem Sohn der Argywosn erweckt, daß sie dort Landesverroth an den Königen gethan haben würden. Im Frühlinge stellten sich König Harald und sein Bruder König Gudröd Gislefson, als wenn sie eine Seerachfahrt in die Dfisse vorhaben, und entzweiten sich scheinbar bei dem Tringelage vor der Mafart, und trennten sich als mit einander entweit. Hierdurch gelang es, daß König Gudröd Gislefson den König Argyggi und König Harald den König Gudröd Biarnarsson durch Arglist erschlug. Hieraus unterwarfen sie sich die Wit, boten hier großes Kriegsvolk auf, und brachten einen großen Theil des Sommers in Thrandheim zu, und nahmen alle Schatzungen und Jinsen dafelbst, während Jarl Håkon auf einem Raubzuge in der Dfisse war. Als der Sommer verging, blieben Sigurd Slewa, und Gudröd in Thrandheim zurück, aber Harald und die andern Brüder und das Seerugsvolk, welches den Sommer über mit ihnen gezogen war, begaben sich ostwärts in das Land. Als Jarl Håkon im Herbst nach Thrandheim kam, verließen dieses auch die andern Söhne Gunnhild's. Wenn Jarl Håkon in Thrandheim war, hielten sich Gunnhild's Söhne nicht im Norden von Stad. Während der Jarl sich in Dänemark befand, führten König Harald Gressell und seine Brüder nordwärts

3) Nach dem Aegir af Norge Kongesagaum (in den Fornmannna Sögur. 10. Bds. S. 333) wäre Erlingr in der Schlacht auf Håkon in Eord gefallen, aber nach Snorri Sturluson entkamen alle Söhne Gisle's aus dem Kampfsamunde, und Erlingr tritt nach der Schlacht in Eord namentlich auf. 4) Jegt Südardalen. 5) ober Ogl, nicht weit von Ålvors.

nach Thrandheim Kriegsvolk, und sandten dort keinen Widerstand; sie nahmen Schatz und Bins und alle Königseinnahmen, und ließen die Benden großes Strafgeld zahlen, indem sie damals lange Zeit wenig Geld aus Thrandheim empfingen, und Jarl Hakon muß sehr zahlreicher Mannschaft dort gefessen hatte, und im Umrufen mit den Königen war. Im Herbst zog Harald südwärts in das Land mit dem meisten Kriegsvolk, das dort Heimath hatte; aber König Erling blieb mit seinem Kriegsvolk in Thrandheim zurück; er brachte abermals harte Forderung an die Benden, und bedröhte sie durch harte Rechtsansprüche. Sie murrten, und wollten ihren Schaden nicht ruhig ertragen. Ueberdies sandte der sich in Dänemark befindliche Jarl Hakon seine Leute heimlich nach Thrandheim zu seinen Freunden, und legte ihnen den Rath vor, daß sie den König Erling, wenn sie dazu kommen könnten, erschlagen sollten; er (Hakon) werde im Winter versammeln sich die thrandischen Benden, und belagern großes Kriegsvolk, nahmen hieraus ihre Richtung dahin, wo er zu Schmause war, und viel Schlacht mit ihm. Dort fiel König Erling und viel Mannschaft mit ihm *). (Vernard Wachter.)

ERLINGR, Skjalgeson, von Soli), in Jadar *), welcher er auch von Jadar hieß, war der Sohn Thoralf's Schlags aus dem berühmten Geschlechte Hörðabara's, galt für den schönsten und hoffnungsvollsten Jüngling in Norwegen zur Zeit, als König Olaf Truggvason die Norweger durch Gewalt und Raub zum Christenthume bekehrte. Als dieser mit seinem Kriegsvolk zum Galathing kam, und sich zuvörderst mit den Landeshauptlingen besprach, war unter den Vergleichsbedingungen, welche Erling's vierter Vaterbruder Dimor für sich und seine zahlreichen Blutsfreunde dem Könige vorlegte, die erste, daß er an ihren Blutsfreund Erling Schlagsen seine Schwester Astrid verheirathen solle. Sie aber wollte keinen Mann haben, der nicht eine hohe Würde habe. Der König versprach, ihrem künftigen Manne eine Würde zu ertheilen. So ward Astrid Erling verlobt. Als der König hierauf auf der Volks- und Gerichtsversammlung den Benden das Christenthum gebot, gingen Dimor und Erling und mit ihnen alle ihre Blutsfreunde in Beförderung dieser Angelegenheit des Königs vor. Da wagte Niemand zu widersprechen, und das ganze Volk ward zu Christen gemacht. Als Erling hierauf in dem Sommer (muthmaßlich 996) seine Hochzeit hielt, bot der König seinem Schwager an: ihm Jarlthum zu geben. Erling aber sagte: Herra sind meine Blutsfreunde gewesen. Ich will keinen höhern

Namen, als sie haben; das will ich von euch empfangen, daß ihr mich den größten mit dem Namen *) hier im Lande sein laßt. Der König sagte ja dazu, und als er schied, gab er seinem Schwager das Land von Sogns an und ostwärts bis Eidanikes auf dieselbe Weise, wie Harald der Haarschöne es seinen Eidehnen gegeben hatte *). Dadurch erhielt Erling die halben Landskyllir (Selber für die verpachteten Ländereien) und zur Hälfte alle Königseinkünfte (Königseinnahmen) zwischen Eidanikes und Sogn. Ob er gleich ein größeres Reich, als die meisten Schlagsone (tributpflichtigen Könige) hatte, so wollte er doch nicht Jarl heißen. Unter der Bedingung, daß Jarl Rognvald Ulfson von Gautland Christ ward, gab ihm König Olaf Truggvason seine Schwester Angibidrg zur Frau, und die Hochzeit ward aus dem prächtigen Schmause gefeiert, welchen Erling seinem königlichen Schwager in Soli gab, als dieser im Begriff war, seine Fahrt nach dem Wendlande anzutreten. Unter denen, welche ihn auf derselben begleiteten, war Erling der erste Mann. Er hatte eine wohlbesetzte Skeid (langes Kriegsschiff) von ausgezeichnete Größe. Als Olaf Truggvason von Wendland wieder hinfuhr und seine Flotte vorauslaufen ließ, griffen die gegen ihn Verbündeten, der Dänenkönig Swein, der Schwedenkönig Olaf und der norwegische Jarl Eirik, der Sohn des Jarl Hakon's des Mächtigen, das Schiff Erling's absichtlich nicht an, und ließen es ruhig vorüberziehen. Erling wußte so nichts von der Schlacht von Swoite (muthmaßlich im J. 1000), welche gegen seinen Schwager geschlagen ward, und konnte ihm, was er nachher herzlich bedauerte, nicht beistehen. Nach Olaf Truggvason's Tode theilten der Dänenkönig Swein, der Schwedenkönig Olaf und der Jarl Eirik das Reich Norwegen unter sich. Der Schwedenkönig gab seinen Theil dem Jarl Swein als zinspflichtiges Reich zu Lehen, und der Dänenkönig von seinem Theile dem Jarl Eirik Raumariki und Heimönd *). Dem Jarl Eirik mißfiel, daß Erling ein so großes Gebiet hatte, wie vor angegeben haben, und nahm unter sich alle die königseigenen (königlichen oder Reichsebstungen), welche König Olaf Truggvason seinem Schwager Erling verliehen hatte. Doch nahm Erling, wie zuvor alle Landskyllir (Selber für die verpachteten Ländereien) in Rogaland, und die Landesbebauer zahlten oft zwiefache Landskyllir, denn in andern Fällen vermehrte er ihre bebauten Ländereien. Jarl Eirik bekam wenig von dem Sakeyri (Strafgeldern), weil die Syslamen (Boigte) sich dort nicht hielten, denn der Jarl selbst, wenn er dahin zu Schmäusen reiste, hatte sehr viele Mannschaft

*) Snorri Sturluson's Heimskringla (Heimskringla), übersezt und erläutert von J. Wachter. 1. Bd. S. 248. 2. Bd. S. 124. 127. 153. 176. Olaf's Saga Helga in den Fornmannna-Sögur. 4. Bd. S. 17. 12.

1) al. Soli, welches die Beugung von Soli ist, muthmaßlich jetzt das Gschlechte Kirke-Sole bei der Gerichtsstätte Ud-Soli. Epl. das Geograph. Register zu den Dänischen Sagen. 12. Bd. S. 535.

2) s. Nügem. Encycl. 4. B. u. S. 2. Sect. 14. 15. S. 75. 76.

3) Rämlich den größten mit dem Titel Herra (in der Weichgott Herra).

4) Snorri Sturluson's Heimskringla, übersezt und erläutert von J. Wachter. 2. Bd. S. 297. 300—302.

5) Snorri Sturluson ebenfalls in der Saga al. Olaf Truggvason in der großen Ausgabe der Heimskringla. 1. Bd. S. 328. 329. 334. 348, meistens (sowie 6. Bd. S. 62) eine Strophe ist, in welcher des Jarls Eirik's Hateren Eide Thor's Kolbeinsen sagt, daß vorher die Herra immer die Freunde der Jarlar gewesen, außer jetzt Erling.

aus Furcht *) vor Erlingr bei sich. Jarl Eirík unternahm deshalb keine Schlacht wider Erlingr, weil er viele mächtige Blutsverwandte hatte, selbst auch mächtig war, viele Freunde besaß, und stets viele Mannschaft, als wenn es die Leibwache eines Königs wäre, um sich hatte. Oft in den Sommern war Erlingr auf Herung (Geraubzügen) und verschaffte sich Geld und andere Bedürfnisse, denn er behielt die alte Gewohnheit der Freigebigkeit und Pracht bei, obgleich er kleinere Lehen und unbequemere Einkünfte hatte, als in den Tagen seines Schwagers, des Königs Dlaf Tryggvason. Erlingr war aller Männer schönster, größter und stärkster, und in Waffen mehr als jeder Andere gewandt, und gleich in allen Künsten am meisten dem Könige Dlaf Tryggvason, war einsichtsvoll und betriebam in allen Stücken, und der größte Heermann †). Es war stets die Rede der Menschen, daß Erlingr der ansehnlichste aller Lendir Menn (belehnten Männer) in Norwegen gewesen sei. Erling's und Astrid's Kinder waren Astlaf, Skjalgr, Sigurdr, Robinn, Thorir und Ragnhilde, welche Thorbergr Arnason zur Gemahlin hatte. Erlingr hatte stets bei sich 90 oder mehr Freigelasene, und wenn die Jarlar nahe waren, 200 *) (240) oder mehr Mann um sich. Niemals reiste er anders als auf einem wohlbesetzten zwanzigfüßigen *) Schiffe. In der Wiklag (Geraubfahrt) oder auf der Kruggvorfammlung zur Vertheidigung des Landes war er auf einer Skeid **) von ausgezeichneteier Größe mit 200 (240) Mann. Daheim hatte Erlingr stets 300 Sklaven außer den andern Leuten; er bestimmte den Sklaven das Tageswerk, und gab ihnen manchmal auch Erlaubniß dazu, daß sie in der Dämmerung und zur Nachtzeit für sich arbeiteten. Er theilte ihnen Ackerland, daß sie sich Getreide säeten und die Früchte sich zu Gelde machten. Er legte Jedem den Preis aus, für den er sich loskaufen konnte; viele kauften sich schon im ersten oder zweiten Jahrbahre los, aber alle, welche einigen gebrüchlichen Erfolg ihrer Bemühungen hatten, in drei Jahren. Mit diesem Gelde kaufte Erlingr sich andere Leute; oder einen Theil seiner Freigelasenen ††) wies er zum Haringfange und einen

andern zu andern Erwerbszweigen an; aber ein dritter rottete Wälder aus, und machte sich Hii's (Landwirtschaftsböse) darin. Alle brachte er zu irgend einer Thätigkeit. Als nach dem Tode des Jarls Eirík (im J. 1013) sein Sohn Håkon und sein (Eirík's) Bruder über Norwegen herrschten, schlossen sie mit Erlingen einen Vergleichungsvergleich, und dieser ward dadurch bekräftigt, daß Erling's Sohn Astlaf die Tochter des Jarls Svein heirathete. Erlingr und Astlaf sollten alle die Lehnseinkünfte haben, welche König Dlaf Tryggvason Erlingen verliehen hatte. Erlingr ward da vollkommener Freund der Jarlar, und dieses bekräftigten sie durch Eidschwüre unter sich. Als Jarl Svein im J. 1015 auf seinem Zuge aus Thrandheim gegen Dlaf den Diden, der nachmals der Heilige hieß, südblich von Rogaland gelangte, kam ihm Erlingr mit schönem und vielem Kriegesvolke entgegen, und schiffte mit ihm (gegen das Ende der großen Fastenzeit) zur Wit. Als nach dem Verluste der Seeschlacht von Ræd Jarl Svein die Lendir Menn (Provinzialpräfekte) um Rath befragte, rief Erlingr, daß sie nach Norden in das Land segeln, sich Kriegesvolk verschaffen, und sich nochmals gegen den König Dlaf schlagen sollten. Aber weil sie viel Kriegesvolk verloren hatten, verlangten die meisten, daß der Jarl aus dem Lande zu seinem Schwiegervater, dem Könige von Schweden, ziehen, und sich dort Kriegesvolk verschaffen sollte. Dieses befolgte der Jarl. Erlingr aber, und noch viele andere Lendir Menn, welche ihre Diale (erblichen Besitzungen) nicht fliehen wollten, zogen zu ihren Heimathsflecken. Erlingr hatte diesen Sommer über (1015) sehr viele Mannschaft um sich, und als König Dlaf nach Ribansien's kam und dieses hörte, wollte er nicht auf Nordr. Agdr, sondern benutzte den günstigen Wind und eilte nach Thrandheim, um es zu unterwerfen, während der Jarl außer Landes war. Jarl Svein starb in Schweden (1015). Als im folgenden Jahre (1016) König Dlaf der Dide mit seiner Flotte in Karmund lag, ward mit Erlingen wegen eines Vergleichungsvergleiches unterhandelt, und als Zusammenkunftsort Hvoltingsey bestimmt. Als sie nun hier mündlich über den Vergleich unterhandelten, dünkte es Erlingen, als finde sich etwas andres in Dlaf's Worten, als ihm erzählt worden war, denn als Erlingr sagte, daß er alle die Lehnseinkünfte, welche ihm Dlaf Tryggvason, und hernach die Jarlar Svein und Håkon verliehen hätten, haben, und dann des Königs Mann und holden (treuer) Freund werden wollte, antwortete der König, er wolle ihm zwar zum größten Lendir Mæ (belehnten Mann) machen, aber in Erthörung der Lehen und beschränkte Freiheit haben. Erling's Denkart war es entgegen, um etwas zu bitten. Er sagte daher zum Könige, der Dienst, den er ihm freiwillig leiste, werde ihm am nützlichsten sein, und ging. Aber Erling's Blutsverwandte und Freunde drangen mit Bitten in ihn, daß er sich mit dem Könige verbünden sollte. Er ging auch dem Könige zu Handen (trat in seinen Dienst), unter den Bedingungen, welche der König bestimmte. Hierauf trennten sie sich, und galten für versöhnt mit einander,

6) s. die Strophe des berühmten Stabes Eighwær, in welcher er vermerkt hat, wie sehr Erlingr dem Gefolge der Jarle zum Schrecken war, bei Snorri Sturluson in der Olaf Saga Helga in der großen Ausgabe der Heimskringla. 2. Bd. S. 21 (und 6. Bd. S. 21) und in der Olaf Saga Helga als Einzelchrift in den Fornmanns-Sägar. 4. Bd. S. 69 (vergl. 12. Bd. S. 66). 7) Die Strophe Eighwær's, in welcher er singt, daß kein anderer der Lendir Menn (belehnten Männer, Provinzialpräfekten) mehr Schlachten hatte, als Erlingr, und daß dieser zuerst in den Kampf und zuletzt aus demselben ging, s. in der Ol. S. H. in der Heimskr. a. a. 2. Bd. S. 21 (6. Bd. S. 21) und der Ol. S. H. als Einzelchrift in den Fornm.-Sägar 4. Bd. (vergl. 12. Bd. S. 66 und Scripta Islandica historica. Vol. IV. p. 71).

8) Mündlich Geschworen. 9) Schiffe mit 20 Ausbesetzten.

10) Gemüth, langest Kriegesflucht, Schwächlichkeit zum Behuf der Seeschlachten. 11) Die Lezingar, Freisinger bei den Norwägern wurden nämlich, sowie auch bei den übrigen Germanen nicht völlig frei, sondern blieben immer noch in Abhängigkeit zu ihrem vorigen Herrn, und es fand noch statt, was Tacitus (Germ. 25) bemerkt: Libelli non multum supra servos.

waren es aber eigentlich nicht. Erlingr hielt seine Macht *) so aufrecht, daß er von Sogns bis Lindanbiens in Allem über die Borden herrschte, aber mindere Lehnseinkünfte von dem Könige hatte er, als zuvor. Doch fand solches Schrecken vor ihm statt, daß Niemand anders zu thun wagte, als er wollte. Der an Abkunft große und mächtige Aslak Hittasfali, ein Verwandter Erling's, denn Schalg, Erling's Vater, und Aslak, Aslak's Vater, waren Brüder söhne (Vettern), war ein großer Freund des Königs Dlaf, und dieser gab ihm Sig in Sunnborland und ein großes Lehen und große damit verbundene Einkünfte, und hieß ihm, Erlingen in nichts nachzustehen. Aber sobald der König nicht mehr war, schaltete und maltete Erlingr allein, wie er wollte, und ward nicht müde gegen Aslak'en, obgleich sich dieser ihm gleichstellte. Aslak hielt sich nicht in der Sysla (Boigteil) und entwich zu dem Könige Dlaf. Dieser beschied Erlingen (im J. 1012) nach Lundberg und machte ihm Vorwürfe über sein anmaßendes Betragen, das zu vielen Beschwerden Veranlassung gegeben habe. Erlingr bemerkte in Beziehung auf Aslak'en, es sei jetzt, wie es lange gewesen, daß jeder von ihnen (Erling's und Aslak's) Blutsfreunden mehr als der andere sein wolle, und rückte dann dem Könige vor, daß Selthorir, aus Sklavengeschlechtern stammend und so geboren jetzt der Armadr (Proviandverwalter) des Königs sei. Da legten sich Freunde des Königs und Erling's dazwischen, und stellten jenem vor, daß er an seinem Menschen so viele Unterstützung habe, als an diesem, wenn er sein vollkommener Freund sein könne, und machten diesem bemerklich, daß, wenn er sich in Freundschaft mit dem Könige hielte, es ihm leicht sein werde, vor jedem Andern auszurücken, was er wollte. Die Zusammenkunft schloß so, daß Erlingr dieselben Lehnseinkünfte haben sollte, die er früher gehabt, und alle Sachen, deren der König Erlingen anlagte, niedergeschlagen wurden. Auch sollte Schalg, Erling's Sohn, zu dem Könige sich begeben und bei ihm sein. Da reiste Aslak zu seinen Bü's (Landwirthschaftsböden) zurück, und er und Erlingr waren verglichen zu nennen und galten für verbündet. Erlingr reiste auch heim zu seinen Bü's, und behielt in Ausübung seiner Macht seine alte Weise bei. Selthorir nannte ihn den König der Rygir (Bewohner von Rogaland). Aus Hologaland, wo einige Jahre nach einander der Miswache herrschte, kam Erling's Schwester söhn, Asbjörn, mit einem Schiffe auf seiner Fahrt, die er nach Süden machte, um Getreide zu kaufen, nach Hgwaldnes. Da der König Dlaf verboten hatte, aus dem südlischen Lande Getreide, und Malz und Wehl in das nördliche zu schaffen, ward Asbjörn von Selthorir zurüdgewiesen. Asbjörn bat sich nun aus, wenigstens

seinen Mutterbruder Erling in Soli besuchen zu dürfen. Erlingr glaubte des Königs Verbot nicht zu übertreten, wenn er seinen Schwester söhn Asbjörn Getreide von seinen Sklaven **) kaufen ließ, da Sklaven nicht in den Gesehen oder dem Landrechte mit andern Menschen seien (d. h. da auf Sklaven die Gesehe und das Landrecht der Freien nicht angewandt werden). Als Asbjörn nach Hgwaldnes kam, zwang ihn Selthorir, der sich mit Kriegsvolk umgeben hatte, das Getreide auszuladen, und Asbjörn mußte mit leerem Lastschiffe nach Thrandarnes (Tronds) in Hologland zurückfahren, kam aber auf einem Lastschiffe im Frühlinge (1023) wieder, und erschlug Selthorir'n in Gegenwart des Königs Dlaf, der bei ihm zu Schmause in Hgwaldnes sich befand. Der König ließ den Thäter ergreifen. Schalg Erling's Sohn erbot sich, dem Könige für den Menschen Buzgeit zu zahlen. Der König aber antwortete, daß es ein Todesverbrechen sei, wenn Jemand den Hserfrien breche, und ein zweites, wenn er einen Menschen in des Königs Herberge erschlage; er könne, obgleich ihm Schalg sehr werth, doch um seinetwillen die Gesehe nicht brechen. Schalg ging aus der Speise stube, bat Thorarin Hefjelson, Sorge zu tragen, daß der Mensch vor dem nächsten Sonntag nicht erschlagen werde, und eilte auf seiner Ruderstute nach Jadar, und brachte seinem Vater die Nachricht, daß sein Blutsfreund Asbjörn aus Hgwaldnes in Fesseln lige. Unterdessen fristete Thorarin Asbjörn's Leben dadurch, daß er für ihn Frieden während des Festes bewirkte. Auf Antrieh Schalg's und seiner Brüder ließ ihr Vater Erlingr den Herrysfel aufschneiden, und es kam schnell großes Kriegsvolk nahe an 1500 (1800) zusammen. Mit ihnen eilte Erlingr zu Schiffe nach Hgwaldnes, wo er am Sonntag erschien, und stellte das Kriegsvolk während des Gottesdienstes auf beiden Seiten der Straße von der Kirchthüre bis zur Speise stube auf. Als der König aus der Kirche kam, gingen er und seine Begleiter einer nach dem andern durch den beschränkten Raum nach der Speise stube, vor welcher Erlingr und seine Söhne standen. Erlingr grüßte den König, und bat ihm für seinen Blutsfreund Vergleich und Buzgeit an, soviel der König selbst bestimmen würde, nur sollte er ihm sein Leben und seine Glieder und Aufenthalt im Lande lassen. Der König antwortete, er lasse sich durch das Kriegsvolk, welches Erlingr zusammengezogen, nicht schrecken. Dieser erwiderte, er (Erlingr) wünsche von dem Könige verglichen und verführt zu werden. Bischof Sigurd gebot von Gottes wegen dem Könige, daß er sich mit Erling'en vergleichen möchte auf die von Erlingen erbetene Weise, so daß Asbjörn Lebensfrien und die Glieder haben solle, aber der König im Übrigen die Vergleichsbedingungen nach seinem eignen Erntessen festsetzen solle. Der König überließ dem Bischof den weiteren Betrieb der Sache. Auf des Bischofs Aufforderung lieffte

12) Der Skalde Sigvate glaubte dem Herrig Data Gudbrand, von welchem man sagte, daß er wie ein König über Dalir herrschte, seine größere Schmeichelei machen zu können, als wenn er ihn mit Erling Högwaldnes verglich; s. die Erzählung des Snorri Sturufson, Olaf's Hög in der großen Ausgabe der Heimskringla. 2. Bd. S. 171 in der Fornmanns-Sägar. 4. Bd. S. 271.

13) Wie Erlingr seine Sklaven in dem Stand setzte, Getreide zu verkaufen, haben wir in diesem Artikel bereits weiter oben gesehen.

Erlingr dem Könige Pfandschaft in dieser Vergleichsan-
gelegenheit, hierauf erhielt Asbjörn Frieden, und ging
in des Königs Gewalt und küßte des Königs Hand.
Dann vergab sich Erlingr mit seinem Kriegsvolk hinweg,
ohne daß er und der König Abschied von einander nah-
men. Hierauf machte der König die Vergleichsbedin-
gungen bekannt, nach welchen Asbjörn an Selthor's
Statt des Königs Armadr (Proviantverwalter) wer-
den sollte, der Vorküßer der Landbesetze gemäß, nach
welchen derjenige Mensch, welcher einen Dienstmann des
Königs erschlage, sich, wenn der König wolle, desselben
Dienstes unterziehen solle. Asbjörn bat sich aber, bevor
er Selthor's Stelle antrat, die Erlaubniß aus, zuvor
nach Hause reisen zu dürfen und blieb auf Antrich sei-
nes Blutsfreunds, Namens Thorir Hund, daheim auf
seinen Bei (Landwirtschaftslehren). Nachdem König
Dlaf und Erlingr sich auf Dymalnes getroffen hatten,
erhob sich neue Zwietracht zwischen ihnen, und wuchs
bis zu voller Feindschaft gegen einander; Erling's Schwe-
stersohn Asbjörn Selabani ward (im J. 1024) von As-
mund Granitelson, welchen König Dlaf als Syslumaadr
(Beizt) nach Halogaland schickte, durch den Wurfspieß
des Lebens beraubt. Im Sommer 1025 kamen von
Norwegen nach England zu dem Könige Knut dem
Mächtigen Aslaf und Schjalg, Söhne Erling's von
Jadar, und fanden dort eine gute Aufnahme, denn
Aslaf hatte zur Gemahlin Sigriden, die Tochter des
Jarl's Ewein Halanarson, und sie und Jarl Halon
Erinsson, welcher sich bei dem Könige Knut befand,
waren Bruderkinder. König Knut gab Erling's Söhne
große Lehnsinkünfte dort bei sich, und sie wurden in
sehr großen Eken gehalten. Knut war ein Feind des
Königs Dlaf des Dänen von Norwegen. Als dieser im
J. 1026 im Situndafund lag, hörte er, daß Erlingr
und mit ihm die Jadarbyggjar (Bewohner von Ja-
dar) in Versammlung kamen und großes Heer hatten.
Als des Königs Leute eines Tages darüber sprachen, ob
es der Wind erlaube, vor Jadar vorüber zu segeln,
und die meisten dieses vernahmen, antwortete Halldor Ormniols-
son: mit diesem Winde würde vor Jadar zu segeln ge-
raten, wenn Erlingr Schjalg'son ein Gastmahl für uns
auf Söli bereitet hätte. Erling's Tochter Ragnbild
in Sigla nahm (im J. 1026) den von Dlaf's Hofe fliehen-
den und deshalb von ihm gedächten Isländer Stein in
ihren Schut, wider den Willen ihres Gemahls Thorberg
Arnason, welcher sich nicht den Zorn des Königs zuzie-
hen wollte. Da Thorberg das Verlangen Ragnbild's
nicht erfüllte, und Stein, welcher den Winter von
1026—1027 in Sigla sich aufhielt, nicht zu Erlingern
brachte oder unter Bedeckung zu ihm sandte, sondern
sagte, Erlingr thue so schon genug dem Könige Wis-
sidiges, so sandte sie Leute nach Jadar zu ihrem Va-
ter, und bat ihn um Weisand. Erlingr schickte seine
Söhne Sigurd und Thorir oder Thorir. Mit Stein
fuhren Erling's und Arni's Söhne auf einer zahlreich be-
setzten Flotte nach Nidaros, und unterhandelten mit dem
Könige. Dieser bewilligte, daß Stein vor ihm in Frieden
reisen sollte, wohin er wollte. Erling's Söhne fuhren

nun mit ihm von Thrandheim nach Jadar, und Stein
von da (im Frühjahr 1027) nach England, und trat in
den Dienst des Königs Knut des Mächtigen. Erlingr
auch zog (im J. 1027) mit seinen Söhnen und großem
Kriegsvolk auf vier oder fünf Schiffen nach England
zu Knut dem Mächtigen. König Dlaf der Däne von
Norwegen setzte nach Dänemark über, und verbesserte
Seeland. Da zog König Knut der Mächtige mit ge-
waltigem Heere von England nach Dänemark, der Dä-
nenkönig Dlaf und sein Bundesgenosse König Danne
segelten nach Schonen, und König Knut schlug gegen
sie die Seeschlacht vor dem Flusse Belgeas auf der öst-
lichen Seite Schonen's. Erlingr und alle Söhne dessei-
ben waren diesen Sommer über (1027) in dem Heere
des Königs Knut, und in der Schar bei dem Jarl
Halon. Als König Knut hörte, daß König Dlaf den
Landweg nach Norwegen gezogen, löste er den Leidanger
(Seerzug) auf, und gab Allen Erlaubniß, sich Winter-
aufenthalt zu bereiten. Erlingr zog im Herbst (1027)
mit seinem Kriegsvolk nach Norwegen, und empfing
beim Scheiden vom Könige Knut große Gaben. Mit
Erlingern reisten die Gesandten des Königs Knut nach
Norwegen, und hatten unermeßlich viel Gold und Silber
bei sich. Sie zogen den Winter über (von 1027—
1028) weit und breit durch das Land, und zahlten
den Männern das Geld, welches ihnen König Knut im
Herbst für ihren Verstand vertheilt hatte, auch gaben sie
es denen, deren Freundschaft sie dem Könige Knut durch
Geld erkaufen. Unter dem Schutze Erling's machten
sie die Reise durch das Land. So geschah es, daß eine
Menge Menschen sich zur Freundschaft gegen den Kö-
nig Knut wandten, und ihm ihren Dienst, und dem
Könige Dlaf Widerstand zu leisten vertrießen. Ein Theil
that dieses öffentlich, aber die meisten im Geheimen.
König Knut schickte im J. 1028 von Dänemark nach
Norwegen herüber. Als er im Situndafund einige Zeit
lag, kam Erlingr mit großem Kriegsvolk zu ihm. Da
beschieden sie ihre Freundschaft wieder von Neuem.
Unter Anderm verließ König Knut Erlingern, daß er
alles Land zwischen Stad und Aggjarbiert zur Verma-
lung haben sollte. Hierauf fuhr König Knut nach Ni-
daros und unterwarf sich das nördliche Norwegen. Kö-
nig Dlaf der Däne war unterdessen in der Wit, und
schickte sogleich, als er gebohr, daß König Knut wieder
nach Dänemark zurückgezogen, aus Aunsberg; lag, da
der Wind ungünstig war, lange in den Seelager und
unter den Nachrichtern, welche er von Kauffleuten erhielt,
war diese, daß Erlingr großes Kriegsvolk auf Jadar ver-
sammelt hatte, und seine Skeid *) vor dem Lande ganz
gerüstet lag, sowie auch eine Menge anderer Schiffe,
welche die Borden hatten, nämlich Skuten **). Fährer-
schiffe und Ruderfahrzeuge. Der König schickte nach dem
Situndafund und lag hier eine Zeit lang. Da erbil-
ten beide Theile Kunde von dem, was der andere vor-
hatte. Unter diesen Umständen sammelte Erlingr so

14) Großes, schnelles, langes Kriegsschiff.

15) Ket Jach-

tschiffe.

wie Mannschaft, als möglich. Den 21. Dec. (1028) sogleich als es regnete, legte der König bei ganz günstigem, aber scharfem Winde aus dem Hafen, und dann nach Norden, Jadar vorüber. Das Wetter war naß und die Luft hieweilen von Nebel vermischt. Sogleich ging Kundschaft aus durch Jadar hin, als der König draußen segelte. Bei dieser Nachricht ließ Erlingr allem seinem Kriegsvolke blasen, daß es auf die Schiffe strömen sollte. So that es, und rüstete sich zur Schlacht. Aber des Königs Schiffe wurden schnell nach Norden um Jadar getragen. Dann wartete er sich auf den inneren Weg, und gedachte, nach Fjörð hineinzufahren und sich Kriegsvolk und Geld zu verschaffen. Als Erlingr dieses gewahr ward, segelte er ihnen nach. Die Schiffe seiner Flotte hatten nur Waffen und Menschen und segelten sehr rasch, aber seine Skid noch schneller. Er ließ daher das Segel etwas einziehen, und wartete auf die andern Schiffe. Als König Olaf sich von Erlingr hinweg verfolgt sah, nahm er zur List seine Zuflucht, da seine Kriegsmacht zu schwach war, um sich mit Erlingr's ganzer Flotte auf einmal zu schlagen, und seine (Olaf's) Schiffe zu beladen, und von eingetrunkenem Wasser zu schwer waren, um entkommen zu können. Er ließ daher zum Scheine die Segel seiner Schiffe verkleinern. Erlingr vermeinte, es rühre das Kleinwerden der Segel von der Entfernung des Feindes her, wollte ihn nicht entinnen lassen, ließ das Segel seines Schiffes wieder zum Schnellsegeln einrichten, und war mit seiner Skid in Kurzem den andern Schiffen seiner Flotte weit voraus. Indessen legte Olaf seine Schiffe zwischen der Insel Bokn *) und dem Lande zum Kampfe zusammen. Erlingr segelte in den Sund, und merkte die vor ihm liegende feindliche Flotte nicht eher, als bis diese auf ihn zuruberte, und von allen Seiten ihn auf seiner Skid angriff **). Es erhob sich die härteste Schlacht, bald begannen Erlingr's Leute zu fallen, Olaf's Leute drangen auf Erlingr's Skid, und nun fiel jeder seiner Leute auf seinem Plage, so daß endlich Erlingr nur noch allein auf der Skid stand, und zwar

mit Helm, Schild und Schwert auf der Spitze. Auf Erlingr drangen nun die Feinde sowohl vom Vordertheile seines Schiffes, als von ihren Schiffen unabhängig ein. Aber der überaus mutige Erlingr verteidigte sich bei spielloß tapfer und mit der größten Geschicklichkeit, und sogte nicht, daß er Frieden haben wolle. Da ging endlich König Olaf selbst zu ihm hinter auf das Schiff, und unterbandelte mit ihm, daß er sich ihm unterwerfen sollte. Erlingr bewilligte es, nahm den Helm von seinem Haupte, und legte das Schwert und den Schild nieder. Da sprang sein Blutsverwandter Asklafr Hittastall hinzu, und hieb mit der Art so auf Erlingr's Haupt, daß sie nieder in das Gehirn drang, und er das Leben verlor. Da sprach der König zu Asklafr: Hau du als elendester aller Menschen! du hiebst mir Norwegen aus der Hand. Der König sagte weiter, daß Asklafr ihm durch diese That die Feindschaft vieler zu gezogen und eilte in den südlichen Theil des Sundes. Als die Flotte der Benden ankam, war sie Erlingr's, ihres Führers, beraubt. Keiner seiner Söhne war dort, die Benden machten keinen Angriff, und der König segelte seinen Weg nach Norden. Die Benden nahmen Erlingr's Leiche, und brachten sie nach Esli, sowie alle die, welche dort gefallen waren. Von Erlingr's Söhnen war ein Apell in Årbrandheim bei dem Jarl Hakon, ein anderer aus Hordaland, ein Theil in Fjörð, und sie waren dort in Kriegsvolkversammlung. Als sie ihres Vaters Fall hörten, ließen sie ein Herausgebot durch Agfir, Rogaland und Hordaland ergehen, ertheilten da die zahlreichste Mannschaft, und zogen mit diesem Heere dem Könige Olaf nach Norden nach, und er mußte aus Norwegen fliehen ***). (Ferdinand Wachter.)

ERLINGR¹⁾, Skakki (der Schwarze), ein Sohn Kyrpinga: Drm's *) und Ragnhild's **), der Tochter Sveinfrí's Steinarsoson's, stammte aus berühmtem Jarlsgeblecht, und brachte es selbst auch zum Jarlthum. Er war ein

16) So gibt Snorri Sturason den Schluß des letzten See-
schlages Erlingr's an. Der Skalde Sigvatne sagt, daß der Kampf bei Bokn und bei der Küste Bokns, im Norden von Jadar, im Norden von Ångar, und an einer andern Stelle des: vor Ångar geschahen, und der Wikid Theodorikus (De Regibus veterum Norvegiae) nennt den Ort der Schlacht, wieweil Olaf sich mit Erlingr in Fjörð, Ångar. Der Schluß des Kampfes war also bei dem Südwende Bokn (jetzt Bunk), nördlich vom Vorgebirge Ångars. 17) Der Skalde Sigvatne war in der Bild zurückgeblieben und blieb dort die Ereignisse. Er war der geliebte Freund Erlingr's und hatte Geden von ihm empfangen und war bei ihm gewesen. Er mochte ein Lied, Stück um soll Erlingr (Stück ohne Schwärze) auf Erlingr's Tod, und hat in ihm Erlingr's letzte Thaten und Tod vermengt. Sieben Strophen als wichtige geschichtliche Denkmale hat Snorri Sturason in der Olaf's Saga Helga Cap. 186 (in der Peringskjöld'schen Ausgabe der Heimskringla. 1. Bd. S. 718 — 723, in der großen Ausgabe der Heimskringla. 1. Bd. S. 303 — 306 und 6. Bd. S. 102 — 104), in der Olaf's Saga Helga als Einzelabschnitt Cap. 169, in den Fornmannn-Sögur. 5. Bd. S. 11 — 16 (vgl. 12. Bd. S. 94, 95, Scripta Islandorum Historica. Vol. V. p. 15).

18) Snorri Sturason, Olaf's Saga Helga in der großen Ausgabe der Heimskringla. 2. Bd. S. 20 — 22, 29, 48, 55, 66, 67, 171, 180 — 182, 184 — 187, 190, 192 — 194, 196, 215, 226, 225 — 239, 241, 284, 293, 301 — 309, 325, 332, 397, in den Fornmannn-Sögur. 6. Bd. S. 67 — 71, 74, 95, 105, 106, 116, 117, 240, 251 — 253, 256 — 260, 266 — 268, 306, 322, 375, 376, 2. Bd. S. 3, 9 — 19, 36, 44, S. 234 — 237, 304 — 313, Oddskild Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmannn-Sögur. 10. Bd. S. 276, 335 — 346, 370; die große Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmannn-Sögur. 1. Bd. S. 237, 293, 297 — 299, 2. Bd. S. 284, 301, 3. Bd. S. 15 — 18, 55 — 39, 41 — 47, 55 — 58, Hakonar Sveinssonar, Gutorms Sigurdarsonar ok Inga Bárðarsonar Ingi Saga in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 392, in den Fornmannn-Sögur. 9. Bd. S. 93, Agfir af Noregs Konungasögum retnest. 10. Bd. S. 327, 328.

1) Dm. Zeichen des Rominatus Erlingr. 2) Kyrpinga: Drm. war der Sohn Svein's, des Sohnes Svein's, des Sohnes Erlingr's oder Gerdi (aus S.). 3) Kyrpinga: Drm's Mutter war Ragna, die Tochter des Jarls Drm's Giffr's und Sigfr's, der Tochter des Jarls Finn's Arnoson's. Die Mutter des Jarls Drm's war Ragnhildur, die Tochter des Jarls Hakon des Mächtigen. Vergl. in den genealogischen Tabellen in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. auf Tab. III: „Donus Stuckmann, a. Rignit Skakki Jarli Familie.“

durch Verstand ausgezeichneten Mann, und großer Freund des Königs Ingi⁴⁾, und thatrathete nach dessen Rathe dessen Zante Christina, die Tochter des Königs Sigurd's Jorsala-fen's und der Königin Waimfrid, der Tochter Harald's aus Jorbar. Erlingr hatte das Bü (Hof mit Landwirtschaft) auf Staubla in Sunn-Höfaland. Er reiste aus dem Lande und mit ihm Einbriði Ingi und noch mehr mächtige Landleute (belehnte Männer), und hatten schönes Kriegsvolk. Sie bereiteten sich zu einer Fahrt nach Jerusalem und fuhren nach Bisten durch das Meer nach den Ostseear. Mit dem dasigen Jarl Ragnvald Kali und dem Bischof Wilhelm reisten sie auf 15 Langschiffen (zum das 3. 1152) aus den Ostseear, und zunächst nach den Sudrepar (Hebriden) und von da nach Balland (Ballis), und nahmen hierauf den Weg, den Sigurd der Jerusalemfahrer bis zum Rörfafund (der Straße von Gibraltar), gezogen war, und heereten weit in dem „heidnischen“ (moslemischen) Spanien. Kurz darauf, als sie durch den genannten Sund gefegelt waren, trennten sich Einbriði Ingi und die, die ihm auf sechs Schiffen folgten, von ihnen, und Jarl Ragnvald und Erlingr stiegen allein auf einen Dromund⁵⁾ im Meere und griffen ihn mit Schiffen an. Endlich legten sie die Seelstir⁶⁾ unter den Dromund. Da warfen die „heidnischen“ (moslemischen) Männer Waffen und Steine und Kochtöpfe voll siedenden Peches und Hies auf sie herab. Erlingr lag mit seinem Schiffe zunächst unter dem Dromund und das, was die heidnischen Männer herabwarfen, flog über sein Schiff hinaus. Er und seine Leute hieben mit Ästen Hfmannen⁷⁾ in den Dromund und drangen so in denselben hinein. Sie gewannen ihn und erlangten einen berühmten Sieg. Jarl Ragnvald und Erlingr kamen auf dieser Fahrt nach Jorsala-land (Land von Jerusalem) und bis zu dem Flusse Jordan. Dann kehrten sie zurück, und kamen zuerst nach Nikagard (Constantinopel), ließen ihre Schiffe hier zurück, schlugen den Landweg von Elden her ein und gelangten glücklich nach Norwegen. Ihre Fahrt ward allgemein gelobt. Erlingr dächte sich nun ein viel größerer Mann, sowohl durch diese seine Fahrt, als durch seine Heirat. Überdies war er verständig und weise, berecht, reich und aus großem Geschlecht, und war dem Könige Ingi vor dessen Brüdern allen am meisten mit ganzer Freundschaft zugehan. Sein Ansehen bei ihm war jedoch gering, so lange sein Bruder Dagnund lebte, erhielt aber nach dessen Tode den vollen Glanz. Eine große Rolle spielte an Ingi's Hofe Gregorius Dagsson. Der weise Erlingr jedoch lebte mit Gregorius, wiewohl dieser Eifersucht in Betreff seines Einflusses bei dem Könige Ingi nicht ganz

unterbunden konnte, in Freundschaft. Gregorius von dem Könige Gfellig vergiftet, kam (im 3. 1155) nach Staubla in Edli zu dem Bü (Landgut) Erlingr's. Dieser war nach Bergen gereist. Aber seine Frau Christina, die Tochter des Königs Sigurd, des Jerusalemfahrers, war daheim und bot dem Gregorius alles das an, was er von dort mitnehmen wollte. Er nahm ein Langschiff, welches Erlingr hatte, und alles dessen, was er bedurfte, mit. Als er und Erlingr sich in Bergen sprachen, billigte Letzterer, wie Christina gehan. Aber der Reid, welchen Erlingr's großes Ansehen, das er bei dem Könige Ingi genoss, bei Gregorius erregte, trübte das gute Verhältnis zwischen diesem und Erlingr nur zu bald. Welche Rolle Erlingr und Gregorius im 3. 1159 vor der Schlacht bei Hising spielten, und wie durch Erlingr's klugen Rath und ausgezeichnete Tapferkeit der gewaltige Kampf zu Gunsten des Königs Ingi ausfiel, darüber s. Encyclop. 2. Sect. 18. Ab. Nach Ingi's Tode (den 3. Febr. 1161) unterwarf sich König Halon Heribredir das ganze Land. Dieser und seine Leute hatten Versammlungen in der Hallwardkirche in Dölo und berietben sich hier über die Regierung des Landes. Christina gewann den Priester, der die Kirchenhschlüssel in Verwahrung hatte, durch Geld dazu, daß sie in der Kirche einen von ihren Leuten verberg, so daß er die Unterredung des Königs und seiner Leute hören konnte. Als sie auf diese Weise die Beschlüsse derselben in Kenntniss gebracht, sandte sie nach Bergen zu ihrem Manne Erlingr Westfahl, daß er niemals Halon trauen sollte⁸⁾. Erlingr lud nach dieser Nachricht alle diejenigen Häuptlinge, von welchen er wußte, daß sie treue Freunde des Königs Ingi gewesen, und die Schatz des Hofes seines desselben und die, welche sonst in des Königs Diensten gewesen waren und die Diener des Gregorius⁹⁾ zu einer Versammlung ein. Auf dieser versanden sie sich sogleich, die Partei zusammenzuhalten. Als sie sich weiter darüber unterredeten, wen sie zum Könige nehmen sollten, fragte Erlingr die Häuptlinge, ob es ihr Rathschluß sei, daß der Simon's Stalp's Sohn, ein Tochtersohn des Königs Harald's Stili, zum Könige gemacht würde, und Jon Hallkesson die Verantwortlichkeit der Führung der Partei übernehme. Jon Hallkesson schlug es aus. Nicolaus Skallawararson befragt, ob er Häuptling der Partei werden wollte, antwortete, daß er rathe, den zum Könige, der von der Könige Geschlecht gekommen, und den zum Führer der Partei zu nehmen, dem es nicht an Verstand und Hülfe fehle, man werde so am besten zu Kriegsvolk gelangen. Nun ward Arni Konings-mägr (Königs Schwager) befragt, ob er einen seiner Söhne, welche

4) Der Schwager des Königs Harald Stili. 5) Dromund hatte damals die Bedeutung von einem Kriegsschiffe größter Art. 6) Reichen Schiffe. 7) Die dieses verurtheilte Strafe in der Ringakappa (Eid mit Schattoren auf Erlingr) von Thorbjörn Skakka-skalli (Stalti's Richter) bei Snorri Sturluson in der Saga af Sigurdi, Inga ok Kysteinn. Cap. 17 (große Ausgabe der Heimskringla, 8 Bd. S. 354) und nach ihm der Ungenannte in der Saga af Inga Haraldsdottir, Cap. 17 in den Fornmanns-Sögur, 7. Bd. S. 232) aufbewahrt.

8) Snorri Sturluson. Saga af Sigurdi Jorsala-fara in der großen Ausgabe der Heimskringla, 3. Bd. S. 256. Saga Sigurhar, Inga ok Kysteinn Haraldsdottir, 3. Bd. S. 353, 354, 372. Saga af Hakkni Heribredir ebenfalls, S. 382 — 385, 388, 391, 393, 395, 404. Der Ungenannte nach Snorri Sturluson in der Fornmanns-Sögur, 7. Bd. S. 251 — 253, 258, 246, 247, 256 — 258, 263, 264, 266, 268 — 270. Arngrif af Noregs Konungasögur ebenfalls, 10. Bd. S. 419. 9) Gregorius Dagsson war den 7. Jan. 1161 im Kampfe gegen die Anhänger Halon's Verbleibend gefallen.

Brüder des Königs Ingi waren, zum Könige wollte nehmen lassen. Arni antwortete darauf, daß der Sohn Christina's, der Tochter des Königs Sigurd's Jorsalofari's, zu Folge seiner Abstammung am besten zum Königthum in Norwegen geboren sei, und zu seiner Unterstützung als Reichsoberhaupt seinen Vater Erling einen einseitigen, strengen und in Schlächten ganz erprobten Mann und guten Landesregenten habe. Der bereite Erling hob nun das Gefährliche hervor, der Führer einer Partei zu sein, aber die offenbareste Lebensgefahr sei für ihn, dem Könige Hakon zu dienen, daher wollte er der Versammlung, wenn sie sich durch Eidschwüre verbindlich mache, folgen. Die Versammlung geht dieses ein. Hierauf ward ein Thing (Volk's- und Gerichtsversammlung) gehalten, und Magnus Erlingsson, der damals fünf Winter alt war¹⁰⁾, zum Könige über das ganze Land genommen. Nun traten alle, welche Ingi's geschworene Diener gewesen, in des Magnus Dienst und erhielten dieselben Würden, die sie bei jenem gehabt hatten. Erling fuhr mit seinem Sohne, dem Könige Magnus, und dem ganzen Anhang aus zehn Schiffen nach Dänemark zu dem Könige Waldemar und Buris Henrikson, dem Bruder des Königs Ingi. Waldemar auch war nahe mit Erling's Sohne verwandt. Erling schloß mit Waldemar diesen Vertrag, daß Letzterer mit seiner ganzen Macht dem Könige Magnus solche Unterstützung leisten sollte, als dieser zur Unterwerfung Norwegens bedürfte; Waldemar sollte dafür dasjenige Reich in Norwegen erhalten, welches seine alten Blutsverwandten Harald Wormson und Erwin Zugusrag gehabt hatten, nämlich die ganze Wist nördlich bis Njagarbit. Während König Hakon Herbstreit nach Tunsberg zog, sandte er den Jarl Sigurd von Kerti nach Osten nach Konungahella, daß er mit einem Theile des Kriegsvolkes das Land dort verteidigen sollte, wenn Erling von Süden erschien. Erling und seine Leute kamen nach Agder und lenkten sogleich nach Norden, nach Bergen; dort erschlugen sie Arni's Brigadirskalli, den Sysselmann (Weigt) des Königs Hakon, und zogen nach Osten zurück sogleich wider den König Hakon, welcher in Tunsberg war, während Jarl Sigurd sich noch an der Eist (Göta-Eist) befand. Erling legte bei Hrossanes an und lag dort einige Nächte. König Hakon rückte sich in der Stadt. Erling und seine Leute legten dann an die Stadt an, beluden ein Laßschiff mit Holz und Stroh, und legten Feuer hinein. Der Wind wehte gegen die Stadt hinaus und trieb das Laßschiff gegen die Brücken. Erling ließ an das Laßschiff zwei Kabeltau binden und zwei Skuten daran befestigen und so nachrücken, wie das Laßschiff vorwärts getrieben ward. Aber als das Feuer der Stadt sehr nahe kam, dachten die auf den Skuten die Kabeltau so an, daß die Stadt nicht anzünden möchte. Der Rauch aber legte sich so dicht in die Stadt, daß Niemand von den Brücken sah, wo des Königs Schlachtordnung stand. Erling legte mit der ganzen Flotte draussen hinter dem Feuer an und ließ hinaus auf die Feinde schießen. Als die Stadtbewohner sahen, daß das Feuer

sich ihren Häusern näherte und Viele vor den Schiffen wund wurden, sandten sie den Priester Hroald Langtala zu Erling hinaus, um von ihm für sich und die Stadt Frieden zu erhalten, und zerrissen sogleich die Schlachtordnung des Königs, sobald ihnen Hroald den erhaltenen Frieden verläubigte. Als das Kriegsvolk der Ertäber fortgezogen war, verdünnte sich das Kriegsvolk auf den Brücken. Da trieb ein Theil der Leute Hakon's zum Angriffe an. Aber Annundor Simunarfson, welcher den obersten Befehl über das Kriegsvolk hatte, sagte, daß er sich nicht für die Macht des abwesenden Jarl Sigurd schlagen wolle, und floh, und hierdurch der größte Theil des Kriegsvolkes mit dem Könige, und das Land hinaus. Viele von Hakon's Leuten fielen. Erling nahm die Schiffe alle in Tunsberg, welche König Hakon hatte, und darunter auch die Baekisuda, das vormalige Schiff des Königs Ingi. Erling unterwarf hierauf dem Könige Magnus die ganze Wist, und so alles nordwärts, wo er zog, und saß den Winter (von 1161—1162) über in Tunsberg. Da ließ Erling Ingi's Sohn Eilif den Lend-Mathir (belebten Mann, Provinzialpräsident) des Königs Hakon in Firdir erschlagen. König Hakon, welcher den Winter über in Thrandheim saß, bot im Frühling (1162) den Leihhanger (die zum Zuzuge Verpflichten) auf und rüfste sich, wider Erling zu ziehen. Bei ihm waren Jarl Sigurd und andere Hauptlinge. Erling, der mit großem Kriegsvolk in Bergen war, entwarf folgenden Plan. Damit König Hakon seine Kundschaft erhielt, aber unter einem andern schidlichen Vorwande, hielt er alle Handelschiffe, welche nach Bergen kamen, zurück, ließ seine leichtesten Schiffe zum Schiene auf das Land ziehen, und das Gerücht verbreiten, daß er Hakon hier erwarten und hier seinen Feinden Widerstand leisten würde. An einem demselben Tage gab Erling den Handelschiffen zur Abreise Erlaubniß und von ihnen erhielt Hakon, der in Wäri mit Küstungen beschäftigt, die einstimmige Nachricht, daß Erling in Bergen seine Schiffe auf das Land geleitet, und daß sie (Hakon und seine Leute) ihn dort, jedoch mit zahlreichem Kriegsvolk umgeben, finden würden. Zwei Tage darauf, nachdem Erling den Handelschiffen die Erlaubniß zur Abreise erteilt hatte, ließ er seine Schiffe wieder auf das Wasser setzen, und hielt Håsting (Häuserversammlung)¹¹⁾ mit seinem Kriegsvolk und den Leihhangers-menn (den zum Zuzuge aufgebotenen Verpflichten), machte ihnen sein Vorhaben bekannt, ernannte Männer zur Schiffsteuerung und traf andere Vorkehrungen. Am andern Morgen fuhr er mit sehr schönem Kriegsvolk und seinem Sohne Magnus auf 21 Schiffen (er selbst auf der Bålluba) aus Bergen mit günstigem Winde. Als er nördlich um Firdir vorbeifuhr, ließ er durch Abendung einer Skuta nach dem Bu (Wirtschaftshofe) Jon's Hallfelson's, dem Sohn Simon's Skalp's und Maria's, der Tochter Harald's Gull's, Namens Nicolaus, zu seiner Flotte und auf das Königschiff bringen. Den Freitag ganz in der Frühe segeln sie nach Steinarvåg (Sternevåg), und nicht weit

10) Magnus Erlingsson war im J. 1156 geboren.
J. Anstett, I. B. u. A. 2. Geste. Section, XXXVII.

11) Gegenlag zu der Håsting'schen Volksversammlung.

davon lag König Hakon dort im Hafen mit 13 Schiffen. Er selbst und seine Leute waren aus dem Eilande bei dem Eisele, und die Leutwirthen saßen auf einem Hügel, als zwei Männer aus einem Kahn die Nachricht brachten, daß Erlingr mit 21 Schiffen von Eiden hierher segle. In Unordnung stürzte das Kriegsvolk zu den Schiffen und diese wurden ungleich besetzt, namentlich erhielt Einridi's Ungl's großes Langschiff seine Leute nicht alle. Daher ward es von der Bälkuba, welche Erlingr steuerte, eingeholt, und beide Schiffe zum Behufe des Kampfes an einander gebunden. Auf den Herrhornten wandte König Hakon, der brüske zu dem Berwar gekommen war, um, und wollte Einridi'n Weisand leissen. In der Seeschlacht, welche nun geschlagen ward, wurde in Kurzem die Besatzung auf dem Schiffe Hakon's zerstreut. Dieser warf einen grauen Rod um sich und sprang auf ein anderes Schiff, bemerkte aber bald, daß es ein feindliches war, begab sich nun auf die Bälkuba und erhielt von den Streitern auf den Vorbertheilen dieses Schiffes Frieden. In diesem Moment der Schlacht waren viele Menschen gefallen, aber doch mehr auf Eiden der Leute Hakon's. Nach diesem ruckte die Schlacht und die Schiffe trennten sich von einander. Da ward Erlingr'n gelost, daß König Hakon auf seinem Schiffe war, und daß die Stabsbiar (Streiter auf dem Vorbertheil) ihn zu sich genommen hatten und drohten, ihn zu vertheidigen. Erlingr sandte vor auf den vorderen Theil des Schiffes und ließ den Stabsbiar sagen, daß sie den König Hakon so bewachen sollten, daß er nicht hinwegkäme; doch werde er (Erlingr) nicht davor sein, daß der König Frieden ertheile, wenn dieses Rathschluß der andern Befehlshaber wäre und es zu einem Vergleich hierüber käme. Alle Stabsbiar nahmen dieses mit Glückwünschen auf. Dann forderte Erlingr seine Leute zum Angriff auf die Schiffe, die ihrer Mannschafft noch nicht beraubt waren, auf, denn eine bessere Gelegenheit, den König Ingi zu rächen, werde nicht kommen. Bei dem besügigen Angriffe, den sie nun thaten, erhielt König Hakon eine tödtliche Wunde. Als seine Leute seinen Fall in Kenntniß brachten, kämpften sie auf das Verzweifelte, aber der größte Theil derselben fand den Tod, da sie an Zahl die schwächeren waren und in der Wuth des Streites auf die Drückung ihres Körpers wenig bedacht waren. Unter den Gefallenen waren mehrere mannhafte Häuptlinge, andere jedoch, namentlich Earl Sigurd und Einridi Ungl, entamen und verließen die Schiffe in Raumbod und begaben sich nach Upplönd. König Magnus und sein Vater Erlingr jagten mit ihrem Kriegsvolk nach Norden nach Thrandheim nach Midaros, und unterwarfen alles Land, wo sie jagten. Hierauf ließ Erlingr das Eyra-thing (Volks- und Gerichtssammlung aus Eyra) zusammen berufen. Dort ward Magnus zum Könige über ganz Norwegen ernannt. Erlingr wollte dort kurze Zeit, weil er fürchtete, daß die Thrandir gegen ihn und seinen Sohn untreu sein möchten. Doch ward Magnus nun König über das ganze Land genannt. Auf Betrieb des Earl Sigurd's und anderer Häuptlinge aber, welche bei dem König Hakon gewesen waren, nahmen die Upplöndingar Sigurdin, des Königs Sigurd's Parolles

son's Sohn, zum Könige. Sie hatten große Kräftemacht. Earl Sigurd mit seiner Schar und die Len-ir-Mann machten gefährliche Unternehmungen und kamen aus Upplönd mandmal in die Wist herab. Erlingr hatte seinen Sohn, den König Magnus, stets bei sich, hatte auch die ganze Flotte und die Landwehr (was zur Vertheidigung des Landes gehörte). Er war im Herbst (1162) eine Zeit lang in Bergen, und zog von da nach Osten in die Wist und setzte sich in Tunsberg, um den Winter dort zuzubringen, und ließ die in der Wist dem Könige gehörigen Schakungen und Finken zu sich bringen. Er hatte auch schönes und vieles Kriegsvolk. Earl Sigurd hatte einen kleinen Theil vom Lande, und doch viele Mannschafft zu erhalten. Um dieses zu können, mußte er zu Erpressungen und selbst zu Räubereien seine Zuflucht nehmen. Das norwegische Reich stand damals in großer Blüthe. Die Bonden waren reich und mächtig und des Erbalbens von Unfrieden und Gewaltthatigkeiten ungewohnt. Die Wikweriar (Bewohner der Wist) waren vollkommene Freunde des Königs Magnus und Erlingr's. Dieser, der für die Sicherheit der Stadt (Tunsberg) dadurch sorgte, daß er Wäde in ihr hielt und zwölf Mann jede Nacht wachte, hatte auch mit den Bonden häufig Thing (Volks- und Gerichtssammlung), und es ward oft von den Unruhen gesprochen, welche Sigurd's Leute stifteten. Durch das Zureden Erlingr's und anderer seiner Anhänger wurden die Bonden so aufgeregt, daß sie nach den Gesetzen¹⁾ den Earl Sigurd und die ganze Partei zum Feinde (dem Teufel) sowohl im Leben, als im Tode verurtheilten. Erlingr feierte Weihnachten (1162) in Tunsberg, und gab dort zu Lichtmessen den Leuten den Sold. Earl Sigurd zog mit den äußersten Truppen in die Wist herab, und vieles Volk gezwungen durch die Gewaltthatigkeiten, welche er übte, unterwarf sich ihm, viele zahlten jedoch lieber Geld. In der Partei waren einige, welche deimlich bei Erlingr Frieden suchten, ertheilten aber die Antwort, Frieden in Beziehung auf das Leben sollten alle diejenigen bekommen, welche ihn suchten, aber die Erlaubniß, im Lande sich aufzuhalten, sollten nur diejenigen empfangen, welche schwerer Vergehen gegen Erlingr nicht schuldig seien. Unter diesen Umständen hielt die Partei sehr zusammen, denn viele wußten, daß sie dessen überwiegen werden könnten, wodurch Erlingr sich für schwer beleidigt halten könne. Zu Anfange der Fastenzeit (1163) erhielt Erlingr Kunde, daß Earl Sigurd vorbade, ihn aufzusuchen. Erlingr ließ da auf allen Wegen Spähung halten und das Kriegsvolk, ungrachtet des Winters, die Nächte über oben vor der Stadt schlaffertig versammelt sein. Endlich erhielt er die Kunde, daß Earl Sigurd und die Seinigen nicht weit vom dort oben in Re seien; nun nahm er alle waffenfähigen

1) Die Gesetze, nach welchen dieses geschah, sind nicht näher angegeben. In wahrscheinlichsten war es eine Verschmähung aller, aus dem christenthume stammender, Gerichte, mit der Ercommunication der Kirche. Wenn jenseit lag dem Wolfe die Klänge des Verbannungsurtheils zu, wie hier geschah, nach den Kirchensitten dem Priester, wie auch zugleich der Priester Hvaldr Langalm hierbei thätig war.

Stadtvermothes und Kaufleute, außer zwölf Mann, welche zur Bewachung der Stadt zurückblieben, mit sich, und zog den Dienstag in der andern Woche der großen Fassen (1163) aus der Stadt; jeder hatte Lebensmittel auf zwei Tage mit sich. Sie zogen die Nacht hindurch, nahe an 13 Groshundert (1560) Mann, während, wie Erlingr Kundschaft erhielt, Jarl Sigurd mit fünf Groshundert (600) Mann in Re war. Erlingr machte dem Heere dies bekannt und alle trieben an, daß sie eilen, den Heinden das Haus umstellen und sich wider sie in der Nacht schlagen sollten. Erlingr stellte vor, daß ein nächstlicher Kampf für ihn und seine Leute nicht jemand sei, man wartete daher unter Kälte und Schnegeßföber den Tag ab. Jarl Sigurd erhielt dadurch Zeit, sein Kriegsvolk zu bewaffnen und in Schlachtlordnung zu stellen. Er that dieses zwischen dem Drie Re und dem Flusse; Erlingr that es auf der andern Seite desselben. Er hieß seinen Reuten Pater Noster singen und Gott bitten, daß diejenigen den Sieg haben möchten, denen er am besten nützte. Da sangen alle laut Kyrie eleison, und schlugen mit dem Waffen auf die Schilde. Während dieses Geräusches entzogen sich 300 (360) Mann von Erlingr's Kriegsvolk durch die Flucht. Erlingr und das übrige Heer gingen über den Fluß und drangen auf den Hügel, auf welchem das feindliche Heer stand. Nach kurzem Kampf flohen Sigurd's Leute in den hinter ihnen liegenden Wald. Jarl Sigurd und Jóan Swerinsön und gegen 60 Mann fielen. Erlingr verlor wenig Leute und trieb die flüchtigen Heinde zum Walde. Dann ließ er sein Kriegsvolk Halt machen und kehrte zurück. Er kam eben dazu, als Sklaven des Königs von dem Jarl Sigurd, welcher noch nicht ganz todt, aber doch bewußtlos war, die Kleider ziehen wollten. Dessen Schwert Haffard, mit welchem Sigurd Erlingr'n zu erreichen so sehrlich gewünscht hatte, lag neben dem Sterbenden. Erlingr nahm es auf, schlug damit die Sklaven und ließ ihnen, sich hinweg zu verfügen. Hierauf kehrte er zurück und setzte sich nach Tundberg. Sieben Nächte nach dem Falle Sigurd's singen Erlingr's Leute Eindrídr'n Ungin' und erschlugen ihn und all sein Schiffsvolk mit ihm. Als es Frühling ward (1163), gingen Marcus all Sközi und sein Pfleger König Sigurd in die Wilt Hrab und verschafften sich Schiffe. Als Erlingr dieses erfuhr, zog er nach Osten nach ihnen, und sie trafen sich in Konungahella. Marcus und die Seinigen flohen hinaus in das Eiland Hising. Dort strömten das Landesvolk, die Helsingsbuar (Bewohner von Helsing) herab. Erlingr und die Seinigen ruderten zum Lande, aber die Leute des Marcus schoffen auf sie. Da sprach Erlingr zu seinen Reuten: „Nehmen wir ihre Schiffe und geben wir nicht hinaus, uns wider das Konungsheer zu schlagen. Die Helsingsbuar, harte und unverständige Menschen, sind übel heimzuzufuchen; sie werden diese Partei kurze Zeit bei sich haben, denn Hising ist ein kleines Land.“ Erlingr und die Seinigen nahmen die Schiffe und fuhren sie hinüber nach Konungahella. Marcus und sein Kriegsvolk jogrn hinaus auf die Markir (Waldorte), und beabsichtigten von da Anfälle zu thun; beide Theile verschafften sich Kundschaft von einander.

Erlingr hatte mächtig viel Mannschaft, und berief das Kriegsvolk aus den Straben (Bezirken); jeder Theil führte gegen den andern Überfälle aus. Da Sigurd und Marcus ihre Schiffe in der Eif verloren hatten, und das sahen, daß sie keinen Vortheil über Erlingr gewinnen konnten, so wandten sie sich nach Uppland und von da nach Årlandsheim. Hier ward Sigurd zum Könige genommen. Als er und sein Anhang von Norden herabfuhren und hörten, daß Erlingr's Leute in Bergen viele Mannschaft hatten, segelten sie draußen vorüber nach Süden. Sobald Erlingr dies erfuhr, lenkte er in die Wilt, und zog Kriegsvolk an sich und erlangte bald viele Mannschaft. Aber als er aus der Wilt zu ziehen beabsichtigte, bekam er widrigen Wind, und lag lange und zwar den ganzen Sommer (1163) in den Häfen. Aber als Marcus und die Seinigen nach Süden nach Rísi kamen und hörten, daß Erlingr ein unermessliches Heer in der Wilt habe, wandten sie sich nach Norden zurück. Als sie vor Bergen kamen, rüdete Erlingr's Befehlshaber ihnen entgegen und trieb sie zur Flucht, und brachte ihnen bei dem Eilande Skarpa eine Niederlage bei. Auf demselben wurden nach einigen Tagen Sigurd und Marcus gefangen und nach Bergen gebracht, und Ersterer enthauptet, Letzterer aber gebängt. Fridrekr Rána und Biarni hinn Ali. Anundr Simunarfson und Arnulfr Skarpa waren mit einigen Schiffen entkommen, fuhren nach Süden und beraubten und erschlugen, wo sie ans Land kamen, Erlingr's Freunde. Als dieser die Tödtung Sigurd's und Marcus' hörte, gab er Urlaub zur Heimreise den Leudir-Menn und den Leidangs-Menn. Er selbst wandte sich dann mit seinem Kriegsvolk nach Süden über die Föld, denn er hörte, daß dort Marcus' Leute seien, lenkte nach Konungahella und wollte dort den Herbst über (1163). In der ersten Woche des Winters zog Erlingr mit großem Kriegsvolk hinaus in das Eiland Hising, beschrieb die Helsingsbuar zum Abing und machte es ihnen zum Verdrehen, daß sie die Partei von Marcus und Sigurd gehalten und gegen ihn sich in Schlachtlordnung gestellt hätten. Der mächtigste Wonde des Eilands Ängur sprach von ihrer Seite gegen Erlingr. Endlich kam es jedoch dahin, daß die Wonden die Sache auf Erlingr's Spruch stellten. Dieser verurtheilte die Wonden, 300 (360) Winder als Strafe zu geben. Die Wonden waren damit übel zufrieden und als kurz darauf Erlingr's Schiffe einfuhren, bielten die Wonden mit dem Entrichten des Strafgebotes zurück und feierten Weihnachten (1163) unter den Waffen. In der Nacht nach dem fünften Tage der Weihnachten zog Erlingr auf das Eiland Hising hinaus, verbrannte Ängur'n in dessen Hause, erschlug 100 (120) Mann und gab drei Geföble den Flammen preis. Hierauf zog er nach Konungahella zurück, und die Wonden erschienen nun und zahlten Erlingr'n das Strafgeiß. Sobald dieser im Frühling (1164) die Schiffe aus dem Eise dringen konnte, zog er aus Konungahella, um die vormaligen Leute des Marcus, welche jetzt in der Wilt Räuberzün und Berberungen trieben, aufzufuchen. Er traf sie in einem Dafen liegend, und fing Fridrekr Rána'n und Biarni'n den Höfen, und erschlug viele aus ihrer Schar. Fridrekr Rána'n ließ er

an einen Anker binden und über Bord werfen. Erlingr ward dadurch auf das Äußerste unbeliebt in Thraendalög (dem Gebiete der Thrandir). Riarni den Böfren ließ Erlingr hängen¹³⁾. Aununde und Aunroff und ihre Scharen, welche entliefen, flohen nach Dänemark, aber manchmal waren sie in Gausland oder in der Wist. Erlingr wachte sich hierauf nach Aunseberg und weilte dort sehr lange im Frühling (1164). Als es Sommer ward, begab er sich nach Bergen, wo damals viele Menschen versammelt waren, namentlich Stephanus, der Legat von Rom, und Erzbischof Eysteinn von Nidaros und andere isländische Bischöfe, und der dort zur Inseln geweihte Bischof Brand und Jon Koptsson¹⁴⁾, der Tochterjohn des Königs Magnus. Erzbischof Eysteinn und Erlingr Elstfi hatten oft Einzelsprache mit einander. Letzterer rühte einst Ersteren vor, daß er die Strafgelehrten im nördlichen Lande vermehrt, indem er den Werth der Unzen erhöht habe, und in den Gesetzen des heiligen Dlafß sei doch die Gelobauiß dazu nicht enthalten. Auf die Erwiderung des Erzbischofs, es sei bei Bewilligung der Benden geschehen, machte Erlingr demerktbar, daß auf dieselbe Weise auch das Recht des Königs erweitert werden könne; Magnus sei mit dem Rathe des Erzbischofs und anderer Bischöfe zum Könige über Norwegens Reich genommen worden; zwar sei er allerdings nicht der Sohn eines Königs, aber aus königlichem Geschlecht von mütterlicher Seite; Wilhelm der Wastard sei kein Königsjohn gewesen, und doch sei er zum Könige über England gereicht und gekrönt worden, Swein Alfsson in Dänemark kein Königsjohn, sei doch dort zum Könige geweiht worden. Der Erzbischof und die andern mochten dem Magnus die Weisheit geben, und er werde dann nicht mit Recht vom Königthume gestossen werden können. Durch häufiges Besprechen dieser Sache wurden der Erzbischof und Erlingr einig. Ersterer, welchem Erlingr des Erzbischofs ungeheures Verfahren in Betreff der Erhöhung der Strafgelehrten nachsah, brachte diese Angelegenheit vor den Legaten und bewog ihn leicht zur Einwilligung. Dann trug der Erzbischof den Suffraganbischöfen und andern Geistlichen die Sache vor und diese auch waren dafür, daß die Weisheit vor sich gebe. Erlingr ließ hierauf ein großes Gastmahl im Königsballe bereiten, und die Königsballe mit kostbaren Stoffen ausjieren. Magnus erhielt 1164¹⁵⁾ die Königsweiße von dem Erzbischof

Eysteinn unter dem Beisein von fünf andern Bischöfen, des Legaten und einer Menge Geistlicher. Erlingr und mit ihm zwölf Leudmännern schworen den Segenswort mit Magnus. An diesem Tage der Weisheit hatten der König und Erlingr den Legaten und alle andern Bischöfe in ihrem Gastgebote, das auf das Prachtigste gehalten ward. Vater und Sohn theilten dabei viele große Geschenke aus. Magnus war damals acht Winter alt und drei Winter war er König gewesen. Als der Dänentönig Waldemar gebohrt hatte¹⁶⁾, daß Magnus allein König über ganz Norwegen geworden und alle andern Parteien dort im Lande verdrängt waren, sandte er seine Leute mit Briefen zu dem Könige Magnus und zu Erlingr, und erinnerte sie an den Vertrag, welchen Erlingr mit dem Könige Waldemar geschlossen hatte, daß Letzterer nämlich die Wist von Osten bis Rogiarbit erhalten sollte, wenn Magnus alleiniger König über Norwegen würde. Erlingr theilte die Forderung des Dänentönigs den andern Männern mit, deren Rathschläge er zu hören pflegte. Sie sagten einstimmig, daß den Dänen niemals etwas überlassen werden sollte, daß die Zeit die schlimmste dort im Lande gewesen sei, wo die Dänen Gewalt gehabt hätten. Die Gesandten des Dänentönigs verlangten von Erlingr endlichen Bescheid. Dieser ließ ihnen, mit ihm in dem Herbst (1164) nach Osten in die Wist zu reisen, dort werde er Bescheid in dieser Angelegenheit geben, wenn er mit den einsichtsvollsten Männern dort zusammengetroffen. Im Herbst begab er sich nach Aunseberg und ließ der vier Hölzi (Landschaften) Thing in Borg (Sarpberg) zusammenberufen. Hierauf begab er sich mit seinem Kriegsvolke

13) Wie folgen hier oben im Texte dem Snorri Sturufson, wieviel Saxo Grammaticus, der gleichzeitige Geschichtschreiber, die Sache anders darstellt. Doch läßt sich auch dieses verringern. Nach Saxo Grammaticus (Lib. XIV. Ausgabe von Stephanius S. 307) stießen die, welche von Hafons Kriegen übriggeblieben sind, und den Pflegen des Warrus zum Könige gemocht haben, aber dann in der Schlacht von Erlingen ja nicht gemacht werden, des Sieges und des Königs beraubt, zu dem Könige Karl von Schweden, und setzten ihn zum Führer des Krieges. Er hielt sie lange durch Verschönerungen hin, bis sie erfahren, daß er mehr befohle, als das eigene Reich zu bewahren, als ein fremdes zu erlangen. Sie stießen nun durch eine Beschlacht den Dänentönig Waldemar an, und trennten, von ihm eingeschoben, selbst zu ihm. Bevor er jedoch einen so schweren Krieg unternimmt, ersucht er auch die Zustimmung in Norwegen durch heimliche Beschlachten, und stellt dann, als er sie der Aufgabe der Herrschenden gemäß findet, folgende die Peersfahrt an. Diesen Gang haben die Ereignisse nach Saxo Grammaticus. Es kann recht gut beides zusammengemittelt haben, nämlich das Dringen der Überseesiedler der Gegenpartei Erlingr's, und der Umstand, daß der Dänentönig die Nichterfüllung des von Erlingr geschlossenen Vertrages angehalten ist, obgleich Saxo Grammaticus nur jenes und Snorri Sturufson nur dieses erzählt. Aber nicht zu verringern sind beide in dem Umstande, daß Saxo von zwei Peersfahrten Waldemar's nach Norwegen gegen Erlingr, und Snorri Sturufson nur von einer erzählt, doch bemerkt Letzterer auch ausdrücklich, daß der Krieg eine Zeit lang gedauert, und da beide Peersfahrten einander sehr ähnlich waren, so war es sehr natürlich, daß im Gedächtnisse der Menschen zur Zeit Snorri Sturufsen's, beide in eine zusammengefaßt wurden; und die Krönungsdrache konnte der Snorri Sturufson nicht zum Erläutern dienen, weil Erlingr gegen die Dänen, als sie in Norwegen waren, keine Schlacht schlug.

14) Die Xren der Strafe, welche Erlingr an den Bistungen (Skerdubren) Riina und Riarni nahm, hat Thörbiörn Skackasköld in der Kelingsdrapa vermerkt, und daraus Snorri Sturufson in der Saga af Mgóuði Kelingszinni. Cap. 20 (in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 433) und nach ihm der in genannt in derselben Saga Cap. 11 (in der Formanna-Sägar. 7. Bd. S. 303) aufbewahrt. Es läßt sich schäffen, daß Snorri Sturufson bei Darstellung der Geschichte Erlingr's die Kelingsdrapa zum Erläutern nahm, aber nur bei den Punkten in Erlingr's Geschichte, welche einer besondern Betrug zu bedürfen schienen, aus dem genannten Eide die betreffenden Stellen mittheilte. 14) Dieser Jon Koptsson war der Pflanzvater Snorri Sturufsen's (s. Gerb. Richter, Einleitung zu Snorri Sturufsen's Weltreis. 1. Bd. S. XV). Snorri Sturufsen konnte also den Erlingr's Geschichte ganze Kenntniß erhalten. 15) Annales Skalholtini et Regii ap. Langebeck, Script. Rer. Dan. T. III. p. 61.

dahin, trug der Versammlung die Sache vor, und schloß: Ich will den ganzen mit dem Dänenkönige damals geschlossenen Vertrag halten, wenn das der Wille und die einhellige Meinung von euch Dänen ist, lieber dem Dänenkönige, als diesem Könige zu dienen, welcher nun für dieses Land geweiht und gekrönt ist. Die Dänen antworteten: Wir wollen durchaus nicht Mannen des Dänenkönigs werden, so lange einer von uns Witwer ist¹⁷⁾ am Leben ist. Sie ließen durch Rufen Erling's seine Erde halten, die er damals allen Landbesitzern geschworen, das Land seines Sohnes zu verteidigen; sie wollten alle ihm (Erling's) folgen. Die Gesandten des Dänenkönigs brachten die Nachricht von dem Ausgange ihrer Botschaft nach Dänemark zurück. Die Dänen sprachen sehr übel von Erling's und allen Nordmännern (Norwegern), sie seien niemals anders als im Bösen ersunden worden. Es ging die Rede um, der Dänenkönig werde im Frühling darauf Norwegen mit Heeremacht und Verwüstung heimsuchen. Erling's zog im Herbst (1164) von Lunsberg nach Bergen, saß dort den Winter über und theilte den Sold aus. Auf Veranlassung Erling's reisten diesen Winter (1164—1165) Dänen durch das obere Uppland und sagten das, was sehr gemächlich war, daß sie zur Feier des heiligen Abends des Festes des heiligen Olaf reisen wollten. Als sie aber nach Årlandheim kamen, gaben sie sich dort bei vielen mächtigen Männern für Abgesandte des Dänenkönigs aus, die den Auftrag hätten, für ihn Freundschaft und Aufnahme zu suchen, wenn er ins Land käme, und zeigten erdichtete Briefe und Insigne des Dänenkönigs vor, und ließen sich dagegen wieder Briefe und Insigne von den Årland'ern an den Dänenkönig geben. Die Reisten nahmen die angebliche Botschaftsendung gut auf und gingen durch Ertheilung von Antwortbriefen in die Falle. Gegen das Ende der großen Fastenzeit reisten die angeblichen Gesandten nach Osten zurück. Als es Frühling ward, sagten die Freunde Erling's ihm, daß sie von Kaufarthschiffen, welche von Norden aus Årlandheim gekommen waren, das Gerücht, daß die Årland'ern in offenkundiger Feindschaft gegen ihn seien und daß sie auf ihren Dingen (Vollversammlungen) thäten, daß, wenn Erling's nach Årlandheim käme, er niemals mit dem Leben wieder über Åganes hinauskommen würde. Erling's versicherte, daß solches um Hohne gesprochen sein werde. Er machte bekannt, daß er nach Eiden nach Anarheim zum Sagabagatting¹⁸⁾ reisen werde, und ließ eine zwanzigköpfige Eneke¹⁹⁾ nebst einer funfschiffigen Skute und einem Proviantschiffe ausrüsten. Den Dienstag in den Gangtagen (Dinstag vor Himmelfahrt) ließ er sein Kriegsvolk zum Ausrücken zu den Schiffen blasen. Wider Willen und langsam gingen die Leute aus der Stadt, denn es dünkte ihnen übel gegen den Wind zu rudern. Erling's legte in dem Bischofsbafen an und ließ ihnen, die Mastbäume errichten, die Segel aufziehen und die Schiffe nach Norden gehen. Sie segel-

ten nun nach Norden den Tag und die Nacht hindurch, und Mittwochs Abends um Åganes hinein. Wegen der Menge Lauschkiffe und Ruderschwärme und Skuten, deren Besatzung zur Feier des heiligen Abends der Himmelfahrt zur Stadt fuhren, und unter die sich jetzt Erling's Langschiffe²⁰⁾ mischten, wurden letztere von den Bewohnern der Stadt Årlands nicht beachtet. Erling's kam zu der Stadt in der Zeit, als die Rette oben in der Christuskirche gesungen ward, und ersah den Lendrer-madr Alf Kauri, den Sohn Ottars Hering's, der mit seiner Schar noch beim Trinken saß, und diese beinahe ganz. Wenig andere Menschen fielen in der Stadt, denn die meisten waren in die Kirche gezogen. Sogleich am Morgen aber ließ Erling's Åding aus Eyrar halten, und klagte die Årland'ern des Verrathes wider den König an, und machte Bard's Stabali und Pal Antreson und Raga-Bard, den damaligen Stadtvogt, und noch viele andere namhaft. Sie wiesen die Beschuldigung zurück. Da zeigte Erling's Kapellan²¹⁾ viele Briefe und Insigne vor, welche sie an den Dänenkönig abgesandt hatten, und die Briefe wurden verlesen. Auch waren die Dänen dort bei Erling's, welche mit den Briefen den Winter über gereist waren und die er hierzu angestellt hatte, und sagten vor dem ganzen versammelten Volke die Worte aus, welche gesprochen worden und namentlich, wie Raga-Bard versichert habe, daß aus seiner Brust²²⁾ alle diese Rathschiffe entsprungen. Unter diesen Umständen war keine Wahl, als daß die ganze Sache aus Erling's richterliche Entscheidung gestellt ward. Er nahm dadurch unermeßliches Geld von vielen und erklärte, daß alle, die erschlagen worden, dieses mit Recht erlitten hätten. Hierauf zog er nach Bergen zurück²³⁾. König Baldemar von Dänemark that (auch im J. 1163) eine Heerfahrt nach Norwegen. Erling's zieht sich mit seinen wenigen Schiffen in die entlegenen Theile Norwegens. Waldemar läßt sich in Sorpsborg von den Wikingern den königlichen Namen geben. Als er nach Lunsberg kommt, fliehen die eifrigsten Anhänger Erling's aus den hohen Felsen. Als Baldemar endlich aus Mangel an Lebensmitteln Norwegen verläßt, gehen eine Menge Norweger, welche aus Furcht vor Strafe zu ihm übergetreten sind, mit ihm hinweg, und er unterläßt sie in ihrem Exil²⁴⁾. Während das Dänenheer in Wit war, ließ Erling's ein allgemeines Aufgebot durch das ganze Land sowohl im Betreff des Kriegsvolkes als der Schiffe ergehen, und es sammelte sich ein großes Heer und schiffte mit ihm nach Osten an der Kühlung des Landes hin. Als er aber nach Eidanbians kam, hörte er, daß das Dänenheer nach Eiden zurückgezogen war.

17) Bewohnern der Wit. 18) Volks- und Gerichtssammlung in den drei nächsten Tagen vor Himmelfahrt. 19) Schnellschiff.

20) Kriegschiffe. 21) Rector. 22) Die Nordmänner hielten die Brust für den Sitz des Geistes. 23) Snorri Sturluson, Saga Magnus des Königs Erlingssonar in der großen Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 409—441. 24) Saxo Grammaticus Lib. XIV. Kap. von Stephanus S. 307, 308. Ihm sind wir hiebei gefolgt, weil er von zwei Herrschern Baldemar's gegen Erling's berichtet, während Snorri Sturluson nur von einer erzählt. Was dieser von dieser einen angibt, kommt mehr mit dem übrigen, was Saxo von der letztern, aus welcher wir weiter unten kommen, überein.

Da gab Erlinger allen Leidängursalid die Erlaubniß, sich heim zu begeben. Er selbst aber und einige Leutli-Menn zogen mit ihm mit vielen Schiffen den Dänen nach Jütland nach²⁵⁾. Hier überfielen Erlinger und Drenr, des Herts Bruder, die Flotte der Jütländer in dem Flusse Djurså, und überwinden sie, da sie sie leer von Siewermännern finden, leicht und eilen, nachdem sie das Schiff des Herts selbst aufgesangen, nach dem damaligen Dorfe oder Flecken Kopenhagen. Aber der Erzbischof Afsalon von Lund stellt sich mit den Seeländern entgegen und hält sie vom Lande ab. Die Norweger versuchen ein Pfeilgefecht auf Rähnen, richten aber nichts damit aus. Nachdem sie hierauf Sicherheitszulage gegeben und empfangen haben, halten sie eine Unterredung in Beziehung auf Schließung von Bundesgenossenschaft mit Afsalon. Als sie darauf wieder zusammenkommen und Erlinger zufällig einen Begleiter mehr mit als verabredet ist, verböhnt ihn Afsalon, und stellt es als eine Gnade dar, daß er ihn nicht niedermachen lasse, welches leicht sei, da Afsalon und die Seinigen zu Riffe sitzen: doch ertheilt er Erlinger'n die Erlaubniß, für sein an Wassermangel leidendes Heer Sumpfwasser zu nehmen. Als Erlinger aus dem Heimwege nach Norwegen aus dem äußersten Ende Seelands gelandet ist, und wie er aus Frömmigkeit pflegt, die Messe gehört hat, zurückgeht, erleidet er durch Afsalon's Reiter, welche auf einem geheimen Wege hervordringen, eine unübergelesene Niederlage seiner Gefährten. Von den Hallantenen ward er, als er zu dem Flusse Wjz kam, eines Schiffes und sämtlicher Ruderer beraubt und ging hierauf heim²⁶⁾. Dann war eine Zeit lang Unfriede zwischen Norwegen und Dänemark²⁷⁾. Während dessen errichteten Dlaf, der Sohn Gudbrand's Stafhaugson's, und Maria's, der Tochter des Königs Eystein Magnusson's und sein Pflegevater Sigurd Agnhöit in Upplönd eine Partei und viele Upplöndinger hielten es mit ihnen, und Dlaf ward dort zum Könige genommen. Sie

jogen mit der Parteißchar durch Upplönd und manchmal in die Wist, manchmal nach Osten in die Markir (Waldörter). Sie waren nicht auf Schiffen. Als Erlinger von dieser Partei hörte, zog er mit seinem Kriegsvolke in die Wist, und war auf den Schiffen den Sommer (1166) über und den Herbst über in Dölo, und feierte dort Weibsnachten. Er ließ Spähungen oben im Lande nach dieser Parteißchar halten, und um sie zu suchen, zog er selbst und mit ihm Drenr Konongsbrödr. Sie nahmen alle Schiffe an dem Bänirer in Schweden. Der Priester in Rydhöf, in der Nähe des genannten Sees, lud Erlinger zum Richteßmesse ein. Dieser verließ die Fahrt und ruderte am Abend vor dem Richteßmesse (1167)²⁸⁾ dahin. Der Priester sandte Dlafen und dessen Anhängern Kundschaft über Erlinger's Fahrt, gab diesem und dessen Leuten starken Trant auf das Reichsteile, und ließ ihnen die Betten in die Trinktube machen. Als Erlinger von Träumen beunruhigt mehrmals erwachte, fragte er, ob es die Zeit des Gefanges der Wette sei. Der Priester rieth ihm immer wieder zu schlafen. Erlinger that es, veräumte jedoch die Wette nicht, und ging mit seinen Leuten bewaffnet zur Kirche, jedoch so, daß sie die Wäßen draußen niederlegten, während der Priester die Messe sang. Während dessen kamen Dlaf und die Seinigen an, gingen vor die Stube, erhoben dort Kriegsgefecht und erschlugen darin einige von Erlinger's Leuten, welche nicht zur Wette gegangen waren. Als Erlinger und die Seinigen den Drenruf vernahmen, sprangen sie zu ihren Wäßen, und nahmen hierauf ihre Richtung zu den Schiffen. Dlaf und die Seinigen begegneten ihnen bei einer Bräunung. Erlinger und die Seinigen zogen sich längs der Bräunung hinab und wurden von ihr gedrückt, verloren aber doch viele Leute und eine Menge wurden verumdet, weil sie weit schwächer an Zahl waren. Am meisten half ihnen die Finckerniß, in welcher Dlaf's Leute sie nicht erkannten. Erlinger's Leute eilten nach den Schiffen. Dabei fiel Ari Thorgerisson, der Vater des Bischofs Gudmund's²⁹⁾, und viele andere von Erlinger's Leibwache wurden verumdet, und auch Erlinger selbst. Sie kamen mit Noth auf die Schiffe und stiegen sogleich vom Lande. Erlinger zog in die Wist zu seinen Schiffen und war mit den Seinigen den Sommer (1167) darauf in der Wist, aber Dlaf und die Seinen in Upplönd, und manchmal in Markir (den Waldorten). Den andern Frühling darauf (1168) zogen die Hettosveinar (Cucullati), wie Dlaf und seine Partei genannt ward, in die Wist herab, nahmen weit und breit die Königsjungen ein, und weilten dort lange Zeit im Sommer (1168). Erlinger zog wider sie und sie trafen sich auf Stangir³⁰⁾, wo eine große Schlacht statt

25) Diefes nach Snorri Sturluson (Saga af Magnúsi Erlingaryzi, Kap. 28. S. 443. S. 443), wider nun weiter folgende gänzlich Angabe von Erlinger's Thaten in Dänemark folgen läßt: „Als sie dorthin kamen, wo es Dyra-s heißt, da lagen sie bevor, gekommen aus dem Leidäng (dem Sævar), mit vielen Schiffen. Erlinger legte an sie an und schlug sich wider sie. Die Dänen flohen bald und verloren viele Menschen. Erlinger aber braute die Schiffe und so auch den Handstort; sie machten dort sehr große Beute und fuhren darauf nach Norwegen zurück.“ Saxo Grammaticus handelt von Erlinger's Drenrthor unumhüllter, stellt es aber nach seiner parteiischen Weise in einem ungünstigen Lichte dar. Wie oben das Hauptstückliche oben im Texte an. 26) Saxo Grammaticus S. 514. 515. 27) Snorri Sturluson a. a. O. S. 443. Dieser letztere nun die Erzählung folgen, wie Eystein, Erlinger's Gemahlin, nach Dänemark tritt, und er dann selbst selbst, mit Waldemar Frieden schließt und von ihm zum Zar gemacht wird, und die Annales Regii (des Kongedari, Script. Res. Dan. T. III. p. 67) setzen das, daß Erlinger die Zeitwörter erwarde, auch in diese Zeit, nämlich in das J. 1166. Aber nach Saxo ward der Vergleich zwischen Erlinger und Waldemar erst später geschlossen. Wie folgen daher nicht der Zeitfolge, welche Snorri beobachtet hat, sondern der, welche theils nach Saxo Grammaticus, theils mehrmäßig in der Einleitung zum 3. Bde. der großen Ausgabe der Heimskringla S. XXIV—XXVII und in der Cero-nologia in demselben Bande S. LXII—XLIV aufgestellt ist.

28) Die Annales Regii und die meisten alten Chronologen setzen Erlinger's Niederlage in Rydhöf im J. 1167, die Annales Skalholti im J. 1168. Während sie nach Snorri Sturluson (a. a. O. Kap. 32. S. 447) in der Nacht der Richteßmesse, aber am 2. Febr. (mutmaßlich 1167), stattfand, hat sie nach der Sturlunga-Saga 2. Buch, Kap. 20 dem 2. Dec. (1166) statt. 29) Beiden des Heltis Ari's Thorgerisson's hatte Erlinger's Niederlage in Rydhöf für die Isländer besondere Interesse (f. Sturlunga-Saga. Kopenhagener Ausgabe von 1817, 2. Bd. S. 109—112. 30) Stange.

land, in welcher Erlinger siegte. Dort fielen Sigurde Zumbödr und viele andere von den Kruten das's. Er selbst stob nach Dänemark, wo er in Ålborg im Frühling (1169) starb³¹). Des Königs Baldemar's Unternehmungen gegen Norwegen war durch den Krieg gegen die Slaven unterbrochen worden. Als er in Beziehung auf diese Verhältnisse von einem großen Theil der Sorge befreit worden, that er seine zweite Herrschaft nach Norwegen. Da er von den Bewohnern der Wälf, besonders von den Zumbörgern³²), nicht feindlich aufgenommen ward, vergaß er die Feinde, und Erlinger erhielt Zeit, eine Kriegsmacht zusammenzusetzen. Baldemar'n ward die Nachricht gebracht, daß Erlinger einen engen Meerbusen mit Wurfmaschinen umgeben und hier der dänischen Flotte den Durchgang zu wehren vorbode. Bei der Beratung war nur ein Theil der Dänen dafür, einen Angriff auf Erlinger's Befestigung zu wagen, andere wollten sie umgangen wissen, weil Erlinger so zur Schlacht oder Flucht würde genöthigt werden. Andere riefen die Sache erst in der Nähe zu sehen und dann zu beraten. Während so die Meinungen in Beziehung, wie der Angriff auf Erlinger zu thun, getheilt waren, stimmten im Geheimen die Wälfen in dem Bunde überein, aus dem viele Beschwerden durch Raubtheil des Klima's und Mangel an Lebensmitteln darbietenden und seine wünschenswerthe Eröberung scheinenden Norwegen heimzuführen. Die Kutschen bearbeiteten in dieser Beziehung das Volk, und die färländischen Großen drangen endlich mit offenen Worten bei dem Könige auf Rückkehr. Der König mußte also die Verfolgung der Feinde aufgeben und hatte nur den Gewinn, daß er die vorzüglichsten Schiffe von ganz Norwegen mit sich nahm. Der norwegische Adel, welcher den König, als er kam, begleitet hatte, erzielte ihm, als er zurückkehrte, diese Ehre nicht³³). Baldemar mußte so hinsichtlich haben einsehen lernen, daß Erlinger'n in Norwegen schwer beizukommen sei, und daher zu einem Vergleich geneigt sein, als Erlinger hierzu die Hand bot. Erlinger's Gemahlin reiste im Herbst (muthmaßlich im J. 1169) nach Dänemark zu dem Könige Baldemar, ihrem Verwandten, denn sie waren beide Schwessterkinder. Er nahm sie mit dem größten Wohlwollen auf, und gab ihr Leben in seinem Reiche. Sie sandte darauf im Frühling (muthmaßlich 1170) zu Erlinger'n und ließ ihm sagen, er solle zu dem Dänenkönige kommen und sich mit ihm vergleichen. Im Sommer war er in der Wälf und besetzte das Königreich, das er aufrücken ließ, mit dem besten Heere, und segelte mit einem Schiffe nach Jütland³⁴). Die von ihm Abgesandten, Hrigh, Bischof von Oslo, und Stephan von Upsala, hatten den König Baldemar für die Norweger um Frieden³⁵). Erlinger erhielt von ihm den Zu-

gang zu einem vertraulichen Gespräch, und der Erfolg der weiteren Unterhandlungen, während welcher Erlinger und Toar, ein anderer Norweger, als Geiseln zurückgehalten werden, ist, dieser, daß Erlinger, nachdem alle norwegischen Großen dieselbe Eidesformel beschworen haben, durch Eidschwur verspricht, daß er Baldemar's noch sehr kleinen Sohn in seine Erziehung oder Pflege nehmen will und dieser soll zuerst Herzog³⁶) (Zarl) von Norwegen und dann Erbe dieses Reiches werden, wenn Erlinger's Sohn Wagnus, ohne eheliche Kinder zu hinterlassen, stirbt. Ja! Erlinger wird selbst Miles (Mann) des Königs und verspricht, so oft es die Sache erfordert, mit 60 Schiffen Heerfolge zu leisten. Diesen durch die Zustimmung der Dänen genehmigten Vertrag macht er nochmals in der Versammlung bekannt. So gibt Saxo Grammaticus die Sache an. Snorri Sturluson läßt aus der Unterredung zwischen dem Könige Baldemar und Erlinger, welche er im 30. Cap. der Saga af Magnusi Erlingssyni darbietet, die Bedingungen hervorheben, unter welchen nach seiner Angabe der Krieglich geschlossen ward³⁷). Erlinger spricht zum Könige: Herr! das dankt mir am schätzlichsten zu dem Friedensvergleich zwischen den Ländern, daß Ihr alles das von Norwegen habt, was Euch früher in unserm besondern Vertrage verheißten war; aber wenn dem so ist, welchen Däumling wollt Ihr darüber setzen, etwa einen dänischen? Der König vernimmt dieses, weil kein Dänenhäuptling nach Norwegen gehen und sich mit dem harten und ungeschöfamen Volke befassen wollte. Erlinger stellt vor, daß zwei Norweger von seinem (Baldemar's) Heer großoftern Ewein zu seinen Zaren gemacht worden seien; er (Erlinger) habe ebenso viel Macht, als sie; der König könne ihm dieses Lehn vergönnen, wenn er (Erlinger) sein zur Hand gegangener Mann³⁸) (geischworener Diener) werde; er mache sich zu dem ganzen Dienste, der diesem Namen³⁹) zukomme, verbindlich. Diese und andere ähnliche Angelegenheiten Erlinger's hatten den Erfolg, daß er dem König Baldemar handgegangen ward (d. h. den Dienst durch Handschlag leistete), König Baldemar dagegen Erlinger'n

(a. a. D. S. 444) kommt Erlinger unaangemeldet zum Könige Baldemar nach Standard (Randber), tritt mit zwölf bewaffneten Begleitern plötzlich durch die Thüre, durch welche Geiseln hineingetragen werden, vor den Beschlag des Königs und fragt, ob sie (Erlinger und seine Begleiter) Frieden haben säßen. Die 80 Kriegsmannen im Saale fielen wosfenlos. Der König bewilligt Erlinger'n Frieden. Dieser spricht mit dem Könige über Schließung eines Vergleichs zwischen ihm und den Ländern. Erlinger bindet einflussreich als Geisel bei dem Dänenkönig, und Adolm Enara, der Bruder des Trygvilfs Adolm, tritt dagegen als Geisel nach Norwegen.

36) Saxo Grammaticus (Lib. XIV. p. 351) braucht nur hier dux für Zarl. 37) Es ist der Vertrag wegen der Wälf gemeint, welchen wie weiter oben angegeben haben. Mit der Helmakratria stimmt ganz die Knytlings-Saga Cap. 124 (in den Fornmannsögur. 11. Bd. S. 338. Önnorðrste Cösur. 11. Bd. S. 344). Nach der wird der Vertrag, durch welchen Baldemar von Erlinger die Wälf zugesagt erhalten und ihm dafür Unterthänigkeit ertheilt hat, nachdem, als Erlinger nach Adolm's (Randber's) Kommt, beständig, und Erlinger erhält vom Könige das Jarlthum und damit das Reich (nämlich die Wälf) zur Vererbung. 38) nach handgegangenn (Kann handgegangenn), welches Saxo Grammaticus durch „miles“ ausdrückt. 39) Zarl, Amt, Würde.

31) Snorri Sturluson, Saga af Magnusi Erlingssyni, große Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 445—449. 32) Auch Erlinger's Kräger auf dem hohen Felsen in Zumbödr verlieren das fest Wal den Felsen, und Baldemar besetzt ihn, ohne Gegenwehr zum Kampfe zu haben. 33) Saxo Grammaticus Lib. XIV. p. 314—318. 34) f. Snorri Sturluson, Saga af Magnusi Erlingssyni a. a. D. S. 445. 446. 35) Wälf folgen hier dem Saxo Grammaticus Lib. XIV. p. 351. Auch Snorri Sturluson

36) Saxo Grammaticus Lib. XIV. p. 351. Auch Snorri Sturluson

eines Tages zum Siege leitete⁴¹⁾ und ihm Jarlsnamen und die Wit zu Lehen und zur Verwaltung gab. Nachdem reiste Erlingr nach Norwegen und war hierauf Jarl, so lange er lebte, und es ward seitdem der Vergleich mit dem Dänenkönig stets gut gehalten. Jarl Erlingr hatte mit seinen Bischöfen vier Söhne; der eine Hreirar und der andere Augmundar waren von einer Mutter; des dritten Finn's und des vierten Sigurd's Mutter war Asa ein Lidsa (die Lichte). Christina, die Königtöchter und Jarl Erlingr hatten eine Tochter, Namens Magnhildr. Sie ward an Johanna Nordbergson von Randaberg verheirathet. Christina zog mit Grim Ruffi aus dem Lande fort nach Constantinopel und sie waren eine Zeit lang dort und hatten einige Kinder zusammen⁴²⁾. Von Christinen heist es, daß sie früher auch ein unerlaubtes Verhältniß gehabt habe; gesagt ward nämlich, daß derjenige Haraldr, welchen Nicolaus Rufungar, der Sohn Pals Skotapson's, ein Lendr Jarl des Königs Magnus (muthmaßlich im J. 1172) fing, ein Sohn des Königs Sigurd's und Christina's Konungsdohtir, und von mütterlicher Seite ein Bruder des Königs Magnus war. Nicolaus brachte Haralden nach Bergen und gab ihm den Jarl Erlingr in die Hände. Es war Erling's Weise, seine vor ihn kommenden Feinde, deren Tödtung er beschloß, nicht oder nur mit wenigen und gemäßigten Worten, hingegen die, die er am Leben haben wollte, auf das Höfliche und Schmeichele anzuwenden. Zu Haralden sprach er wenig. Daraus schloß man, was der Jarl vorhabe. Dabei waren die Freunde des Königs Magnus diesen, daß er sich bei seinem Vater um Frieden für Haralden verwenden sollte. Er that es, erhielt aber die Antwort: „Solches rathen dir deine Feinde; aber du wirst kurze Zeit ungestört über das Reich herrschen, wenn du bloß nach den Rathschlägen Wohlwollender verfahren wirst.“ Hierauf ließ Erlingr Haralden hinüber nach Nordens bringen und dort ward er einhaupte⁴³⁾ oder gehängt⁴⁴⁾. Jarl Erlingr, ein guter Landvöregent und der größte Kriegsmann, wenn Unfriede statthatte, war ein strenger, doch einsichtsvoller Mann, stand aber im Rufe von Härte und Grausamkeit, vorzüglich aus dem Grunde, daß er seinen Feinden, obschon sie um Frieden baten, keinen Aufenthalt im Lande gestattete. Dabei geschah es, daß viele, sobald eine neue Partei sich erhob, zu dieser übergingen. Gyslein, Meyla und Birskibein ge-

heissen, von dem man sagte, daß er ein Sohn des Königs Gyslein's Haraldson's war, reiste in einem Sommer (muthmaßlich 1173) nach Schweden zu dem Jarl Birgr Brösa, dem Gemale seiner Raterschwester Brigida, der Tochter des Königs Harald's Gilti, erhielt von ihm Unterstützung an Kriegsvolk und Geld, kehrte damit nach Norwegen zurück, kam in die Wit, bildete hier eine Partei und ward zum Könige genommen. Durch Räuberereien und Schlachten ward die Partei berühmte und die Birskibeinar genannt. Im Sommer 1176 stiegen sie zuerst auf Schiffe und fuhren gegen Heröls unterwartet aus der Wit nach Nidaros, während dessen König Magnus und Jarl Erlingr in Bergen saßen und nichts davon gewahr wurden. Die Birskibeinar kamen den achten Sept. (1176) nach Nidaros und erschlugen den Bischofshaber dieser Stadt Nicolaus, den Sohn Sigurd's Branonson's, den gewöhnlichen damaligen Haptingen. Nach Einnahme der Stadt ward Gyslein zum Könige genommen. Während im Herbst (1176) König Magnus nach Osten in die Wit mit einem Theile des Kriegsvolkes zog, und Drmr Konungsbrodrir mit ihm, blieb Jarl Erlingr in Bergen zurück und hatte dort großes Kriegsvolk, und sollte dort den Birskibeinar begegnen, wenn sie zur See wieder nach Osten zögen. Sie nahmen diesen Weg jedoch nicht, und wurden von dem Könige Magnus (1177) in der Schlacht in Re besiegt. Gyslein fand auf der Flucht den Tod. Die Birskibeinar verließen sich theils nach Hause, theils nach Schweden⁴⁵⁾, und setzten daselbst Swerrir zum Könige über sich den 13. März 1177, und er ward im Sommer (1177) in Norwegen in Nidaros auf Ervar auf dem ätta-sylkna-thing⁴⁶⁾ zum Könige genommen. König Magnus und Jarl Erlingr sammelten sogleich Kriegsvolk und schifften nach Norden an dem Lande hin. Da entwich Swerrir nach Orkabal. Ebenso wenig wartete er das Anrücken des Königs Magnus und des Jarls Erling's ab, als er sich ganz Upplönd und Gysfridalar unterwarf und sie in der ganzen Wit, wohin sie kamen, von Neuem großes Kriegsvolk sammelten. Als Swerrir nach Gysfridalar zu Weihnachten (1177) kam, war Jarl Erlingr in der Wit und ließ sogleich den Leidnagar (die zum Seereise Pflichtigen) nach Weihnachten aufbieten. Da zog sich Swerrir (im J. 1178) nach Bermaland zurück. Als der Jarl Erlingr dahinauf kam, um ihn zu verfolgen, ward er davon durch die Drohungen der Werner (Bewohner von Bermaland) abgehalten, und kehrte zurück. Swerrir ritt nun mit 500 (600) in die Wit herab, und verbrannte den Hof Simon's in Striksvik. König Magnus und Jarl Erlingr zogen nun großes Kriegsvolk zusammen, so daß sie alle Lendri-Menn, die in der Wit waren, bei sich hatten, und waren von Swerrir'n in einer Nacht nur eine Meile entfernt, als dieser nach Bermaland zurückeilte und sich des Beistandes der Bewohner dieses Landes versicherte. Unter diesen Umständen kehrten König Magnus

40) führte. 41) Snorri Sturluson, Saga af Magnúsi Erlingssyni, p. 445, 446. 42) So nach Snorri Erlingssyni a. a. O. S. 450 und dem Ungekommenen in der Fornmannna-Sögur, 9. Bd. S. 319. 43) So nach der Ertat nur einer einzigen Handschrift der Heimskringla, aber freilich auch nach der Sverris-Saga Cap. 60 (in den Fornmannna-Sögur, 8. Bd. S. 156), und Swerrir, der selbst dieses Selbstmord verfallen ließ, war wol von der Tödtung seines Bruders Harald am besten unterrichtet. Die Stelle ist auch in anderer Beziehung merkwürdig; es werden nämlich die Könige und dem künftigen Geschlechte aufgeführt, welche in jenen vorerwähnten das Leben verlieren, und zugleich demerks, welchen Antheil Erlingr dabei hatte. Es that nämlich alles Mögliche, um seinen Sohne Magnus und dessen Nachkommen den Thron zu sichern, indem er strebte, das ganze Geschlecht und die Nachkommenschaft des Königs Harald Gilti zu verderben. (vergl. die längere Saga Hákonar, Götternes ok Inga in den Fornmannna-Sögur, 9. Bd. S. 92—95).

44) Snorri Sturluson, Saga af Magnúsi Erlingssyni in der großen Ausgabe der Heimskringla, 8. Bd. S. 452, 453, 457, 459, 460. Noregs Konginga Tal in den Fornmannna-Sögur, 10. Bd. S. 431. 45) Der Volks- und Schriftsammlungen von acht Handschriften.

und Jarl Erlingr zurück. Nachdem Sverrir durch Hel-
singaland und Jamtaland gezogen, kehrte er (im J. 1178)
nach Norwegen zurück, schlug sich unter großem Verlust
mit den Rikarosern, zog dann in die Wit und hatte mit
dem Könige Magnus bei Hirtubru (an der Brücke des
Flusses Hirta in Stenarvik in der Wit) eine Schlacht, in
welcher Magnus Verluſt erlitt. Im Herbst (1178) brachte
Sverrir den Leuten des Königs Magnus in Rikaros eine
Niederlage bei. Als er von da im Frühlinge darauf (1179)
schwedisches segelte und nach Stadir (dem Vorgebirge Stal)
gelangte, kamen dort König Magnus und Jarl Erlingr,
Erzbischof Eystein, Drmr Konungsbrodir und viel Len-
dir-menn entgegen. Sverrir scheute ihr mächtiges Heer
und ihre großen Schiffe und strebte mit seiner Flotte durch
Segeln und Rudern in das Meer hinaus zu kommen.
Bei Verfolgung der Entwichenen kam das Schiff, wel-
ches Jarl Erlingr steuerte, Sverrir's Schiffen so nahe,
daß man die Leute am Borde sehen konnte. Erlingr hielt
an, erwartete seine Schiffe und feuerte, als alle erschie-
nen, seine Leute an, in der Schlacht die Menschenerschla-
gungen und Raubereien an den Birkebeinar'n zu rächen.
Als sie aber wieder segelten und die Feinde verfolgten,
legte sich ein so bider Nebel auf die See, daß König
Magnus und Jarl Erlingr den Weg vor sich nicht sahen.
Sie mußten also die Verfolgung der Feinde aufgeben. Da
Erlingr nicht wußte, ob die Birkebeinar sich nach Süden
oder Norden gewandt, so sandte er den Erzbischof Eystein
und Drmr'n Konungsbrodir nach Bergen, das Land dort
zu verteidigen. Der Jarl selbst und sein Sohn Magnus
zogen mit dem größeren Theile des Heeres nach Norden,
erzuhren, daß auch Sverrir diese Richtung genommen,
und folgten ihm nach Thrandheim. Bei ihrer Annäherung
ging Sverrir von seinen Schiffen und hinauf in die Stadt
Rikaros. König Magnus und Jarl Erlingr fliegen nun
ebenfalls ans Land und an der Brücke kam es zu gegen-
seitigen Bewegungen, aber zu keiner eigentlichen Schlacht.
Sverrir sandte an den König Magnus und den Jarl
Erlingr eine Botschaft, durch welche er ihnen drei Stellen
vorschlug, an welchen sie sich schlagen wollten. König
Magnus überließ die Wahl seinem Vater und dieser sagte,
daß er Sverrir'n lieber Bedingungen vorschreiben, als
von ihm annehmen wolle. Sverrir zog sich nun hinweg
und ließ durch einen Botten, der Wehl in die Stadt
brachte, die Nachricht von seinem Fortzuge nach Melhus
(heut Melhus) bringen. Hier blieben die Birkebeinar
drei oder vier Nächte. Erlingr und seine Leute waren
während dessen in Ungewißheit, was eigentlich die Bir-
kebeinar vorhatten und wo sie sich. Doch schenkte Er-
lingr der Nachricht, nach welcher sich die Birkebeinar nach
dem Gebirge gewandt, Glauben. Daher war er sorglos
und dieses brachte ihm Verderben. Er selbst war zwar mit ei-
nem Theile des Heeres auf Eystar, aber andere auf den Schif-
fen und das Kriegsvolk des Königs Magnus in der Stadt
gestreut und todttrunken von dem Gelage, das er ihnen
gegeben, als König Sverrir anrückte. Erlingr traf unter
diesen mißlichen Umständen Anstalten zur Schlacht, so gut
er konnte. Zwar, Horli, sein Mitfreund, rief ihm, sich
auf die Schiffe zu ziehen. Erlingr erkannte das Heilsame

dieses Rathes an, sagte jedoch, er könne nicht zugeben,
daß dieser Zeufelspriester Sverrir auf den Platz seines
Sohnes sich setze. Erlingr ging in die Stadt hinauf und
vergaß auch jetzt unter den mißlichen Umständen seine
Gottesfurcht nicht, und küßte die Christuskirche. König
Magnus stieg mit seiner Schar zu ihm und sie hatten
500 (600) Mann, während Sverrir 300 (380) nur
brachte, und diese waren nur wenig gewappnet, weil die
Botten nur ihre Arbeitsleute sandten, da sie selbst aus
Furcht vor den Mächtigungen durch Erlingr nicht zu
kommen wagten. Sverrir ließ daher in der Schlacht, zu
welcher es auf dem Acker oberhalb des Thurmes in der
Nähe der Stadt kam, sogleich einen verzweifelten Angriff
thun, und die Fahne Erlingr's, welche zuoberst war,
stand bald den Birkebeinar'n in dem Rücken. Die Bir-
kebeinar geriethen in Schrecken, weil sie vermuteten,
daß der Jarl ihr folgte. Da ließ Sverrir die Fahne ne-
derbauen. In dieser Zeit ward Erlingr durch einen Spieß
mitten durchbohrt, und hieß den Seinigen, der Fahne des
Königs Magnus zu folgen. Als kurz darauf der Priester
Dznr und Helgi Dorffinson dem Jarl nahe kamen, hieß
dieser Dznr quer durch das Antlitz eine däßliche Wunde,
setzte sich hierauf nieder und war im Sterben. Dori, wo
er fiel, sank ihm zunächst auch der größte Theil seiner
Schar in den Tod. Nachdem kam Flucht in das Krieg-
svolk des Königs Magnus. Dieser kam auf der Flucht
dahin, wo sein Vater lag, nahm Abschied von ihm und
küßte ihn. Aber des Jarl's Lippen rührten sich nur und
brachten keine Antwort mehr hervor. Magnus rettete sich
auf das Schiff Ruda, welches sein Vater gehabt hatte,
und entkam. Erlingr's Leiche ward zu Grabe von dem
südlichen Theil der Kirche getragen (aber nachmals war
sein Grab in der Kirche). Sverrir zeigte sich bei Erlingr's
Begräbnisse in seiner ganzen Abscheulichkeit, indem er un-
ter dem Borne, das er unter der Erlingr'n um Bege-
bung der Sünden desselben, dessen politische Laufbahn la-
stend durchging). (Vordinand Wächter.)

ERLINGR¹⁾, Steinvegg²⁾ Baglakönung³⁾ (Kö-
nig der Baglar): ist ein sehr schwieriger Gegenstand der
Geschichte, da die gleichzeitigen Geschichtschreiber (oder
wenig, wie sehr wahrscheinlich ist, der Verfasser der kün-
zigen und der der erweiterten Söga Hákonar Sverris-
sonar ein und derselbe, und zwar Snorri Sturluson,
war) in der Meinung schwanken, ob es zwei Erlingr

46) Sverris- Söga in der Fortsetzung der großen Ausgabe der
Heimskringla, 4. Bd. S. 2. 6—10. 15. 16. 20. 23. 32.
41—45. 57—61. 63. 65—76. 111. 119. 175. 176. 197. 198.
206. 224 in den Fornmanna- Sögur. 8. Bd. S. 3. 10. 12—14.
17. 21. 23. 24. 30. 42. 47. 59. 62—64. 66. 70. 82—88. 90
—102. 104—106. 108. 155. 156. 167. 241. 249. 269. 270.
280. 345.

1) Ohne Zeichen des Nominativs Erlingr. 2) Stein-
wand oder Steinheil, nämlich von vegg, 1) Wand, 2) Heil,
unendlich oder unendliche Mächtigkeiten erzeugt ist die deutsche
Bildung Steinwaga (s. W. in der Fortsetzung der Nigam. Zeit-
schr. 33. Ab. S. 184. 514), da Erlingr's Bezeichnungsnamen nicht
Steinvegg, sondern Steinvegg ist. Barum er Steinvegg ge-
nannt ward, geben wir oben im Texte an. 3) J. Wächter,
Snorri Sturluson's Weltreise. 1. Bd. Göt. S. XXVII ff. 32.

gegeben, welche sich den Sohn des Königs Magnús Erlingsson nannten, woznach der letztere Erling eigentlich ein vielfacher Betrüger gewesen, weil er sich für seinen Erling ausgegeben, der zuvor von dem Könige Sverris verurtheilt worden war und das Leben verloren hatte. Da von dem letzteren Umstande sich in der kürzeren, früher verfaßten Saga Hákonar Sverris-sonar nichts findet, so läßt sich vermuthen, daß der Verfasser des erweiterten Geschichtswerkes erst später Kunde von jenem Doppelbetrug erhielt, oder wahrscheinlich, daß sich die Aufklärung von dem Doppelbetrug zur Zeit der Abfassung der kürzeren Saga Hákonar Sverris-sonar noch nicht gebildet hatte. Ein sehr wichtiger Umstand ist, daß sich in der äußerst umständlichen Sverris-Saga nichts von der Verfolgung Erlings⁴, des Sohnes des Königs Magnús Erlingsson, durch Sverrir findet. Die Sache war wichtig genug, daß sie Sverrir, als er die Abfassung seiner Geschichte durch den Abt Karl Jönsson mündlich leitete, gewiß würde haben aufnehmen lassen. Da dieses nicht geschehen ist, so läßt sich vermuthen, daß die Angabe von dem Doppelbetrug, wie sie die erweiterte Saga Hákonar Sverris-sonar darbietet, sich erst später gebildet hat; dennoch hat diese bei den neueren Geschichtschreibern größeren Beifall gefunden, als die ursprünglichere Auffassung. Wahrscheinlich haben die Neueren den Doppelbetrug deshalb als ausgemacht angenommen, weil in der Saga Hákonar Hákonar-sonar (Cap. 139) sich folgende Aussagen darbieten: Als König Hákon Hákonarson von Norwegen sich im J. 1225 in Konghella befand, kam Áskell der Lögmaðr (Landrichter) von Westro-Gothland zu ihm und war in seinem Gastgebote. In der Zeit waren bei dem Könige viele Baglar, Edliffe Gumnason, Simon Kyr, Hallvarðr Brattli. Der König machte sich zur Kurzwelt, daß er sie damit neckte, daß sie, als sie bei Erling Steinvegg waren, keinem rechten Königsohne gebiet hätten. Viele Andere nahmen Theil an dieser Neckerei, aber der Lögmaðr hörte zu und sagte zu dem Könige: „Wollt ihr, Here! uns Gaur (Göttern) erlauben, daß wir an dem Aufstehen eurer Nordmannen (Norweger) Theil nehmen?“ Der König bejahte es. Da sprach der Lögmaðr: „Nicht wollte ich Unwahrheit mit meinem Wissen und Willen sagen, aber das ist mir nicht bekannt, ob dieser Erling, welchem die Baglar dienen, ein Sohn des Königs Magnús war. Aber das weiß ich wahrhaftig vor Gott, daß er nicht derjenige Erling war, der mit uns in der Steinwand (Mauer) in Wislingsö? saß; aber so sagen wir, daß dieser ein Sohn des Königs Magnús war, und ich glaube deshalb, daß ihr jenem mit Unrecht gebiet habt, und er sich den Namen desselben gegeben hat, aber du wirst dieses wissen, Simon Kyr!“ Simon antwortet: „Das weiß ich vor Gott, daß mir dieses bekannt ist, indem ich in der Steinwand bei Erling saß, und dieser war der Erling nicht; doch darum dienen wir ihm, weil wir einen solchen haben wollten, der wider die Bisthümer

stände.“ Der König rief dann diejenigen, welche zugegen waren, zu Zeugen auf, daß Simon zugestand, mit welcher Falschheit sie verfahren hätten, und alle diejenigen, welche nachher der Nachkommenschaft dieses Erlings dienten. Haben Áskell und Simon Kyr diese Aussagen wirklich abgelegt, so ist kein Zweifel, daß Erling Steinvegg, der König der Baglar, ein Betrüger war. Aber der Doppelbetrug geht daraus doch nicht hervor, denn nach diesen Aussagen war derjenige Erling, welcher von Sverrir verfolgt ward, wirklich der Sohn des Königs Magnús. Auch sagt die erweiterte Saga Hákonar Hákonar-sonar in dem Capitel mit der Überschrift: Erlingr setti i járn (Erling in Eisen gesetzt), nicht bestimmt, daß Erlings⁵ Vergehen falsch gewesen, sondern läßt es nur zweifelhaft, indem sie bemerkt: „In den Tagen des Königs Sverrir war derjenige Mann in Dänemark, der Erlingr hieß und sich Sohn des Magnús nannte“. Aber als König Sverrir dieses hörte, schickte er Männer nach Dänemark, ihn zu suchen. Und als Erlingr das wußte, floh er hinweg und hinauf nach Goutland (Gothland). Aber als König Sverrir dieses gewahr ward, sandte er einen Brief zu seinem Schwager, dem Könige Knut in Schweden, und sagte ihm, daß in seinem Reiche derjenige Mann war, der sich Sohn des Königs Magnús nenne⁶, und Unfrieden in Norwegen würde stiften wollen. Sogleich als König Knut dieses hörte, sandte er Männer, ihn zu suchen, ließ ihn ergreifen und ihn in die Steinwand⁷ im Osten in Wislingsö setzen, und er saß einige Zeit dort. Weil er nun gute Freundschaft mit dem Weibe hatte, welches ihm das

6) oder auch: „und ein Sohn des Königs Magnús genannt ward“ (von dem man sagte, daß er ein Sohn des Königs Magnús sei), nämlich: ok kallaðist son Magnús konungs (in den Nýfundin forn brett thágia ákinnbóka, ör hinni lengri Sögu Hákonar Sverrissonar ok fleiri Norögs konunga in den Fornmannna-Sögur. 9. Bd. S. 218). Diesen von Sverrir verfolgten Erlingr mußten die Neuern für einen ungewissen Betrüger annehmen um so geneigter sein, je stärker sie bei P. Clausen die oben von uns angeführten Worte bei dem überarbeiteten P. Clausen ausgebrocht fanden, nämlich durch: som gav sig ud for kong Magni Erlingssons Søn (der sich für des Königs Magnús Erlingssons Sohn ausgab). Es steht in der P. Clausenschen Bearbeitung, wie sie sich bei der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 6. Bd. S. 385 aufgenommen findet. In der von Crönqvist sich näher entwickelnden ursprünglichen Gestalt der Clausenschen Bearbeitung, welche die Herausgeber der Fornmannna-Sögur 9. Bd. mit Recht vorgezogen haben, macht sich der schwächere Ausdruck der Uebersicht angemeßener: hand sagde sig være kong Magni Erlings-Søns Søn, er sagte, daß er des Königs Magnús Erlingssons Sohn sei.

7) er kalldist son Magnús, ist bei P. Clausen hier (auch in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla S. 385) nicht zu fast gegeben durch: som kaldte sig kong Magni Søn (welcher sich des Königs Magnús Sohn nannte), aber dieser ältere Erlingr in der lateinischen Uebersetzung der Clausenschen Arbeit in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla S. 385 zu kritisiren als Betrüger angenommen, indem es heißt: qui Magni filium se mentiretur. 8) i steinveggian, in die Steinwand; nach der kürzeren Saga Hákonar Hákonar-sonar war die Steinwand (Mauer), von welcher Erlingr den Namen erhielt, wie wir weiter unten sehen werden, im Bendenland. Als die kürzere Saga Hákonar Hákonar-sonar verfaßt ward, war also die Angabe von dem Egen, von Erlings⁵ Egen in der Steinwand auf Wislingsö (Wisingsö) noch nicht bekannt.

4) Erst Wisingsö im Wettersee in Smöland in Schweden.
5) Nämlich der Erling, der der König der Baglar war.

Offen brachte, so wollte sie ihn gern fortkommen lassen, und sie führten daher den Rathschluss aus, daß sie vieles künne Zeit zu ihm brachte und sie dasselbe in Streifen schnitt und die Enden zusammenknüpfte; und als er glaubte, daß die keine lang genug von der Burgwand hinauf sein würde, da that er dieselbe um sich und ließ sich von der Burgwand hinabsinken, und die keine nabte der Erde nicht ganz. Er löste sich aus dem Seile und ließ sich auf die Erde fallen. Der Halm war so groß, daß sein Schenkelbein brach; seitdem ging er stets lahm. Doch entkam er auf diese Weise und gelangte nach Osten nach Jarnheratland. Dieses hörte König Sverrir; er sandte sogleich Männer nach Osten dahin; sie ergriessen ihn in Jarnheratland und erschlugen ihn dort, und brachten zu dem Könige zurück das Halsbuch⁹⁾, welches er gehabt hatte, und in welchem sein Name war, und das selbe Halsbuch erkannte viele nachher.¹⁰⁾ So die längere Saga Hakonar Sverris-sonar, welche hierauf unmittelbar in dem Capitel mit der Überschrift: Erlinger Steinvegger reist Hakk (Erlinger Steinwaller errichtete eine Partei), bemerkt: „Den selben Sommer, von welchem nun“) erzählt wurde, war nach Etnepri zur Zeit, als Harst dort war, der Mann gekommen, welcher sich Erlinger benannte, und sich Sohn des Königs Magnus Erlingsson nannte“). Er äußerte, er sei einige Zeit in Windland (Wendenland) gewesen, und dieser Erlinger sagte, daß er in der Steinwand“) in Wisinger gefessen habe.“ Während also die Saga Hakonar Sverris-sonar und die Saga Hakonar Hakonar-sonar zwei Erlinger, von welchen sich der Erstere für den Letzteren ausgibt, annehmen, kennt die früher verfaßte kürzere Saga Hakonar Sverris-sonar nur einen. Möglich, daß erst später die Wahrheit an den Tag gekommen, als die Baglar keine besondere Partei mehr bildeten; aber ebenso möglich, daß man später die Sache anders auffaßte, ohne daß man jedoch in derselben wirklich mehr Licht erhalten hatte. Deshalb muß man auch auf die kürzere Saga Hakonar Sverris-sonar achten, worin Cap. 2 von Erlinger Steinvegger, welcher Erlinger Steinvegger ein Sohn des Königs Magnus Erlingsson genannt war“), die Begebenheit seiner Fahrt berichtet wird. Dann heißt es: „Den Sommer, welchen König Hakon in der Wist

war, kam Erlinger Steinvegger nach Etnepri und offenbarte den Nordmännern (Norwegern) sein Geschlecht“ (Abstammung). Diese Saga kennt also nur einen Erlinger dieser Art. Barren es nun aber zwei, so geht das Folgende auf den Letzten.

In Etnepri waren viele Nordmännern (Norwegern), und als diese hörten, daß der Sohn des Königs Magnus dort war, suchten sie ihn, der vorher bei den Baglaren gewesen war, auf, und boten ihm an, eine Partei zu errichten und ihn zum Häuptlinge zu nehmen. Es wird uns, sagen sie, nicht an Beistand fehlen, sobald das in Erfahrung gebracht wird, daß wir den zum Häuptlinge haben, welcher ein Sohn des Königs Magnus ist. Erlinger erklärte, er wolle keine Partei wider den König Hakon errichten und Unruhe in dem Lande erregen, so lange Hakon König über Norwegen sei. Dann reiste er nach Kopenhagen und war dort den Winter (von 1203 — 1204) über. König Hakon Sverrisson starb ben 1. Jan. 1204. Gutorm Sigurdsson ward von den Hirdleimann zum Könige genommen. Als die Nachricht hiervon nach Dänemark gelangte, begaben sich alle Baglar, die dort bei Erlinger gewesen waren, zu ihm nach Kopenhagen, und dieser erhielt sogleich eine Partischar. An der Spitze der Partei der Hirdleimann in Norwegen standen solche Männer, von welchen diejenigen, welche vorher bei den Baglaren gewesen, kein friedliches Benehmen hoffen konnten. Sie reisten deshalb aus Norwegen nach Dänemark. Namentlich kamen Thorsteif Erling und die Söhne Einunds, Eddr Rant und Arnbjörn Tröll, zu Erlinger Steinvegger nach Kopenhagen. Sie sandten Botschaft in die Wist zu ihren Freunden, und luden sie zu einer Versammlung nach Aalborg in der Fastenzeit (1204). Erlinger reiste zu dem Könige von Dänemark, klagte ihm seine schwierige Lage, und beehrte von ihm, der sein Blutsfreund sei und dem also ihm zu helfen gedächte, Beistand. Der König gelobte, ihn zu unterstützen und ihm Hilfe zu leisten, bis er zu seinem väterlichen Reiche gelänge. Erlinger begab sich mit seinem Volke nach Aalborg. Dortin kamen zu ihm von Norwegen Freidrar Sendimarr, Eilwii Djarson, Philippus af Veggini. Er erhielt ein großes Skutenbrett“). Als er mit ihm in die Wist kam, unterwarf sich ihm alles Volk; und er zog so von Osten nach Oslo, welchem der Bischof Nicolaus vorstand. Sobald dieser gehört hatte, daß Erlinger sein Volk in Dänemark versammelt, war er zum Könige dieses Reiches gereist, und hatte ihm gefragt, ob er diesem Erling Beistand leisten wolle. Als der König sagte, daß er wegen ihrer Blutsverwandtschaft ihm Hilfe verheissen habe, sprach Nicolaus seine Verwunderung darüber aus, daß ein so weiser König, wie er, einem Manne helfen wolle, dessen Geschlecht und Herkunft Niemand kenne. Er (Nicolaus) meinte, daß Erlinger der Sohn eines gemeinen Mannes in Uppland, und wegen seiner Tugenden aus seinem Vaterlande vertrieben, und schon längst allen guten Menschen verhasst sei“). Endlich schlug Nicolaus dem Könige dessen

9) Taschenbuch, Briefschloß, im Nordischen Hålabok, Halsbuch, weil man es am Halse trug. 10) Nämlich in dem Capitel mit der Überschrift: König Hakon zog nach Osten in die Wist, welches unmittelbar vor dem Capitel: Erlinger in Eilen gesetzt vorgetragen. Der Sommer, wo Hakon Sverrisson in die Wist zog und Erlinger nach Etnepri (jetzt Skaanen) kam, war im J. 1203. 11) er nemlich Erlinger ok kalladist var son Magnus kóngs Erlings-sonar. 12) I steinvegger. 13) er kalladist var son Magnus kóngs Erlingssonar, welcher genannt war ein Sohn des Königs Magnus Erlingsson, oder von welchem man sagte, daß er ein Sohn des Königs Magnus Erlingsson sei. Die lateinische Uebersetzung in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla 4. Bd. S. 337 thut zu viel, wenn sie überträgt: Magni Erlingidæ Regis filium se mentebatur aliquis Erlingus Steinvegger dictus, denn die Sache war nicht aufgemacht, daher auch eine Erwähnung a. a. D. hat: han var oc rekande som Magn. u. f. w.; er ward auch gerühmt (geschätzt) für einen Sohn des Königs Magnus Erlingsson.

14) Große Fletze leichter Schiffe.

15) Das Bischof Nicol

mit königlichen Eigenschaften trefflich begabten Verwandten Philippus, den Schwestersohn des Königs Ingi, zum König von Norwegen vor, und brachte es durch seine Vorstellungen dahin, daß Baldemar einwilligte, und den nächsten Sommer nach Norwegen zu kommen versprach. Als Erlinge nach Oslo kam, da er den Bischof um die Erlaubniß, seine väterliche Abkunft beweisen zu dürfen; dieser aber wollte nicht zulassen, daß dieses in Oslo geschehe. Die Håuptlinge aber und vornehmsten Männer unterstützten Erling's Begehren. Da hieß der Bischof ihm, glühendes Eisen, wenn er wollte, in Carpsborg zu tragen. Nun zog Erlinge nach Carpsborg, und bereitete sich durch Fasten vor. Dann kam Bischof Nicolaus dahin, und sagte, er solle das Eisen nicht hier, sondern in Lunsberg tragen, denn es werde der Dänenkönig dahin kommen, und dieser solle das Eisentragen sehen. Da reiste Erlinge nach Lunsberg, und erwartete dort den Dänenkönig. Im Frühling (1204) kam Baldemar mit mehr als 300 Schiffen nach Lunsberg, und hatte bei sich Philippus Simmanson, den Sohn Margaretha's, der Schwester des Königs Ingi Haraldsson's von mütterlicher Seite. König Baldemar hatte dem Bischof Nicolaus gelobt, daß Philippus der oberste Håuptling über das Volk der Baglar werden sollte, wenn sie selbst ihre Einwilligung dazu geben wollten; als aber dieses den Baglarn vorgestellt ward, erhoben alle Håuptlinge derselben Widerspruch, und sagten, sie wollten den Sohn des Königs Magnus, der da zu geboren sei, zum Könige haben. Die Wenden erklärten, daß sie, wenn ein Königssohn vorhanden sei, ihm Könignamen geben und ihm beikändig und gehorsam sein wollten. Wäre aber keiner vorhanden, so wollten sie keinen Aufstand im Lande machen. Bischof Nicolaus wendete sich hierauf an Erlinge und sagte zu ihm: „Mir scheint es, daß die Wenden nicht sehr willig sind, einen Aufstand zu machen, sodas du wenig Hilse von ihnen hoffen darfst, wenn ich dir nicht beistehe, und dich hierzu befördere, denn ich weiß das für wahr, daß dann, wenn es dir nicht gut glückt, das Eisen zu tragen, der Dänenkönig dich erschlagen läßt, und obgleich ich wol denken kann, wer dein Vater gewesen ist¹³⁾, so kann ich das doch wenden, wozin ich will¹⁴⁾. Wenn du die Ehr und Würde meines Vultvorrwandten Philippus vergrößern und ihn zum Jarl machen willst, so will ich mich zu dir schlagen, und dir diese Partei erheben helfen, und dir mit meiner ganzen Macht, mit allen meinen Verwandten und Freunden und mit dem, was ich sonst vermag, beistehen.“ Dieses ward so verabredet, und endlich zwischen ihnen beschlossen, daß Philippus Jarl werden sollte, wenn Erlinge König werden

wollte. Da fastete¹⁵⁾ Erlinge in Lunsberg zum zweiten Mal als Vorbereitung zur Feuerprobe, und Bischof Nicolaus weigerte das Eisen. König Baldemar gab den Eid an, den Erlinge schwören sollte, und waltete über das Eisentragen¹⁶⁾. Erlinge trug das Eisen mutig und kühn, und der König und der Bischof sahen der Beweisführung zu. Als die Zeit kam, daß Erlinge die Hand lösen sollte, stellte der Dänenkönig bewaffnete Männer rings um die Kirche, und wenn Erling's Sache nicht richtig befunden würde, so war leicht zu sehen, was ihn würde betreffen haben. Bischof Nicolaus führte Erlingen in die Ghorthüre, als er seine Hand lösete (frei vom Verbannde machte), und er hielt Erling's Hand empor und legte seine Finger hinein, und sagte mit lauter Rufe: Er hat sich gut frei gemacht, ich sah nie eine Hand so unbeschädigt vom Eisen kommen, als diese. Der König stand an der Ghorthüre, und all sein Volk unten, in und vor der Kirche, und sie begannen alle Gott zu danken, und Te Deum laudamus zu singen. Erlinge war diesem Tag in des Dänenkönigs Gastgeboten. Dieser gab ihm 35 Schiffe mit aller Ausrüstung. Den Morgen darauf ward zum Håusthing¹⁷⁾ oder wol richtiger Håugathing gehalten. Darauf zog der Dänenkönig friedlich von Norwegen heim. Erlingen gingen zu Handen (unterworfen sich) damals Arnbjörn, der Sohn Jon's Gautsson's und Helgi Birgisson, Arnbjörn Kopp, Øynde Reinkefsson, Guttormr Thvart, Drmr Langi, Thorbjörn Doffa, Benedikt af Gumanesi, Simun Kyr, Kolbjörn Raubi, Øynde Esjlagi, und hatten allgroßes Kriegsvolk. Nach dem Johannissfeste

13) Wir folgen hier und weiter oben der kürzeren Saga Hákonar, Guttorms ok Inga, welche fastadhi (fastete) hat. In der größeren Glauffen'schen Bearbeitung steht an beiden Stellen *fastede*, *fastede*, machte fast, machte sich anheißig. Ungewiß zwar bleibt, ob in der Urschrift wirklich *fasti* jarnburð. d. h. machte sich durch Gehung eines Fastens im Tragen des Eisens anheißig, oder ob Glauffen *fastadhi* all jarni fastete zum Eisen (als Vorbereitung zum Tragen des glühenden Eisens), stand, und *fastadhi* fast machte nahm und es in letzterem Sinne übertrug. Gewiß ist jedoch, daß, wie wir in der 31. Anmerkung dieses Artikels sehen werden, bei Gelegenheit, wo Erlinge seine Vaterstadt in Betreff seines Sohnes Sigurd bortzun will, sich auch in dem kürzeren Erldidskvæde findet: *fasti jarnburð*. 19) Kann im Allgemeinen beiseite: führte die Draufsicht der Eisenprobe, oder auch speziell, wie es Glauffen versteht: führte vor, wie viele glühende Eisen Erlinge tragen sollte. Über das J. 1204, in welchem Baldemar Erlinge zum König von Norwegen einsetzte, vergl. Historia Gentis Danorum bei Lindenbrog, Scripta. Rer. Germ. Zug. von Habelius S. 271. Wir setz im J. 1204, gleich nach Expedition nach Norwegen durch den König Baldemar (von Dänemark), welcher Erlingen beistellt (in Norwegen) zum Könige und Philippus zum Herzoge (Jarl) einsetzte, welche beide in Lunsberg die Rannen des Königs (Baldemar) wurden. 20) Haustersammlung, d. h. Bersammlung oder Zugung des Volkes, nach anderer Lesart der kürzeren Saga Hákonar. Guttorms ok Inga, und nach der längeren Håugathing (*comitum Håugae*). Gelegter ist wol richtiger, wie daraus hervorgeht, wenn wir das 4. Cap. der kürzeren Saga mit dem 6. derselben vergleichen, nach welchem die Birskelner nach Lunsberg kamen und dort Håugathing hatten; Ingi Barbarous wird zum König, Håkon Gullu zum Jarl genommen. Dann lesen sie wieder dort Borsathing; dort wird wieder Ingi zum König und Håkon zum Jarl genommen.

laut über Erling's Abkunft und Verpöfsein ausspricht, findet sich, wie wir andröndlich bemerken müssen, bios in der längeren Saga Hákonar, Guttorms ok Inga.

15) Mit dieser Rede des Bischofs Nicolaus hat es dieselbe Bedeutung, wie wir in der vorigen Anmerkung angegeben haben. 17) Nämlich durch gewisse Vorrichtungen bei der Feuerprobe; das durch wird Bischof Nicolaus als in der Geheimnisse derselben angeweiht angedeutet.

(1204) hielten sie Borgarthung") (Vollversammlung zu Carpsborg); Erlingr ward dort zum Könige genommen, aber Philippus zum Thron. Von da zogen sie nach Lunsberg zurück, und mit ihnen Bischof Nicolaus. Die Birkebeiner wichen alle aus der Bist, und zogen nach Thrandheim, aber ein Theil nach Bergen. Diesen Sommer (1204) starb König Gutormr in Thrandheim den 11. Aug. Nach dem heiligen Abende des Danksfestes zog Erlingr aus Lunsberg mit seinem ganzen Heere, und wandte sich nach Norden an dem Lande hin, und sie hatten 35 Schiffe; nahmen die Leidangar (Reisfluern zum Sezuge) und alle Abgabe, welche dem Könige gebührte, und zogen mit aller Wuse. Aber als sie nach Bergen kamen, waren in der Burg Birkebeinar Dagfinar, Thorgrinar af Ljanesi. Thorv Gröf, und nahe 200 Mann"). Die Baglar gingen in die Stadt hinauf, machten Angriffe, das Schloß einzunehmen, und schloßen eine Zeit lang auf einander. Da sprach Erlingr Steinweggr zu seinen Leuten: "Schiefet nicht auf sie, denn alle sind unsere Leute." Die Baglar schloßen stets die Richte über auf den Schiffen; ein Theil vor Anker, ein anderer drüben bei der Munkabryggja (Brücke der Mönche), aber die Tage über waren sie immer in der Stadt. Sie zogen häufig zur Burg hinauf, und beide Theile schossen auf einander. Viele Leute wurden verwundet, wenige jedoch fielen. Eines Tages ruderten König Erlingr und die Seinigen auf einigen Schuten nach Holm"). Landeten bei den Biskupsbryggju (den Bischofsbrücken) und gingen hinauf zur Christuskirche. Als dieses aber die Birkebeiner sahen, gingen sie ihnen entgegen, und machten einen so barten Anlauf auf sie, daß die Baglar zurückwichen. Erlingr und ein Theil seines Kriegsvolkes sprangen in das Wasser, aber ein Theil fiel. Ein Theil erreichte die Schiffe. Als sie zu denselben gelangten, fragten sie Erlingr, ob jene (die Birkebeinar auf der Burg) noch seine Leute wären. Der König sagte, daß es so sei. Kurz darauf zogen die Baglar aus der Stadt, und nach Norden an dem Lande hin, setzten Syslamenn (Boigte) in die Herade (Beyrte), und zogen nach Norden nach Rugfund, lagen dort nahe drei Wochen. Großer Leidhangr (zu dem Sezuge Pflichtige und Reiskreuer zu denselben) kamen zu ihnen. Da kam zu ihnen Eobin Buandi af Leykni, und Nicolaus Botolfsson, und sein Bruder, Kaurlungr, Endridi Pegri, Kattr af Hornyn. Da hörten die Baglar, daß die Birkebeinar sich Ingä Barbarson zum Könige, und Hafon Salin zum Jarl genommen, und sich jetzt rüsten, mit großem Heere von Norden herzukommen. Da wendeten sich die Baglar wieder zurück nach Bergen, und legten ihre Schiffe hinein nach Laxavägr. Während man (im Herbst 1204) mit dem Bauen von Wurfmaschinen, um mit ihnen die Burg von Bergen einzunehmen, beschäftigt war, kam die Kundtschaft in die Stadt, daß die Birkebeinar um den Stapsfögr segelnd gesehen worden. Die Steuermänner wurden zur Versammlung befohlen, und berathen, was für ein Ent-

schluß zu fassen. Der König wollte, daß sie warten und eine Schlacht wider die Birkebeinar halten möchten, und die meisten Baglar folgten diesem Rathe. Aber der Bischof antwortet: Willst du, König, dich hier wider die Birkebeinar") schlagen, so wirst du nicht bedürfen, für diese Männer, die dir jetzt folgen, öfter zu sorgen; sein Rath sei, so schnell als möglich in die Bist zu segeln und sich dort zu schlagen. Dieser Rath ward sogleich befolgt. Sie ellten nach Lunsberg, und der Bischof nach Oslo. Die Birkebeinar, welche kurz nach dem Abzuge der Baglar in Bergen erschienen, weilten eine Zeit lang dort, wandten sich hierauf nach Thrandheim zurück, und saßen hier den Winter (von 1204 — 1205) über, während es die Baglar in der Bist thaten. In Uppland waren welche von beiden Theilen. Im Frühling, nach Ostern (1205) sandte Erlingr die Schuten und alle andern leichten Schiffe unter dem Befehle Arnheimr Jonson's, Nicolaus Botolfsson's, Eobin Stallart's, Övdr Benteinsson's, und Atli Öridson's mit der Bestimmung ab, nach Bergen zu segeln. Unterwegs übertraten sie Einarn Konungsmägar in Stafangr. Er floh in die Smitvunskirche. Die Baglar boten ihm Frieden an. Er schwor, auf dem Smitvunskirchene (Reliquienkasten des heiligen Smitvun), daß er niemals wider den König Erlingr sein werde. Als er hierauf aus der Kirche kam, wollten ihm die Häuptlinge") den Frieden halten, aber das Kriegsvolk erschlug ihn. Die Baglar nahmen dort den großen Leidangr (Reisfluern zum Sezuge), welchen Einar zuvor in Rogaland, sammengedracht hatte, und kehrten dann nach Lunsberg zurück. Hier waren sie und hatten ihre Schiffe gerüstet, um nach Norden zu ziehen, als sie erfuhrten, daß die Birkebeinar mit großer Heeresmacht in die Bist zogen. Da sprach Bischof Nicolaus seinen Willen aus, daß sie hinweg nach Dinemart ziehen sollten, und dieser Entschluß ward ergriffen. Sie segeln nach Halland. Während König Erlingr mit einem Theile des Kriegsvolkes hier blieb, und Bischof Nicolaus nach Kopenhagen gerist war, zogen Jarl Philippus und mit ihm Arnbjörn, Philippus af Vegvint, Övdrarr, Nicolaus Botolfsson, Atli Öridson, Helgi Gaurr, mit 20 Schiffen in die Bist, um Ingä, den König der Birkebeinar, zu überraschen. Dieses gelang jedoch nicht. Erlingr schiffte nun mit dem ganzen Kriegsvolk in den Limafögr, und war dort lange Zeit den Sommer über (1205) in Falborg. Da kam Bischof Nicolaus dahin; sie segelten dann nach Rugfund, nördlich von Konungahella, gingen dort ans Land, sandten die Schiffe mit gegen 200") Mann südlich nach Halland zurück, und wurden in Ngi auf das Land gezogen. Dort verließ auch Bischof Nicolaus sein Schiff Botastreppa, und reiste zu Lande in die Bist, und viele Baglar mit ihm. Aber mit einem

24) Nach einer andern Lesart der jüngsten Sage Hakonar, Gutorms af Inga bei den Seeburgen der Birkebeinar, und nach der längeren, bei dieser Seeburg wider die Birkebeinar. 25) Bergsl das Bruchstück der Urchrift der längsten Sage Hakonar, Gutorms af Inga (in der Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 223).

26) Großhundert, das 100 zu 120.

21) Bergs Linge. 22) Großhundert, das 100 zu 120. 23) Der Bist.

andern Theile derselben zog Erlinger nördlich zum Gebirge, und von da herab nach Uppdals und so nach Erdsdal, und von da hinein nach Kampangr (Nidaros), fand seinen Widerstand, und weilte hier eine Zeit lang. Da beschieden sie das Gyathing (die Volksversammlung auf Gygar). Doch kamen nur wenige dahin. Erlinger ward dort zum Könige genommen, und Philippus zum Jarl. Hierauf wurden die Syssalur (Boisigen) befehligt; aber es ward wenig Geld aus den Heraden (Bezirken) erlangt. Während dessen brachte Jarl Hakon den Baglar in Nijä eine Niederlage bei, und nahm alle ihre Schiffe. Als sich die Flotte der Birkebeiner Nidaros nabte, zog Erlinger mit den Baglar aus der Stadt nach Osten über Skänesjafjall nach Eystradalur²⁷⁾. Sie nahmen ihren Hauptstich auf dem großen Eyslande im See Mjörä. Hier kamen zu dem Könige Erlinger auch diejenigen Baglar, welche aus Nijä von dem Jarl Hakon vertrieben worden, jedoch ihre Niederlage dadurch einigermaßen gerächt hatten, daß sie die auf zwei Skuten befindlichen Birkebeiner in Hobhus siegreich überரசht hatten. Nach Weinachten zogen die Baglar nach Ösio, und ihre Häuptlinge in die Syssalur, und hier ließ Jeter Skuten ausbrüsten. Im Frühling (1206) zogen sie dieselben (22 an der Zahl) aufsummen. Erlinger segelte von Långsberg aus. Den Sonntag nach Östern war er mit der ganzen Flotte in den Aesjuessayjar²⁸⁾ versammelt. Der König sagte, daß er in das nördliche Land ziehen wolle. Aber über dieses Vorhaben waren seine Leute nicht einstimmig. Der König zog den dritten Tag von dort nach Randarfund, während in den Aesjuessayjar zurückblieben, und nicht ziehen wollten: Drni Longi, und Ragnar Samalöfson und Gunnorr Åfufon. Nebst al Gumanesi mit vier Schiffen. König Erlinger hörte, daß Åborgis einen großen Leidangr (Ausrüstung und Beistuer zum Sezuge) in Vinistal zusammengezogen hatte. Mit ihm war er kurz vor Tage abgesegelt. Erlinger überрасhte ihn in Fosslein, und nahm ihm den großen Leidangr ab, und fuhr am Abend in den Etsundafund²⁹⁾. Von da segelt er nach Hvalingseyjar, und so nach Norden über Garmund nach Eiggjarnag. Da ward Steuermännerversammlung gehalten, und sie unterredeten sich, ob sie sich nach Bergen oder weiter nördlich wenden sollten. Die meisten stimmten dafür, daß sie den Jarl Hakon in Bergen überfallen sollten. Aber Freidart wollte lieber, daß sie auf den König losgingen. Dieses fand auch Beifall und sie zogen nach Norden nach Skälaväg. Hier erhielten sie durch zwei Skuten, die sie nach Grofsel sandten, und die Müller ergriffen, und auf die Flotte brachten, Nachricht, daß der Jarl Hakon Kundschaft von ihrem Anzuge erhalten, und sich mit den Städtern in den Stand gesetzt habe, sie zu empfangen. Dennoch wollte Erlinger zuerst nach Bergen ziehen. Aber auf Freidart's Rath segelten sie nach Norden an dem Lande hin, und thaten den Birkebeinern, wo sich Gelegenheit

dazu fand, großen Abbruch, so z. B. in Bifingavoggr, wo sie den auf drei Lastschiffen befindlichen Birkebeinern eine Niederlage beibrachten. Von dem Skutussund aus nahmen die Baglar denn, welche einen Brief des Jarl Hakon an den König Ingi, um ihn von dem Anzuge der Baglar zu benachrichtigen, zu besorgen hatten, und brachten ihn dem Könige Erlinger. Dem großen Leidangr, welchen die Birkebeiner in Borgund zusammengezogen hatten, nahm ihnen Jarl Philippus durch nächtlichen Überfall. König Erlinger ruhrte nach Örn, und erhielt hier die Kunde, daß in Nidaros König Ingi nächsten Freitag seine Schwester Sigrid an Åborgim af Ljanesi zu verheirathen vorhabe, und zweitens, daß die Birkebeiner ein Langschiff in Raumsdal gemacht hätten. Hierhin wurden Philippus af Wegini, und Thordr mit zwei Skuten gesandt, und durch sie der dort zusammengezogene große Leidangr genommen. Die Hauptflotte der Baglar unter dem Könige Erling segelte nach Norden, lagen am Tage in Bedden, und entwarfen hier ihren Plan zum Überfalle des Königs Ingi in Nidaros. Arnbjörn Jonsen und Freidart riefen, den übrigen noch zurückbleibenden Theil der Flotte zu erwarten. Aber der König Erlinger antwortete: „Besser dünkt mir, daß wir in der Nacht die 14 Skuten gegen die Stadt haben, als die Hälfte mehr am Morgen.“ Bei Austheilung der Rollen, welche Jeder bei Ausführung des Überfalles der Stadt zu übernehmen hatte, ward bestimmt, daß des Königs Schar und Råde durch die westliche Straße hinauf, und Jarl Philippus durch die nördliche Straße ziehen, und Arnthor Folsa und Einun Uri zu dem Flusse ruben und die ausfongen sollten, welche sich durch Schwimmen reiten wollten. Der Überfall wurde von der durch ein Schneegelüber äußerst finsternen Nacht begünstigt, aber sie machte es auch dem Könige Ingi möglich, zu entkommen³⁰⁾. Zurechtbar waren die nächtlichen Kämpfe und Niedermegungen, aber diese noch nicht das Ende des Trauerspiels. Nachdem es Licht geworden, theilten die Baglar unter sich das Kriegsgelock und die Stadt in vier Theile zur Untersuchung. Viele Menschen wurden gefunden, und drinabe alle erschlagen. Große Beute ward gemacht, und Rågs darauf wurden die berühmten Grofschiffe ausgebeut, welche sie mit sich nehmen wollten. Der König bekam die Gullbringa, der Jarl den Gestaskalp, Arnbjörn die Darrthra, Freidart die Lytta, Philippus af Wegine den Ögnurbrand. Die Klada und die Elst, und noch ein drittes verbrannten sie. Als die Beute getheilt wurde, waren dabei 300 Ringpanzer und Panzerhofen nach Art des Alterthums. Im Ganzen war dort soviel Urn, daß Keiner einen minderen Theil, als drei oder vier Mark erhielt. Die wenig interessanten nachfolgenden Kämpfe übergehend berichten wir jetzt nur noch, daß Erlinger zu Anfange des Jahres 1207 erkrankte und bald darauf starb. Sein Tod ward eine Zeit lang verheimlicht. Die Leiche ward zuerst sieben Nächte in der Herberge bewahrt, und dann in die Klafstirke gebracht. Eine Stute wurde

27) Österdalen. 28) Stet Hornaa und die Glande Hæmæder. 29) f. die Xij. Capitel. 1. Sect. 32. 33. S. 309. 210.

30) f. dieselbe 2. Sect. 18. Th. 2. 254.

nach Bergen zu dem Jarl Philippus mit der Nachricht von des Königs Tode gesandt, dem Koste jedoch ward gesagt, der Dänenkönig wolle den Jarl sprechen. Zur Fastenzeit (1207) kam dieser nach Lundberg. Da ward der Tod des Königs Erling bekannt gemacht. Die Leiche wurde dann in der Klosterkirche beargt, und in die Steinwand (Mauer), nördlich von dem Altar, gelegt. Erling hatte zwei Söhne, Magnus und Sigurd, hinterlassen. Sigurd war damals vier Jahre, und Erling hatte ihn als seinen Sohn anerkannt. Magnus war damals acht Winter, und Erling hatte sich verbindlich gemacht, seine Vaterschaft durch die Feuerprobe zu beweisen. Da ward Magnus sein Sohn genannt¹⁾. Jarl Philippus sagte zum Kriegsvolk des verstorbenen Königs Erling, daß sie einen guten Königsohn an Erlings Söhnen hätten, heimlich jedoch brachte er es in Verbindung mit dem Bischof Nicolaus bei den Danden dahin, daß sie ihn selbst zum König wählten, ungeachtet Erlings Kriegsvolk lieber einen Sohn desselben zum Könige wollte genommen haben²⁾. (Ferd. Wachter.)

ERLOERSORTAK, bei den Grönländern ein finsterner, grauamer Geist, der in der Luft herrscht. Er lauert den in das Land der Seelen fahrenden Abgeschiedenen auf und reißt ihnen die Eingeweide aus, um sie zu verzehren. (Richter.)

ERLÖSER, ERLÖSUNG. Alles, was Christus unternommen hat, um seiner ihm von Gott gegebenen Bestimmung gemäß, die gesammte Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes wiederherzustellen und zu verbessern, es mag in gewissen Thätigkeiten oder in Leiden be-

stehen, die er zu dem genannten Zwecke auf sich nahm, bezeichnet man in der Theologie mit verschiedenen Benennungen. Es heißt opus redemptorium, redemptio (ἀναλutron), Erlösungswerk! oder die Erlösung Christi, und er selbst davon redemptor, Erlöser. Auch nennt man jenes Werk das Mittleramt Christi, munus s. officium mediatorium, und ihn selbst den Mittler (μεστωρ), 1 Tim. 2, 5. Hebr. 8, 6. 9, 15. 12, 24), weil er als die Mittelperson, als der Unschädler dargestellt wird, der ein neues Bündniß zwischen Gott und den Menschen gestiftet, ihnen die verlorne Gnade Gottes wieder erworben und die Versicherung der göttlichen Liebe verschafft habe. In letzterer Beziehung heißt er dann der Verfühnen. Man legt ihm deshalb auch wol ein dreifaches Amt, ein prophetisches, hohenpriesterliches und königliches (munus Christi triplex, propheticum, sacerdotale et regium), bei, und betrachtet aus diesen drei Gesichtspunkten die Verdienste, welche er sich um das menschliche Geschlecht erworben hat. Zu dem prophetischen Amte rechnet man dann, daß er ihnen das verlorne Heil darbot (amissae salutis oblatio), zu dem priesterlichen, daß er es ihnen erwarb (a. a. acquisitionis), zu dem königlichen, daß er es ihnen zuertheilte (a. a. collatio).

Doch wir fassen hier die Ausdrücke Erlöser und Erlösung in dem engeren Sinne, den sie gewöhnlich haben, und nach dem sie sich nur auf das sogenannte munus sacerdotale Christi, oder, genauer genommen, nur auf einen Theil dessen beziehen, was die kirchliche Dogmatik dazu rechnet. Darnach versteht man unter Erlösung Alles, was Christus für die Menschen und an ihrer Stelle gethan und gelitten hat, um sie von der Herrschaft der Sünde und den Strafen der von ihnen begangenen Sünden zu befreien. Man behauptet nämlich, Christus sei von Gott bestimmt gewesen, alle der vollkommen Unschuldigen und Gerechten an der Stelle aller Menschen nicht die eigenen, sondern die fremden Strafen auf sich zu nehmen, welche die Sünde theils für die Erbsünde, theils für alle von ihnen verübten andernvermerkten Sünden hätten tragen sollen, und diese Stellvertretung sei deshalb geschehen, um, da die unendliche Würde der Person Christi die des ganzen menschlichen Geschlechtes weit übertriffe, diesem Alles, was Christus allein gelitten habe, nach Gottes Gnade anzurechnen, und jedem einzelnen Menschen, wenn er nur mit fester Glaubenszuversicht diese große Wohlthat ergreife (Röm. 3, 22. 25. Gal. 6, 7. Ait. 2, 14), unbeschadet der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Sünden vergeben zu können, oder, damit die Sünder für frei von den Strafen der Sünden von Gott hätten erklärt werden können. Diese für die Menschen Gott geleistete Genugthuung, wodurch Christus der Erlöser derselben geworden, sagt man dann weiter, bestehe theils in dem thätigen Gehorsam Christi (obediencia J. Chr. activa), oder in der vollkommenen Gesetzerfüllung und Augend desselben (Matth. 3, 15. Röm. 5, 19. Gal. 4, 4. Phil. 3, 9. Hebr. 10, 7), wodurch er der göttlichen Heiligkeit genug gethan habe (satisfactio legalis), theils in seinem lebenden Gehorsam

31) ok festi Erling Jarburch til hans faderhals. wörtlich: und Erling setzte Eisenbände (Eisenfesseln) zu dessen Vaterschaft (d. h. Vaterschaft von ihm, Vaterverhältnis zu Sigurd), d. h. machte sich durch Setzung eines Pfandes zu dem mittels der Feuerprobe zu erhaltenden Beweise, daß er Sigurds Vater sei, verbindlich. Hg. F. Wachter zu E. Norrii Einarsson's Mittheilung (Heimskringla), 1. Bd. S. 205. 206. Wie sehr Erling seine eigene Würde, seinen Aden seinen Söhnen zu sichern, geht aus aus Folgendem hervor: Erling's Erbinnege und Meinigen Schwelinge der Baglar, welche in Lundberg (im Winter von 1205 — 1206) saßen, erlitten von dem Bischof Nicolaus Kumbsthaft davon, daß Erbinnege al Hualab und Thrande Prestr aus Borgarsysla nach der Lippind gezogen waren, und auf dieser Fahrt bei ihnen her im J. 1204 geborenen Söhne, der Sohn des Königs Poul Ewerissson, sich befand, und sandte acht Breitarbaldhinger mit großem Kriegesvolke nach Lippind, den Knaben zu fassen, und alle Begefall darauf verwenden, seiner habhaft zu werden. Aber als die Abgesandten nach Heimskringla kamen, waren die Bisthümer mit dem Knaben schon fort, und brachten ihn glückliche zu dem Könige Ingi nach Riborg; f. die Saga Hakonar Hakonar-sonar. Cap. 8.

32) Die längere und kürzere Saga Hakonar, Guttorms ok Inga und die Saga Hakonar Hakonar-sonar in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 337 — 344. 346. 351. 359. 368 — 364. 379. 385. 388 — 390. 394. 397. 399. 400. 404 — 408. 5. Bd. S. 6. 9. 41. 60. 92. 95. 157. 141. 142, in den Fornmannas-Sägur. 10. Bd. S. 3. 5 — 15. 20. 27. 30. 33. 34. 54. 69 — 71. 79 — 81. 95 — 99. 101 — 103. 119 — 149. 218 — 222. 226. 228. 235. 238. 267. 273. 293. 327 — 329. 331. 380. 385. Erling's dätte auch noch nach seinem Tode Wichtigkeit wegen seiner Elyne Wagns und Sigurd's Riddung, welcher als König der Riddungar (f. d. Art.) dem Könige Poul Ewerissson zu schenken mochte.

(*obediencia passiva*), wonach er die Sündenstrafen der Menschen, welche ihm, als dem Unschuldigen, von Gott zugerechnet wurden, vornehmlich durch seinen stellvertretenden Tod abbüßte, und der göttlichen Gerechtigkeit an der Menschen Statt genug that (*satisfactio poenalis*). (Jes. 53, 4. Joh. 1, 29 fg. Matth. 20, 28. Röm. 5, 6–9. 2 Kor. 5, 19. 21. Gal. 3, 13. Phil. 2, 8. 1 Petr. 2, 24.) Auch soll diese Eine Erlösung (1 Petr. 3, 18. 1 Tim. 2, 6. Hebr. 10, 18) in Hinsicht auf die Zeit und Menschheit, auf die Sünden und deren Schuld und Strafe eine ewige (Hebr. 7, 26. 9, 12. 25 fg. 10, 12. 14.) und allgemeine sein (Joh. 3, 16–18. 1 Tim. 2, 6. 1 Joh. 2, 2 fg. 2 Petr. 2, 1. Hebr. 2, 9. 2 Kor. 5, 14. 19. Röm. 3, 23. 5, 12–21. 1 Joh. 1, 7).

Die Vorstellung, daß die Gottheit, unbeschadet ihrer Gerechtigkeit, die von einem Schuldigen verurtheilte Strafe, sogar die Todesstrafe, auf einen Schuldlosen übertragen und dadurch jenen derselben entziehen könne, war, wie im ganzen heidnischen Alterthume, so auch unter den Juden verbreitet; (2 Mose 20, 5. Jos. 7, 1 fg. 2 Sam. 12, 15–18. 21, 11–14. 24, 10–25. Jes. 43, 3. 53, 4–8. 10. 65, 7. Dan. 11, 35) obgleich die Annahme, daß der Messias eine solche Erlösung oder Veröhnung der Sünder durch seinen Tod bewirken werde, sich im N. Test. noch nicht findet. Nichtsdestoweniger trugen sie die N. Test. Schriftsteller aus der verklärten Stelle Jes. 53, 5, der sie wol unbewußt einen andern Sinn unterlegten, als sie wirklich hat, auf Jesum über (Luc. 22, 37. Marc. 15, 28. vergl. Jes. 53, 12. Joh. 12, 38. Röm. 10, 16. vergl. Jes. 53, 1. 1 Petr. 2, 22–25. vergl. Jes. 53, 5. 6. 9. Apost. 8, 28–35. Marc. 9, 12. Röm. 4, 25. 2 Kor. 5, 21. 1 Joh. 3, 9. Matth. 8, 17) unverkennbar in der Absicht, um das Gehässige und Schmachvolle zu entfernen, welches auf der Todesstrafe lastete, die Christus erdulden mußte. Vorzüglich geschah dies von Paulus, bei dem sich die meisten und deutlichsten Spuren von dem Dogma finden, welches die Kirchenväter später weiter ausgebildet hat (Röm. 3, 19–25. 5, 6–10. 18. 9, 31. 2 Kor. 5, 14–21. 1 Kor. 1, 18. 2, 2. 5, 7. Gal. 2, 20. 21. 3, 13. Eph. 1, 7, 2. 4 fg. 16–18. 5, 2. 25. Koloss. 1, 14–22. 1 Thess. 1, 10. 1 Tim. 2, 5. 6. Tit. 2, 14. 3, 5). Doch auch bei den andern N. Test. Schriftstellern stellt es nicht an ähnlichen Stellen (Matth. 20, 28. Joh. 1, 29. 3, 16. 1 Joh. 1, 7, 2. 1 fg. 4, 9. 10. 1 Petr. 1, 18 fg. 2, 24. 3, 18) und namentlich bei der Verfasser des Hebräerbriefes diese Idee noch weiter und in eigenständlicher Weise ausgebildet (Hebr. 4, 14 fg. 6, 20. 7, 27. 8, 1 fg. 9, 13 fg. 10, 1–10). Wenn aber einzelne Aussprüche behaupten, daß den Sündern ohne alle Anbahn von Gott Vergebung zu Theil werde (Röm. 3, 19 fg. Gal. 2, 21. Eph. 2, 8. Tit. 3, 5), so lehren andere, daß die Theil Jesu Tod bewirkte Sündenvergebung sie zum eifrigen Ringen nach Herzensbesserung verpflichte (Röm. 6, 10. 2 Kor. 5, 14. 16. 1 Petr. 1, 17 fg. Hebr. 9, 14). Die Sündenvergebung finden die biblischen Schriftsteller darin, daß Gott die von den

Sündern verurtheilten Strafen oder die Übel, welche sie wegen der Übertretung des Gesetzes treffen sollten, aufhebe und entferne, und sie für frei von der Sündenstrafe erkläre (Ps. 32. Matth. 9, 2. Marc. 2, 5. Luc. 2, 20). Die Strafe aber, von der und Jesus durch seinen Tod erlöst habe, soll nach ihrer Behauptung der ewige Tod gewesen sein (Joh. 3, 14–16. 36. 5, 24. 8, 51. Röm. 5, 12. 17. 18. 8, 10. 1 Kor. 15, 21 fg. 54. 1 Thess. 5, 10. 2 Tim. 1, 10. 1 Petr. 1, 3. Hebr. 2, 14), an welcher letzteren Stelle zugleich gelehrt wird, daß Christus durch seinen Tod auch die Gewalt des Teufels gebrochen habe.

Ogleich aber die Grundzüge und sogar die wichtigsten Momente der kirchlichen Lehre von der Erlösung, die Christus durch seinen stellvertretenden Tod bewirkt habe, in einzelnen biblischen Stellen unverkennbar enthalten sind, so fehlt es doch auch nicht an andern, welche sich über diesen Gegenstand durchaus anders aussprechen und den ersten widersprechen. So wird (Matth. 6, 12. 14 fg.) die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden von einem verständigen Gemüthe, das Andern vergibt, und vom inbrünstigen Gebete, und (Apostelg. 20, 18) von dem Glauben an Christus abhängig gemacht. Jesus vergibt aus eigener Macht, ohne Hinsicht auf seinen Tod, Sünden (Matth. 9, 2. 6) und legt dieselbe Macht auch seinen Aposteln bei (Joh. 10, 23. vergl. Matth. 16, 19). An andern Stellen wird die Sündenvergebung zugleich mit der Auferweckung Jesu von den Todten in Verbindung gebracht (Röm. 4, 25. 8, 34. 1 Kor. 15, 17) als der großen That, wodurch Gott die von Christo bewirkte Erlösung feierlich bestätigen wollte (Röm. 5, 10. 1 Petr. 1, 21. 3, 22). An einer Stelle (Apostelg. 5, 31) geschieht dasselbe mit der Erhebung Christi zur Rechten Gottes; und an dreien andern (Röm. 8, 34. Hebr. 7, 25. 1 Joh. 2, 1) damit, daß Christus die Menschen bei Gott vertreten habe. Nach dem Vorgange vieler N. Testam. Stellen (z. B. Ps. 32. 4. Jes. 1, 10–19. 43. 25. 55. 7. 58. 3 fg. 59. 12 fg. Jer. 31, 34. Hos. 6, 1–6. Mich. 6, 6–8. Joel 2, 12. Ps. 21, 3), welche einfach lehren, daß Gott den Sündern die verdienten Strafen erlasse, wenn sie sich aufrichtig bessern, wird auch im N. Test., wie von dem Auferst. Johannes (Matth. 3, 8. Marc. 1, 4) so von Christo selbst (Matth. 4, 17. 5, 12. 9, 2. 22. Marc. 2, 5. 5, 34. 12, 33. Luc. 7, 47. 10, 25 fg. Cap. 15. 18. 14. 24. 47. Joh. 8, 11) und den Aposteln (Marc. 6, 12. Apost. 3, 19. 22, 16. 26, 18. Hebr. 10, 18. 1 Joh. 3, 17) der Glaube und die Buße oder die Besserung als die einzige Bedingung der Sündenvergebung gefordert, ohne irgend einer anderweitigen Erlösung oder Genugthuung zu gedenken, und nur an einigen Stellen wird noch die Laufe, als ein Symbol von jenen beiden Erfordernissen damit verbunden (Luc. 3, 3. Marc. 1, 4. Apostelg. 2, 38. 10, 35). Hierzu kommt, daß die Religionslehre, welche Jesus selbst verkündete, ihrem ganzen Wesen nach sich mit dem kirchlichen Dogma von einer durch seinen Tod gestifteten Erlösung und Veröhnung durchaus nicht verträgt. Er schrieb keine religiösen Gebrauche vor, die nur entfernt darauf hindeuten könnten,

und hatte den Kreuzestod noch nicht erduldet, als er bereits behauptete, daß er sein ihm vom Vater für diese Erde aufgetragenes Werk vollendet habe (Joh. 17, 4. 6), weshalb er auch seines Todes Verhören zu sein wünschte (Matth. 26, 39. 42. Marc. 14, 36. Luc. 22, 42). Auch nach seiner Auferstehung besah er seinen Schülern zu lehren, daß die Sündenvergebung allein durch Beförderung erlangt werden könne (Luc. 24, 27). Ebenso erklärte er auf das Bestimmteste, ohne irgend eine Ausnahme zu gestatten, daß die Eitelkeit des zukünftigen Lebens allein durch ein frommes und rechtschaffenes Gemüth, durch Befolgung des Sittengesetzes (Luc. 10, 25—28. Matth. 19, 17. Marc. 10, 19), besonders aber durch gute und fromme Handlungen erworben werden könne (Matth. 21, 43. 25, 31—46). Es scheinen daher die Jünger Jesu erst nach dessen Tode einige allegorische und ungenügende Ausdrücke, welche er von demselben gebrauchte, und durch welche er ihnen trösten wollte, daß er für die Wahrheit und zu ihrem Besten sterben werde (Joh. 6, 51. 10, 15. 17, 19) mißverstanden und so gedeutet zu haben, als habe er selbst seinen Tod als einen erlösenden und verbühnenden Opfertod betrachtet. Verleitet konnten sie dazu werden theils durch einige A. Testam. Stellen, welche sie nach der unter den Juden herrschenden Erklärungsweise auslegten, theils durch die zu jener Zeit besonders unter den Alexandrinern verbreitete Meinung von dem Logos, der als Priester und Vermittler die Menschen mit Gott verböhne, theils durch die an sich löbliche Absicht, den auch von vielen Christen gehegten, jüdischen Aberglauben von der unveränderlichen Gültigkeit und Nothwendigkeit der Opfer zu entkräften; wozu denn noch der vorerwähnte Umstand kam, daß sie auf diese Weise den Anstoß am sichersten zu entfernen hofften, welchen der Kreuzestod ihres Meisters für die Juden und Heiden in gleichem Grade hatte.

Nach der Lehre der alten Kirche steht das Dogma von der Sünde und Gnade in der genauesten Verbindung mit dem von Christi Werke: denn Christus ist es, durch welchen die Sünde getilgt und Gottes Gnade theilhaft wird. Deshalb wird er von mehreren Seiten als höchster Wohlthäter der Menschen beschrieben, und zum Beweise davon sein vortrefflicher Unterricht (Clem. Strom. I. p. 548. C. ed. F. Syllburg. VI. p. 644. Tertull. Apolog. 21. Lactant. Instit. div. IV, 13. 14. 25. Kuseb. Hist. eccles. X, 4, 4. 8), sein erhabenes Muster (Tert. d. Orat. 4. Orig. c. Cels. VII, 17. Lactant. Instit. div. IV, 23. 26. Basil. M. d. sp. s. c. 15. August. De vera relig. §. 20—32. D. catech. rud. 7), die Theilnahme von Kräften zum Guten (Kuseb. Dem. ev. IV, 10. Cyr. II. Cat. XII, 1. August. c. Jul. op. imp. II, 71. VI, 48), die Beförderung der Herrschaft böser Geister (Just. M. Dial. c. Tryph. §. 100. 45. 30. Clem. Cohort. ad Graec. p. leg. C. Tertull. de fuga in Pers. 12. Cyr. II. Cat. XIII, 3. Athan. de Incarn. §. 27) und die Erwerbung der Unsterblichkeit (Just. M. Apol. I, 63. Fragm. ap. Leonium in opp. Justinian. p. 597. 5. Orig. in Joh. T. I, 22. Arnob. adv. Gent. II, 34. Lactant. Instit. div. II, 12. 10.

Hilar. Pictav. de Trinit. III, 33) angeführt. Obgleich nach der Versicherung des Irenäus (adv. Haer. I, 40, 3) und des Gregorius von Nazianz (Orat. 33. p. 536), war es den Lehrern freigestellt, ob sie die Absichten und Wirkungen der Menschwerdung Jesu und seiner Leiden sich eigene Vorstellungen zu bilden; daher es sehr natürlich ist, daß abweichende Ansichten darüber entstanden: Wie verschieden sie aber auch sein mochten, darin stimmten sie zusammen, daß sie das Verdienst Christi, wenn auch von nehmlich, doch nicht ausschließlich auf seinen Tod bezogen. Sehr verbreitet war in der alten Kirche die schon von Irenäus (Adv. Haer. V, 1, 1. 21. 3. III, 18, 2. V, 16, 3. 17, 1) und Origenes (In Exod. Hom. VI, 9. In Matth. (20, 28) Comm. p. 726. In Ep. ad Rom. p. 495. C.) aufgestellte, in der späteren Zeit aber ganz fallen gelassene Ansicht, nach welcher der Tod Jesu als ein dem Teufel gegebenes Lösegeld vorgestellt wurde. Nach ihr betrachteten die meisten Kirchenväter den Tod Jesu als ein Mittel, um die Menschen aus der Herrschaft des Teufels, in welche sie durch die Sünde gefallen waren, zu befreien; wobei sie zuweilen von der Idee ausgingen, daß dem Teufel vermöge eines Vergeltungsrechts seine Gewalt, weil er sie an Jesu gemißbraucht habe, sei entzogen worden (Chrysost. in Ev. Joh. Hom. 67. August. de lib. Arbitr. III, 31), zuweilen die Erlösung als einen Kampf (Gregor. Nac. Orat. 39. Theod. de Provid. Orat. X. Opp. T. IV. p. 660. Hilar. Pict. Comment. in Matth. c. 3. I. p. 618. Leo Magn. serm. 22, 3. 4. Gregor. Magn. in Ev. L. I. Hom. 16, 2), oder gar als einen mit dem Teufel eingegangenen Taufvertrag (Greg. Nyss. Orat. catech. c. 22—26. Ambros. in Ev. Luc. opp. T. III. Col. 60, 1. Gregor. M. in Ev. L. II. Hom. 25, 8) darstellten. Doch verwarf Gregorius von Nazianz, die Meinung, daß Jesus dem Teufel ein Lösegeld dargebracht habe (Orat. 47. p. 691. C.). Andere Lehrer legten, gleichfalls nach dem Vorgange des Irenäus und Origenes, den Begriff einer Gott abgetragenen Schuld zum Grunde, und sahen in dem Tode Jesu die Bedingung, unter welcher Gott, ohne Verletzung seiner Wahrhaftigkeit, den Menschen den ihnen gedrohten Tod erlassen konnte (Athan. de Incarn. c. 7. c. 9. Hilar. Pictav. in Ps. LII, 12. Ambros. de fuga Saec. c. 7. opp. T. I. Col. 363. B. Cyrill. Hieros. Cat. XIII, 23. Kuseb. Spec. Dem. ev. L. X. c. 1. p. 467. C. Cyrill. Alex. de recta fide ad Reginas opp. T. I. P. II. p. 132. In Evang. Joh. opp. T. IV. p. 114). Andere von ihnen äußerten auch, daß Jesus mehr geleistet habe, als zur Erlösung des Menschengeschlechtes nöthig gewesen sei (Cyrill. Hieros. I. c. Chrysost. in Ep. ad Rom. Hom. X. opp. T. X; p. 121. D. 2. Leo M. Serm. LXI, 3. Ep. 134, 4), was als eine Veranlassung zu der im Mittelalter herrschenden, so höchst verderblichen Lehre vom Verdienste der Heiligen und ihrem überflüssigen guten Werken betrachtet werden kann. Einige Lehrer behaupteten, daß durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes an sich schon die ganze menschliche Natur gehoben und veredelt worden sei, und dieser später in der kirchlichen Meinung zurückgedrängte Gedanke ist allerdings ein apostolischer,

den jensei Männer sogar noch freier, weniger im Zusammenhange mit den jüdischen Bildern vom ersten und zweiten Adam aufgefaßt hatten (*Irenaeus* adv. Haer. III. 16, 18). Besonders aber führt ihn Athanasius sowohl gegen den Arianismus, als gegen den Apollinarismus durch (Or. c. Ar. I, 39, 2, 59. De Incarn. 8. 12, 44, 54). Dabei ist aber eine besondere Stellvertretung im Tode Jesu nicht ausgeschlossen; und wird gelehrt, daß der Tod durch ihn stellvertretend, aber ohne Opfer, aufgehoben worden sei. *Gregor. Naz.* or. 36. 40. *Gregor. Nyss.* orat. cat. c. 16, 32. *Hilar. Pict.* de Trin. II, 24, 25. *Tract.* in Ps. *Lil.* 16. *August.* de Trin. IV, 12. Dabei blieb es unentschieden, ob der Tod Jesu zur Erlösung der Menschen unumgänglich nöthig gewesen sei (*Greg. Naz.* Orat. IX. p. 157. *A. Greg. Nyss.* Orat. cat. c. 17. *August.* de agone Christi c. 10. de Trin. XIII, 10). Einige jedoch, wie Basilus b. Gr. (Hom. in Ps. XLVIII. §. 3) und Gregorius b. Gr. (Moral. L. XVII, 46) behaupteten die Nothwendigkeit der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen. Über den Umfang der Erlösung äusserte Origenes den Gedanken, daß Jesus nicht bloss für die Menschen, sondern für alle vernünftigen Geschöpfe gelitten habe (c. Cels. VII, 17) und zur Verweisung dieser allgemeinen Erlösung liess er das Leiden Christi auch in der überirdischen Welt bis zum Eintritt der Hellenung fortbauern (de Princ. IV, 25), allein hinein stimmten ihm nur etwa Gregorius Nyssenus (Orat. catech. c. 26) und Didymus (Esaacrat. in 1 Epist. Petr. ad C. 3, 22 — in Bibl. PP. Gallandii T. VI. p. 293. Lugd. T. IV. p. 325) bei, die übrigen behaupteten entweder diese besondere Ansicht gar nicht, oder widerlegten sie ausdrücklich (*Hieronymus* ad Avitum Ep. LXI, 4. *Theophilus Al. Ep.* Pasch. 6. *Mani* Conec. T. III. Col. 988). Die Synode zu Constantinopel v. 325 verdammt diesen Lehrsat des Origenes auf Antrag Justinian's (in Ep. ad Mennam Patr. CP. Berol. Niceph. H. eccl. L. XVII. c. 27). Von der andern Seite beschränkte Augustinus den Umfang der Erlösung, deren Wesen er in der Befreiung von der Erbsünde fand, auf die durch eine unbedingte Gnadenwahl Erwählten oder Prädestinirten (Enchir. ad Laur. 103. c. Jul. IV, 44. De Correp. et Grat. 44, 47).

Allgemein war man darüber einverstanden, daß den Menschen durch die von Jesu bewirkte Erlösung Befreiung der Sünden zu Theil werde. Man unterschied aber genau die Sünden vor der Taufe von denen, welche nachher begangen wurden. Die ersten, so glaubte man, würden durch Christus bei der Taufe vollkommen vergeben; hingegen für die nachträglichen Sünden müßte der Mensch selbst eine Genugthuung (Satisfactio) leisten. (*Clem. Alex.* Str. IV. p. 536. *C. Orig.* in Leo. Hom. II. opp. T. III. p. 190. *Cyr. Hier.* Cat. XIV, 23. XVIII, 20. *Chrysost.* in Ev. Joh. Hom. LXXXII, opp. T. VIII. p. 465. B. *Cassian.* Coll. XX, 6). Diese bestand in der Buße (Poenitentia), unter welcher man eine Strafe verstand, die sich der Mensch durch Selbstpeinigungen auflöset, um der göttlichen Strafe zu entgehen (*Hermes* Past. Lib. III. Simil. 1. *Tertull.* de Poenit.

4, 9. de Pudic. 2. *Cypr.* de Laps. p. 101 sq. *Orig.* in Isaaiam Hom. IV, 4. *Basil.* M. Hom. in Ps. CXIV, 2. *Greg. Naz.* Orat. XXXIX. p. 634. B. *August.* Serm. CCCLII, 2, 3, 5, 6, 7, 9. *Enchir.* ad Laur. 70, 71. Ep. CLIII, 6, 15; CCLXV, 8. *Leo M.* Ep. LXXXIII, 2. ed. *Quenel.* und in guten Werken, unter welchen man Hassen (*Tert.* de Jejun. 3. *Chrysost.* Hom. I, de Poenit. Opp. T. I. p. 580. *A. Basil.* M. Serm. de Jejun. opp. T. II. *Gregorius Nyss.* orat. in principium jejuniorum, opp. T. III. p. 247 sq. *Ambros.* de Elia et jejun. Opp. T. I. p. 520. *August.* de utilit. jejun. opp. T. VI. p. 613 sq.). Gebete (*August.* Enchir. ad Laur. 71; de Civ. Dei XXI, 27, 4) und Almosen (*Barnabas* Ep. c. 19. Constitut. App. VII, 12. *Herm.* Past. Lib. III. Simil. 2. *Cypr.* de op. et cleem. p. 237. *Lactant.* Instit. div. VI, 13. *Ambros.* de Elia et jejun. c. 20. *Chrysost.* l. c. *August.* Serm. CCVII, 3) vorzüglich einschloß. Auch der Fürbitte lebender Christen, und verklärter Heiligen, besonders der Priester und der als Wärter der Verstorbenen, wurde eine hohe Kraft zugesagt, um zur Befreiung der Sünden mitzuwirken (*Orig.* Exhort. ad Mart. 30, 50. in Num. Hom. XXIV, 1. *Tertull.* de Pudic. 22. *Cyprien.* de Laps. p. 187. *Hieronym.* adv. Vigilant. *August.* Serm. CLXII). Der Glaube wurde als die allgemeine Bedingung, um an den Wohlthaten des Christenthums Theil zu nehmen, betrachtet, und unter demselben Annahme des Christenthums, oder vielmehr Christgläubigkeit verstanden (*Herm.* Past. Vis. III, 8. *Clem.* R. I. ad Corinth. 32. *Tertull.* adv. Marc. V, 3. *Clem. Alex.* Paed. LI. p. 95. C. Strom. II. p. 373. c. *Orig.* in Num. Hom. XXVI. p. 369. F. Comm. in Ep. ad Rom. p. 517. *A. Cyr.* Hier. Cat. V, 10, 11. *Theodor.* Graecae. Affect. curat. Disp. I. p. 714, 717. *August.* de Trin. XIII, 5. De Spir. et Lit. 56. De Catech. rud. 28). Doch wurde dabei auf die Nothwendigkeit, mit dem Glauben gute Werke zu verbinden, nachdrücklich gebrungen (*Clem.* R. Ep. I. ad Corinth. c. 50. *Clem. Alex.* Str. VI. p. 668. B. *Orig.* in Matt. 21, 19. T. XVI, 27. In Ep. ad Rom. LII. p. 494. B. *Adamantius*, Dial. de recta in Deum fide. Sect. I. in *Orig.* Opp. T. I. p. 804. *A. Cyr.* Hier. Cat. IV, 2. *Ambros.* de Abel et Cain II, 2. Opp. T. II. p. 152. D. *Chrysost.* in Ep. ad Ephes. 1, 4. Hom. I. opp. T. XI. p. 868. D.) und der Begriff eines guten Werkes, welches lebendig aus dem Glauben hervorgehen müsse, und nur dadurch Werth erhalte, wurde am strengsten von Augustin entwickelt (C. Jul. IV, 21. De fid. et oper. c. 7. *Enchir.* ad Laur. c. 121. C. duas Epp. Pelag. III, 14. De Trin. XIII, 26. De Civ. D. XIX, 25). Zugleich bildete sich immer deutlicher die Meinung aus, daß der Mensch mehr, als eigentlich befohlen sei (Opera supplicatoria) verrichten, und dadurch zu einer höheren Vollkommenheit und Belohnung gelangen könne (*Herm.* Past. L. III. Simil. 5, 3. *Orig.* in ep. ad Rom. L. III. p. 507. B. *Greg. Naz.* Orat. III. p. 95. C. *Ambros.* De viduis. Opp. T. IV. p. 508, 1).

Während des Mittelalters ist zur Reformation hin

wurden die Vorstellungen. der alten Kirchenväter von der Erlösung vornehmlich nur nach der Einen Seite hin, daß er durch seinen Tod sie die Sünden der Menschen genug gethan, durch die Scholastiker schärfer bestimmt und weiter ausgebildet; sonst wiederholten sie meist nur die Vorstellungen jener. So enthielt Johannes Damascenus vom Geogor von Nazianz die Verwerfung der Meinung, daß Christus sein Leben dem Tzefel zum Loosgeid gebracht habe (De side orthod. L. III. c. 27), worin Robert Pullen mit ihm übereinstimmt (Stramer, fortgef. Bossuet, B. VI. S. 490 fg.). Anselmus von Canterbury unternahm es in seinem Dialoge: Cur Deus homo (libri duo. Opp. p. 74—96), die Zweide der Erlösung vollständiger zu erklären, indem er das Leiden Jesu als eine der göttlichen Gerechtigkeit für die Sünden der Menschen dargebrachte Genugthuung darstellte, welche von keiner andern Person, als von einem Gottmenschen geleistet werden konnte. Als Abtard bezweifelte, daß die Menschen unter der Gewalt des Tzefels ständen, und deshalb eine Befreiung derselben nöthig hätten (Comment. in Ep. ad Rom. L. II. Opp. p. 550 sq.), wurde er von dem heiligen Bernhard mit Heftigkeit angegriffen (Ep. 190 ad Innocent. II. De erroribus P. Abelardi, c. 5. Opp. Vol. I. Col. 656 sq.). Peter Combarbus machte von der Anselmischen Theorie keinen Gebrauch, sondern blieb einfach dabei stehen, daß die Menschen durch Christus von der Sünde und der Herrschaft des Tzefels befreit und zur Liebe gegen Gott erweckt würden (Sent. L. III. Dist. 19). Dagegen benutzte Albert der Große (In Sent. Lib. III. Dist. 20. Art. 7) und Alexander von Hales (Summae P. III. Qu. I. Membr. 4 sq.) die Anselmischen Ideen. Am ausführlichsten aber ward diese Materie von Thomas von Aquino bearbeitet. Er war der Erste, welcher ausführlich von dem hohenpriesterlichen Amte Christi handelte (Summae P. III. qu. 22). Er zeigte, daß der Tod Christi als Genugthuung und Opfer zu betrachten, und nicht allein hinreichend, sondern überflüssig wirksam (satisfactio superabundans) sei, um das Menschengeschlecht von der Schuld und Strafe der Sünden, und von der Gewalt des Tzefels zu erlösen, und ihm die Thüren des Himmels zu öffnen (P. III. Op. 48. Art. 2. 3. 4. Qu. 49. Art. 1. 2. 3. 4. 5). Duns Scotus widersprach ihm, und wollte das Leiden Christi nicht als ein völliges Äquivalent für die Sünden der Menschen gelten lassen; vielmehr er einräumte, daß Gott es für ausreichend angenommen habe (acceptatio gratuita). (In Sent. Lib. III. Dist. 19 in Resol.).

Erst in der protestantischen Kirche hat die Lehre von dem Erlösungswerke Christi ihre volle dogmatische Bestimmtheit und kirchliche Bedeutung erlangt, und sie hat, besonders nach dem Vorgange Luthers's, Melancthon's, Zwingli's und Calvin's (Luther's Erklärung in Art. Schmalcald. P. II. Art. I. p. 305. ex edit. Libr. symbol. Hasi. Vergl. Form. Conc. Art. III. p. 683. Melancthon Loc. Theol. p. 146. 406. 1107. Zwingli de Canone Missae Epiechieus in Zw. Opp. I. Pag. 181 sq. Explanatio Artic. II. Pag. 4 (6) sq. Art. XVIII. Pag. 28 (b) sq. De vera ac falsa relig. Comment.

Opp. II. p. 172 (b) Calvin's Instit. Lib. II. Cap. XVI. p. 130) vorzüglich den Tod Jesu, als das eigentliche, wahre Moment des Erlösungswerkes, geltend zu machen gesucht; obgleich die Subtilitäten und Eristiken, womit dieses Dogma vor allen nach dem protestantischen Lebensbegriffe überleben ist, ihrem Ursprunge nach nicht den Reformatoren selbst, sondern erst den protestantischen Theologen des 17. Jahrhunderts angehören. Die Lutherische und reformirte Kirche stimmen in ihren Vorstellungen über diese Lehre fast ganz überein. Nach Beider Ansicht besteht das Erlösungswerk Christi in der Genugthuung (satisfactio), welche Christus Gott für die Sünden der Menschen geleistet hat, sobald die Menschen mit Gott versöhnt sind, und der Strafe des Befeges, auch wenn sie dieses nicht erfüllen, nicht anheimfallen (Apol. Aug. Conf. Art. III. p. 93. Art. VI. p. 100. Art. VII. p. 201. Art. XII. p. 253. Catech. maj. Art. II. p. 1193. sq. Conf. et Expos. brev. et simpl. cap. XI). Nur der Gottmensch, Christus, vermochte Gott eine Genugthuung zu leisten, welche die Versöhnung zur Folge haben konnte (Form. Conc. Art. VIII. p. 696. Conf. et Expos. brev. et simpl. Cap. XI u. XII). Luther und Melancthon fanden die Genugthuung in dem Tzefelnsopfer oder dem Veröhnungstode Jesu (obediencia passiva, s. asque ad mortem), die Verfasser der Concordienformel und der reformirten Symbole dagegen in dem ganzen Leben Jesu auf Erden (obediencia activa et passiva). (Aug. Conf. Art. III. IV. Apol. p. 93. Art. VII. p. 201. Art. XII. p. 254. Catech. maj. p. 371. Catech. maj. Art. II. p. 493. Form. Conc. Art. III. p. 684. 686. 696. 697. Conf. et Exposit. 61 et sim. Cap. XI.) Weil aber, wie die Concordie lehrt, Christus anstatt der Menschen das Geseh erfüllt, die Strafe für die Sünde getragen, und der Gerechtigkeit Gottes vollkommen Genüge geleistet hat (satisfactio vicaria), nimmt Gott diese Genugthuung (meritum Christi) aus Gnaden an (acceptatio), und richtet sie allen Menschen zu (imputatur); welche Zurechnung des Verdienstes Christi jedoch die meisten Symbole der reformirten Kirche aus die Erwählten beschränken (Form. Conc. Art. III. Conf. et Expos. Cap. XV). Durch die Zurechnung des verdienstlichen Todes Jesu erlangt der Mensch die Rechtfertigung (justificatio), welche ein actus Dei foreusis ist, auf die ganze Menschheit, nach den reformirten Symbolen aber nur auf die Erwählten sich bezieht, stets gültig ist, alle selbstverwählten Veröhnungsmittel als unnütz darstellt, aber nicht das Wesen des Menschen, sondern nur das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen verändert (Apol. Art. II. p. 73. Form. Conc. Art. III. Affirm. V. p. 585. Aug. Conf. Abus. p. 25. Apol. Art. III. p. 90. 127. Form. Conc. Art. III. p. 690. Conf. Art. XII. XX. XXI. Abus. V. VI. Apol. Art. VI. VIII. IX. XI—XIII. Art. Schmalc. P. II. Art. I. III. XIV. XV. Conf. et Expos. br. et im. Cap. XV. XVI). Sie bezeichnet den Erfolg des Todes Jesu in Beziehung auf die Sündenvergebung, sofern sich diese im Gemüthe des Menschen ankündigt und wirksam ist; sie bezeichnet also die Auf-

hebung der Strafen für die Erbsünde und die wirklichen Sünden, welche ungeschädlich von den Gläubigen begangen werden, und spricht sich zugleich aus in dem Anspruch auf die ewige Seligkeit, sowie auf die Kindschafft Gottes (Apol. Art. III. p. 125, 139. Art. VI. p. 190. 194 sq. Art. VIII. p. 221. Cat. maj. Art. II. p. 493. 494. For. Conc. Art. III. p. 719. Art. III. p. 683. sq. 685, 695. Gallie. conf. Art. XVI. XVII. u. Z.). Die einzige Bedingung für den Menschen, um die Rechtfertigung zu erlangen, ist nach Lutherischer Lehre der Glaube an Christus; nach Reformirter Lehre liegt jene Bedingung auch im Glauben, aber nach den meisten Symbolen werden nur die Prädestinirten des Glaubens theilhaftig (Aug. Conf. Art. IV. XX. Apol. Art. III. p. 100. Art. Schmale. P. II. Art. I. p. 304. Form. Conc. Art. III. p. 684. 690. 691. Conf. et Expos. etc. Cap. XV. XVI. Helv. Conf. Art. XII. XIII. u. Z.). Der Glaube erzeugt die Liebe zu Gott und moralische Werke, die aber kein Verdienst haben (Form. Conc. Art. III. p. 690. 701. Aug. Conf. Art. VI. Apol. Art. II. p. 65, 66. Hül. p. 83, 84 sq. 122 sq. Art. V. p. 177. Art. Schmale. Art. XIII. p. 335 sq. Conf. et Expos. etc. Cap. XVI.). Die abweichenden Meinungen, welche noch im Zeitalter der Reformation über das Dogma von der Erlösung durch einzelne Lutherische Theologen, Andreas Osiander, Franz Stancarus, Nicolaus Amserdorf und Georg Major, Georg Karg (Parasimonius) und reformirte, Johann Hübner; erregt wurden, ändern nichts in den symbolischen Verordnungen der Protestanten.

Die römisch- und griechisch-katholische Kirche stimmt mit der protestantischen in der Lehre von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit des Erlösungswerkes Christi überein (Concil. Trident. Sess. II. Decr. De pecc. orig. Cap. 1—3. Sess. VI. Decr. De iustif. Cap. 7. Catech. Rom. P. I. Art. IV. Quaest. 10. 11. *Opusd. 'Opol. 'Epos. μ.*). Allein in den näheren Bestimmungen hierüber trennt sich die römische Kirche sehr auffallend von der protestantischen, indem sie andere in ihr geltende und ihr sehr wichtige Dogmen mit derselben in Einklang zu bringen sucht. Sie behauptet nämlich, Christus habe zwar durch sein Leben und Sterben ein überflüssiges Verdienst erworben, jedoch nur für die Erbsünde durch seinen Tod genug gethan. Diese Genugthuung werde schon in der Taufe dem Menschen mitgetheilt und angerechnet, für die wirklichen Sünden im Leben aber müsse der Mensch selbst, um von Gott künftig nicht gestraft zu werden, Rüstungen übernehmen (Cat. Rom. P. I. Art. IV. Quaest. 11. 13. P. II. Cap. V. Quaest. 54. Conc. Trid. Sess. XIV. De poenit. Cap. VIII. Can. XI. XV. Sess. VI. Can. XIII. XXX. Cat. Rom. P. II. Cap. V. Quaest. 58, 59. Cap. II. Quaest. 31). Die Rechtfertigung bedeute daher eine innerliche Wirkung Gottes und Christi, ein Einwohnen Heiler in dem Menschen, wozu auch in der Taufe die Möglichkeit gegeben werde, so daß der Mensch, in welchen sich die göttliche Gerechtigkeit ergieße (*actus Dei hyperphysicus; infusio hyperphysica*), eine habituelle Gerechtigkeit erlange, folglich gerecht werde, und im Stande

sei, gute Werke zu thun, die ihm die Seligkeit verböthen (Conc. Trid. Sess. VI. Cap. 5—7). Die Rechtfertigung erlange aber der Mensch nicht nur durch den Glauben (d. i. durch die Überzeugung von der Wahrheit der göttlichen Offenbarungen und Besehrungen) allein, sondern zugleich auch durch das Streben nach einem moralischen Wandel, welcher nothwendig den Vorfuß zur Besehrung und die Bollbringung guter Werke, die verdienstlich sind, in sich schließt (Conc. Trid. Sess. VI. Cap. 8, 9. Cat. Rom. P. I. Cap. I. Quaest. 1. 4. P. II. Cap. V. Quaest. 4. 56. 57).

In den Symbolen der griechischen Kirche wird von der Rechtfertigungstheorie nur gelegentlich gesprochen. Der Patriarch Jeremias stellt als allgemeine Kirchenehre auf, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch Buße und Besehrung in einem lebendigen Glauben, der sich durch gute Werke offenbart, oder das göttliche Gesetz hält; gute Werke aber sind zur Seligkeit nothwendig (Art. Wartemb. p. 65, 76. 228). Heineccii Abbildung der alten und neuen griech. Kirche. II. S. 166 sq.). Metrophanes Eritobulus erklärt, daß Christus durch seinen Tod für die Erbsünde genug gethan und die Menschheit in dieser Hinsicht gerechtfertigt habe; für die Sünden im Leben erlange der Mensch die Rechtfertigung durch die Gnade Gottes und durch gute Werke, die also verdienstlich sind (*μεσι λυομένων κτ. δ. r. p. 77*). Die *Opusd. 'Opol.* lehrt zwar die Rechtfertigung durch Christi Verdienst, macht aber die Erlangung der ewigen Seligkeit auch von dem in Ebeothätigen Glauben und von der Hoffnung abhängig (*Εβροία δ. β. γ.*). Dagegen leitet die *Karx. η 'Opusd. 'Adian.* die Rechtfertigung allein von dem verdienstlichen Tode Christi ab (p. 36. 72. 73). Cyrillus Euforis folgt ganz dem protestantischen Lehrbegriffe. S. sein Bekenntnis Art. IX in Art. Conf. Basil. im 2. Th. des Corp. et Synt. p. 58).

Unter den kirchlichen Parteien, die mehr oder weniger der protestantischen Kirche zugehören, sprechen sich die Mononiten nur kurz, aber im orthodox-kirchlichen Sinne und mit Beibehaltung des dreifachen Amtes Jesu, über das Erlösungswerk aus; doch weichen sie darin von jener Kirche ab, daß sie mit der römischen die justification hyperphysica in der Erlösung anerkennen (Brevia Conf. Art. XI. XIV. XVII. XVIII. XX. XXI. XXIII. Brevia *Opol.* Art. VI. VII. XIV.). Der Lehrbegriff der Quaker spricht von einer äußeren Erlösung, nach welcher in Christi Tod die Befähigung des Menschen liegt, des Hellen, d. i. des inneren Lichts und der daher entstehenden Gottesgemeinschaft, theilhaftig zu werden, und von einer inneren Erlösung, welche darin bestehen soll, daß Christus das innere Licht der menschlichen Seele einsetze (Rob. Barcl. Apol. Thes. VI. VII.). Durch den Opfertod Christi, welcher Genugthuung gab, ist der Mensch gerechtfertigt worden, und die Rechtfertigung besteht darin, daß Christus in dem Menschen sich gestaltet, so daß die Verderbtheit in dem Menschen entfernt, der Mensch innerlich erneuert und gerecht wird, indem Christi Gerechtigkeit sich ihm eingießt; folglich ist die Gerechtigkeit, welche die Bollbringung guter, doch nicht verdienstlicher Werke zur Folge

haben muß, auch nach dem Lehrbegriffe der Quäker ein actus Dei hyperphysicus (I. c. Theor. V. VI. VII). Die Socinianer sprechen von dem dreifachen Amte Christi, leugnen, daß Christus durch seinen Tod die Erlösung bewerkstelligt, Gott mit den Menschen versöhnt, für diese genug geliden habe (Catech. Racov. ed. Oeder, p. 397. 381 sq. 599. 700 sq. F. Socinus De Justificatione in Opp. I. p. 601 sq. De Jesu Christo Servatore II. c. 8, III. c. 4, Opp. I. 2. p. 121 sq. Praelect. Theol. c. 20. p. 519 sq. Brevissima Institut. p. 667. Cat. Racov. Quaest. 379 sq.), behaupten, daß sich Christus nicht am Kreuze, sondern im Himmel Gott dargebracht habe, und halten daher die Auferstehung und Himmelfahrt für die eigentlichen Hauptwerke Christi, oder für die vornehmsten Thatfachen des Evangeliums, zugleich für eine Befestigung des Todes und für einen Beweis der Erhebung Jesu zur höheren himmlischen Herrschaft (F. Socin. Praelect. theol. p. 575 sq. Breviss. Institut. p. 464 sq. F. Socin. De Jesu Chr. filii Dei natura et essentia, p. 103 sq. Catech. Racov. Quaest. 384. 386. 476. 477. 479. 482 seq.). Den Tod Jesu betrachteten sie in einer moralischen und symbolischen Beziehung, sodaß sie darin eine Ankündigung und Darstellung der Gnade Gottes, der Billigkeit derselben zur Sündenvergebung, der Versicherung des ewigen Lebens, sowie der Auferstehung annehmen, und hierin das Verdienst Christi finden (vergl. die vorstehenden Citate und Catech. Racov. Quaest. 383). Die Rechtfertigung, die sich nur auf die Sündenvergebung bezieht, hängt vom Glauben ab (Catech. Racov. Quaest. 453. 454. F. Socinus Tract. de Justif. p. 20. 26). Die Fides salvifica soll sich aber nicht in dem Ergreifen des Verdienstes Christi, noch der orthodor-protestantischen Lehre, sondern in der Überzeugung äußern, daß der Mensch durch Vertrauen auf Gott und Christum, sowie durch Gehorsam gegen die göttlichen Gebote das Wohlgefallen Gottes und die Seligkeit erlange (F. Socin. Praelect. Theol. p. 508. De Jesu Chr. Servat. p. 560. Catech. Racov. Cap. IX. Quaest. 418—421). Die Arminianische Confessio s. Declaratio, welche auch ein dreifaches Amt Christi aufstellt, betrachtet dessen Tod als ein vollkommenes Veröhnungsmittel zwischen Gott und den Menschen, der Glaube und die guten, nichtverdienstlichen Werke bedingen die Rechtfertigung, welche sich auf die Sündenvergebung erstreckt. In diesem Punkte stimmt auch der spätere Arminianische Lehrbegriff mit der Confessio überein, weicht aber von dieser darin ab, daß er lehrt: der Tod Jesu sei keine eigentliche und vollständige Genugthuung für die begangenen Sünden und für die Größe der Strafen, welchen die Menschheit unterworfen war, Gott aber habe den Tod Christi als ein Äquivalent angenommen (acceptilation). (Conf. s. Declar. sententiae Pastorum etc. Cap. VIII. XI. XVIII. Apol. pro Confess. p. III. Limborch Theol. Christ. Lib. VI. Cap. IV. p. 703—705. Lib. V. Cap. LXXVIII. p. 655 sq. Lib. LXXIX. p. 660. Lib. III. Cap. XVI. p. 260. 261). Diefelbe Theorie stellte Hugo Grotius auf, doch modificirte er sie dahin, daß er behauptete, die Genugthuung sei von Christo nicht

Gott, sondern der moralischen Weltordnung geleistet, Christi Verdienst werde den Menschen nicht imputirt, sondern geschenkt (Hugo Grotius Defensio fidei etc. ed. Joach. Lange. 1730. Cap. II. p. 34 sq. p. 100 sq. 113 sq. 117 sq. p. 91. Propos. XVII). Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fand diese Theorie Beifall, obwohl durch den Pietismus, seit dem 17. Jahrhundert, die strenge orthodor-lutherische Lehre von der Veröhnung festgehalten und mit Anwendung der Anselmischen Theorie noch weiter ausgedehnt wurde, und auch in der herrschenden und methodistischen Enfsart die Lehre vom Veröhnungstode als eine der wichtigsten Hauptlehren hervortrat (über die Pietisten vergl. Walch, Bibl. Theol. Sect. II. p. 735 sq. Zingendorf's kurze Anleitung zum rechten et. Grund des Lebens. Dess. Grund christlicher Lehre. Spangenberg, Idea fidei stratum. [Barby 1779] p. 135—166. Alberti, Briefe, betreffend den allerneuesten Zustand der Religion in Großbritannien. I. S. 156 sq.). Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde zwar das Dogma von der Erlösung noch von Einzelnen in seiner kirchlich-orthodoxen Fassung mehr oder minder festgehalten und theils auf ergetischem, theils auf dogmatischem Wege ungenügend verteidigt; indessen wendete sich doch die neuere protestantische Theologie immer entscheidender von den Einsichtigkeiten der Kirchenlehre ab, und untersuchte immer genauer den biblischen Grund derselben. Bei diesen Untersuchungen wurde zwar oft die Vielseitigkeit der biblischen wie der altkirchlichen Darstellung von diesem Gegenstande übersehen; doch war dies noch eher zu entschuldigen, als die speculativen Deutungen, welche man dem Dogma gab; denn nachdem die Schule Kant's es durch Allegoristen bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte, faßte es die neuere und neueste naturphilosophische und speculativ-philosophische Theologie in einem von der kirchlichen Lehre ganz entfernten Sinne auf, und nahm namentlich eine subjective und mittelbare Verbindung zwischen dem Tode Jesu und der Sündenvergebung durch denselben an. Das Wahre haben wohl diejenigen gefunden, welche das Symbolisch-Vielseitige dieser Lehre im N. Testam. bemerkten, und wie der Tod Jesu dort immer nur als ein sinnvoll erbedendes Bild gebraucht worden sei, allenthalben untergeordnet der Hauptidee jener Schriften, der vom göttlichen Reiche, es diesem gemäß auch hier anerkennen, daß außer dem kirchlichen Zwange sich Evangelium und Barmherzigkeit in vollkommenster Übereinkunft finden.

Vergl. Dr. Wilhelm Müncher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Dritte Auflage, bes. von Dr. Daniel v. Geßlin. Cassel 1832—38. Erste Hälfte, S. 314—458. Zweite Hälfte, erste Abtheilung, S. 157—170. Zweite Abtheilung (besorgt durch Dr. Ed. Gottschold Neudrucker) S. 481—529. D. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Jena 1831. 32. Zweite Abtheilung, S. 1127—1306. Jul. Aug. Lud. Wegscheider, Institutiones Theologiae christianae dogmaticae. P. III. Sect. 2. §. 132. 144, wo auch eine reichhaltige Auswahl der dieses Dogma betreffenden Literatur zu finden. D.

Ferdinand Christian Baur, die christliche Lehre von der Versöhnung in ihrer geschichtlichen Entwicklung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Tübingen 1838.

(C. Chr. L. Franke.)

ERLÖSERS (Orden des). a) Vincenz, Herzog zu Mantua, stiftete im J. 1608 einen Orden zu Ehren der im Dome zu Mantua befindlichen Konstranz mit drei Blutropfen Christi. Er nannte ihn: Orden des Erlösers, hieß aber auch Orden des heiligen Bluts zu Mantua, oder Orden des Sacraments. Das Ordenszeichen war ein ovales Schild, auf welchem zwei Engel einen gekrönten Kelch, mit der Konstranz hielten, von dem Worten umgeben: Nihil isto triste recepto. In der Mitte des Kelchs glänzte ein Diamant. Die Kette, an welcher das Zeichen hing, bestand aus verschiedenen goldenen, weisemallirten Schilden, mit Feuerflammen umgeben, zwischen welchen sich, abwechselnd, Büchel mit goldenen Stäben befanden. Die Buchstaben der Worte: Domine probasti me standen darauf. Auch Frauen erhielten diesen Orden, dessen Dauer unbekannt ist. — b) Als Griechenland im Mai 1832 zu einem souveränen Staate erhoben war und den Prinzen Otto von Baiern zum erblichen Könige erhalten hatte, wurde, noch der dessen erlangten Volljährigkeit, von der damaligen Regentschaft, doch in seinem Namen, am 1. Juni 1833, der Orden des Erlösers gestiftet. Nach der unter diesem Dato erschienenen Stiftungsurkunde*) ist er ein Vertheilungsorden, errichtet: „Zur Erinnerung an die unter dem Befehle der göttlichen Vorsehung ebenso wunderbar als glücklich vollbrachte Rettung Griechenlands“ und deshalb mit dem Namen: Orden des Erlösers belegt. Aus fünf Classen besteht er. Die Zahl der Mitglieder der ersten oder untersten Classe, der Ritter des silbernen Kreuzes, ist unbeschränkt. Die der zweiten, der Ritter des goldenen Kreuzes, ist auf 120, die der Comthuren oder die dritte Classe, auf 30, die der vierten, der Großcomthuren, auf 20 und die der fünften oder höchsten Classe, der Großkreuze, auf 12 festgesetzt. Diese Zahl darf nie überschritten werden; doch werden die Prinzen des königlichen Hauses und Auswärtige, welche einen höhern Grad des Ordens erhalten, hierbei nicht mitgerechnet. Das Ordenszeichen ist ein weißes, achtspeiziges, mit der Krone gekröntes Kreuz. Die Mitte desselben umgibt ein Kranz von Eichen- und Lorbeerblättern. In seiner Vorderseite ist das griechische Kreuz mit dem Herrschilde, wie sie im königlich griechischen Wappen befindlich sind, und die Worte umgeben sie: „Herr, deine rechte Hand ist verherrlicht mit Kraft.“ Auf der Umschrift ist das Brustbild des Königs Otto mit der Umschrift: „Otto König von Griechenland.“ An einem blauen, mit schmalen weißem Rande eingefassten Bande trägt es die erste und zweite Classe, jene aus Silber, diese aus Gold und emailirt, auf der linken Seite der Brust; die dritte um den Hals; die vierte ebenso, dabei aber einen silbernen achtspeizigen

Stern auf der linken Brust mit der Vorderseite des Ordenszeichens in der Mitte; und die fünfte, am dritten Bande von der linken Schulter zur rechten Hüfte mit gleichem, doch größerem Sterne. Vor dem Könige, den königlichen Prinzen, oder bei feierlichen Gelegenheiten müssen die Mitglieder aller Classen, welche Griechen sind, mit der Decoration erscheinen. Außerdem ist es den drei letzten erlaubt, die Decoration der zweiten Classe zu tragen.

Der König als Großmeister verleiht den Orden, dessen Insignien nach dem Tode des Inhabers zurückgegeben werden. Für jedes Verdienst, für jede Auszeichnung im höchsten wie im niederen Stande, ist für Griechen dieser Orden bestimmt, dessen Ertheilung von Unten auf nur gesehen kann. Den Orden künftig zu vertheilen, um von jeder Classe einer bestimmten Anzahl Mitglieder Zahlgebalt zu reichen zu können, wurde bei seiner Stiftung beschlossen. (F. Gottheil.)

ERLÖSUNG. (Orden der Ritter von der Erlösung.) Als im J. 1736 die Gorkamer den Abenteurer Theodor von Neuhof, aus dem Hannoverschen gebürtig, zu ihrem König erwählten, und dieser, zu Sertena gekrönt, sich sogleich mit allen Attributen des Königthums umgab, stiftete er noch selbigen Jahres am 16. Sept. einen Orden, den er zur Bezeichnung der durch ihn zu bewirkenden Befreiung vom Joche der Genußer, Orden der Ritter von der Erlösung nannte. Nach den Statuten*) war der, aus zwei Classen, Commandeurs und Ritters, bestehende Orden nur für Adelige bestimmt. Die Ritter erhielten den Titel: illustrissimi, die Commandeurs den Excellenz. Sie waren völlig abgabenfrei und standen unter keinem Gerichte. Nur sie erhielten die obersten Stellen im Kriege- und Marineetat. Wenigstens wohnhaben mußten sie sein und vom vierten Giebel ab von erblichen Ämtern entprossen, welche auch kein Handwerk getrieben haben durften. Auch Ausländer wurden aufgenommen, jedoch aber mußte tausend Kronen zahlen, wovon er zehnteils 10 Proc. bezog. Kein Ritter durfte in fremde Dienste treten, in Kriegsjahren mußte er aber dem Könige dienen. Täglich mußte er zwei Palmen lesen bei Verlust der Einkünfte von seiner Comthure für den Tag, an welchem er es nicht that. Den Degen durfte er nie ablegen, und wenn in der Welle das Evangelium gelesen wurde, mußte er ihn entbloßen; selbst Ritter anderer Confessionen mußten dies. Vom Ordenszeichen ge-

*) Man findet sie vollständig in folgenden zwei Werken: 1) Der träumende Theodor, oder vollkommene Abkühlung des mit Glück und Unglück vertriebenen vornehmen Königs, Baron Theodor Anton von Neuhof, und seines vertriebenen Königs, der russischen Kaiserin Catharina. Aus bezaubernden Nachrichten und Documenten zusammengetragen, besonders aber aus eigener Erfahrung, durch die Feder eines, in des Theodors Kriegsjahren eine Zeit lang geknechteten, Thüringers unparteiisch beschrieben und mit saubren Kupfern zum Druck überliefert. (Kaufman und Krieger 1745.) 800 S. — 2) Leben des sogenannten Königs derer Gorken, Theodori I., welcher sich Baron von Neuhof von Sertena genant, worinnen seine Zukunft und seltsame Aufzucht, sammt denen vorfälligen Phänomenen, ausdrücklich beschrieben von D. W., verlegt W. D. 1742. 748 S.

*) In Weitz's großem Ordenswerke ist sie vortrefflich abgedruckt, und da auch eine illuminierte Abbildung der Insignien befindlich.

den die Statuten folgende Beschreibung: „Der Stern von diesem Orden (das Ordenszeichen) ist auf einem grünen Felde, mit einem weissen oder silbernen Rande. Die sieben Ecken von dem Stern, nebst dem Ring, der dazu dienen muß, um das Kreuz daran zu hängen, geiz oder Gold, und die sieben kleineren Ecken von dem Stern mit dem königlichen Wappen; weis auf einem schwarzen Grunde, die Seiten von dem Stern aber gelb; in dem Umfange des Sterns wird die Gerechtigkeit fleischfarben durch ein schönes Frauenbild vorgestellt, um deren Mitte ein Band, woran ein Fingerring von Gold; das Schwert in der rechten Hand ist von Stahl, die Waage in der andern Hand von Silber, die Wagschalen, dreieckig, auch von Silber, wie auch die Schnuren; in einer der Wagschalen ein rother Fiedeln, und in der zweiten ein bleifarber Fiedeln, und über der Hand, so die Waage hält, eine silberne Kugel, mit einem blausilbernen Kopskamm. Ein Triangel von Gold, darunter ein T emallirt, an der andern Seite unter dem Fuße, die Welt mit dem Kreuze darüber von Gold. Die andere Seite stellt nur den Stern allein vor.“ Dies Ordenszeichen mußten die Ritter besitzend tragen, die Commendanten größer als die Ritter. Die ersten an einer großen, doppelten, grünen Schärpe, die letztern an einer einfachen, kurzen um den Hals oder am Kleide befestigt. Himmelsblau war das Ordenskleid. Die Zahl der gleich bei seiner Stiftung ernannten Mitglieder, welche allen Nationen angehörten, betrug über 400.

Die Dauer des Ordens war kurz, wie das Königthum seines Stifteres, mit welchem er unterging und vergessen ward. (F. Gottschalek.)

ERMANIA, nannte Chamisso (Linnaeus 1831. p. 533) zu Ehren des berliner Professors Adolf Erman eine nur nach der Frucht bestimmte Pflanzengattung aus der Gruppe der Siligosaeae der natürlichen Familie der Cruciferae und höchst wahrscheinlich aus der zweiten Ordnung der 13. Fimel'schen Classe. Sie scheint mit Leiospora C. A. Meyer identisch zu sein und eine Unterabtheilung der Gattung Neuroloma (Parrys) zu bilden. Die einzige Art, Erma. parryoides (Uraba? Cham. l. c.), hat Erman nur fruchttragend aus dem feuerfreundlichen Berge Schmelwitz in Kamtschatka 4000 Fuß über dem Meere gefunden. (A. Sprengel.)

ERMELS (Johann Franz), war in der Nähe von Göttingen 1621 geboren, und widmete sich Anfangs der Geschichtsmalerrei, worin er 1660 zu Nürnberg eine Auserkennung Christi für die Kirche St. Sebald ausführte, später aber übte er mit Glück die Landschaftsmalerrei, wobei ihm zuweilen Heinrich Roos die Abzichte in seine Landschaften malte. Desselb man zuweilen einen düstern Ton in seinen Werken findet, so sind seine Darstellungen doch großartig, die Behandlung frei und fleißig und das Colorit warm und kräftig. Er starb zu Nürnberg 1693. (Doppelmeier S. 250.) (A. Weise.)

ERMELYEKER BEZIRK (Gerichtsstuhl, Processus), ein Theil der wälder Gespanschaft im Kreise

jenseit der Theiß Niederrungarns, und zwar der nordöstliche, der mit dem Großfürstenthum Siebenbürgen grenzt, größtentheils eben und nur im Osten hügelig, gegen die Grenze zu auch bergig, übrigens ausgezeichnet fruchtbar, theilweise aber auch verumpft ist, woran die diesen Gerichtsstuhl bewässenden Flüsse Er und Meretpo Schuld sind. Das Klima ist sehr mild, nur hier und da fieberhaft; der Boden erzeugt trefflichen Tabak, besonders um Szegelysd, Ragos-Eta und Diszeg, Wein, Getreide &c. Dieser Bezirk umfaßt drei Districte, 70 Dörfer und 22 Präbden. Seinen Namen hat er von dem Erlasse.

(G. F. Schreiner.)

ERMELYEKER GERICHTSSTUHL (Erfußbezirk, Processus ermeljekensis), ein Gerichtsstuhl des äußeren Kreises der mittel-slowen Gespanschaft, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen (47° 19' — 47° 36' 10" nördl. Br. und 40° 12' 30" — 40° 24' östl. L. von Ferro), an die hatymärer Gespanschaft Ungarns grenzend, von dem Krassina und Erlasse bewässert, umfaßt 15 Dorfschaften. Es gehört dieser Bezirk zu demjenigen Landestheile Siebenbürgens, die an das Königreich Ungarn wieder zurückgegeben und diesem Königreiche einverleibt worden sind.

(G. F. Schreiner.)

Ermenrid, der Tödter Ervoin's, s. Allgem. Encycl.

I. Sect. 30. 2y. S. 321.

ERMENONVILLE. 1) E., Gemeindeort im französischen Departement der Dife (Sie de France), Canton Manteuil, Bezirk Senlis, liegt am gleichnamigen Walde, an einem Bache, drei Klusen von Senlis, neun Klusen von Paris entfernt, und hat eine herrliche Forstwache, eine Secursaltkirche, 108 Häuser, ein schönes Schloß, welches einst von Heinrich IV. Geliebten, der geleierten Gabrielle, bewohnt wurde, und 461 Einwohner. — Im J. 1693 erob der genannte König die Herrschaft Ermenonville zu einer Vicomté, und erlaubte ihrem damaligen Besizer, Dominique von Bic, welcher den Beinamen Capitain Carre führte, zur Belohnung seiner Tapferkeit, seinem Wappen ein azurblaues Schild mit einer goldenen Lilie hinzuzufügen. Dominique, der nach und nach Gouverneur von St. Denis, Galais und Amiens wurde, starb den 14. Aug. 1610 als Viceadmiral von Frankreich ohne männliche Erben, und die Vicomté ging auf seinen Nefen Gideon von Bic über, welcher 1636 als Feldmarschall starb. Während der Revolution entriß der Deputirte in der Nationalversammlung, Gille Stanislaus Xavier Graf von Girardin (gest. 1827), der bande noire, dadurch, daß er sie überbot, Ermenonville, und kauf nun aus der wilden Umgegend desselben, wo man nichts sah als Felsen, Wald und Gestrüpp &c., einen wahren Zaubergarten. Der von ihm nach eigenen Ansichten, die er in der Schrift: De la composition des paysages, aufstellte, angelegte Park nimmt einen Flächenraum von 600 Morgen ein, und bietet dem Auge fortwährend die reizendsten und mannichfaltigsten An- und Ausichten. Von Kanälen durchschnitten, von Wasserfällen durchspritzt, läßt er dem Wanderer gleich bei seinem Eingange einen den Dichtern der Natur, Virgil, Thomson und Gekner,

errichteten Altar erbilden. Von diesem fährt eine Holzbrücke zu einer Einsiedelei, einer Grotte und dem Gartenlaale. Ein der Philosophie geweihter Tempel beherrscht von einer Anhöhe herab eine weite, felsreiche Ebene. Eine dieser Inseln, bekannt unter dem Namen der Pappelinsel, trägt das Grab des genfer Naturmenschen und Philosophen J. J. Rousseau, welcher hier in einer noch vorhandenen Hütte vom 20. Mai bis zum 2. Juli 1778, an welchem er starb, seine letzten Tage verlebte. Seine irdischen Reste wurden zwar am 10. Oct. 1794 auf Befehl des Nationalconvents in das Pantheon nach Paris gebracht, aber nach der Restauration wieder hierher verlegt. Das Grabmal selbst zeigt auf der einen Seite die Inschrift: Ici repose l'homme de la nature, auf der andern ein sich auf die Erziehung beziehendes Basrelief mit der Überschrift: Vitam impendens vero. — Andere schenswerthe Partien des Parks sind der Thurm Gabrielle's, Laura's Grabmal, Arkaden und die neuen Anpflanzungen. Man verglicke hierüber: A tour to Ermenouville (London 1785) und Promenade ou itinéraire des jardins d'Ermenouville (Paris 1789), mit Kupf., sowie Rathisson's Spaziergang nach Ermenouville, aus dem Franz. (Straßburg 1808.) Zur Bequemlichkeit derer, welche Ermenouville besuchen wollen, stehen in der pariser Vorstadt St. Denis Nr. 51 Dinétags, Donnerstags und Sonnabends Wagen bereit, welche früh um 8 Uhr abfahren und in welchen ein Platz 3 francs kostet. — 2) E. Gemeindedorf im Departement der Nieder-Seine (Normandie), Canton Fontaine, Bezirk Pœtrot, liegt zwei Lieues vom Meere entfernt und hat 64 Häuser mit 320 Einwohnern. — 3) und 4) E. la grande und E. la petite, Gemeindedörfer im Departement der Eure und Loir (Beauce), Canton Méré, Bezirk Chartres, von denen das erstere eine Succursalfirche und 463 Einwohner, das letztere 313 Einwohner hat. (Nach Expilly und Barbichon.)

ERMENRICH (Ermenreich, Ermrich, Hermenreich, Hermenreich), aus Alemannien gebürtig, zuerst Conventual zu Reichenau und Schüler des berühmten Gelehrten Balafrit, wurde nach dessen Tode vom Erzbischof und Abte Grimoald, welcher die Studien sehr beförderte, eingeladen, mit Einwilligung seines Abtes Folwin, sich in das Kloster St. Gallen zu begeben. Wahrscheinlich hatte er in beiden Ämtern durch die Versorgung des Bekannten sich großen Ruhm erworben. Nach geraumer Zeit lebte er in das Kloster Reichenau zurück. Der Ruf seiner Gelehrtheit, Klugheit, Ernsthaftigkeit und Frömmigkeit veranlaßte, daß er auf Empfehlung Grimoald's im J. 866 zum Bischöfe von Pavia postuliert und vom K. Ludwig zur Bekrönung der Bulgaren bevordert wurde, als er zu Regensburg an der Seite desselben arbeitete. Deswegen gaben die ostränkischen und bairischen Bischöfe sehr gern Geib, nebst gottebedienstlichen Gefäßen und Geräthen, für die Bekrönung der Bulgaren. Bischof Ermenrich reiste also mit diesen Geschenken, in Gesellschaft mehrerer Priester und Diakonen, zum äußersten Theile des lorchter Sprengels nach Wien, nachdem schon die vom Papste Nicolaus I. d. Gr. abgeordneten

Bischöfe Paulus von Populo und Hormosus von Portua das Land durchkreuzt, und wegen des Prebends und des Taufens bei dem Könige der Bulgaren die beste Aufnahme gefunden hatten. Bald nach seiner Rückkehr begab sich Bischof Ermenrich, den 17. Mai 868, auf die Synode zu Worms, wo unter dem Vorsitze des mainzer Erzbischofs Luitbert unter Andern auch die Bischöfe von Freisingen und Salzburg sich eingefunden hatten. Zu den Unannehmlichkeiten rechnete er, daß Methodius, als Abgeordneter von Mähren, auf die Trennung dieses Landes vom lorchter Bisthume drang, und sich selbst zum Erzbischofe von Mähren ernennen ließ. Ubrigens blieb Bischof Ermenrich sehr thätig für sein großes Bisthum bis zu dem am 2. Jan. 874 erfolgten Tode. Sein Andenken eines Gelehrten erhielt sich bis auf unsere Zeiten. Er verfaßte nämlich ein Werk über Grammatik, von welchem Mabillon ein Bruchstück mittheilte, in dessen Einleitung er den Abt Grimoald und mehrere Conventualen von St. Gallen mit Lob erhebt. Derselb erwähnt er auch seiner Geschichte der Entstehung und Hausordnung vom Kloster Reichenau, welche leider verloren ging. (Neugart. Episc. Constant. I, 112. 124. 129. 158. 159. Mabillon, Analecta 420—422. Pes. Catal. episc. Patav. I, 15 in coll. script. austr. Hanniz, Germ. S. I. p. 160—162.)

Außer Briefen, welche sich durch scherzende Anspielungen mittels Anwendung classischer Erinnerungen und Bezeichnungen auf damalige Schriftsteller von St. Gallen, namentlich auf Giezertius und Kilbertus, auszeichnen, und überdies zu Erläuterung der Verhältnisse jener Zeit nicht unendlich sind¹⁾, schrieb er zwischen 850 und 870: *Ermenrici Cosmobiata Augiensis* Tentamen Vitae S. Galli adorianae in prosa et metro, welches der Bibliothekar Idephons von Ar in den von Perg besorgten Monum. Germ. Hist. Scripti. T. II. p. 81 sq. auf einem Codex des 9. Jahrh. Nr. 265. S. 32, welcher zugleich die von Mabillon in den Analectis mitgetheilten *Ermenrici Augiensis* Epistolae ad Grimaldum enthält, herausgegeben hat. (Ferd. Wachler.)

ERMMENT (oder Ermant, auch Hermant), war noch zu den Zeiten Abulsdas's eine Stadt, durch beträchtlichen Kornbau ausgezeichnet, jetzt ist's nur ein Dorf, das nicht in Betracht kommen würde, wenn nicht die Ruinen von der ehemaligen Stadt Hermontis, wo einst Apollo und Jupiter verehrt und ein heiliger Stier unterhalten wurde, die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselten. Sie liegen eine halbe Meile von dem jetzigen Dorfe, und ihre Ausdehnung veranlaßt bei Pococke die Vermuthung, daß Hermontis 3 — 4 Meilen im Umfange gehabt haben möge. Außer den Überresten eines prächtigen Tempels und den vielen Ruinen dabei sah Tournefort einen schönen, von gebauenen Steinen erbauten, 40 Schuh langen und 30 Schuh breiten Springbrunnen. Die Sage, daß

1) Vergleiche n. Xer bei Perg. Monum. Germ. Hist. Scripti. T. II. p. 5. 2) Vergleiche dens. a. a. D. E. 65. 67. 101.

Moset hier geboren sei, verschaffte dem Orte auch die Benennung: Belad Musa (Stadt Moset). (Hartmann.)

ERMERICH (Hermeric, Emerich), König der Sweren, und zwar der erste der Könige derselben in Spanien, indem er dieselben im J. 409 nach Spanien führte ¹⁾. Sie und die Wandalen nahmen Gallicien ²⁾ in Besitz, während die Alanen Lusitanien und die Provinz von Carthagina besaßen. Als zwischen Eudrich, dem Könige der Wandalen, und Ermeric, dem Könige der Sweren, Kampf entstand, wurden die letzteren (im J. 419) in den Nervasis Montibus ³⁾ belagert ⁴⁾. Bei der Annäherung des Aetius, des Comes Hispaniarum, im J. 420, gaben die Wandalen die Belagerung der Sweren auf ⁵⁾. Während der Schwäche und der Verwirrung des römischen Reichs zur Zeit, als Johann sich zum Kaiser aufgeworfen, plünderten (im J. 424) die Sweren unter Anführung ihres Königs Ermeric die Städte und andere Orte von Gallicien, und nahmen alle Landesbewohner, die ihnen widerstehen wollten, gefangen. Die Gallier flüchteten sich in die besetzten Oerter, und zogen dann vereint gegen die Wandalen zu Felde, gewannen eine blutige Schlacht. Daher waren auch zugleich die Sweren genöthigt, ihnen die Gefangenen und alle Beute herauszugeben, und den geschlossenen Frieden besser als vorher zu beobachten, was jedoch nur eine Zeit lang geschah. Als König Gaiferich im J. 429 sich anschickte, mit allen Wandalen nach Afrika zu wandern, ward er erinnert, daß der Swere Hermigat, der seinem Durchzuge benachbarte Provinzen plünderte, eilte mit einigen der Seinen zurück, errichtete ihn in Lusitanien, und brachte ihn in der Nähe von Emerita (jetzt Merida) eine Niederlage bei. Der fliehende Hermigat ⁶⁾ ertrank in dem Flusse Anas (jetzt Guadiana).

1) *Isidorus, Historia Suevozum in Gothicarum et Langob. Bar. Scriptis.* (Ergben 1617.) p. 231. 2) Der Name Gallicien umfaßt zu jener Zeit mehr Land als heutiges Tages, und begriff besonders auch Gallien unter sich. 3) Nach Mariana (S. Buch. S. 192) sind die Montes Nervasi, von welchen Ibatius hier redet, zugleich Eben und Gebirge zu suchen. Florido nennt in seiner Corona Gotica p. 45 sie auch Montes Roratos entre Leon y Oviedo. Dem Johann von Ferreras (siehe Allg. Hist. von Spanien. 2. Bd. (Halle 1754.) S. 124) sind die niederrheinischen Gebirge aus ihrem jetzigen Namen nicht zu erkennen gewesen. 4) *Isidorus in chronica ad A. Honorii XXV (419).* 5) *Idem in chronica ad A. Honorii XXVI (420).* 6) Der Hermigat ist darum merkwürdig, und muß in diesem Artikel erwähnt werden, weil sie Ferreras (a. a. O. S. 135) Gelegenheit gegeben hat, den Hermigat als zweiten König der Sweren aufzuführen und zwei Könige Ermeric anzunehmen, nämlich dem letzteren sollen die Sweren die Krone angeboten haben, nachdem König Hermigat den Tod gefunden. Aber Ibatius zum J. 429 (bei Rob. l. r. Chronica Medi Aevi. p. 264) nennt den Hermigat gar nicht König, sondern bloß Hermigarium Suevozum, und erwähnt gar nichts von dem Tode eines Königs Ermeric noch Hermigat, welcher nichts als ein freiwildiger Heerführer oder Däupling gewesen zu sein scheint. Dieerspaltung des einen Ermeric in Ermeric I. und Ermeric II. ist also unstatthaft. Wenn Isidorus, welcher auch nur einen Ermeric als König der Sweren in Spanien kennt, sagt: Wandalla autem transmissis Africanis in Galliciam ad Sveri sortiti sunt; quibus praefatus Emericus annis quatuordecim, quo ista accipiebant, et recte hie 14 Jahre nicht von dem Anfange seiner Herrschaft, wo er sagt: Sveri duxit Hermericum. A. Graef. d. B. u. S. Erste Section. XXXVII.

Hierauf ging Gaiferich mit den Wandalen nach Afrika hinüber, und die Sweren blieben in Gallicien allein zurück. Die Sweren unter dem Könige Ermeric plünderten im J. 430 die mittleren Theile von Gallicien, und wurden durch das Volk, welches die sichersten Caselle noch inne hatte, theils mittels Erschlagung der übrigen, theils mittels Gefangennehmung derselben gezwungen, den Frieden, den sie gebrochen, wieder herzustellen, und die Familien, die sie inne hielten, wieder herauszugeben. Bei ihnen dargebotener Gelegenheit stöten die Sweren, den mit den Galliern eingegangenen Frieden im J. 431 wieder. Wegen der von ihnen verübten Plünderungen übernahm Bischof Ibatius eine Gesandtschaft an Aetius, den römischen Heerführer, der auf einem Feldzuge in Gallien begriffen war. Nachdem dieser die Franken in einer Schlacht besiegt und zu Frieden angenommen hatte, ward (im J. 432) der Comes Censorius als Gesandter zu den Sweren geschickt, indem Ibatius mit ihm zurückkehrte. Nachdem Censorius im J. 433 zu dem Palast zurückgegangen, machte Ermeric mit den Galliern, welche er beständig plünderte, Frieden, nachdem unter bischöflicher Zwischkunft Geiseln gegeben worden waren. Ermeric durch Siechtum niedergedrückt, substituirt im J. 438 seinen Sohn Richila in das Reich, und starb im J. 441, von langwieriger Krankheit sieben Jahre hindurch unglücklich gemacht ⁷⁾.

(Ferdinand Wacker.)

ERMERICH (teutsche Heßensage), hat verschiedene Namensformen, als Ermenrich, Ermarich, Ermentrich, Ementrich, Emerich, Enrich, Emelrich ¹⁾, heißt im Angelsächsischen Eormanric, in der älteren und jüngeren Edda und der Volungsa Saga Jörmunrek ²⁾, ohne Zeichen des Nominativs Jörmunrek, in der nach teutschen Riedern und Sagen verfaßten Wilkina-Saga und der Blömssturvalla-Saga jedoch dem Teutschen näher Ermenrek, ohne Zeichen des Nominativs Ermenrek, bei Saxo Grammaticus Jarmericus. Es ist lehrreich für Erforschung des eigentlichen Wesens der

rege cum Alanis et Wandallis simul Hispania ingressi sunt ERA CCCXCVII. Hi Galliciam cum Wandallis occupant. Wandalla autem etc., sondern er rechnet jene 14 Jahre seit der Zeit, als die Sweren nach dem Abzuge der Wandalen Gallicien allein erlangt. Nehmen wir an, Isidorus habe sich die Uebersetzung der Wandalen, wie Prosper als im J. 427 gesehen gehabt, und sei hier der Angabe des Ibatius, nach welcher sie im J. 429 stattbabe, nicht gefolgt, und habe Ermeric's Regierungsjahre bis zu dessen Tod im J. 441 gezählt, so kommen 14 Jahre seit 427 heraus.

7) Ibatius bei Rob. l. r. S. 268. 271. 274. 286. 294.

1) Die Nachweisungen, in welchen Denkmälern der teutschen Heßensage diese Namensformen vorkommen, s. bei Willh. Grimm, Die teutsche Heßensage. S. 170. 187. 204. 242. 268. 284. 400. 2) Den obdiesigen Jörmunrek betrachten wir im Artikel Jörmunrek, und vergleichen zugleich damit den Jarmericus des Saxo Grammaticus. Hier bemerken wir nur, daß im ersten Theile des Namens, nämlich in Jarmericus des Jarvans (d. h. der Dornen) ummündet, Jarvans ist der Genitiv der Weibsgeschlecht eine andere Form ist, als in den obdiesigen Jörmunrek und in Jarmericus des Saxo Grammaticus. Das Ermin in Ermarich hingegen entspricht dem nördlichen Jormin in Jörmunrek und Jörmungandr. Bgl. dieß und Erminstret und Erminsal.

Heldenlage, ihn mit dem geschichtlichen Ermenrichus³⁾ des Ammianus Marcellinus und dem Ermanaricus des Jordanes zu vergleichen, welcher letztere aber auch meistens der Sage angehört, und besonders interessante Vergleichspunkte mit dem Jörmunrekr der Edda darbietet. Der heldenlagige Ermerich ist in eine spätere Zeit gesetzt, als der geschichtliche, nämlich in die Zeit Geir's (Attila's) und Dietrich's von Bern (Theoderich's), welche beide wieder seine Zeitgenossen waren⁴⁾.

Vom dem geschichtlichen Ermanarich hat nur die ältere Heldenlage, nämlich das angelsächsische Lied des Walthers, und ein anderes angelsächsisches Lied, welches wir weiter unten nennen, und das Eddalied Gudrunar-Hvamt beibehalten, daß Ermanarich über die Goten herrscht⁵⁾, und Ewanhild nach God-thiod (Gothenwolf, Gothenland) verheirathet wird⁶⁾, sowie auch in den Chroniken, in welchen Geschichte und Heldenlage gemischt ist, Hermenricus als König der Goten aufgeführt wird⁷⁾. Während Ermerich von dem einen Theile der altteutschen Dichter König genannt wird⁸⁾, ist er bei den andern Kaiser⁹⁾, und nach der Wilsina-Saga Cap. 250 Oberkönig in Rom. Der heldenlagige Ermerich ist nicht bloß der Zeit, sondern auch der Schauplätze seiner Thaten und seines Reichs nach von dem geschichtlichen, der im Norden des schwarzen Meers, im Süden der Dister und im Osten der Karpaten sich viele Völkerschaften unterwarf und über sie herrschte, verdrückt worden. Nach dem Walthersliede ist Ermerich, wie es ihn nennt, König, und er herrscht, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, über Lampartenland¹⁰⁾ (die Lombarden). Nach dem Alpharidsliede ist

Ermerich Kaiser von Lamparten¹¹⁾. Von Gottfried von Viterbo wird Hermenricus Veronensis genannt. Die Wilsina-Saga Cap. 9 (bei v. d. Hagen I. Bd. S. 27) erzählt, daß Ermerich, des Königs Samson von Salerna und Hildefrith's Sohn als Jüngling den seinem alten Vater ein Königthum über zwölf der stärksten Burgen in Spanien, welche Samson mit seinem Schwerte gewonnen, erhalten. Cap. 13. S. 40 bemerkt die genannte Saga, daß Ermerich nach dem Tode des Königs Samson das ganze Reich, welches sein Vater be herrscht hatte, übernahm. Er zog dann gegen Rom, hatte manchen Kampf mit den Römern, eroberte den besten Theil des Königreichs, und gewann viele andere starke Burgen. Er eroberte auch den größten Theil des besten Reichs vom griechischen Meer an bis zu dem Gebirge im Norden, sammt vielen der griechischen Inseln: und ward so der reichste und mächtigste aller Könige. Er war keusch und friedsam während der ersten Zeit seiner Herrschaft. Cap. 248 (2. Bd. S. 264—266). In Beziehung auf Ermerich's Reich heißt es: Er war Oberkönig in Rom, und von manchem andern großen Könige, und ihm dienten und gehorchten alle Könige und Herzoge im Süden jenseit des Gebirges, und auch andernwärts weit umher, und er war der größte und mächtigste König im Süden jenseit des Gebirges, in dem Theile der Erde, welcher Europa heißt. Denn der Kaiser selbst (nämlich der oströmische zu Constantinopel) herrschte damals meist nur über Bulgarienland (Vulgarin) und Griechenland; das Reich Ermerich's aber erstreckte sich bis an die See, welche Adri-Meer (das adriatische Meer) heißt. Nach der Blomstarralla-Saga¹²⁾ herrscht Ermenrekr riki (der mächtige) als König über Römaborg (Rom) und alle Reiche im Süden von Mundu-höll¹³⁾ und Flaemengialand. In der ungebundenen Rede vor dem Eddaliede Gudrunar-Hvamt heißt er auch Jörmunrekr hin Riki¹⁴⁾ (der mächtige), und im

3) Der geschichtliche Ermenrichus ist unter Hermannrich in der Ältern. Gesch. d. B. u. A. 2. St. 6. Th. S. 271—273 behandelt.

4) Schon Geschichtschreiber des Mittelalters haben den Widerspruch der Heldenlage mit der Geschichte, wie jene in einige Chroniken sich eingeschlichen und in den Ländern lebt, hervorgehoben, nämlich auf die Unmöglichkeit aufmerksam gemacht, daß Hermenricus der nach dem Geschichtschreiber (Ammianus Marcellinus Lib. XXX. Cap. 3) in der Zeitgenossenschaft des Valentinianus und Valens herrschte und ander, Dietrich von Bern (Theoderich den Großen) gewonnen haben könnte, als Vorkönig der Attila in Verbindung zu leben. Die Bemerkungen über diese Selbstverleugung f. im Chron. Ursperg. Strasburger Ausg. von 1609. S. 85. Ottonis Frisingensis Chron. Lib. V. ap. Ursiniam, Germ. Hist. T. I. p. 102. Gislefrid Pictoribus Chronicis. Pars XVI. ap. Pistorium, German. Script. Ausgabe von Struve. T. II. p. 224.

5) Das angelsächsische Lied des Walthers bei H. Eo, Altsächsl. und angelsächsl. Sprachproben. S. 7; bei Ettmüller, Scopos videlicet, Sängers Weisheit. S. 2.

6) Gudrunarhvamt, Str. 8 und 15 in der ersten Ausgabe der Edda-Sammlung, 2. Th. S. 589, 592.

7) Chroniken Ursperg. p. 85. Chron. Quellensatz, ap. Leibnitz, Germ. Script. Benariae. T. II. p. 273.

8) Meister Alexander in der Wälder'schen Sammlung 2. Bd. hinter dem Alisan S. 144. Dietrich's Rucht 3. 2455. Heinrich von Mühlhausen, Hist. der Wälder'schen Sammlung in d. Hr. Grimm alt. Mithren. 2. Bd. S. 127; der Rosenkranz in der Straßburger Handschrift, während Ermerich in der späteren Kaiser heißt, f. die Stelle bei Willeh. Grimm. Die deutsche Heldenlage. S. 242.

9) Eddamährchen, herausg. von W. Hader's, Regl. 1825. Hgl. W. Grimm, a. a. O. S. 168. Althart's Lob. S. 29, 31, bei v. d. Hagen, Der Edda Buch. I. Bd. (Berlin 1811.) S. 27.

10) Walthers und Dietrich in von der

Hagen's und Primisser's Heldenbuch in der Urzeit. S. 107. 115. 118. 123. 151.

11) Althart's Lob Str. 53. S. 48. Dabei muß man sich denken, daß Ermerich Eroberungen gemacht, indem er seine Wunden betrieß. Nach dem Edda von Dietrich's Rucht (in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch. S. 27) theilt Anmerk., als sein Ende naht, seine Kunde unter seine drei Söhne auf diese Weise: 1) dem ältesten, Dietrich, gibt er Werlach und das Land Bolern; 2) dem andern Söhne Karlich, „Pollen“ (Apollon), „Galaber“ (Golebinder), und „Wernher's mark“, Wernber, der starke Feind, empfängt das Orgersthum und das Land von des ungetreuen Ermerich's Hand; 3) dem dritten Söhne Dittmar gibt Anmerk. ganz Lamparten, „Ramich ere“ (Erbe), „Yeterich“ (Herrin), „Voru“ (Kriemhild) und das Jmsud. 12) Bei v. d. Hagen, Althart's Hagen und Eder, welche sein Hauptstück des Heldenbuches und der Wälder'schen Sammlung. S. 2, 3. 13) So dem Fyrisa Brov Cap. 13 in den Fornmanns-Sage 11. Bd. S. 416 heißt es: „Munduhall geht den Fensyeja-bota (Sven'sche Busen) von Ofren, und nach Werfen auf Spanien“, also die Alpen und Pyrenäen. Hall (Wehrholl) heißt bedeutet Gebirg, und Munduhall ist aller Wahrheitschaltigkeit nach aus dem keltischen Monie geteilt. Hgl. Werners, Hymn. ab geogr. medii aevi. p. 19, 20. Gregor's Hregliff in d. Edda-Buch. 12. Bd. S. 257, 240. Stada-Roglar in 12. Bde. der Fornmanns-Sage S. 285, 347. 14) Große Ausgabe der Edda Samundar. 2. Bd. S. 580.

Alpharstische der reiche Kaiser Str. 21 und 29, denn „reich“ hatte ursprünglich die Bedeutung von mächtig, und erhielt dann auch die Bedeutung von unserm jetzigen „reich.“ Auch dieses war Ermerich, denn er besaß einen berühmten Schatz, bei dessen Erwähnung bei dem Dichter des Beowulfliedes 3. 2399 Horsinga mene vorkommt, welches an den berühmten Schatz der Freya Brisinga-men¹⁵⁾ (Brisingorum monile) erinnert. Nach dem Liede von Dietrich's Flucht 3. 7832 besitzt Ermerich allein soviel Hortes (Schatzes) an Gold und Geschiebe, wie zwei reiche Könige; er hat das „Harrlanges-golt,“ Gold der Harlungen¹⁶⁾. Nach dem Beowulfliede trägt Heima (Heime) den besten Hört unter dem Himmel, Horsinga-mene, Geschmeid und köstliches Gefäß, allen Schatz Kornenreike hinterlässig fort. Der zum Walgen verurtheilte Reineke Noh rettet sein Leben dadurch, daß er dem Könige Nohel vorlegt, sein (des Reinekes) Vater habe den Schatz des mächtigen König Emiril in einem verhöhlten Pfad gefunden gehabt, und sei wegen des Besesses seines Gutes stolz und hochmüthig gemorden. Reineke verspricht dem Könige Nohel, den Schatz so frei zu geben, als ihn König Emiril besessen; er liege in einer großen Wälserei im Osten von Fländern in dem Busche Husterlo in der Nähe des Brunnens Kreekeput; daseibst werde der König Nohel auch die Krone finden, die Emiril in seinen Tagen (zu seiner Lebenszeit) trug¹⁷⁾. Emiril mußte, wenn er als flug aufgesagt ward, auch als freigeibig dargestellt werden, weil dieses der mächtigste Hebel war zu wirken, und Anbänger zu erwerben. Der Dichter des angelsächsischen Liedes vom Wanderer läßt diesen sagen: Und ich war bei Gernanrif alle Weile, da mir der Goten-könig mit Gute nützlich war, der, der Burgmänner Herr, mir einen Ring gab, an dem schmeibigen Goldes 600 geschmittener Schachmengen nach Schillingwerthe waren, den gab ich Eadgife, meinem Schutzherrn, als ich zu ihm kam, zum Eigenthume¹⁸⁾. Das Chron. Quedlinburg. bemerkt: Eo tempore (nämlich als Atilia Gallien verwüstete und durch den Patricier Aetius und Asiorimond, den gotischen Fürsten der Stadt Rheims, in die Flucht geschlagen ward)¹⁹⁾. Ermanricus super omnes Gothos regnavit, astutus in dolo, largior in dando. Wolfram im Precidial läßt Eddamund sagen: „Eidhe war immer dabei, wo man floh“²⁰⁾. Doch

mußte man ihn ansehen: große Gabe und starke Feinde er von Ermerich genug empfing, doch schlug er nie Schwert durch Heim²¹⁾. Der Tauscher singt: Saladin zwang mit seiner milden Hand ein Wunder, „sam“ (ebenso wie) that der König „Ermerich“ das Land zu Belagunder. Dieses muß sich auf eine verloren gegangene Sage beziehen. Doch läßt sich annehmen, daß, wenn man die oben von uns ausgehobene Stelle des Chron. Quedlinburg. damit vergleicht, Ermerich, obgleich er hier von dem Tauscher mit Saladin zusam-mengefellt, doch nicht als aus Großmuth und reinem Wohlwollen freigebig gedacht wird, was freilich auch eigentl. Saladin, der aber bei den Minnesängern als idealisirt erscheint, nicht war, auch letzterer ward bei seinem Verfahren von Staatsflucht geleitet. Freigebigkeit war aber eine zu gepriesene Tugend im Mittelalter²²⁾, als daß man sie dem verhassten Ermerich hätte abgemein beilegen sollen. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn der Dichter von Dietrich's Flucht zu den Feinden folgende Gegenfälle zwischen den Brüdern Emrich und Dithmar macht, indem er S. 28 bemerkt: Dithmar und Emrich jagen beide ungleich. Emrich war karg, Dithmar mild und tugendhaft. Während Emrichen nur hier allein die Freigebigkeit abgeprochen und Kargheit beigelegt wird, ist die Sage von seiner Grausamkeit und Treulosigkeit allgemein. Der Sänger des Liedes vom Wanderer läßt diesen Eomanriken vrades varlogan (jornes-treulosten, im Sinne treulosen²³⁾) nennen, ungeachtet er ihn weiter unten erziehen läßt, daß er von ihm beschämt worden ist. Der Verfasser des angelsächsischen Liedes mit der Kezrleze: Thaes ofer eode, thisses sua maeg, singt: Wir vernahmen Gernanrif's wölfsichen Sinn (wylfenne getholt); er hatte weite (weit verbreitete) Wälder des Gotenreiches (Gotena rices). Das war ein grimmer König. Es saß mancher Mann dem Kampfsitze nahe, von Sorgen gebunden, in Unsicherheit, daß er des (seines) Königreiches überkommen würde²⁴⁾ (daß ihm das (seine) Königreich durch gewaltsamen Übergang abgenommen würde). Hier ist Emrich besonders als grimmiger Erborer aufgefaßt. Noch gefäßiger ward er wegen der Untreue gegen seine Verwandten dargestellt. So sagt z. B. der Dichter von Dietrich's Flucht S. 27: Es gewann König Emrich einen Sohn, der Friedrich²⁵⁾ hieß,

(schmälste Flucht mit seinem Herrn Ermerich nach dem Alpharstische (353) vgl. Bülh. Grimm, Die teutsche Heldensage S. 61).

21) Wolfram von Eschenbach, Trist. E. 204. 22) f. Ferd. Wechter, De eo, quod Sigfridus eorum ceter. Nibelungorum thesauru et Torenquidus ornatus esse velit. Cap. II. p. 15—22. 23) Bgl. Eo a. a. D. S. 76. 24) f. die Stelle in der Ulrichs bei B. Grimm, Die teutsche Heldensage S. 21. 25) Da Emrich in der Heldensage an die Stelle des geschichtlichen Boaltr's (des heldenmüthigen Dichters) des alten Nibelungenliedes getreten ist, so ist es nicht leicht nicht zufällig, daß der Sohn, den Emrich den Warragen darrt, gleichen Namen mit dem kaiserlichen Friedrich hat, der nach Guippen in der Vita S. Severini Cap. 15 von Boaltr verfolet, zu dem König Boaltr sich. Dieser Friedrich hat seinen Vaterwider Friedrich erblagen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß die Dichtersage, welche

den er „sit“ (nachher) hin zu der Willigen Lande ver-
sante. Daran man seine Untreue sah. Nun sehet,
wie er seine Arzte an seinem lieben Kinde brach. An
manchem „were“ (Wäre) ich das finde, daß nie bei
Jemandes Tugen ungetreuter Leid getragen ward.
Dann bemerkt der Dichter weiter, daß Ermeric
seine Reffen, Dichter's Söhne, unschuldig hängte. Heinrich
von Münden sagt, wo er von Ameling's Söhnen
handelt: „der andre, der hieß Ermeric: Herr Gott!
nun lag' ich, daß er je einen Tag genas, „wan“
(denn) er der ungetreute war, der je von (einer) Mut-
ter geboren ward.“ Während in der eddichen Sage
Zornmutter's treulofer Rathgeber Biffi heißt, ist er in
der teutschen Heidenlage Sibich genannt, denn Ermeric
ist hier in den Sagenkreis Dietrich's von Bern gerückt,
und in Edeater's und Theoderich's Geschichte spielt Tusa,
von dessen Namen Siseka, Siska, Sibeke, Sibiche,
Sibiche eine Verkleinerungsform ist, eine treulose Rolle“).
Der berichtigte geschichtliche Name Tusa konnte der
Heidenlage nicht entgegen, aber sie legte ihrem Geiste ge-
mäß dem Verrathe desselben andere Verhältnisse unter.
Nach der Willina-Saga Cap. 248³⁰⁾ sandte König
Ermeric seinen Rathgeber Siffa zu der Stadt Saks-
lein³¹⁾, wo er alle Geschäfte des Königs verrichten und
Urtheile sprechen sollte. Während dieser den Auftrag
vollführte, war Dittla die müniggliche aller Frauen da-
heim, und zu der Einsamen kam unerwartet König Er-
meric heimlich und allein, und sagte zu ihr, daß er
ihre Gunst haben wolle, wie er schon vorlängst gewünscht
habe. Sie aber wollte das keineswegs; wagte es je-
doch nicht des Königs Willen zu widersprechen. Doch
rang sie zuvor mit ihm, daß ihre Kleider zerissen wur-
den. So nach der Willina-Saga. Nach der alten
Übersicht des Sagenkreises des Heidenbuchs³²⁾ hatte der
„Kaiser Ermeric“ einen Marschall, der der getreue
Sibiche hieß, der hatte eine gar schöne fromme Frau,
die hätte der Kaiser gern beschlafen, das wollte sie ihm
nicht verdingen. Da gebachte er den Marschall hinweg-
zuführen. Da mußte er zwölf Wochen außen sein,
während dessen legte der Kaiser mit den andern Frauen
an, daß sie einen Hof machen sollten, und hatte mit
etlichen seinen Dienern und Frauen bestellt, daß sie ihm
sollen helfen, einen Weg suchen, wie er sie überdame.
Als nun der Hof gemacht ward, da mochte es nicht
sein, da ließ er aber einen andern machen, und sofort
biß an den vierten Hof. Da ward ein böser Hund mit
bösen Weibern erdacht, daß sie seinen Willen über ihres

Herzens Willen und mit großem Leid thun mußte, also
ward sie sehr betrübt bis an ihr Ende. Da nun Si-
bich, ihr Mann, wieder heimkam, da sagte ihm die Frau,
wie die Sache ergangen war. Da sprach Sibich: Nun
bin ich allwegen ein getreuer frommer Mann gewesen,
und es ward mir der Name der getreue Sibich gegeben,
nun will ich der ungetreue Sibich werden; und darnach
sprach er zu seinem Herrn, dem Kaiser Ermeric, er
solle seines Bruders Kindern ihr Land und ein Schloß
nach dem andern abgewinnen. Hierauf erzählt die alte
Übersicht des Sagenkreises des Heidenbuchs weiter, wie
Kaiser Ermeric seine Brudersfinder, die Darlungen,
hängen läßt“). Nach der Willina-Saga geht Anders
voraus. Da spricht Siffa zu dem Könige: „Herr! du
bist der mächtige und größte aller Könige in der Welt,
und alle Könige und edle Herren gehören Euch und
dienen Euren Reiche mit großen Abgaben auf der gan-
zen Nordseite der Erde außer allein König Sifantrū von
Willina-Land“), der beweist ihr seine Etre von sei-
nem Reiche,“ und nun gibt Siffa dem Könige den
Rath, er solle seinen Sohn, den wackeren Friedrich, zu
Sifantrū senden, von ihm zu fordern, daß er Erme-
ricen Schöpfung leiste. Auf Siffa's Rath sendet dieser
seinen Sohn Friedrich in diesem Auftrage aus. Siffa
schickt heimlich und schleunig Boten voraus zu seinem
Blutsfreunde dem Jarl von Willina-Burg, und veran-
laßt ihn, Friedrichen, als er zu ihm kommt, zu erschla-
gen. Als nun König Ermeric dieses erfährt, denkt
er, daß es des Königs Sifantrū Befehl gewesen sei, und
er es deshalb können habe, weil er Schöpfung von ihm
gefordert. (Cap. 250 — 251³³⁾). Nach dieser Sage
erscheint Ermeric im Betreff seines Verfalls gegen
seinen Sohn Friedrich in einem milderen Lichte, als an-
derswärts. Zwar sprechen der Vogeler, der Dichter von
Dietrich's Flucht und Heimlich von Münden, wenn sie
über Ermeric's Untreue klagen, nicht aus, daß er sei-
nen Sohn, wie der Dichter von Dietrich's Flucht sagt,
zu der Willigen Lande hin in ein wildes Land“), in der
Absicht gesandt, um ihn zu verderben, und man kann
annehmen, sie meinen, seine Untreue beschränke nur darin,
daß er seinem einzigen Sohne Friedrich einen solchen ge-
fährlichen Auftrag gibt; und von diesem Standpunkte
aus erscheint Ermeric in der Willina-Saga in eben
keinem milderen Lichte. Aber der Dichter von Diet-
rich's Flucht kannte, da er so hart über Ermeric's Un-
treue klagt, wahrscheinlich eine Sage, nach welcher Er-
meric absichtlich seinen Sohn hin zu der Willigen Land
gesandt, um ihn zu verderben. Daß eine solche Sage
vorhanden war, lehrt das Chron. Quedlinburg., wel-

Zusammenstellungen und Veränderungen nach ihren Zwecken lieb,
und doch geschichtliche Namen, ohne daß sie der Geschichte in dem,
was sie an die Namen knüpft, entspricht, ganz bemaß, aus den
alten eddichen Fürsten Friedrich zur Zeit Theoderich's (Dietrich's
von Bern) Ermeric's Sohn Friedrich gebildet hat.

26) über den geschichtlichen Tusa f. Allgem. Encycl. d. B.
u. K. S. Sect. 7. Ab. C. 89. 90. 27) Überliefert durch Hr. F.
v. d. Hagen. 2. Ab. C. 265. 266.

28) Nach der andern Darstellung der Willina-Saga Wakkasain, was der heidenländische
Waldstein (in den Eddas) ist f. den Art. Wälsche von Wa-
ckenstein.

29) Das Heidenbuch, frankfurter Ausgabe von
1560. Bl. 138. C. 2.

30) f. Allgem. Encycl. d. B. u. K. L. Sect. 25. Ab. C. 90.

31) Nach dem Tode von Dietrich's Flucht C. 27 sendet König
Ermeric seinen Sohn Friedrich hin zu „der Willigen Lande;“ die
Küsten der Willina-Saga sind also mit dem Willigen ein. 32)

Bei v. d. Hagen, Nordische Heidenkunde. 2. Bd. C. 268 —
271.

33) Diese Aenderung abgewichen, lautet die Stelle der
Heiden von Münden (in der Edd. 9. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

des von Ermanricus sagt: *qui post mortem Friderici ultius scilicet sui, sua perpetrata voluntate*"), patruales suos Embricam et Frilam patibulo suspendit. Während nach dieser grauenhaften Sage von Ermerich's Wäthen gegen sein Geschlecht die Sache noch dadurch geklärt ist, daß er nur einen Sohn hat, erscheint er in der Willisa-Saga als Vater von drei Söhnen, nämlich von Friedrich, Reginald und Samson. Nachdem Friedrich durch Sibich's Verrath im Willisa-Land umgelommen, bereitet ein andrer Mal Siffa den König Ermerich, Schätzung von England zu fordern und seinen Sohn Reginald mit einem Schiffe dahin zu senden. Der König geht es ein, und Siffa weist Reginalden das schlechteste Schiff an. Dieser wird auf der See von großem Unwetter überfallen. Das Schiff geht aus einander, und er und alle seine Mannen ertrinken. Eines Tages aus der Abirgagd stellt sich Siffa ganz unmutig. Der König fragt nach der Ursache, und Siffa antwortet, des Königs Sohn habe seine (Siffa's) Tochter nothzuchtigen wollen. Der in Zorn gerathende König reitet auf seinen Sohn Samson zu, und greift mit großem Grimme ihm dergestalt ins Haar, daß er vom Kopfe fällt. Des Königs Kopf tritt mit allen Fingern auf den Jüngling, und dieser erleidet dadurch den Tod. Denselben Abend erfährt der König, daß sein Sohn Reginald ertrunken ist, und so hatte er alle seine Söhne durch Siffa's Verrath verloren, und war, wie die Willisa-Saga bemerkt, nun ganz unmutig"). Siffa's Frau Dittila verleumdet nun bei der Gemahlin Ermerich's Egar und Aki, die Söhne Aki's, des Bruders Ermerich's, und dieses führt ihren Untergang herbei"). Nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches heißt Ermerich's Bruder, der zwei Söhne und ihnen das Land in dem Breisgau und um Breisach hinterlassen hat, Harlung. Sibich rath seinem Herrn, dem Kaiser Ermentrich, seinen Bruderskindern das Land abzugewinnen. Ermentrich sendet nach den

Harlungen, den Kindern seines Bruders, und läßt sie hängen"). Heinrich von Müngen sagt: „Auch gewann Dietrich der Reiche drei viel (sehr) herrliche Söhne, die waren hübsch und wohlgehan, die jungen Harlung war ihr Name; dieselben fing Ermentrich, an einen Salgen hing er sie zu Ravenn (Ravenna) von der Stadt, als (wie) es an (in) seinem Buche von dem ungetreuen Manne steht.“ Unter Ermerich's Buch ist wol kein anderes zu verstehen, als das Gedicht des Vogeler, welches unter dem Titel Dietrich's Ähnen und Flucht zu den Heunen herausgegeben ist, und wegen seines Inhalts von Heinrich von Müngen sehr gut Ermerich's Buch genannt werden kann"). Nach dem Vogeler rathen Sibich und Ribeslein dem Könige Ermerich, die drei Söhne seines Bruders Dietrich, die Harlungen, zu hängen. Er hat ihnen Tag (nämlich zur Unterhandlung) gegeben, und sich scheidet er sie vom Leben"). Nach dem Vogeler") rathen Sibich und Ribeslein dem König Ermerich, seinen Vetter Dietrich zu vertreiben. Nach dem alten Hildebrandsliede schießt Dietrich Diatler's Reid, und Ermerich ist noch nicht in die Dietrichsage aufgenommen. Nach der Heldenlage, welche das Chronicon Urspergensense und das Chron. Quedlinburg. darbieten, vertreibt Ermentrich den Theobrich, Dithmar's Sohn, auf Anstiften des Doodat, aus Bern, und zwingt ihn, bei Attila als Verbannter zu leben. Aus der späteren Heldenlage ist Diatler ganz verschwunden, und Sibich und nach dem Vogeler auch Ribeslein veranlassen Dietrich's Vertreibung durch Ermerich, welcher dann dieselbe von dem durch Egel unterstützten Dietrich befreit und geschlagen wird"). Ermerich's Hauptthemen sind Witsich und Heime"). Der erbitterteste und natürlichste Gegner des ungetreuen Ermerich ist der getreue Eckhart, der ihn auch nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches erschlägt"). Der Vogeler") deutet auf ein trauriges Ende Ermerich's hin, welches ihm als Rache Gottes für die Ermordung der Harlungen und wegen seiner Untreue überhaupt erricht, und spricht ihn der Hölle zu. Des obdienen Jormunrek's Ende, verglichen mit der Todesart des Ermanaricus des Jordanes, des Chron. Ursp. und des Chron. Quedlinburg. f. im Art. Jormunrekur. (Ferdinand Wächter.)

ERMES. ein Kirchspiel im wälschen Kreise der riga'schen Statthaltschaft, oder des ehemaligen Herzogs

34) Doch freilich bleibt ungewiß, ob das sua perpetrata voluntate so streng zu nehmen; man kann es so auslegen: es war Ermerich's freie Willkür, ob er seinem Sohne einen so gefährlichen Auftrag geben wollte oder nicht. Da er es that, war es sein Willkür, daß sein Sohn einer solchen Gefahr entgegenging, ohne daß er jedoch den Untergang seines Sohnes dabei beabsichtigte. Auf keinen Fall war diese Sache allgemein, und Ermerich's Räuber gegen sein Geschlecht ist nicht allgemein als auf dessen eigenen Rath gegeben zu setzen, und er erscheint mehr als ein Schuldiger, der sich von seinem Rathgeber verleiten läßt. Frodoardus (Hist. ecclesiae Roms) erzählt (4. 5), Gregor'sch Gatto von Rimini habe den König Anselm in einem Schreiben die Ermordung gestört; er möge richtig gegen seinen nahen Verwandten, Karl den Einfältigen, verfahren, denn hier erbode zu den Zeiten aus Karl's des Großen Stamme, und der Geschichtsschreiber bemerkt weiter: *Anselm (Karl) etiam ex libro testum de rege quodam Hermenrico nomine, qui eumdem progeniem suam morti destinaverit impie consilio ejusdem consilium, suppliciumque, ne sceleris hic reus adquiret consilia, sed intersit gentis dujas et regis curi subveniat decedat.* 35) Willisa-Saga. Cap. 252 — 254. 2. Bd. S. 271 — 275. 36) Wie dieses geschah, ist in der Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 21. 23. S. 73 bemerkt.

37) Wie, um die Ermordung der Harlungen zu rächen, ihr Pfleger, der getreue Eckhart, in Verbindung mit Dietrich von Bern den Kaiser Ermentrich befreit, und Dietrich von Bern einen von des Kaisers drei Söhnen fängt, f. in der Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 25. 23. S. 98. 38) f. besonders in der Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 25. 23. S. 95 — 97. 39) Welche wichtige Rolle die treulose Händlung der Harlungen durch Ermerich in dem Gedichte des Vogeler spielt, f. in der Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 30. 23. S. 472. 473. 40) Dietrich's Ähnen und Flucht zu den Heunen. S. 28. 41) über Dietrich's Kämpfe mit Ermerich f. die Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 25. 23. S. 96 — 99. 42) Die übrigen Helden Ermerich's f. die Willisa-Saga. Die treulose Heldenlage. S. 145. 146. 195 — 197. 209 — 211. 43) f. die Älgen. Genesi. d. B. u. A. 1. Sect. 30. 23. S. 468 — 474. 44) 3. 2554 fg. 2562. 3496 fg. 4270 fg. 4956 fg.

thums 'Eiland mit acht Gittern. Es ist hügelig und hat einen sehr abweichenden Boden aus Erde, Lehm, Sand und Gwand, gute Weidung und mehrere stehende Gewässer. Das in demselben liegende große und schöne Gut Ermes gehört der baronischen Familie von Ungern, Sternberg. Das jetzt zerstörte gleichnamige Schloß ward 1320 erbaut; es sind von demselben noch drei ansehnliche Thürme übrig, die gut erhalten worden, da man sie zu Kellern und Kornmagazinen benutzte. In Hupel's topographischen Nachrichten findet man mehr davon erzählt. (J. C. Petri.)

ERMINSTREET, ERMINGESTRETE (engl. Rechtealterthümer). Hiervon bemerkt die Leges Edvardi Confessoris Cap. 12. *De pace Regis.* §. 1. ein anderer sei der Friede, welcher durch des Königs Brief¹⁾ gegeben worden; ein anderer der, welchen die vier Wege²⁾ haben: nämlich Wehlingestrete, Fosse, Humildestrete. Ermingestrete, von welchen die einen sich in die Länge, die andern in die Breite ausstrecken³⁾ (sich also durchkreuzen). Im I. Gesetze Wilhelm's des Bastards heißt es §. 30 von den drei Wegen, nämlich Wehlingestrete, Ermingestrete und Fos: „Wer auf einem dieser Wege einen Menschen, der durch das Land reißt, erschlägt oder anfaßt, der bricht den Frieden des Königs⁴⁾“. Nach Robert von Gloucester in seinem zu Anfang des 13. Jahrh. verfaßten angelsächsischen Gedichte⁵⁾ wurden vier Wege in England durch einen alten König, Namens Weir⁶⁾, gemacht, und die Ermingestrete ging von Süden nach Norden. Zwar bereiten die oft unterbrochenen, oder durch die Zeit zerstörten Spuren derselben heutzutage große Schwierigkeiten, ihre wahre Richtung zu bestimmen; doch hat man angenommen, daß man überhaupt von ihr sagen könnte, sie sei von Southampton über Winchester und London bis nach Carlisle gegangen⁷⁾. Die Anlegung der Ermingestrete und der drei andern Straßen schreibt man mit Recht den Römern zu⁸⁾. Den Namen Erminstreet zu erklären, hat man viele Versuche gemacht. Nach einer Meinung ist der Name aus dem alten Namen Aernwege, den ein Theil dieses Weges in angelsächsischen Urkunden führt, verberbt. Aernweg heißt soviel als Via prisca; so übertragen es

lateinische Copien dieser Urkunden⁹⁾, und der Name alter Weg paßt nach Rattth. Ghriff. Sprengel¹⁰⁾ sehr herrlich auf diese berühmte römische Landstraße zum Unterschiebe der neuen sächsischen Wege. Sommer erklärt Erminstreet durch Straße der Armen und Schuldigen, die darauf sicher waren, welche Deutung der Sprache nach statthaben könnte, wenn wir ein angelsächsisches Earningastræd (via pauperum, mendicorum), von earming (misser), annehmen. Aber der Sache nach ist diese Deutung doch ziemlich mangelhaft. Auch deutet Sommer mit Spelman Erminstreet durch Hermannestrete, Kriessstraße. Spelman, welcher Irminsul durch Er-min-sul darstellt und dieses durch Martis columna tutularis seu proflugii erklärt, denkt bei dieser Gelegenheit auch der altenglischen Kriessstraße Earmundstreant, welche er, da sie ehemals große Freirheiten hatte, durch via Martis immunis deutet. Die vormalige beliebteste Deutung der Irminsul durch Mercurii columna konnte auch nicht ohne Einfluß auf Erklärung der Erminstreet bleiben. So erklärt Joh. Sophus und nach ihm Camden¹¹⁾, mit Beziehung auf die von den Truttschen verehrte Irminsul, id est Mercurii columna, die Erminstreet als von Merkur genannt, da der Name desselben, *Erdosoc*, bei den Griechen hinfänglich andeutet, daß er den Bergen vorgelanden, und seine Hermæe genannten, Bildsäulen überall an den Bergen aufgestellt gewesen. Krünitz, welcher in Irminsul einen Irmin findet und diesen für den nach des Tacitus Bemerkung von den Germanen unter den Göttern am meisten verehrten Merkur hält, bemerkt bei dieser Gelegenheit in Beziehung auf die Irminstreet: *hec Hermelia*, id est, Mercurii nomen ablativ¹²⁾. Nach Eckhart¹³⁾ Meinung haben die Angelsachsen diese von den Römern erbaute Straße, ihrer Trefflichkeit wegen, für ein Werk Irmins gehalten. Fr. H. v. d. Hagen findet einen Zusammenhang des Erids, Erids, Eris, Eri-, Eren-, Ertags (des Dinstags) mit der alten, wol noch gangbaren königlichen Eridsstraße (Eriksgata) des schwedischen Reichs, wie mit der Ermin-, Ermingstraße, einer der vier englischen, sich kreuzenden Königsstraßen: beide als irbische Abbild des altteutschen Iringsweges, d. i. der Milchstraße; deren irbische Benennung Jacobstraße zu gleich der irbische Wallfahrerweg (nach Compostella) war, aber auch wieder geistlich, als Himmelsstraße überhaupt bedeutet wurde; sodas auch die türkische Benennung der Milchstraße, Wallfahrerweg (nach Mekka), wol gleiche Bedeutung hat. Hagen¹⁴⁾ findet also in der Erminstreet eine Straße des Irmin. Aber es ist noch

1) per sum breve. 2) chemini (chemino). 3) Leges Edvardi Confessoris dei Schmid, Die Gesetze der Angelsachsen. I. Th. S. 231. 4) Wilhelm's Ertrge I. (das im Altenglischen geschrieben) §. 30. bei Schmid a. a. D. S. 183. 5) Bei Dugdale, Antiq. Warwic. p. 6, und daraus bei Du Fresnoy, Gloss. Lat. unter Erminstreet. 6) Gull. Cambenus (Britan. Lond. 1587. p. 30) führt an, man habe geglaubt, ein viele Jahrhunderte vor Christi geborener Kolonius habe die Erminstreet und die drei andern Straßen gemacht; spricht aber mit Bede an sich seinen Zweifel darüber aus. 7) Vgl. Fortsetzung von Zügen. Wettpiß, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. 47. Th. verlost von Rattth. Ghriff. Sprengel. S. 58. 8) Horeley, Britan. Roman. p. 387—398. An Essay concerning the four great Roman ways in Leinard's Itinerar. V. 6. p. 108 sq., wobei zugleich aus einem alten Manuskript der Votten des Bischofs die Abtheilung mitgetheilt ist, wie diese vier römischen Landstraßen bezeichnet wurden. Auch ist auf der Karte zu Lappenberg's Geschichte von England die Richtung der vier Straßen angegeben.

9) Dugdale, Monast. Anglie. V. 1. p. 87. 10) Ghriff. von Zügen. Wettpiß. 47. Th. S. 57. 11) Britannia (Francof. 1590). 12) Leiminius, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 9. 13) Francia Orientalis I. p. 882. 14) Die teutschen Bodengüter (Neues Jahrbuch der berliner Gesellschaft für teutsche Sprache und Alterthumskunde I. Bd. S. 372), mit Beziehung auf Ermin, seine Stadt, seine Ertröse und seinen Wagen (Breslau 1817). S. 21—24. Dr. Grimm (Leutsche Rechtealterthümer. S. 238) fragt: „Doch drückt sich Eriksgata mit der sogenannten Kriessstraße und dem Iringsweg?“

höchst zweifelhaft, ob in der Ermland ein Gott Irmin zu suchen ist, wenigstens mußte der jüdisch lebende Rudolf von Hulda, welcher Irminsal durch universalis columna übersetzt¹⁵⁾, nichts davon. Auch weniger darf man bei Erminstreet an einen Irmin denken, wiewohl beide Irminsal und auch Ermland und die Erminstreet, in dem ersten Theile ihres Namens auf eine und dieselbe Bazel und auf gleiche Bedeutung zurückzuführen sind. Da man für Erminstreet als reinangelsächsische Kornestreet¹⁶⁾ mutmaßen darf, und das eornen einen ausgezeichneten Begriff, allgemein, allumfassend und dergleichen ausdrückt¹⁷⁾, so erhalten wir in Kornestreet, später Erminstreet, eine große, allgemeine Straße, welches Rudolf's von Hulda Übersetzung der Irminsal durch universalis columna ganz entspricht¹⁸⁾.

(Ferdinand Wacker.)

ERMLAND (Warmia), von den Unterabtheilungen des alten Preußens diejenige, welche am getreuesten ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit bewahrte. Ursprünglich war sie durch die Passarge oder Serz von Posen getrennt. Nördlich floss sie an das frische Haff, im Osten an Katangen und Warmland, südwärts lief sie hinaus bis zu Galindien. Aber eine genauere Bestimmung dieser Ost- und Südgränzen wird, bei der Zweifelschwierigkeit der Quellen selbst, stets eine Unmöglichkeit bleiben, und nur das eine ist gewiß, daß hier in der Zeiten Verlauf eine ganz andere Gränze sich gebildet hat, als die ursprüngliche gewesen. Gegen Nordosten z. B. hatte das alte Warmien eine viel weitere Ausdehnung, aber die Burg Balga oder das Gebiet von Honeda hin- aus erstreckte es sich in jener Richtung, so daß als Gränze gegen Katangen die zwischen Balga und Brandenburg im das Haff gehenden Flüßchen dienten. Zwischen den nachmaligen Städten Binten und Kreuzburg, diese von jeher zu Katangen, Binten aber einst zum Ermland gehörig, reichte diese Gränze ferner bis an, nicht aber über die Alle. Nördlich von dieser hob das Warmland an, und gehörte demnach weder die Umgebung von Warmsien, noch die heilsbergische Gegend, noch viel weniger das Gebiet von Rüssel zu dem alten Warmien. Noch unbestimmter ist dessen südliche Gränze gegen Galindien; doch mag das bei Wodungen noch vorhandene Dorf Gallinden einen Punkt dieser Gränze vorstellen. Das also begrenzte, ursprüngliche Ermland erscheint nicht nur als eine Provinz von bedeutendem Umfang, sondern übertraf

auch in Fruchtbarkeit und Bevölkerung alle anstossenden Landtheile, daher auch die in ihr anfließenden Eelnen vor andern durch Reichthum und Macht sich auszeichneten. Das Geschlecht der Glottiner allein konnte eine ansehnliche Heeresmacht aufstellen; es beherzigte dasselbe wahrscheinlich das Land um Guttfaß, zwische Alle und Passarge, wo der Name der einstigen Besitzer in dem Dorfe Glottau erhalten scheint. Indessen waren diese Eelnen nicht mächtig genug, um dem gemeinsamen Schicksale der Preußen zu entgehen. Ermland wurde von dem teutschen Orden erobert, und von dem päpstlichen Legaten, Wilhelm von Modena, aussergeben, um der Kern eines der vier Bisthümer zu werden, unter welche er, Anagni, den 4. Juli 1243, das den Heiden abgewonnene Land vertheilte. Nach seiner Bestimmung sollte dieses Bisthum begrenzt sein im Westen durch das frische Haff, im Norden durch die Pregel oder Lippa, im Süden durch den Drausensee und aufwärts durch die Passarge oder den Passalus; im Osten sollte es sich bis zu der Gränze der Eithauer ausdehnen. Als erster Bischof wurde ernannt (1244) der Dominikaner Heinrich von Stratic, dessen Name zwar der einzige ist, welcher und aufbewahrt worden. Denn es scheint seine Einsetzung Schwierigkeiten begegnet zu sein, daher der Papst, am 11. Febr. 1249, in sehr ersten Worten dem Erzbischofe von Preußen aufgab, sofort den Ordensbruder Heinrich in das ihm zugedachte Bisthum einzuführen. Heinrich starb 1249 oder Anfangs 1250, wie eben das ermländische Volk von Neuem übernahmen und definitiv für das Evangelium gewonnen worden, auch dem zum Zeugnisse in dem Vertrage vom 7. Febr. 1249 versprochen hatte, bis zu kommenden Pfingsten sechs Kirchen zu erbauen, eine in oder bei dem Dorfe, so Iedun's Wohnsitz, eine in Suninen, eine dritte in Wandabiz, die vierte in Silnia, die fünfte in Buntenow, die sechste in Bruchbergue. An Heinrich's Stelle trat, vornehmlich durch des teutschen Ordens Einfluß empfohlen, einer von dessen Priestern. Als Predigermonch war Anselm nach Preußen gekommen, und er hatte sich um die Verbreitung des Evangeliums, wie um den teutschen Orden hohes Verdienst erworben. Seine ersten Schritte in dem bischöflichen Amte zeugen von fortwährender Anhänglichkeit zu dem Orden. In dem Jahre seines Regierungsantritts muß er mit dem Orden eine vorläufige Uebereinkunft zu einer Theilung des Landes abgeschlossen haben, denn am 27. April 1251 vergründet Anselm nicht nur den Ordensbrüdern die gemeinschaftliche Benutzung einer Wiese zwischen der Passarge und dem Flüßchen Rume, sondern er theilte ihnen auch die Freiheit, innerhalb des bischöflichen Gebietes Güter zu erwerben; er erlaubte ihnen, in den Ordensbrüdern Schullehrer einzunehmen und abzulehnen, bestätigte die von dem Legaten Wilhelm von Modena für die Errichtung von Ordenshospitälern bewilligten Vergünstigungen, und verpflichtete sich, immer mit dem Orden zu gleicher Zeit und nach gleichem Werthe und Gehalte Münze zu prägen. Auch den Diöcesananangelegenheiten widmete sich Anselm mit Eifer. Der Kirchen waren, 1251, nur noch wenige im Lande, darunter Braunsberg und Lemtenburg, in Katangen, zu

15) Translatio S. Alexandri auctoribus Rudolfo et Magistro Cap. 13 ap. Perz. Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 676. 16) Diese Form nimmt Jac. Grimm (Teutsche Mythologie S. 212) mit Recht an, und erkennt S. 82. 83, daß das teutsche Irmin, angelsäch. eornen, altnord. jormen, bei Zusammenfügungen den Begriff erhält, und Irminsal die große, hohe Stelle bedeutet, doch kann er, von dem Idolo Irmin bei weiten Chron. Corbiana, verstanden, nicht bestimmen. 17) So z. B. eornen-cy, das ganze Völkchengeslecht, eornen-grund, die ganze Erde, eornen-riche, eine große allgemeine Herrschaft. Vgl. z. B. Altsäch. und angelsäch. Sprachproben mit einem erdtrübigen Verzeichniß der angelsächsischen Wörter. S. 95. 18) Über die Erminstreet find unter andern noch zu vergleichen: Rannph. Högden, Polychron. ed. Oxon. p. 196. Gilsen in app. ehren. Sax. p. 47.

nennen; es war auch durch das künftige Einkommen dem Bischöfe beinahe jedes Mittel verlagst¹⁾, die Zahl der Kirchen und der dabei angestellten Priester zu vermehren, gleichwol das besonders hierin Anselm Großes geleistet. Unermüdet zeigte er sich in der Verbreitung des Christenthums, in der Belehrung der Jugend, in der Errichtung und Ausbesserung neuer Kirchen, in allen den Arbeiten und Bemühungen, so den Christenglauben unter dem Volke zu befördern und befestigen konnten. Dabei waren der Hindernisse viele zu besiegen. Die Erwachsenen blieben des Lebens und der Uebertreibungen der Väter eingeengt, und Manche, die des Bischöfs Lehre vernommen, das Wort vom Kreuze bekant und ihre Kinder in der Laufe dem Christenthume gewidmet hatten, schlichen sich im Stillen zu den heidnischen Dämonen, zu den Esferbäumen, um da die Hilfe der alten Götter zu suchen und ihren Jorn durch Opfer zu versöhnen. In gerechter Entrüstung ob solchen Freisitz soll einmals Anselm mit eigener Hand eine mächtige, durch den Abglauben geheiligte Eiche gefällt haben, an der Stelle, auf welcher später das Städtchen Heiligenbeil, also genannt von dem zu des Bischöfs Thut dienenden und sorgfältig aufbewahrten Beil, erbaut worden. Urkundlich gewiß ist, daß in Ermland noch 1249 dem Göhen Kuroso geopfert worden. Im J. 1255 versäubigte sich Anselm mit dem Orden zu einer festen Theilung des Landes, wie solche durch die päpstliche Bulle von 1243 geboten. Von den drei Portionen, welche man aus dem Sprenkel gemacht, wählte er die mittlere, gegen Angriffe aus Norden und Osten am meisten verschützte Landschaft, innerwärts deren Grenzen er Braunsberg, als eine ziemlich verwahrte Stadt, sich zu seinem Sitze ausersehen hatte. Es nahm ihren Anfang diese bischöfliche Landschaft an dem frischen Haff, da wo das flüßchen Rume ausmündet. Von da lief die Grenze östwärts durch einen Tannenwald, und weiter bis gegen Prant, wo Ratangen sich scheidet. Von hier aus durchschneit sie das Gebiet, in welchem seitdem die Stadt Landsberg erbaut worden, bis nach Borienen, dem alten Bore; weiter gegen Osten fließt sie an die Aite, südwärts von Bartenstein. Hier nahm sie eine südöstliche Richtung, nach dem Walde Lindenmedien, und dann weiter südlich zu dem Walde Krasotin, wo jetzt, zwischen den Städten Kößel und Kallenburg, das Dorf Krasotin gelegen. Die Südgrenze, anhebend an der Stelle, wo das flüßchen Narusse bei dem Dorfe Narz in das frische Haff mündet, lief östwärts fort zu dem flüßchen Banda und dann weiter an die Passarge, die sodann bis zu ihrer Quelle des Bischöfs von des Ordens Gebiet schied. Von der Quelle der Passarge ging die Grenze östlich hinüber nach dem Felde Kuchgabel, um wiederum den Wald Krasotin zu erreichen. Alles, was in diesem Grenzen begriffen, mit Ausnahme des Landes zwischen der Rume, Passarge und dem frischen Haff, gehörte zu

des Bischöfs Antheil, der also beiläufig das heutige Ermland oder das Gebiet umfaßte, in welchem jetzt die Städte Braunsberg, Frauenburg, Weisack, Bormsditt, Heilsberg, Allenstein, Seeburg, Bartenburg, Bischofsburg, Kößel und Bischofsheim belegen. Am 10. März 1255 empfing dieser Theilungsvertrag die päpstliche Genehmigung. In dem Laufe seiner Thätigkeit um die Ordnung und Aufnahme seiner Stiftlande wurde Anselm erschreckt durch die unter den benachbarten Preußen aller Orten sich ergebenden Zeichen von Abfall und Verräth. Eine von ihm im März 1261 ausgestellte Urkunde zeugt von seiner Besorgniß und seinem Scherzbiß: darin genehmigt er im Voraus jegliches Mittel, welches der Landmeister versuchen würde, um in der Diöcese Grenzen Ruhe und Gehorsam aufrecht zu erhalten, geschehe das entweder durch Erlassung der von den Neubekannten vermittelten Strafen, oder durch Verleihung neuer Freiheiten. Es kam indessen zu Ausbruch der von Anselm vorhergesehene Sturm, und traf mit aller Gewalt das Ermland, wo ein Ueber, Namens Glappo, verwegend und entschlossen, den Aufruhr leitete. Heilsberg, die Burg, mußte nach langem Widerstande, nachdem geschlachtet das letzte Ross, den Aufwüthern überlassen werden; die Besatzung entkam glücklich nach Elbing. In Braunsberg ermuthigte der Bischof selbst die Einwohner zu standhaftem Widerstande; ein den ganzen Tag durch fortgesetzter Sturm wurde abgeklagen. Aber von Hunger und Noth blieben die Folgen nicht aus, und Anselm mußte am Ende dafür stimmen, daß die nicht länger haltbare Stadt ihrem Schicksal überlassen werde. Beladen mit der werthvollsten Habe brachen zur Nachtzeit die Bewohner auf und errichteten Elbing ohne Unfall, während fünf in Braunsberg zurückgebliebene entschlossene Männer die Burg und die Wohnungen der Bürger den Flammen überliefern. Nur eine dampfende Brandstätte hatten die Preußen sich erristren. Anselm, für diese Krisis zum päpstlichen Legaten ernannt, am 13. Jan. 1262, verzweifelte jedoch so wenig an einem glücklichen Ausgange, daß er, wie kaum noch ein Theil der Landschaft zum Gehorsam zurückgekehrt, die definitive Einrichtung seines Domcapitels vornahm. In die Vergebung der 16 Domherrensprüden wollte er mit dem Capitel sich theilen, sich die Wahl des Archidiaconus allein vorbehalten. Hingegen sollten die Domherren den Bischof wählen: „Episcopum eligendi seu postulandi Canonici dictae Ecclesiae liberam facultatem habebant secundum canonicas sanctiones.“ Kein anderes Domcapitel in Preußen ist zu Ausbildung dieses Reiches, das gleich folgenreich für Ermland und den Orden, gelangt. Denn wie es dem Orden nicht mehr möglich, seine Priester in das ermländische Domcapitel einzuführen, konnte nach Anselms Tod kein Ordensbruder mehr dem Bischofssitz von Ermland beiseigen. Auch verdrank das Bisthum dem Genuße jener Berücksichtigung seine eigenständige Stellung in dem Orden, die mit der Zeit Veranlassung zu wichtigen Ereignissen werden sollte, und die sich früh schon durch ein entschieden es Streben, den Einfluß des Ordens zurückzuweisen, ankündigt. Die Unterwerfung der ermländischen Ermländer, allmählich herbeigeführt

1) Die Dussburg III. Cap. 135 heißt es: Hic Episcopus, dum primo post consecrationem suam intraret Episcopatum suum, non invenit nisi singulis annis de quodam molendino in redibitum totius dioecesis unam marcam.

durch des Bischofs Wastregeln, wurde 1274 durch Glap-
po's Ermordung von der Hand eines Landmannes und
Vertrauten besiegt. Es scheint aber Ansehn diese Er-
ignisse nicht gar lange überlebt zu haben, und an seine
Stelle trat Heinrich II., ebenso emsig als glücklich in der
Heilung der tiefen, seinem Bisthume geschlagenen, Wun-
den. Kaum den nöthigen Lebensunterhalt konnten die
verwüsteten Talselgüter ihm reichen, und er schreibt noch
1284: „nos reformationi terre nostre, quo per
apostasiam Pruthenorum aeriter destructa, quantum
possimus intendentes.“ In der Heilung solcher Übel
bewährte sich des Bischofs besorgte Thätigkeit, und bis
zu seinem höchsten, kränklichen Alter wirkte er unermüd-
lich für den besten Anbau der Provinz, namentlich auch
durch Begünstigung der darin ansässigen Stammpreußen.
Da in manchen Gegenden das Heidenthum noch nicht
gänzlich erloschen, war Heinrich besorgt, dahin teufliche
Anseher zu verpflanzen, deren Beispiel dem verächtlichen
Aberglauben die beste Widerlegung werden konnte. In
der gleichen Rücksicht wurden Stodpreußen, die sich durch
Verfälschung im Glauben und durch Eifer für dessen
Verdrängung in irgend einer Weise hervorgethan, von dem
Bischofe sowohl, als von dem Domcapitel ganz besonders
begünstigt, wie es denn in Verleihungsbriefen heißt, bald,
man überweise die fraglichen Vänderen: „Pruthenis ob
illibatam constantiam, qua semper religioni catho-
lice pro ceteris neophitis firmiter adhaerent,“ bald:
„propter sua et suorum progenitorum preclara me-
rita in fide catholica probata.“ Durch Heinrich's
Fürsorge erlang das von ihm privilegierte Braunsberg
wiederum aus der Asche, und daneben erhob sich eine
Burg, dem zeitlichen Bischofe zum Sitz. Unter allen
seinen Anordnungen und Schöpfungen ist aber vielleicht
die wichtigste die dem J. 1297 angehörende Gründung
von Frauenburg. Von ihrem Entstehen an war diese
Stadt der ermländischen Bischöfe Kleinod; Heinrich zeich-
nete sie durch besondere Vorrechte aus, gab ihr der Lü-
beker Recht, freie Fiskerei im frischen Haff, in dem ganzen
Umfange der bischöflichen Herrlichkeit, verlieh ihr ein be-
deutendes Gebiet zu dem Betriebe des Ackerbaues, und
überließ ihr die freie Wahl ihrer Magistratspersonen, für
welche allein sich und seinen Nachfolgern die Genehmigung
vorbehalten. In dankbarer Anerkennung solcher Wohlt-
thaten hat das spätere Frauenburg den Todestag des Bi-
schofs stets mit einer Gedächtnisfeier begangen. Heinrich
erlebte noch das Jahr 1301; die erste Urkunde seines Nach-
folgers Eberhard ist vom 11. Januar 1302. Auch Eber-
hard hat vor allen andern preussischen Bischöfen seiner
Zeit einen regen Eifer für des Landes Aufnahme dethätigt,
als wofür immer noch weites Feld ihm gedoten. Von der
früheren Verwüstung und Verödung hatte Ermland wei-
terem nicht sich erholen können. Um Kolonisten, beson-
ders Ackerleute, anzuziehen, begünstigten Bischof und Ca-
pitel wetteifend durch ganz besondere Vorrechte die frem-
den Ankömmlinge. Wüstenlande wurden bevölkert und
nutzlose Waldstrecken in fruchtbare Felder umgewandelt,
wobei Eberhard besonders die Ureinwohner berücksichtigte,
hiermit ihre Aere und Beständigkeit zu behohlen. Es

entstanden unter des Bischofs Obhut und Pflege die
Städte Welsch 1312, Bormbit 1312—1316, Heilsberg
1320. Es ließ Eberhard durch seinen Voigt Friedrich von
Lichenzell an der Grenzscheide des Warterlandes und Va-
sindiens, an der Pissa Wier, hart am Badanassee, die War-
tenburg erbauen, hierdurch des Bisthums städtische Marken
zu sichern, um 1325, und um dieselbe Zeit gründete und
bewehrte jener Voigt von Ermland nordwärts herunter
an der Alle, in dem Gebiete von Glottau, die Stadt
Guttstabt, während Jordan, der ermländische Propst, den
stolzen burglichen Bau, die Pflut oder Plauth, nordöst-
lich von Welsch, auführte. Indem auch, wie es scheint,
das vom Bischof Heinrich II. den Frauenburgern verlie-
hene Privilegium schon in den ersten 20 Jahren verlorren
gegangen, theilte Eberhard der Bürgerschaft, auf ihr
Ansuchen, am 15. Jul. 1318 eine Erneuerung und Be-
stätigung des Grünungsprivilegiums. Für diese städtischen
und arbeitslichen Beschäftigungen fand der Bischof we-
sentliche Erleichterung in seinem freundschaftlichen Einver-
ständnisse mit dem Orden, als von welchem manche Züge
aufbewahrt sind. So unternahm z. B. Eberhard in einem
mit den Bischöfen von Kalm und Samland gemeinschaft-
lich entworfenen und an das h. Collegium gerichteten
Schreiben vom 18. Oct. 1310 die Vertheidigung des teut-
schen Ordens gegen mancherlei Anschuldigungen und Ver-
leumdungen, und mußte sein Zeugniß, da er in viel we-
niger untergeordneten Beziehungen zu dem Orden sich be-
fand, wie die übrigen preussischen Bischöfe, eine besonders
günstige Wirkung hervorbringen. Auch in einem spätern
Halle, 16. Oct. 1325, hat Eberhard, zugleich mit seinem
Domcapitel, sich lebhaft für die gute Sache und die
Rechtfertigung des Ordens ausgesprochen. Ihm folgten
auf dem bischöflichen Stuhle Jordan, Heinrich II., der,
genannt gelegentlich der Leichenseier des am 19. Nov.
1330 ermordeten Hochmeisters Werner von Orseln, 1334
verstarb, Hermann, Johann I. und Johann II. seit 1355,
alle, gleich ihren Vorgängern, eifrig beschäftigt um die
Aufnahme ihres Landes und dessen bessere Bevölkerung,
Wohlfand und Gewerbe, als hierin treulichen Beistand
findend bei ihrem Domcapitel. An des Capitels Gebiets-
theile wurde die Stadt Allenstein gegründet, und ihm
das derselben verliehene Privilegium vom 31. Oct. 1353.
Mit besonderem Ansehen regierte Johann II., daher er
auch von dem Kaiser die fürstliche Würde empfangen ha-
ben soll; ihn, den staatsklugen Vorkseher, beunruhigten die
1366 von dem Orden an des Bisthums Grenze vorge-
nommenen Stadtanlagen. Darunter dachte man sich ge-
heime, feindliche Absichten, und gegen diese suchte in Zei-
ten der Bischof sich zu vermahnen. Im Verlaufe der
Jahre waren vielfach, dem Bisthume zu Nachtheil, die
Grenzen verrückt und verändert worden; man behauptet,
es seien dem Hochsitz abgeträgt worden Wartenstein
mit 600 Mann, Kallenburg und Schippenbeil mit 28
Dörfern, Passenheim mit Audchor. Darum klagte der Bi-
schof, daß er nicht mehr das vollständige, durch päpstliche
Verleihung ihm zugesicherte Drittel vom Ermland besitze,
und wollte eine neue Theilung vorgenommen wissen, in
der Art, daß ihm freistünde, von den drei Portionen die

eine zu erwählen. Die verschiedenen, um einen gütlichen Austrag des Streits angestellten Beratungen ergaben sich als fruchtlos, und auf der Zusammenkunft zu Neukirch, im Sommer 1369, kam es von beiden Seiten zu so entscheidenden Erklärungen, daß der Bischof die Sache dem heil. Stuhle zur Entscheidung vorlegen zu müssen glaubte, auch zu solchem Ende sich auf den Weg nach Rom begab. Mancherlei Handlung wurde von dort aus versucht; ehe aber noch ein Resultat erreicht werden konnte, starb Bischof Johann zu Avignon, den 1. Sept. 1373, und auf des Kaisers Ansuchen wurde ihm von dem Papste Heinrich Sorbaum aus Elbing zum Nachfolger gegeben. Heinrich IV. hatte den verstorbenen Bischof, als dessen Geheimschreiber, nach Rom und Avignon begleitet, und galt seinen Landesleuten als ein weisfluger, heiterer und lebenslustiger Mann, der über die Gebühr dem Tanz und andern Vergnügungen ergeben. Auf den bischöflichen Stuhl erhoben, verlagte er sich mit Ernst und Strenge alle die vordem gesuchten Genüsse, um mit Eifer die geistlichen, wie die weltlichen Angelegenheiten seines Stuhles zu betreiben. Die Verhandlungen mit dem Orden, lebhaft gefördert, führten zu dem Schiedsspruche vom 29. Jul. 1374. Nach demselben verblieben Bischof, Capitel und Kirche von Ermland bei ihren alten Besitztümern und Grenzen, die nach Laut der Briefe des Bischofs Anselmus anheben sollten am frischen Pass. Auch die seinerer Grenze wird auf das Genaueste und Sorgsamste bestimmt. Das frische Pass, zwischen Kune und Narusse, liegt breit bis zur Meerung, soll beiden Theilen gemein bleiben, ebenso die Passarge. Für ewige Zeiten soll die hiermit festbestimmte Grenze gelten, also daß keiner der beiden Theile, bei Vermeidung der für das Compromiß angelegten Buße, den andern je wieder darum angehe oder irre. Diesen Ausspruch, der zumal merkwürdig, weil durch ihn das Ermland seine bis auf den heutigen Tag bestehende Grenze empfing, bekräftigte der Papst am 16. Febr. 1375. In seinen Bemühungen um des Landes Aufnahme ist Heinrich IV. von keinem seiner Vorgänger übertroffen worden. Von Jahr zu Jahr wurden durch ihn oder durch das Domcapitel wüste und unangebaute Landstriche zu Grünland neuer Dörfer ausgethan, Erleichterungen dem Adersbaue bewilligt. Allzu drückende Frohnlast ließ man häufig durch Bisse in Geld, Getreide oder Wachs ablösen; auch wurde zu Beförderung des Verkehrs, häufiger als je den Schultheißen und anderen bemittelten Dorfnachbarn gestattet, Tabernen anzulegen und darin Bier, Brod, Fleisch, Fische, vorzüglich Käse, Salz und andere Lebensbedürfnisse feil zu bieten. Mit besonderm Eifer betrieb man die Biennugucht, und Bischof und Capitel verwendeten auf ihre eigenthümlichen, bedeutenden Biennugärten und Biennhäuser eine rege Sorgfalt. Auch in kirchlichen Angelegenheiten verewigte sich Heinrich durch nützliche Anordnungen. In den von ihm gegebenen Capitularstatuten ist verpagt, daß das Capitel in 8 von den zwölf Monaten des Jahres, jedesmal während der ersten sechs Tage, Sitzung halte, „de negotiis propriis vel aliorum, si que occurrerint, maturius tractaturi.“ Alljährlich sollen geigentlich der Zinsablieferungen in Meßad und

Allenstein zwei Domherren nach den Gebrüchen der einzelnen Dorfbewohner oder des gesammten Bezirks sich bei den Schultheißen und den ihnen beigegebenen zwei Dorfvorstehern, oder auch bei den Dorfleuten selbst genau und sorgfältig erkundigen, und das in Erfahrung gebrachte dem Capitel anzeigen, damit überall soviel möglich Abhilfe erfolgen könne. Der Bischof veranlaßte auch, daß auf des Capitels Kosten in Meßad und Allenstein Getreidemagazine angelegt wurden, um aus deren Inhalt die Bewohner der dortigen, im Allgemeinen unfruchtbaren Gegend, im Falle von unergiebiger Ernte, Hungersnoth oder feindlicher Verheerung mit dem erforderlichen Brode und Spätkorn versorgen zu können. Mit dem Orden lebte Heinrich, seit dem Austrag des langwierigen Grenzstreits, in friedlichen Verhältnissen, einmal nur zürnte der Meister, daß auf sein Angebot die Ermländer sich nicht in regelmäßiger Zahl zu einer Kriegsgreise oder zu einem Bau eingefunden hätten. „Wisset,“ ließ er sie bedeuten, „das ir uns dynet, als ir uns schuldig siet ezu dynen glich unsern Läten, want das Bisthum ist kommen von dem Orden und der Orden nit von dem Bisthum.“ Auch von Bischof Heinrich wird berichtet, daß er für sich und seine Nachfolger von Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde empfingen habe; es drückt jedoch die Angabe auf sehr zweifelhaften Beugnissen, und schreibt sich der Bischof selbst in Urkunden immer nur H. dei gratia Episcopus Warmiensis. Er starb den 13. Januar 1401. Die Städte Bischofsburg und Bischofsstein, auch die Neustadt Kraussberg vererben ihm als ihren Gründer, und ein unparteiischer Zeitgenosse bezeugt, daß „sich die Kirche bei seinen Zeiten groß verbessert und das Land sehr zugenommen habe.“ Zu seinem Nachfolger wurde von dem Domcapitel erwählt der bisherige Dompropst, Heinrich Heilsberg von Rogelgang, J. U. D., ein gelehrter und bereits vielfältig um das Land verdienter Mann, wie er denn seit langer Zeit die Verwaltung der ermländischen Stiftsgüter leitete. Von dem Papst am 29. März 1401 bekräftigt, wurde Heinrich V. am 24. Jul. desselben Jahres zu Heilsberg feierlich inthronisiert. Dessen hat er den hohen Erwartungen, zu denen seine frühere Wirksamkeit zu berechtigen schien, keineswegs genügt. Nach der Schlacht von Tannenberg, 1410, war er einer der ersten, dem Schreden der polnischen Waffen zu weichen, und Versicherungen seiner untüchtlgen Ergebntheit dem Sieger aufkommen zu lassen, aber der König wies seine Ruten zurück, mit der Erklärung, daß ihr Herr persönlich seine Hülfbigung darzubringen habe. So that denn Heinrich, gleich den übrigen preussischen Bischöfen, und von den Domherren einer, der Dechant Bartholomäus, der eine Zeit lang in der Marienburg um Heinrich von Plauen, ihren tapfern Vertheidiger, sich befanden, wurde eines verächtlichen Verkehrs mit dem Sarmatenkönig beschuldigt. Ihm sollen zu Belohnung seiner Dienste die Ordensgüter Tokmet und Bassendeln zugeschiedt sein, dagegen hat Meister Bartholomäus, so lautete die Aussage eines Gefangenen, „wasgerichtet, das her das hus Marienburg sulde haben angebrunt an dry enden.“ Unter solchen Umständen

fund es der Bischof nicht rathsam, der von allen Seiten sich wieder erhebenden Ordensbanier zu erwarten; er besetzte den Domschatz zu seinem Generalvicarius, und entsand unter einer Verkleidung, während von seinen Stifftlanden Besitz nahm der Comthur von Ragnit. Darum erscheint auch in dem Friedensvertrage von Thorn, 1411, der Bischof als einer der polnischen Adhärenzen, und mußte der Hochmeister nicht nur sicheres Geleit ihm bewilligen, sondern auch, daß er nicht mit Gewaltthätigkeiten, vielmehr nach dem Rechte behandelt werden sollte, verzeihen. Allein dessenungeachtet hielt sich nicht zu dem Rechte allein der Meißler, setzte sich vielmehr vor, das Bisthum in die Hand eines dem Orden geneigten und befreundeten Mannes zu bringen, und indem der päpstliche Hof, durch ein ansehnliches Ehrengeschenk gewonnen, der beabsichtigten Veränderung nicht grade zuwider schien, wurde der Graf Heinrich von Schwarzburg förmlich als ermländischer Bischof in Vorschlag gebracht. Das verrieth indessen die entscheidende Haltung des Königs von Polen, welcher erklärte, er werde alles und selbst sein Königreich daran setzen, um den von dem Bischof von Ermland handelnden Artikel des Friedensvertrages in Kraft zu erhalten, und der Meißler mußte sein Streben darauf beschränken, daß er in aller Weise des Bischofs Rückhalt nach dem Stifte zu verbinden suchte. Man befürchtete nämlich in Marienburg, so ausdrücklich waren die Beschlüsse von des Bischofs Fügigkeiten und Anhang, es könnten, befände er sich wiederum im Lande, in einer Nacht den Polen alle Ordensschlüssel überliefert werden. Es kam darum auch dem Meißler gar gelegen Hermann Dwerger, der neue Bewerber um die ermländische Inful, dem bei dem h. Stuhle mächtige Fürbitter zur Seite standen. Es verfügte zwar des Kaisers Richterspruch, in Sachen des Ordens gegen Polen, d. d. Den, 24. Aug. 1412, daß der Bischof von Ermland in sein Bisthum zurückkehren möge, daß alles, was man von seiner Kirche erhoben, ersetzt, im Ubrigen sein Zwist mit den Ritters nach den Rechten entschieden werden sollte; es blieb jedoch dem neuen Hochmeister, Michael Küchenmeister von Sternberg, vorbehalten, den ungesunden Handel auszugleichen. Michael fertigte dem Bischof wiederholt Briefe ab, rief die Vermittlung der andern drei preussischen Bischöfe an, beauftragte den Bischof Arnold von Kulm und den Comthur von Thorn, den durch unwiderstehliches Mißtrauen zurückgehaltenen Widersacher in Sicherheit nach Marienburg zu geleiten, verpflichtete sich feierlich, alles zum Kirchengut Gehörige herauszugeben, und doch bedurfte es noch des schrecklichen Einfalls der Polen, 1414, um den Orden und den Bischof zu friedlicher Ausgleichung des verjährtsten Zwistes zu vermögen. Unglaubliches hat das Bisthum in solchem Einfalle erlitten. Allenstein, Stadt und Burg, so die ersten gewesen, sich zu ergeben, wurden von den Polen geplündert und befest, die Dörfer und Höfe ringsum verwüdet und zum Theil niedergebrannt. Guttstadt, von der Einwohnerschaft verlassen, ging mit seinen Kirchen und dem bischöflichen Schlosse in Flammen auf; Heilsberg, von dem Ordensmarschall und von dem Comthur von Brandenburg mit einer starken Besatzung ver-

sehen, ward tapfer vertheidigt, aber auf viele Meilen in die Runde erlag das Land der fürchterlichsten Plünderung und Verberberung. Indem der Großcomthur mit einer bedeutenden Macht die Passagie hütete, durfte der König es nicht wagen, die Alle zu überschreiten, und waren seine Scharen ganz eigentlich auf das bischöfliche Gebiet bis in die Gegend von Bernsdorf und Meisels, so beide sich ergaben, angewiesen. Alle ermländischen Greuel wurden von den Heiden, oder den sie überbietenden Christen verübt, innerhalb weniger Wochen an 30 Kirchen in Schutz gelegt, 1366 werthlose Menschen gemordet. Unberechenbar scheint der Schade, den in der Vernichtung von Dörfern und Höfen das Ermland erlitt; denn wenn derselbe auch nachmalen zu 552,953 Mark (a zwei ungarischen Gulden) gewürdigt worden, so heißt es am Schluß der Berechnung: „ultra summam predictam tam mensa episcopalis quam eciam capitularis in suis redditibus annis sic dampnificata est, quod episcopus centum millia et capitulum quinquaginta millia florenos ungaricales pecias solvere debuissent, quam talis dampna in suis redditibus sustinuisse.“ Bischof Heinrich V. überlebte seine Sühne mit dem Orden nur kurze Zeit; er starb den 4. Jun. 1415, unter dunklen Gerüchten von einer Vergiftung. Die Wahl des Capitels um einen Nachfolger fiel auf einen Mann, der in den freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hochmeister stehend, auch vielfältiges Verdienst um den Orden sich erworben hatte, auf den Dompfropf und Auditor Roth, Johann Abzieher. Dem Concilium von Conflanz, als der Bischöfe und Prälaten von Preußen Abgeordneter beizumohnen, blieb derselbe auch nach seiner Wahl längere Zeit in den Angelegenheiten des Ordens bei jener Kircherversammlung thätig, und mußte er daher bis zu Empfang der Weide (29. Jun. 1416) ein ganzes Jahr verstreichen lassen, weshalb der Hochmeister sich veranlaßt sah, von allen stiftlichen Burgen Besitz nehmen zu lassen, um sie in Abwesenheit des Bischofs gegen fremde Gewalt zu sichern. Wie es scheint, hat Johann III. im J. 1418 eine Synode abgehalten. Ungleich bewegter ist seines Nachfolgers, des Bischofs Franz Aufschmalz, Regierung gewesen (1429). Zuerst wurde das Stift von einer Pestepidemie in solcher Heftigkeit betroffen, daß bei einer Gelegenheit für den Bischof selbst der nöthige Vorspann nicht aufzubringen, daß auch für den polnischen Feldzug, 1431, nur ein kleiner Theil des Contingents ausgerückt werden konnte. Es äusserten sich ferner bedenkliche Symptome unter den Inassen des Stiftsgebietes. Bereits in einem an den Erzbischof von Gnesen gerichteten Schreiben des Bischofs, vom 28. Jan. 1425, hieß es: *Ista turbatio heresis pestifera que inaniam malorum corda in pluribus partibus sic sauciavit, ut apud quamplures status clericalis contemptum et sacerdotium irridet. Nunc autem supervenientibus tam variis tribulationibus homines fatigati incipiunt revera, ut sentimus, in fide tepescere, reverentiam sedis apostolice vilipendere, iurisdictionem ecclesiasticam contempnere et sanctum sacerdotium conculare. In einem spätem Schreiben, Wittwode nach Quasimodog, 1425, klagte der Bischof,*

daß häufig des Ordens Comthure oder sonstige Beamte ohne Weiteres für ihren Dienst Priester werden ließen, daß oft nach eines Pfarrers Tod, seine Kirche gänzlich ausgeplündert, dem Nachfolger nicht das Mindeste gelassen werde. In der bedrängten Lage des Ordens, 1436, ward Bischof Franciscus sehr gern ihm mit einer Geldsteuer aus seinem Gebiete zu Hülfe gekommen, allein die ungnädige, störrische Stimmung des Eistheates läßt seine guten Willen. In des Hochmeisters Streitigkeit mit dem Teutschmeister ward Franciscus von jenem ausgeschieden, um einer der Vermittler zu sein, doch wird gerade ihm Schuld gegeben, daß er stets neue Mißverständnisse anzuregen gesucht, und dadurch die Ausgleichung zum Äußersten erschwert habe. Gegen diese und ähnliche Anschuldigungen, die ihn um des Hochmeisters Vertrauen brachten, unternimmt er in einem Schreiben vom Sonntag nach Jacobi, 1439, sich zu rechtfertigen. Ein Bauernaufstand, veranlaßt durch die von den Inoffenen des Kammermeisters Misssad dem Domecapitel zu leistenden Scharwerke, wurde durch den mit Miße gepaarten Ernst des Bischofs unterdrückt, 1442, dafür kam er zu heftigem Streite mit der Stadt Braunsberg, die sich von ihm in ihren Privilegien verletzt wähnte, und in der Handlung weiterem Verlaufe sich eine Labung vor das Concilium zu Basel zuzog. Sie wandte sich an die Ritterschaft des Kulmerlandes, an Thorn und Kulm um Rath und Hülfe in ihrer Bedrängnis, und auch der Hochmeister trat vermittelnd ein. Aber der Bischof schloß sich schwer verunglimpft, daß man zu ihm, in Briefen, „von Tyrannen und unehrlichen Herren gesprochen, die keiner Privilegien achteten,“ und aus Mistran wollte die Stadt vor Schiedsrichtern sich nicht einlassen, obgleich der Bischof sich erbot, für jede ihm rechtlich bewiesene Übertretung oder Verletzung eines Privilegiums eine Buße von zehn Mark zu bezahlen. Es blieb diese lange fortgesetzte Zänkerey nicht ohne Einfluß auf des Bischofs Stellung zu dem Städtebunde, und auf den gewaltigen Haß, der von dort aus ihn verfolgte. Auf der Tagelagung zu Elbing, 1446, wurde ihm in das Angesicht gesagt, daß man seine Entfernung wünsche, und er sah sich genöthigt, solchen Verlangen nachzugeben. Auch das gute Einverständniß mit dem Orden unterlag manchen Störungen. In des Ordens befehligen Geldnöthen hatte der Bischof sich stets als ein treuer Helfer gezeigt. Es findet sich von ihm eine Leistung, d. d. Heilsberg, Dienstag nach Epiphania, 1444, über 2500 rheinische Gulden, so er von dem Hochmeister in Rückzahlung einer Schuld empfangen; bei einer andern Gelegenheit, als man von ihm 5000 Gulden forberte, betrug der von wegen der Neumark an Brandenburg zu leistenden Zahlung, hatte er zwar dem Ordensmarschall ins Gesicht gesagt, gleichwohl nachmalig sich bereit lassen, für Befristung Zweck bei guten Freunden einige Tausend Gulden aufzunehmen, ohne doch daß solche ihm, der heiligsten Aufgabe unangesehen, in der bestimmten Frist wären zurückbezahlt worden. Dieses Alles konnte jedoch dem Hochmeister nicht von einem dem Bischof und das Capitel zu die empfindlichste Weise verlegenden Schritt abhalten. Er ließ sich von dem d. Stuhle des Regt ertheilen, in dem ermländischen Domecapitel zwei,

im Lande zwei andere Pfanden vergeben zu dürfen, und wollte gleich in des J. 1448 Beginn dieses Recht zu Anwendung bringen. Das wurde zwar verthüt durch des Domecapitels Eile in der Belegung der erledigten Stühle, allein darum war der Meister keineswegs gewonnen, eine Befugniß aufzugeben, die ihm den von allen seinen Vorgängern vergeblich gesuchten Einfluß auf das Bisthum verschaffen sollte. In der darum vor dem d. Stuhle eröffneten Verhandlung blieb der Meister am Ende Sieger, aber viel zu theuer wurde er mit dem Verluste seines wichtigsten Rathgebers den errungenen Vortheil haben bezahlen müssen, wäre nicht durch der Städte zunehmende Ansehung Bischof Franz genöthigt gewesen, seinen Unwillen zu verbergen, und mit dem Orden gemeine Sache zu machen. Die Städte, vorzüglich Braunsberg, brachten ihre Klagen um das von dem Bischof erlittene Unrecht vor den Hochmeister. Allein Franziskus wollte nur seinen Erzbischof und den Papst als Richter anerkennen, stimmte daneben fortwährend für strenge Maßregeln, den Troß des Bundes, der Aufrechter, zu brechen. In solchem Sinne schrieb er an den Bischof von Gajawien: „Hart, aber wahr ist des h. Augustinus Ausspruch. Ein Prälat, der nicht der Untergebenen Kaiser Kraft, ist vielmehr einem schamlosen Hunde, denn einem Bischof zu vergleichen. Den Hirten, dessen Schafe von dem Wolfe verzehret worden, entschuldigt seine Unwissenheit nicht, er hätte wachen sollen.“ Hingegen erklärten die Städte dem Hochmeister: „Könnt Ihr den Bischof nicht richten, so habt Ihr ihn auch nicht zu schützen. Wir wollen mit ihm unsere Sache ausmachen, sollte es auch Hülfe kosten.“ Wie der päpstliche Legat, der Bischof von Sidon, bei seiner Abreise erklärte, alle Theilnehmer des Bundes seien in Todssünde und in des Papstes Bann befangen, die Versordnen aber zu ewiger Verdammniß eingegangen, berückte sich der Bischof von Ermland, das öffentlich zu bestätigen, und obgleich er es nicht wagte, die Sacramente zu unterlegen, vielmehr Absolution anbot, kam es dennoch um die öfterliche Zeit zu Heilsberg zu großer Aufregung. Als die Symptome des bevorstehenden Ausbruchs eines lange zurückgehaltene Mißverständnisses drohend sich äußerten, war Franziskus bedacht, durch kirchliche Mittel auf des Volkes Stimmung zu wirken: er verordnete, in der angelegentlichsten Absicht, die Wiederherstellung des Friedens im Lande zu erheben, öffentliche Gebete und feierliche Umzüge, jedem Theilnehmer zugleich vierzigstägigen Ablass bietend. Allein des Ordens Angelegenheiten riefen ihn nach dem Auslande, er mußte sich an die Spitze der Gesandtschaft stellen, die vor dem Kaiser, den Deputirten des Bundes gegenüber, die gute Sache des Meisters zu führen hatte (1453). Auf der Reise scheitern der Gesandtschaft Fällstride gezeigt worden zu sein, bald hieß es, der Bischof sei erschlagen worden, kaum habe der vornehmste seiner Collegen, der Ordenspitler, sich gerettet; dann hieß es wieder, die beiden hätten sich auf dem Wege gewunden, der Bischof sage gefangen, der Pitler sei an den empfangenen Wunden gestorben; doch gelangte die Gesandtschaft ohne besondern Unfall nach Wien, und nach geschehender Verhandlung erklärte der Kaiser den Bund von

Häterschaft, Mannschaft und Städten in Preußen für unentgeltlich, zugleich denselben abthunend und cassirend. Mit um so größerer Heftigkeit erhob sich gegen den Bischof die öffentliche Meinung, sodaß das Bundes Obere sogar über den Plan gebrüht haben sollen, ihn und den Spittler, auf ihrer Rückreise durch Großpolen aufheben und ermorben zu lassen, um zugleich ihrer Schriften habhaft zu werden. Das unterließ nun zwar, aber es äußerte sich, in dem Ausbruche der Empörung, die Feindschaft gegen den Bischof in besonderer Heftigkeit. Die wilde Verheerung des Stiftsgebietes, so auch die Beschlüssen des Domcapitels nicht versöhnte, nöthigte dieses, sich für die Sache des Bundes zu erklären, und hiermit von seinem Bischof sich loszusagen; viele Jahre hindurch lasteten alle Wechselfälle eines erbarmungs- und zuchtlosen Bürgerkriegs auf dem Ermland, welchen die unablässlichen Verwüsthungen zwischen Bischof und Capitel in eigenthümlicher Weise vergifteten. Der Dom selbst zu Frauenburg mußte einer der vielen Räuberbanden, von welchen das Land abwechselnd heimgesucht, zur Festung dienen, und die Kirchenschätze, sogar die Bibliothek des Domcapitels, wurden als gute Beute entführt. So grauenvoller Verwüstung erlag des Bischofs Standhaftigkeit, er suchte eine Freisstätte in fremdem Lande, und starb zu Breslau, im Jahr 1457. Er hatte 1441 die Provinzialstatuten von Riga in abgekürzter Form für den Gebrauch seiner Diöcese publicirt. In der letzten Periode seines Lebens suchte der König von Polen ihn zu bewegen, daß er gegen eine sehr bedeutende Pension die Verwaltung seines Bisthums, so doch für ihn verloren, an Johannes Lukonis, den königlichen Kanzler, übertrage; solchen Entwürfen entgegenzuwirken, eilte einer der Domherren, Bartholomäus Liebenwald, nach Rom, dort einen Candidaten auszumitteln, der durch seine Beziehungen zu Papst und Kaiser befähigt, das an den Rand des Untergangs gebrachte Bisthum wiederherzustellen, und gegen Freund und Feind die Restitution der Stiftsgüter durchzuführen. Diesen Candidaten glaubte Bartholomäus in dem Cardinal Aneas Sylvius Piccolomini zu finden, und diesen brachte er seinen in Glogau versammelten Collegen vom Domcapitel in Vorschlag. Ihre einstimmige Wahl empfing, trotz aller Gegenbemühungen der polnischen Gesundheitskraft, die päpstliche Bestätigung, und der neue Bischof, durch seine Stellung an die Ufer der Tiber gebannt, ernannte den Liebenwald zu seinem Procurator für die Restauration und Administration des Bisthums. Wie sehr aber durch den Mandanten und durch eigenes Verdienst um den Orden Liebenwald dem Hochmeister empfohlen, die Auslieferung der von des Ordens Volk besetzten ermländischen Städte und Burgen konnte er in seiner Weise erlangen. Unmuthig und persönlich verletzt durch den ihm beigeigten Unbank, begab sich der Verweser nach Breslau zurück. Von der andern Seite mußte der Hochmeister sich einen Bischof wünschen, der im Lande anwesend, durch persönliche Thätigkeit und kräftiges Einschreiten die Ordnung wieder herstellen könne. Er entsandte den Dompropst Arnold Datelin nach Rom, um den Cardinal Piccolomini zu bewegen, daß er das Bisthum einem der Domherren, für welchen bereits das Capitel gewonnen,

dem Arnold von Bentabe überlasse. Das wurde nicht durchgesetzt, aber wie Aneas Sylvius im August 1458 zur höchsten Würde gelangte, wählte das Domcapitel zu seinem Bischof den Domeapitular und päpstlichen Protosnotar, Paul von Logendorf, nahm jedoch solche Wahl als bald zurück, um, vermuthlich auf des Hochmeisters Betrieb, sich einen neuen Bischof, den bereits genannten Arnold von Bentabe, zu erziehen. Die bisherigen Verwüsthungen empfingen hierdurch neuen Zulaß. Paul von Logendorf, mit Papst Pius II. befreundet, ließ sich von diesem die Bestätigung ertheilen, während man im Lande sich mit Gerüchten von seinen Unterhandlungen mit dem König von Polen trug. Im Orden wurde rathlich befunden, einstweilen Allenstein zurückzubehalten; hingegen erhoben die Domherren vor dem päpstlichen Stuhle bittere Klage gegen den Orden, daß man sie aus Allenstein vertrieben, aller ihrer Güter entsetzt und als Baiter hinausgewiesen habe, und sie bewirkten mehre Bannbriefe gegen ihre Verunglimpfer, die doch Bischof Paul, aus Rücksicht für den Orden, geheim hielt. In allen ihren Zweigen stochte die Stiftsverwaltung, bis im Sommer 1460 Paulus Mittel fand, seinen Fuß im Lande zu fassen, während er zugleich ungewöhnliche Gewandtheit einstellte, um seine Beziehungen zu dem Orden zu reguliren. Die von den Söldnern besetzten stiftlichen Städte und Schlösser zu befreien, betrachtete er aber als seine wichtigste Aufgabe. Mit Allenstein glückte es, in keiner Weise hingegen mit Kessel, welches die Söldner als Pfand einer Schuld von mehr denn 100,000 ungarischen Gulden festhielten, während sie zugleich auf das Schrecklichste die umliegenden Dörfer mißhandelten. Dagegen wurde im folgenden Jahre mit der Bürger Weichse durch Ubersall Braunsberg für den Bischof gewonnen, und sofort rüstete sich die dasige Bürgerschaft, um in Verbindung mit einigen Ordenssoldaten und bewaffneten Bauern auch Frauenburg den böhmischen Söldnern zu entreißen. Die Bischöflichen erlitten, Dec. 1461, eine schwere Niederlage, doch suchten die Sieger von selbst Waffenstillstand, den der Bischof nicht nur verweigerte, sondern dazu alle seine Gefangenen in Ketten schweben ließ. Mit dem Orden hingegen verständigte sich Paulus um einen Waffenstillstand, ohne sich durch solchen abhalten zu lassen, die von den Polen nach Elbing ausgeschriebene Tagfahrt zu besuchen (1461). Da wurde ihm viel zugehört mit Vorstellungen, Verlockungen und Verheißungen, um ihn für Polen zu gewinnen, und ihn zu bewegen, daß er die in Braunsberg gemachten Gefangenen freigebe. Dieses Letzte einzugehen, verlangte er, daß man ihm seinen Dom überliesse, und auf die entscheidende Frage, ob er fortan dem König oder dem Orden zugehört sein wolle, erwiederte er, der Papst habe ihm geboten, mit beiden Parteien Friede zu halten; bevor er weiter in diese Frage sich einlasse, müsse er mit der Mannschaft und den Städten seiner Kirche sich beraten. Nach einigem Handeln kam es doch zu einem Waffenstillstand, in dessen Verlauf, bis zu kommenden Fastnachten, man hoffte, den König zu bewegen, daß er, gegen Auslieferung der Gefangenen, dem Bischof seine Domkirche zurückgebe. Von der andern Seite wurde des Hochmeisters

Waffenstillstand mit dem Bischof verlängert. Aber der Verwirrung im Stifte selbst vermochte dieser noch keineswegs zu gebieten, um die Bitte widerstrebten die Städte seinen Verfügungen, und das Domcapitel plagte fortwährend über Gewaltthaten und Erpressungen von Seiten der benachbarten Ordensbesetzungen. Des päpstlichen Legaten, des Erzbischofs Hieronymus von Kreta Bemühungen um Herstellung des Landfriedens verscheiterten, gleich allen früheren Versuchen, ihres Zweckes, und wiederum versuchten die Polen den Bischof nach Thorn zu locken, um ihn dort auf ihre Seite zu ziehen: darin ermunterte sie der allgemeine Verdacht um des Prälaten zweifelhaftes und zweideutige Gesinnung, ein Verdacht, dessen Paulus selbst in einem Schreiben an den Hochmeister, Ahermittroch 1462, erwähnt. Durch Wassengewalt glaubten die Polen seine Entscheidung zu fördern, der Röhme Johann von Elal, des Geschlechtes Waldstein, und Peter Dumin, verstärkt durch Danziger und Elbinger, besuchten Braunsberg, und erließen bis nach Meslau hin Droh- und Brandbriefe, des Inhalts, daß aus den Höfen und Dörfern des Kammeramts Rann für Rann mit Waffen, Kriegswagen und Lebensmitteln dem polnischen Heere zuzujuden habe, bei Strafe des Brandes und gänzlichen Verderbniß. Gleichwohl stellte sich kein Rann, vielmehr gelobten alle, dem Bischof in fester Treue zugewandt, mit Leib und Gut dem Orden beizustehen; es wurde auch, durch der Besatzung und Bürgerschaft tapferen Widerleistung, Braunsberg gerettet (1462). Aber es verlief, ungeachtet dieser und so mancher andern glänzigen Ergebnisse, mehr und mehr des Ordens Wassenglück, und ermutigt durch seine Erfolge in Pomerellen, wußte der von Elal sich nochmals auf das Ermland, mit so unwiderstehlicher Festigkeit, daß nach dem Verluste von Allenstein einzig Unterwerfung dem Bischof übrig. Im Gefolge eines Waffenstillstandes wurden zu Elbing, kurz vor Ostern 1464, die Friedenspreliminarien entworfen, auch sofort von dem König genehmigt. Für das hiermit die polnische Oberherrschaft anerkennende Bisthum zeigte sich einige Aussicht auf Ruhe und Erholung, dem Orden hätte aber kaum ein gleich empfindlicher Streich beigebracht werden können, zumal die ihm noch anhängenden Städte im Ermland die stärkste Abregung verriethen, dem Beispiele des Oberbirten zu folgen. Schon hatte Wormbit dem Meister den Waffenstillstand auskündiget, und Meslau, das nur mit dem äußersten Widerwillen noch eine Besatzung von Ordensvolk duldet, wurde zuletzt von dem von Elal erliegen. Dringender machte sich das Bedürfnis eines allgemeinen Friedens geltend. Eine Tagfahrt wurde Ende Aug. 1465 auf der frischen Hebrung abgehalten. Die zu solcher gekommenen Ordensgesandten setzten ihre Hoffnung in den Bischof, der als Unterhändler und Vermittler seine Unparteilichkeit anzubieten, zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten sein Ziel aufgeschlagen hatte. Seine Anhänglichkeit für den Orden zu bekennen, bemühte sich des Hochmeisters Geheimschreiber, ihm zu schmeicheln, nannte ihn den Gelehrtesten im Lande. Hierauf entgegnete Paulus: der Gelehrteste bin ich nicht, aber nach meiner Kräfte will ich unverdroßen handeln. Der Orden ist gerecht, aber

die Gewalt, die ihm angethan wird, vermag ich nicht zu wenden, viel zu weit ist die Sache gekommen. Doch will ich, soviel ich in guter Grundhaft vermag, des äußersten Fletches nicht sparen, um einmal diesen Krieg beizulegen. Gegen Erwarten wurde die nach vielen Verboten von dem Bischof angebotene schiedsrichterliche Vermittlung von den Polen zurückgewiesen. Er verankert in Unentschiedenheit, bis er sich bewegen ließ, den in der Kirche zu Koblenz abgehaltenen Schlussconferenzen beizuwohnen. Er setzte sich vor dem Altar nieder; ihm zu beiden Seiten nahmen die Bevollmächtigten ihren Platz. Seine Gegenwart allein ließ der Versammlung eine feierliche Haltung, und um die Gemüther zu rühren, sprach er zum Eingange ein frommes Gebet. Aber alle von ihm oder von den Bevollmächtigten des Ordens ausgehenden Vorschläge scheiterten an dem Übermuthe der Polen und an der tödlichen Bosheit der Führer der Rebellion. Schmerzlich betümmert schied Paulus, aber seine Pflichten gegen das Stift erlaubten ihm nicht, fernere Opfer einer verlorenen Sache zu bringen. Mehrere seiner Städte sah er sich genöthigt, den Polen zu öffnen, dem Orden's zu unerquicklichem Schaden. Das scheint der Hochmeister bitter empfunden zu haben, und noch bitterer, daß ihm, der nach Thorn zu dem fauern Friedengeschäfte zog, auf des Bischofs Geheiß die Thore von Braunsberg verschlossen gewesen, so daß er durch die Passirge reiten mußte. Darum verweigerte er bei den ersten Begrüßungen in Thorn, vor den versammelten Großen, dem einzigen Bischof seine Rechte, und ward der König genöthigt, an der Beiden Ausöhnung zu arbeiten. Der Konrad selbst legte ihre Hände in einander, sie schienen freundschaft, allein die Gesinnungen blieben fortan sich entfremdet. Zu Thorn wurde des Bisthums Trennung von dem Orden functionirt, einer der Friedensartikel verordnet, daß das Stift unter des Königs von Polen Schutz und Herrlichkeit beruhe, der Hochmeister allem bisher auf solches geübten Rechte verzichten soll (19. Oct. 1466). Es hat aber Bischof Paulus diesen Ausgang nicht lange überlebt; vergiftet, nach einigen Berichten, auf dem Friedenstag zu Thorn, oder aber, nach Andern, von der daselbst ausgehenden Pest in den Elementen des Lebens angegriffen, kehrte er heim, um am 26. Jul. 1467 anhaltendem Siechthum zu erliegen. Schnell einigte sich das Capitel zu neuer Wahl, und sie fiel auf einen Domherrn, auf den päpstlichen Geheimschreiber, Nicolaus von Längen, einen Ermländer von Geburt, denn das Pictolus dem großen Rittergeschlechte von Thungen, an der Sinn, angehört haben sollte, ist eine eitle Vermuthung. Wie ist das ermländische Capitel als ein Ritterstift betrachtet worden. Dem Könige von Polen mißfiel aber solche Wahl, indem er das Bisthum seinem Vnsünstling, dem Bischof von Kulm, Vincenz Kiebasse, zugeordnet hatte. Es entspann sich ein langwieriger bitterer Streit, den die Chronisten den Passenfried nennen, und der von dem b. Stuhle zu des von Längen Beistand entschieden wurde. Dem König zu größerer Kränkung richtete Paulus II. seine Bulle vom 4. Nov. 1468 an den Hochmeister oder dessen Statthalter, setzte ihn in Kenntniß von der kanonischen Wahl des Bischofs Nicolaus, und empfahl

seinem besondern Schutze die Aufrechterhaltung der bischöflichen Gerechtsame und Wirksamkeit. In einer spätern Mittheilung an den König, vom 1. Dec., wird die Wahl des Capitels als kanonisch, der Electus gepriesen als der Mann, der vor vielen andern befähigt, der ermländischen Kirche, so unmittelbar dem h. Stuhle unterworfen, aufzuheben. Darum wird er dem König zu Schutz und Unterstützung empfohlen, in der Weise, daß des Papstes fester Entschluß, unter allen Umständen die Wahl aufrecht zu erhalten, deutlich hervortritt. Mit düren Worten wird ferner dem König gesagt, daß des Bischofs von Kulm Versuch, sich in das ermländische Stift einzudrängen, als eine Ungerechtigkeith, Verachtung des h. Stuhls und Vergehens des eigenen Amtes, womit alle priesterliche Würde und Ehrbarkeit aus den Augen gesetzt, betrachtet werde. In einer andern Bulle fordert der Paps die Ermländer auf, den Bischof Nicolaus als ihren rechtmäßigen Hirten anzuerkennen, und ihm allein zu gehorsamen, zugleich wird alles, was Vincenz in Bezug auf das Stift gethan, für null und nichtig erklärt. So mußte denn dieser, in seinen ehrsüchtigen Hoffnungen getäuscht, nachdem er durch Erpressungen und Mißhandlungen aller Art die Landesinsassen auf das Höchste verletzt hatte, nach seinem Bisthum Kulm zurückkehren, ohne daß doch er so wenig, als sein König, dem Ertraben vergütet hätten, den Bischof Nicolaus der kaum angetretenen Würde zu entziehen. Aber Paulus II. verbarnte in seinem System, und schien nicht ungeneigt, selbst die Unterwerfung des Ermlands unter polnische Oberherrschast zu veranlassen. Unterrichtet, daß der König den unlängst verstorbenen Hochmeister, Ludwig von Erlichshausen, verpflichtet habe, die Stadt Warburg an Niemanden, außer an Habian von Maul einzuräumen, verordnete er in einer an den hochmeisterlichen Statthalter gerichteten Bulle, daß die erwähnte Stadt, als eine Zubehör der bischöflichen Zafelslutter, nur dem Bischof Nicolaus oder dessen Stellvertreter, indem jener immer noch von dem amtsässigen Bischof von Kulm, „quemdam Vicemium Kelbass ex pro Episcopo Culmensis gerentem“, von der Besitznahme seines Bischofthums abgehalten, überliefert werde, daß auch der Statthalter den Bischof Nicolaus gegen seine Widersacher in jeder Weise, nöthigenfalls mit Gewalt, vertheidige, wobei es nochmals von der ermländischen Kirche heißt: „quo cum ipsius iuribus singulis et bonis nobis et apostolice sedi ratione fundationis immediate subiecta existit“ (22. Jul. 1470). Nicolaus ward, nachdem er die päpstliche Bestätigung empfangen, durch eine Krankheit längere Zeit in Rom zurückgehalten; gleichwie Kiebtassa diese Zögerung benutzte, um die Gunst des Hochmeisters sich zu erwerben, so veranlaßte sie den König von Polen, als der verzweifelte die erbitterten Ermländer zu Anerkennung des Kiebtassa bestimmen zu können, für sie einen neuen Bischof zu benennen, den Archidiaconus von Gnesen und Domherrn zu Plock, Andreas Dporowski. Der Nachfolger des am 26. Jul. 1471 verstorbenen Paulus II., Sixtus IV., heimlich eine Ausöhnung mit dem polnischen Hofe wünschend, ließ sich bereben, dem Dporowski die Bestätigung zu ertheilen,

übernahm es sogar, den von Längen mit einem andern Bisthum zu versorgen. Aber Nicolaus, versichert, daß auch der neue Widersacher den gehofften Anhang im Stifte nicht finden werde, starr durch eine kanonische, in der Form Rechtsens bestätigte Wahl, nicht ohne Hoffnung brandenburgische und ungarischer Hilfe, wies die ihm gemachten Anträge zurück, und schiedte sich an, mit Gewalt seinen bischöflichen Sitz einzunehmen. In Kaufmannstracht kam er 1472 nach Preußen, wohin ein Hausen geworbener Knechte ihm folgte; durch Geschenke und Versprechungen lockte er Kambrite in größerer Anzahl zu seinen Föhnen, und fast ohne Widerstand gewann er zuerst Braunsberg, dann Guttstahl, Frauenburg und Kößel. Leichtlich mochte er die Polen verdrängen, denn freudig wurde er allwärts von dem Volke empfangen. Nachdem auch Heilsberg und Seeburg sich für ihn erklärten, konnte er als des Stiftes Herr sich betrachten, denn genaume Zeit wußten die Polen ihm nur Unterhandlungen entgegenzustellen. Denn vermeinte Kasimir die Ermländer zu Vertheidigung ihres Bischofs zu nöthigen, indem er durch strenge Verbote ihnen allen Handelsverkehr mit Danzig, Thorn, Elbing und dem hochmeisterlichen Gebiete untersagte. Es scheiterte dieses Sperrsystem an dem Widerspruch des Hochmeisters, und neuen Muth schöpfte der Bischof, wie König Matthias von Ungarn in den den Polen bewilligten Stillstand auch das Stift aufnehmen ließ, und harte Drohworte sprach um dessen fortwährende Anfechtung von Seiten der Polen. Es einigten sich auch, durch das gemeinsame Interesse geleitet, Hochmeister und Bischof zu einem Hilfsbündnisse, am 30. Nov. 1476, „auf daß hiermit die, welche mit Noth und gewaltiger Hand aus diesen Landen gebrungen würden, wieder in ihre vorrige Besitzungen kommen mögen, und auch sofern Jemand des Bisthums Ermland oder des Dresdens Lande von Innern oder Außen mit Anfall oder Überwältigung angreifen würde, so solle ein Theil dem andern, solchen Feinden zu widerstehen, nach höchstem Vermögen Beistand zu thun verpflichtet sein.“ Alle Dinge schiedten sich zum Streite an. Der Bischof versagte durch seinen ganzen Sprengel öffentliche Gebete um den göttlichen Schutz für seine gute Sache, für den König von Ungarn und für den Hochmeister, trat auch mit einem bekannten Condottiere, mit Ruffus von Swinau, in Unterhandlung um ein tüchtiges Kriegsheer (1477). Je thätiger aber sein Eifer, um so bedrohlicher erhob sich des Königs von Polen Horn gegen den Mann, der als dieser kriegerischen Unruhen Anstifter und Urheber galt; selbst vor Vergiftung ist der Bischof gewarnt worden. Die ersten Erfolge im Felde ließen nicht ungünstig für die Verbündeten sich an, aber im halben Sept. 1478 brachen polnische Scharen, von Johann Dpoli und Johann Bielzinski geführt, über Heidenburg in das Ermland ein. Von der Seite hatte man am wenigsten sich eines Angriffs versehen, und dazu wußten Bischof und Hochmeister sich nicht zu einigen um, aber in der Weise, demselben zu widerstehen. Zuerst ließ Alenstein, wo damals das Capitel weilte, sich in Unterhandlung ein, dann verkündigte ein Gerücht, des Stiftes Abgrenze werde von Litauen aus überzogen werden; es rühten sich auch

die Danziger, um zu Schiff, über das Haff, einen Angriff auf Braunsberg vorzunehmen. Auf allen Punkten Fronte zu machen, zerstreute der Bischof sein weniges Kriegsvolk, während die Polen, nirgends ernstlichem Widerstande begegnend, nach Belieben die Erbstätten und die angrenzenden Erbsengüter plünderten und verheerten. Da ward im Oct. zu Elbing Tagfahrt gehalten zwischen den Ständen von polnisch Preußen und den Abgeordneten des Ordens- und Erbstandes. Der Polen Forderung, daß der Bischof Nikolaus ausgewiesen werde, der Erbmänner Vor schläge, fanden gleich wenig Eingang, es ging die Versammlung aus einander, aber der Bischof bot Alles auf, um den Meister fest auf seiner Seite zu halten, um dem jagenden Verbündeten neuen Muth einzuhauchen. Nicht nur, schrieb er, 28. Oct. 1478, stehe in Ungarn ein Heer von 18,000 Mann in Bereitschaft, für den Orden zu streiten, sondern es habe sich auch dieser Tage in allen Städten des Bisthums eine merkwürdige Veränderung zuge tragen, indem allgemein der Beschluß gefaßt worden, dem Bischof mit Leib und Leben beizustehen, und nimmer dem König sich zu unterwerfen. Das Beispiel und die Ermahnung der Erbmänner würden ohne Zweifel die Unterthanen des Ordens, die bisher so lässig und widerspenstig gewesen mit ihrer Kriegshilfe, anspornen zu getreulichem Erfüllung ihrer Pflichten. Gleichwol blieb der Polen Waffensglück beharrlich, und sie hatten Braunsberg und Marienwerder genommen, als unerwartet die Nachricht eintraf von einem Waffenstillstande, den der König von Ungarn erzwingen durch die Drohung, daß er sofort seinem Schutzhilf, dem Bischof und dem Orden, mit ganzer Macht zu Hülfe eilen werde. Bis zu Anfang Februars 1479 war alle Feindschaft unterlegt, alle Ortschaften, die sich wehrlos an die Polen ergeben, sollten dem Bischof wieder überliefert werden. Es kam indessen der Neujahrstag, ohne daß der König von Polen seinen in Preußen stehenden Hauptleuten den Waffenstillstand nur verkündigt hätte. Natürlich gaben diese die gemachten Eroberungen nicht auf, trieben vielmehr nach wie vor ihr Wesen mit Plünderung und Verheerung, besonders um Guttstadt und Preßberg. Dort kam es einige Male zu blutigen Gefechten, obgleich die Erbmänner, der tüchtigen Anführer ermangelnd, nicht viel ausrichten konnten. Selbst nach des Waffenstillstandes endlicher Verkündigung nahmen die Polen Bischofstein, und vor des Januars 1479 vollständigen Ablauf wurde das Ermland schon wieder von ihnen überzogen. Sie besetzten Braunsberg und Bormbit ohne bedeutenden Widerstand, und von allen seinen Städten blieb dem Bischof das einzige Heilsberg, worin er selbst von polnischem Kriegsvolke eng eingeschlossen. Als auch der Ort unbaltbar geworden, entfloß Nikolaus nach Königsberg, um mit dem Hochmeister über die trostlose Lage der Angelegenheiten zu rathschlagen. Ausichten einer günstigen Wendung zeigten sich keine, mit Ungestüm forderte das ermländische Volk Frieden, und die beiden Mächte mußten sich entschließen, nachdem sie vorher sich gelobt, unter keinerlei Bedingung den Hulbigungs Eid zu leisten, in Petkau persönlich den König von Polen Besühnung zu suchen. Der Bischof fand an jenem Hoflager

Gönner und Freunde, sie riefen zu zeitgemäßer Rathgiebigkeit, und Nicolaus, ohne seine Rechtsansprüche als geltend und entscheidend wahrzunehmen, unterwarf sich der königlichen Gnade. Formlich wurde ihm, in dessen Erwiderung, das Bisthum zugesagt, er auch ohne weiteres zugelassen, den Eid der Treue zu schwören. Es war das ein großer Triumph polnischer Politik, die hiermit den von Anfang verfolgten Zweck, die Isolirung des Hochmeisters, erreichte, und zugleich eine Spannung zwischen Orden und Bischof veranlaßte. Es äußerte sich nochmals in verschiedener Weise diese Verstimmlung. So gab z. B. auf der Tagfahrt zu Thorn, 1485, der Hochmeister dem Bischof Schuld, daß die Ordensunterthanen im Ermland mehr und mehr bedrückt, bebrängt und in ihren Rechten geschmälert würden, nirgends in Streitigkeiten zu ihrem Rechte gelangen könnten; daß der Bischof seine der gegebenen Versprechungen erfülle, namentlich das aus dem Schlosse Balga abgeführte Kirchengeräthe noch nicht ersetzt habe; daß er des Ordens altes Recht, eines jeglichen verstorbenen Landpfarrers bestes Pfand, baarcs Geld und Silberwerk an sich zu nehmen, während alle Ubrige dem Nachfolger verbleibe, nicht statfinden lassen wolle, „sunder schlecht vor ein recht vorneimt wegzunehmen, vnd wer sich dowerldir setze, den verbotte er den eyngang der kirchen vnd thete den in den bann, vnd hette eyn solches beweist an Canze von Eglolstein.“ Hinwiederum setzte dieser letzten Anschuldigung der Bischof entgegen, daß er das Haupt sei und der Erdmann seiner Priesterschaft, daß er aber seines Rechtes sich nie zu eigenem Nutzen bediene, sondern den vorgefundenen Nachlaß zum Besten der Pfarre und Kirche verwende. Die Streitsache mußte einer spätern Verhandlung vorbehalten werden, da der Hochmeister das Privilegium, worin sein vorgeliebtes Inshauptrecht begründet sein sollte, nicht bei Handen hatte. In der Handlung weiterem Verlaufe sprach der Bischof in harten Worten von dem Orden, und namentlich von des Hochmeisters Vorgänger, auch von Verkürzung und Braubung des stiftlichen Gebiets. „Ich wollte“, entgegnete in Grimm der Meister, „Ihr ließt die Todten ruhen, und sprecht mit den Lebenden. Meine Vorfahren haben sich allezeit fromm und ehrbar gegen die Euren gehalten. Ich weiß nicht, was Ihr gegen mich habt, daß Ihr stets an mir Euch reiben wöllet. Wäret Ihr ein anderer, traum, ich wölle Euch die Gebür darun nicht erlassen, müßte ich selbst den Hals daran sehn.“ Bischof Nikolaus starb den 14. Febr. 1489, und war kaum zu Grabe getragen, als das Capitel den Domherren Lucas Waldfreud zu seinem Nachfolger erwählte. Ohne Säumen befalligte der Papst die Wahl, aber von dem Könige von Polen wurde sie angefochten, als den ewigen Frieden verletzend, oder vielmehr, weil er das Bisthum seinem natürlichen Sohne Friedrich ausgebracht hatte. Dessen zu Beschönigung wurde ausgesprengt, es habe schon früher der Papst diesem Friedrich die ermländische Insel conscribt. Das Capitel aber, sein Recht, und nicht minder das Unrecht des Königs, der offenbar die Privilegien der ermländischen Kirche verletze, nachweisend, hielt fest an seiner Wahl; es kam uner-

ment von Rom her der neue Bischof in das Land, und wie er überall die Huldigung empfang und zahlreichen Anhang fand, verwendeten sich die preussischen Stände bei dem König, daß er zu Verbütung größern Übels die Sache auf sich beruhen lasse. Die in diesem Handel von dem Hochmeister bezogene Gleichgültigkeit scheint der Bischof, in seiner Würde anerkannt, tief empfunden zu haben. Seinem Verwurthe gestellte sich ein Zwist mit Erasmus von Alkoven, dem Ordensmarschall, und es bedurfte nur der leichtesten Veranlassung, um die feindselige Stimmung zu offenem Streite herauszufodern. Der bei einer Zänerei mit den Bischöflichen vornehmlich betheiligte Schloßcaplan zu Barthen wurde vor den Bischof geladen, von dem Pfleger zu Barthen verhinbert, der Ladung Folge zu leisten, und dem zufolge gebannt. Darum angegangen, stand Bischof Lucas nicht an, die Ordensprivilegien in solcher Weise auszulegen, daß ihm unbenommen sein sollte das Recht, geistliche und weltliche Ordensbrüder vor sein Officialat zu ziehen und mit dem Banne zu bestrafen. Großes Aufsehen erregte der von einem Bischof von Ermland unerhörte Anspruch, aber die von Königsbörge aus eroberte Gegenende fand seinen Eingang. Eine anderweitige Entscheidung zu suchen, wurde unersäßig. Zu dem Ende brachte der Bischof Schiedsrichter in Vorschlag, die jedoch der Meister ablehnte, um nach einer in Braunsberg fruchtlos abgehaltenen Tagfahrt sich Anfangs 1494 an den Erzbischof von Riga, als den Metropolit, zu wenden. Hierauf erklärte der Bischof, ausgehend von dem Sage, daß seine Amtsbrüder in Litland, ohne Rücksicht auf des Ordens Privilegien, Ordensbrüder, die sich an geweihten Personen vergangen, mit dem Banne bestrafen; jegliche von dem Erzbischof zu empfangende Weisung werde ihn einzig zu näherer Erforschung von der Sache Grund auffodern, und bis dahin von dem Papste eine Entscheidung um die Ordensprivilegien vorliege, werde er gegen den Orden seines bischöflichen Richteramtes sich bedienen. Nachträglich, als der Hochmeister seine Anträge bei dem Erzbischof erneuerte, bei dem König von Polen Klage um den Bischof erhob, und vor allem bei dem römischen Hofe Schutz suchte gegen jenen gewaltigen Angriff auf die Privilegien, auf die Grundstücke des Ordens, äußerte Lucas: „mit der Urkunde höre die Wirkung auf, die Privilegien habe der Orden im Morgenlande, zur Zeit seiner Kämpfe mit den Heiden, empfangen, jetzt seien keine Heiden ferner zu bekämpfen, und so somit die Urkunde verfallte, höre seiner Privilegien Kraft und Wirkung auf. Er aber habe die Macht zu bannen und werde deren fortwährend sich bedienen. Obnein misbrauche der Orden selbst jene veralteten Privilegien, hätten doch Ordensbrüder von Bischöfen sich absolviren lassen.“ Die Entscheidung des römischen Hofes verzögerte sich, der Erzbischof von Riga, nach seinen ersten Schritten zu urtheilen, günstig dem Orden gestimmt, erstallte merklich, des Königs von Polen Gunst erlaufte der Bischof durch eine bedeutende Geldspende, den hierdurch erlangten Einfluß benutzend, um dem Monarchen Rüstungen gegen den Orden einzuschießen. Sogar soll er, von einigen Domherren unterstützt, dem polnischen Hofe des Dr.

2. Capitel. b. 22. u. 2. 3. 4. Section. XXXVII.

dens Verpflanzung nach Podolien annehmlich gemacht haben. Nicht minder fiel auf des Bischofs ehemaligen Sachwalter bei dem römischen Hofe ein starker Verdacht um das Verschwinden des unter Siegel verwahrten Buches von den Ordensprivilegien, so in jener Streitsache nach Rom gebracht worden, und so dem Orden von der höchsten Wichtigkeit, weil den darin enthaltenen Abschriften mit den Originalurkunden die gleiche Glaubwürdigkeit zugesprochen. In St. Leonhards Schloßcapelle zu Kreuzburg unterlagte der Bischof, den bestimmtesten Privilegien zu Trotz, allen Gottesdienste, über die Kapelle und das darin sich versammelnde Volk am Sonntage nach Petri und Pauli 1495 den Bann aussprechend. Den Ordenspfleger und Comthur zu Brandenburg und dessen ganzen Convent belegte er mit dem Banne, weil sie sich um seine Gebote nicht kümmerten. Das that gleichgültig der Hochmeister, er gestallte nicht, daß des Bischofs Bann und Interdict beobachtet werde, und ließ allerwärts, nach wie vor, durch Ordenspriester den Gottesdienst abhalten, und sorgte einzig, an dem römischen Hofe sich Freunde zu erwerben. Das glückte, und im März 1496 trafen von dort her Inhibitiones, Citationes und Compulsorales ein, die von dem samländischen Domdechanten, als dem bestellten Executor, dem Bischof und dem Capitel von Ermland insinuirte, eine bedeutende Wirkung hervorbrachten. „Füllen wol,“ schreibt der Hochmeister, „uss schriftten des Capitels vnd anderer unbestendlichkeit, das die Sache linden worden ist vnd vielleicht wol zur sünne come, wo der bischof nit bedorft die an vns suchen.“ Hatte der Bischof einstens geäußert, er werde alle Privilegien, dem Orden in Preußen gegeben, sofern sie nicht misbraucht worden, sorgsam bewahren, keineswegs aber diejenigen, so aus dem Morgenlande herkommen, wenn er auch sein ganzes Bisthum daran setzen müsse, so betheuerte er jetzt wiederholt, wenn ihm der Paps nur eine fingerlange Schrift um die Sache zusende, werde er gehören. Es wurde auch auf seinen Betrieb zu Bartenstein um Weisung der Klagen und Beschwerden der beiderseitigen Unterthanen, dann zu Heilsberg um die eigentliche Streitsache gehandelt. Bei der nachgiebigen Stimmung des Bischofs einigte man sich bald in mehreren Punkten. Die am römischen Hofe neuerlich eingereichte, sehr feindselige Supplication nahm der Bischof zurück, zugleich erklärend, daß er den Privilegien des Ordens, die ihm als gültig nachgewiesen würden, ferner nicht entgegenstand, ebenso wenig deren unrichtige Auslegung versuchen würde. Der Punkt um die Freiheit des Ordensgebietes und dessen Theilnahme an den Ordensprivilegien blieb der Entscheidung der Rota vorbehalten (1497). Hiermit war freilich der Zwist noch lange nicht geboben, auch ergaben sich fortwährend neue Anstoßpunkte, während in herkömmlicher Langsamkeit die Rechtsverhandlung sich bewegte. Bald galten sie den verpöbten ermländischen Kirchenkleinodien, bald den angeblichen Eingriffen des Bischofs in die weltliche Gerichtsbarkeit, bald der Hebung der aus dem Ordensgebiete entsprungener Flüchtlinge, oder dem von dem Hochmeister an die Geistlich-

keit des Ermland's gerichteten Verbote, irgend eine der geforderten Steuern an die bischöflichen Visitatoren zu entrichten. Eine Annäherung wurde endlich vorbereitet durch die Gefahr eines tatarischen Einfalles, 1501, und führte nach Verlauf von zwei Jahren zu dem am 25. April 1503 von dem Bischof und am Donnerstage nach Judica von dem Hochmeister unterfertigten Vertrag. Darin einigten sich beide Herren, der so lange verzögerten Entzeng des heil. Stuhls ihren Fortgang zu lassen, damit den kommenden Hochmeistern und Bischöfen dieser Spruch zur Richtschnur dienen könne. Für ihre eigene Lebzeiten verständigten sie sich um den Streitpunkt der Jurisdiction und des Subsidiarii caritativi in solcher Weise, daß Verbrechen, von des Ordens oder Hochmeisters Dienern auf Ordensbesitzern oder in Conventen begangen, so nach gemeinem Rechte der bischöflichen Erkenntniß anzuverwandeln, von des Ordens Kaplanen, oder von denen, die nach den Satzungen dazu verordnet, nicht aber von dem Bischöfe gerichtet werden sollen, ausgenommen in den einzig dem Bischof vorbehaltenen Fällen, Ehesachen nämlich, Todtschlag oder Absetzung eines Priesters, Keterei. Was von des Ordens Dienern außerhalb seiner Schlösser oder Convente in geistlichen Sachen getreut wird, das soll der Bischof richten und die Geldbuße der Kirche, wo die Missethat verübt, zufallen. Wird der Bischof von der Diöcesangehörigkeit ein Subsidiarium caritativum fordern, so mag er sein Begehren dem Hochmeister anzeigen; dieser wird einen Ordenspriester beauftragen, um von den Priesterbrüdern, denen von dem Hochmeister Pfarreien in der Diöcese verliehen, das Subsidiarium caritativum zu erheben, und demnachst an den Bischof abzuliefern. Dagegen sollen Kirchen und Kapellen, die dem Hochmeister und Orden zu vollem Rechte unterworfen und mit Priesterbrüdern besetzt sind, zu Entziehung des Subsidiarii caritativum nicht verpflichtet sein. Durch einen andern Vertrag, Heilsberg, den 30. Juli 1503, einigte man sich, daß der Orden für die von weil. dem Hochmeister Heinrich von Plauen bei dem ermländischen Domherren, Johann von Essen, gemachte Anleihe, für den Georg von Schlieben in dem Schloß und Gebiet von Allenstein angerichteten Schaden, und endlich für die in Lissa verpfändete gewesenen Kleinodien der Domkirche die Summe von 3000 Mark in bestimmten, im J. 1509 ablaufenden Raten entrichten solle. Im J. 1505 wurde das Bisthum, vor andern preussischen Landeshaupten, durch eine ungewöhnlich mörderische Pestseuche heimgesucht. Im J. 1508 erscheint der Bischof mit einem großen Vorhaben beschäftigt: er wollte seine Kirche zu einem Erzbisthume, Metropole der Bisthümer Pommern, Samland und Rügen erheben lassen, und hatte zu Bestreitung der Unkosten bereits 2000 Gulden nach Rom verschickt. Allein hierin trat ihm der Orden mit Macht und Erfolg entgegen, denn gleichwie in den letzten Zeiten des vergangenen Kriegs der Bischof stets zweideutig und schwankend sich gezeigt hatte, so wollte man jetzt in Königsberg wissen, daß er an dem Hofe des Königs Siegmund allerlei, dem Hochmeister feindliche, Umtriebe versolge.

Er vornehmlich sollte den König ausgebeutet haben, von ihm sollten „giltige, unehrbare, böse und hinterlistige“ Anschläge, dem Orden zu Verderben und Untergang, ausgehen. Den König in der beschäftigten Kriegsfahrt nach Preußen zu unterliegen, hatte er eine Hilfssteuer beantragt; in seinem Auftrage war sein Lanziprophet im Ordensgebiete umhergezogen, um unter den Ordensbrüdern Zwietracht zu stiften, namentlich, indem er sie auf die skandalöse Begünstigung von des Hochmeisters Landsteuten, von den Rächern, aufmerksam machte. Sogar hatte der Bischof getrachtet eine Partei zu bilden, mittels deren die Absetzung des auswärts beschäftigten Hochmeisters zu bewirken. Während gegen ihn selbst im J. 1507 zu Braunsberg ein Aufruhr sich erhob, weil er verdächtig, die Stadt mit fremdem Kriegsvolke überziehen und zu Entziehung einer polnischen Kriegsteuer zwingen zu wollen, wobei zur Nachtzeit sein Schloß erschlagen und durch mancherlei Gewalt bedeuert worden, als wosfür nachmals die Anführer mit dem Tode büßen mußten, hatte Lucas seit längerer Zeit kein Mittel unversucht gelassen, unter den Unterthanen des Ordens durch Hinzufügung aus die mancherlei Neuerungen, Anlagen und Dienstleistungen, Zwiespalt und Empörung anzuknüpfen. Auch war ein Brief aufgefunden worden, worin er den König von Polen auffoderte, die Kriegsfahrt nach Preußen nicht länger anstehen zu lassen, sinnenal eben jetzt der günstigste Augenblick eingetreten sei. Nach allem dem hatte die gegenseitige Feindschaft einen Grad erreicht, daß des Bischofs Zwist mit dem Ordensmarschall, mit dem Grafen Wilhelm von Jüßburg, ihr kaum noch einen Zufuß zu geben vermochte. Der Marschall, so klagte der Bischof dem Regenten des Ordenslandes, überdachte überall, namentlich in Preussisch-Holland, des Bischofs Feinde und andere lächerliche Buben, die nicht selten in das Stiftsgebiet einbrechend, durch Raub, Mord und Brand unerlässlichen Schaden anrichteten. Holland war, nach des Bischofs Ausdruck, eine Bubenshule geworden, und Jeder, der mit dem Ordensmarschall sich befaßte, ein Bube, wie dieser selbst. Nicht gemessener sprach in seiner Verantwortungsschrift der Marschall, und ohne Zweifel würde das gespannte Verhältniß in den beständigen Stürmen sich entladen haben, hätte nicht des Bischofs Abreise, 1512, dem Ausbruche der Feinde vorgebeugt. Erwähne hätten wir vergessen, der Synode von 1497 zu erwähnen, deren Verhandlungen, einige Zusätze abgerechnet, lediglich Wiederholung älterer Statuten, seitdem die Grundlage des ermländischen Kirchenrechts bildeten. Darum sagte noch 1726, in einer an die heilsberger Synode gerichteten Rede der Domcantor Walbert Gryzmala: „Vixit adhuc viridum illud momentum Lucas Episcopi, qui etsi nunquam rississe feratur, omnia tamen facta et jucunda huic Varmiansi dioecesi et provinciae praestitit, dum pro ecclesastico ordine prima de anno 1497 die 20. Febr. Constitutionum Synodaliū jecit fundamenta, quae etiamnum exstant.“ Des Lucas Nachfolger, Fabian de Lusianis, hatte um seine Wahl viele Streitigkeiten auszusechten und verbannte den ruhigen Besitz sei-

nur Würde einzig dem Vertrage vom 7. Dec. 1512, wodurch für die Zukunft die Besetzung des bischöflichen Stuhls beinahe einzig dem Willen des Königs von Polen überlassen. Der König hatte nur mehr zu bestimmen, wer ihm als Bischof angenehm sein würde. In seiner Würde kaum anerkannt, erhob Fabian gegen den Hochmeister, durch Schreiben vom Montag nach Johannis vor der lat. Pforte 1513, bittere Klage über die „unaussprechlichen Fehden, ungebürlichen Angriffe und Plünderungen im Lande“, das auch dringend um Maßregeln die „solch schalkhafter Übung“ Einhalt thun möchten. Im Ubrigen zeigte er sich sehr geneigt zur Erhaltung guter Nachbarschaft, wovon eine freundschaftliche Annäherung zu dem Hochmeister gar bald die Folge war. Einzig das mehr und mehr überhand nehmende Rauben that solchem Vertrage Eintrag. Wenn der Hochmeister verfügte, daß alles Herren- und diensthofe Gefinde ausgegriffen und nach Balga gebracht werden sollte, dann suchten diese schlimmen Gefellen meist nach dem Ermland, um von da in günstigen Augenblicken dem Ordensgebiete wiederum einzufallen. Beklagte sich also der Hochmeister, so setzte der Bischof ihm die Raubzüge entgegen, die von Wilgemburg, Posenstein, Ostrode, Balga und Brandenburg her gegen das Stift vorgenommen, wie seine Untertanen beraubt und gräßlich mißhandelt, diesen die Hände abgehauen, jene gemordet worden, ohne daß man jemals von einer gegen die Uebelthäter gerichteten Untersuchung, geschweige von Bestrafung, gehört habe. Wie der Hochmeister gegen solche Anlässe sich zu rechtfertigen suchte, entgegnete der Bischof spöttisch: „er wisse doch auch, daß solches Raubvolk nicht in der Luft schwebt, auch seine Kasse nicht aus der Erde rups.“ Ließ der Hochmeister etwa die Raubvögel greifen, so verlangte der Bischof deren Auslieferung, und dieses niemals zugestandene Begehren veranlaßte sogleich neue Streitigkeiten. Endlich verstand man sich zu gemeinsamer Wirksamkeit gegen das Umwesen, und der Bischof namentlich verkündigte, dem 13. Juli 1516, ein allgemeines Raubgebot, wornach jeder Infall gehalten sein sollte, auf die erste Nachricht von Raub, Mord oder Brand die Sturmglöcke anzuschlagen und so von Dorf zu Dorf ein Raubgeheiß zu tragen; dann sollten alle berittene und wehrhafte Männer, eiligst, ohne Unterschied der Tag- oder Nachtzeit, aufstehen und den Büben nachjagen. Dem zu mehrerm Raubdruck war auch jeder Bürger angewiesen, sein Pferd und Harnisch in Bereitschaft zu halten. Allein es schickte dem Bischofe, wie dem Hochmeister, die Nacht, verglichenen Anordnungen durchzuführen; von beiden Seiten erneuerten und kauften sich die Klagen und besonders war das Ermland ein Tummelplatz für Raubgeheiß aller Art geworden. Es wechselten Bischof und Hochmeister sehr ernstliche Erklärungen, vorzüglich, nach dem den Städten Braunsberg und Wormbit das Hausen im Ordensgebiete unterlag worden. Nicht nur wurden bischöflicher Seits ähnliche und allgemeine Handelsverbote erlassen, sondern es verging sich auch ein Abgeordneter bis zu persönlicher Bedrohung des Hochmeisters; zugleich wurde ein hochmeisterlicher Diener auf

offener Landstraße niedergeworfen, mißhandelt und dem Bischofe überliefert. Nun erklärte zwar dieser, auf die Frage, ob nach dermaßen feindlichen Schritten der Orden ihn als Freund oder Feind betrachten müsse, er habe seinen Abgeordneten nicht zu Drohungen ermächtigt, überhaupt keine Feindseligkeit verüben lassen, oder nicht weniger bestimmt verbat er, in Ansehung des gefangenen Ordensdieners, jeden Eingriff in seine Gerichtsbarkeit. Bald darauf vereinigte sich Bischof und Domcapitel zu neuer Klage, sie berichteten, abermals sei ein geschlossener Trupp Raubreiter aus dem Gebiete von Balga in das Ermland eingefallen, habe mehrere Dörfer und die Vorstadt von Weisad abgebrannt, mit Feuerpfeilen die Stadt beschossen, und durch die fürchterlichsten Drohungen die Bürgerschaft gedemüthigt. Von derselben Rott sei die Vorstadt von Braunsberg in Brand gesteckt worden, nicht zwar, sagte die Klagechrift hinzu, von gemeinen Räubern, sondern von Edelweilen, die unter dem Orden vorgefassen, stündlich Verklärung an sich jagen und unausgesetzt an der ermländischen Grenze streiften. Inmitten der anhaltenden Zänkereien muß es überraschen, daß der Bischof unter den Briefen des 1518 zu Königsberg abgehaltenen Turniers sich befand. Bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen Polen und dem Orden, 1520, wurde das Bisthum der Schauplatz der ersten Feindseligkeiten; in dem obnen Gegenwehr genommenen Braunsberg ließ der Hochmeister sich buldigen, es wurde auch Weisad, nach 7 stündigem Sturm, von seinen Weilen ergriffen. Freund und Feind ereignen sich gleich geschädigt zum Schaden des Stiftes, dessen Bischof, weder dem Orden noch dem König entschienen sich zuwenden, beiden Theilen als ein heimlicher Feind gelten mußte. Den Meister beschiede Fabian, der Bitte um Schutz und Schonung der Stiftslande Vornahme wegen der Begnadigung von Braunsberg und Weisad hinzuzufügen. Antwortete der Meister, er finde keinen Bedarf, des Bisthums, aus welchem das Ordensland so vielfältig geschädigt worden, zu schonen. Während eines für Orden und Bisthum beiderben Basenstillstandes wurde um ein definitives Abkommen gehandelt: daß Bischof und Stift sich dem Orden untergeben, verlangte der Meister. Es fand Fabian seine Ehre verlegt, wenn er dem Orden sich unterwerfe und dem Papst, „welcher, nicht aber der Orden, seine Kirche fundirt und dotirt habe“, seinen Gehorh entziehen sollte. Darauf fiel, im halben August 1520, der Meister mit 5000 Mann in das Ermland, verbrannte und brandschatzte eine Anzahl Dörfer, und belagerte des Bischofs Wohnsitz Dreßburg. Bismol nun diese Belagerung mit großem Schimpf und großem Verluste ausgebrochen werden mußte, so blieb dennoch das Stift fortwährend erbarmungsloser Verheerung ausgesetzt, während der Bischof selbst sehr gefährlich „an den Franzosen“ saß. Es starb auch (erstlich nach einer Nachricht) inmitten der allgemeinen Bedrängniß, Bischof Fabian den 30. Jan. 1523, und gleich bemächtigte sich der Stiftsvoigt, Georg Preyde, des Schlosses zu Heilsberg, in solcher Weise, daß er nicht einmal den Domherren erlaubte, die Siegel

anzulegen, auch des verstorbenen Bischofs Bruder und Mutter aus dem Schlosse wies, so daß diese gezwungen, an dem Schlossthor die Leiche zu übernehmen. Das Alles geschah, wie man vermutete, auf des Königs von Polen geheimen Befehl, und folgte dem Pergange eine Reihe von Untrüben, besonders bei dem römischen Hofe, deren Zweck die Wiedervereinigung des Bisthums mit dem Erben war. Indem aber der Papst schließlich erklärte, in der fraglichen Angelegenheit unthätig dabein zu wollen, wobei der König, noch den Erben zu begünstigen, machte das Domcapitel Gebrauch von seiner Befugniß, und ersuchte unter königlicher Genehmigung den Domherrn und päpstlichen Protonotar Moriz Herber. Widerstand gegen die neue Lehre war des orthodoxen Bischofs erstes und wichtigstes Geschäft; sie im Keime zu ersticken, glückte auf vielen Punkten, auf andern Stellen wurde sie geschürt durch die vorworrte Lage der Angelegenheiten. Insbesondere zeigte sich Peter von Dohna, der mit einer hochmiserischen Besetzung Braunsberg inne hatte, beßissen, die Reformation zu befördern, ohne dabei die Sorge um die Erweiterung seines Bisthums zu vergessen. Wiederholte Klage mußte z. B. das Domcapitel erheben, daß der von Dohna ihm mehr in dem Gebiete von Frauenburg belegene Besitzungen weggenommen habe, und nicht minder in andern Dingen sich als ein ungerechter und gewaltthätiger Nachbar erzeigte, namentlich den Dörfern gebiete, dem Domcapitel fortan keinen Gehorsam zu leisten, sondern ihn, den von Dohna, als den rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Im April 1524 unterlagte Bischof Moriz durch ein allgemeines Landesmandat die Verbreitung „des Lutherischen Ungeheuers“ und wurden in diesem Sinne alle Beamte in den Städten angewiesen. Hierdurch ermuntert vertrieb die zahlreichere katholische Partei, als welcher mehrtheils das gemeine Volk zugethan, den in Braunsberg bereits eingeführten Lutherischen Prediger. Am 22. Sept. 1526 publicirte der Bischof seine Constitutiones Mauriti oder Landesordnung des Bisthums Ermland, worin auch kirchliche Verhältnisse beschrieben, namentlich in Beschränkung des Handels an Festtagen, in den Bestimmungen um den Besuch des Gottesdienstes und die Entrichtung des Zehntens, in dem Verbote legerlicher Lieder und religiöser Disputationen. Moriz starb 1537. Unter den spätern Bischöfen, die meist, Folge des steigenden Einflusses der Krone, polnischer Herkunft, leuchtete vornehmlich Stanislaus Jossus, Cardinal tit. S. Marinae ad Tiberim (er hat seinen Art.). Von dem Bisthume Kulm wurde er 1551 zu der ermländischen Insel befördert; mit dem Purpur desselben, 1561, mußte er die Regierung seines Sprengels einem Generaladministrator, dem gelehrten Martin Cromerus, überlassen. In dieser Administration erwarb sich Cromerus (vergl. dessen Art.) ausgezeichneten Verdienst um das Bisthum. Zu des Jossus Coadjutor ernannt 1571, hielt er am 18. Juni 1575 zu Heilsberg eine Synode, deren wesentlichste Beschlüsse danden „de moribus emendandis, exstirpandis haeresibus, erroribus et abusu corrigendis ecclesiarum et ministrorum

earum, incommotis amovendis et salutaribus institutis augendis stabilisque.“ Nach des Jossus Ableben zum Bischofe geweiht den 6. Dec. 1579, veranstaltete Martin eine Generalvisitation der Diöcese, und am 28. Juni 1582 verfasste er zu Heilsberg eine Synode, deren Statuten bei Jarzheim abgedruckt sind. Cromer starb den 23. März 1589; 1585 hatte er sich des Königs Reffen, den Cardinal Andreas Bathory, zum Coadjutor aufbringen lassen. Andreas wurde im Laufe seines ehrgigen Strebens 1599 in Ungarn ermordet. Der Bischof Simon Rudnicki unterzog sich 1609 der Generalvisitation seines Sprengels, und hielt den 17—19. Nov. 1610 zu Heilsberg eine Synode, auf welcher die ältern Synodalbeschlüsse dekretirt, verbessert und ergänzt wurden. Besonders Verdienst erwarb sich noch Simon, wie er 1612 den Abdruck der ältern Statuten, von Bischof Lucas an, in Verbindung mit seinen eigenen Statuten bewirkte, auch 1616 eine neue Ausgabe der revidirten Agenda sacramentalia ecclesiae Varmiensis besorgte. Das Bisthum Ermland wurde hienauf dem Prinzen Johann Albert, des Königs Sigismund andern Sohne zweiter Ehe, doch nur, weil derselbe zugleich das Bisthum Kalau haben sollte, als eine Administration perpetua verliehen, zugleich dem Prinzen der ermländische Domherr Michael Dyalsynski, als Coadministrator beigegeben. Auf des Prinzen Anordnung hielt Dyalsynski zu Heilsberg, am 17. Mai 1623, eine Synode; das Jahr darauf wurde er zum Bischof von Sippon und zum Weihbischof für die ermländische Diöcese bestellt. Er fungirte noch 1645. Der Schwedenskrieg jener Zeit war dem Stifte besonders verberblich gewesen; 1626 mußte Braunsberg 70,000, Frauenburg 50,000 Gulden Brandschädigung an die Schweden ersetzen, und dennoch wurde Frauenburg größtentheils eingeeßert in der angeblich durch einen Polen veranlaßten Feuersbrunst. Im J. 1635 erscheint als Bischof Nicolaus Sieszkowski, 1655 Benedictus von Leszno Leszynski, 1693 Michael Radziejowski, derselbe, der als Erzbischof von Gnesen eine für Polen so traurige Verurtheilung erlangte. Er hat für das Bisthum Ermland ein Rituale gegeben. Andreas Johannes Gbryssomus Jaluksi, ernannt 1699, starb den 1. Mai 1711. Theodor Potocki 1718, hat eine Visitationserordnung erlassen. Christoph Johann in Elupom Gzembski, seit 1722, früher Bischof zu Gelm, dann zu Pjemsel, veranstaltete 1725 eine Generalvisitation, hielt zu Heilsberg den 14—16. Juli 1726 eine Synode, und erließ unter dem 2. Dec. 1729 eine neue Statute. Er starb den 16. März 1740, und trat an seine Stelle in des Jahres Lauf Adam Stanislaus Grabowski (des Wappens Zagloba), der früher Weihbischof zu Polen, dann Bischof von Kulm gewesen. Der Bischof Grabowski starb den 15. Dec. 1766, und schon am 28. Dec. 1766 wurde sein Nachfolger, Ignatius Krasicki, geweiht. Dieser, als einer der geistreichsten und wichtigsten Schriftsteller der polnischen Nation gefeiert, kam mit seinem Stifte durch die erste Theilung unter preussische Hobeit, wurde seiner fürstlichen Machtbefugnisse und Einkünfte entkleidet und zumamt

der übrigen Geistlichkeit auf Competenz gesetzt. Seine Empfindungen um diese Veränderung hat er einstens gegen K. Friedrich II. ausgedrückt, als dieser in dem Kaufe eines munteren Gesprächs die Hoffnung äußerte, unter des Bischofs Mantel in das Himmelreich einkriechen zu können. „Den Mantel“, entgegnete Krasicki, „haben Ew. Majestät dergestalt beschnitten, daß ich keine Contrebande darunter zu verbergen vermag.“ Er starb als Erzbischof von Gnesen den 14. März 1801. In dem ermländischen Bischofsstuhle war ihm gefolgt 1795 Johann Karl, Graf von Hohenzollern-Hechingen, der seit 1785 das Bisthum Kulm und seit 1782 die Äbteien Oliva und Pielpla besessen hatte. In Frauenburg wurde Johann Karl den 17. April 1796 installirt. Ein großer Verehrer von Voltaire's Weisheit hat er hinwiederum von der ganzen, zu ihr sich bekennenden Schule die ausschweifendsten Lobspfade empfangen. Er starb zu Oliva den 11. Aug. 1803. Der verwaiste Sprengel wurde von dem Weibischofe von Hatten regiert bis zum J. 1818, als in welchem am 12. Juli der Fürst Joseph Wilhelm Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, Abt von Oliva seit 1803, als Bischof eingeführt wurde. Nach dessen Ableben, den 26. Sept. 1836, wurde der bisherige Weibischof, Andreas Stanislaus von Hatten, von dem Domcapitel zum Bischofe erwählt, auch am 25. März 1838 in der Domkirche intromittirt. Des Bischofs Vater hatte als Major in polnischen Diensten gestanden, nachmals aber sein bei Wormitz belegenes Gut Gromitten bezogen. Dasselbst wurde Andreas Stanislaus den 23. Aug. 1763 geboren. Er besuchte das Collegium und nachmals das bischöfliche Seminarium zu Braunsberg, empfing in dem Alter von 17 Jahren die vier niederen Weihen, brachte zwei Jahre in Warschau zu, in dem Seminarium der Missionarien, vornehmlich auf die Erlernung der polnischen, italienischen und französischen Sprache sich legend, und ging sodann nach Rom, wo er weitere drei Jahre der Fortsetzung seiner Studien in Theologie und kanonischem Rechte widmete. Als Doctor der Theologie und zum Priester geweiht (1786), lehrte er in demselben Jahre in die Priamtheit zurück. Der Bischof Krasicki ernannte ihn zu seinem Hofkaplan, dann wurde er am 1. Juli 1791 als Coadjutor des Domherrn Thomas von Giegepanski installirt und am 4. Dec. 1792 zum Excepriester von Melsack erwählt. Der Bischof Karl von Hohenzollern wünschte sich ihn zum Weibischof, und für solches Amt empfing er am 3. Dec. 1798 die königliche Bestätigung; es starb auch bereits am 14. Dec. 1798 der bisherige Weibischof Karl von Zehmen, dem, als er Alters halber sein Amt niederlegte, der Genuß aller damit verbundenen Einkünfte vorbehalten worden. Am 17. Aug. 1799 rückte der von Hatten in die durch Absterben des vorigen Weibischofs erledigte Domherrnstelle ein und am 9. Nov. 1799 wurde er zum Domcantor erwählt, wogegen er am 5. Oct. 1800, das Excepriestertum von Melsack aufgab. Als Bischof von Dinna in part. wurde er am 17. Oct. 1801 geweiht und zum Bischofe von Ermland erwählt den 26. April 1837. Am 3. Jan. 1841 wurde er von Rudolf Kálnapfel ermordet. Andreas Stanislaus, als Mensch

von seltener Güte und Liebenswürdigkeit, ein frommer und würdiger Priester, vereinigte mit ausgezeichneten Fähigkeiten eine reiche Phantasie und das glücklichste Gedächtniß. Den größten Theil seines bischöflichen Einkommens verwendete er zu wohlthätigen Zwecken, während er aus seinem Privatvermögen die bescheidenen Anforderungen seines Haushaltes, die Unkosten für die Vermehrung seiner Bibliothek und Gemäldesammlung bestritt. — Das Bisthum Ermland, in seiner bis zum J. 1772 unverschieden beibehaltenen Verfassung, verdient besondere Aufmerksamkeit, weil es, seit der Reformation, das einzige in der Christenheit, so den fürstlichen Hochstiftern in Deutschland zu vergleichen. Der Bischof beherrschte, mit Zugrunde des Domcapitels, ein geschlossenes, unabhängiges Fürstenthum von 75 □ Meilen Flächeninhalt, so schutzwormandt zu Polen, in der Weise, wie es die Herzoge von Kurland und früher die von Preußen waren. Nur in sehr wenigen Fällen fand von den inländischen Stellen (das Landvoigteigebiet zu Heilsberg) ein Recurs an die höchsten Krongerichte statt, es war das Ermland seiner Weiswodschaft zugetheilt, und einzig zu Erhaltung der Kronamte hatte der Bischof jährlich 29,200 Gulden beizutragen. Auch mit dem preussischen Landtage hatten die Ermländer nicht zu verkehren, sie versammelten sich zu besondern Landtagen, auf welchen die Ecclesie, Städte und Schulzen, nebst den Freien, so von Herrendiensten frei, einen Mittelstand zwischen Adel und Bauerschaft vorstellten, zu erscheinen berechtigt. Diesem Landtage pflegte der Bischof mitzutheilen, was auf dem preussischen Landtage, besonders in Bezug auf Bewilligungen, vorgebracht und ausgemacht worden, und es eignete sich nicht leicht, daß die ermländischen Stände von der Meinung ihres Bischofs und des preussischen Landtags abgegangen wären. Für eine Bischofswahl brachte der König vier Individuen aus dem Gremium des Capitels in Vorschlag, und dieses wählte aus den Vieren denjenigen, der am besten von dem Könige empfahlen. Als ein exempter, unmittelbar dem Papste unterworfenen Bischof empfing Grabowsto am 21. April 1742 für sich und seine Nachfolger das Pallium und das Recht, innerhalb des Sprengels sich von einem Geistlichen das Kreuz vortragen zu lassen. Außerhalb des Ermlands waren die Pfarrkirchen zu Elbing, Tostemit und Neuteich diesem Sprengel unterworfen, doch wurde der Titel eines Bischofs von Samland, dessen der Bischof sich bediente, ihm von dem Kurfürsten Brandenburg verweigert. Ebenso wurde ihm von der königlich polnischen Kanzlei der Titel fürstliche Hoheit nicht gegeben, obgleich er im gemeinen Leben denselben empfing, auch im Verkehr mit Privatpersonen und Auswärtigen einen Fürsten des h. R. R. sich zu schreiben pflegte. Als Präsident des preussischen Landtrabes hatte er den Ständen von Preußen einen Eid eigenthümlichen Inhalts auszusprechen, und er entlegte sich dessen auf eine besondere Art in der Hauptkirche zu Marienburg. Die Ständekörperschaft waren in drei Theile getheilt, zwei Drittel fielen der bischöflichen Tafel, das andere Drittel blieb dem Capitel, welches aus 16 Mitgliedern bestehend, unter solchen einst den be-

rühmten Copernicus zählte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berechnete man des Bischofs Einkommen zu 64,000 Thlr., fügt man dem hinzu die 32,000 Thlr. des Capitels, das Collegiatstift zu Buttsstadt, oder den sogenannten halben Dom, die verschiedenen Klöster, deren sämmtliches Eigenthum an die Domainenverwaltung überging, so ergibt sich von den gerühmten Meliorationen dieser Verwaltung kein besonders glänzendes Facit. Nach Verlauf von 60 Jahren waren die Domaineneinkünfte aus dem Ermland um höchstens 15 Proc. gestiegen. Es ertrug nämlich 1805 das Amt *)

Braunsberg	6762 Thlr.
Frauenburg	7220 „
Melsack	14,690 „
Bormbit	11,477 „
Buttsstadt	17,920 „
Heilsberg	24,360 „
Rößel	15,409 „
Seeburg	14,121 „
Wartenburg	7003 „
Allenstein	19,826 „

Überhaupt 138,788 Thlr.

Übrigens bildet das Ermland mit seiner Fruchtbarkeit, mit seiner, bis auf die Beamtencolonien, durchaus katholischen, gutmüthigen, gullreien, fröhlichen Bevölkerung eine höchst merkwürdige Gasse. Im J. 1820 lebten in den vier dem Regierungsbezirk Königsberg zugetheilten Kreisen des Ermlandes (vorher, seit 1772, waren ihrer nur zwei, Braunsberg und Heilsberg, gewesen) 99,568 Menschen, nämlich

Kreis Braunsberg 18 ³⁰⁶⁵ ₁₀₀₀₀	□ Meilen, 26,613 Menschen,
„ Heilsberg . 20 ⁴⁵⁸ ₁₀₀₀₀	„ 24,568 „
„ Rößel . . . 14 ⁴⁹⁴⁸ ₁₀₀₀₀	„ 26,750 „
„ Allenstein . 24 ³⁴³⁴ ₁₀₀₀₀	„ 21,637 „

77⁷⁷⁷²₁₀₀₀₀ □ Meilen, 99,568 Menschen.

(v. Stramberg.)

ERMO (di Camaldoli, l'), Kloster und Hauptort des Camaldulenserordens, liegt im toscanischen Vicariate Poppi mitten in einem finstern Fichtenwalde. (Fischer.)

ERMSCHWERD, ehemals Ermsindwerder, am linken Ufer der, im kurheffischen Kreise Biegenhausen, hat mit den Hefen Niedenrode und Freudenthal, 109 Häuser und 837 Einwohner. Schon 1021 fand hier eine Kirchenversammlung statt, auf der Kaiser Heinrich II., der Erzbischof Aribio von Mainz, der Bischof Meinwerk von Haderborn u. v. a. gegenwärtig waren. Später gehörte der Ort zur Herrschaft Bierenberg und dann den v. Buttler, welche einen Wassergraben darselbst erboben. (G. Landau.)

ERMSLEBEN, kleine Stadt, im mansfelder Ge-

birgskreise an der Sella gelegen, mit 1900 Einwohnern, ehemals zum Fürstenthume Halberstadt, jetzt zu dem Regierungsbzirkte Merseburg in der preussischen Provinz Sachsen gehörig, ist der Geburtsort des Dichters Gleim. (H.)

ERMUA, Villa in der spanischen Provinz Bizcaya, liegt sechs Meilen nördlich von Vittoria und eine Meile von Durango entfernt, in einer gebirgigen Gegend und hat mehrere gangbare Eisenbergwerke. (Fischer.)

ERNA (nordische Mythologie) von erno, rasch, frisch, arbeitsam, fleißig, ist die Tochter Herra's (d. h. eines freien Adalbesizers), weiß und weisse mit schwarzem Gürtel. Um sie läßt Asa!) werden. Sie wird ihm auf dem Wagen gebracht und verheirathet. Sie geht dabei unter dem Finken *). Sie liebt sich, und aus ihrer Verbindung entspringen die mit Werten und Spielen der Edeln sich beschäftigenden Eddne Burr, der älteste, Barn, Jód, Adal, Arli, Mägr, Nidr, Nidungr, Sonr, Sveinn, Kunder und Konr. der jüngste *), der Stifter des Königthums. (Ferdinand Wachtler.)

ERNAGINUM, ein Ort im alten Gallien, der nach Ptolemäus, - dem Itinerarium Anton. p. 78 und der Peutinger'schen Karte anderthalb geographische Meile nördlich von Arlate (Arles), nach Rannert in der Nähe von St. Gabriel lag, und nach Reichardt dieses selbst war. In Ernaginum, welches später, nämlich im Ilin. Marii. p. 140, Arnagine hieß, trennte sich die Hauptstraße, welche von Arlate theils gerade nördlich nach Avenio, theils östlich nach Caballio über die cottiſchen Alpen ging *). (Ferdinand Wachtler.)

ERNÄHRUNG. In der Physiologie wird dieses Wort im weiteren und engeren Sinne gebraucht. Im weiteren Sinne wird unter Ernährung jene Reihe von Processen verstanden, durch welche Substanzen der Außenwelt, die in den Darmkanal eingebracht werden, sich allmählig in Blut verwandeln. Im engeren Sinne bezeichnet man jenen organischen Proceß als Ernährung, vermöge dessen jedes Gebilde des Organismus dadurch, daß es mit einer gemeinschaftlichen Ernährungsfähigkeit, dem Blute, in Berührung ist, sich in seiner Eigenthümlichkeit erhält. In diesem engeren Sinne ist das Wort eigentl. zu nehmen, wenn der Arzt von einem Darmverderben, von einem normalen Verfall der Ernährung u. s. w. spricht. Wenigstens ist es nicht ganz genau gesprochen, wenn Störungen der Verdauung auch bisweilen als Störungen der Ernährung bezeichnet werden. Freilich stehen beide Arten der Ernährung in einem so genauen Zusammenhange, daß anbauende Beeinträchtigung der allgemeinen Ernährung nicht wol ohne Nachtheil für die besondern, specifische Ernährung stattfinden kann.

1) f. Älgen. Encycl. d. B. u. N. 2. Sect. 14. Th. S. 588.

2) In der Thymasquida wird dieses bröckelnde (Stramfium) genannt. über diesen Brauch f. die Anmerkungen zur Riga-thula in der großen Ausgabe der Kilda Saemundar. 3. Th. S. 186.

3) Nach der Riga-thula a. a. D. S. 186. 187.

*) Vol. Rannert, Geogr. der Griechen und Römer. 2. Th. 1. p. S. 86. 87.

2) Diese Ämter bestanden bereits zu bischöflichen Zeiten; zu Allenstein, welches der Hauptort des dem Domcapitel zuständigen Amtes war, residierte der capitularche Kanonik.

Zum Begriffe des lebenden thierischen Körpers gehört der beständige Wechsel der Materie, der sich in der Aufnahme von Stoffen aus der Außenwelt (Assimilation) und in der Rückgabe von Stoffen an die Außenwelt (Excretion) kund gibt. Der Endpunkt der Assimilation und der Ausgangspunkt der Excretion treffen aber beide im Blute zusammen. Der Wechsel der Materie kann nun möglicher Weise mit der Erhaltung der einzelnen Gebilde in ihrer Eigenthümlichkeit, oder mit der Ernährung im engeren Sinne (von der hier allein gesprochen wird) in einer der beiden folgenden Beziehungen stehen:

a) Das Material des einzelnen Gebildes bleibt ganz unverändert; der Stoffwechsel findet nur im Blute selbst statt. Dieses wird dabei fortwährend mit jenen Eigenschaften ausgestattet, deren es bedarf, um durch Berührung mit den einzelnen Gebilden einen dynamischen, belebenden Einfluß auf diese auszuüben.

b) Die einzelnen Gebilde selbst erliden einen Wechsel ihres Materials; sie nehmen aus dem Blute einzelne Moleküle auf und geben dafür andere an das Blut zurück.

Nur die letztere Annahme erscheint als die richtige, wenngleich das Mikroskop noch keine befriedigende Beobachtungen geliefert hat. Die ganze Entwicklung des Organismus zeigt die mannichfaltigsten Formveränderungen in jedem einzelnen Gebilde, die sich nur begreifen lassen, wenn man eine stätige Änderung, einen Umtausch ihres Materials zugibt. In einzelnen Fällen läßt sich diese Umänderung des Materials auch durch Experiment nachweisen, wenn z. B. junge Thiere längere Zeit Färberröthe unters Futter bekommen. Das rothe Pigment setzt sich dann während der Dauer des Versuches immer auf den oberflächlichen, sich neu bildenden Knorpelschichten ab, sobald die Knochen des Thieres roth gefärbt werden; sobald aber die Fütterung mit Färberröthe aufhört, verlieren die Knochen allmählig ihre rothe Farbe wieder. Ähnlich verhält es sich mit der gelben Färbung der Knochen, Häute, Häute der Gefäßwände, die in dem Maße wieder verschwindet, als die Ursache beseitigt wird, welche eine Anhäufung des Gallenfarbstoffes im Blute bebingte. Man nimmt daher nach der Analogie an, daß in allen Gebilden, mit Ausnahme der unorganisirten durch bloße Apposition wachsenden (Horngebilde, Zahngewebe, vielleicht auch Knochentrümmer) ein der ständige allmähliche Umtausch der Materie stattfindet, wobei die Form ganz unverändert bleiben kann. Man hat sogar den Zeitraum selbstzusehen gesucht, innerhalb dessen alle den Körper in einem gegebenen Momente constituirenden Moleküle aus diesem ausgeschieden sein sollten, sodas der Körper dann in gewisser Beziehung materiell ein durchaus anderer wäre, als in jenem Momente. Mag man aber diesen Zeitraum aus drei oder aus sieben Jahre bestimmen, jede dieser beiden Hypothesen ermangelt eines jeden positiven Factums, das zu ihren Gunsten spräche. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß der Umtausch der Materie in den einzelnen Gebilden mit ungleicher Schnelligkeit vor sich geht. Auch darf man als ausgemacht annehmen, daß er um so in-

tensiver stattfindet, je näher der Organismus dem Entstehen ist.

Offenbar liegen nun aber der specifischen Ernährung, wenn sie in einem Umtausche der Materie besteht, zwei verschiedene Momente zu Grunde, nämlich die Zuzufügung, der Ansaß, die Apposition von Molekülen und die Hinwegnahme, die Ablation von Molekülen. Diese beiden Momente zeigen sich in ihrer relativen Energie während der zeitlichen Existenz des einzelnen organischen Gebildes ebenso verschieden, wie sie es normal während der Existenz des Gesamtorganismus sind. Im ganzen Organismus und ebenso in jedem einzelnen Organe überwiegt nämlich vom Momente der Entstehung bis zu einem gewissen Zeitpunkte hin der Ansaß, sie werden nicht bloß ernährt, sondern wachsen auch. Dann folgt ein längerer oder kürzerer Zeitraum, innerhalb dessen die Apposition und Ablation einander das Gleichgewicht halten. Hierauf folgt aber eine dritte Periode, in welcher die Ablation überwiegt, wenngleich nicht in solchem Grade, wie die Apposition in der ersten. Wahrscheinlich ist sogar innerhalb dieser dritten Periode des ganzen Organismus oder des einzelnen Organes die Ablation nicht einmal absolut stärker, als in den frühesten Perioden, sondern nur relativ zu der absolut schwächer werdenden Apposition.

Die beiden Factoren der Apposition und Ablation sind für das einzelne Gebilde ganz das nämliche, als die Assimilation und Excretion für den Gesamtorganismus.

Berücksichtigung verdient das Verhältniß, in welchem die Ernährung und die Absonderung zum Organismus stehen. Beide Proceße haben das mit einander gemein, daß sich die Blutflüssigkeit in ihnen als Matrix verhält, aus welcher durch Vermittelung einzelner Gebilde einzelne Bestandtheile ausgeschieden werden; man hat daher auch wol die Ernährung als *Secretio interna*, die Absonderung als *Secretio externa* bezeichnet. Bei der Ernährung jedoch nehmen die aus dem Blute ausgeschiedenen Theile alle Eigenschaften des vermittelnden Theiles selbst an, und vereinigen sich mit ihm, indem vorher flüssige Substanzen im Allgemeinen fest werden. Bei der Absonderung sind die aus dem Blute ausgeschiedenen Theile von den vermittelnden Theile selbst verschieden, und im Allgemeinen liquid, wie das Blut selbst; der vermittelnde Theil bildet also nur ein Zwischenglied zwischen der Matrix und dem Producte der Absonderung.

Wie bei der Absonderung, so entsteht auch bei der Ernährung die Frage, ob die chemischen Bestandtheile der einzelnen Organe und Gebilde schon im Blute enthalten sind, oder ob sie erst im Ernährungsacte selbst producirt werden. Bei Beantwortung dieser Frage sind aber die nähern und die entferntesten Bestandtheile zu unterscheiden.

Von den 54 bis jetzt in der Chemie aufgestellten Elementarstoffen sind bisher 15 in der normalen Mischung des menschlichen Körpers aufgefunden worden, nämlich: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff,

Schwefel, Phosphor, Chlor, Fluor, Kiesel, Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Mangan *). Von diesen sind zwölf beständig im Blute enthalten; die drei übrigen, nämlich Mangan, Kiesel, Fluor, kommen überhaupt nur in kleiner Quantität im Körper vor, und sind vielleicht nur deshalb noch nicht im Blute gefunden, weil sie nur als Minima darin existiren. Auch ist Mangan von Burger wirklich im Blute gefunden worden, und Bergelius gibt wenigstens Spuren desselben im Blute zu. Man darf daher als ausgemacht annehmen, daß in der Ernährung nur die schon im Blute enthaltenen Elementarstoffe in Wirksamkeit treten.

Aber auch die näheren Bestandtheile, welche in einer größten Anzahl von Gebilden vorkommen, oder auch einzelnen derselben eigenthümlich sind, finden sich schon zum größten Theile im Blute vor, namentlich Eiweiß, Fibrin, mehrere Fettarten, erdige und alkalische Salze. Manche nähere Bestandtheile, die in den einzelnen Gebilden nur in sehr kleiner Menge vorkommen, z. B. manche wässrige und alkoholische Extracte, mögen vielleicht sich jetzt nur deshalb noch nicht im Blute gefunden worden sein, weil sie nur als Minima darin enthalten zu sein brauchen. Es könnte daher scheinen, als verhielte sich das Blut bei der Ernährung wie eine organische Mutterlauge, aus welcher das den einzelnen Gebilden Adequate durch organische Krystallisation anschießt. Indessen stellt sich einer solchen Annahme ein wichtiger Umstand entgegen. Da nämlich jedes Molekel eines speciellen Gebildes die verschiedenen näheren Bestandtheile, die dem ganzen Gebilde zugehören, in dem gleichen genauen relativen Mengenverhältniß enthält, so müßte man annehmen, daß die organische Krystallisation simultan auf 4, 6, 8 oder noch mehr nähere Bestandtheile des Blutes im genauesten relativen Mengenverhältniß einwirkt. Sodann finden sich in der That auch manche Stoffe, die als solche nicht im Blute enthalten sind, z. B. Hornstoff, Leim; diese sind freilich dem Albumin und Fibrin verwandt, werden aber offenbar erst im Ernährungsacte selbst aus diesen gebildet. So ist auch das Fibrin im Muskel ein anderes, als wie es im Blute vorkommt.

Wenn nun aber im Ernährungsproceß keine vollständig vorgebildeten Bestandtheile des Blutes sich einfach an die Gebilde anlegen, so müssen wir annehmen, daß die letztern dabei selbstthätig auf das Blut einwirken. Durch diese Einwirkung werden die geeigneten Bestandtheile des Blutes zur Combination gebracht, auch wol chemisch modificirt und zugleich mit allen vitalen Eigenschaften des einwirkenden Gebildes ausgestattet. Es zeigt sich also eine gewisse Analogie des Ernährungsproceßes mit dem Zeugungsproceß. Das einzelne zu ernährnde Gebilde verhält sich als Männliches, Begeißeltes, das Blut als Weibliches, Stoffgebendes. Daher bildet der Muskel nur Muskelsubstanz, der Knochen

Knochensubstanz u. s. w., gleichwie der Vogel, das Säugethier immer nur ein gleichartiges Zeugungsproduct liefern.

Sind die beiden morphologischen Elemente des lebenden Blutes, die Blutkörperchen und die Blutflüssigkeit oder das Plasma gleichzeitig bei der Ernährung betheiligte, oder liefert nur das eine Element den Stoff? Man nahm früher an, daß sich die Blutkörperchen unmittelbar als konstituierende Bestandtheile aus dem Parenchym mancher Gewebe ableiten, namentlich aus der Muskeln, an die Nerven. Allein die Mikrometrie lehrt, daß die Blutkörperchen wol überall größer sind, als die Primärfasern der Muskeln. Zudem ist das erwiesene Gefäßschließen der Capillargefäße ein Hinderniß für den Austritt der Blutkörperchen aus den Gefäßräumen in das Parenchym der Organe oder Gewebe. Es kann mithin nur das Plasma der bei der Ernährung unmittelbar betheiligte Theil des Blutes sein. Dasselbe durchdringt die Wandungen der Capillargefäße, gelangt in die Maschenräume derselben und liefert die zum Aufbaue bestimmten nähren und entfernten Bestandtheile.

Der active Antheil des einzelnen Gebildes an der Ernährung geht zunächst von den Nerven aus. Nach Durchschneidung der Nerven einer Extremität und Wundheilung ihrer Wiedervereinigung werden die Muskelfasern blass und allmählig ganz verändert; die Theile werden weicht, schlaff und sind weniger als sonst im Stande, dem physikalischen Einflusse der Außenwelt entgegenzuwirken; es entsteht z. B. leicht Durchschneidung u. s. w. Die Thatfache bleibt die nämlich, mag man eigene organische, vom Sympathicus ausgehende Nervenfasern annehmen, oder mag es überhaupt nur motorische und sensible Nervenfasern geben.

Die Frage, ob die Attraction der einzelnen Gebilde schon gleichsam in distans auf die zu ihrer Ernährung bestimmten Blutsbestandtheile einwirkt, ob also die Capillargefäße der Muskeln ein Blut enthalten, das vom Inhalte der Capillaren der Knochen u. s. w. qualitativ abweicht, hat bis jetzt auf experimentellem Wege noch nicht gelöst werden können.

Die Ablation von Materie aus den einzelnen Gebilden wird durch die Lymphgefäße (und Venen) vermittelt. Der Inhalt der Lymphgefäße muß aber doppelter Art sein. Sie nehmen aus den Interstitien der Capillaren und der Gewebe jenen Theil des Plasma auf, der sich nicht als Nährstoff aggregirte, und dazu kommen jene Molekeln, welche aus dem Zerbruche der Gebilde austreten. Dies führt zu der Annahme, daß der Inhalt der Lymphgefäße verschiedener Organe oder Gebilde ungleichartig sein müsse. In der That sind auch einzelne Lympharten eigenthümlich gefärbt. Bei der Schwierigkeit, aus den kleinsten Lymphgefäßen eine gewisse Menge des Inhalts zu sammeln, löst sich aber bis jetzt noch kein strenger chemischer Beweis geben.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die einzelnen organischen Molekeln im Acte der Ernährung gleichsam eine Stufenreihe der Nervvollkommenheit durchleben, ob das, was jetzt aus den niedrigeren Bildungen des Zell-

*) Nach Destia wäre auch Arsenit als ein normaler Bestandtheil des Organismus zu nennen; doch ist dieses Vorkommen gegenwärtig noch Gegenstand der Discussion.

gewechs, der Knochen u. s. w. wieder ins Blut aufgenommen wird, von hier aus Bestandtheil einer höheren Organisation, der Muskeln, der Nerven wird. Vieles kann man die Rolle, welche das freie Fett im thierischen Körper spielt, zu Gunsten dieser Ansicht anführen. Die Entziehung der Nahrungsmittel wird dasselbe ins Gefäßsystem zurückgeführt und zur Unterhaltung des Lebensprocesses verwendet.

(Fr. Wülk. Theile.)

ERNAU, eigentlich Ehrnau und Ehrenau, eine dem Grafen von Haller gehörige große Herrschaft im brucker Kreise der oberen Steiermark, zu der das gleichnamige Schloß gehört, welches am rechten Ufer des in die Mur sich mündenden Ringbachs, an der von Bruck und Leoben nach Ausser und Salzburg führenden sogenannten Salzstraße liegt, und die unter allen Herrschaften des Landes die schönste Hochwildjagd besitzt, deren Gebiet weit über das rechte Murufer hinaus tief ins Gebirge hinein sich erstreckt. Der Bezirksort umfaßt einen Flächeninhalt von 4961 niederröth. Joß 1062 QM., und zählt eine Volksmenge von 5053 Seelen (1838) in 19 Gemeinden, mit sieben katholischen Kirchen und einem Betause der Evangelischen ausburgischer Confession. Die Gegend ist hochgebirgig, reich an Wäld, Waldungen, Hochgebirgswiesen (Alpen) mit sehr starkem Viehaustritt. Die Güter und Höfe der Bewohner, 756 an der Zahl, liegen meist zerstreut. Von den Dörfern ist der Markt Raasdorf, mit einem Kloster der Redemptoristen (Ignorantien), die bedeutendste. Die Gewässer sind ziemlich reich an Forellen und andern Fischen. Nicht unbedeutend ist hier auch der Bergbau und das Hammerwesen. In der Gemeinde Samberg wird nämlich von dem Stifte Admont auf Kupfer gebaut; dort befindet sich auch eine Vitriolfabrik. Eisenhammerwerke bestehen in den Gemeinden Bald, Pisching, Schattenberg oder Leichen, Mannach, Pisching und das Kupferhammerwerk in der Gemeinde Mößendorf. Nach dieser Herrschaft und dem gleichnamigen Schlosse nannte sich ein edles stiermärkisches Geschlecht. Andreas von Ehrenau erscheint im J. 1380, Ulrich von Ehrenau im J. 1428 und Andreas von Ehrenau im J. 1460 vor. Jacob findet man im J. 1462, welcher durch seine Gattin Margaretha von Mößburg, der letzten ihres Geschlechtes, die Herrschaft Mößburg in Kärnten erbt. Leonhard von Ehrenau war im J. 1524 S. Maximilian's Rath (bis 1519) und Landesvicom in Steier gemein; er war vermählt mit Margaretha von Eggensberg. Hieronymus von Ehrenau war 1553 Landesverweser in Kärnten und vom J. 1552 — 1557 niederösterreichischer Regierungsrath. Franz Leonhard Freiherr von Ehrenau lebte um J. 1623 und wanderte um des Glaubens willen aus. Seine Tochter Maria Sophia war an Hector Seyfried Freiherrn von Kornfeld vermählt und starb als die letzte ihres Stammes im J. 1689.

(G. F. Schreiner.)

Erndelia Neck. s. Murcuia.

ERNEE. 1) E., kleiner Fluß, welcher im französischen Departement der Mayenne entspringt, bei Ernée, Gailaud und Andouillé vorbeieilt und sich nach einem Laufe von etwa zehn Kilomet., eine Meile oberhalb der Stadt X. Encey, l. M. u. R. Erste Section, XXXVII.

Mayenne, in den Fluß dieses Namens ergießt. 2) E., kleine, ziemlich gut gebaute und schön gelegene Stadt in dem genannten Departement (Mayenne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Mayenne, liegt an der Grenze und an der Straße von Mayenne nach Angers, 6 Kilomet. von erster Stadt, 5 1/2 Kilomet. von Laol, 16 1/2 Kilomet. von Mans, 73 Kilomet. von Paris, entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrierungsamtes und einer Gendarmierbrigade, hat eine Brief- und eine Postpost, ein Etappenamt, Leinwand- und Leinwandfabriken, eine Pfarrkirche, ein Rathhaus, ein ehemaliges von Richard Morin gestiftetes Benedictinerkloster, 610 Häuser und 5128 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten und Handel mit Wein, Brantwein, Leinwand und Garn treiben. In der Umgegend findet man Eisenminen und Eisenhämmer. — Der Canton Erneé enthält in sechs Gemeinden 15,648 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (Fischer.)

ERNEGEM, Dorf in der belgischen Provinz Westflandern, Bezirk Brügge, hat eine Salzgrube. (Fischer.)

ERNEMONT. 1) Er. Bouavent, Gemeindeort im französischen Departement (Picardie), Canton Comgros, Bezirk Beauvais, liegt 6 1/2 Kilomet. von dieser Stadt entfernt am Terrain und hat eine Succursalfirche, 126 Häuser und 560 Einwohner. 2) Er. la Vilette, Gemeindeort im Departement der Niederseine (Normandie), Canton Gournay, Bezirk Neuchâtel, liegt 10 1/2 Kilomet. von diesem Orte entfernt und hat eine Succursalfirche, 79 Häuser und 293 Einwohner. 3) Er. sur Buchy, Gemeindeort im Calvadosdepartement (Normandie), Canton Buchy, Bezirk Rouen, liegt 6 1/2 Kilomet. von Rouen entfernt und hat 107 Häuser und 211 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (Fischer.)

ERNESTGRÜN, ein zum gräflich von Berchem-Hainhausen'schen Gute Ottengrün gehöriges Dorf im elbögner Kreise Böhmens, mit einem Hochofen, einem Eisenhämmer und einer Mühle. Das hiesige Eisenschmelz- und Hammerwerk gehört der Obrigkeit und erzeugt viel Draht, Guß- und Schmiedeeisen. (G. F. Schreiner.)

ERNESTI. Der erste dieses Namens, welcher in Leipzig zu Ansehen gelangte, war Johann Heinrich Ernesti, geb. den 12. März 1652 in dem Dorfe Königsfeld bei Rochlitz, wo sein Vater M. Daniel Ernesti Prediger war. Nachdem er sich auf dem Gymnasium zu Altenburg für die höheren wissenschaftlichen Studien vorbereitet hatte, bezog er 1671 die Universität Leipzig, wurde 1672 Baccalaureus und 1674 Magister. Mit dem Jahre 1680 begann seine doppelte Thätigkeit theils als akademischer Lehrer, theils als Corrector an der Thomasschule, deren Rector damals Professor M. Jacob Thomas war. Nach dem Tode desselben 1684 rückte er in das Rectorat und bekleidete es von 1684 bis 1729, also 45 Jahre lang.

1) Er hatte einen ältern Sohn, Jacob Daniel, geb. den 8. Dec. 1640 und gest. den 15. Dec. 1707 zu Altenburg, und hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht durch: Apanthiamata sive selectiores flores philologico-historico-theologico-morales in IV libros divisi (Altenburg 1672).

Schon sein Vorgänger hatte fast alle alten Schriftsteller aus der Schule verbannt, und an ihrer Stelle neuerer Lateiner eingeführt, unter denen Wurd der erste Platz einnehmen. Diesem Nützlichkeitprincip blieb auch Ernesti treu; erst seinem Nachfolger Gesner war es vorbehalten, eine so verderbliche Neuerung wieder zu verbannen und die classischen Autoren in ihre alten, wohlverdienten Rechte einzusetzen. In der Universität wurde er 1691 Professor der Poese, als welcher er 37 Pönegrii zu den jährlichen Magisterpromotionen schrieb. Seine wichtigsten Schriften sind: *Dissertatio de pharisaismo in libro profanorum scriptorum hermeneuticæ profanæ*, Lips. 1690 in 12; *Compendium hermeneuticæ profanæ*, Lips. 1699 in 12, und *Commentationes novæ in Cornelium Nepotem, Justinum, Terentium, Plautum, Curcium*, eine Sammlung von Schriften, deren Stellen der genannten Schriftsteller zu Grunde gelegt sind. Sie erschienen zuerst 1717, dann 1738 in 8. Außerdem gab er *Herm. Hugonis pia desideria* mit einer Vorrede heraus. Als er am 16. Oct. 1729 an einem Strohstich starb, hinterließ er ein *Lexicon Curtianum*, und eine *opis dogmata Ovidiana*, die aber beide nie im Druck erschienen sind. Vgl. Jöcher II. S. 386 fg.

Johann August Ernesti, wurde den 4. Aug. 1707 zu Arnstadt in Thüringen geboren, wo sein Vater, Johann Christoph Ernesti, Doctor der Theologie und Superintendent war. Nachdem der Knabe (es war der fünfte Sohn) durch Hauslehrer vorbereitet war, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und lernte dort die Anfangsgründe der alten Sprachen. Des Vaters früher Tod ward Veranlassung, daß der Sohn in seinem sechzehnten Lebensjahre nach der Schulstadt gebracht wurde, der damals Friedrich Gottlieb Freytag, ebenso ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit als durch sein Vehraltent, als Rector vorstand. Der Strenge, mit welcher er besonders auf Correctheit und Eleganz des lateinischen Stils drang, versichert Ernesti hauptsächlich die Vollendung zu verdanken, die wir in seinen lateinischen Schriften bewundern. Ihm verdankte er auch den erhöhten Eifer, mit welchem er die Anfangs vernachlässigte griechische Sprache (er glaubte sie als künftiger Theolog leichter entbehren zu können) betrieb. Da sich seine seltenen Geistesanlagen schnell entwickelten, und Freytag ihn nach Kräften dabei

unterstützte, konnte er wohl mit dem glänzenden Zeugnis verlassen werden, daß er mehr gelernt und gelesen habe, als ein Studirender, der im Begriff steht, seine akademische Laufbahn zu beendigen. Im Jahre 1726 bezog er die Universität Bitterberg und hörte dort zwei Jahre lang die theologischen Vorlesungen Bernsdorfs und Neumanns, die philosophischen Berger's. Daneben wurde die Philosophie nicht vernachlässigt, zu deren sorgfältigem Studium die allgemeine Aufmerksamkeit, welche Christian Wolff's Schriften erregten, aufbotete. Schloffer ward darin sein Lehrer; mehr noch nützte ihm die Lectüre der Wolff'schen Werke, die ihm zugleich größere Reizung zu den mathematischen Wissenschaften einflößten. 1728 bezog er sich nach Leipzig, um die angefangenen Studien fortzusetzen, noch immer fest entschlossen, dereinst ein Predigamt zu übernehmen. Freytag hatte ihn an den hochgebildeten Bürgermeister Christian Ludwig Etzigly empfohlen, der ihn in sein Haus aufnahm und zuerst ihm den Rath ertheilte, sich zu einem Scholamite vorzubereiten. Wie durch ihn 1730 Johann Matthias Gesner zum Rectorate der Thomasschule berufen war, der durchgreifende Verbesserungen der verfallenen Bucht vornahm und den classischen Studien wieder Eingang verschaffte, so wußte er es auch durchzusetzen, daß im folgenden Jahre sein Schüßling Ernesti das Correctoramt erhielt. In ungehöriger Eintracht wirkten beide Männer drei Jahre neben einander, der fünfzehn Jahre ältere Gesner gewann den jüngeren Kollegen so lieb, daß sich daraus ein Freundschaftsbündniß bildete, dessen schönstes Denkmal in der Denkschrift des Letztern vorliegt. Als Gesner 1734 dem Rufe an die neuerrichtete Universität Göttingen theils seiner Gesundheit wegen, der das leipziger Klima nicht zusagte, theils aus Verdruß über das ihm verlassene akademische Lehramt folgte, erhielt Ernesti das Rectorat, welches er ein volles Vierteljahr hindurch bis zu seinem Übergange in ein höheres akademisches Amt 1759 bekleidete).

Als Rector unterrichtete Ernesti hauptsächlich in der Prima drei Classen von Schülern, welche damals die Thomasschule besuchten, Alunnen, deren damals 56 waren, Eternen, die in der Stadt wohnten, und einige Borchmeyer und Reiche, an deren Unterrichtsstunden Theil zu nehmen den übrigen durchaus nicht gestattet war. Sechzehn Stunden hatte er zu halten, welche Vormittags von 8–10 und an den vier Nachmittagen von 2–3 Uhr fielen. Der lateinische Sprachunterricht war vorherrschend; ihm fielen acht Stunden zu, von denen sechs aus Cicero's Reden oder Briefe, zwei aus Virgil oder Ovid's Heroen kamen (den Horaz erklärte der Corrector in zwei wöchentlichen Stunden). Für das Griechische waren, da noch immer viele Schüler zu wenig Interesse dafür hatten,

ten Buche vorausgesetzt war. Das Verhängen einer Strafe verhinderte Freytag, der das Talent wohl erkannt hatte.

7) In der folgenden Darstellung war G. Stallbaum in der Schularschrift aber die Thomasschule G. 71 fg. Hauptführer, doch sind ihm einige kleinere, hierher gehörige Schriften unter seinen großen Vorgängern eingegangen.

2) Repos war der einzige Schriftsteller, der gelesen wurde, und zwar in Prima. 3) Vgl. *Gesneri Isagogæ* ed. Niclas. T. I. p. 118. G. Stallbaum, *Die Thomasschule zu Leipzig*. S. 44. 4) Angeltühnt hatte er dasselbe in der Abhandlung: *Utopia a Cælio in particula latinis, tum in se speculata quam cum Cornelia dictione comparata* (Lips. 1719). 5) *Narratio de Gesnero*, p. 309: *Hic prima orationem meam limbo sua severitate exposuit, intra iustas fides religere ac numeratam efficere curavit. Et habebat admirabile artificium effulgendam orationis puerilis, non modo li, quæ scripta essent castiganda pro cuiusque ingenii et facultatis modo, sed etiam actum ipsum et quam aium scribendi et elaborandæ orationis adiuvant, præcipiendo, admonendo, cavendo.* 6) Ich verweise auf die ergötzliche Geschichte in der Narrat. de Gesnero, p. 311, wo er dem langjam seinen Proöbian erklärenden Lehrer, der noch im ersten Buche stand, während der Lehrstunden bis zum let-

zwei Stunden gerechnet, in denen Gesner's griechische Dialectik, Xenophon's Memorabilien und Economicus, Anthonian's Boiken, auch wol ein Paulinischer Brief gelesen zu werden pflegten. Von den übrigen sechs Stunden kamen zwei auf die Erklärung der *Initia doctrinae solidioris*, aus denen Psychologie und Logik mit größerem, Arithmetik und Geometrie mit geringerem Nutzen behandelt wurden; zwei auf die *Initia rhetorica*, womit praktische Übungen verbunden waren, zwei endlich auf die Universalgeschichte, in der Hieronymus Freyer Führer war¹⁾. Ergibt sich nun daraus, daß die humanistische Bildung es vorzüglich war, auf die Ernesti als Schulmann hinarbeitete und die er zuerst wieder mit dem glänzendsten Erfolge in die Gymnasien eingeführt hat, so kann man ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß er die übrigen Unterrichtsgegenstände unbedacht gelassen oder gar zu verdrängen gesucht habe. Daß er Mathematik und Physik, Logik, Metaphysik, Psychologie, Moralphilosophie und Rhetorik gelehrt wissen wollte, beweist nicht nur sein eigenes Beispiel, sondern auch die *Initia doctrinae solidioris*, bei deren Abfassung er nur die Bedürfnisse der Schule im Auge hatte. Auch Geschichte und Geographie sollte, jedoch mit weiser Beschränkung, in der ersten Classe gelehrt werden. Übungen im Schreiben wurden fleißig veranstaltet, aber nur lateinische Reden und Briefe durften von den Schülern geleistet und in der Classe vorgelesen werden, wo er sie auf- und abgehend verbesserte. Daß er auch richtigen und guten Ausdruck in der Muttersprache hingearbeitet habe, versichert zwar Bauer²⁾, indessen stand sie ihm zu tief, als daß er auf Übungen in derselben hätte Werth legen können. Ihm gebührt das Verdienst, die Thomasschule zu einer Pflanzstätte gründlicher und geschmackvoller Studien erhoben und in ihr viele Jünglinge für den Dienst der Wissenschaft in edlerem Sinne, als früher geschah, vorbereitet zu haben. Nur in der Disziplin war er zu mild, er mochte Vieles nicht wissen, oder stellte sich wenigstens so, daher das Sprichwort: „Thomaner, gute Humanisten, schlechte Christen.“ von seinem Rectorate gilt und sein Nachfolger Fischer das Amt mit der Bemerkung antrat, er wolle die erste Hälfte jenes Ausspruchs wohl erhalten, aber die Anshuldigung des zweiten Theils mit aller Kraft hintertreiben. Jenes Verdienst erwarb sich Ernesti hauptsächlich durch die verbesserte Lehrmethode, welche er befolgte. Er gab weniger auf eine genaue Kenntniß der grammatischen Regeln als auf fleißige Lectüre, durch die, wie er meinte, jenes Wissen viel leichter und sicherer erworben werde. Durch diese erwarb man auch am besten die Fertigkeit im Schreiben. Lectüre galt ihm daher als Hauptsache, aber nicht jene langsame, die an den einzelnen Worten klebt, grammatisches und kritisches Wissen aufstaut und an einzelnen Capiteln oder gar Sätzen wochenlang verweilt, sondern eine schnellere, die z. B.

ganze Reden oder ein ganzes Buch der Briefe Cicero's im Zusammenhange umfaßte und etwa in Monatsfrist vollendete. Dadurch ward es möglich, einen größeren Kreis von Schriften des großen Redners zu durchlaufen und das Verständniß derselben, sowie die Fertigkeit im Schreiben wesentlich zu fördern³⁾. Dies um so mehr, da nur wenige nach zwei Jahren seinen Unterricht verließen, die meisten erst nach drei, manche gar nach vier oder fünf Jahren zur Universität übergingen. Die eigentliche Erklärung war zunächst grammatisch und beschränkte das richtige Verständniß, für welches er auch durch eine genaue Übersetzung Sorge trug. Ein Vorkurs mit Gelehrsamkeit war ihm ganz fremd. Diese Methode, über welche er selbst theils in der Dedication seines Cicero (p. XLIV u. XLV), theils in der Vorrede zum Fischer'schen Dvidius Auskunft gegeben hat, hat sein Schüler Bauer, der ihm eifrig Jahre lang sehr nahe stand, sehr ausführlich, aber nicht eben klar und lichtvoll beschrieben. Sie verbreitete sich schnell durch seine zahlreichen Schüler und fand bald so allgemeinen Beifall, daß schon der Name eines Schülers Ernesti's eine große Empfehlung war.

Noch mehr trugen dazu die zahlreichen Schriften bei, die er für die Zwecke der Schule bearbeitete. Dahin gehören vorzüglich die *Initia doctrinae solidioris*, die zuerst im Jahre 1736 erschienen und schnell in den Schulen verbreitet, 1742 die zweite, 1750 die dritte, 1758 die vierte, 1769 die fünfte, 1776 die sechste und 1783 die siebente Auflage erlebten. Es ist ein bekanntes Wort, daß der Aitel an dem ganzen Buche das schlechteste sei (denn das Wort solidus ist in solcher Bedeutung zu vermeiden und der Comparativ unpassend); aber Inhalt wie Form verdienen den Beifall, dessen sich dies Buch, das jetzt leicht ziemlich vergessen zu sein scheint, erfreute. Namentlich die *Initia rhetorica* verdienen noch immer Beachtung. Rechnet man dazu seine Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller, seine Bearbeitungen brauchbarer Schulbücher von andern Gelehrten, so wird man leicht den Namen eines *praceptor Germaniae*, der auch ihm ist beigelegt worden, rechtfertigen können.

Die Verdienste, welche er sich als Schulmann erwarb, wendeten bald die allgemeinere Aufmerksamkeit auf ihn. Er wurde wieder die bisherige Gemohnheit, welche den Schullehrern den Zutritt zu den akademischen Lehrämtern verschloß, 1742 zum außerordentlichen Professor der alten Literatur ernannt, und rückte 1756 in die ordentliche

10) Narratio de Gesnero p. 300: „Per vires horis americanis ita interpretabamur Orationes et Epistolae Ciceronis, ut unum et alterum librum epistolatum uno temore, senis per unam hebdomadam diuturn horis, explicarem: ita mensis fere unus spatio absolutis eodem modo aliquot orationes enarrabam. Ita vertente anno, cum summa rerum actuum fere, dimidium certe epistolarum volumen et sedecim amplius orationes absolutas constat. — Itaque qui quatuor aut tres annos uni erant disciplina nostra, Ciceronem non ex articulo uno et item altera, sed permaque sui parte cognoverunt.“ Rgl. auch Wolf's Besprechung über die Grundsätze der Alterthumswissenschaft. S. 256. 265, Schmidt a. a. O. und Rumann's nachher anzuführende zwei Programme.

8) So erzählt einer der tüchtigsten Schüler Ernesti's, der nachher holländ. Rector Benjamin Friedrich Schmeider, in den *Ernestiana*, welche 1738 als Schulprogramm des Lutterbischen Gymnasiums erschienen. 9) De formula ac disciplina Ernestiana p. 16.

Professur der Beredsamkeit ein, bei welcher Gelegenheit er das Programm: *Historia critica operum Ciceronis typographorum. formulis editorum* schrieb und seine Antrittsrede über die *Ratio poetus est quod disertus facit* hielt. Daneben bekleidete er seit 1759 eine ordentliche theologische Professur, die er mit dem Programm *de theologiae historicae et dogmaticae coniungendae necessitate* und der Rede *de institutis criticorum in studiis theologiae imitandis* antrat und damit gleich auf die Anwendung historisch-kritischer Methode in den theologischen Wissenschaften hinwies. Als ihm sein vorgerückteres Alter die Verwaltung beider Professuren (das Rectorat hatte er bei Übernahme der theologischen Professur an Leisner abgegeben) zu schwierig machte, gab er die Professur der Eloquenz ab und rückte nun nach und nach in eine Reihe von akademischen Ehrenämtern ein. Er wurde erster Professor in der theologischen Facultät, Domherr zu Meissen, Beisitzer des Consistoriums zu Leipzig, Decan der Universität, Senior der meißnischen Nation und des montägigen Prediger-Collegiums, Präsident der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft der Wissenschaften und Mitglied der göttlichen Societät der Wissenschaften, zu deren Abhandlungen er zwei Auflagen (*de vexillariis* und *de navibus dingois et dingois*) geliefert hat. Im Jahre 1780 feierte er sein Magister-Jubiläum ¹¹⁾ mit voller Kraft und noch wenigen Tage vor seinem Tode hatte er gepredigt und gelesen. Er schien erfüllen zu wollen, was er oft im Munde führte, ein Theolog müsse auf der Kanzel sterben. In einem Alter von 75 Jahren und einigen Monaten starb er am 11. Sept. 1781 ¹²⁾.

Ernesti war ernst und verschlossen; viele nannten ihn kalt und theinamios. Im Umgange ließ er sich selten auf gelehrte Unterhaltungen ein, sprach, wenn es geschah, nur kurz und abgebrochen und ließ nur dann und wann ein bedeutendes Wort einschleichen. Viele fanden sehr mißgünstig über ihn und seinen Charakter geurtheilt (z. B. Michaelis), andere stellten ihn dagegen sehr hoch und bewiesen ihm sein ganzes Leben lang unbedingte Verehrung ¹³⁾.

Betrachtet man seine wissenschaftliche Wirksamkeit, so ist zunächst der Umfang derselben bewundernswürdig, durch den er in der Alterthumswissenschaft nicht minder groß erscheint als in der Theologie. Nehmen wir ihn als Philologen, so müssen die Verdienste um die römische Literatur besonders hervorgehoben werden. Mangel an Exemplaren bestimmte ihn eine Ausgabe von Cicero's Werken zu besorgen, die zu Leipzig 1737—39 in sechs Bänden erschien. Da sie einem dringenden Bedürfnis schnell abhelfen und der Jugend sich durch Wohlfeilheit empfehlen sollte, so begnügte er sich mit Grueter's Text und fügte nur einige Varianten aus den Ausgaben von Grävius und Davies hinzu. Einen besondern Werth gab er ihr durch die Dedication an seinen Gönner Etzigliß, die noch jetzt als ein

Muster des Stils betrachtet werden muß. Die Ausgabe verkaufte sich schnell; es mußte im Jahre 1750 zu Halle eine neue veranstaltet werden, die ohne wesentliche Verbesserungen blieb. Anders war es mit der dritten Ausgabe, das kritische Material war angewachsen, Handschriften und alte Ausgaben wurden verglichen ¹⁴⁾; er ging mit reiferem Urtheil und größerem Ernst an das schwierige Werk, seines Zweckes sich wohl bewußt. Denn das Bild von einem vollendeten Kritiker des Cicero, zu dem er ausgezeichnete Kenntniß der lateinischen Sprache, Bekanntschaft mit analogen Spracherscheinungen, Gefühl für die Kunst der Ciceronianischen Darstellung, sorgfältige Benutzung der alten Bücher und Scharfsinn in Entdeckung der wahren Lesart verlangte, pochte auf ihn, der sich die gründlichste Kenntniß der Werke seines Schriftstellers und dadurch einen so festen und sichern Tact erworben hatte, das er leicht das Richtige fand. So erschien die dritte Ausgabe, mit historischen Vorreden und kritischen Anmerkungen ausgestattet in den Jahren 1774—1777, die geschätzteste unter den von ihm besorgten, da sie noch die correcteste ist ¹⁵⁾. Denn dieses Lob kann man nicht der im J. 1776 und 1777, am wenigsten aber dem seit dem Jahre 1820 erschienenen Tertabrucke ertheilen, zumal der letztere ein Muster von Nachlässigkeit und Unsauberkeit der äußern Ausstattung ist. Mit dieser Arbeit steht die *Clavis Ciceroniana*, mit ihrem kritischen Register, mit den lexicallisch geordneten Beobachtungen über den Sprachgebrauch und dem Verzeichnisse der bei Cicero erwähnten Gesetze in der engsten Verbindung. Sie erschien zuerst 1739, dann vielfach erweitert 1757, seit der dritten Ausgabe zu Halle 1769, in einer vierten 1776, in der fünften 1818, und da noch immer die Nachfrage nach dem Buche, besonders aus Holland ¹⁶⁾, stark war, 1831 in einer sechsten durch Dr. Anton Rein besorgten Ausgabe, die freilich nicht mit der Sorgfalt bearbeitet ist, welche das Buch verdient. Im Ganzen ist die erste Ausgabe besser, als die spätere, nicht eben mit großem Fleiß gearbeiteten, denn oft enthält die Erklärung nicht mehr, als was schon in den Worten des Textes stand, oft auch den Anmerkungen zu der betreffenden Stelle geradezu Widersprechendes ¹⁷⁾. Ein zweites mit den Ciceronianischen Studien in Verbindung stehendes Werk ist der Abdruck von Sebastiani Corradi quaestura: *partes duae, quarum altera de Ciceronis vita et libris, item de ceteris Ciceronibus agit; altera Ciceronis libros permultis locis emendat*. Lips. 1753 in 8., wodurch

14) Vgl. die beiden Programme *Historia critica operum Ciceronis typographorum formulis editorum* 1756 und *Narratio critica de editionibus orationum Ciceronis* 1759. 15) Bei der Seltenheit dieser Ausgabe erschienen 1806: J. A. Ernesti Praefationes et notae in M. Tullii Ciceronis opera omnia. 2 Voll.

16) Dies hat auch verschiedene Nachdrücke, z. B. Paris 1818, London 1819 und 1831, veranlaßt, begreifen die Wiederholung bei der zweiten Ausgabe des Cicero, und zum größten Theile bei Schulz, der sich aber um die sehr vielen Fehler wenig gekümmert hat.

17) *Libellus hic plane capitalis est in re antiquaria*, sagt Tagel. Aeltere Urtheile f. bei Tagelitz, *Enschl. der Philolog.* S. 29 und 31. *Beutinger*, *Opuscula*. p. 15 und die scharfe Kritik *Wegeli* im *Brutus* p. LXVI—LXXXV.

11) Vgl. das Leipz. gel. Anzeigeb. S. 21. 12) Leipz. gel. Anzeigeb. S. 52 und 50.

13) Vgl. Joh. Friedr. Hoff's *Entschärfen an Scheller*, die unbilligen Kritiken über den seligen Dr. Ernesti betreffend (Leipz. 1784).

ein in Venedig 1537 und Florenz 1555 gedrucktes Buch den Philologen vollständig bekannt wurde¹⁸⁾. Die dritte Ausgabe des Cicero wurde mit dem allgemeinsten Beifall im In- und Auslande begrüßt; Männer, wie Rukenst (ad *Vell. Pat.* I, 8), bezeichnen Ernesti als Ciceronis *sopitator* und die berühmte Beurtheilung von Böttendach¹⁹⁾ war voll des Lobes, wenn sie gleich einige Mängel nicht verschwiegen. Heusinger war vielleicht einer der ersten, der den unbedingten Glauben an Ernesti's Auctorität zu erschüttern begann und in der bekannten Vorrede der Ausgabe der *Officium* eine ziemliche Menge von Fehlern mittheilte. Jetzt, wo von persönlichen Rücksichten auf den würdigen Mann nicht mehr die Rede sein kann, darf man nicht verschweigen, daß sein Verdienst, zumal er sämtliche Werke Cicero's behandelte, sehr groß, daß es aber vielfach überschätzt ist. In der diplomatischen Kritik war sein Urtheil unsicher und bei der feinsten Kritik für die alten Drucke oft falsch; die Mühe einer bis in das Kleinste gehenden Vergleichung der wichtigsten Handschriften hat er nie auf sich genommen. Selbst bei dem dictatorischen Adressen über den Sprachgebrauch folgte er oft eigenen Einsälen, nicht sorgfältiger Beobachtung, jene erschienen ihm oft wichtiger als alle Zeugnisse der Bücher. Dahin gehört seine Vorrede für den *Conjunctio*, die oft bespöttelt worden ist²⁰⁾. Darum dürfte das Urtheil von Jumpt (proae. Verrin. p. XXIII): *Itaque verius cum recognovisse textum Gruterianum quam, discrimine verborum nuper admodum invento, sed utili, recensuisse Ciceronem dicemus et gratiam habebimus, quae bene fecit, veniam dabimus quae reliquit, als das billigste gelten. Während Deutschland hier Fortschritte gemacht hat, steht das Ausland, wie die dort erschienenen Ausgaben²¹⁾ zeigen, noch immer bei der Ernestischen Textrecension. — 2) *C. Suetonii Tranquilli opera cum animadversionibus J. A. Ernesti* (Lips. 1748—1749). Den Sueton hatte Ernesti schon auf der Schule sich gewonnen; der Nutzen, welchen die Lectüre desselben für geschichtliche und antiquarische Kenntnisse gewährt, bestimmte ihn zu der Bearbeitung, die einen hin und wieder verbesserten Text darbietet, kurze erklärende*

Anmerkungen (die längeren sind in besondere Excursus verwiesen) und neue Register enthält. 1775 erschien eine zweite Ausgabe, zu deren Verbesserung Dudenbop's Arbeit aus dem Jahr 1751 benützt wurde; eine Berichtigung und Vermehrung der Anmerkungen hat bekanntlich H. A. Wolf in der 1802 erschienenen Ausgabe gegeben.

— 3) Nach dem Erscheinen des Sueton ward Ernesti vielfach aufgefordert, den Tacitus in gleicher Weise zu bearbeiten. Die Schwierigkeit des Schriftstellers und die Mühe, welche aus der Vergleichung der bisher vernachlässigten alten Ausgaben erwuchs, schreckte ihn ab, bis akademische Beriefungen und das Drängen des Buchhändlers ihn endlich zu dem Entschlusse brachten. 1752 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel: *C. Cornelii Taciti opera ex recensione J. A. Ernesti cum notis integris J. Lipsii et J. Fr. Gronovii*, quibus et suas adiecit *J. A. Ernesti*, 2 Bände, und 1772 wurde eine zweite Ausgabe nöthig²²⁾, bei welcher der von Brotier bekannt gemachte kritische Apparat benützt werden konnte. Ernesti war zu dieser Arbeit nicht ganz geeignet; wenn ihn auch sein Schorfinn bei der Beurtheilung der früheren Ausleger meist das Richtige sehen ließ, so hatte ihn doch der Fluß Ciceronianischer Rede verunreinigt und die Sprödigkeit Tacitianischer Darstellung wollte ihm nicht recht beagen. Daher hielt er vieles für falsch und verborren, was bei tieferer Kenntnis der Eigentümlichkeiten des Schriftstellers sich als richtig ergeben hat. Auch seine Collationen, selbst die der wosensbütteler Handschriften, lassen viel zu wünschen übrig. — An diese Studien der lateinischen Schriftsteller mögen sich zwei andere Arbeiten anreihen, die mit dieser Sprache und ihrer Literatur in der engsten Verbindung stehen. Er besorgte nämlich schon im Jahre 1751 die vierte, und im Jahre 1769 die fünfte deutsche Ausgabe von dem Buche des Horatius *Asciellinus de particulis Latinae orationis*²³⁾, bei denen er Jacioliati's Arbeiten benutzte und aus eigener Beobachtung irrige Ansichten von J. Konrad Schwarz öfter berichtigte. Bei der Ausgabe von *Jo. Alb. Fabricii Bibliotheca Latina*, welche 1773 und 1774 in drei Bänden erschien, gebührt ihm das Verdienst, das Ganze besser geordnet, zahlreiche Verbesserungen und Nachträge angebracht und die literar-historischen und bibliographischen Angaben erweitert zu haben. Den Aufforderungen der Verleger willig Gehör gebend, schrieb er Vorreden zur Fischer'schen Ausgabe des *Quid* (1758), zum leipziger Abdruck des Gronov'schen *Plautus* (1760), zum Elmdner'schen *Vitruvius* Feis (1760 und 1773), zu dem von Bruns entdeckten Fragment des *Quid* (1773), zur zweiten Ausgabe der *Gräner'schen Scriptores rei rusticae* (1774).

Nicht minder thätig war er für die griechische Lite-

18) Einige kleinere Schriften, wie *De ingenio et artificio librorum Ciceronis de oratore*, *acc. castigationes quaedam emendationum Paenoli 1756*, *Explicatio quorundam locorum Ciceronianorum in lib. de naturae deorum 1757*, habe ich absichtlich übergangen.

19) *Die Zeit* Bibliotheca crit. I, p. 1—27. II, p. 1—19. III, p. 1—31. 20) *Schulencicivorum amator Ernestus*, *post Garatoni pur Plandana c. 4*, wie denn überhaupt bei Italiener sein Verdienst immer ganz lagern, aber nicht sehr hoch anschlagen, und sogar einen Einseit über ihn zu stellen im Stande sind.

21) So die ionenzer Abdrücke 1819 und 1830 und der erforder von 1810, eine besserer Ausgabe in 23 Bänden in 12. Das selbstem übertriefend Urtheil in der Biographie universelle: *la publication des oeuvres de ce grand homme par Ernesti fut l'époque d'une révolution dans la critique littéraire; on sentit que ce qui constituait une bonne édition était l'extrême correction du texte, le choix des différentes leçons proposées par les savants, pour la restitution des passages altérés, et enfin un moyen simple et facile de vérifier le sens de chaque mot, par la comparaison des différentes acceptations des lesquelles l'auteur lui-même.*

22) Die dritte Ausgabe hatte bekanntlich H. A. Wolf übernommen, der sie aber nur bei Annot. I, c. 25 besorgte und sich dann mit dem Verleger überwarf. Überlin trat an seine Stelle und vollendete das Ganze in zwei sehr starken Bänden 1801. Eine vierte ist von Zimm. Besser 1831 herausgegeben. 23) Nur der ersten steht sein Name nicht, doch scheint es Hand aus einer Bemerkung von Ferri. Agric. c. 15 und aus Fischer (*Animadvers.* in Veller. Vol. II. p. 136).

ratur, obgleich er hier nicht die Vollendung erreicht hat, welche seine vorher genannten Arbeiten aufweisen. Auch hier, als er zunächst die Bibliothek der Schulen im Auge, als er 1737 herausgab: *Xenophonis* *) *memorabilium Socratis dictorum libri IV. recensuit, emendavit, illustravit J. A. Ernesti*, welches Buch 1742, 1753, 1763, 1772 wiederholt werden mußte und auch im Auslande oft nachgedruckt wurde. Derselbe Abdruck leitete ihn bei *Aristophanis Nubes cum scholiis antiquis e recens. L. Kusteri in usum lectionum*, cum praefatione *Jo. A. Ernesti*, in qua scholia pluribus locis emendantur, illustrantur (Lips. 1753) **), deren Bemerkungen in die Ausgaben von G. Hermann (1799 und 1830) übergegangen sind. 1756 gab er *Isocratis Enagoras et Periclis Enragias in usum praefationem* heraus, wovon 1767 eine zweite Ausgabe erschien. Von 1759—1764 erschienen *Homeri opera omnia* ex recens. et cum notis *Sam. Clarkii*; accessit varietas lectionum MS. Lips. et edd. veterum cura *J. A. Ernesti*, qui et suas notas adpersit in 5 Bänden, deren Verdienst in der Vergleichen der Leipziger Handschrift und den Bemerkungen zu den kleinern Schichten besteht **). 1823 erschien davon ein Abdruck zu London und 1824 eine zweite Leipziger Ausgabe, in die auch der inzwischen bekannt gewordene Hymnus in Cererem nicht aufgenommen ist. Auf den Rath seiner holländischen Freunde, namentlich Nuhnken's, und durch das von ihnen bezorgte kritische Material tüchtig unterstützt, gab er 1761 zu Leyden heraus: *Callimachi hymni, epigrammata et fragmenta cum notis integris H. Stephani, B. Vulcanii, Annae Fabri, R. Graevii, R. Bentley; quibus accedunt Ezech. Spanhemii commentarius et notae nunc primum editae Davidii Hemsterhusii et Davidii Ruhnkentii*. Textum ad fidem MSS. rec. Latine vertit atque notas suas adiecit *J. A. Ernesti* in zwei Bänden. Die auf diese Arbeit sich beziehende Correspondenz mit Nuhnken und Baldenar, sowie die schätzbaren Mittheilungen des erstern hat J. A. Wittmann im Jahre 1812 besonders herausgegeben **), und durch die Angriffe gegen die Holländer einen Streit erregt, in dem der geist-

Wittenbach die ungegründeten Beschuldigungen mit großer Entschiedenheit zurückwies. Endlich erschien 1763 und 1764 *Polybii* cum notis variorum. praefationem et glossarium Polybianum adiecit *J. A. Ernesti* in drei Bänden, aber Schweighäuser's verdienstliche Bemühungen haben die Ausgabe vergessen gemacht. Zum Schluß ist noch die Ausgabe von Heberich's griechischem Handwörterbuch zu erwähnen, welche von 1754 an in einer zweiten und dritten Bearbeitung (von 1767 und 1788) in den Schulen vielfach gebraucht worden ist.

Als Professor der Eloquy hat Ernesti nicht bloß über Rhetorik und über lateinische oder griechische Schriftsteller, sondern zog auch alte Geschichte und Archäologie in den Kreis seiner Vorlesungen. Für die letztere schon durch Berger's Vorlesungen in Wittenberg eingenommen, fand er eine äußere Veranlassung in der zu Leipzig errichteten fürkürlichen Palstrabemie. Da er aber dabei mehr die Studierenden zu berücksichtigen hatte, so erhielt das Litterarische das Übergewicht über das Artistische, und das dazu verfaßte Compendium erschien 1768 unter dem Titel *Archaeologia literaria*, von welcher im Jahre 1790 Georg Heinrich Martini eine zweite, aus des Verfassers Handexemplar vielfach vermehrte Ausgabe besorgte. Dasselbe Amt verpflichtete ihn auch zur Abfassung der akademischen Gelegenheitschriften, insbesondere der Denkschriften, welche bei dem Tode einzelner Professoren **) herausgegeben wurden. Eine Sammlung der letzteren erschien unter dem Titel: *Opuscula oratoria, orationes, prolationes et elogia* zu Eyrben 1762 und 1767 und *opusculorum oratoriorum novum volumen* zu Leipzig 1791; die ersten sind in Verbindung mit den Schulprogrammen gesammelt unter dem Titel: *Opuscula philologica critica multis locis emendata et aucta* (Lugduni Batav. 1764 und 1776), zu denen später die von Theodor Friedrich Stange herausgegebenen *Opuscula varii argumenti* (Lips. 1794) hinzukamen. In diesen Schriften besonders hat er seine Meisterschaft im lateinischen Styl auf das Glänzendste bewährt; er schreibt correct, fließend, mit großer Klarheit, nur bisweilen mit zu großer Aufschwulstlichkeit. Es würde Vieles noch besser geworden sein, wenn nicht die Wüste der Geschäfte oft zur Eile ihn genöthigt hätte. Die Narratio de Jo. Matthia Gesnero (Lips. 1762, 4) dürfte das Bollenbeisse sein. Durch seine philologischen Studien hat er auch der Rechtswissenschaft genügt und wenigstens für die Rechtsgeschichte in der Clavis Ciceroniana schätzbare Beiträge gegeben. Dr. Emil Ferdinand Vogel veröffentlichte bei Beck's Magister Jubiläum im Jahre 1829 einen Bogen unter dem Titel: *Oratio de Jo. Aug. Ernestii meritis in iurisprudentiam. accedunt excursus quidam historico-literarii ipsam orationem illustrantes*, aber meines Wissens ist es bei dieser Ankündigung geblieben.

Durch gründliche philologische Studien vorbereiteter kam Ernesti zur Theologie. Schon ehe er im Jahre

24) Er schrieb auch eine Vorrede zum *Idem'schen* Knopfen 1763 und eine Epistola ad Jo. Aug. Bachum cum notis in *Xenophonis Oeconomicum*, 1749, 4. 25) Die Vorrede ist in den *Opusc. varii argumenti* p. 169 wieder abgedruckt. Nach seinem Tode erschienen 1795 *Observationes philologico-criticae in Aristophanis Nubes et Flami Josephi Antiqu. Jud.*, von J. G. O. Ernesti herausgegeben. 26) Ernesti's Handexemplar, das nachher Prene und Weig besaßen haben, ist jetzt in der *Pomerischen Bibliothek* des Dr. Retto zu Halle. 27) Der Titel ist: *Dev. Ruhnkentii, L. Cap. Falkenbergii et aliorum ad J. A. Ernesti epistolas. Accedunt Don. Ruhnkentii Observationes in Callimachum etc.* Die Wittenbach'sche Defensio Bataavorum contra Tittmannum steht in der *Bibliothecae Lib. III.* p. 106—183. Übrigens hatte Ernesti schon vorher Kallimachus in den *Programmen* behandelt: *Lectionum Callimacheorum specimen* 1744 (in den *Opusc.* p. 94—101), *Erucktheionis Callimachii et Oridiani comparatio* 1756 (in den *Opusc.* p. 102—111 und in der *Zeits.gabe T. I.* p. 262) und *Commentatio de epigrammate Callimachi in Arati Phaenomena* 1757 (in den *Opusc.* p. 111—121 und in der *Zeits.gabe T. I.* p. 333).

28) *Sechste Elogia* oder *Memoriae* schrieb er 39, von denen einige, z. B. auf Zeiler und Gellert, auch ins Deutsche übersezt wurden.

1759 eine theologische Professur erhielt, hatte er epigraphische Vorlesungen an der Universität gehalten, mehrere darauf sich beziehende Schriften verfaßt, z. B. 1748 de difficultatibus N. T. recte interpretandi, 1749 pro grammatica interpretatione librorum sacrorum, 1750 de vanitate philosophantium in interpretatione N. T., 1754 specimen castigatum in *Wetstenii* N. T., 1755 de difficultatibus interpretationis grammaticae N. T., 1756 de Origene, interpretationis librorum sacrorum grammaticae auctore, und in den Acta eruditorum Lips. von 1735—1760 zahlreiche Rezensionen theologischer Schriften geliefert. Ergeße und Hermeneutik waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner theologischen Vorlesungen. Bei seiner Kenntniß der alten Autoren und bei seiner Übung in ihrer Auslegung war es natürlich, daß er auf grammatische Interpretation drang und aus dem Verständnis der Worte eine leichtere Einsicht in die Sachen ableitete. Dabei machte er auf die Eigenthümlichkeiten der neutestamentlichen Gräcisirung und die auf dieselbe einwirkenden Einflüsse“) aufmerksam und lehrte den Gebrauch alter und neuer Ausleger. Von seinen Vorlesungen sind die über den Brief an die Hebräer 1795 von Gottlieb Immanuel Dindorf, herausgegeben unter dem Titel: *Lectiones academicae in Epistolam ad Hebraeos ab ipso revisae cum eiusdem excursibus theologicis; addit et commentarium adj. G. J. Dindorf*; aber es wäre dies besser unterblieben. 1761 erschien die *Institutio interpretis Novi Testamenti* und wurde 1765 und 1775 wiederholt“), parvus, sed incomparabilis libellus, qui solus sufficisset ad memoriam ipsius aeternitati consecrandam“). Dieses classische Werk zeichnet sich aus durch treffende Bemerkungen, richtige aus eigener bewährter Einsicht geflossene Beobachtungen, Deutlichkeit und Bestimmtheit bei gedrängter Kürze. Seit diesem Buche ist immer entschiedener behauptet worden, daß der wissenschaftliche Ausgangspunkt in der neutestamentlichen Hermeneutik nicht das theologische Moment sei, sondern das allgemein philologische; an Ernesti's Namen knüpft die Geschichte den Übergang zu den freieren Grundrissen für die Auslegung der Schrift. Wenig Schriften in der Literatur der neueren Theologie haben einen solchen Einfluß gewonnen als diese *Institutio*. Der Umfang und die Anlage derselben sind theils durch den darin aufgestellten Begriff der Hermeneutik bestimmt, als der Wissenschaft von der Auffindung und Entwicklung des Sinnes, theils durch die Unterscheidung der subjectiven Behandlung der Schrift vom objectiv gegebenen Stoffe von der Behandlung, die in der Schrift selbst als in dem dazu gehörenden literarischen Apparate vorhanden ist. Sonach theilen sich drei Hauptabtheilungen: 1) der reflectirende und der vorschreibende Theil, 2) von Verfassung und Beurtheilung der Über-

setzungen und Commentare, 3) vom hermeneutischen Apparat und dem Gebrauche desselben. Es fehlt darin offenbar an Genauigkeit der Begriffsbestimmung und an wissenschaftlicher Begrenzung; die zweite Abtheilung ist eingeschoben und in der dritten gehört Vieles zu den einleitenden Untersuchungen, die bei der Hermeneutik vorausgesetzt werden müssen. Aber das Buch hat doch große Verdienste sowohl durch das Beigefügen vieler nützlichen Zusätze, welche die ältern Lehrbücher (das Baumgarten'sche ist das zunächst vorzuziehende) überfüllen, als auch durch die classische Form, welche zur Vermehrung seines Einflusses wesentlich beigetragen hat. Wenn man aber eine neue Epoche der Schriftauslegung von Ernesti an datirt, so ist eine solche Auszeichnung weit weniger der Schrift selbst zu danken, als dem Zeitpunkt ihrer Abfassung, in dem der frei vorwärts strebende wissenschaftliche Geist ein in seiner Tendenz freisinniges und durch die Form ansprechendes Behälter fand, an welches die Resultate der Forschung bequem sich anknüpfen ließen“). An ihn schloßen sich zunächst S. L. Bachard und sein dankbarer Schüler Morus an, dessen Acroasae einen mit selbstständiger Kritik ausgeführten Commentar des Ernesti'schen Handbuchs enthalten, dessen Werth durch die vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen noch erhöht wird; ja selbst die katholische Kirche hat in J. Zahn's *Einleitung in hermeneuticae generalis* (1812) Ernesti's Principien befolgt. An späteren Schriften Ernesti's gehören noch auf dieses Gebiet, 1765 de coniunctione rerum coelestium et terrestrium ad Ephes. I. et Coloss. I. und de dono linguarum ad I. Corinth. XIV., 1768 de Christo rege domini, 1769 de officio Christi triplici, und in Actor. III, 21 und narratio critica de interpretatione prophetiarum Messianarum in ecclesia christiana, 1775 de satisfactione Christi ad I. Corinth. XV., 1776 de vocabulis *κατάρα* und *αἴμα* und ad Philipp. II, 6—11. Trifft ihn auch der Vorwurf, daß die historische und selbst die philosophische Interpretation bei ihm zu sehr in den Hintergrund tritt, so ist doch die von ihm ausgegangene Anregung, vermehrt durch die zu seinen Vorlesungen sich drängende Menge, nicht zu verkennen. Aber mit Strouss darf er nicht verglichen werden, da dieser ihn an Kenntniß der orientalischen Literatur übertrifft. Ernesti würde, wenn er das Studium der hebräischen Sprache fortgesetzt hätte, auch in der Ergeße des Alten Testaments manches Treffliche geleistet haben. Vgl. *Joannis van Voort oratio de Joanne Augusto Ernestio, optimo post Hugonem Grotium duce et magistro interpretum Novi Foederis habita die VIII. Febr. 1804, cum magistratu academico abiret et ordinariam theologicam professionem in academia Lugduno-Batava auspicaretur*. 66 S. in 4. In der Kirchengeschichte hatte er frühzeitig Studien gemacht. Legi. sagt er selbst darüber *Opusc. orator.* p. 54, *Patres Ecclesiae, in primis Graecis, in hisque maxime, qui vel religionem Christianam defen-*

29) Progr. de vestigiis linguae hebraicae in lingua graeca. 1758. 30) Die vierte von Christoph Friedrich Kuhn besorgte Ausgabe (1792) ist nicht viel werth. 31) Vgl. Eichstaedt, *Proef. ad Novi aeternae*. p. IX. XXXVI. Wolf's Vorlesungen über die Aegyptiologie. S. 272.

32) Vgl. Kaufen's Hermeneutik des N. T., aus dem Deutschen übersezt von Schmidt, Philologie, S. 291 ff.

derent, vel Scripturas interpretarentur, vel historiam Ecclesiae traderent: in quo etiam literis humanioribus plurimum adjuvabar. Die hiesig gebürtigen Dissertationen J. B. Anti-Muratorius, sive confutatio Muratorianae disputationis de rebus liturgicis, ad Salomonem Deylingium 1755, Exercitationum Flavianarum particula I et II, 1756, de Salviani adversus avaritiam libello 1768 haben mehr den literarischen Theil der Kirchengeschichte gefördert, in der ihm die umfassende Befähigung eines Semler und die tiefe Gründlichkeit eines Wolffst abging. Dogmatik las er über Neumann's Aphorismen; einzelne Punkte behandelte er in Programmen, wie Vindicinae arbitrii divini in religionem constituenda 1756 und 1762 (auch deutsch von C. F. Ludovig in einer von Ernesti selbst durchgesehenen Uebersetzung 1765), de libertate iudicandi in causa religionis und dignitas et veritas incarnationis filii dei asserta 1764, brevis repetitio et adsertio sententiae Lutheranae de praesentia corporis et sanguinis Jesu Christi in coena sacra 1765 (auch deutsch von C. F. Schöner), de trinitate 1775, de testimonio spiritus sancti, quod non sit in verbis, sed in rebus 1777. Hervorragend war er hierin nicht, da die systematische Theologie ihm fern lag. Für die praktische Erkenntnis der Religion schrieb er oder wol mehr der Respondent Höffner 1769 de disciplina Christiana, worin gute Gesinnungen als die Hauptsache der Tugenden betrachtet werden. Von seinen Predigten hatte man eine große Erwartung, da sein Vortrag sehr angenehm war; er predigte auch mit Frömmigkeit und Anstand, aber gefiel nicht, da ihm Popularität und Wärme abging und die Sprache zu sehr mit Latinismen durchwebt war. Dies zeigten auch die gedruckten Predigten, zuerst drei christliche Predigten vom Gebet und einigen dazu dienlichen Übungen des Geistes 1758 und christliche Predigten zur Verherrlichung Gottes und Jesu Christi und zur Beförderung des innern Christenthums, 1. Thl. 1768, 2. Thl. 1770, 3. und 4. 1782 nach seinem Tode herausgegeben von J. G. Ernesti³⁴⁾. Wie viel er aber von theologischen Schriften las, kann man am besten aus der neuen theologischen Bibliothek erkennen, von welcher zehn Bände in den Jahren 1760 — 1769 und eine Fortsetzung als „Neueste theologische Bibliothek“ in vier Bänden von 1773 — 1779 erschienen ist. Den größten Theil hat er selbst geschrieben, nur etwas ein Viertel jedes Bandes rührt von andern namhaften Theologen, wie Balthasar, Dathe u. A. her, aber nichts wurde aufgenommen, was er nicht selbst durchgesehen, verbessert, selbst erweitert hatte. Er tabelte nie, ohne Gründe anzuführen, und seine eigene Meinung ließ er nie ohne die notwendigen Beweise. Wäre war der Grundcharakter aller seiner Kritiken. Welchen Werth die Zeitschrift in einer Zeit hatte, wo kein ähnliches Journal bestand und die allgemeine deutsche Bibliothek noch nicht begonnen war, kann man daraus abnehmen, daß seine „Anmerkungen über die Bücher des Neuen Testaments“ daraus excerptirt und 1786 in einen

besondern Band zusammengedruckt wurden. Auch seine kleineren theologischen Schriften erschienen 1773 als Opuscula theologica und in einer zweiten vermehrten Ausgabe 1792.

Über seine Rechtgläubigkeit ist viel gestritten worden; sie ist vielfach bezweifelt und verdächtigt. In dem Handbuche zur Kirchen- und Kezergeschichte fürs Jahr 1781 heißt es S. 55: In seinem Glauben war er gewiss kein sogenannter Orthodox, aber er mußte seine bessern Einsichten immer mehr selbst zu verbergen, daher er zur Aufklärung seiner Zeitgenossen in Abicht auf Religion nichts Erhebliches gelassen hat. Wie hat er sich wider irgend eine der abgeschmacktesten Systemlehren öffentlich erklärt“ und S. 54: „er war im Stande, die Ewigkeit der Höllestrafen zu glauben, ohne daß sich eine Ader bei ihm regte.“ Und auf der andern Seite macht ihm Teller den Vorwurf, er sei zu orthodox gewesen. Offenbar hielt sich Ernesti innerhalb der Grenzen der symbolischen Bücher, aber von einem gewissen Schwanken und Zurückhalten in seinen theologischen Ansichten konnte er sich nie befreien. Er verworft die gewöhnliche Ansicht vom Kanon, ohne sich zu erklären, welche Bücher er dazu rechne; mit dem ausgebreiteten Begriffe der Inspiration war er nicht einverstanden, aber die Eingebung der Worte ließ er sich doch nicht freitig machen. Aber er war ein entschiedener Gegner alles Unglaubens und Aberglaubens, alles bummelnden Halbwissens verheimer Theologen und Schwärmer, und drang auf Verbesserung von Slang und Liturgie. Vgl. des Herrn Joh. Aug. Ernesti Verdienste um die Theologie und Religion. Ein Beitrag zur theologischen Literaturgeschichte der neuern Zeit, (Berlin 1783 von Wilh. Abrah. Teller); Semler's Aulike zu P. D. Oberconsistorialraths Teller's Schrift über P. D. Ernesti's Verdienste (Halle 1783), und eines Ungeannten „Noch ein Paar Worte über D. Ernesti, hauptsächlich über seine Orthodoxie“ (Leipzig 1782).

Ernesti war mit Kibel Friederike Amalie Dathe verheirathet, welche ihm eine Tochter Sophie Friederike³⁵⁾ gebar und bald nach ihrer ersten Niederkunft starb. Diese Tochter überlebte ihn nur fünf Monate und setzte in ihrem Testamente ein Legat aus, um ihres Vaters Gedächtniß an seinem Todestage in Lennbach, auf der Thomasschule und an der Universität alljährlich zu erneuern. An der Universität mußte ein Magister legens die Gedächtnisrede halten; es geschah zum ersten Male im Jahre 1786 durch M. Gottlieb Immanuel Dinkopf über das Thema: Germania praecceptorum Ernestium recte haberi. Reiz schrieb damals das Einladungsprogramm. Auch andere ausgezeichnete Männer haben sich dieses Beneficium zu erfreuen gehabt, z. B. 1793 Dr. Johann Gottlob Müller, 1803 Dr. Johann Daniel Schüz, 1810 Joh. Carl Dipoldt, 1817 Carl Meier u. s. w.

Sein Bildnis ist oft gemalt und in Kupfer gestochen. Zwei ausgezeichnete schöne Ölgemälde von Anton Graff sind in Leipzig; eins in der schönen Sammlung von

35) Der erste Band ist auch in das Französische übersezt.

34) Ihr Leben schrieb Johann Christian Gottlieb Ernesti im J. 1782.

Portraits, welche die Universitäts-Bibliothek schmücken, ein anderes aus Tittmann's Nachlaß in dem Besig des Rector Prof. Stollbaum. Gestochen ist es von Baume in J. 1768 und von Haide in 4; es findet sich auch vor der dritten Ausgabe des Cicero und vor den Opuscula theologica.

Viele der über ihn handelnden Schriften sind bereits angeführt; zu diesen kommen noch: Memoria viri magnifici summe reverendi D. J. A. E., domini hereditarii in Kahnisdorf et Bierstein, S. Theologiae professoris primarii, capitularis Misnensis, consistorii Lipsiensis adessoris, alumnus electoral. ephori, academiae decemviri, notarius Misn. et collegii concionatorii lunaris senioris, societatis liter. Jablonovianae praesidis et societatis scient. Gotttingensis sodalis rell. commendata ab rectore universitatis literarum Lipsiensis, XVI S. in Fol. Verfaßt ist August Wilhelm Ernesti, als damaliger Professor der Eloquenz; das Schriftchen³⁵⁾ ist in dem alsbald zu erwähnenden Buche Bauer's und in dem novum volumin opusculorum oratoriorum p. 255—272 abgedruckt und 1782 von M. Karl Gottfried Rüttner ins Deutsche übersetzt. Ferner Carol. Lud. Bauer, de formulae ac disciplinae Ernestianae indole vera (Lips. 1782), und deutsch von J. C. Strodtmann zu Jena 1782. — Joann. Fred. Neumann, de Jo. Aug. Ernestio ejusque meritis cum in humanitatis literas, tum in earum in scholis disciplinam: orationis, quae superiori anno habita est, particula I et II, zwei geistiger Programme aus den Jahren 1782 und 1783 in 4. — Ein Elogium von Heyne steht in der Comment. societ. reg. scientiar. Gottling. Vol. IV. — C. S. Salzmann's Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgearbeiteter Teuffchen des achtzehnten Jahrhunderts S. 408—412. Außerdem ist Adeltung's Fortsetzung zum Jöcher, Bd. II. S. 917., Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. III. S. 156—166, Saxii Onomasticon. literar. P. VI. p. 451—453 und 734 und die Biographie univers. T. XIII. p. 263—266 zu vergleichen. Verzeichnisse seiner zahlreichen Schriften sind bei Bauer, Adeltung und Meusel. Schon 1767 erschien ein Catalogus scriptorum Jo. Aug. Ernesti. Seine eigene Bibliothek war sehr bedeutend, das Verzeichniß derselben füllt 388 Seiten³⁶⁾.

Ehe wir aber die Geschichte der leipziger Ernesti weiter verfolgen, ist es nöthig, auf das ganze Geschlecht zurückzugehen und folgende Geschlechtsstapel zu entwerfen.

Daniel Ernesti.

Jacob Daniel Ernesti, Johann Heinrich, Christoph Theodor. geb. 1640, gest. 1707. geb. 1652, gest. 1729.

35) Schon 1774 war erschienen: In J. A. Ernesti, virum summo, ac paucyrica Friderici Gulielmi Goetzi in 4. 36) Ein Exemplar desselben mit beschriebenen Auctionspreisen ist aus der Universitätsbibliothek zu Halle.

2. Caput. I. B. u. R. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. XXXVII.

1) Johann Christoph Ernesti, geb. 1662, gest. 1722.

2) Johann R. R. R. R. R. 3) Johann Friedr. Johann August Christian. Christian. Christian. (f. oben). 4) August Wilhelm. 5) Johann Christian Gottlieb.

1) Johann Christoph Ernesti war zu Keula im Schwarzbürgischen am 11. Jan. 1662 geboren und hatte 1682 die Universität Wittenberg bezogen, wo er 1686 Magister und 1689 Adjunct der philosophischen Facultät wurde. 1691 erhielt er ein Pfarramt zu Plau bei Arnstadt, wurde 1692 nach Groß- und Klein-Brüchtern und 1704 als Inspector nach Arnstadt versetzt. 1710 erlangte er in Wittenberg die theologische Doctorwürde und starb den 11. Aug. 1722. Er schrieb den richtigen Weg zur Seligkeit und einzelne Abhandlungen, z. B. de biblia polyglotta, de antiquo excommunicandi ritu, de Eusebio Pamphili, de dialogis doctorum veteris ecclesiae, de absoluto reprobationis decreto u. s. w. Aus Jöcher.

2) Johann Christian Ernesti, der älteste Sohn des Vorhergehenden, war den 13. Febr. 1695 zu Groß-Brüchtern geboren, studierte zu Wittenberg und Leipzig, ward 1716 zu Wittenberg Magister und disputierte 1718 unter Bernsdorf's Vorlesitz die primordii emendatae per Lutherum religionis und wurde Adjunct der philosophischen Facultät. 1722 wurde er Pfarrer zu Gölsche, 1729 Inspector zu Frohndorf, 1736 Pastor zu St. Nicolai in Leipzig, 1740 Inspector zu Arnstadt und endlich 1750 Superintendent zu Langensalze, wo er 1770 starb. Seine Schriften sind: de incommode ex literariis ephemeridibus capiendis diss. I et II, 1716, de cunctatione eruditorum in componendis libris disp. I et II, 1718, de summo eruditionis fastigio 1718. Im Jahre 1737 gab er zu Leipzig heraus: Die Schmaltafeln Artikel, mit einer Vorrede von deren Autorität und Wichtigkeit. In Bartholomäi Fortsetzung von Joh. Christoph Coleri nützlichen Anmerkungen siehe Bd. I. S. 443, 566 und 699 drei theologische Abhandlungen von ihm und in Saalfeld's homiletischer Vorrathskammer Thl. I. S. 818 und 1089 zwei Predigten³⁷⁾.

3) Johann Friedrich Christoph Ernesti, der vierte Sohn von Nr. 1, hatte gleichfalls zu Wittenberg und Leipzig studirt und war 1732 Prediger zu Gehren im Schwarzbürgischen geworden. Adeltung führt zwei Schriften von ihm an: Gründliche Vorbereitung, die Bücher R. A. nützlich zu lesen, aus dem Französischen des Penseant übersetzt 1730 und Epistola de lectionibus variantibus coisicis Hebraei 1731.

4) August Wilhelm Ernesti, der Sohn von Johann Christian und Nefte von Johann August, wurde zu Frohndorf in Thüringen am 26. Nov. 1733 geboren.

37) Bgl. Adeltung's Fortsetzung zum Jöcher. 2. Bd. S. 923. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. III. S. 166. Biogr. univ. XIII. p. 266.

Seine Schulbildung erhielt er theils in Kofleben, theils auf der Thomasschule zu Leipzig, wo ihn sein Oheim wie seinen eigenen Sohn erzog. Trefflich vorbereitet bezog er die Leipziger Universität, wo er unter seines Oheims und Christ's Leitung an der Philologie vorzüglich Geschmac fand. Seine übrigen Lehrer waren Crusius, Heinsius und Küstner in der Mathematik, Jöcher in der Geschichte, Joh. Christ. Hebenreit, Zhalmann und Fischer in der Theologie und im Hebräischen. 1757 wurde er Magister und habilitirte sich das Jahr darauf durch Verteidigung einer Abhandlung, qua Hossius concilio Nicæno non praesedisse ostenditur. Da er philosophische und philologische Vorlesungen mit Beifall hielt, so wurde er 1765 außerordentlicher Professor, welches Amt er mit dem Programm Historia ingenii ad usum eloquentiae necessaria antat und 1770, als sein Oheim die Professur der Eloquenz niederlegte, ordentlicher Professor derselben, wobei er de ingenio educationis schrieb. Er ward 1782 Rector der Universität, 1790 Collegiat des kleinen Fürstencollegiums, 1799 Decemvir, Ephorus des Freistichs, Mitglied der Sakschischen und Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena. So lange es der Zustand seiner Gesundheit gestattete, hatte er die Pflichten seines Berufs mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt. In dem Anfange der neunziger Jahre traf ihn der Schlag, aber erst, nachdem er fast zehn Jahre an gänzlicher Enfristung gelitten hatte, starb er den 29. Juli 1801 in einem Alter von 68 Jahren. Seine Sammlung von Schriften des Camerarius³⁸⁾ vermachte er der Universitätsbibliothek, die der Ciceronianischen Werte kam an die Katsbibliothek und trug zur Vervollständigung der dort befindlichen collectio Ciceroniana wesentlich bei. Die von J. A. Ernesti's Tochter gemachte Stiftung vermehrte er um 500 Thaler. — Seine literarische Thätigkeit hat sich auf die römische Literatur beschränkt; das erste größere Werk war die Ausgabe des Erius, welche 1769 unter dem Titel: *T. Livii Patavinii Historiarum libri, qui supersunt omnes ex rec. Drakenborchii, accessit praeter varietatem lectionis Gronovianae et Creverianae Glossarium Livianum* zu Leipzig in drei Bänden erschien und 1785 von Neuen gedruckt wurde. Das Verdienstlichste dieser Arbeit ist das Glossarium, das aber auch in den neuern Ausgaben von G. H. Schäfer (1804) und von J. G. Krüger (1827) den Ansprüchen nicht entspricht. Auf Erius beziehen sich auch die Programme: de panegyrica Livii eloquentia 1787, *Novi lexici Liviani specimen* 1789, ad locum Livii XLIII, 13 commentatiuncula 1797. Im J. 1769 besorgte er auch eine Schulausgabe von dem 10. Buche der Institutionum oratoria Quintilian's, die ohne seinen Namen erschien; 1770 gab er eine nach Gessner's Handrempel verbesserte Ausgabe von *Plinii epistolae et panegyricus*; auch der 1773 erschienene *Pomponius Mela* ist nichts als

ein Abdruck des Gronovischen Textes von 1748 und der Amianus Marcellinus aus demselben Jahre hat gleichfalls keinen eigenthümlichen Werth. Ernesti besaß eine seltene Fertigkeit im Lateinsprechen, auch seine Schriften, namentlich die Memoriae, zeichnen sich durch edle Einfachheit des Stils aus. Sie wurden 1794 gesammelt unter dem Titel: *Opuscula oratorum-philologica* ³⁹⁾.

5) Johann Christian Gottlieb Ernesti, Sohn von Nr. 3 und gleichfalls Neffe von Johann August, wurde 1756 zu Arnstadt in Thüringen geboren. Auf dem Pöcum seiner Vaterstadt hatte er an Emden und Langheim gute Lehrer. Auf der Universität zu Leipzig widmete er sich philologischen Studien und genoß den Unterricht von Morus, Dathe und Krüger. Den größten Einfluß hatte der Unterricht und tägliche Umgang mit seinem Oheim, der auch ihn wie seinen eigenen Sohn hielt. 1777 wurde er Magister, 1779 habilitirte er sich in der philosophischen Facultät durch Verteidigung der Abhandlung de usu vitae communis ad interpretationem Novi Testamenti. 1782 erhielt er eine außerordentliche Professur; in demselben Jahre wurde er Universitätsrath der Todter seines Oheims und erlangte dadurch eine sehr günstige und unabhängige äußere Stellung, deren er bei seiner oft leidenden Gesundheit sehr bedurfte. Erst nach dem Tode seines Vaters August Wilhelm Ernesti erhielt er die ordentliche Professur der Rhetorik, welche seit funfzig Jahren in der Familie erblich zu sein schien. Er vertheidigte pro loco obtinendo die commentatio prima de educationis postorum latinorum veterum luxurie und veröffentlichte als Einladungsprogramm zu seiner Antrittsrede am 13. März 1802 den zweiten Theil jener Schrift. Aber er erfuhr sich nicht lange dieser Würde, denn schon am 5. Juni 1802 starb er auf seinem Rittersgute Rahnsdorf im 47. Lebensjahre.

Seine literarische Thätigkeit begann er im J. 1781 mit einer neuen Textrecension der Aesopischen Fabeln, zu der er die edit. princeps sorgfältig benutzt hatte; eine dissertatio de fabula Aesopica war angehängt. Darauf wendete er sich, durch seinen Oheim angeregt, zu einem gründlichen Studium der alten griechischen Erliographen, um das, was sie zur Erklärung der beiläufigen Schriften beitrugen, zu sammeln und zu sichten. Schon 1782 veröffentlichte er ein Programm de glossis sacris Hesychii und 1785 eine Epistola ad Schlusacrum de Suidae lexicographi usu ad crisis et interpretationem librorum sacrorum und ließ darauf 1785 und 1786 die beiden vollständigen Sammlungen folgen, welche unter dem Titel: *Glossae sacrae Hesychii graecae, ex universo illius opere in usum interpretationis librorum sacr. excerptis, emendatis notisque illustratis* (306 S.) und *Glossae sacrae Suidae, Varini, Phavorini et Etymologici M. cum spicilegio glossarum sacrorum Hesychii graecae, excerptis, notis illustratis* gleichfalls erschienen. Hierauf bearbeitete er den *Silius Ita-*

38) Mit ihm hatte er sich viel beschäftigt und 1775 De disciplina Camerarii, 1782 Supplementum primum catalogi scriptorum Camerarianorum Fabriciani, 1786 Supplementum secundum herausgegeben.

39) Vgl. das Feig. ged. Tagebuch. 1801. S. 75 und Wagners's Gelehrtes Teutschland. II, 228. IX, 303. XI, 203. XII, 325. XIII, 340. Biogr. univ. XIII, 267 und den interessanten Beitrag in Eichstadt quaest. philolog. spec. III, p. 7 seqq.

flus, der 1791 und 1792 in zwei Bänden erschien: *Sili Italici Punicorum libri septemdecim. Varietate lectionis et commentario perpetuo illustravit; accedit index uberrimus.* Ist auch darin für die Reinigung des Textes wenig geschehen, so ist doch der Commentar mit großem Fleiße gearbeitet und sehr schätzbar. Doch den Mittelpunkt seiner Studien bildete die alte Rhetorik, die Früchte derselben hat er in zwei Wörterbüchern niedergelegt, von denen das eine als *Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae* 1795, das andere als *Lexicon technologiae Romanorum rhetoricae* 1797 erschien. Noch jetzt sind beide unentbehrlich, wol aber für die Griechen eine neue Bearbeitung, die das reiche seitdem durch Maß herausgegebene Material verarbeitete, sehr wünschenswerth. Damit hängt die Beschäftigung mit Cicero und Quintilian eng zusammen; von Ersterem hatte er schon 1789 ausereifene Briefe übersetzt und mit philosophischen und rhetorischen Anmerkungen begleitet herausgegeben; in den Jahren 1799—1802 folgten drei Bände *Cicero's Geist und Kunst, eine Sammlung der geistreichsten, vollendesten und gemeinnützigsten Stücke aus den Ciceronischen Schriften übersetzt.* Von Quintilian gab er 1801 den Text des zehnten Buches heraus, der 1816 in einer zweiten von M. Rose besorgten Ausgabe erschien. An der Vollendung der Gesnerischen Ausgabe von *Plinius epistolae* verhinderte ihn der Tod, G. H. Schäfer trat in seine Stelle. 1798 und 1799 übersetzte er *Guarin Dumesnil's* Werk über die lateinische Synonymik unter dem Titel: Versuch einer allgemeinen lateinischen Synonymik in einem Handwörterbuch der synonymischen Wörter der classisch-lateinischen Sprache in vier Theilen, ohne diesen schwierigen Theil der Sprachwissenschaft wesentlich zu fördern. Rühmlich ist auch die Diction, mit welcher er mehre Werke seines Rheims nach dessen Tode herausgab; so 1782 den dritten Theil der christlichen Predigten, 1783 die theses theologiae dogmaticae, 1791 opusculorum oratoriorum novum volumen. 1795 observationes philologico-criticae in *Arutophanis Nubes* et *Josephi Antiquitates*“).

Von den übrigen Gelehrten dieses Namens sind noch zu erwähnen:

Hieronymus Ernesti, den 23. Febr. 1611 zu Erfurt geboren, wo er 1631 Magister wurde. 1634 ging er nach Königsberg und erlangte darselbst 1641 die Professur der hebräischen Sprache. Schon 1644 ging er als Erzpfeister nach Bartenstein, wo er den 8. April 1657 starb. Von seinen Schriften führt Jöcher an, compendiosa grammaticae ebraeae introductio und die Disputationes de antiquitate punctuatorum, de cognitione linguarum orientalium necessaria interpreti scripturae sacrae, in Gen. I, 1, in Psalm. XXXVII, 25 u. f. w.

Johann Heinrich Gottfried Ernesti, zu Seulen im Thüringischen den 27. Febr. 1664 geboren und als

Factor der Endersischen Buchdruckerei zu Nürnberg den 15. Aug. 1723 gestorben. Schrieb „Wohlgeordnetes Buchdruckerey, mit 118 Teutschen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Schriften, nebst einer summarischen Nachricht von den Buchdruckern in Nürnberg ausgezieret.“ Nürnberg 1721 in 4.“).

Günther Gottlieb Ernesti, geboren zu Gögurg am 25. Juli 1769, studirte zu Jena, wurde Collaborator des geistlichen Ministeriums zu Hildburghausen 1786, Hofdiakon 1789, Hofprediger 1794. Er starb den 28. Juni 1797. Außer zwei Lehrbüchern für den Religionsunterricht (Kurzgefaßter Religionsunterricht zur Vorbereitung auf die Confirmation für solche, die zum eigenen Nachdenken gewöhnt worden sind, Hildburghausen 1790, und Versuch einer profanischen Behandlungsart der christlichen Glaubenslehre, zum eigenen Gebrauch für prüfende Zuhörer, ebendas. 1795) hat er hauptsächlich Predigten in den Druck gegeben: Predigten, Gögurg 1787; zur Beförderung eines vernünftigen Gottesdienstes; ein Vortrag in Predigten, Ep. 1789; Predigten über verschiedene Texte, nebst einem Anhang von Festpredigten, Hildburghausen 1792; Predigten über die Sonn- und Festtags-evangelien des ganzen Jahres; nach seinem Tode herausgegeben, nebst einer Vorrede von Dr. J. G. Rosenmüller, ebendas. 1793“).

Johann Heinrich Martin Ernesti, zu Gögurg den 29. Nov. 1755 geboren, vom 3. Mai bis 11. Oct. (?) außerordentlicher, dann ordentlicher Professor am akademischen Gymnasium zu Gögurg, wo er mit dem Prädicate eines Consistorialraths gestorben ist. Er hat sehr viel, hauptsächlich für die Jugend geschrieben, z. B. *Initia Romanae latinitatis, quibus tirones ad classicos auctores cum legendis tum intelligendis rite praeparantur eorumque linguae diligenter exerceantur*, 1780 und 1781 in zwei Bänden, und 1792 in einer neuen Auflage; *Handbuch der Dicht- und Redekunst in Beispielen, Grundsätzen und Regeln* 1798, und auch einige lateinische Schriftsteller für den Schulgebrauch bearbeitet. Dahin gehören „*Tacitus von Teutschlands Lage, Sitten und Wälfen*, mit erklärenden Anmerkungen, einigen Ausführungen und Abhandlungen“ 1791, Versuch eines geographisch-historischen Wörterbuches zum Gebrauche des Tacitus 1792, *Notitia Hermundarorum* in zwei Bänden 1793, *Miscellaneen zur teutschen Alterthumskunde, Geschichte und Statistik* 1794 — ferner eine Schulausgabe des Horaz mit erklärenden Anmerkungen in zwei Theilen (Berlin 1800 und 1801), eine *Clavis Horatiana* u. a., worüber Meusel II, 230. IX, 303. XI, 203 und öfter zu vergleichen.

(F. A. Kestner.)

ERNESTIA. So hat Canbolle (Prodr. III. p. 121) nach einem der Vornamen des Professors der Botanik in Königsberg Ernst H. F. Meyer eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linnischen Classe und aus der Gruppe der Rhytzen der natürlichen Familie der

40) Vgl. Meusel's *Sci. Teutschland* II, 229. IX, 303. XI, 203. XII, 326. XIII, 340. XVII, 525. *Biograph. univ.* XIII, 268.

41) Vgl. Adelung's Fortsetzung zu Jöcher. II. S. 924.
42) Vgl. Meusel's *Scripten* von 1750—1800, verstorbenen teutschen Schriftsteller. III. S. 166.

Melastomeen genannt. Der durch Chamisso (Linnaea 1834. p. 400) vervollständigte Gattungscharakter ist folgender: der Kelch mit eiförmiger, achtzähliger Röhre und vier stehendeblühenden, schmalen, zugespitzten Fegeln des Saums; vier umgekehrt eiförmige Corollenblättchen; die Antheren ablang, fischförmig, geschwänzt, in einem Schlein sich öffnend, an der Basis hinten mit einem kumpfen Sporn, vorn mit zwei Borsten versehen; der Fruchtknoten glatt, mit fadenförmigem Griffel und punktförmiger Narbe; die Kapsel fast kugelig, vierklappig, vierklappig, mit vielen kleinen, schneeförmigen, glänzenden braunen Samen. Die einzige Art, *Ern. tenella* Cand. (l. c. Rhexia tenella Humboldt et Bonpland Melast. p. 79 t. 30) ist ein am Orinoko und auf dem Berge Quindiu in Columbien einheimisches, drüsig-dehantes, wahrscheinlich einjähriges, schlanks Kraut mit herzförmigen, lang zugespitzten, drossig-gezähnelten Blättern und rippenförmigen Blüthen. (A. Sprengel.)

Erneuern, s. Wiedergeburt.

ERNIEDRIGUNG (Stand oder Zustand der Erniedrigung und der Erhöhung Jesu Christi). Es steht dieser Artikel der Glaubenslehre, den erst die protestantische Kirche weiter ausgebildet hat, mit dem von der Person Christi und der Vereinigung der beiden Naturen (der göttlichen und menschlichen) in derselben, im genauen Zusammenhange. Nachdem man nämlich angenommen hatte, daß die Person Christi aus einer göttlichen und menschlichen Natur bestehe, und die letztere zum Besitze und Gebrauche aller der göttlichen Vollkommenheiten erhoben worden sei, die ihr mitgetheilt werden konnten, sah man sich genöthigt, einzuräumen, daß dieser Besitz der göttlichen Eigenschaften an der Menschheit Christi nicht immer sichtbar gewesen sei, und so lange er auf Erden lebte bis zu seinem Tode äußerlich nicht habe bemerkt werden können, und das veranlaßte dann weiter, zwei Stände oder Zustände der Person Jesu zu unterscheiden. Den ersten nennt man, nach der Hauptstelle Philip. 2, 5—8, den Stand der Erniedrigung (status exinanitionis, nach der lateinischen Vulgata, oder humilioris, bei den Griechen *εἰσβολή*), und versteht darunter die niedere, an Bescheidenheit und Widerwärtigkeiten reiche Stellung, welche Jesus, während er unter den Menschen lebte, freiwillig einnahm, oder die Stellung, nach welcher Jesus sich des Gebrauchs der göttlichen Eigenschaften, während er unter den Menschen lebte, begeben wollte. Daher man dann zweierlei zum Stande der Erniedrigung rechnet: 1) die freiwillige Begebung des Rechts, welches die menschliche Natur an den Gebrauch der göttlichen Eigenschaften (nach der Lehre von der *communicatio idiomatum*) hatte, und 2) die Abknechtung eines harten Schicksals unter den Menschen. Zwar gab man ferner zu, daß die göttliche Natur ihrem Wesen nach keine Veränderung erliden, und noch viel weniger erniedrigt werden könne; aber nichtsdestoweniger behauptete man, das subjectum exinanitum sei der ganze Christus. Denn wenn schon eigentlich nur der Mensch Jesus, welchen auch alle die Leiden getroffen, die mit seinem freiwillig erwählten harten Schicksale verbunden

gewesen, habe erniedrigt werden können: so sei doch die Menschheit Jesu mit der Natur des Sohnes Gottes zu Einer Person vereinigt gewesen, und man könne daher sagen, daß auch letztere an dieser Erniedrigung Theil genommen habe, indem er theils die Abthätigkeit, wodurch er seine Menschheit aller göttlichen Eigenschaften theilhaftig machte, so lange aufhob, als die Periode der Niedrigkeit (*καταστροφή*) währte, theils in sofern er beschloß, seine Menschheit den Unbequemlichkeiten und Leiden zu unterwerfen, die mit dieser Erniedrigung verbunden waren. Ob dann Jesus die göttlichen Eigenschaften während des Standes der Erniedrigung nie gebraucht habe, darüber sind die Theologen uneinig. Einige behaupten, er habe sie wirklich, wiewol nur heimlich, gebraucht (welcher Meinung man den Namen *εἰσβολή* beilegt hat), Andere, er habe sich derselben ordentlicher Weise ganz entäußert, und nur in seltenen und außerordentlichen Fällen, wo er Beweise seiner Heiligkeit geben wollte, sie gebraucht. Andere endlich, er habe sie zwar stets besessen, aber niemals gebraucht (*ἄρρηκτον quidem idiomatum naturae divinae habere, ὅμως αὐτὸν αὐτὸν suspendere*). Die Letzten leugnen auch ebendeshalb, daß Jesus während seiner Niedrigkeit die ihm beilegenden Wunder durch die Kraft seiner Gottheit gethan habe; vielmehr sei dies geschehen durch die außerordentlichen Geistesgaben, welche, wie den andern Propheten, so auch ihm, nach seiner menschlichen Natur, der Geist Gottes verliehen habe. — Dagegen daß die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche darüber irgend etwas bestimmen, haben spätere Theologen, obwol nicht übereinstimmend, mehr Grade der Erniedrigung (gradus seu genera exinanitionis) unterschieden, und gewöhnlich folgende fünf derselben angenommen: 1) seine armselige Geburt, 2) sein mühseliges Erdenleben, 3) sein Leiden, 4) seinen Tod, 5) sein Begräbniß. Andere (wie Reinhard) unterscheiden diese fünf Grade also: 1) die niedrigen und armseligen Umstände, unter denen er in die Welt trat, und die auch foglich mit Gefahren und Nachstellungen verbunden waren (Luc. 2, 1—20. Matth. 2, 1—23). 2) Die Beschwerlichkeiten, die er in seiner Jugend übernahm (Matth. 2, 23. Job. 1, 47. Marc. 6, 3); 3) der mühsame Besorham, den er dem Mosaikern Gesetze leistete (Luc. 2, 21. 42. Matth. 17, 24—27. Gal. 4, 4.); 4) die großen Unbequemlichkeiten, mit denen sein Schramt verbunden war (Job. 7, 1. 9. 22. Matth. 13, 10—17. Luc. 24, 25. Marc. 15, 40. 41); 5) die fürchterlichen Leiden, womit er sein Erden beschloß (Marc. 14, 32—36. Luc. 22, 40—46. Matth. 27, 46. Hebr. 5, 7. 8). — Was die Ablichten der Erniedrigung Christi betrifft, so sind zwar die Theologen im Allgemeinen darin einstimmt, daß sie zum Besten des menschlichen Geschlechts geschehen sei; welchen aber auch hier in Angabe der besonderen Hauptursachen ab. Gewöhnlich stellen sie folgende vier auf: 1) die Erlösung der Menschen von der Sünde, indem er sie durch seinen Tod mit Gott versöhnte (Hebr. 2, 14—18. 1. Joh. 5, 3); 2) der einleuchtende Beweis, den er dadurch von der Liebe seines Vaters sowohl als von seiner eignen den Menschen gegen wollte (Job. 3, 16. Röm. 5, 6—11. Ephes. 5, 2); 3) er wollte sie zum Glauben und

Vertrauen zu ihm bewegen (Hebr. 4, 15, 5, 5); 4) ein vollkommenes und lehrreiches Beispiel zur Nachahmung aussellen (Matth. 20, 28. Joh. 13, 12—15. Phil. 2, 5. 1 Petr. 2, 21). Für Nr. 3 führt Reinhard an: Christus sollte durch das Gefühl des menschlichen Elends zu einem mitleidigen und für die Menschen recht schütlichen und erwünschten Regenten gebildet werden, und fast so jenen allgemeineren Gedanken viel spezieller auf (Hebr. 2, 17. 18. 4, 14—16. 5, 7—9).

Den zweiten Stand der Person Christi nennt man den der Erhöhung (status exaltationis) nach Philip. 2, 9—11, wo die *Κυριαγὸς* mit exaltavit überlegt, und versteht darunter den höchst glückseligen Zustand, in welchem Jesus, allen Übeln und Unvollkommenheiten dieser Erde enthoben, die ganze Kraft und Würde der göttlichen Natur vollständig angenommen hat und genießt; oder, wie es Reinhard noch vollständiger erklären zu müssen glaubte: „beatissima Christi conditio, in qua perpetuo attributorum divinarum usu et honore divino auctus, rerum universitatem gubernat.“ Das subjectum exaltatum, sagt man, sei im eigentlichen Sinne die menschliche Natur Christi, die alle menschliche Schwachheiten abgelegt, und dagegen unendliche Vollkommenheiten erlangt habe. Weil inessen doch auch die göttliche Natur in sofern an dieser Erhöhung Theil genommen habe, in wiefern sie ihre Menschheit in den völligen Gebrauch der göttlichen Eigenschaften setzte: so ließe sich in diesem Sinne behaupten, daß der ganze Christus das subjectum exaltatum sei. Ubrigens habe man eine Erhöhung theils als eine Folge der persönlichen Vereinigung, theils als eine Belohnung seines für die Menschen übernommenen Todes anzusehen. Auch in dem Stande der Erhöhung unterschieden man wiederum fünf Grade, oder vielmehr Veränderungen, die zu verschiedenen gehören, und mit der Person Christi, wie behauptet wird, theils schon vorgegangen sind, theils noch vorgehen sollen. Man führt sie gewöhnlich also auf: 1) die Höllefahrt Christi (descensus ad inferos), welche, wie die Concordienformel lehrt, darin besteht, daß der ganze Christus, als Gott und Mensch, nach seinem Begräbniß in die Hölle hinabgestiegen sei, um den Saten zu überwinden und ihn aller Macht über die Menschen zu berauben (1 Petr. 3, 18. 19. 4, 6. Ephes. 4, 9); 2) die Auferstehung von den Tothen, mit dem verklärten Leibe (Matth. 28, 6 fg. Luc. 24, 51. Apostelgesch. 1, 9); 3) die Himmelfahrt (Marc. 16, 19. Luc. 24, 51. Apostelgesch. 1, 9); 4) das Sitzen zur Rechten Gottes, als Bezeichnung der Welt Herrschaft, die er mit dem Vater theilt (Apostelgesch. 2, 33 fg. 3, 21. Phil. 2, 9. Hebr. 7, 26); 5) die Ersehung zum Weltgericht (Matth. 16, 27. 24, 30—46. 25, 1 fg. Joh. 5, 20—29. 2 Kor. 5, 10. 1 Thess. 4, 14—17). — Als die wichtigsten Ursachen, welche Gott durch die Erhöhung Jesu habe erreichen wollen, nennt man folgende: 1) sollte dadurch eine genauere Kenntniß der Natur Gottes, und besonders der Verehrung des Sohnes Gottes unter den Menschen befördert werden; 2) sollte dadurch die menschliche Natur Christi zum völligen Gebrauch der göttlichen Eigenschaften

gelangen; 3) sollte sie eine feierliche Versicherung sein, daß Christus alle Bedingungen erfüllt habe, unter welchen Gott den Menschen die Sünde vergeben wolle; 4) sollte mit ihr die zur Ausbreitung und Erhaltung der christlichen Religion so nöthige Mittheilung des heiligen Geistes verbunden sein; 5) sollte die Welt an Christo einen Regenten, und das menschliche Geschlecht besonders an ihm ein Haupt haben, zu welchem es das uneingeschränkte Vertrauen und die freudigsten Hoffnungen setzen könnte; 6) sollte sich Christus seiner Erlösung, so lange die jetzige Weltperiode währt, stets annehmen.

Die Lehre von den beiden Zuständen Christi hat, wie vorliegt, die protestantische Kirche, mit vieler Unständigkeit und auch nicht ohne mancherlei Spitzfindigkeit, selten ausgebildet, weil sie dieselbe mit dem Dogma von der Vereinigung der beiden Personen in Christo verband. Die heilige Schrift selbst weiß von allem dem nichts. Sie stellt, besonders in den drei ersten Evangelien, den Wechsel des Geschicks Jesu ganz einfach und natürlich dar, wie er Niedrigkeit, Verarmung, Schmach, Verfolgung, Unthat und sein Kreuzesleiden in Gehuld und Ergebung getragen, wie aber das höhere und selige Beden ihn für seine beschreibende, milde, hohe, reine und unerschütterliche Tugend auf das Herrliche belohnt habe. Auch die ältere Kirchenlehre ist in Beziehung auf diesen Artikel noch sehr einfach, und bringt viel natürlichen und ungewungenen, die beiden Zustände Christi in Zusammenhang mit dem Erlösungswerke. Wenigstens findet sich von der Ansicht, welche die anerkannte der Lutherischen Kirche wurde, keine Spur, daß durch die Erniedrigung der Gebrauch der göttlichen Eigenschaften in Christo völlig aufgehört habe. Auch würde sie sich schwierig den handgreiflichen Widerspruch haben gefallen lassen, in welchem diese Vorstellung, trotz aller Clauseln, durch welche man es zu verdecken sucht, mit der ihrigen und beständig behaltenden von der Mittheilung des Göttlichen an die Menschheit Jesu steht. Von dem Standpunkte der rationalen Theologie aus betrachtet, verliert dieser Artikel aber vollends Alles Gewicht. Denn abgesehen von der Willkür, womit man bald Dieses, bald Jenes zu dem Stande der Erniedrigung rechnet, haben unbefangene und gründliche Forschungen in der biblischen Theologie den Beweis geführt, daß dieses Dogma weder in der heiligen Schrift, noch im ganzen Urchristenthum als Glaubensdogma hervorgetreten sei, sondern als eine der idealen Darstellungen, welche man auch bei dem Menschlichen in Jesu anwendete, und in welcher man selbst über die Davidische Abkomme (als das Höchste des jüdischen Messianismus) hinausging; und daß es nicht einmal zu dem eigentlichen Inhalte des *evangelium* gehört habe. Endlich bedarf es kaum der Bemerkung, daß was man zu den Graden der Erhöhung Jesu rechnet, theils ohne alle biblische Begründung ist, wie die Höllefahrt Jesu, theils, wie die drei letzten Stücke, nur auf den Ergebnissen einer Erregte beruht, die auf Unbefangenheit, Gründlichkeit und wissenschaftliche Kritik überhaupt keinen Anspruch machen darf.

Bergl. Jul. Aug. Ludw. Wegscheider: Instituta-

tionones Theologiae Christianae dogmaticae. Pars. III. cap. II. §. 129—131. Franz Volk. Reinhardt: Vorlesungen über die Dogmatik. Loc. VII. §. 97—102. (Beide Schriften, besonders die erstere, geben die weiteren literarischen Nachweisungen über diesen Gegenstand.) E. d. m. Fr. Otto Baumgarten: Christus: Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Zweite Abtheilung, III. Abth. §. 59. W. B. Wünsch: Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Mit Belegen aus den Quellenchriften u. versehen von Daniel v. Gölln. Nach dessen Tode fortgesetzt von Chr. Gottthold Neudorfer. 2. Hälfte, 2. Abtheil. Cassel 1838, S. 470—481.

(K. Chr. Lebr. Franke.)

ERNODEA. Eine von Swartz (Prod. II. Ind. occ. p. 29) aufgestellte Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der vierten Einflüßigen Classe und aus der Gruppe der Spermatoceten der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch klein, vier- bis sechs- theilig; die Korolle unterseitsförmig, mit weiß langer, vierkantiger Röhre und vier bis sechs Fäden des Saums; die Staubfäden in der Corollenröhre angewachsen; der Griffel lang, fadenförmig, mit ausgewandter oder gespal- tener Narbe; die Beere mit dem Kelche gekrönt, zwei- fächerig, mit einsamigen Fächern. Es sind vier Arten dieser Gattung bekannt, welche drei UnterGattungen bil- den: A. Ernodes. Die Kelchröhre eiförmig, der Saum vier- bis sechs- theilig, mit ablang-linienförmigen, zuge- spitzten, aufrechten, stehenbleibenden Fäden; die Korolle mit nacktem Rachen und vier bis sechs lanzettförmigen, zurückgerollten Fäden; die Staubfäden aus der Corolle hervorragend, mit aufrechten, zugespitzten Antheren; der Griffel länger als die Staubfäden, mit ausgebreiteter Narbe. 1) *Ern. litoralis* Sw. (l. c., Fl. Ind. occ. I. p. 223. t. 4. Gärtner fil. suppl. carpol. t. 196. Ach. Richard Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 156. t. 15. f. 2). Knoxia P. Browne jam. 140. n. 1. Thymelaea Soane jam. II. p. 93. t. 169. f. 1 et 2), ein liegender, ästiger (daher der Gattungsname: *procr.*, Zweig) Halbstrauch mit gegenüberstehenden, fast ungestielten, lanzettförmigen oder elliptischen Blättern, einfachen Aestblättern, adföhländigen, ungestielten, blas- gelben Blüten und gelben Beeren; wächst auf den Kü- sten der Antillen. B. *Cuncea Hamilton* (Don prodr. l. nep. p. 135). Der Kelchsaum sehr klein, vierjähig; die Korolle mit kurzer Röhre, zottigem Rachen und vier runden Zappen des Saums; vier linienförmige, unge- stielte, eingeschlossene Antheren; die gespaltene Narbe aus der Corolle hervorstehend. 2) *Ern. nepalensis Spreng.* (Cur. post. p. 40. C. trifida Hamill. l. c.) ein in Nepal einheimisches, aufrechtes, ästiges Kraut mit dreh- rundem, stielgem Stengel, gestielten, elliptisch-lanzettfö- rmligen, feindeckelten Blättern, borstig-dreispaltigen Aest- blättern, einblühigen, vielblüthigen Aestblöden und kleinen gelben Blumen. C. *Putoria Persoon* (Syn. I. p. 524). Die Kelchröhre eiförmig, der Saum mit fünf kleinen Zähnen; die Corollenröhre drehrundlich, der Rachen nackt, die vier Fäden des Saums zugespitzt, offen- stehend; die Staubfäden kaum hervorstehend, mit ablang-

linienförmigen Antheren; die Narbe gespalten; die Beere fast saftlos. 3) *Ern. montana Salthorp et Smith* (Fl. græc. t. 143. Asperula calabrica L. fl. suppl. p. 120. Heritier stirp. I. t. 32. Sherardia foetida Lamarck encycl. IV. p. 326. Pavetta foetidissima Cyrillo pl. neap. I. p. 8. t. 1. Louceera acutula Uersa in Römer's Archiv I. I. S. 68. Putoria calabrica Pers. l. c.), ein steifer kleiner Strauch mit lederartigen, ablang-linienförmigen, stumpfen Blättern, welche gerieben sehr unangenehm riechen, einfachen Aestblättern und ungestielten, an den Enden der Zweige zusammengehäu- ten, purpurrothen Blüten; wächst auf Kalkstein im Gebiete des Mittelmeers, am nördlichsten bei Ragusa. 4) *Ern. indica**) Putoria? indica Candolle prodr. IV. p. 577), ein auf dem Nilgaber-Gebirge in Hindustan einheimisches, wenig ästiges, zottiges Kraut, mit eifö- rmligen Blättern und jederseits zwei pfriemenförmigen Aestblättern. Die Blüten sind wie bei der vorhergehenden Art; aber fruchttragende Exemplare hat der Entdecker Leachmann nicht gefunden. (A. Sprengel.)

ERNODURUM kommt nur im Itiner. Anton. p. 460 vor als eine Stadt in Gallia Aquitania, südwestlich von Aquarum. Wesseling hält die in der vita St. Ambrosii Cadurcensis vorkommende Stadt Ernorum für gleich mit Ernoderum und schließt daraus, daß es das heutige St. Ambrois (sur l'Arnon sei. (L. Zander.)

ERNOLSHEIM. 1) E., Gemeindegort im fran- sischen Departement des Niederrheins (Elsas), Canton Wolfheim, Bezirk Strassburg, liegt drei Meilen von dieser Stadt entfernt, an der Bräusch und hat eine evangel. Kirche und 787 katholische Einwohner. Im J. 1262 wurde dies Dorf von den über ihren Bischof Walter von Geroldsdorf, zu dessen Gebiete es gehörte, erzürnten Stras- burgern niedergebrannt. 2) E., Gemeindegort desselben Departements, Canton und Bezirk Zabern (Saverne), hat 12 katholische Einwohner, welche nach St. Jean des Ghours eingepfarrt sind, und 662 lutherische Einwohner, die ihren eigenen Pfarrer haben. (Nach Barbichon und Aufflag.)

(Fischer.)

ERNST. I. Anhalt. 1) Ernst. Fürst von An- halt'), war ein Sohn des Fürsten Georg I., welcher den 21. Sept. 1474 starb, und fünf Söhne hinterließ: Baldemar, Rudolf, Georg, Ernst und Siegmund (s. Anhalt I. Sect. 4. Bd. S. 122 fg.). Die drei Brü- der Baldemar, Georg und Ernst ergriffen im J. 1492 ernstliche Maßregeln gegen die Bürger und Untertanen der genannten Städte angriffen, und Verhaftung und Bestrafung ausübte d. h. Unter anderem hatte sie den Schultheißen zu Bernburg in gefängliche Haft nehmen lassen. Die Fürsten hielten einige Male um seine Entlassung bei der Fürstin an, schrieben auch an den Erzbischof Ernst von Magdeburg, der aber sehr

1) Bei Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt. 5. Th. I. B. Cap. 3. S. 131. 132.

nach Hedwig's Seite hin neigte, und erlangten daher nie eine genügende Antwort. Auch hatte der Kaiser Friedrich III. lange vor der Zeit einige Male (den 13. März 1470 und den 19. Aug. 1488) an die Fürstin rescribirt, daß sie doch den getroffenen Vergleichsen besser nachliebe, auch nichts von ihren Herrschaften, Habe, Briefschaften veräußern oder entfremden möchte. Dieses ward aber ebenfalls wenig von ihr beobachtet, und es verkündete sich der Verdacht von beabsichtigter Veräußerung ihrer Witwen Güter immer mehr. Selbst der Fürstlein völderlich erbliches Schloß und Herrschaft Wernburg mit ihrer Zubehörung hatte sie vor, ihnen zu Schaden an Andere zu bringen. Die Fürsten bemächtigten sich daher im J. 1492 ihres Schloßes Wernburg nebst andern Schloßern, um sich derselben zu versichern, jedoch unbeschadet der Nutzung des Leibgedings der Hedwig, und setzten den bisher zu ihrem Hohn und ihrer Schmach gefänglich gehaltenen Schultzeisen in Freiheit. Sie berichteten, was sie gethan, in einem Schreiben an den Erzbischof Ernst von Magdeburg, und gaben ihre Gründe, die sie dazu bewogen, an. Einen gleichmäßigen Bericht lieferten sie an die Kurfürsten zu Sachsen und zu Brandenburg, die Herzoge zu Braunschweig, und an andere herumliegende Bischöfe, Grafen, Herren, die Capitäl zu Merseburg und Halberstadt, ingleichen an die Ritterschafft und Städte beider Eistser abgeben, mit dem Ersuchen, ihnen in ihrer so beschaffenen Angelegenheit beiständig zu sein, und wenn es der Fall erseheite, Beistand zu leisten, auch keinem widrigen Bericht Glauben zu schenken. Die Fürstin Hedwig beklagte sich auf das Höchste darüber, daß die fürstlichen Brüder mit ihrer Mannschafft und ihren Helfern zur Nacht und bei Schlafenszeit zu ihr in das Schloß gefallen seien, die Thore aufgehauen, mit Steinen um sich geworfen, mit Pfeilen geschossen, ihren Marschall, ihre Secretarien und ihre andern Hofbedienten angreifen lassen, und durch harte Eide gebunden, und einen Theil genöthigt, sich von Stund an hinweg zu begeben. Hierauf seien sie mit gewaffneter Hand zu dem Zimmer ihrer weiblichen Dienerschaft und endlich zu ihrem eigenen Gemache gelaufen. Als die Fürstin sie zur Rede gesetzt, haben sie zur Antwort gegeben, sie hätten gewisse Nachricht, daß sie in wenig Tagen das Schloß und Land Wernburg dem Erzbischofe übergeben wolle. Sie haben, beklagte sich die Fürstin ferner, alle Gemächer eingenommen, alle Schlüssel davon geändert, und ihr nichts weiter als ein Haus und eine Stube übriggelassen, in welcher sie gleichsam gefänglich verwahrt worden sei, so daß sie diesem Unfall an keinen ihrer Freunde und Verwandten habe berichten können. Im Betreff der Gefangenschafft des Schultzeisen antwortete sie, daß solches nicht ohne Ursache, sondern wegen seiner Verbrechen und besonders verübter Dieberei geschehen. Zu ihrer Verteidigung wandle sie viele Gegenklagen ein. Der Erzbischof gab vor, daß die Einnahme des Schloßes Wernburg ihm als Lehnsherrn zu besonderm Hohn und Beachtung geschehen, und dadurch wider ihn eine Felonie begangen sei. Den Fürsten Woldeemar, Georg und Ernst ließ er wi-

sen, daß er zur weiteren Entdeckung seiner Meinung seine Råthe zu ihnen schicken würde. Als diese sich eingestellt, machten sie im Namen des Erzbischofs wegen Bemächtigung des Schloßes Wernburg Vorwürfe, und verlangten, daß es nebst dem gefangenen Schultzeisen ihnen zu Handen gestellt werde. Die Fürstlein wandten dagegen ein, daß die fürstliche Witwe ihnen seit langer Zeit große Widerwärtigkeiten zugefügt, und sie sich wegen der Gefangenschafft bei dem Erzbischof zum Hülfe beklagt haben, aber vergebens. Die Fürstlein entwickelten ferner ihre und ihres Hauses Verdienste um das Erzstift und den Erzbischof Ernst, und stützten sich auf die klaren Beschreibungen, daß das Erzstift in keinerlei Weise ihr Feind sein wolle, verweigerten die Uebersetzung des Schloßes, erboten sich jedoch, vor gewissen, beiderseits beliebigen Anträgern, oder die Grafen, Prälaten, Ritterschafft und Städte des Erzstifts Magdeburg, oder seine eigenen Råthe die Sache verdröben zu lassen, und einen Ausspruch zu dulden, oder ferner dem Kurfürsten Friedrich zu Sachsen, dem Kurfürsten Johann von Brandenburg, und dem Herzoge Heinrich dem Älteren zu Braunschweig die Sache zur Untersuchung zu übergeben, endlich auch sich dem Erkenntniß des Kaisers und des Papstes zu unterwerfen. Hierauf antworteten die Råthe des Erzbischofs, sie haben nur den Auftrag, zu vernehmen, ob sie ihm das Schloß überantworten wollten oder nicht. Der Erzbischof beharrte darauf, das Schloß solle durchaus in seine Hände gestellt werden, im widrigen Falle wolle er die Fürstlein Woldeemar, Georg und Ernst überziehen, und das Schloß mit Gewalt der Waffen einnehmen. Doch ward durch die Abgesandten des Kurfürsten Friedrich und des Herzogs Georg von Sachsen vermittelst eines Präliminarvergleichs, zu Kalbe den 6. Aug. 1492 die Sache dahin gerichtet, daß dieselbe sechs Schiedsrichtern übergeben werden und diesen inszwischen auch das Schloß in die Hände gestellt werden sollte, bis die Streitigkeit ihrer Endschafft erreicht. Diesem Präliminarvergleiche zufolge ward auch das Schloß dem Grafen Hebbard zu Mansfeld, dem Grafen Ulrich zu Reinheim, Johann Ratorfen, Ertton von Dießkau, Georgen von Ammborf und Hans Rauchhaupten, als künftigen Schiedsrichtern gegen ertheilten Rovers Janertraut, und im Ubrigen der 28. zum Verhör angelegt. Indessen hatten die Fürstlein Woldeemar, Georg und Ernst dem kaiserlichen Hofe das Verbalten der Fürstin Hedwig und des Erzbischofs bewogen vor-gestellt. Der Geist der Fürstin war dem kaiserlichen Hofe schon bekannt, auch begte dieser die Besorgniß, es möchte das Verbalten des Erzbischofs dem Kaiser an der Reichslehn präjudiciren. Der Kaiser Friedrich III. erließ daher an den Erzbischof ein Rescript¹⁾, dieser solle den auf den 28. Oct. angesetzten Termin abwarten, und im Falle die Sache alsdann nicht abgethan, so solle er doch dann nicht in die Fürstlein bringen, sondern fernerer Erkenntniß gewärtig sein. Auch rescribirt der Kaiser an den Bischof von Merseburg, daß dieser in eigener Per-

2) Bei Schmidmann S. 155.

son an des Kaisers Statt auf den gedachten Tag (den 28. Oct.) den Fürsten von Anhalt beistehend sein sollte¹⁾. Nicht minder ließ der Kaiser Schreiben²⁾ an die Herzöge Friedrich, Johann und Georg zu Sachsen, den Markgrafen Johann von Brandenburg, die Herzöge Heinrich den Älteren und Jüngeren zu Braunschweig ergehen, daß Jeder die Fürsten von Anhalt schützen sollte. Allen Grafen, Herren, Capiteln, Ritterchaften, Städten und Unterthanen der Stifte Magdeburg und Halberstadt verbot der Kaiser, dem Erzbischofe von Magdeburg gegen die Fürsten von Anhalt Beistand zu leisten³⁾. Auch schrieb der Kaiser an den Papst⁴⁾ und an den Cardinal Raimund, daß, wenn Hedwig sich an den Papst wenden sollte, er die Sache an des Kaisers Hof zurückweisen möchte. Der Papst Innocenz nahm diesem zufolge die Fürsten von Anhalt, Woldemar, Georg, Ernst und Rudolf, welcher Letztere besonders gut bei dem Kaiser stand, in seinen Schutz. Als man Mittwochs nach Simonis Juda zum Verhöre schritt, wurde, weil Graf Gerhard von Mansfeld inzwischen gestorben, Anfangs von den übrigen Schiedsrichtern protestirt, daß sie zwar die Sache hören, jedoch laut des gemachten Vergleichs zu keinem Spruche schreiten wollten, bevor sie sich über die Wahl eines Sechsten verglichen haben würden. Der Mandatarius des Erzbischofs, Dr. Johann Regenhofen, verlangte im Namen seines Herrn, daß die Fürsten wegen der ihm zum Hohen geschehenen Einnahme des Schlosses Bernburg des Lehns für verlustig erklärt werden sollten. Dr. Johann Pod, welcher von Seiten der Fürsten erschien, bat um drei Monate Frist. Nach hin und her gegangenen weiteren Wortwechseln und Protestationen wurde mit Einwilligung beider Parteien eine Prorogation bis Sonntags nach Empfangs Mariä angelegt. Dieses vernichtete die Fürsten dem Kaiser, und bateten ihn, daß er ihnen von seiner Seite einen rechtsverständigen Doctor zum Beistande schicken möchte. Nach vielen Remonstrationen und Gegemonstrationen kam endlich die Sache wieder zwischen den Fürsten und der Fürstin zum Vergleich, in welchem die vorigen Vergleiche erneuert, jedoch den Fürsten die Oberherrschaft sammt Bewahrung des Schlosses zugesprochen, der Fürstin aber nach wie vorher die Einkünfte vorbehalten wurden. Diesen Vergleich bekräftigte auch der König Maximilian den 15. Juni 1493 zu Worms, aber die Fürstin hielt ihn ebenso wenig, als die vorigen. Deshalb beschwerten sich die Fürsten bei dem Erzbischofe, und gaben zu verstehen, daß sie die königliche Bestätigung nicht annehmen könnten, weil sich die Fürstin nicht dem Anlasse gemäß bezieht, berufen sich auch zugleich in einem zu Fußburg gegebenen Schreiben auf ihren Bruder Rudolf. Der Erzbischof aber antwortete noch denselben Tag, daß er die Publication nicht länger würde ansetzen lassen. Hieraus blieb es von beiden Theilen bei dem vorigen Widerrufen, bis endlich die

Fürstin durch ihren Tod im J. 1498 dem Habere ein Ende gemacht, und den sämtlichen Brüdern die so lange in Frage stehenden Schloßer und Güter in ruhigem Besitze zurückließ. Von der Gesellschaft des heiligen Antonius wurde Ernst nebst seinen Brüdern Georg und Rudolf im J. 1496 in die Bräuererschaft aufgenommen, und Alter guten Werte, welche seit Entsetzen des Ordens geübt, und in den 344 Klöstern künftig gethan werden würden, theilhaftig gemacht. Zur Beförderung der Bienenzucht und der alten Bergwerke in ihrem Fürstenthume Anhalt und der Herrschaft Jorrm erließen die Fürsten Woldemar, Georg, Ernst und Rudolf am Donnerstag nach Fasto mihi 1499 zu Bernburg eine Verordnung⁵⁾, und im nämlichen Jahre noch eine, wie es mit Zulassung des Ordens, welches die Gewerke geben müssen, in gewissen Beziehungen mit den Stollen, Gruben und Schächten sollte gehalten werden. Zu dem völlig neuen Bau der Kirche zu Dessau, welcher im J. 1506 vorgenommen ward, legten Fürst Ernst und dessen Sohn Johann den Grundstein. Da bei dem Bause das Begräbniß Woldemars, des letzten Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg, aus dem anhaltinischen Stamme, des Fürsten Georgs des Älteren von Anhalt, des Vaters der Fürsten Ernst, ingeleichen anderer Fürsten von Anhalt berührt ward, so ließ Ernst alle Gebeine derselben in einem besonderen Kasten sammeln, und dafelbst an der Stelle, wo er nachmals begraben ward, wieder in die Erde legen. Die Summe Geldes, welche Kurfürst Johann von Brandenburg von seinem Bruder, dem Fürsten Johann Georg dem Starcken entlehnt hatte, der ihm die Herrschaft Goßbus und Pein dazu verleiht, bekam Ernst von dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg zurück, und trat ihm also die genannten Herrschaften wieder ab. Die Mühe zu Dessau an der Ruine baute er im J. 1512 von Grund auf neu. Sonst auch ließ er die Stallung, das Braubaus und andere notwendige Gebäude bei dem Schlosse zu Dessau aufrichten. Kraft der zu Göln den 12. Sept. 1512 gegebenen kaiserlichen Commission beehrte er in diesem Jahre die Äbtissin Gertrud zu Gerrode mit den gewöhnlichen Regalien des Stiftes, wohnte im folgenden Jahre (1513) nebst den Fürsten Wolfgang dem Beilager der Schwester desselben Namens Margaretha mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen bei, empfing nebst seinem Vetter, dem Fürsten Wolfgang, von dem Erzbischofe Albrecht von Magdeburg im J. 1515 zu Halle die magdeburgischen Lehen, starb den 12. Juni auf dem Schlosse zu Dessau, und hinterließ von der Enkelin des Königs Georg Podiebrad von Böhmen, Margaretha, der Tochter des Herzogs Heinrich von Münsterberg, mit welcher er den 20. Jan. 1494 zu Goßbus vermählt war, drei⁶⁾ unmündige Söhne Johann, Georg und Joachim, über welche die Mutter die Vormundschaft führte⁷⁾.

1) Rescript bei Beckmann S. 133. 4) Bei demselben S. 138. 154. 5) Schreiben bei demselben S. 134. 6) Schreiben bei demselben S. 154.

7) Bei Beckmann S. 57. 58. 8) Der vierte Sohn Theodor war sogleich nach der Taufe gestorben. 9) Sagittarius, Historia Principum Anhaltinorum. p. 140. 141. Beckmann S. 2d. 2. Buch. Cap. 18. S. 151.

2) Ernst, Fürst von Anhalt, vierter Sohn Christian's I., geb. den 19. Mai 1608 zu Amberg in der Oberpfalz, ward seit 1618 zu Krieg in Schlesien mit dem Sohne des Herzogs Johann Christian unterrichtet, begleierte im J. 1621 seinen Vater auf der Reise nach Schweden, machte sich hier bei dem Könige Gustav Adolf ganz beliebt, reiste mit dem Vater von Schweden nach Helsingburg in Pommern, machte 1622 eine Reise in die Niederlande, wo er verschiedene Städte und Festungen in Augenschein nahm, befand sich in Bergen op Zoom während der Belagerung derselben durch den Marquis de Spinola, machte hierauf dem Moriz von Oranien im Haag seine Aufwartung, reiste zu Anfange des Jahres 1623 mit seinem Bruder Christian II. nach Dänemark, wo er ebenfalls durch Betrachtung der Umgebung seine Kenntnisse zu erweitern suchte. Nach seiner Rückkehr und seinem fast drei Monate währenden Exilen am dreitägigen Fieber ward er noch vor Ende des J. 1623 von seinem Vater nach Italien geschickt, wohin ihm sein Bruder Christian vorausgegangen war, hielt sich hier größtentheils in Venedig und Florenz auf, und erwarb sich unter andern Kenntnissen auch die der italienischen Sprache. Zu Ende des Septembers 1625 langte er wieder zu Harzigrode bei seinem Vater an, und ward von ihm im J. 1626 nach Oßern nach Ghistrow geschickt, um dem Belagerer seiner älteften Schwester Eleonora Maria beizuwohnen. Nachdem er sich in ritterlichen Übungen und in geistigen Beziehungen auf das Beste ausgebildet, ward er im J. 1626, obschon erst 18 Jahre alt, wegen seiner guten Eigenschaften zu öffentlichen Geschäften gebraucht. Von dem gesammten fürstlichen Hause und den sämtlichen Ausschüßständen ward ihm mit Auszeichnung des Obersten Dietrich von Werder eine bedeutende Gefandtschaft an den Kaiser Ferdinand II. und den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen in wichtigen Angelegenheiten des gesammten Fürstenthums übertragen. Im Dec. 1626 begab er sich zu dem Kurfürsten von Sachsen, legte bei ihm seine Commission mündlich so gut ab, und setzte sie dann bei dessen Ministern so trefflich fort, daß der Kurfürst ihn in seinem Empfehlungsschreiben vom 28. Dec. 1626 an den Kaiser wegen seiner guten Eigenschaften pries, und versicherte, er werde mit der Zeit ein tapferer Regent werden. In Wien, wo er den 16. Jan. 1627 anlangte, trug er die Gegenstände seiner Gefandtschaft dem Kaiser ebenfalls mündlich vor, und betrieb bei seinem kaiserlichen Aufenthalte an dem kaiserlichen Hofe durch persönliche Aufwartungen bei dem Kaiser und dessen Räten seine Commission so, daß er endlich eine solche Auszeichnung erlangte, mit welcher das fürstliche Haus nach Beschaffenheit der Zeiten und Umstände gar wol zufrieden war. Zugleich war ihm aufgetragen, bei dem kaiserlichen General, dem Herzog von Friedland, anzufuchen, daß die sich effective auf 2000 Mann belaufenden, in Zerbst und in der Elbschanze liegenden acht Compagnien aus dem Fürstenthume hinweggenommen oder wenigstens der Unterhalt vermindert werden möchte. Daber begab sich Ernst nach Prag, während er den von Werder in Wien

zurückließ, um die kaiserlichen schriftlichen Entschlüsse zu abzuhandeln. In Prag wußte sich Ernst bei Wallenstein sogleich auf das Beste zu empfehlen, und brachte dann bei ersterer Gelegenheit sein schwieriges Anliegen vor. Der General schlugte Anfangs die Unmöglichkeit vor. Ernst ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern setzte die Vortreibung seines Bettes durch Ausführung der Beweggründe täglich fort, und brauchte dabei so viel Bescheidenheit und Geduld, daß er endlich die Veranordnung an den Obersten Altinger erlangte, die Hälfte der acht Compagnien (also 1000 Mann) nebst dem dazu befügigen Unterhalt dem Fürstenthume abzunehmen. Dieses ward auch alebald ins Werk gerichtet. Bei dieser Gelegenheit ermahnte Wallenstein den fürstlichen Jüngling sehr, daß er sich unter das Heer begeben möchte, denn hiemit würde er seinem Vaterlande viel dienen können. Ernst antwortete, daß er ohne Wissen und Einwilligung seines Vaters sich hiezu zu nichts erklären könne. Indessen begab er sich bald nach geendigter Reise und abgestattetem Bericht wieder zu dem Herzog von Friedland, und erlangte bei ihm ferner, daß das Fürstenthum wieder zweier Compagnien und ihres Unterhaltes entseidigt, und die Stadt Zerbst von der Einquartierung befreit wurde. Auch bewirkte er ferner durch eine dritte Reise zu Wallenstein, daß von den übrigen zwei Compagnien noch eine abgeführt und nur eine in der Elbschanze verbleiben sollte. Diese sollte das Fürstenthum zwar unterhalten, jedoch außerdem im geringsten nicht mit Mustern, Soldaten, Sammlung oder Einquartierung beschwert werden; und zu diesem Zwecke ward ausdrücklicher Befehl erteilt, daß die in der Nähe liegenden Kriegsofficiere, das Fürstenthum beschützen und handhaben, auch keine kaiserlichen Truppen durch das Fürstenthum ziehen sollten, sie hätten sich denn zuvor bei Ernst's Vater angemeldet, und versprochen, daß sie der Verordnung desselben im Betreff der Quartiere und des Proviant nachleben wollten. Obgleich in den damaligen drei Jahren, wenn es zur Verteilung der Winterquartiere kam, fast alle Mal dem Fürstenthume, ein Regiment einzunehmen, vorgeschrieben werden sollte, so ward doch dieses stets durch die Fürbitte Ernst's abgewendet. Da inzwischen Wallenstein die Belagerung Straßbunds unternahm, so begab sich der junge Fürst auch dahin zu ihm, zum Theil um die Kriegssachen näher zu sehen, hauptsächlich aber, um denen, welche auf das Fürstenthum Anhalt Anweisung verlangten, entgegen zu arbeiten. Bei dieser Gelegenheit bot Wallenstein ihm ein erworbenes und völliges Regiment zu Fuß an. Dieses aber schlug Ernst beiseitig, und antwortete, daß er die Entschuldigung, daß er zu Hause zu dienen sein Belieben hätte. Als der Herzog von Friedland ihm bald darauf auch ein Regiment zu Ross anbot, und Ernst sich abermals mit seiner Jugend entschuldigte, so nahm Wallenstein dieses sehr übel an. Der Jüngling stellte die Sache auf den Eruß seines Vaters und der fürstlichen Räte an. Diese hielten einmüthig dafür, daß zur Verstärkung mehrerer Belagerung und wegen Erhaltung der anhaltischen Rande, solches Regiment nicht auszusuchen sei; daneben aber habe man

sich zu bemühen, ob solches Regiment nach Italien; wo bereits der Krieg begonnen, geführt werden könnte. Diesem zufolge ward Ernst das Regiment, welches zuvor der Oberst Hebron gehabt, und das damals in dem Jülichischen lag, übergeben, und nebst andern im J. 1629 nach Italien geführt, wo es bis in das dritte Jahr dem Kaiser diente. Bevor jedoch Ernst nach Italien kam, mußte er nebst dem Obersten Herode 15 ganze Wochen in Gortona still liegen. Hier litt Ernst und das ganze Regiment große Noth, da ihnen kein Unterhalt gereicht ward, weil sie außer dem Gorte aus dem Felde, dessen doch gar wenig war, nicht das Geringste frei und unentgeltlich, ja fast nichts für Geld haben konnten, wenn sie es gleich fünf Mal höher als den wahren Werth hätten bezahlen wollen. Dennoch erwiderte sich Ernst hierbei sehr vorfichtig und geduldig, und hatte während dieses dreijährigen italienischen Krieges jeder Zeit den Ruhm, daß er gute Ordnung und Disciplin hielt, und doch sein Regiment ebenso gut durchbrachte, als irgend ein anderer Oberster. Zugleich bewies er sich bei allen Gelegenheiten tapfer, klug, vorfichtig und thätig, und zeichnete sich besonders bei einer Gelegenheit gegen die Venetianer so sehr aus, daß der Kaiser ihm durch ein eigenhändiges Schreiben dafür Dank sagte. Im J. 1631 nach Oesterreich mußte er sein Regiment wieder nach Teutschland führen. Dabei merkte er, daß es wider den Herzog von Württemberg und andere evangelische Fürsten gebraucht werden möchte. Er suchte daher bei dem kaiserlichen Hofe um seine Entlassung an. Der Kaiser, der sich dazu ungern verstand, ließ ihm höhere Gehalts nebst aller möglichen Befriedigung anbieten. Aber Ernst bedarrte auf jener. So ward endlich seinem Ansuchen Statt gegeben, und er gnädigst entlassen. Hierauf begab er sich in die Besetzung des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, und nahm es an, ein Regiment zu Ross zu werden. Dieses brachte er auch binnen Monatsfrist zusammen. Nach gealterter Ausrüstung und Ablauf einiger Monate ward er mit ihm nebst andern Regimentern im J. 1632 dem Könige Gustav Adolf zu Hilfe geschickt, allein es besel ihn bei Nürnberg eine sehr gefährliche Krankheit. Nachdem er aber diese überstanden, wohnte er der Schlacht bei Lützen bei; verschiebene Musketenschüsse, die ihn trafen, brangen nicht durch den Luray und das Casquet, aber Nachmittags ward er durch den rechten Schenkel getroffen, und sein Ross zugleich mit gefällt, so daß er mit demselben zur Erde stürzte, und liegen blieb, bis er von seinem Kammerdiener und Leibtrichte aus den Händen des Feindes gerettet ward. In dem Graben vor Lützen ward er verwundet, und nachher nach Raumburg gebracht. Man hielt Anfangs die Verlesung nicht für gefährlich, auch war er selbst stets guten Muthes, und schrieb den 16. Nov. (1632) an seinen ältesten Bruder und seine Schwester, daß er sich nach Bayreuth begeden, und daselbst die völlige Cur abwarten wollte. Nach der Zeit jedoch ward man gewahr, daß eine Röhre ganz entzwei, die andere aber zerstückt war. Auch begannen den 18., 19., 20. Nov. der Schenkel dergestalt zu bluten, daß seine Wundheilung helfen wollte. Man fing daher an, die Cur

jahr mehr zu erweisen. Auch ergiebt es einen Ansehn von Besserung, und er dachte daher abemals auf die Reise nach Bayreuth. Aber den 1. Dec. begann das Bluten von Neuem und er empfand große Schmerzen und Mattigkeit. Zwar machte er sich nochmals einige Hoffnung auf Genesung, welche er gegen seinen Better Ludwig, welcher ihn zu besuchen gekommen war, äußerte; aber auch dies Mal vergeblich, und er starb in einem Alter von 24 Jahren, 7 Monaten und 12 Tagen. So ging sein Wunsch in Erfüllung, vermöge dessen er Gott oft gebeten hatte, daß er ihm ein kurzes, jedoch gutes Leben gewähren wolle. Den 8. Dec. früh um 7 Uhr ward die fürstliche Leiche aus Raumburg abgeführt¹⁰⁾, und den 5. Febr. 1633 in der Schloßkirche zu Bernburg in dem fürstlichen Begräbniß beigesetzt. In dem Condolenzschreiben des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen an Ernst's Bruder wird der Heidenjüngling nicht nur wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, sondern auch wegen der bereits erworbenen rühmlichen Erfahrungheit im Sachen des Kriegswesens gerühmt, und gepriesen, daß er sich bei seiner Dienstleistung bei allen Gelegenheiten willfürlich bewiesen habe¹¹⁾.

II. Baden. 1) Ernst, Markgraf von Baden, ward geboren 1462, war der jüngste Sohn des Markgrafen Christoph I., erhielt bei der Theilung, die dieser unter seine drei Söhne Bernhard, Philipp und Ernst machte, die Markgrafschaft Hochberg. Dem Herzog Ulrich von Württemberg versagte Ernst im J. 1519 die versprochene Mannschaft von 2000 zu Fuß. Die Brüder Philipp und Ernst empfingen den 27. Febr. 1521 auf dem Reichstage zu Worms von Kaiser Karl V. die Lehen. Durch das Beispiel seines Bruders Bernhard aufgereizt, ward Ernst ein Anhänger der evangelischen Lehre. Während des Bauernkrieges wurden seine Besitzungen hart mitgenommen, und er selbst mußte nach Strasburg flüchten. Im Breisgau hatten sich die Empörer sogar schon der Stadt Freiburg bemächtigt; allein es gelang dem Markgrafen Ernst und den Abgeordneten der Stadt Basel und einiger anderer Orte, die Aufwührer durch Güte und Klugheit zu bewegen, daß sie friedlich nach Hause zurückgingen, und Ernst und die genannten Abgeordneten trafen endlich den 25. Juli 1525 mit ihnen den Vergleich zu Basel. Ernst fand sich im J. 1526 auf dem Reichstage zu Speier persönlich ein. Auf demselben wurde der alte Streit zwischen Kurmainz und Sachsen wegen der Umfrage wieder regte. Vermöge der Interimsabrede vom 24. Juli 1526 ward eine neue Commission von dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und dem Markgrafen Ernst von Baden beauftragt. Vor ihr sollten beide Parteien ihre Nothdurft weiter verhandeln, darauf auf die beschlossenen Acten zur Entscheidung an die kaiserlichen Commissarien und die Kurfürsten gebracht werden. Vor den beiden erstgenannten Commissarien (Ludwig und Ernst) brachten nun Anfangs

10) Es zeugt sich bei allem Weiter ein schöner Regenergen über der Gasse, durch welche die Leiche ging. Dieser ist zu Ernst's Ehren in einem rühmlichen Gedicht verworben worden, welches sich bei Bachmann's Historie des Kurfürstenthums findet, S. 242. s. auch Cap. 2. S. 341. f. 11) Bachmann a. a. O. S. 333—341.

Reinz, und hernach auch Sachsen ihre schriftlichen Sätze an, und schlugen Beugen vor; von beiden ward dann in einem neuen Termin bis auf die Audienzplur vor der Commission mündlich verfahren. Zwar ward mit Abänderung der Beugen noch während des Reichstags der Anfang gemacht, aber dieser ging inzwischen zu Ende, und die Sache ward erst im J. 1529 auf dem nachmaligen Reichstage zu Speier gütlich beigelegt. Auf den Versammlungstag förmlicher Kurfürsten, Fürsten und Stände, welcher auf den Montag nach Ostere (den 1. April 1527) seinen Anfang nehmen, und auf welchem die Kurfürsten, Fürsten und Stände persönlich erscheinen sollten, sandten die Markgrafen Philipp und Ernst nur Botschafter. Mit neuen Vorschlägen zu Vergleichungsmitteln in der Religionsache, welche, nachdem der kaiserliche Abschied den 23. Sept. 1530 zu Augsburg publicirt worden war, gethan wurden, machte der Markgraf Ernst von Baden den Anfang, und ließ durch den Grafen Georg von Württemberg bei den Gesandten des Kurfürsten von Sachsen nachfragen, ob sie Befehl und Macht hätten, sich in fernere Handlung einzulassen, denn er (Ernst) hoffe, bei dem Kaiser eine Abänderung und Mäßigung der beschwerlichen Artikel des Abschiedes zu bewirken. Hieraus ließen die kurfürstlichen Gesandten, nachdem sie mit den markgräflich-brandenburgischen und böhmisches Räten und den nürnbergischen Deputirten Rücksprache genommen, dem Markgrafen Ernst zurückerwidern, obgleich sie seinen Befehl zu weiterer Religionsverhandlung hätten, wollten sie doch, wenn er ihnen sein Bedenken schriftlich mittheilen würde, dasselbe für sich in Erwägung ziehen, und sich sodann weiter erklären. Hieraus sandte auch Markgraf Ernst (den 10. Oct. 1530) den kurfürstlichen Räten ein Verzeichniß einiger Vergleichungsmittel zu, nach denen der Kurfürst von Sachsen und seine Religionsmitverwandte den kaiserlichen Abschied unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen annehmen sollten, so z. B. daß sie es der Entscheidung des Concils, das binnen sechs Monaten aufgeschrieben und innerhalb Jahresfrist gehalten werden sollte, überlassen wollten, ob ihre Confession mit dem Evangelium übereinstimmend und widerlegt sei, und daß sie also ihr übergebenes Glaubensbekenntniß der Erkenntniß der Kirchenversammlung unterwerfen wollten; ferner, daß sie zwar in ihren Landen und von ihren Predigern nichts Neues in Glaubenssachen wollten drucken lassen, jedoch in der Hoffnung, daß von der Gegenpartei ein Gleiches bis auf Eröffnung des Concils beobachtet werde; inselichen, daß sie Niemandes Unterthanen und Angehörige zu ihrer Religion ziehen oder verleiten wollten; doch daß dasselbe auch nicht gegen ihre Unterthanen von der Gegenpartei gethan werde; und endlich, daß sie es mit dem Kaiser und den übrigen Reichständen gegen die Sacramentirer und Wiedertäufer halten wollten. Zwar über sandten die kurfürstlichen Räte die Vergleichungsmittel an den Kurfürsten, und überließen dieselben am folgenden Tage (den 13. Oct. 1530) mit den markgräflich-brandenburgischen und böhmisches Räten und den nürnbergischen Deputirten. Da aber auch zu gleicher Zeit von dem Reichs-

putirten Vorschläge gethan wurden, so lehnten sie die fernere Unterhandlung mit dem Markgrafen Ernst ab. Die Brüder Bernhard, Philipp und Ernst stiegen in dem gegenseitigen Erbvertrage, den sie schlossen, die mündliche Erbfolge fest. Als daher Philipp im J. 1533 plötzlich starb, theilten vermöge seines Testaments seine Brüder der Bernhard und Ernst die Erbschaft zu gleichen Theilen, und Bernhard erhielt die obere Grafschaft, und ward Stifter der baden-badenschen Linie; Ernst empfing die niedere Grafschaft, und stiftete die baden-durlachische Linie. Markgraf Ernst war im J. 1551 unter den jüngeren Fürsten, welche sich durch ihre Gesandten für die Freilassung des Landgrafen Philipp von Hessen bei dem Kaiser verwandten, und die Nachfolge, welche ein längerer Verhalt des Landgrafen haben müßte, vorstellten. Ernst starb im J. 1553, und hinterließ außer mehreren Kindern den Sohn und Nachfolger Karl den Heiligen. Ernst wohnte in Pforzheim. Karl verlegte die Residenz von Pforzheim nach Durlach und erbaute hier an der Stelle, wo sein Vater ein kleines Lust- und Jagdschloß angelegt hatte, das große Residenzschloß Karlsburg. Ernst war zwar ein Verehrer der evangelischen Lehre, doch erst sein Sohn Karl führte die augsbургische Confession in seinen Herrschaften im J. 1556 öffentlich ein).

2) Ernst Friedrich, Markgraf von Baden, ein Enkel des Markgrafen Ernst, des Stiefers der baden-durlachischen Linie, der älteste Sohn Karls des Heiligen und Anna's von der Pfalz, erhielt nach dem Tode des Vaters im J. 1577 in der Theilung mit seinen Brüdern die untere oder pforzheimer Markgrafschaft, während Jacob die Markgrafschaft Hochberg, deren Hauptstadt Emmendingen war, und Georg Friedrich die obere, der Schweiz benachbarten, Herrschaften bekam. Als Jacob im J. 1590 starb, erhielt Ernst Friedrich die Vormundschaft über dessen Sohn Jacob Ernst. Dieser überlebte aber seinen Vater kein ganzes Jahr, und Ernst Friedrich führte nun die Regierung im Hochbergischen und wußte weiter. Sein Bruder, der zur römisch-katholischen Religion übergetreten war, obgleich er noch vor Einführung derselben in seinen Gebieten geflohen, hatte doch die Ausübung der Religion der augsburgischen Confession gestiftet und verwirrt. Ernst Friedrich stellte sie mit dem größten Eifer wieder her. Bei den Feindseligkeiten, welche durch die wiespaltige Bischofswahl zwischen den Strasburgern und Lothringern im J. 1592 entstanden, führte Ernst Friedrich den Strasburgern eine neue in 2000 Fußbreiten bestehende Befestigung zu. Als er in das Lager rücken wollte, stieß ihm ein Haufen von 200 lothringischen Reitern auf. Dieser aber wurde mit Hilfe der Strasburger Besatzung in Nothheim

1) Schoepflin Historia Zaringo-Badenensis. T. II, Lib. IV. Per. V. c. 5. §. 35. p. 278 et T. VII. n. 465. p. 46—94. Imhofi Notitia S. R. Germ. Imp. Procerum. Edit. IV. Lib. IV. Cap. VIII. §. 9. p. 553. §. 27. p. 257. Söderlin Die Herzogth. Reichth. Hist. 10. Bd. S. 210. 211. 11. Bd. S. 2. 28. 44. 261. 262. Derselbe, Deutsche teutsche Reichsgeschichte. 2. Bd. S. 186. Schreyer, Chron. von Durlach. S. 94.

in die Flucht geschlagen. Wegen der Verheerungen, welche die lothringischen Truppen in Elsaß angerichtet hatten, und weil alsbald auch die Länder am Unterrhein bei Gelegenheit des niederländischen Kriegs feindlich behandelt wurden, ward unter der Direction des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz im J. 1594 zu Heilbronn eine Zusammenkunft gehalten, welcher außer Friedrich selbst Johann von Weidens, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Friedrich von Württemberg, Markgraf Ernst Friedrich von Baden, und Kaspar Brandtner, der Gesandte des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg, des Administrators von Rastenburg, beizuwohnen. In dem Recesse, den sie den 16. März 1594 machten, kamen sie darüber überein, daß sie auf der nächsten Versammlung für die Abstellung der Religionsbeschwerden sorgen wollten. Diese Heilbronner Zusammenkunft ist sehr wichtig und merkwürdig, weil hier von Kurpfalz der Antrag zu einer sogenannten vertraulichen und näheren Zusammenlegung der protestantischen Fürsten, unter welchen auch Ernst Friedrich eine mitwirkende Rolle spielte, gemacht ward. Bevor wir diesen Gegenstand weiter verfolgen, bemerken wir aus Ernst Friedrich's Geschichte das, was der Zeit nach dazwischen liegt. Eward Fortunatus, Markgraf von Baden-Baden, war immer außer Landes gewesen, hatte sich um die jährlichen Zinsabzahlungen der von seinen Vorfahren und von seinem Vetter Philipp ererbten Schulden nicht bekümmert, und die Schuldenlast noch vermehrt. Kaiser Rudolf II. hatte das unter derselben feulzende Fürstenthum den Herzogen von Baiern und Vöhringen zur Verwaltung übergeben, und diese daselbst dem Marcus Fugger überlassen. Markgraf Ernst Friedrich wollte die Herrschaften nicht in fremde Hände kommen lassen. Er hatte seit langer Zeit seinen Theil der Schulden abgetragen, und da er von den Gläubigern, welche auf die sämtlichen Güter der Markgrafen von Baden klagten, verfolgt worden war, so sagte er, daß es ihn viel gekostet habe, sie zu befriedigen. Zugleich bezog er sich darauf, daß durch den Vertrag, welchen sein Großvater Ernst und die Vormünder Christoph's, des Vaters von Eward Fortunatus, im J. 1537 bei Abstellung der durch ihre Vorfahren gemachten Schulden geschlossen, ausgemacht sei, daß, wenn wegen der nicht bezahlten Schulden des Einen dem Andern Schaden gebracht würde, diesem erlaubt sein sollte, einige Voigteien des Andern so lange inne zu haben und den Nießbrauch davon zu haben, bis er und die Gläubiger befriedigt sein würden. Auf diesen Vertrag sich stützend, nahm, in Abwesenheit des Eward Fortunatus, Ernst Friedrich mit Hilfe des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von Württemberg und der Straßburger die Stadt Baden und das dazu Gehörige ein, indem er den 28. Nov. 1594 Soldaten nach Baden, Ettlingen, Kuppenheim, Stollhofen und Rastadt sandte, und sich dieser wenig bewachten Plätze, ohne einen Schuß zu thun, bemächtigte. Aus Furcht, als Verleüder der Geleise des Reichs zu erscheinen, publicirte er den andern Tag ein Manifest, in welchem er die Beweggründe zu seinem Verfahren auseinander-

setzte. Zur nämlichen Zeit schrieb er auch über denselben Gegenstand an den Kaiser, um sein Verfahren zu rechtfertigen, das durch Eward Fortunatus' Nachlässigkeit, seine Schulden zu bezahlen, veranlaßt sei. Dieser Umstand, sagte er, habe ihn genöthigt, dem Rechte gemäß, welches ihm der Vergleich von 1537 gebe, zu diesem Ausrücken zu schreiten. Der Kaiser billigte seine Gründe nicht, und verdammte seine Aufführung, da er anders woher unterrichtet war, daß Ernst Friedrich nur aus Haß gegen Eward Fortunatus so handele, welcher der katholischen Religion zugehan war, und daß Ernst Friedrich mittels eines geheimen Complots der Protestanten der Markgraffschaft Baden wenige Mühe gehabt habe, sich der Städte zu bemächtigen. Der Kaiser urtheilte, daß es ein sehr schlechtes Beispiel sei, daß man sich im Reiche solcher Thätlichkeiten bediene und sich selbst Recht verschaffe, indem man sich des Gutes des Andern bemächtigte. Den 10. Dec. 1594 ließ Ernst Friedrich den Paul Pelsaluzzi von Gleen aus Graubünden, und den Franciscus Mustatellus, einen Italiener aus dem vicentischen Gebiet, welche Diener des Markgrafen Eward Fortunatus waren, und verschiedener böser Stüde, welche sie verübt hatten, und dessen beschuldigt waren, daß sie dem Markgrafen Ernst Friedrich in Durlach nach dem Leben getrachtet, zu Durlach enthaupten, hierauf viertheilen, und diese Theile an der Strafe aufhängen. An den Herzog Friedrich von Württemberg verkaufte er im J. 1595 das Städtchen Wessheim nebst Aueböden, auch Mündelsheim und andere Dörfer. Auf dem franksfurter Convent im Jahre 1598, welchen der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Pfalzgraf Philipp von Neuburg, Johann von Weidens, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Markgraf Ernst Friedrich von Baden, Fürst Johann Georg von Anhalt, und Johann der Ältere, Graf von Nassau, durch ihre Gesandten halten ließen, stimmten sie mit Ausnahme von Pfalz-Neuburg inessgesamt in der Hauptsache im Betreff der vertraulichen engeren Zusammenlegung der protestantischen Fürsten überein. Der Zweck derselben war, wie sie sich ausdrückten, gegen das je länger je mehr zunehmende und vorbrechende Papstthum zu Handhabung des Religions- und Landfriedens für Einen Mann zu stehen und bei einander zu halten. Auch beschlossen sie die Zurückhaltung der Türkensteuer, weil sie, wie sie sagten, solche zu ihrer eigenen Vertheidigung nothwendig brauchten. Überdies ward eine andere Zusammenkunft verabredet, um sich zu berathschlagen, wie die bereits zu Papier gebrachte Notiz der Union, welches Wort je zum ersten Male gebraucht ward, zu verbessern, zu erläutern und endlich und schließlich zu vollziehen sein möchte. Zwar brachten sie auch auf der neuen Zusammenkunft im Juli 1599 zu Friedberg die Sache nicht zu einem gewissen und vollkommenen Schluß. Doch wurde der Vorfall gegen das Papstthum für Einen Mann zu stehen und keine Türkensteuer zu zahlen, erneuert. Zwischen dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, dem Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, Johann

Georg dem postulirten Administrator von Straßburg, dem Pfalzgrafen von Zweibrück, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, dem Bischofe Heinrich Julius von Halberstadt, dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, dem Herzoge Barnim von Pommern, und dem Grafen Johann dem Älteren von Nassau wurde den 27. Dec. 1600 zu Speier ein Reich abgeschloffen, kraft dessen sie überintimten, daß sie durch eine Deputation die Aufhebung der Hofsproceße, des reichhaltigen Stoffes zu Klagen und Beschwerden, vom Kaiser erbitten, keine Steuer zum Türkenkriege zahlen, und in der Straßburger Sache die Hilfe des Königs von Frankreich ansuchen wollten. Zugleich setzten sie einen neuen Convent zu Friedberg den 18. Jan. 1601 an. Auf diesem, wo noch der Bischof Sigismund von Denabrid und Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg und einige Grafen hingerateten, ward dasselbe von Neuem festgesetzt. Am 3. 1603 auf dem Convent zu Heidelberg schlossen der Kurfürst von der Pfalz, der Administrator von Straßburg, der Landgraf Moriz von Hessen und die Markgrafen von Ansbach und von Baden ein neues Bündniß wegen Aufhebung der Hofsproceße, sodas, wenn einer die Execution derselben oder die Veränderung der Religion unternähme, sie sich alle diesem widersetzen wollten, und befestigten so die Union. Auch sandten sie den Landgrafen Moriz von Hessen ab, und baten die Franzosen und die Niederländer um Hilfe. Ernst Friedrich betratte sich früher zu der Concordienformel. Später jedoch begann er, sich auf die Seite der Reformirten zu neigen, und sich mit ihnen zu verbinden, und auf dem jetzt versammelten Schlosse Staffort bei Durlach ward zu Fiede der Reformirten unter dem Schutze des Markgrafen Ernst Friedrich das staatsrechtliche Buch (liber sinfortensis), welches die christlichen Bedenken des genannten Markgrafen enthält, ausgearbeitet, und im J. 1599 herausgegeben. Dieser wichtigsten der von Seiten der Reformirten gegen die Concordienformel gerichteten Schriften sollte auch die Einführung der zuletzt genannten Religion in sein Land folgen. Schon forderte er, daß sich die Untertanen nach seinem Beispiele richten sollten, als ihn an diesem Vorhaben unerwartet der Tod im J. 1604 hinderte. Da er von seiner Gemalin Anna von Pfirsiedel keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein jüngster Bruder Georg Friedrich und vereinigte die vorher getheilten Landschaften wieder).

(Ferdinand Wächter.)

2) Du Thou, Hist. Univers. Livr. 109. Kaiser Ausgabe von 1742. S. 88. S. 480. Die Rechte bei Conberg, Acta pub. T. III. p. 509, 560. bei Du Ront T. V. p. 7. Der unierten protestanten Archiv, Abh. S. 10—47. Historie der Religionsveränderungen. I. Th. Cap. 3. S. 56. Helmsius, Theatr. Histor. Lib. IV. p. 103, 113, 537. Carolus Carafa, de Germania ab summa P. P. Gregorio XV. et Urbano VIII. regnante Imper. Ferdinandus II. p. 39. Dr. Gr. Fr. Gr. Kedenbäcker Kedenbäcker Jahrbücher, in einem progn. Ausg. ab. von Runde. S. 23. S. 348. Zeilerer, Chron. Parr. Sueviae, p. 134, 135. Imhofius, Notitia S. Rom. Imp. Edit. IV. p. 254, 257. Struvin, Corp. Histor. Germ. T. II. p. 1070, 1175, 1178—1180. B. J. Schmidt, Neue Geschichte der Reichth. S. 20. Frankfurt später Ausgabe von 1751. S. 195.

III. Baiern. Ernst, Herzog von Baiern, Sohn des Herzogs Albrecht V., geboren 17. Dec. 1554, unterrichtet an der Universität Ingolstadt, wurde vor vollendetem dreizehntem Jahre schon zur kaiserlich-bischöflichen Würde in Freisingen geweiht. Ihm gelang nicht nur, die päpstliche Bestätigung zu erlangen, sondern auch durch die Verwendung des Grafen Eito: Heinrich von Schwarzenberg, des B. Leonb. von Hildershausen und des Dr. D. Verbringer, 4. Juni 1567, die kaiserliche Einsegnung zu erhalten. Da sein Bruder Wilhelm mit Herzogin Renata von Lothringen zu München höchst feierlich getraut wurde, benutzte er die Anwesenheit dieser Großen, geistlichen und weltlichen Standes zugleich, 16. April 1568, mit diesen seinen feierlichen Einzug zu Freisingen zu halten. Bald übernahm er die Verwaltung des Bisthums. Er begünstigte vorerst die Bewohner von Waldboden und Werdenfeld, und ließ einige Jollfreibeitserkunden aufstellen. Am 15. März 1569 wohnte er der Provinzialsynode zu Salzburg bei. Kaum war er zum reifern Alter gelangt, so wählte das Domcapitel von Hildesheim, 1573, nach dem Tode des B. Burkard von Dberg ihn zum Verwalter des Bisthums. Er begab sich mit jahrlidem Gesolge nach Rom, und verweilte zwei Jahre daselbst, um durch Erfahrung diesen Seides die Verbindungen mit Cardinalen zu gewinnen, durch deren Gunst ihm die Übernahme mehrerer bischöflichen Pfründen möglich werden sollte. Vergessend wurde er durch wiederholte Briefe seines Oberstpfalzmeisters, Graf von Pienzenau, von der Unzulänglichkeit seiner Einkünfte in Baiern für seine Verschwendung zu Rom benachrichtigt und um Einschränkung gebeten. Am 23. Sept. 1574 hatte er indessen durch den Herzog Ferdinand von Österreich die Bestätigung der alten Privilegien erhalten, die ihm nöthigen tyroler Weine tollfrei zu beziehen. Auch wurde die alte Grenzbeschreibung gegen die Grafschaft Sag und die Herrschaft Burgkain erneuert. Schon 1576—1577 sollte er als Coadjutor des Erzbischofs zu Köln durch die Gnade Papstes Gregor XIII. aufgerufen werden. Während er mehrjährige Reisen machte, wurde er 1581 vom lütticher Domcapitel einstimmig zum Fürstbischöfe gewählt, und nach wenigen Monaten als solcher feierlich eingesetzt. Der Mode gemäß hielt er eine Versammlung der Stände des Bisthums Lüttich. Während Kaiser Rudolf II. wegen vieler wichtigen Angelegenheiten einen Reichstag nach Augsburg anordnete, entschloß sich der Erzbischof Gebhard von Truchseß zu Köln, den geistlichen Stand zu verlassen, und als weltlicher Kurfürst sich mit Agnes von Mansfeld zu verheirathen. Nach dem Auftrage des Kaisers begab sich B. Ernst sogleich nach Köln zur Erforschung der Gesinnungen der Domcapitular, und reiste nach Augsburg zur Berichterstattung.

Kaum war der Erzbischof Gebhard von Truchseß, 1. April 1583, durch Papst Gregor XIII. seiner Stelle entsetzt, so vereinigten sich die Stimmen der Wähler den 22. Mai d. J. für den Bischof Ernst zur Kurfürstwürde in Köln, wo er bisher schon Domherr war. Er wurde auch nach drei Tagen feierlich eingesetzt. Allein sein Vorgänger hatte mit bewaffneter Macht mehr Drückthellen befest, aus welchen er erst durch die Truppen des Herzogs

Ferdinand von Baiern und des Königs Philipp II. von Spanien ordnungsmäßig werden mußte. Erst im J. 1584 gelang ihm auch, die Stadt Bonn vom Feinde zu befreien. Er begab sich dann in sein Bisthum Lüttich, und beiseite sich 24. Aug. 1584 für die Pflichten der Kurwürde bei dem Kurfürsten Johann von Trier. Als Bischof Johann Wilhelm 1585 das Bisthum Münster niederlegte, wurde Kurfürst Ernst auch als dessen Stellvertreter gewählt. Auf die gegen ihn gemachte Anzeige über seine vielen Bisthümer wurde er vom Papst Sixtus V. zur Verantwortung nach Rom gerufen. Während er sich zur Reise bereitete, wurde die Stadt Bonn sehr listig unter der Anführung Schenk's vom Feinde besetzt, und konnte erst nach drei Jahren 1589 durch spanische Hilfe wieder erobert werden. In diesem Jahre ertheilte Kurfürst Ernst den Kathäoliken und Franziskanern besondere Begünstigungen durch Urkunden. Im J. 1593 beehrte er einen Gesandten an Papst Clemens VII. zur Entschuldigung über seine vielen Bisthümer, deren Besitz zur kräftigeren Verdrängung der Keger nöthig sei, über die so lange vergebene Einweisung zum Priester und über die noch nicht erfolgte Bitte um das Pallium, um welches er gelegentlich ansuchen wolle. Er 1594 auf den Reichstag nach Regensburg sich begab; befreite er die Kathäoliken zu Köln von allen Abgaben und Böllen durch eine Urkunde vom 1. April d. J. aus Pöppelsdorf. Zu Regensburg ließ er sich durch K. Rudolf II. mit der Kurwürde in der kaiserl. Ritterskubz beehren. Nach seiner Rückkehr nach Köln beehrte er seinen Vetter, Herzog Ferdinand von Baiern, als seinen Coadjutor dem einstimmen Domcapitel, ließ ihn vom Papst Clemens VIII. bestätigen, und stellte ihn den zu Bonn im März 1596 versammelten Landständen vor. Im J. 1598 lud er die Diöcesangegeistliche zu einer Provinzialssynode nach Köln unter dem Vorstehe des Coadjutors Ferdinand ein. Dasselbst wurden solche Beschlüsse zur Beförderung der Religion gefaßt, daß Ernst einen päpstlichen Gnadenbrief erhielt. Im Febr. 1600 bekräftigte er die Privilegien seiner Vorgänger für das Cistercienserkloster Bredelar in Westfalen durch eine Urkunde aus dem Schlosse Amsberg. Beforg für die fernste Zukunft oeramlagte er 1606 zu Gobleng eine Zusammenkunft mit den Kurfürsten von Mainz und Trier. In dieser wurden die Grundbestimmungen eines teutschen Bundes der Kathäoliken gefaßt, durch Kriegsmacht gegen die Protestanten sich bereit zu halten. Aus jenem erfolgte 1609 die teutsche Liga, unter der Anführung des Brubers des Erzbischofs, Herzogs Maximilian von Baiern, nöthigen Falls die Gegner mit Waffen zu bekämpfen. Durch diese Liga wurde später die entgegengesetzte Union der Protestanten und der 30jährige Krieg herbeigeführt. Im J. 1610 begab er sich auf den Ruf des Kaisers nach Prag und Wien zum Erzbischofe Matthias, König von Ungarn, um Frieden und Eintracht zwischen beiden Brüdern herzustellen. Nach seiner Rückkehr nach Köln gestattete er den Capucinern die Errichtung eines Hospizes, aus welchem drei Jahre später, 1615, durch Begünstigung des Magistrats, ein Convent gebildet wurde. Im J. 1611 wohnte er dem Reichstage zu Nürnberg bei, wo die Stände beschloffen,

im nächsten Mai zu Frankfurt für die Wahl eines römischen Königs sich zu versammeln. Allein die Theilnahme an dieser Berathung wurde ihm nicht mehr zu Theil, denn er verschied 17. Febr. 1612 zu Amsberg, und wurde in die Domkirche zu Köln vor dem Altar der drei Könige feierlich beargaben. Eine einfache Grabchrift sollte sein Andenken der Nachwelt mittheilen *).

IV. Bamberg. Ernst Fr. von Mengersdorf, Fürstbischof in Bamberg, wurde im 30. Lebensjahre, 2. Sept. 1583, faß einstimmig gewählt, nachdem er als Domcapitular von Bamberg und Würzburg an den Universitäten daselbst, zu Löwen, Dole und Bononien sich eine umfassende Bildung angeeignet hatte. Er ließ noch im Wohljahre eine Ordnung für die Apotheker erlassen, und die Zollfreiheit der Bürger von der Altstadt Bamberg auf der Messe zu Frankfurt von Neuem bestätigen. Am 16. Mai 1584 eröffnete er im großen Hofsaale einen Landtag. Im Herbst begab er sich auf die bambergischen Herrschaften in Kärnten, wo er zu Wolfsberg, 23. Dec. d. J., eine Stadt- und Feuerisordnung den Bewohnern der Stadt Willach ertheilte. Im J. 1585 erneuerte er zu Bamberg das Verbot der Wollausfuhr, schloß einen Vertrag mit dem Domcapitel wegen der Gerichtsbarkeit über geistliche Personen und deren Angehörige, und stiftete nach dem Beschlusse des Tridentiner Kirchenraths ein Seminar für Geistliche in ehemaligen Kloster der Karmeliten, welche wegen Unverträglichkeit mit jenen 1589 in das durch die Reformation aufgelöste Nonnenkloster zum heil. Theodor verlegt wurden. Erst dann rief er berühmte Lehrer, und ernannte seinen Weihbischof Dr. Erlin und seinen geistlichen Rath Dr. Wolff zu Aufsehern. Er hatte auch den Plan, diese neue Lehranstalt zur Universität zu erheben, starb aber zu bald. Das Ernestinische Priesterseminar erhielt sich durch alle Zeitkürme, und blühte nach seiner Verlegung in das jetzige 1737 vollendete Palais so auf, daß ein Dignitar des neuen Domcapitals und 24 Alumen mit einem Regens, Subregens und Repetitor bequem daselbst wohnen können. Am 20. März 1586 kaufte Bischof Ernst von Friedrich Paradeser zu Neubaus in Kärnten die jänkaren Güter der Herrschaft Hermannsburg um baare 560 Dukaten zurück. Am 23. Mai d. J. ließ er eine ausführliche Verordnung über das Jagdwesen seines Fürstenthums überhaupt, und besonders für die Umgebung seiner Residenzstadt erlassen. Am 23. Jan. 1587 ertheilte er eine Eoerbnung auf die Einwilligung der Ältern unter strengem Verbot der Winkstelen. Am 3. Febr. bestimmte er die Feier der Sonn- und Festtage. Im Herbst reiste er nach Kärnten, entsetzte den protestantischen Bieedom Friedrich von Hofmann mit dem Geschenke der rückständigen Einkünfte, und ernannte den Domcapitular Joh. von Redwig an dessen Stelle, welchem immer ein Domcapitular von Bamberg bis zum Verlaufe der Herrschaften in Kärnten an die Kaiserin Marie Theresie folgte. Am 8. Jan. 1688 war

*) Muerchen, Const. chron. ad anal. archiep. Colob. 167. Gobenau, stürching. XVI. XXIV. XXV. XXVI. Mersanus, De archiep. Col. 194. — Meischelbeck, Hist. Frising. II, 331 — 360. Adlreiter, Annal. baic. gentia.

Bischof Ernst von der Reife zurückgekommen: da die Errichtung seiner neuen Residenz nebst Hofgarten auf der Insel Gersdorfs, und die großen Aeren am päpstlichen und kaiserlichen Hofe für die Beschäftigung und Belebung seiner letzten schnell auf einander gefolgten Vorgänger den Staat in viele Schulden setzte, so bestimmte er nach der Vernehmung des Landrats am 24. Aug. d. J. eine allgemeine Vermögenssteuer von 6 fl. auf 1000 fl. des Grundvermögens, von 1 fl. auf 100 fl. der Häuser, und den 20. Theil des Leibgedinges der Geistlichen außer ihren Pfründen für die nächsten zwölf Jahre, und übertrug die Aufnahme und Schätzung des Vermögens einer Commission von Bedienten und Bekehrten, aus welchen später die Bediede der Doreinnahme sich bildete. Er ließ die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der fürstbischöflichen Domänen- und Rentkammer von ihnen der Landtschaftsrechnung genau sondern. Der große Hof der Landtschafts veranlaßte ihn zu einer neuen Ordnung für die vielen Adel habenden Gemeinden und Privaten. Im J. 1589 gab er dem jungen Gymnasium zu Bamberg eine neue Einrichtung, und ernannte Dr. Adelmann und Mart. Adam zu dessen ersten Vorlesern. Am 6. Juni d. J. ertheilte er eine neue Bauordnung. Am 22. Febr. 1590 hielt er die Abtei Langheim zur Zahlung von 2000 fl. Liebessteuer für die Einrichtung des Priesterhauses an, und verbot, daß kein Adel mehr in Häuser oder Ordenscapitel ohne fürstbischöfliche Erlaubnis reiste. Am 11. April verfügte er, wie Kanzleiammänner in Zinslehen verwandelt werden können. Im Sommer besuchte er wegen öfterer Unpäßlichkeit das Karlsbad, allein ohne guten Erfolg. Im J. 1591 wohnte er noch der Verehelichung seiner jüngsten Schwester mit Sebast. Fr. von Retzsch zu Kronach bei. Im Verlaufe des Sommers nahm seine Krankheit schnell zu, und 21. Oct. starb er. Sein Leib wurde am Altare von Simon und Juda in der Domkirche, sein Herz aber nach seinem Verlangen im Priesterhause eingemauert, welches seinen Namen noch führt. Während seiner Regierung griff die protestantische Confession in der Stadt und auf dem Lande so um sich, daß sogar im Stadtmagistrate nur noch zwei kat hol. Mitglieder bei seinem Tode waren *). (Jaech.)

V. Hesse. Ernst, Landgraf von Hessen, Stammvater der im J. 1834 ausgestorbenen Fürsten von Hessen Rotenburg, jüngster Sohn des Landgrafen Moritz und dessen zweiter Gemahlin, Juliane von Nassau, geboren 1623, gestorben 1693. Ein in viele Händel des 17. Jahrh. verwickelter, durch seinen Übergang zum Katholicismus und durch seine kirchlichen controversiellen Schriften berühmter Fürst, welcher sein bewegtes Leben mit großer Dffenherzigkeit selbst beschrieben hat *). In der reform-

irten Religion unter der Aufsicht eines gelehrten Vaters und einer geistreichen Mutter erzogen, begann er nach einer sechsjährigen Studienreise in Holland, England, Frankreich, der Schweiz und Italien (1635—1641) seine erste militärische Laufbahn als Volontair des französischen Heeres in Artois und in der Picardie, und wohnte hierauf den Feldzügen der mit Frankreich und Schweden verbündeten hessischen Truppen bis zum westfälischen Frieden bei, um welche Zeit er den Rang eines Generalmajors bekleidete. Durch seine Vertrautheit mit der französischen Sprache und Sitten, durch zahlreiche Beweise seines Heldenthums erwarb er sich besonders die Genußgenossenschaft des Königs von Frankreich, der ihn nach dem Sieg bei Alençon, 1645, mit sechs-tausend Eures und bei einem Besuche in St. Germain, 1662, mit einer goldenen mit Diamanten, besetzten Kette beschenkte. In dem letzten Jahre des großen Krieges ge-tiet er in lafferliche Gefangenschaft. Die große Gefahr eines unter dem General Geyso zu Gefede im Paderbornischen von dem kaiserlichen Feldherrn Rambov eingeschlossenen hessischen Corps, und die Witten der Landgräfin Amalie Elisabeth hatten ihn zu dem fämen Entschlus-e eines Entsatzes bewogen, den er von Cassel aus in einem nächtlichen Zug mit etlichen zusammengekräften Fähtlein unternahm. Nach einem mit Geyso heimlich verabredeten Plan erschien Ernst zur rechten Zeit und vom Feinde un-bemerkt vor einem noch unbesetzten Thor vor Gefede. Geyso aber, unterstützt und getreut, zog mit seinen Trup-pen links über die Elbe, während der Landgraf im Stich gelassen, der feindlichen Reiterei in die Hände fiel, den größten Theil seiner Leute verlor, bis aufs Heind ausge-plündert und in ein paderbornisches Schloß gefangen abge-führt wurde. Hier begannen die ersten Versuche pader-bornischer Jesuiten, den gesprächigen und ebenso sehr mit der heiligen Schrift, als mit den damaligen theologischen Streitschriften vertrauten Prinzen der evangelischen Kirche adwenbig zu machen.

Der Ruf, den sich Landgraf Ernst als einsichtsvoller und sorgfamer Kriegsoberster erworben, veranlaßte ihn auch nach dem westfälischen Frieden mehrere der ehrenvoll-sten Anträge, 1649 vom Erzherzog Leopold von Österreich, 1650 vom Könige Karl von Großbritannien, 1651 vom Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu Neuburg (der eine ka-tholische Reaction in den sächsischen und berrgischen Landen beabsichtigte), bald nachher vom Herzog Karl von Kott-ringen, dessen Begehren Landgraf Ernst schon deshalb ab-schlug, weil ihm sein Vorbehalt, nie gegen das teutsche Reich zu dienen, verklammert werden sollte. Dagegen war er im J. 1663, als man zu Wien den Ausbruch eines Threntkrieges besorgte, der erste teutsche Prinz, welcher dem Kaiser seine Dienste gegen den Feind der Christen-heit anbot, empfand es aber schmerzlich, als die ihm vom Kaiser schon zugesagte Würde eines Generalfeldmar-schallleutenants durch eine Hofintrigue einem anderen zu-gekehrt wurde.

Um diese Zeit war Landgraf Ernst durch das Ab-sterben seiner beiden älteren kinderlosen Brüder, Friedr-ichs und Friedrichs (1658), in den alleinigen Besit-ze der ganzen von seinem Vater für alle Kinder zweiter Ehe

*) Bambergische Jahrbücher II, 233—238. Hoffmanns An-nal. ap. Ludewig 245—247, 881. Ussermann, Episc. Bamb. 222. Hamb. Verordnungen.

1) Bgl. überhaupt außer Band 6 (S. 320, 346) und Band 7. Hauptst. 10 meiner Hessischen Geschichte Striebers's Grundzüge der hessischen Geschichte, 3. Bd., und die hiesige ungedruckte hessische Bibliothek. Hessischen Schriften des Landgrafen Ernst. (Siehe besonders Manuscripta Hassanae, fol. 124. 4to 58. 60. 61. 125.) Strieker selbst, durch die Selbstbiographie des im Grund-rißes Büchlein besprochen, gebürt zu den Epilogisten desselben.

gestifteten rotenburgischen hessen-casselschen Universitätsquart gekommen, welche, mit Ausnahme aller der regierenden casselschen Linie vorbehaltenen Landesoberrichter, einen nicht unbeträchtlichen Theil Niederhessens, und seit dem westfälischen Frieden auch die Niedergrafschaft Kagen-ladenborg sammt den Festungen Rheinfels und Kag begriff. Auch hatte ihm Landgraf Wilhelm VI. nach mannichfachen Streitigkeiten, gegen Anerkennung der hessen-casselschen Primogenitur, bedeutende Superioritätsrechte in der neu erworbenen Niedergrafschaft, selbst das Befehlungsrecht jener Festen unter der Restriction zugesandt, daß dieselben nicht mit fremden und auswärtigen Truppen und nur zur Sicherheit des regierenden Hauses und des Landes besetzt werden sollten (1654). Aber Ernst, welcher die hessen-casselsche Quart nicht als eine Apanage, sondern als eine Abtheilung des ganzen Fürstenthums ansah, und nachdem er mit seiner Gemahlin, Marie Eleonore von Solms, zwei Söhne Wilhelm (1648) und Karl (1649) erzeugt hatte, sich den Plan einer zweiten absonderlichen Primogenitur in den Kopf gesetzt hatte, blieb in Opposition gegen das regierende Haus, indem er sich bald der Gunst des Kaisers, bald des Königs von Frankreich bediente, um seine, den geschlossenen Verträgen nicht selten zuwiderlaufende, Ansprüche auf eine höhere Unabhängigkeit durchzusetzen. Kurz vor dem aachener Frieden im Jahre 1667 bot er sogar dem Könige von Frankreich die Rheinfestungen Rheinfels und Kag zur Bezahlung an, ein so wohl dem deutschen Reich als dem Hause Hessen-Cassel gefährliches Project, dessen zeitige Einbedung viel dazu bestrug, um das regierende Haus eine Zeit lang gegen die Annahmen der Inhaber der Quart sicher zu stellen.

Landgraf Ernst war der erste aus der hessen-casselschen Linie, der nach der Reformation sich wieder in den Schoos der römischen Kirche begab. Seinen strengen eifrig reformirten Vater, Landgraf Moriz, hatte er in dem zehnten Jahre seines Alters verloren. Seine Lieblingsneigung, die oft überaltete Lectüre theologischer Bücher aller Parteien (die Bibel selbst bekennet er mehr als dreißig Mal von Anfang bis zum Ende durchgesehen zu haben), sein häufiger Aufenthalt in auswärtigen katholischen Ländern, sein besonders in Wien im Jahre 1650 begonnener Umgang und Briefwechsel mit den gewandtesten Vorfachtern der römischen Kirche, Augustinern, Capucinern und Jesuiten (vielleicht auch, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt war, sein Plan, sich und seiner Familie ein von dem reformirten regierenden Hause unabhängiges Fürstenthum unter dem Schutze der katholischen Mächte zu gründen) führten ihn unmerklich zum Abfall von der evangelischen Kirche, wenn er gleich bis zu seinem Ende nicht als blinder Anhänger aller Satzungen der römischen Kirche, sondern als ein freier, wahrheitsliebender Forscher und als ein erklärter Feind religiöser Heuchelei erscheint. Besonderen Einfluß auf ihn hatte der wiener Capuciner Valerianus Magni (gemeinlich Magnus genannt), der schon unter Urban VIII. als Missionar in Teutschland, Böhmen, Ungarn, Polen und in den nordischen Königreichen eine große politische und theologische Geschicklichkeit erwiesen hatte, den auch Landgraf Ernst im Jahre 1651, nebst zweien Andrei

dieses Ordens, einem heinschler, einem marburger und einem gießener Theologen in einer Religionsconferenz persönlich entgegenstellen wollte. Ungeachtet der hierdurch veranlaßten einzelnen Privatgespräche und eines theologischen Schriftwechsel mit den Mitglieder dieser Conferenz kam weder eine Annäherung noch eine Uebereinstimmung zu Stande, und Landgraf Ernst legte am 6. Jan. 1652 in der Domkirche zu Geln vor dem Kurfürsten Maximilian Heinrich und in Gegenwart des ihm sehr befreundeten Prinzen von Pfalz-Neuburg und des Herzogs von Lothringen sein neues Glaubensbekenntniß ab, empfing die Firmung, meldete dies dem Papst Innocentius X. und dem Kaiser Ferdinand III., unter Bezugung theologischer und politischer Devotion, und gab die Motive seiner Conversion in wiederholter Berufung auf seine innere Ueberzeugung in einer lateinischen Druckschrift heraus. Aus den Händen der Capuciner gerieth Landgraf Ernst bald unter die Obhut der Jesuiten, welche den Vater Valerian durch den öffentlichen Vorwurf in die Enge trieben, daß er in einem Colloquium zu Rheinfels das Primat des Papstes allein aus den Traditionen und nicht aus der heiligen Schrift hergeleitet habe. In Begleitung eines jesuitischen Beichtvaters (Johannes Rosenthal) unternahm Landgraf Ernst eine Reise nach Rom (1655). Als er aber bald nachher sich mit seinen ehemaligen Freunden, den reformirten Predigern zu Charanten bei Paris, an deren Spitze Dreinkourt stand, in einen mit vieler Mühsung geführten theologischen Schriftwechsel einließ, und auch in andern Druckschriften die Vortheile italienischer und französischer Papisten gegen den Charakter der Protestanten (besonders gegen ihre Moräl) zu widerlegen suchte, wobei er bekannte, daß er auch anderen Ketzern, selbst Juden und Muhammedanern, dasselbe Opfer der Wahrheitsliebe bringen würde, entging er bei seinen eifrigeren Glaubensgenossen dem Vorwurfe des Naturalismus nicht. Im J. 1692 trat er in einen theils politischen, theils theologisch-philosophischen Briefwechsel mit Leibnitz, dem er eine ausführliche Bezeichnung jollt (er schreibt ihm unter anderem: ein Kaiser oder König müsse sich glücklich schätzen, auch nur etliche Stunden mit ihm zu conversiren, denn er repräsentire eine ganze lebendige Bibliothek, der ihn aber zweien durch freimüthige Zweifel über einzelne Satzungen der römischen Kirche und durch die Behauptung des recht evangelischen Urstoffs der protestantischen Lehre in Verlegenheit setz'). Landgraf Ernst,

2) Diese aus 18—20 gegenseitigen Briefen bestehende Correspondenz (casselsche Bibl. Nass. Haas. 4to. 126) verdiente schon als Nachweis zu Leibnitz's Werken ausgedrückt zu werden. Note gegen Äußerung von Leibnitz: „La secte des Husaites est esteinte, cum majus lumen obscurat minus, Hus ayant gardé bien de choses de l'Eglise Romaine, que les Protestants ont trouvé bon de changer pour se rapprocher de l'Antiquité.“ bekanntem Landgraf Ernst, der sich bekennt über bei Wert lumen scandalificet, mit den Worten: „La secte des Husaites est perie, et ainsi on peut arriver à d'autres; car mille années avant Dieu, qu'est ce que c'est? — Dagegen wird Landgraf Ernst nicht Etliches zu erwähren, als Leibnitz ihm schreibt: „Je tiens pour une chose sûre, que tant le nom, que la chose du Purgatoire, n'a pas été tout à fait réglée dans l'Eglise primitive; la prière pour les morts étoit une autre chose.“ Einen andern

der weder aus der aufsteigenden Souverainität der regierenden deutschen Fürsten, noch aus den gewöhnlichen rohen Beschäftigungen des deutschen Adels (Spiel, Jagd und Trunkgelagen) Gefallen fand, der einen großen Theil seines Lebens in Frankreich und Italien, besonders aber in dem von ihm allen Städten der Welt vorgezogenen Venedig zubrachte, hatte eine überwiegende Neigung zu musikalischen und dramatischen Vergnügungen, und, wie er selbst wenigstens versichert, aus seinem ästhetischen Beweggründen zur Gesellschaft schöner und geistreicher Frauenzimmer. Aus seinen eigenen Gesändnissen erkennt man, daß er die bösen Rockreden, welche ihm dieses Pechant und seinen fast orientalischen Gebrauch, sich mit einem Harem oder einer Pensionatsanstalt von sechs, meistens französischen, Frauenzimmern zu umgeben, Anfangs verleiden, zuletzt nicht sehr hochachtete. Auch behauptet er, durch neugierigste Gespräche die sinnlichen Neigungen dieser Frauenzimmer öfters umgewandelt zu haben. Nach dem Tode seiner rechtmäßigen Gemahlin, im J. 1089, vermählte er sich noch im J. 1690 inmorganatisch mit Alexandrine von Dürckell aus Straubingen, genannt Madame Ernestine, welche ihm seine Kinder gebar, und ihn um 61 Jahre überlebte (starb 1754). Landgraf Ernst starb nämlich im J. 1693 zu Köln, nachdem er noch in Langenswalbach durch eine Feuersbrunst das Unglück gehabt hatte, seinen ganzen Hausrath und seine reiche Büchersammlung zu verlieren. Seine Gebeine ruhen in Braubach. Nach seinem letzten Willen erhielt zwar sein ältester Sohn Wilhelm mit dem Sitz zu Rheinfels und zu Rotenburg in Niederhessen die erste Hälfte, der zweite, Karl, mit dem Sitz zu Bonfeld die zweite Hälfte der besencafelschen Universalquart; aber diese einseitige Abtheilung sollte dem Ganzen und der Integrität der Quart seinen Abbruch thun; eine Bestimmung, welche trotz einer nachherigen wankelmüthigen Nebenlinie (zu Schwesge) nach dem Abgang derselben, bis in die neueste Zeit, sammt der von Landgraf Ernst eingeführten römisch-katholischen Religion, in dieser fürstlichen Familie festgehalten wurde. (Rommel.)

VI. Von Holstein-Schaumburg. Ernst, Graf von Holstein-Schaumburg zu Pinneberg, Sohn des Grafen Otto von Holstein-Schaumburg, ward geboren den 24. Sept. 1569, erbte nach dem Tode seiner vier Brüder die ganze Grafschaft Schaumburg. Bei dem Könige Christian IV. von Dänemark beschwerte sich im J. 1616 der Probst zu Uterfen, Alexander Sehmstedt, für sich selbst und im Namen der Priorin sammt dem ganzen jungfräulichen Stifte zu Uterfen, über den Grafen Ernst

zu Schaumburg bestig, wie er etliche ungehorfame Unterthanen des Klosters, welche ihres Mutterwillens halber daseibst mit gutem Zug in Haft gebracht worden, mit bewaffneter Hand und Einsall, nach Erbrechung der Thüren am Gefängnis zu Uterfen durch seine Leute, welches etwas von angehaltenen Korn auf eines Ingelins Klege, nebst einem andern Einwohner weg zu holen, ja sogar ein neues auf den Grund des Klosters gebautes Haus niederreißen zu lassen sich unterfangen. Es wurden daher den 29. Dec. 1616 die beiden Amtmänner Detlev Rompov zu Steinberg und Marquart Penzen auf Segeberg beordert, hinfort, wenn weiter solche Thätlichkeit sich äußern sollte, mit Gleichem zu begegnen, und auch zu diesem Endzweck mit einem offenen, an die Amtsbürger und Bauern gerichteten Briefe im Fall der Nothwendigkeit versehen. Den 1. Oct. 1617 erinnerten die von dem niedersächsischen Kreis in Braunschweig versammelten Räte und Gesandten den Grafen Ernst zu Schaumburg schriftlich, wie er schuldig und pflichtig sei, sich bei seinem Münzwort in Alena nach dem Münzabschied des genannten Kreises, welcher ihm zugleich übersendet ward, zu richten habe. König Christian IV. von Dänemark hatte im Mai 1619 seinen Gesandten, Sigfrid Pogwisch, den Probst des Klosters Uterfen, bei dem Grafen Ernst zu Holstein-Schaumburg in Pinneberg im Betreff einiger die Stadt Hamburg berührender Sachen, über welche der Graf den 18. Mai (1619) verlangtemaßen sich mündlich äußerte, und zugleich dem königlichen Bevollmächtigten eröffnete, wie es das Ansehen gewinne, als wenn der König das Land Pinneberg für ein Stück von Holstein halte, welches er nebst dem Herzogthum Holstein von dem Reich zu Lehen mit empfinde, welcher Meinung er (der Graf) ausdrücklich zu widersprechen gedungen werde, da das Herzogthum Holstein und seine Grafschaft gleiches Namens des Pinneberg ihrer Natur nach weit von einander verschoben seien. Dem Grafen sei dieses Land von seinen Vorfahren mittelst einer rechtmäßigen Erbfolge angezogen, und er sei deshalb ein Stand des Reichs so gut, als der König und Herzog, erkenne daher auch in solcher seiner freien Grafschaft keinen Dorn, als den Kaiser. Der König von Dänemark hatte getrachtet, von dem Kaiser eine Anwartschaft auf die Grafschaften Pinneberg und Schaumburg auszuwirken, welche Graf Ernst, ein Nachkomme desjenigen Grafen Otto besaß, welcher im J. 1460 für 41,500 rheinische Gulden und für die Herrschaft Pinneberg seinen Ansprüchen auf Schleswig und Holstein entsagt hatte. Graf Ernst, welcher des Dänekönigs Absicht zeitig genug durch den Kaiser selbst erfuhr, hintertrieb diese, indem er den 3. April 1618 dem Kaiser eine Schrift überfandte, in welcher er einwandte, daß seine Grafschaft Holstein oder Pinneberg mit Nichten ein Reichslehen sei, sondern erb- und eigenthümlich auf ihn

1) Bachmann (nach den von ihm zur Historie der schleswigholsteinischen Reichsfürstenthümer gesammelten archaischen Urkunden) in dessen Einleitung zur schleswigholsteinischen Historie. 2. Th. S. 421. 435.

2) F. des Schreibens bei Landberg. Act. publ. T. II. p. 414. 3) Heldvader S. C. p. 304. Olear. Chron. Holst. p. 71.

Streitpunkt bildet die Frage, ob Luther als Keger im strengen Sinne des Wortes zu betrachten sei, da er, wie selbst bemerkt, die lutheranischen Kirchenversammlungen nicht verworfen habe. Selbst, sich auf die Versammlung zu Florenz berufend, wo die meisten Urtheile Platz gefunden, behauptet auch, daß die katholische Kirche bei einem göttlichen allgemeinen Concilium nehmend französischen Priester, die trübsamen Superstitiosen und Hypocriten auszuweisen müßte. — Auch schloß sich Landgraf Ernst in anderer Verbindung mit dem berühmten mairer Staatsmann Johann Christian von Bognenbrg anstehen zu haben. (Bgl. Histoire genealogique de la House II, 233.)

durch rechtmäßige Succession vererbt, seine Vorfahren haben solches Land viele hundert Jahr etc. und eigenthümlich besessen, und solches, wie Christian I. das übrige Holstein durch Verträge (nämlich 1460) überkommen, in aller Weise und Weise, wie sie es bis dahin (1618) wirklich inne gehabt, mit völliger Hoheit, Regalien, Rechten, Gerechtigkeiten behalten⁴⁾. Hierüber erging den 29. Mai (1618) des Kaisers Matthias Erklärung (bei Londorp T. II. S. 415), welche dahin lautete, daß f. kaisert. Maj. alsobald nach Anlangung der dänischen Gesandten und Eröffnung ihres Andringens Befehl ertheilt habe, die bei der Reichshofkanzlei dienlichen Papiere und Nachrichten sollten mit Fleiß ausgehlet werden, und daß der Kaiser übrigens bei dem Entschluß fest beharre, weder einem von den Reichsfürsten in abgebotten oder andern Fällen gegen Recht und Billigkeit etwas aufzuladen, noch mit dem Grafen für dieses Mal den Anfang zu machen. Graf Ernst, welcher sich eine Zeit her bei dem Kaiser beklagt hatte, daß ihm von und aus den kaiserlichen Kanzleien einige Jahre nicht der vollständige Titel zugeeignet worden, den sonst die römischen Kaiser und Könige, vornehmlich Karl V., Maximilian II. und je zuweilen Rudolf II. seinen Vorfahren gegeben haben, bewirkte den 15. Febr. 1619 ein Decret an die Reichshofkanzlei (bei Londorp T. II. p. 415), und ward kraft desselben hinfür mit der Aufs- und Unterschrift eines Grafen zu Holstein-Schaumburg und Sternberg, Herren zu Schömen u. f. w., belegt. Nachdem die Kaiserwahl in Frankfurt im J. 1619 vor sich gegangen, trug Reichsrath Goltz, der Abgeordnete des Grafen Ernst, dem Kaiser Ferdinand II. verschiedene Punkte vor, und errichtete in den meisten Stücken seinen Zweck⁵⁾, denn dieser nahm auf Anrufen des Grafen Ernst den 13. Sept. 1619 die ihm angekommenen Erb-, Graf- und Herrschaften, sammt allen wohlgebrachten Hoheiten, Rechten und Gerechtigkeiten in Schutz und Schirm⁶⁾, und den 16. Sept. erneuerte er aus eigener Bewegung ihm den ehemaligen Fürstentum und Titel⁷⁾, weil die Grafen zu Holstein und Schaumburg fürstlichen Herkommens, sich des fürstlichen Titels Hochgeborn jederzeit gebraucht (bedient), wegen Abnehmung ihrer Graf- und Herrschaften, welche theils durch Heirath und Krieg, theils durch Theilhabung erfolgt, den alten fürstlichen Stand eine geraume Zeit verlaßen, dagegen aber Graf Ernst alle seine angetrungenen Lande frei gemacht, folglich die Mittel, fürstlichen Stand zu führen, in Händen habe, und dem Reich ebenso treue Dienste zu er-

weisen vermögend sei, dergleichen seine Vordern Ihret kaisert. Majestät Vorfahren, römischen Kaisern und Königen zu Kriegs- und Friedenszeiten gethuen und ungethuen geliebt u. f. w.⁸⁾. Der Kaiser gab zugleich die Versicherung, daß er die Nothdurft (notwendige Umstände) hierüber an Ort und Stelle, da, wo Ihre Majestät hiesige Residenz und Hoflager halten würden, mit diesem ausfertigen wolle. Hierfür dankte Graf Ernst den 23. Sept. (1619) seinen kaiserlichen Dank ab, und suchte allerunterthänig an, daß die völlige Ausfertigung mit ehestem beschiedt und seinem Anwalt eingehändigt werden möchte. In dem Schreiben⁹⁾ führte der Graf Ernst unter andern an, daß sein Vater, Graf Otto, weiland Oberster des Königs von Spanien, in den Niederlanden für ihn und das Haus Burgund seine besten Ämter versehen müssen, und weshalb dem Grafen Ernst, als Erben noch eine ansehnliche Summe Geldes rückständig sei. Über der Kaiser begehrt in zwei verschiedenen den 30. Sept. (1619) gestellten Briefen¹⁰⁾ gegen eine gebührende Wiedererstattung von dem Grafen Ernst ein Darlehen von 100,000 Gulden, in Erstattung der Beschwernisse, womit S. Maj. die Hoheit und Würde des Kaiserthums nach den fast aller Orten erscheinenden Unruhen, Empörungen und Kriegsverfassungen angetreten. In dem letzten Schreiben gab der Kaiser dem Grafen Ernst vollkommene Gewalt wegen der Summe der 100,000 Gulden, im Fall es sich mit der Wiederbezahlung wegen anderer dem kaiserlichen Amte obliegender Beschwernisse und merkwürdigen Ausgaben verweilen sollte, auf die Unterthanen einen Anschlag und Contribution zu legen, und sich daher allenfalls (im Fall der Noth) bezahlt zu machen. Der Graf Ernst scheint die vom Kaiser von ihm als Darlehen verlangten 100,000 Gulden gezahlt oder sich wenigstens zu der Zahlung bereitwillig erklärt zu haben, denn er sah sich mit einem gar verbindlichen den 18. Oct. (1619) entworfenen Schreiben¹¹⁾ des kaiserlichen Reichshofrathspräsidenten, Grafen von Hohenjollern, beehrt, in welchem dieser sich auf den nach Frankfurt abgeordneten Rath Reichsrath Goltz von Heimsbüchel bezieht, als dem am besten bewußt, was in Rücksicht des fürstlichen Herkommens und hochgebornen vortrefflichen fürstlichen Eigenschaften des Grafen Ernst wegen Erneuerung des fürstlichen Standes er für sich selbst S. kaisert. Maj. vorzutragen, welche auch nunmehr auf dessen Erinnern Befehl ertheilt habe, der Ausfertigung des versprochenen kaiserlichen Diploms unerwartet, hinfür alle kaiserlichen an den Grafen abgehenden Schreiben so zu stellen, wie an einen Fürsten des Reichs gewöhnlich sei. Von Jul. Adolf Wittersheim, welchen Graf Ernst ehe dem zum Kanzler gehabt, und der damals schon als Rath in des Königs von Dänemark Diensten bestellt und angenommen war, beehrt, daß Christian IV. über den Fürstentum, Titel und Namen, wel-

4) f. die Beilage Lit. K. zur Just. Canassa Rantzov. p. 70. Bergr. Schumann a. a. D. S. 428 und Schwardt, Allgem. Gesch. des Königreichs Dänemark in der Gesch. der Ältern. Weltgesch. 2b. S. 262. 5) Londorp. Act. publ. T. II. p. 416. 6) f. den kaisert. Schutz- und Schirmbrief in den Beilagen zu Just. Caus. Rantzov. lit. A. p. 35, und vollständiger in König's Reichsarchiv, Part. spec. cont. II. unter Heister S. 515. Cleusius (Charon, Holst. p. 72) sagt es tritt im J. 1620. 7) Irthümlich sagt den in Folge geschehene allgemeine fürstliche Erben, daß Kaiser Ferdinand, hierdurch den Grafen Ernst habe in den Stand setzen wollen, das alte Recht an den fürstlichen Landen wieder herzustellen, und ihm deswegen gar den Titel eines Herzogs von Holstein beilegte habe.

8) f. die hierüber ertheilten Schreiben bei Londorp, Acta publ. T. II. p. 416, wo jedoch erst 1623 gelesen werden muß 1619. 9) Bei dem Schreiben a. a. D. S. 416. 10) f. die kaiserlichen Schreiben bei demselben a. a. D. S. 416. 11) f. bei Grafen von Hohenjollern Schreiben bei demselben. 2. Ab. S. 417 f.

den der Graf führte, ein nicht geringes Mißfallen geschöpft habe, und sonst von andern hin und wieder ähnliche Reden ausgepregelt seien, war der Graf den 16. Mai 1620 beflissen, dem Könige vorzustellen, wie ihm bei Annehmung des demselben vom Kaiser aus eigener Bewegung restituirten Ehrenstandes niemals in den Sinn gekommen sei, sich dessen zu Ibr. Königl. Maj. Beibeh. Widerwillen und Nachtheil, oder eines weiteren und mehrten Rechtes, als gebührend, zu unterfangen, und er lebe daher der festen Zuversicht, es würden S. Maj. ihn alles von Mißgunstigen etwa erweckten Verdachtes erheben, seine Leute der Sommer- und Gröndländer¹²⁾, die sich des eingerissenen Kriegswesens ebenso wenig, als ihre Obrigkeit schuldig gemacht, mit der ihnen nach glaubwürdigem Bericht zugehörtten Einquartirung nicht belästigen, und den Irrungen zwischen ihm und dem Kloster Utersen¹³⁾, durch den einmal beliebten Weg des Compromisses, mittels Eruchung beiderseits benannter Fürsten, in Kuxen leicht und gründlich abthun¹⁴⁾. Der König von Dänemark richtete den 29. Mai 1620, als er eben die Festung Grempe in Holstein besichtigte, ein Schreiben an den Grafen Ernst dieses Inhalts: es wisse S. Maj. sich nicht zu entziehen, und es könne mit keinem Bestand der Wahrheit erwiesen werden, daß die Vordärtern des Grafen sich jemals eines fürstlichen Titels von dem Erbherzogthum angesetzt; Christian I. habe vor anherthals hundert Jahren die ehemalige Grafschaft Holstein, mit allen Regalien, Hoch- und Botmäßigkeiten, von den Grafen zu Schaumburg gekauft und rechtmäßig an sich gebracht¹⁵⁾, nachgebens sei diese Grafschaft von den römischen Kaisern zum Herzogthum erhöht, die Lehen darüber dem fürstlichen Hause ertheilt, und den schaumburgischen Grafen die vorerwähnte Zeit der anherthals hundert Jahre über von allen Kaisern so wenig, als von Seiten des

Königs und Herzogs jemals der Titel Holstein beigelegt worden¹⁶⁾, es stehe daher nicht zu ermeßen, warum der Kaiser zur Schwelmerung des königlichen und fürstlichen Hauses wider die heilsame Verordnung der kaiserlichen Vorfahren im Reich teuflicher Nation, den Grafen Ernst hätte zum Fürsten des Herzogthums Holstein erheben können, vielmehr sei zu glauben, daß S. kaiserl. Maj. zu mild beachtet worden, wegen der König, sobald ihm das beschriebene ausgefertigte Diplom (ohne welches keinem geziemte, vorher einen Titel zu führen), vorgezeigt werde, seine Befugnisse einbringen, übrigens sowohl wider den einen als andern in dem Schreiben enthaltenen Punkt fierlichst protestirt, und den Grafen hermit verweigert haben wollte, wie S. Maj. nicht allein besugt sei, vermöge des Erbvertrags¹⁷⁾ dero Kriegsvolk im Pinnbergischen einzuquartiren, sondern der Graf auch verbunden und verpflichtet, dieser Mannschaft aus jedes Erbodem die Häuser¹⁸⁾ zu eröffnen und einzuräumen, wofür er timwiederum die königliche Protection genieße, und weshalb beide regierende Herzoge zu Holstein die Lehen für ihn empfangen, und die Landesanlagen obne dessen Thatun abdrigen. Zu geschweigen, daß die königlichen Wölter den grösstlichen Eingekessenen nicht die geringste Ungelegenheit machten, sondern alda für ihre baare Bezahlung obne einigen Schaden und Nachtheil sich aufhielten. Was den Weg des gesuchten Compromisses betreffe, in denselben könne S. Majestät aus vordin schon bekannten und mehrmals offensandten Ursachen nicht willigen, indem sie nicht gewonnen sei, in ihrer weiterwordenen Freiheit an dem Kloster Utersen sich jemals deintrüchtigen zu lassen¹⁹⁾. Mit allem dem, was hier der Dänenkönig vortrachte, stimmte der gottorpische Herzog Friedrich überein. Dessen ungeachtet fuhr Graf Ernst beständig fort, sich des einmal angenommenen Fürstentitels nach wie vor zu bedienen, indem er sich damals insgemein schrieb: Von Gottes Gnaden, Fürst und Graf zu Holstein und Schaumburg, Graf zu Sternberg, Herr zu Sehnem, und hierbei seinen vornehmsten Grund darauf baute, daß seine Vordärtern die fürstliche Würde schon vor Alters geübet, womit er ohne Zweifel die alten Herzoge zu Schleswig bezeichnte, die zwar auch aus der alten gräflich-holsteinischen Familie, aber nicht Vordärtern des Grafen Ernst, sondern nur seine Collaterales oder Rethern gewesen waren. Daher hatte er von denselben die fürstliche Würde nicht erben können. Der König dagegen fand darin um so mehr Ursache zu widersprechen, besonders da der Graf, wenn ihm die Abkunft von den vordorbenen schleswighischen Herzogen flüßschweigend zugefanden ward, sich wol gar zur Succession des genannten Herzogthums hätte berechtigt halten können.

12) Sommerland und Gröndland in der Landbesitz Pinnberg. 13) Von diesen schon seit einigen Jahren ertheilten Irrungen haben wir schon oben das bemerkt, was in das J. 1616 gehöret. Hier zum J. 1619 haben wir noch aus dem J. 1618 Folgendes nachzutragen: Den König Christian IV. von Dänemark befremdete es sehr, daß der Graf zu Schaumburg sich nicht entziehe, den bei dem Kloster Utersen besitzten Propst Siegfried Poggendorf durch seinen Sandbors, seinen Kanzler, seine Räthe und Beamten heimlich zu belästigen, wovon der Propst selbst den 16. Juni 1618 dem Könige schriftlich die Nachricht überbrachte. Dürer widersprach dann in dem Schreiben an den Propst vom 10. Aug. 1618 auf das Entschieden, und besah, den mit freierer Thätigkeit umschickenden, wer er auch sein würde, einzuziehen und nach der königlichen Achtung zu schiken. Poggendorf a. a. D. S. 430, nach handschriftlicher Urkunde. 14) In den wahrhaften Abdruck etlicher zwischen der Königl. Majestät zu Dänemark u. f. w., als Herzogen zu Holstein, und dann Herrn Grafen, Fürsten und Grafen zu Holstein und Schaumburg u. f. w., ergänztem Schreiben (bei Lönborp, Acta publ. T. II. p. 408). Jedoch nicht der derdachte Gedacht von Salmsinsien, damaliger schaumburgischer Rath, ist, wie Einige gemeint, der Urheber und Verfasser derselben, sondern des Grafen Ernst Kanzler, D. Werner König, welcher auch die Beschlüsse geschrieben und die ganze Communion zum Druck ausgefertigt hat. Poggendorf a. a. D. S. 460. 15) Römisch im J. 1460 für 41,500 rheinische Gulden, wodurch die Generalquartirung vom J. 1463, wozu die Grafen von Schaumburg für sich und ihre Nachkommen eine unüberwindliche Gestirn herausgaben, worin sie auf alle daran gebabten Rechte verzichteten.

16) In Aufsehung dessen, daß die dem schaumburgischen Stamme vordorbenen Häuser nicht im Herzogthume Holstein, sondern in Dörmann belegen, wozu auch solche nicht in die Reichsmatrikel sei gesetzt, vielmehr von dem fürstlichen Hause Holstein ermt worden.

17) Und wenn auch solcher dem Erbvertrage nicht entgegensteht, so wären dennoch des Grafen Unterthanen dazwischen neben andern zu leisten schuldig, was den ganzen Lande abgemessen war. 18) Schiffer. 19) Schreiben bei Lönborp, Acta publ. T. II. p. 409 sq.

Die Hoffschmeißler des Grafen Ernst vergrößerten und verbesserten zuweilen noch seinen Fürstentitel, wenn sie ihn regierenden Fürsten zu Holstein und Schaumburg nannten²⁰). Natürlich wurden die beiden regierenden Fürsten (der Dänenkönig Christoph IV. und Herzog Friedrich von Gottorp) dadurch aufgefordert. Das obenangeführte königliche Schreiben und die darin enthaltenen Gründe und Vorstellungen beantwortete Graf Ernst den 8. Juni 1620 dahin, daß S. Kaiserl. Majest. ebenso wenig als der Graf die Absicht irgend begehrt, die Vergrößerung des fürstlichen Titels und Namens²¹) zu Iro Königl. Majest. oder einigen andern Standes-Verkleinerung, und also auf dero Herzogthum Holstein zu erstrecken. Da aber nach der zu Kiel vor Jahren getroffenen Theilung, ein Antheil der Grafschaft Holstein zu des vorialden Herrn Adolfs²²) Verlassenschaft nicht gehörig gewesen, sollten den Herzogen zu Holstein nicht verkauft, überwiesen und eingeräumt worden, sondern den uralten Besigern nach wie vor, als ein besonderes abgetheiltes Erbthum mit allen Herrschaften, Rechten, Gerechtigkeiten, Land und Leuten verblieben, von einem zum andern bis auf den gegenwärtigen Inhaber erblich verstant, und durch gewisse Landgrenzen von dem Herzogthum Holstein vertheilt und abgesondert sei, so flehe daher am bündigsten zu folgern, ob und in wiefern solche Theilung der Grafschaft Holstein unter die andern abgetheilten Land- und Herrschaften mit einigem Ecken Rechtsens geschehen, dem römischen Reich von den vormaligen Herzogen zu Holstein Iro Königl. Majest. Antrern aufgetragen, von denselben hinwegzulegen an der Grafen zu Schaumburg Statt zu Lehn empfangen, und in den Reichsanlagen wider den kaiserlichen Fiscal erimirt und verstanden werden mögen²³), zu geschweigen, daß, wenn dem also, Iro Königl. Majest. dieserhalb um neue kaiserliche Anwartschaft, auf des Grafen in Gottes Händen stehenden Todesfall, wie doch gleichwohl geschehen, sich nicht würden beworben haben²⁴). Überdies sei der Graf nach dem Beispiel seiner Vorfahren laut des ihm mit allen Regalien und Gerechtigkeiten referirten holsteinischen Stücks, den Titel und Namen eines Grafen zu Holstein, nicht allein laut gemeiner geschriebener Rechte und üblichen bekannten Gebrauchs, sondern

auch vermöge des Erbvertrages zu führen berechtigt²⁵), besonders da alle andere Fürstlichen und Stände des ganzen Reichs, und die verstorbenen römischen Kaiser²⁶), nebst der jetzt regierenden kaiserl. Majest., ja sogar Iro Königl. Majest. und hiedervor Herzog Johann Adolf zu Holstein Ihre Briefe unter solchem Titel an Ihn und seine Vorfahren haben abgeben lassen, die auch von wegen aller und jeder ihrer Graf- und Herrschaften, worunter Holstein begriffen, zu Reichstagen berufen, zu Zeiten erschienen seien, und zu darauf stehende, zu Schaumburg geschlagene erhöhte Reichs- und Kribsanlage für sich selbst abgetragen haben, mitbin dessen durch Iro Königl. Majest. nicht entbunden und übernommen worden seien; und daher hat der Graf, es wollten Iro Königl. Majest. sich nicht vorbeiblen lassen, als ob er deroelben zu Gefahr und Schaden hierunter ein anderes suchen und so vermaßen sein sollte, außer kaiserlichen Documenten, die er habe, und außer darauf an ihn mehrmals abgegangenen allergnädigsten Schreiben, sich einen Fürsten des Reichs zu nennen, gestalt er denn zu seiner Zeit, da es nöthig, seine Besiggen und kaiserliche Urkunde an den Tag zu geben, hiedurch etwa Ursache gewinnen möchte. Aus obigen Gründen könne der König ebenso wenig, als zu Folge der Erbverträge, eine beschwerliche Einlagerung ihres Kriegsvolkes bei den Unterthanen des Grafen, ohne dessen Vorwissen und Zuordnung, verfügen, zumal da diese Grafschaft Holstein von Alters und aller unenklicher Frist her ein freies Allodialerbtbum gewesen, und darüber von dem Kaiser niemals einiger Streit erwordt worden; inselinden seien die Ursachen nicht ausfindig zu machen, warum den Könige jetzt in den zu Hinglegung der kaiserlichen Urtheilsfälligen Streitigkeiten einmal beliebigen Compromiss zu willigen bedenklich fälle, da hierzu ebendam die Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg, und zwar Herzog Friedrich Ulrich als des Königs, Herzog Wilhelm aber auf des Grafen Seite alldereits ernannt und vorgeschlagen gewesen seien²⁷). Von dem Kaiser erging den 9. Sept. (1620) an den Erbkaiser des römischen Reichs sammt dem Kammerichter zu Speier die Befehlsung, daß Graf Ernst zu Schaumburg in den Fürstenthum nach Ausweisung des ihm nun ausgefertigten Briefes erhoben, folglich demselben hinfort in vorfallenden Sachen der dabei verordnete Titel: Dem Hochgeborenen, untern und des Reichs Fürsten und lieben Getreuen, Grafen zu Holstein, Schaumburg und Sternberg, Herrn zu Schmen u. s. w. beizulegen sei²⁸). Diefem nachzuleben, versicherte der Bischof

20) Just. Cam. Rantow. T. II. p. 86. 21) Dessen der Graf von Er. Majestät in der oben angegebenen Aufsicht nicht gewürdigt ward, ungeachtet andere Fürstlichen und Stände des Reichs nach der römisch kaiserl. Majestät Bewilligung und Beispiel ihm solchen fürstlichen Titel zu geben kein Bedenken trugen. In der Antwort bot ihm der Graf an gebrüchigen Ort gefügt. 22) Hiermit wird der letzte Graf zu Holstein und Herzog zu Schleswig bezeichnet, welcher der Mutterbruder Christian's I. war. 23) Das pindegarische Land und dessen Leute wurden unter dem Herzogthum Holstein vom heiligen Reich tragender Vertheilung begriffen. 24) Hieron hatte der verstorbene Kaiser Matthias den Grafen selbst in einem besondern Schreiben demnachrichtigt, und aus diesen Gründen selbst man gestrichen, daß der jetzige Kaiser ohne Zweifel nicht weniger als sein Vorfahren im Reich, welche der Dänenköönig Antrern zu Herzogen von Holstein erbiht, ebendieselbe Gewalt und Macht hätte, dem Grafen Ernst den Titel eines Reichsfürsten wegen der holsteinischen und anderer Grafschaften zu ertheilen, wie gering und wenig auch dieselben gegen die übrigen kaiserlichen holsteinischen Stücke, welche abgekauft worden, sein möchten.

25) Wesfalls Graf Ernst sich auf den odorselichen und monfrelischen, unter küniglich dänischem und fürstlich holsteinischem Ansege ohne Widerspruch angenommenen Vertrag bezog. 26) Besonders Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. und Matthias I. 27) Das Schreiben des Grafen bei Sondorp, T. II. p. 411 seq. 28) In das Schreiben des Kaisers bei Sondorp u. a. d. S. 190. Hier wird auch bemerkt, daß dergleichen ebenfalls an den Herzog Christian zu Lüneburg, zu Verden, an des Domcapituls zu Magdeburg, an den Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig, an die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht zu Mecklenburg, an den Herzog Franz und Herzog Philipp Julius zu Stettin, Pommern und die Stadt Lübeck abgegangen seien.

Philipp Christoph den 30. Sept. 1620³⁰⁾). König Christian IV. und Herzog Friedrich protestirten den 11. Nov. des genannten Jahres an den Kaiser dagegen, daß Graf Ernst den fürstlichen Titel von Holstein gebrauchte, indem sie zugleich ein größliches Schreiben übersandten. Sie baten, fügen sie, sich nicht einbilden, daß der Kaiser dem Grafen diesen Titel gegeben, um ihre Rechte zu schmälern, sondern es sei einzig aus unbegründeter Information geschlossen. Sie sprachen die Hoffnung aus, es werde der Kaiser mittels eines besonderen Mandats cassatorii den Grafen offenkundig anweisen, sich hinfür eines solchen Titels gänzlich zu enthalten³¹⁾). König Christian IV. und Herzog Friedrich zu Holstein-Gottorp suchten in der Schrift an den Kaiser vom 18. April 1621 den vornehmsten Beweggrund, aus welchem der Graf von Schaumburg den fürstlichen Titel „Holstein“ erlangt, nämlich weil die Grafen von Schaumburg die fürstliche Würde und Hoheit schon vor Alters geführt haben sollten, dadurch zu entkräften, daß bis zum ersten Erwerben der Grafschaft Holstein des Grafen Ernst Moritz, Adolfs, der damit von dem Kaiser belehnt worden, in gerader, und hinwieder von demselben in absteigender Linie, auf den gegenwärtigen Besitzer stets Grafen gewesen und geblieben seien³²⁾), folglich der jetzige Graf sich keine Requisition eines dergleichen Titels suchen könne, besonders, da vermöge der vom Grafen Otto dem König Christian I. ertheiltencession, die schaumburgische Grafschaft gegen dessen Protection dienst- und willfürlich geworden sei³³⁾, und überdies das Land Holstein allwerg eine Grafschaft geblieben habe, bis 14 ganzer Jahre nach Abtretung aller Ans- und Zuzprüche Kaiser Friedrich solche sammt Eidermann zu einem Herzogthume erhob, selbigem Dithmarschen einverleibt, und damit Niemandem als die Herzoge zu Holstein belehnt habe, weshalb auch die zu Schaumburg in der Reichsmatrikel nicht mehr als holsteinische Grafen zu finden³⁴⁾, und in den kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Kancellien anders aufgeführt worden seien, denn

ob ihnen gleich zu Zeiten der Grafentitel Holstein gegeben sein möchte, sei dennoch solches den Herzogen von Holstein unbekannt, und aus Irrthum des den Titel Schreibenden geschienen; auch könne solcher Irrthum dem üblichen Kancellist nichts einfallen, und dem Grafen einige Be- rechtigkeiten an dem Erbfürstenthum zuwachsen. Dessen ungeachtet habe sich Graf Ernst ohne Zweifel aus angennommener Uppigkeit sich ganz neulich (den 21. Febr. 1621) in einem eigenen Decret regierenden Fürsten zu Holstein und Schaumburg zu schreiben erlaubt, dessen sich die abgetheilten Herzoge des jetzt genannten Fürstenthums, angesehen sie damit invecirte, nie unterfangen, daher solchen unziemlichen Beginnen nicht länger Raum zu geben sei u. f. w.³⁵⁾ Die Mißlichkeiten zwischen dem Könige Christian IV. und Grafen Ernst wuchsen immer mehr an. Die an den Reglern abgesandten Reichsräthe Albt. Scheele und Jacob von Wilsdorf richteten mit ihren Vorstellungen wenig oder nichts aus. Hierdurch bewogen ließ Christian IV. (im J. 1621) eine ziemliche Anzahl der Truppen zu Ross und Fuß, welche er in Bereitschaft stehen hatte, unvermuthet in das Pinnebergische rücken³⁶⁾). Dieses mußten die Einwohner nachdrücklich entgelten, und würden es noch empfindlicher gekostet haben, wenn man nicht dänischer Seits von Eiderburg aus den 22. Mai 1621 den Befehlshabern und Soldaten zeitig befohlen hätte, sich in dem großsch-schaumburgischen Gebiet offenkundiger Gewalt, Plündern, Raubens, Ruthwillens und anderer Abthatigkeit ganz und gar zu enthalten, alles, was den Einwohnern dafelbst abgenommen worden, bei Leibesstrafe ohne einige Gegenrede ihnen wieder zuzustellen, mithin dasjenige, was sie für sich selbst an Essen und Trinken oder für die Pferde an Haser nöthig hätten, nach der Ordnung zu bezahlen³⁷⁾. Von Eider den Grafen Ernst wandte³⁸⁾ sich Reichthor Goldast von Haysinsfeld den 17. Juni (1621) an den kaiserlichen Geheimrath und Vicekanzler des Reichs, Hans Ludwig von Utm, wegen des dänischen Einfalls im pinnebergischen Gebiet, und sprach die Hoffnung aus, es werde der Kaiser den Grafen künftigher bei dessen Land und Leuten schätzen und dankhaben. In dem Schreiben stellt Reichthor Goldast fest, daß sich vor diesem Graf Ernst und dessen Vorfahren geschrieben: regierende Grafen zu Holstein und Schaumburg, und es sei niemals Jemand aufgestanden, der diesem widersprochen, jetzt aber wolle der König nicht gestatten, daß er sich regierender Fürst und Graf zu Holstein und Schaumburg nennen dürfe, sondern solle vielmehr dem Grafen ins Land, verwaltete dafelbst alles, und heiße ihn nur einen italienischen und spanischen Grafen, welcher dem Kaiser habe können eine Lonne Goldes zur Verfolgung der Evangelischen geben u. f. w.³⁹⁾ Auf Vermittelung

29) Lenzburg a. a. D. S. 418. 30) Die Gründe, welche sie in dem Schreiben anführen, sind dieselben, welche sie in dem Schreiben an den Grafen Ernst verdrachten. Bei Lenzburg, wo es sich S. 411 unter den zwischen dem Könige von Dänemark und dem Grafen Ernst geschickten Schreiben findet, ist der 29. Mai und in Läng's Reichsarchiv, Part. Spec. Contin. II. unter Holstein S. 61 der 21. Nov. als Datum angegeben; aber aus der darauf vom Kaiser gegebenen Antwort geht hervor, daß es den 11. Nov. ausgefertigt ist. Vgl. Ledmann a. a. D. S. 433. 31) Dieses blieb Könige Christian IV., wie er selbst einseht, zwischen die Erklärung des Grafen Ernst in den Kancellien überhaupt nicht, weil hierzu der Kaiser fragt war. 32) Wie denn auch Graf Otto, welcher dem Könige Christian I. die Ansprüche an der Grafschaft Holstein und Eidermann übertrug, sich in der Abtretungs-urkunde Junker Otto und nicht anders nannte und schrieb. 33) Indem nämlich dieselbe versichert, es sollten ihre referirten, auf dieselbe der Eide gelegenen Schöffen dem Könige, seinen Erben und Nachkommen in allen Fällen gleich seinen eigenen Schöffern offen stehen und bereit sein. Auch wird dahin gerichtet, daß sowohl der jetzige Graf den 10. Mai 1620, als dessen Vorfahren, in Wissen sich Diener unterscheiden u. f. w. 34) Wie aber als schaumburgische Grafen, weil sie nicht anders auf Kreis- und Reichsversammlungen genannt werden, auch keine Session im niederösterreichischen Kreis (in welchem Holstein unmittelbar gelegen) seit der Eides-son gehabt u. f. w.

35) f. es ausführlicher bei Lenzburg T. II. Cap. XXIX. p. 405 seq. und die Beilage zum Z. 28. von Just. Caus. Rangew. Bzgl. Ledmann a. a. D. S. 438. 439. 491. 492. 36) Heldendorfer, S. C. p. 514. 37) f. des Mandats bei Lenzburg, Act. publ. T. II. p. 413. 38) Zugleich übermüdet er dem Reichsrath mit dem unterzeichneten Bescheide, welchen Graf Ernst auf Befehl des Kaisers ausgefertigt, einen Abdruck einiger von beiden Seiten ergangener und geschickter Briefe. 39) f. das Schreiben bei Lenzburg T. II. p. 413 seq.

der Herzogin Elisabeth zu Braunschweig-Lüneburg, nebst der verwitweten Herzogin Auguste in Pufum und die Fürsprache Anderer erreichten die bisherigen Mißbeliagen zwischen Christian IV. und dem Grafen Ernst (im J. 1621) ihre Endschafft, indem letzterer aus dem Titel eines Fürken von Holslein verzichtete, und bei dem Abmarsch der in das Pinnbergische gelegten Truppen 50,000 Thaler bezahlte musste“). So nach dem größten Theile der Schriftsteller“). Dagegen weiß der Verfasser der Just. Caus. Rantzov. Part. II. p. 86 aus den nach diesem entwichenen Wißf. größtenteils emanirten Ransleypditionen, oder will wissen, daß Graf Ernst den Titel eines Fürsten und Grafen Schaumburg nach wie vor gebraucht, bis er einige Monate darauf gestorben. Er starb den 17. Jan.“) 1622 in einem Alter von 52 Jahren, 3 Monaten, 24 Tagen und 1 Stunde“), und ward in dem von ihm mit großen Kosten ungemein prächtig erbauten Begräbniß“) zu Stadthagen beigesetzt“). Er stiftete im J. 1610 das Gymnasium zu Stadthagen, verlegte dasselbe am Oßern 1621 nach Kinteln an der Weser, machte eine Universität daraus und ließ sie den 17. Juli 1621 einweihen, nachdem der Kaiser ihr den 9. Mai treffliche Freiheiten und Vorrechte beigelegt“), erneuerte das Schloß zu Hühdeburg und zierte die Stadt mit prächtigen Gebäuden. Im J. 1620 ward gedruckt in Stadthagen bei Ernst Reinburg: „Des Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Ernsten Fürsten und Grafen zu Holslein und Schaumburg u. s. w. Constitution, Satz und Ordnung, sowohl die Münze, als Waaren und Ablohnung der Handwerker u. s. w. belangend, wie es damit u. s. w.“). Da er ohne Leibeserben starb, folgte ihm sowohl im Schaumburgischen, als Pinnbergischen sein Vatersbruder Jacob Hermann“).

VII. Von Nassau. Ernst Kasimir, Graf von Nassau, Kagenellenbogen, Vianen und Dietz, Stifter der tiefer Linie, der fünfte Sohn des Grafen Johann des Älteren von Nassau und Elisabeth von Leuchtenberg, ward zu Dillenburg 1558 geboren. Nachdem er in Basel studirt und hierauf nach Gens und Frankreich gegangen, begab er sich nach Brünningen, und nahm hier niederländische Kriegsdienste, ward den 2. Sept. 1595 in dem

Treffen gegen den spanischen Heerführer Montenegro in der Gegend Dinslaken gefangen, wo die niederländische Reiterei geschlagen und der Anführer derselben Graf Philipp von Nassau, Ernst Kasimirs Bruder, tödtlich verwundet ward, und nebst diesem nach Rheinbergen, wie Philipp starb, gebracht, und nachher aus der Gefangenschaft mit 10,000 brabantischen Gulden losgekauft. Die Stände der Vereinigten Niederlande bewillmächtigten im J. 1598 den Grafen Ernst Kasimir, hunderttausend Thaler zu werden, welche um Embden vertheilt werden sollten. Als der spanische Oberbefehlshaber Don Francisco de Mendoza im J. 1599 mittels eines heftigen Feuers aus dem Geschütze bis in Zielerswaard eindringen suchte, hinderte ihn daran Graf Ernst, der aus einer kleinen Insel in der Waal seine Stellung genommen hatte. Die aufdröhnischen, ihren Sold fordernden Soldaten Mendoza's zu Antwerpen, in der St. Andreaschance, machten (im J. 1599) einen heimlichen Stillstand mit dem Grafen. Bei dem spanischen Kriegezug in J. 1600 ward von dem Prinzen Moriz von Nassau-Dranien der Entsatz der Stadt Ostende beabsichtigt. Graf Ernst ward den 21. Juni mit einigen Schiffen vorausgeschickt, um die Schanze Philippine wegzunehmen. Nachdem hierauf die Truppen aus dem Land gesetzt waren, wurden sie in drei Haufen vertheilt, über welche der Graf Georg von Solms, der Graf Ernst von Nassau und der Ritter Franz Vere, welcher diesen Heerzug beschrieben hat, den Befehl führten. Man rückte vor Nieuport in der Absicht, diese Stadt zu belagern. Prinz Moriz und seine Truppen wurden durch die schnelle Bewegung des Erzherzogs Albert in nicht geringe Gefahr gesetzt, da sein Lager noch nicht befestigt war. Ueberdies schnitt ihm der schon zwischen Ostende und Nieuport stehende Erzherzog die Verbindung mit dem ersten Orte, aus welchem Moriz seine Zufuhr bekam, ab. In diesen mißlichen Umständen sandte Moriz den 2. Juli (1600) den Grafen Ernst vor Tage mit 19 Fahnen Fußvolk, 4 Compagnien zu Pferde, und 2 Stücken Geschütze nach der Brücke bei Tellinghem, wo der Erzherzog herüber gehen mußte, und gab ihm den Befehl, den Übergang ihm zu verwehren, oder falls dieses geföhrlich, ihn so lange aufzuhalten, bis die Truppen selbst in Schlachtlordnung gestellt werden konnten. Aber so sehr auch Graf Ernst eilte, so fand er den Feind doch schon diesseit der Brücke und ward, da dieser merkte, wie wenig Kriegsgeld der Graf bei sich hatte, von der ganzen Macht der Gegner angegriffen und mit einem Verlust von 800 Mann zum Weichen gebracht. Dieses Gefecht hielt jedoch den Feind lange genug auf, daß Moriz Zeit gewann, seine Truppen zu sammeln und in Schlachtlordnung zu stellen. Glücklich führte er dieselben über den Hofen von Nieuport nach der Seite von Ostende, von welcher der Feind erwartet wurde, zurück. Der Ritter Vere hatte hier den Befehl über den Vortrab, Graf Georg von Solms und Graf Ernst über die Mitte und den Nachtrab. Es kam hierauf zum Treffen

40) Heldend. S. C. p. 314. 41) Derselbe S. 314. Metern. Part. 3. Lib. 38. p. 80, und nach dem Clar. in der Geist. Geyra; ferner Londorp. Act. publ. T. II. Lib. VI. c. 28. p. 404; das Theatrum Europ. T. I. p. 504; Pfaffen. de princip. Princip. Germ. gentibus. C. XI. p. 308; Bierling. Dissert. de familia comitum Holsato - Schaumburgiorum extincta. §. XIV. p. 29 und andere Schriftsteller. 42) Bucheler. Lud. Chronol. p. 138 und die Hübner'schen Geschichtshelien. 43) So schmei Ritterhaus. Tab. geneal. comitum Holsato. Schaumburg. und wenn es seine Gewißheit hat, daß Graf Ernst den 24. Sept. 1599 geboren ward, so kann es ihm nur 50 Jahre zur Vermählung gebt. 44) Dasselbe beschriebt Lander. in faccul. I. primis. Schaumburg. ausführlicher. 45) Hindeimann. Dillenburg. Gty. S. 151. 46) Bierling l. c. §. XIV. 47) Hauber. Facula. I. primis. Schaumburg. p. 62. 48) Ed. a. mann a. d. S. 421. 423. 428. 430. 431. 450. 454. 455. 460. 462. 464. 470. 476. 479. 482. 488. 492. 495. 505. 506. 511. 516. 525. 531. 539. 540.

a) La Bataille de Nieuport par F. Vere del Bor. Auth. Stukk. IV. Doel.

bei Nieupoort, welches Moritz gewann. Als Prinz Moritz im J. 1605 von Bergen op Zoom ausbrach, um die Belagerung von Antwerpen zu unternehmen, ertheilte er dem Herzog Ernst den Befehl, zugleich mit der Flotte und 80 Rähnen Fußvolk die Schelde hinauf nach Antwerpen zu segeln, und den Damm an dem flandrischen Ufer einnehmen. Zwar kam der Graf die feindlichen Schanzen an der Schelde, welche stark auf ihn feuerten, glücklich vorüber, ward aber hierauf durch widrigen Wind auf die brabantische Seite des Flusses getrieben. Nichtsdestoweniger wagte er 400 Mann an der flandrischen Seite ans Land zu setzen. Sie wurden aber von dem Feinde ohne Schwierigkeit geschlagen und größtentheils gefangen genommen. Hierauf ging Graf Ernst Kasimir auf die brabantische Seite zurück, und berichtete dem Prinzen Moritz den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung. Diese konnte jetzt nicht wieder angefangen werden, weil der Feind allenthalben auf der Hut war. Bei dem Streite des Herzogs von Braunschweig mit der Stadt dieses Namens, dem zufolge jener diese belagerte, aber obgleich vom Könige von Dänemark unterstützt, die Belagerung aufgeben mußte, erluchte der Herzog (im J. 1606) die Stände der Vereinigten Niederlande um einige Mannschafft, und verlangte auch, daß sie ihm den Grafen Ernst von Nassau zum General in diesem Kriege überlassen möchten: die Staaten waren hierbei in Verlegenheit, denn auf der einen Seite mußten sie es als etwas Anstößiges ansehen, ihr Waffen, mit welchen sie für ihre Freiheit fochten, zur Unterdrückung der Freiheit Anderer zu leihen; und auf der andern Seite war ihnen viel an der Freundschaft des Herzogs von Braunschweig und des Königs von Dänemark gelegen. Nachdem sie eine geraume Zeit berathschlagt, wählten sie endlich den Mittelweg. Sie überließen es dem Grafen Ernst Kasimir, ob er die Dienste des Herzogs von Braunschweig in diesem Kriege annehmen wollte oder nicht. Er nahm sie an, und ging mit einigen Dörfern der Staaten, welche auf ihr Ansuchen, auf einige Zeit ihres Eides entlassen waren, nach Deutschland. Der Herzog belagerte also im Frühling des Jahres 1606 Braunschweig von Neuem. Allein das Durchbrechen eines Damms, der angelegt war, die Stadt unter Wasser zu setzen, zwang den Herzog, die Belagerung aufzugeben. Gleiches mußte er mit dem Kriege überhaupt thun, nachdem die Hansestädte Truppen zusammengezogen hatten. Endlich wurde durch Abmahnung des Kaisers dieser Krieg in einen Rechtshandel verwandelt, und Ernst Kasimir konnte seine Heidenbahn in den Niederlanden weiter fortsetzen. Zwar lagerte sich Spinola den 22. Aug. 1606 mit einem Theile seiner Truppen vor Mäntbergen, welches unlangst von dem Grafen Ernst Kasimir mit neuen Werten stärker besetzt worden war, und zwang den Oberbefehlshaber Vitenhove den 2. Oct. (1606) zur Übergabe. Doch rühte Graf Ernst den 24. Oct. (1606) vor Lochem und nahm die Stadt innerhalb fünf Tagen wieder weg. Von Harlem marschirten im J. 1618 auf Befehl des Prinzen Moritz zwei Rähnen unter den Grafen Ernst und Johann von Nassau nach Rotterdam, wo noch eine französische Fahne lag. Sie kamen daselbst den

29. Oct. (1618) an. Die Leibwache des Prinzen folgte ihnen und bald hernach er selbst. Den folgenden Tag ward der Stadtrath verändert. Ungefähr zwei Wochen vor der Hinrichtung Johann Oldenbarnevelts, des Advocaten von Holland, welche den 13. Mai 1619 statt hatte, wurde dem Grafen Ernst von Nassau wegen gewisser gehaltenen Kosten und gethanen Dienste (wie man vermuthet bei Gelegenheit der zu Utrecht gemachten Veränderung) eine Summe von 40,000 Gulden bewilligt. Bei der Begnadigung des Herrn von Mörbbergen den 29. Mai 1619 waren unter andern die geheimen Bedingungen, daß er sich einen Monat auf seinem Schlosse zu Mörbbergen zur Bestellung seiner häuslichen Angelegenheiten aufhalten, aber daselbst mit Niemandem, ohne Einwilligung des Grafen Ernst von Nassau, sprechen, und derselbe zu diesem Zwecke fünf Soldaten auf das Schloß legen sollte. Nachdem Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, Statthalter von Friesland, Gröningen und Drente den 10. Juni 1620 an Schlege gestorben war, ward nach ihm sein Bruder Graf Ernst Kasimir, meistens durch Bewirkung der Stände, Statthalter in Friesland, aber die Statthalterschaft von Gröningen und Drente dem Prinzen Moritz aufgetragen. Nach der dem Grafen Ernst gegebenen Bestallung über die Statthalterschaft in Friesland war er verbunden, die Stände der Landtschaft und ihre Abgeordneten gebührend zu ehren, und sich keine Gewalt über die Oberherrschaft und Hoheit des Landes anzumäßen. Ferner sollte er nebst den Abgeordneten der Stände die Vorrechte und Freiheiten des Landes verteidigen; auf die Festungen, welche von Friesland unterhalten wurden, gute Acht haben, die Kriegsbewehrungen, welche die Stände nicht selbst besaßen, verbergen; die Befehlshaberschaft über eine Festung nicht anders, als mit Genehmigung der Stände oder Abgeordneten, besetzen, und bei Vertizung der Besatzungen sich nach der Anweisung der Abgeordneten betragen. Ueberdies ward ihm der Ankauf unbeweglicher Güter in dem Lande, was den vorigen Statthaltern auch nicht erlaubt gewesen war, unterlagt. Endlich hatte er die Verbindlichkeit, die reformirte Religion, sowie dieselbe damals öffentlich gelehrt ward, und in der dordrechter Synode bestimmt, jedoch, allein in Abticht auf die Lehre, und nicht in Abticht auf die Kirchenordnung zu handhaben, ohne darin eine Veränderung zu machen oder zu dulden. Graf Ernst Kasimir nahm im J. 1622 das von den Spaniern eroberte Stenbergen in zwei Tagen wieder ein. Um im J. 1624 die Zufuhr nach dem Lager des Spinola zu verhindern, wurden die Truppen des Prinzen Moritz in zwei Haufen getheilt, und unter Friedrich Heinrich von Dranten und Ernst Kasimir in Vangelstraat und in Rozenbal gelegt. Als Prinz Moritz im J. 1625 gestorben war, wählten die Stände von Geldern, Utrecht und Overysel seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Statthalter. Gröningen jedoch und die Umstände und die Landtschaft Drente, über welche Prinz Moritz ebenfalls Statthalter gewesen war, begaben sich unter die Statthalterschaft des Grafen Ernst Kasimir, des

b) Der älteste Bruder des Grafen Ernst Kasimir.

Österreich gelegen, und er allegirt die Werke Christi ge-
heißt, so habe ihm der genannte Kaiser zur Hilfe und zur
Steuer die Bisthümer Leich und Passau mit allen ihrem
Gütern gegeben, also das Markgraf Ernst und seine
Nachkommen, und das Land Österreich Voigt und Herren
über sie sein sollen. Kaiser Heinrich habe ihm auch und
dem Lande Österreich die Gnade verliehen, daß sie das
Schwert ihres Reichthums und den Banner ober die Fahne
des Landes öffentlich vor dem Reich und vor aller Welt
und Hölle führen sollen und mögen, denn er und sein
Land Österreich seien oft und oft löblich in Gottes Dienst
würdiglich erschienen¹⁾. Gewiß ist, daß Ernst ein im
Reiche ausgezeichnetener Mann war. Er ward in der
Schlacht bei Homburg 1075, welche er Heinrich III. ge-
gen die Sachsen schlagen half, schwer verwundet, halb-
lebend in das Lager getragen, und starb den folgenden
Tag darauf²⁾. Begraben ward er im Kloster Mülz, wo
auch seine Gemahlin Matilde ihre Grabstätte fand. Sie
hatten zu Söhnen Leopolden den Schönen, welcher seinem
Vater 1075 in der Markgrafschaft folgte, und Albrecht
den Reichstüchtigen, welcher seit 1075 einen Theil des Lan-
des Österreich regierte³⁾.

2) Ernst, der Eiserner, Herzog von Österreich,
geb. 1377, war, als sein Vater⁴⁾ Leopold der Fromme
1386 in der Schlacht bei Sempach fiel, noch unmündig,
sowie auch seine älteren Brüder Wilhelm der Ergeizigste
und Leopold der Dicke, und stand daher, sowie sie und
sein jüngerer Bruder Friedrich mit der leeren Tasche unter
der Vormundschaft Albrechts III. Im J. 1401 be-
gleitete er den König Ruprecht auf dessen Zuge nach
Italien und trug bei, daß ihm Schwierigkeiten bereitet
wurden⁵⁾. Als König Benzel von Böhmen, den sein

Bruder König Sigismund im J. 1402 nach Wien in
den Gewahrsam der Herzoge Albrecht und Wilhelm hatte
bringen lassen, im J. 1403 wieder nach Böhmen ent-
kommen war, künftige König Sigismund von Ungarn
den Herzogen Krieg an, sammelte 40,000 Mann und
wäre gern in das Land gezogen, doch konnte er vor
Krieg nicht. Da ritten die Herzoge Albrecht, Leopold und
Ernst zu dem Könige, und es ward Friede geschlossen
und durch Unterhandlungen festgesetzt, daß die Herzoge
von Österreich dem Könige sechs Monate 600 Speise
gen Böhmen und Nahrung nachführen, und Landfriede
machen und die Diebe vertreiben sollten. Nach Wilhelm's
Tode theilten die drei übrigen Brüder im J. 1406 die
Länder unter sich, Leopold erhielt die österreichischen Be-
sitzungen in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz,
Ernst Steiermark, Kärnten und Krain, Friedrich Tirol.
Das eigentliche Österreich besaß der unmündige Albrecht V.,
der Sohn Albrecht's IV. Wilhelm hatte die Vormund-
schaft geführt. Nach dessen Tode erhielt dieselbe nach dem
Urtheile der Stände der älteste der noch lebenden Brüder,
nämlich Leopold der Stolze. Aber auch die anderen
Brüder, besonders Ernst, machten Ansprüche auf die Mit-
vormundschaft über seinen jungen Vater, und erlangte
auch von den Ständen, welche er zu keinem Kriege kom-
men lassen wollten, Theil an derselben, während Friedrich
mit der leeren Tasche die Sache weniger betrieb und
mehr für seinen Bruder Ernst als für sich arbeitete. Nach
der Versicherung einiger ward die Vormundschaft zwischen
Leopold und Ernst so getheilt, daß jeder sie abwechselnd
einen Monat lang haben sollte. Als Ernst auf dem Wege
nach Steiermark war und nach Neustadt kam, ward er
von den Bürgern, welche Anhänger Leopold's waren, und
ihn für den rechtmäßigen Vormund ihres Fürsten aner-
kannten, ausgeschlossen. Doch einige von der Landtschaft
vermittelten, daß er die Belädigung nicht durch Krieg
rächte. Nicht bloß in Neustadt, sondern auch in Wien
und in ganz Österreich wie da waren die Befürwor-
der der Menschen getheilt, indem der eine Theil auf
Leopold's, der andere auf Ernst's Seite war. Im fol-
genden Jahre (1407) brach ein furchtbarer Bürgerkrieg
aus. Einige von der Landtschaft und die, die in den
Städten die obrigkeitlichen Ämter führten, klagten über
Leopold's Regierung, welche sie vorher gebilligt hatten,

parten kam, wollten ihn die wälschen Fürsten und Städte nicht
weiter ziehen lassen, und man sah, ihnen hätten das heimlich ertig-
teutsche Fürsten angetragen; darin ward am meisten der Herzog
Ernst von Österreich verdächt, der kam dem Könige zu großem Schu-
den, denn er hatte zu Friede und in anderen Städten sich hart
verzehrt (durch seine Forderung große Schulden gemacht). So er
Hüter Gran von Hohenberg (Hainrichs Sohn) da (H. 1. 2. S. 310). Da nach anderen Schriftstellern Herzog Leopold ein dem
König Ruprecht nachschickte Kaiser in Italien spürte und Gran
von Hohenberg bloß von dem Herzog Ernst wehr, so nicht ver-
schickte, ob das, was er von Ernst erhielt, ganz auf Leopold zu
übertragen ist, oder ob nicht auch Ernst sich mit in Italien befin-
den und auch dem König Ruprecht Vorgesandten bereitet. Über Leo-
pold's Mord, Anthonis Häbeler, die Xaver. Weltchronik.
Vene 1811. 4. Bd. S. 337. 338 und Eintrag den Art. Leopold IV.
der Stolze oder der Dicke, Herzog von Österreich.

1) Eusebius Sualthaim oder Sualthaimus, Der üblichen
Fürsten und des Landes Österreich als Herkommen und Regierung
bei Piz, Script. Rer. Austr. T. I. p. 1009. Sualthaim be-
merkt unmittelbar darauf: „und der genannte Ernst hat auch in
dem Jahre nach Christi Geburt 1058 das Land Österreich wider die
Heiden beholten (behauptet), und dieselben gewaltthätigen daraus
vertrieben.“ Vermuthlich meint er die Ungarn. Dem Kloster Mülz
gab, wie die Historia Fundationis Monasterii Mellicensis bei
Piz T. I. p. 298 bemerkt, Ernst die Fänge des heiligen Mauri-
tius, auf welche ein Theil des Hofes des heiligen Kreuzes des
Jahrs eingebracht werden, welchen der Engel des Herrn ihm ein-
schickte, und das Heiden der heiligen Wälsche, des Bischofs und
Benedictus. 2) Lambert von Hersfeld S. 1666. 3)
Chronicon Austriae bei Frecht, German. Rer. Script. T. I.
p. 517. Chronicon Monasterii Mellicensis bei Piz T. I. p. 226.
Hist. Fund. Mon. Mellic. l. c. p. 298. Chronicon Salisburgense
bei demf. T. I. p. 341. Chron. Cuauro-Neuburg bei demf.
T. I. p. 438. 439. Eusebius Sualthaim a. a. d. bei demf.
S. 1010. 1011 (führt Ernst unter dem Beinamen
des Ersten auf). Johannes Stadelii Chronicon ap. Orsele,
Rer. Boicar. Script. T. I. p. 472-480. Breve Chronicon
Austriacae. Ex schedis Aventinae bei demf. T. I. p. 751. 7)
Ernst's und seiner Brüder Mutter war Bertha, die Tochter des
Herzogs Barnabes von Mailand. 8) Dem nämlich das, was
Gran von Hohenberg erzählt, nämlich den Herzog Ernst, und
nicht wenige dessen Brüder, den Herzog Leopold, betrifft. Der
genannte Schriftsteller erzählt: König Ruprecht zog über das Ge-
birge, und war im Willen, Kaiser zu werden. Erß dem Könige
sagen Mde teutsche Fürsten, und Herzog Ernst von Österreich
führte 1400 Pferde auf der Reite, und als der König nach Cam-
x. Anspet, d. B. u. A. Erst Section. XXXVII.

schwer, und sagten, er betrage sich nicht als Vormund, sondern als Herr, und reiße die Herrschaft an sich. Der Haß gegen ihn ward besonders durch die großen Summen Geldes gesteigert, welche er als Steuer von den kirchlichen Stiftungen und von den Bürgern, besonders den Wienern, eintrieb, ohne daß ein Zweck ersahen, zu welchem das Geld verwandt werden sollte. Als Ernst durch die Briefe und Botschaften der Seinigen hierüber belehrt worden war, eilte er von Grätz in Steiermark, wo er sich damals befand, nach Wien. Die Gebrüder von Waldsee, nämlich Friedrich, der Hofmarschall des Herzogs Albrecht, und Kemberl, und einige andere erwähnten den Herzog Ernst, daß er die Vormundschaft über seinen Vetter auf sich, und die Regierung übernehmen sollte. Leopold erjürnt, eilte nach Neustadt, zog ein Heer zusammen und bemächtigte sich der Landgüter der Großen, die es mit Ernst hielten. Es entbrannte ein für Österreich äußerst verderblicher innerer Kampf. In Wien waren die meisten aus dem Volke für Leopold, der Rath aber und diejenigen Bürger, die von ihm abgingen, für ihren Fürsten Albrecht und seinen Vertheidiger Ernst. Auf ihren Forderungen wurden fünf von den Aufträgern des Volkes ergriffen und zum Tode verurtheilt. Auf Vertrieß einiger Großen beider Parteien ward eine Zusammenkunft zum Behufe des Friedens und der Eintracht in Kloster-Neuburg gehalten. Auf ihr ward zu Gunsten Leopolds entschieden, jedoch so, daß Ernst nicht gänzlich von der Vormundschaft ausgeschlossen werden sollte. Dieser ging nach Grätz in Steiermark zurück, und Leopold zog mit großem Pomp in Wien ein, und begab sich dann nach Neustadt und feierte Festlichkeiten. In diesen Tagen (1408) verlor in Wien der seinem Fürsten Albrecht so treue Friedrich von Waldsee durch Schießpulver, welches, man weiß nicht durch wessen Arglist, unter sein Bett gesteckt und angezündet ward, sein Leben. Durch diese Nachricht erschüttert, eilte Ernst nach Wien. Diese Stadt blieb ihrem Fürsten (Albrecht) und Ernst treu. Fast alle übrigen Städte hielten es mit Leopold, so auch alle Große, denn auch diejenigen, die gegen ihn gewesen, hatten nach dem Tode Friedrichs von Waldsee entweder durch Drohungen oder Verheißungen bezwungen, ihre Entschlüsse geändert, und von ihnen war nur Kemberl von Waldsee noch bei dem Fürsten (Albrecht). Zur Verhütung der Erneuerung des Bürgerkriegs ward eine neue Zusammenkunft zu Neustadt, aber ohne Haupterfolg, und dann in der Palmenwoche (1408) zu St. Pölten, aber auch fruchtlos gehalten. Die Wiener Gesandten fielen bei ihrer Rückkehr in einen Hinterhalt, mußten sich durch ein schweres Besiegel aus der Gefangenenschaft frei machen, und kehrten den 20. Juni (1408) nach Wien zurück. Nicht lange darauf kam auch Leopold dahin, ließ einen Theil der Stadtmauern niederwerfen, und den Bürgermeister und mehr Kathedern hinhängen. Nicht bloß Wien und das übrige Österreich schloß sich dadurch gegen Leopold aufgebracht, sondern auch der König von Ungarn, die Böhmen und Mähren kündigten ihm das Bündnis und die Freundschaft auf. In Österreich ergriff Kemberl von Waldsee, der den von Rosenberg und einige Andere her-

beigeht, die Waffen gegen Leopold. Der Tridenter Bischof Georg von Eichtenstein, welcher Propst zu Wien gewesen war, empfand Leid über den traurigen Zustand der Dinge, und dachte darauf, den Krieg ein Ende zu setzen, und berathschlagte mit einigen Großen und Obrigkeiten von Städten, die er als Friedliebende kannte, und zu diesem Zwecke zu sich berief. Durch ihre Vermüdung ward die Sache dahin gebracht, daß zwölf Schiedsrichter aus dem Stande der Landhöf, vier aus dem Ritterstand und vier aus dem übrigen Adel gewählt wurden, die Fürsten aber heilig versprochen, daß sie und die übrigen das halten wollten, was die Schiedsrichter beschließen würden. Als Bärge ward Sigismund, der König von Ungarn, hinzugefügt. Im Betreff der Vormundschaft ward beschloffen, daß Leopold den 6. Jan. (1409) sich nach Neustadt verfügen, Albrecht in seine Gewalt haben, und der obersten Regierungsgewalt vorstehen, und Ernst die Unruhen und Zwiste der Stände unter diesen beilegen und seinem Bruder Leopold Hilfe leisten sollte. Beide sollten einherrschen, bis die Artikel des Eintrachtvertrages von den Schiedsrichtern vorgeschrieben würden, sich ruhig verhalten. Leopold rieth also nach Neustadt und Ernst mit Kemberl nach Egenfurt. Kurz darauf kehrten sie nach Wien zurück, und jeder nahm seinen Sitz in dem Palaste und keiner beunruhigte oder beschäftigte den andern, sodaß man leicht sah, daß nicht sowohl die Brüder unter sich, als vielmehr ihre Hofsleute und Großen in Zwietracht lebten. Endlich gegen Ende des Mai wurden die von den Schiedsrichtern verfaßten und vom Könige Sigismund bestätigten Artikel des Friedens und der Eintracht gebracht, und der König Sigismund ließ zugleich durch seine Gesandten den Brüdern Leopold und Ernst anzeigen, daß, wenn die Punkte von einem derselben verletzt würden, dieser ihn (den König von Ungarn) als Feind haben werde. So schöpfte Österreich wieder Athem und ward von Straßenräubereien und Plünderungen allmählig gereinigt. Die Wiener schworen Albrecht als ihrem rechtmäßigen Erbfürsten, und Leopolden und Ernst als gesetzmäßigen Vormännern desselben Treue. Als so alle Unruhen beigelegt waren, theilten im Herbst (1409) die Gebrüder Leopold, Ernst und Friedrich und Albrecht, der Sohn ihres Vatters, den sehr viele Jahre hindurch von ihrem Vorfahren zusammengebrachten Schatz unter sich. Während der Pest im J. 1410 veräußerte Albrecht Wien mit Starckenberg, und Kemberl benutzte diese Gelegenheit, um dem Fürsten, der nun dem Alter der Mannbarkeit sich näherte, die Regierung durch die Stände zuzusprechen zu lassen. Während dieser Bestrebungen starb Leopold in dem Palast zu Wien im J. 1411. Die Landhöf reisten nun mit dem Fürsten von Egenburg nach Wien. Unterwegs gelangte ein Schreiben des Herzogs Ernst an sie, in welchem er ihre Rathschläge billigte, und Albrecht, der damals im funfzehnten Jahre stand, und Albrecht, der damals im funfzehnten Jahre stand, einlud, die Regierung zu übernehmen. Dieses geschah nun auch. Während Herzog Ernst in Steiermark, Kärnten und Krain herrschte, erhielt sein Bruder, der Graf Friedrich von Tyrol, nach dem Tode ihres Bruders Leopold auch Elßaß, Vorderösterreich und die

schwermelischen Erbtheile. Ernst that im J. 1411 eine Pilgerreise nach Jerusalem. Dadurch daß sein Bruder Friedrich die Flucht des Papstes Johann XXIII. von dem kölnischen Concil begünstigte und beförderte, gerieth er mit dem Kaiser Sigismund in Uneinigkeit und Krieg, ward in die Acht erklärt und in den Bann gethan, und mußte sich und seine Länder dem Kaiser unterwerfen. Ernst suchte aus diesem Schiffsbruche seines Bruders soviel zu retten, als er vermochte. Die Apoloer riefen, um nicht von dem Hause Österreich getrennt zu werden, den Herzog Ernst zu sich. Er kam nach Tyrol und hielt im Sept. 1415 zu Innsbruck Ständeverammlung. Von da ging er nach Bogen und an andere Orte. Herzog Friedrich sandte an alle seine Amtleute und Voigte Befehle, daß sie dem Kaiser hulbig sein sollten, und dieier schickte Commissarien mit einigen Truppen aus, um Friedrich's Länder in Besitz zu nehmen. Aber mit Tyrol konnte der Kaiser nicht zum Endzwecke kommen, weil Herzog Ernst mit den Ständen dieses Landes übereinkam, den Kaiser allenthalben mit Gewalt zu vertreiben. Als des Kaisers Commissarien mit Friedrich's Briefen nach Tyrol kamen, hieß er ihnen, daß sie wieder dahin, woher sie gekommen, gehen sollten, und ließ dem Kaiser sagen, er (der Kaiser) sei von seinem (Ernst's) Bruder herrlich genug mit so vielen Städten beschenkt worden; hätte er (Ernst) dieses vorher gemußt, so würde er sich bei Zeiten dagegen gesetzt haben; daß ihm (Ernst) aber auch jetzt noch etwas übrigbleibe, scheine nicht unbillig. Da Sigismund sah, daß es keine Kleinigkeit war, das von Ernst besetzte Land mit den Waffen zu nehmen, und daß die Reichsfürsten zu einem solchen Kriege nicht geneigt sein würden, so machte er keinen Angriff auf Ernst und beschloß sich lieber mit den Angelegenheiten des Concils, welche bedurften, daß er sich mit ihnen besaßte. Friedrich entwich den 30. März 1416 abermals heimlich von Gelnitz und begab sich nach Tyrol. Als er in das Innthal zu den Seinigen kam, fand er alles durch seine Abwesenheit in Verwirrung gerathen. Die meisten Erteln und die Primaten des geistlichen Standes hatten sich an Ernst angeschlossen und erkannten ihn als ihren rechtmäßigen Fürsten an. Einige Städte aber und die meisten Bauern hingen standhaft an Friedrich und waren von ihm, dem sie Treue geschworen, nicht abzurücken. Bei diesen also führte Friedrich über seinen Bruder Ernst und die übrigen Stände die schwersten Klagen, daß er sich nicht sowohl als Verweiser betrage, sondern von ihnen als Fürst in die Regierung gesetzt werde. Friedrich erwartete den Ausgang der Sache, indem er täglich mehr auf seine Seite zu ziehen suchte. Im nämlichen Jahre (1416), um die Mitte des Herbstes, ward durch Anstrengung besonders des Pfalzgrafen Ludwig's, Herzogs von Baiern, und des salzburger Erzbischofes Eberhard von Neuhaus aller Streit, welchen der Bischof Wladislaw von Böhmen mit den Herzogen Ernst und Friedrich von Österreich gehabt hatte, beigelegt, und vermittelte das Kanzleramt wieder wie zuvor. Dagegen er sich mit Friedrich versöhnt hatte, so war er doch der Partei Ernst's ergeben. Zu Meran ward eine Ständeverammlung gehalten, und da

in der Hauptsache hier nichts ausgerichtet ward, eine andere zu Innsbruck angesetzt. Bevor der bestimmte Tag kam, machte der Bischof Wladislaw mit den Vornehmsten des Standes der Geistlichen und des der Ritter, nicht ohne Vorwissen Ernst's, ein Bündniß, und beschloß mit gemeinsamer Räte, daß auf der nächsten Versammlung die von der Landschaft über den ganzen Streit ohne Appellation Schiedsrichter sein sollten; würde sich an ihren Ausspruch einer der beiden Fürsten nicht halten, so würden sie (die Verbündeten) die Waffen gegen ihn als ihren Feind zur Vertheidigung des andern ergreifen. Auch stellten sie fünf Voigte auf, deren jedem sie je zwei Räte beizubeten. Friedrich machte durch Schreiben bekannt, daß er kein Bündniß und keine Beschlüsse desselben, die von Leuten der Gegenpartei ausgingen, anerkenne. Ernst dagegen sandte Schreiben an die fünf Voigte und die übrigen Verschworenen und ermahnte sie, im Bündnisse zu beharren. Schon drohte ein innerer und selbst ein Bürgerkrieg. Erstens standen die Geistlichen und die Erteln bei, Friedrichen die Städte und die Mauern, welche öffentlich bezeugten, daß sie unter ihm milder als unter Voigten gehalten worden seien. Einige, welche verschwiegener als die übrigen waren, suchten die beiden Brüder zur Eintracht zu bewegen, und diese selbst scheuten sich, es auf das Äußerste kommen zu lassen. So ward zuletzt der Streit gegen Ende des Jahres 1416 durch Vermittelung der Gemüther beigelegt, und Friedrich erhielt das Erbsürstenthum Tyrol, Ernst lehrte nach Steiermark zurück. Während dessen setzte das gegen Friedrich ausgebrochene Concil zu Gelnitz, welches dem Kaiser von seiner heimlichen Flucht Nachricht gab, den Proceß in der tridentinischen Sache eifrig fort. Dasselbe ward dadurch noch müßiger, daß Herzog Ernst wegen seines eignen Vortheils durch seinen Gesandten, welchen er zu Gelnitz hatte, den 3. Mal 1416 sein Mißvergnügen über seines Bruders heimliche Flucht bezeugen, und dasselbe von seiner Ergebenheit versichern ließ, und das Concil dankte deshalb dem Herzog Ernst in einem sehr höflichen Schreiben. Dieses geschah, als er noch im Zweifelsalle mit seinem Bruder wegen Tyrols war. Durch die gegen Ende des Jahres 1416 erfolgte Ausöhnung mußte natürlich das Verhältnis verändert werden. Wenigstens findet man erzählt, Herzog Ernst sei mit tausend Pferden gornig vor Gelnitz erschienen, und habe mit dem Kaiser wegen seines Bruders Angelegenheiten aus einem sehr ernsthaften Tone gesprochen. Ernst starb in seinem 50. Jahre den 9. Juni 1424 zu Grätz und ward in Ruin (Ruon, Reim) begraben. Er hatte zur Gemahlin 1) Margaretha, geborene Herzogin von Mecklenburg, und von ihr Söhne und Töchter; 2) Limburga 7), die Tochter des Herzogs

9) Man erzählt Folgendes: Ernst besuchte den König Siegmund zu Ofen, und wurde durch seine Pracht den nöthigen Umständen des ungarischen Königs. Kaum ward er durch die Hermentzung seines Betters überredet vorgefallen. An dem Hofe Siegmunds hörte er viel Ruhmliches von der Schönheit und den ausgezeichneten Eigenschaften Limburga's, der Tochter des Herzogs von Moscovien, einer Nichte des polnischen Königs Jagello. Schnell entbrannte in dem Herzoge Ernst der Wunsch, diese berühmte

Zemovit von Masowien, welche als Mutter des Kaisers Friedrich III. merkwürdig ist, den sie dem Herzog Ernst den 23. Sept. 1415 zu Innsbruck gebar. Dieser Sohn, als Herzog von Österreich Friedrich V., und Albrecht VI., ein anderer Sohn Ernst's, theilten die von ihrem Vater hinterlassenen Länder, da ihr dritter Bruder Ernst II. schon im J. 1432 starb. Außer den drei genannten Söhnen, welche Herzog Ernst I. hinterließ, hatte er noch Rudolf und Leopold zu Söhnen gehabt. Zahlreich waren auch seine Töchter, nämlich Alexandrina, Anna, Katharina und Margaretha ¹⁾.

3) Ernst, Erzherzog von Österreich, Oberstatthalter in den Niederlanden, zweiter Sohn des Kaisers Maximilian II., Bruder des Kaisers Rudolf II., wurde geboren zu Wien im J. 1553, war Statthalter in Unter- und Oberösterreich, als König Philipp II. von Spanien bei dem Großen Hans Kneenbühler, dem kaiserlichen Gesandten an dem spanischen Hofe, im J. 1578 in Anschlag brachte, er möchte am kaiserlichen Hofe mit dazu helfen, daß an die Stelle des Erzherzogs Matthias der Erzherzog Ernst in die Niederlande gesandt würde. Doch verzögerte sich die Ausführung dieses Wunsches des Königs Philipp, und Ernst stand noch lange den kaiserlichen Erbprinzen als Statthalter vor. In der Stadt Waidhofen an der Ips im Lande unter der Ens erhold sich im J. 1579 ein Zwiespalt wegen des Weinstanks zwischen dem Richter, dem Rath und der Gemeinde und den Handwerksleuten, indem letztere die Freiheit des Weinstanks so gut als die übrigen Bürger behaupten wollten. Beide Theile brachten ihre Sache vor den freisingischen Pfleger als die erste Instanz, denn Waidhofen gehörte dem Bischofe von Freisingen, welches damals Ernst, geborner Herzog von Baiern, war. Die Gemeinde, welche ihrer ordentlichen Stadtoberkeit keinen Gehorsam leisten wollte und gefährliche und weitläufige Zusammenkünfte hielt, verfluchte endlich den Richter und den Rath außerhalb des Landes bei dem Bischofe von Freisingen. Dieser ließ hierauf beide Parteien zu sich nach Freisingen citiren. Aber der Richter und der Rath wollten nicht

erscheinen und beriefen sich wegen ihres Außenbleibens auf die kaiserlichen und erzherzoglichen Privilegien, nach welchen sie nicht gehalten seien, außer Landes vor Gericht zu erscheinen. Der erbitterte Bischof wollte sie als Meineidige bestrafen, indem sie den ihm geleisteten Eidschwur verletzt hätten. Da suchten der Richter und der Rath landesherrlichen Schutz bei dem Erzherzog Ernst, als damaligen Statthalter in Unterösterreich. Dieser forderte beide Parteien nach Wien. Der Richter und der Rath kamen, die Gemeinde jedoch nicht, und zeigte nur an, es sei ihr von ihrer Eidschwur, dem Bischofe von Freisingen, verboten, zu erscheinen. Der Bischof richtete auch wegen des von dem Erzherzog Ernst angestellten Verhörs an denselben ein sehr nachdrückliches Schreiben, in welchem er die Behauptung aussprach, daß die Stadt Waidhofen ihm mit aller Gerichtsbarkeit und Botmäßigkeit unmittelbar zugehöre, er selbst auch die Regalien von Kaiser und Reich als ein Fürst des Reichs empfangen, und wegen der Stadt und Herrschaft Waidhofen seinen Anschlag contrahirt habe. Er müsse sich also sowohl wegen des der Gemeinde schuldigen Schutzes als auch wegen der Eingriffe in seine und seines Stifts Gerechtsame in diese Sache mischen. Über den Inhalt des Schreibens des Bischofes forderte der Kaiser das Gutachten der Regierung und der Kammer. Sie waren der Meinung, daß das zu Wien angestellte Verhör seinen Fortgang haben, der Bischof aber damit beschäftigt zur Ruhe verwiesen werden müsse, daß er, wie auch alle übrigen Fürsten und Stände des Reichs, welche in Österreich ob und unter der Ens Güter hätten, nicht für Fürsten solcher Orte, sondern nur für Landstände erkannt würden und daher in den Streitigkeiten ihrer Unterthanen nicht mehr als die erste Instanz hätten; daß ferner die Unterthanen nicht könnten außer Landes vor Gericht gezogen werden u. s. w. Der Kaiser befahl daher, daß das ganze gerichtliche Verfahren in dieser Sache vor der österreichischen Regierung und Kammer, als dahin sie von Rechtswegen gehöre, und nicht vor den Reichshofrath, wohin sie der Bischof zu ziehen bemüht war, abgethan werden sollte. Dieses geschah auch. Aber die Sache war damit noch nicht abgemacht. Zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Magistrat und der Gemeinde zu Waidhofen fertigte der Bischof von Freisingen Commissarien ab. Sie zogen jedoch unverrichteter Sache wieder hinweg. Die Gemeinde hielt darauf noch mehr verbotene Zusammenkünfte und führte allerlei strafbare Reden. Der Erzherzog Ernst sand daher für dienlich, durch seine eignen Commissarien die Ruhe in Waidhofen wieder herstellen zu lassen. Zu gleicher Zeit hatte nach Waidhofen der Bischof wieder andere Commissarien abgefertigt, unter welchen sich fremde bairische Abgeordnete befanden, denn er wollte sich von der Kirchenvoigtei (Advocatie) und Schutzberechtigkeit wegen in diese Sache mischen. Solches konnte der Kaiser ohne Verletzung seines Ansehens und der ertheilten Privilegien, wie auch wegen seiner supremac advocacie über die in den österreichischen Landen gelegenen geistlichen Güter nicht verstaten. Die freisingischen Commissarien sungen ihr Verfahren mit Treue:

Schönheit näher kennen zu lernen. Mit wenigen seiner Gefährten reiste er nach Krakau, erpöchte hier unteramt die Reize der schönen Gimburge, bewies seine Tapferkeit in einem Ritterspiele, erschien als Herzog von Österreich an dem polnischen Hofe, ehricht die schönste Frau seiner Zeit und lebte mit ihr in glücklicher, von zahlreichen Kindern gesegneter Ehe. Diese Gemahlin männlichen Sinnes und männlicher Kraft, die mit einer Haub Wägen festschick und Pfeilen versehen, poßte ganz zu dem Herzoge Ernst dem Ehemann, einem starken Mannes voll Kraft und Muth, mit feurigem Auge, durchdringendem Blicke und kriegerischer Miene, einem hochmüthigen und heftigen, müthigen und rathen und in jedem Grade crasten, die Ritterchaft liebenden Fürsten.

10) *Anna Archiducina, Chron. Austriacum ap. P. Script.*, Rec. Ant. T. I, p. 1270. 1274. 1279. 1291. Einest lingenanntem teutsche Jahrbücher bei bemelbten. I. Th. S. 1164. 1166. Tauschuch des Kaisers Friedrich III. bei Lancubius, *Diar. itin.*, Cellensis a. XIII. *Gerardus de Roo*, *Annales rerum belli domique ab Austraciis Habsburgiaca gentis principibus e. c. gestarum* (Innsbruck 1592.) p. 134. 140. 141. 142. 144—146. 154—157. 166. *Chronicon Belgicum* del Pistorius, *Utzgabe von Struwer*, 3. Th. S. 355. *Späbertin* S. Bd. S. 433. 260.

sion an, entsetzten den Richter und den Rath ihrer Amts-
ter, nahmen die Schlüssel zu den Stadtthoren und dem
Zeughaufe in ihre Verwahrung und thaten nichts, was
zu Verhütung des Ausflandes und der Empörung dienlich
gewesen wäre. Der Erzherzog Ernst verlangte deshalb
von diesen freisüngigen Commissariis, daß sie den Rath
wieder einsetzen und darauf mündliches Verhör anstellen
sollten. Dieses wurde von der Regierung zu Straßburg
so lange verschoben, bis der Kaiser würde verschiedene
Schreiben des Bischofs erhalten haben. Unter denselben
befand sich eins von des Bischofs eigener Hand, in wel-
chem er sich nicht allein wegen der entzogenen ersten In-
stanz und der dabei vorgefallenen Begegnung in scharfen
Ausdrücken beschwerte, sondern auch die zur niederöster-
reichischen Regierung und Kammer gehörigen Räte hart
angriff. Hierauf antwortete der Kaiser den 25. April
1582 unter anderm, er habe in diesem Falle als Herr
und Landesfürst die erste Instanz dergestalt zugelassen, daß
der Bischof die ganze Irrung durch eine Commission, ent-
weder in Güte oder durch den Weg Rechts, jedoch mit
Vorbehalt der Appellation an die niederösterreichische Re-
gierung, habe können abthun lassen. Weil aber hernach
sich gezeigt habe, daß durch die bischöflichen Commissariis
nichts Fruchtbare und Ordentliches ausgerichtet, son-
dern nur noch mehr Verwirrung und Beschwerden ver-
anlaßt worden, und dadurch die Sache in sehr gefährliche
Weiterungen geraten sei, so habe der Kaiser, um är-
ger Dinge zu verhüten, selbst Einsuchen thun müssen.
Auf diese Antwort des Kaisers, welche eine ausführliche
Rechtfertigung seines Verfahrens enthielt, sandte der Bi-
schof seine Abgeordneten und verlangte selbst einen Com-
missar zur Untersuchung der erwähnten Streitigkeiten.
Erzherzog Ernst ernannte also zu dem freisüngigen
auch einen kaiserlichen Commissar und schickte auch seinen
eigenen Reichstrater mit. Der Streit zu Balldorf, wel-
cher ursprünglich wegen des Weinschanks entstanden, hatte
den Geist und Charakter der Unruhen angenommen, welche
durch die Religionsbedrückungen genährt und hervorgerufen
wurden. Die Einmohner der landesfürstlichen Städte und
Märkte in Unterösterreich hatten seit mehreren Jahren oft
bei dem Kaiser wegen Religionsfreiheit und Übung der-
selben nach der augsbургischen Confession nachgesucht,
waren aber allemal damit abgewiesen und zuletzt war
ihnen bei höchster Strafe verboten, sich weiter deshalb zu
weihen und Fürsprache bei dem Herrn und Ritterslande
zu suchen. Denenungeachtet kamen sie abermals mit einer
weitaufgigen und dringenden Bittschrift bei dem Erzherzog
Ernst ein; auch war derselben eine Intercession von dem
Herrn und Ritterslande, der in Ober- und Niederöster-
reich der augsbургischen Confession ergeben war, wider
Verbot beigelegt. Der Erzherzog ertheilte hierauf den
27. Jan. 1579 folgenden Bescheid: Zuoberst wurde den
Supplicanten ernstlich verwiesen, daß sie gegen das Ver-
bot sich um das, was ihnen abgeschlagen war, abermals
gemeldet hätten. Zweitens ward ihnen der Vorwurf ge-
macht, sie hätten die jetzigen Religionsbeschränkungen,
welche vom kaiserlichen Hofe verfügt worden, sich selbst
beizumessen, weil sie mit des Kaisers Güte und Nach-

sicht gegen die Gewissensfreiheit nicht zufrieden gewesen,
sondern unter sich allerlei Sekten und Glauben nach ei-
genem Dünkel öffentlich eingeführt hätten; obschon der
Kaiser im Religionsfrieden sich in Absicht seiner Städte
und Märkte freie Gewalt vorbehalten hätte. Trotz dem
hätten sie aus eigener Autorität die Religionsübung öffent-
lich eingeführt, Prädicanten aus andern Landen holen
lassen, Kirchen und Beneficien ohne Erlaubnis des Kai-
sers der alten Stiftung zuwider de facto weggenommen,
die katholischen Geistlichen aus den Städten vertrieben,
und keine weitere katholische Religionsübung verstaten
wollen; sie hätten den katholischen Geistlichen, welcher mit
Lebensgefahr Messe lesen wollen, gegen den Pöbel nicht
geschützt, das Schimpfen ihrer Prädicanten auf öffentlicher
Kanzel auf die Dürigkeit und den ganzen Stand der ka-
tholischen Geistlichkeit gut geheissen, die alten frommen
Stiftungen ungerechter Weise an sich gerissen, keinen eth-
lichen katholischen Bürgersmann unter sich dulden; den-
selben zu keiner Raths- oder Stadtbeamtenstelle kommen,
auch das Bürgerrecht nicht mehr erwerben lassen wollen,
wenn er nicht zuvor von ihren verführerischen Prädicanten
examinirt worden, wobei er denn gut, durchgekommen,
wenn er nur nicht katholisch — sonst aber einer Sekte
zugehörig gewesen sei, welcher er wolle. Ferner machte der
Erzherzog Ernst in seinem Bescheide den Supplicanten
zum Vorwurf, daß sie das, was sie mit Gewalt an-
sich gerissen, unter dem Vorwande zu behaupten suchten, daß
sie bei Annahme der katholischen Religion zu Grunde ge-
hen müßten, während doch ihre jetzige Schuldlosigkeit ihnen
allein selbst beizumessen und der Verfall ihres Nahrungs-
standes Strafe Gottes sei. Wenn sie als eine Ursache
ihres Verfalls anführten, daß wegen verweigerter Reli-
gionsfreiheit Niemand bei ihnen Bürger werden und die
jetzigen nicht bleiben wollten, so hiesse dieses nichts an-
deres, als daß sie verlangten, unter einer Dürigkeit zu
leben, der sie weder in geistlichen noch weltlichen Dingen
Befolgung schuldig wären. Weiter gab der Erzherzog
Ernst den Städten zu bedenken, daß die Landstände augsb-
burgischer Confession ihre Freiheit durch nichts als Bitten
erlangt hätten, und daß die Städte dagegen, als geringer
am Stande, sich noch viel weniger unterwerfen müßten,
eigenmächtige Veränderungen des Religionszustandes zu
treffen. Da sie aber solches dennoch gegen alle Warnun-
gen und Drohungen gethan, so hätten sie offenbar ihrer
Strafen als Belohnung verdient. Auf ihr Begehren
eines Aufschubs von fünf Jahren zum Abzug und zur
Veräußerung ihrer Güter und Gewerbe erwiederte Erz-
herzog Ernst, daß ihnen jetzt so wenig als zu Maximilian's II. Zeiten eine Stunde verwilligt werden könne.
Würden sie sich der jetzigen Religionsreformation¹⁾ nicht
fügen, so würde solches den Verfall aller ihnen ehemals
ertheilten Freiheiten nach sich ziehen. Zu diesem Zwecke
wurden in dem Bescheide des Erzherzogs die Supplicanten
nochmals ermahnt, sich bei dem katholischen Gottesdienst
einzufinden und zu bedenken, daß ihre Vorfahren als
fromme und verständige Leute denselben auch zugehan

1) Bezieht sich in katholischer Weise.

gewesen seien. Wer dieser Ermahnung nicht nachkommen wolle, der solle binnen geheimer Zeit die kaiserlichen Erblande räumen, und wenn er binnen der Frist sein Haus und seine Güter nicht verkaufen könnte, so möge er solches an einen katholischen Einwohner auf ein Jahr vermietthen. Innerhalb der gezeigten Frist aber solle sich Jedermann alles fremden Religionsbetrags, alles Auslaufens zu den Präbianten, aller Einführung derselben in die Städte, alles ungebührlichen Betragens gegen katholische Personen geistlichen und weltlichen Standes, aller öffentlichen Zusammenkünfte und Berathschlagungen enthalten und sich so benehmen, wie jeder Unterthan nach dem Religionsfrieden zu thun schuldig sei. Alles dieses bei Strafe des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit. In der Meinung, daß durch diesen Bescheid des Erzherzogs vom 27. Jan. 1579 alles zur Ruhe gebracht sei, fand man sich bald getäuscht, indem von den Protestanten zu Wien unvermutet einmal (im J. 1579) über hundert nach Hof kamen, dem Erzherzoge zu Fußten fielen und ihm eine Bittschrift überreichten unter dem Titel: N. der Beisitzer des kaiserlichen Stadgerichtes und dorer vom äußeren Rathe, samt der armen gemeinen Bürgerschaft in Wien, soviel ihrer zu der reinen unversäulchten augsbургischen Confession sich bekennen, mit unterthänigstem Flehen und Bitten um Gottes willen. Die Supplicanten entkuldigten zuvörderst ihr abermaliges Einkommen mit dem Beispiele des kanadischen Weibes in der evangelischen Geschichte. Hierauf stellten sie vor, daß ihre Zusammenkünfte durch ihren Bürgermeister Hans von Lau veranlaßt worden wären, indem dieser als Katholik sich geweigert, ihr ehemals entworfenen Bittschrift an kaiserliche Majestät unter seinem Namen gelangen zu lassen, dabei aber ihnen überlassen habe, für sich zu suppliciren und deshalb das Nöthige unter sich zu verabreden. Auch sei die beigesagte Intercession des Herrn- und Ritterslandes bereits vor dem deswegen aufgelegten Verbot angehängt gewesen. Sie wären überhaupt hierin nicht, wie einige der kleinsten reichreichen Städte, gewaltthätig zu Werke gegangen, wie ihre Dringlichkeit ihnen bezugen könne. Ferner besagte ihre Bittschrift, daß in aller Eile der äußere Rath und nur einige hundert von der Bürgerschaft sich hier unterschrieben, sie versicherten aber zugleich, daß außer ihnen noch viele Tausende zu Wien seien, die sich zu der Religion der augsburgischen Confession und zu dieser Bittschrift öffentlich bekennen, die nicht aus Leichtfertigkeit, sondern um des Gewissens willen und durch Gottes Wort dazu bewogen seien. Die Supplicanten bezogten ihre Bereitwilligkeit, ihrer Dringlichkeit in allem gehorsam zu sein, auch Blut und Vermögen für sie aufzuopfern, und wünschten nichts als die Freiheit ihres Gewissens und die Religionsübung nach dem Wort Gottes, sowie ihnen unter Maximilian's II. Regierung darin sei nachgesehen worden. Was sei dem Kaiser und dem Erzherzog Ernst vorgelegt worden, als ob ihr Herr Vater Maximilian II. ausdrücklich nur den zwei Ständen der Herren- und der Ritterschaft die freie Religionsübung nach der augsburgischen Confession zugestanden, die Städte und Märkte aber als den vierten Landstand von dieser Bewil-

ligung ausgeschlossen habe; allein man habe ihnen doch jederzeit nachgesehen, daß sie sich ebendieser Freiheit in Befuchung des evangelischen Gottesdienstes, der eheichen Copulation, der Eichenbezugsnisse, der Errichtung teutscher und lateinischer Schulen ohne Hinderniß debent hätten; und da Christus alle Menschen zu sich berufen habe, so hofften sie von der Gnade des Kaisers und des Erzherzogs Regenten, daß die zu ihrem Nachtheil gemachte Einschränkung des Privilegii werde aufgehoben werden. Sie hätten deshalb den Erzherzog Regenten um Gottes und der Erlösung willen, er möge sich für sie bei dem Kaiser dahin verwenden, daß die ausgegangenen scharfen Befehle wider sie eingestellt und ihnen eine öffentliche Religionsübung nach der augsburgischen Confession möchte ertheilt werden. Sie entzogen dabei allen andern Secten und versprachen, sich der ertheilten Religionsfreiheit so beschreiben zu bedienen, daß die katholische Priersterschaft keinen Grund zur Klage über sie haben sollte, wofür sie im entgegengekehrten Falle mit Leib und Blut einstehen wollten. Hierauf ertheilte Erzherzog Ernst den 23. Juli 1579 mit Verweisung ihres ferneren angehoramen Anhaltens zur Antwort: er wolle ihre Bitte, da sie einmal angebracht sei, an den Kaiser gelangen lassen, und sie sollten die Befehle desselben abwarten, unterdessen aber nach den Verordnungen der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. und den Statuten der Stadt Wien sich richten, auch aller heimlichen und öffentlichen Zusammenkünfte sich enthalten. Der Kaiser ließ jedoch wegen der Räubsführer in Wien inquiriren. Den übrigen eigenthümlichen Städten und Märkten ward mündlich eröffnet: ihr ferneres Anbringen laufe allen ihnen bisher ertheilten Befehlen zuwider, und ihnen werde ihr Ungehorsam ernstlich verwiesen, zugleich aber bei kaiserlicher höchster Ungnade und Strafe verboten, ferner etwas in Religionsachen unter sich zu handeln, und an den Kaiser und den Erzherzog gelangen zu lassen. Alle ihre Bittschriften würden ihnen hiermit zurückgegeben, weil der Erzherzog dieselben nicht annehmen, noch viel weniger sie gutzusehen könne. Auch die zwei andern sich zur augsburgischen Confession bekennenden Stände der Herren- und Ritterschaft kamen wegen mündlicher Unterhandlung über den Punkt der Religion ein. Sie wurden angewiesen, bei dem, was bei der eingenommenen Erbhuldigung gehandelt und erklärt sei, sich zu beruhigen. Bald nachher thaten die Prälaten gegen die Religionserneuerungen der Städte und Märkte Vorstellungen, und erhielten die Verheißung von Schutz, Beförderung und Erhaltung der katholischen Religion, jedoch mit dem Zusatze, die Prälaten und Conventualen möchten dafür sorgen, daß der Gottesdienst in ihren Pfarreien und Kirchen mit christlichem Eifer, Fleiß und Andacht, der Absicht der Stiftung und der alten Kirchenordnung gemäß, wieder ausgerichtet, in den Conventen gute Disciplin gehalten, die unter ihrer Vorlesung stehenden Kanzen und Nefenizen mit gelehrten, exemplarischen Personen versehen, alles Argerniß des gemeinen Mannes verbüßt und dadurch dem gesunkenen Religionszustande wieder aufgehoben werden möge. Auf keine andere Weise sei der katholischen Religion aufzuheben. Um die

Abtissführer der Bewegungen, welche der äußere Rath und die Gemeinden zu Wien wegen freier Ausübung ihrer christlichen Religion im J. 1579 vorgenommen haben, zu entdecken, wurden verschiedene Personen, besonders die Verfasser und Übergeber der Witzschrift, ins Gefängniß gesetzt und in Inquisition gezogen. Drei derselben wurden nach beendigtem Proceß (im J. 1580) als Rebellen zum Tode verurtheilt. Das Todesurtheil wurde jedoch durch die Gnade des Kaisers und des Erzherzogs Ernst in eine Bannderverweilung auf ewig verwandelt. Im J. 1581 sandte König Philipp II. von Spanien den Orden vom goldenen Vlies an den Kaiser, damit dieser ihn den beiden Erzherzogen Ernst und Karl, und dem Herzog Wilhelm von Baiern umhängen sollte. In den Jahren 1581 und 1582 hatte man auf das starke Auslaufen der Einwohner von Wien und den eigenthümlichen landesherrlichen Städten zu den fremden Seelsorgern ein nachsames Auge gehabt. Weil aber der Bürgermeister Johanns Tau nicht wie seine Vorfahren hierin denjenigen Eifer, welchen der Kaiser und der Erzherzog Ernst von ihm verlangten, beehrte, so erhielt er deshalb im J. 1583 einen starken Verweis. Zugleich wurde den jetzigen und künftigen Bürgermeistern, dem Magistrat zu Wien und der böhmischen Universität ernstlich anbefohlen, so wol alles Auslaufen noch fremder neuer Seelsorge, und die Einführung fremder Prädicanten zu verhindern und die Verbrecher zu bestrafen. Zugleich wurde die gefängliche Einziehung der Priester, welche die Einwohner zu unwürdigen Religionsübungen führen würden, und der Prädicanten, welche sich in der Stadt und den Vorstädten würden finden lassen, angeordnet, sowie auch befohlen, die neuen herumsiehenden Schüler, die an Feiertagen unter dem Gottesdienst allerlei neue Lieder sängen und den Schülern und Studierenden eines jeden Ortes die Almosen entzogen, allenthalben fortzuschaffen. Es wurden auch alle Buchführer, Buchdrucker, Brief- und Kartenmacher, Hebammen und Schulmeister, welche nicht katholisch waren, abgeschafft und die, welche blieben, mußten dem Kaiser sich eideich verpflichten, der katholischen Religion treu zu sein. Einige vornehme Einwohner, welche sich unterstanden hatten, ihre Kinder von fremden Prädicanten taufen zu lassen, erhielten deshalb einen scharfen Verweis, und bei Ungnade und Strafe ward ihnen und andern verboten, sich nichts dergleichen ferner zu unterstehen. Auch die Bürger zu Krems und Stein wollten dem Verbot wider das Auslaufen zu fremden Predigern und wider Einführung derselben zum Taufen keine Folge leisten. Der Erzherzog ließ deswegen die vier Altknechte aus dem Magistrat beider Städte sammt den Ungehorsamen aus der Bürgerschaft nach Wien fordern. Sie erschienen nicht, und entschuldigten sich damit, daß sie die Ursache dieser Labung nicht wüßten, und erbaten sich, wenn ihnen solche eröffnet würde, sich schriftlich so zu verantworten, daß ihre persönliche Erscheinung überflüssig sei und erbaten sich die Erlaubniß, daß, wenn sich einer oder der andere ihrer Mitbürger vergangen, sie selbst ihn bestrafen dürften. Da aber der Erzherzog nicht schuldig gewesen war, ihnen die Ursache dieser Labung wissen zu lassen, noch viel weniger

ihnen einen Gerichtsstand über ihre Mitbürger wegen der nicht befolgten kaiserlichen und landesherrlichen Befehle zugeschieben konnte, so wurde ihnen dieses ungebührliche Verhalten mit Vorbehaltung kaiserlicher Abhandlung verwiesen, und ihre Abgeordneten, nach ausgestelltem Revere, wieder entlassen.

In der waidhofschen Kumultsache sandte der Erzherzog Ernst seine Commissarien ab, welche den 13. Nov. (1586) im Namen des Kaisers und des Kurfürsten (Ernst von Ebn, gebornen Herzogs von Baiern, als Bischof von Freisingen) dem Stadtmagistrat, wie auch den Rottleuten und dem Ausschuß eröffneten, daß sie die Prädicanten noch an demselben Tage vor Untergang der Sonne aus der Stadt und dem Burgfrieden schaffen und weder diese noch andere Prädicanten zu ewigen Zeiten, weder nach Waidhofen kommen lassen sollten. Bei angebrodter ernstlicher Strafe sollten sie weder öffentlich noch eine freie Religionsübung sich anmaßen oder gestatten. Der Bürgerschaft sollte von Haus zu Haus angesagt werden, daß sich Niemand der sorgeschafften Prädicanten annehmen, sondern Jedermann sich ruhig und mit gebührender Scheidenheit betragen sollte. Den Vater Scherrer sollten sie mit christlicher Stille, Friedfertigkeit und gebührender Ehrsucht anhören. Hierbei war noch die Drohung beigefügt, daß sie alles, was gegen diese Punkte von den Einwohnern unternommen würde, der Stadtmagistrat zur Verantwortung gezogen werden und einschießen sollte. Der Stadtmagistrat bat um Abschrift dieser ihm vorgelegten Punkte, erbot sich, dieselben in Uebersetzung zu nehmen, und darauf zu versichern, was er nach seinem Gewissen und schuldigem Gehorsam zu thun vermöchte. Als ihnen dieses abgeschlagen ward, weigerte sich eine Magistratsperson, Namens Ebenberger, mit thörichten Worten, dieser Verordnung nachzugeben, und es kam zwischen den Commissarien und den Magistratspersonen, besonders Ebenberger, zu verdrüsslichen Händeln. Doch kamen mit der Reformation auf katholische Weise zu Waidhofen die Commissarien im J. 1586 soweit, daß die Prädicanten abgeschafft und die Schlüssel zu den Pfarrkirchen an die Commissarien abgeliefert wurden. Auch ward der Vater Scherrer zum öffentlichen Unterrichte, und zur Beforgung des Gottesdienstes dahin gesandt; den Einwohnern wurde ihr Kumult ernstlich verwiesen, und anbefohlen, daß sie einige aus dem Rath und der Bürgerschaft zu genauere Untersuchung des verübten Unfugs nach Wien schickten, indessen aber zu der vorgenommenen Reformation sich bequemen sollten. Als die verlangten Abgeordneten nach Wien kamen, ordnete zu ihrem Verhör und fernerer Untersuchung der Sache Erzherzog Ernst eine besondere Commission an. Allein es vergingen viele Wochen, bevor der erforderliche Bericht derselben einkam, und da die von Waidhofen während dessen in ihrem Arrest große Kosten verursachten, so entließ Erzherzog Ernst sie insgesammt außer dem Wolf Ebenberger und dem Stadtrichter, der Haft. Als aber auch nachher der Bericht noch länger ausblieb und Ebenberger darüber in eine harte Krankheit versiel, und endlich die Sterbeit (1587) beannthete, so erlaubte Erzherzog Ernst, nachdem sie versprochen hatten,

sich ihm jederzeit zu stellen, auch dem Stadtrichter und Ebenperger'n nach Hause zu reisen. Darauf im Monat Juli (1587) wurden von Seiten des Kurfürsten (von Köln als Bischof von Trier) und vom Erzherzog Ernst, im Namen des Kaisers, neue Commissarien ernannt, welche zu Waldböfen theils die Reformation im Geistlichen vollenden, theils die während der vorigen Commissarien verübten Ausschweifungen und Rebellion untersuchen sollten. Die Commissarien verfügten sich nach Ulmersfelden¹²⁾, zwei Meilen von Waldböfen, und forderten die von Waldböfen dahin zum Verhör. Weil diese aber, besonders die Magistratspersonen dieses Orts, nicht erscheinen wollten, sondern noch dazu allerlei verachtungsvolle, trogige und respectswidrige Antwortschreiben schickten, so ließen die Commissarien mit Hülfe des Pflegers zu Waldböfen den ganzen Stadtmagistrat in das Schloß bringen. Die Rädelsführer darunter, nämlich Ebenperger und Gahner, wurden hierauf in besondere Verwahrung genommen, die übrigen aber nach und nach wieder aus dem Gefängnisse entlassen. Nach Stillung des Tumultes wurde durch die kaiserlichen und kurfürstlichen Commissarien aus vorübergehende kaiserliche Ratification den 9. Mai 1588 wider die von Waldböfen das Urtheil publicirt, vermöge dessen alle die, welche zur Zeit des Tumultes im Rathe gewesen und sonst Theil daran genommen, für Aufwührer und Störer der öffentlichen Ruhe erklärt, die der in den Rechten hierauf gesetzten Todesstrafe schuldig seien; jedoch sollte diese ordentliche Strafe aus Gnaden in eine Geldbusse von 32,000 Thalern, welche halb in die kaiserliche, halb aber in die kurfürstliche Kammer fließen sollte, verwandelt werden. Nach Vorlesung des Urtheils forderten die Commissarien noch besonders den Richter und den Rath in das Schloß und schärften ihnen die kaiserliche und kurfürstliche Willensmeinung wegen der Reformation (in katholischer Weise), namentlich in Betreff der neuen Schulordnung, ein. Die augsbургischen Confessionsverwandten aus den beiden Ständen der Herren und der Ritterschaft reichten im J. 1585 bei dem Erzherzog Ernst ihre Beschwerden ein, welche hauptsächlich drei Punkte betrafen, 1) daß die ihnen ertheilte Religionsversicherung auf gewisse Weise eingeschränkt sei; 2) daß ihre Zusammenkünfte eingestellt seien; und 3) daß ihnen der erste Gerichtsstand über die übrigen entzogen werde. Dabei klagten sie über das vom Kaiser gegen sie gefasste Mißtrauen und darüber, daß man sie nicht als getreue und rechtshaffene Unterthanen behandle, und suchten bei dem Erzherzog Ernst Rath, wie sie sich gegen den Kaiser zu verhalten hätten, um dieses Mißtrauen und den gegen ihre Treue und Ergebenheit entstandenen Zweifel von sich abzuwehren. Gern hätte der Erzherzog die genannten Stände ab- und auf die darüber vielfältig ertheilten kaiserlichen Resolutionen vermieden. Da er jedoch befürchtete, sie würden nichtdeftemenger den Kaiser nur auf Neue mit Vorstellungen überlaufen, und doch dabei nicht rathsam fand,

mit ihnen einen Vortheil einzugehen, so ließ er ihnen unter anderm antworten, der Kaiser habe allerdings Ursache zu seinem Mißtrauen gegen die beiden Stände, da sie sich seit einiger Zeit solcher Dinge unterfangen, welchen der Kaiser zur Verhütung seines Gewissens, zu Rettung der Ehre seines landesherrlichen Ansehens und zu Abwendung der daher zu befürchtenden Verachtung und Spottes Maß und Ziel setzen müssen; er (der Erzherzog Ernst) könne ihnen auch keinen andern Rath geben, als daß sie für die Zukunft gegen die wohlgemeinten kaiserlichen Verordnungen bester Gehorsam als bisher bewaisen, bei ihrer erhaltenen Religionsversicherung sich beruhigen, dieselben nicht weiter ausdehnen, als der buchstäbliche Sinn derselben verstatte, und überhaupt befeiden und ohne alle ungemeine Zudringlichkeit, sowie es die Pflicht der Unterthanen erfordere, sich betragen möchten; alsdann könnten sie der Gnade des Kaisers sowohl als der Aufrechthaltung ihrer Religions- und anderer Freiheiten versichert sein; durch hartnäckiges Anhalten aber den Kaiser wider sein Gewissen zu Abänderung der gemeinsten Verordnungen nöthigen zu wollen, dazu könne er (der Erzherzog) keineswegs rathe; würden die beiden Stände seinen Rath annehmen, so wolle er Alles anwenden, um das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und ihnen wieder herzustellen; im entgegengesetzten Falle aber dürste der Unwille des Kaisers gegen sie noch zunehmen, und derselbe nöthigst sein, welches er, der Erzherzog, ihnen jedoch nicht wünschen wolle, mehrern Ernst und Einsehen gegen sie zu gebrauchen. Im Betreff des zweiten Punktes, nämlich wegen ihrer Zusammenkünfte, würde es bei dem Kaiser keine Schwierigkeit haben, wenn sie zwischen den Landtagen zusammenkommen, über Amts-, Rechnungs- und andere das gemeine Wesen und die Landesnothdurft angehende Sachen handeln wollten, indem dieses zu der Vorfaben Zeiten auch üblich gewesen sei; wenn sie aber sich annähesten, in Sachen, die lediglich von des Kaisers und nicht von ihrem Gutbefinden abhängen, Verfügungen zu machen, und in Religions- und Prosafragen nach Gutdünken und ohne Vorwissen des Kaisers Zusammenkünfte halten wollten; so würden sie dieses bei dem Kaiser nicht nur nicht auswirken, sondern der Kaiser würde sich dadurch nur noch mehr beleidigt finden; er (der Erzherzog) halte daher für das Beste, daß sie dergleichen Zusammenkünfte künftig einstellen, und auch darin sich dem kaiserlichen Willen fügen. Drittens im Betreff der Entziehung des ersten Gerichtsstandes sei ihnen bekannt, was sowohl ihre Schuldigkeit, sich und die übrigen vor dem Kaiser und dessen Statthalter zu stellen, als auch die auf ihre Beschwerden wegen des ersten Gerichtslandes vorhin ertheilten kaiserlichen Resolutionen fordernd; und da sie wüßten, daß Niemand, er möchte sein, wer er wolle, zu einer Befreiung von dem Gerichte gegen landesherrliche Ladungen und Befehle besugt sei: so verheie er (der Erzherzog) sich im Namen des Kaisers zu ihnen, daß ihre Ansprüche wegen des ersten Gerichtslandes nicht dahin abzielen, als ob sie die landesherrliche Gerichtsbarkeit über sie erst jetzt in Streit ziehen wollten;

¹²⁾ Sie wagten sich nämlich nicht nach Waldböfen selbst, weil schon die vorigen Commissarien im J. 1586 sich wegen des Tumults in Waldböfen aus diesem Orte nach Ulmersfeld gezogen hatten.

würden aber die Landstände in ihren Schranken bleiben, so würde der Kaiser sich auch gegen sie gnädig zeigen, und Alles thun, was ihre Wohlfahrt befördern könne. In den Jahren 1587 und 1588 reiste Reichsrath Gisel, Administrator des Bisthums Neustadt, als kaiserlicher Commissarius in dem Reformationswerke hin und wieder in den landesfürstlichen Städten und Märkten, wie auch unter den Unterthanen der Klöster herum, und richtete allenthalben, außer in den Städten Krems und Stein, viel im Betreff der katholischen Religion aus. Weil aber die Prädicanten gegen alle oft wiederholte kaiserliche Befehle sich der fremden Seelsorge nicht entziehen, so wurden sie nach Hofe gefordert. Hierüber führten die Stände der ausburgischen Confession bei dem Erzherzog Ernst Beschwerden, sandten aber bei ihm kein Gebot, sondern wurden jederzeit auf die kaiserlichen Befehle gewiesen. Sie sandten also endlich (1588) ihre Abgeordneten mit einer weitläufigen Schrift, in welcher alle ihre vorigen Beschwerden wiederholt waren, nach Prag an den Kaiser. Dieser schickte die beiden Abgeordneten, den Freiern Adam von Puchhaimb und Franz von Gera mit einem verschlossenen Schreiben zurück. In ihm wurden die Herren und die Ritter von der ausburgischen Confession auf die vorigen kaiserlichen Beschlüsse verwiesen, das Verfahren des Erzherzogs Ernst von dem Kaiser bekräftigt, und den Ständen endlich anbefohlen, aller weiteren Zusammenkünfte und Abschlüssen in Religionsfachen, bei Verminderung der kaiserlichen Ahndung, zu welcher schon alle nöthige Vorkehrung gemacht sei, sich gänzlich zu enthalten. Trotz dieser Resolution kamen die Deputirten der beiden Stände aufs Neue mit drei Schriften ein, in welchen sie theils ihre vorige Klagen wiederholten, und die Zusammenkünfte der Landstände damit entschuldigeten, daß die Deputirten nach der ihnen von den Ständen gegebenen Vorchrift schuldig wären, solche zu veranstalten. Der Erzherzog Ernst ertheilte den 26. Nov. 1588 hierauf den Bescheid, daß den beiden Ständen ein für allemal alle Zusammenkünfte außer den Landtagen verboten wären, und wenigstens niemals ohne des Kaisers, oder in dessen Abwesenheit ohne des Erzherzogs Vorwissen, gehalten werden sollten, und wenn ihnen dergleichen zur Beforgung ihrer landesfürstlichen Angelegenheiten bewilligt wörm, so wären sie doch nicht bezeugt, Religionsfachen aus denselben vorzunehmen. Er (der Erzherzog) wolle ihnen wohlmeinend rathen, den Kaiser nicht durch Ungehorsam gegen sie aufzubringen; man würde sich sonst an die Deputirten und den Ausschuss halten: er (der Erzherzog) müsse auch billig Bedenken tragen, irgend eine Vorstellung wieder von ihnen anzunehmen, und werde sich nicht im Geringsten von der kaiserlichen Instruction entfernen. Zu der nämlichen Zeit (1588) beklagte sich der Bischof von Wien wegen des Auslaufens der Bürger zu den Prädicanten, und bat um Abstellung desselben; ingleichen, daß man die Inspection in Religionsfachen dem Magistrat der Stadt abnehmen und andere Inspectoren zu dem Ende bestellen möchte. Der Erzherzog Ernst forberte darüber das Gutachten des Dompropstes Reichsrath Gisel, und

des Stadthanwalts, Matthäus Bauer. Sie entwickelten ihre Meinung über die Unverheerlichkeit der Bürger und die Schwäche des Stadtmagistrats. Da man den Einwohnern in Wien in Beziehung zu den Prädicanten außerhalb der Stadt nicht weiter trauen könne, und es gleichwohl bei dem Erzherzog vielleicht Bedenkllichkeit finden möchte, daß nach dem Inhalt der Religionsconcession den Landständen, welche mit ihrer Eichel ernten wollten, wo sie nicht gesät hätten, die Religionsübung ganz genommen werde, wie zu Enzersdorf geschehen sei, so sei es das beste Mittel, dem Magistrat die Inspection in geistlichen Sachen zu nehmen, und besondere Deputirte zu bestellen. Es habe auch dieses um so weniger etwas Bedenklliches, da man bereits in weit geringfügigern Sachen, zum Beispiel in Verwaltung der Polizei, und Einführung eines Stadthauptmanns eben diesen Weg eingeschlagen habe¹³⁾. Auf dieses Gutachten wurden der Bischof von Wien, nebst dem Dompropst Gisel, und der Stadthanwalt Brauer zu Inspectoren angeordnet, welche ihre Zusammenkünfte im Rathhaus halten mußten. Von ihnen wurden nun die Prädicanten zu Enzersdorf, Felsenborn und Haiderdorf abgesetzt. Als dieses die Deputirten des Herren- und Ritterlandes erfuhren, baten sie den Erzherzog Ernst, das Verfahren gegen die drei Prädicanten bis zur Zusammenkunft des Ausschusses und Eröffnung der verschlossenen kaiserlichen Resolution aufzuschieben. Aber der Erzherzog sand ihm Vorbringen unerheblich, verwies sie zum Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle, und legte den genannten drei Orten bei Strafe auf, die Prädicanten zu stellen; auch vermahnte die wiederholten mündlichen und schriftlichen Bitten nicht, ihn zur Abänderung dieser Resolution zu bewegen. In den letzten von ihnen übergebenen Schriften hatten sie sich allerlei harte Ausdrücke und Anzüglichkeiten erlaubt; wie man dieses auffasste, daß sie ihre Religionsconcession eine christliche Freiheit nannten, und daß sie sich auf das Beispiel anderer teutschen Staaten beriefen. Diese Schrift sandte deshalb der Erzherzog an den Kaiser, und trug darauf an, daß den beiden Ständen, wegen ihres Ungehorsams ein Verweis ertheilt, und sie ein für allemal zur Befolgung der vorigen kaiserlichen Resolutionen angewiesen werden möchten. Im Monat Februar 1589 schickte die ausburgischen Confessionsverwandten aus dem Herren- und Ritterlande abermals zwei Abgeordnete an den Kaiser und ließen wegen Abschaffung der Prädicanten zu Enzersdorf, Haiderdorf und Felsenborn um Aufschub bitten, zugleich aber auch ein Religionsgespräch zu Beilegung der Irrungen in Vorschlag bringen. Der Kaiser ertheilte ihnen jedoch wieder die Antwort, daß es bei den vorigen Resolutionen sein Bewenden habe, und befehl ihnen, bei Verminderung kaiserlicher Ahndung sich denselben zu fügen. Falls aber Jemand in Religionsfachen beschwert zu sein vermeinte,

13) In Verhütung fernerer schädlichen geheimen Zusammenkünfte und Ketzerungen errichtete nämlich der Kaiser 1580 eine Stadtgarde in Wien und ließ sie durch einen Stadthauptmann anführen, wegen der Magistrate viele Einordnungen machte.

der möchte sich für sich allein bei dem Kaiser oder dessen Statthalter, dem Erzherzog Ernst, gebührend melden, und billigen Bescheid erwarten. Hierauf wandten sich die Stände in eben dieser Sache abermals mit ihrem vorigen Gesuche an den Erzherzog Ernst, baten um seine Fürsprache bei dem Kaiser, und daß er eine zu diesem Zwecke abgefaßte Schrift an denselben gelangen lassen möchte; mit dem Aufsatze, daß sie bei ihrer jetzigen Landtagsversammlung wegen der auf den Landtag gebrachten Propositionen nicht eher einen Schluß fassen würden können, als bis sie in dieser wichtigen, ihr Gewissen betreffenden Sache von dem Kaiser beschiedigt worden wären. Hierauf forderte der Erzherzog die beiden Stände vor sich, und gab ihnen die an den Kaiser gerichtete Schrift mit dem Bemerken zurück, daß er nicht wagen dürfe, gegen so oft ergangene kaiserliche Resolutionen sie an den Kaiser gelangen zu lassen, und für sie zu sprechen. Was sie aber in ihren angehängten Erklärung sagten, daß sie wegen der ihnen gemachten Landtagspropositionen nicht eher etwas beschließen wollten, als bis sie in ihrem Religionsgesuche eine befriedigende Antwort erhalten hätten, dieses werde bei dem Kaiser und Jedermann das Ansehen haben, als ob die Stände ihre Privatändel zu öffentlichen Angelegenheiten machen, oder gar den letzteren vorziehen, und ihrem Herrn und Landesherrn in solchen Sachen, die allein von seinem Gutdünken abhingen, Vorschriften ertheilen und ihn zwingen wollten. Leicht könne der Kaiser dabei auf den Gedanken kommen, als ob seine getreuen Stände unter der End denselben Weg einschlagen wollten, dessen sich die Stände ob der End auf ihren letzten Landtagen bedient hätten, und daß sie vielleicht gar mit den letzteren in einer besonderen Correspondenz ständen. Der Erzherzog wolle diesem Verdachte noch keinen Raum geben, und die Stände würden selbst einsehen, daß die ihnen auf dem Landtage gemachten Propositionen nicht das kaiserliche Interesse, sondern solche Sachen betrafen, von welchen die Wohlfahrt des Vaterlandes, ja der ganzen Christenheit abhänge, und die deshalb auch vor allen andern zu befördern wären; das andere hingegen sei eine bloße Religionsache, und zwar nicht einmal eine allgemeine Angelegenheit aller Stände, sondern nur einiger von dem Herren- und Ritterlande. Wenn damit die gemeine Landeswohlthat gehemmt werden sollte, so würde solches gegen alles löbliche Herkommen sein und in allen kaiserlichen Ländern sehr präjudicialische Folgen nach sich ziehen. Da auch die übrigen Stände, welche mit diesen Religionsachen nichts zu thun hätten, auf dem Landtage nicht darum erschienen wären, um Religionsändel abzuthun, als wozu auch der Landtag gar nicht ausgeschieden sei; so würden sie sehr beschwert und einen vergeblichen Aufwand von Zeit und Kosten zu machen genöthigt werden, wenn sie bis zu erfolgter anderweitiger kaiserlicher Resolution hingehalten werden sollten; der schweren Verantwortlichkeit nicht zu gedenken, welche diejenigen auf sich laden würden, die durch ihre Verzögerungen auf der Grenze wirbige Vorfälle von dem Erblande veranlassen würden. Der Erzherzog trieb es aus

väterlicher Wohlmeinung dieses wohl zu beherzigen; er ermahnte sie, sich eines andern zu besinnen, und mit Zurücksetzung ihrer Privatfachen, und ohne alle fernere Weigerung, die Landtagspropositionen vorzunehmen und zu beenden. Ob die beiden Stände hernach diese oder andere Beschwerden an den Kaiser gelangen lassen wollten, das stände bei ihnen und der Herzog habe nichts dagegen, in sofern es mit gebührender Bescheidenheit geschehe. In einer empfindlichen Replik, in welcher sie diese Antwort des Erzherzogs erwiderten, beklagten sich die beiden Stände sehr, daß ihnen ihre Schrift zurückgegeben sei. Sie sahen wol, bemerkten sie, daß es nunmehr soweit gekommen sei, als der Erzherzog im December des vorigen Jahres (1588) sich gegen ihren Ausschuss habe vernehmen lassen, daß nämlich die Stände mit ihren Religionsbeschwerden nicht weiter gehbt werden und die Gnadenbühr ihnen verschlossen sein solle. Sie wären also genöthigt, ihre Schrift durch eigene Abgeordnete an den Kaiser zu schicken, und bei ihm um Abhülfe ihrer Beschwerden anhalten zu lassen. Sie hofften, der Erzherzog werde dieses alsdann nicht ungünstig vermerken, als ob man ihn habe vorbeigehen wollen, und baten ihn, dem Kaiser alle löblichen Gedanken von ihnen zu berechnen. Sie meinten es ja doch treu und gut, und suchten nichts anderes, als wozu sie die Noth triebe. Besonders baten sie den Erzherzog, daß er bis zu erfolgter anderweitiger kaiserlicher Resolution mit Execution und allen unbilligen Verfügungen gegen ihre Pfarren und bereits erlangte Religionsübung innehalten möge. Ihre Meinung sei nicht gewesen, durch Religionsändel die politischen Berathschlagungen zu hemmen, oder den Erzherzog damit nach ihrem Willen zu nöthigen. Der Erzherzog möge keine widrige Meinung von ihnen fassen, sondern glauben, daß sie so gut als ihre Vorfahren, auf den Nothfall, Vermögen und Leben, für das Haus Oesterreich aufzuopfern bereit wären. Ihr Religionsgesuch sei keine Privatfache, sondern ihrer aller gemeinschaftliche Angelegenheit; denn die Freiheit der Religionsübung sei nicht einem, oder dem andern, sondern beiden Ständen überhaupt ertheilt. Nach gehaltenem Rathe fand der Erzherzog wegen der neulich schon ergangenen kaiserlichen Resolutionen für unnöthig, diese Schrift der Stände förmlich widerlegen zu lassen, zumal da er glaubte, daß ihn die tägliche Erfahrung belehre, daß je mehr man sich mit den Ständen einliesse, sie desto mehr zu suchen und klagen hätten. Die Stände, bemerkte er, würden, wenn sie die ihnen mündlich und schriftlich ertheilte Erklärung des Erzherzogs erwägen wollten, nicht finden, daß ihnen darin etwas ohne Ursache aufgebürdet sei; denn seine Absicht sei nicht gewesen, den getreuen Ständen den Zutritt zu seiner Person darin zu verweigern, oder ihnen die Gnadenbühr zu verschperren; er wisse sich auch nicht zu erinnern, jemals etwas dergleichen geäußert zu haben. Er habe sie nur an die vielfältig ergangenen kaiserlichen Resolutionen erinnern wollen, weil er die Überzeugung habe, daß der Kaiser sich werde schwerlich bewegen lassen, seine vorige Entschliesung zu ändern, sondern sich leicht beiradigt

finden dürfte. In der Absicht also, das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen wieder herzustellen und zu befestigen, und den Kaiser hierzu zu reizen, einst in Person seine österreichischen Erblande zu besuchen, und zum Trost, Freude und Aufnahme des ganzen Landes sich eine Zeit lang darin aufzuhalten, worum die getreuen Stände selbst oft lebentlich gebeten, in dieser Absicht habe er (der Erzherzog) gewünscht, daß der Kaiser dergleichen beschwerliche Zumuthungen überhoben bleiben möchte. Im Betreff der Bitte der Stände, gegen sie, ihre Prediger und Kirchendiener nichts Beschwerliches zu verfügen, habe er (der Erzherzog) ihnen nur melden wollen, daß, sowie er in allen solchen Religions- und Reformationssachen nichts für sich gethan, sondern in Allem die gemessenen Befehle des Kaisers befolgt habe, so möchten ihm die Stände nicht verdanken, wenn er diesen Vorschriften ferner gehorsamlich nachzukommen suchte. Ungeachtet dieser ihnen im J. 1589 von dem Erzherzog Ernst erteilten Antwort kamen die Stände der Herren und der Ritterschaft auch im J. 1590 wieder mit einer Schrift voll Religionsbeschwerden ein, und die am Ende Unterschiedenen nannten sich nicht schlechthin Deputirte der Stände, sondern Deputirte der zween Stände in Religionsachen. Der Erzherzog, welcher sich wegen des Inhalts auf seine vorige Resolution bezog, verwies ihnen das Unschickliche in ihrer Unterschrift als eine Neuerung, weil sie Deputirte von den drei Ständen überhaupt, und nicht allein von den beiden Ständen der Herren und Ritterschaft wären; ihre Landtagsversammlung auch nicht die Religionsangelegenheiten, als welche von dem Gutbefinden des Kaisers abhingen, sondern die allgemeine Landesökonomie und landchaftliche Rechnung zum Gegenstande hätte; und endlich man auch Ursache habe, zu zweifeln, ob dieses mit Vorwissen aller Stände des Herren- und Mitterstandes geschehe, worüber sich jedoch der Erzherzog in keinen Wortwechsel mit ihnen einlassen wollte. Aus der hierauf erfolgenden allgemeinen Landtagsversammlung übergaben die ausburgischen Confeßionsverwandten eine das Verfahren ihrer Deputirten verteidigende Schrift, in welcher sie sich zugleich darüber beschwerten, daß in dem von dem Hofe in diesen Sachen ergangenen Decreten ihre Prediger Sekthrer, ihre Lehre sektirisch, ihre Sacramente vermeinte Sacramente genannt würden, welches der ihnen erteilten Confeßion zuwider und schimpflich sei; und baten, daß mit dem ferneren Verfahren gegen sie und ihre Geistlichkeit, bis zu anderweitiger kaiserlicher Resolution innegehalten werden möge, weil sie sonst gebrühen sein würden, sich mit ihrem Gesuche an den Kaiser selbst zu wenden. Der Erzherzog Ernst, der auch jetzt wieder allen Wortwechsel über diese Sache mit den Ständen zu vermeiden suchte, wies sie abermals auf die vorigen kaiserlichen Resolutionen, und sehr zugleich mit Vollziehung derselben fort. Hierauf sandten die zwei Stände einen eigenen Abgeordneten mit der Bitte um Aufhebung der bisher wider sie ergangenen Befehle an den Kaiser nach Prag. Hier aber wurden sie ab und an den Erzherzog Ernst gewiesen. Dieser ließ also

die Prediger zu Enzersdorf und Jesensdorf vor sich fordern, gab ihnen darüber einen Verweis, daß sie sich abermals wider das kaiserliche Verbot mit fremder Seelsorge abgegeben hätten, und verlangte von ihnen einen Revers, daß sie dergleichen nicht weiter sich unterstehen, sondern sich in den Schranken der ihnen erteilten Religionsconcession halten wollten. Beide jedoch erklärten rund heraus, daß sie eher auf ihre Predigerämter Verzicht thun, als dergleichen Revers aufstellen würden. Daher ließ der Erzherzog sie wegen ihrer Vergehungen einige Tage in das Gefängniß setzen; und weil sie hernach auf ihrer einmal gegebenen Erklärung beharrten, so ward ihnen befohlen, binnen sechs Wochen und drei Tagen aus allen Königreichen und Landen des Kaisers zu weichen, und von dem Augenblicke ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse an sich aller ferneren Religionsübung bei Leibesstrafe zu enthalten. Nach erfolgter Vollziehung dieses Befehls gegen die Prädikanten schrieben die Deputirten der beiden Stände eine Zusammenkunft einiger Landstände von der ausburgischen Confeßion aus. Um dieses zu verhindern, ließ ihnen der Erzherzog die kaiserliche Resolution vom J. 1586, der zufolge sie außer den Landtagen, und ohne des Kaisers und des Erzherzogs Bewissen und Bewilligung der Religion wegen keine Zusammenkünfte halten sollten, nochmals besonders einschreiben. Hieran lehrten sich aber die beiden nicht katholischen Stände nicht, sondern übergaben dem Erzherzog zwei Schriften, von welchen die erste eine die von ihnen im vorhergehenden Jahre (1589) eingegebene jedoch mit veränderter Aufschrift und Unterschrift war. Sie baten den Erzherzog, daß er dieselbe nebst seiner Fürsprache an den Kaiser schicken möge. Dabei entschuldigten sie ihre Zusammenkunft, und bezogen sich zu diesem Zwecke auf die Beschwerden, welche sie gegen die deshalb erteilte Resolution damals vorgebracht hätten. In der zweiten Schrift baten sie um Wiedereinsetzung der beiden verwiesenen Prädikanten, und bezogen sich auch wegen dieses Punktes auf die dem Kaiser ehemals überreichten Religionsbeschwerden; auch ersuchten sie den Erzherzog, daß er die übrigen Prädikanten mit gleichem Verfahren verschonen möge. Im Betreff der ersten Schrift antwortete der Erzherzog, er wolle sie an den Kaiser gelangen lassen, dessen Entschliessung darüber die Stände zu gewärtigen hätten. Das Gutachten des Erzherzogs, mit welchem er die erste Schrift begleitete, ging dahin, daß der Kaiser nicht Ursache habe, von der den Ständen wegen dieser Sache im J. 1586 nach reifer Überlegung erteilten Resolution abzugehen, weil diese Schrift außer der veränderten Unterschrift nichts Neues enthielte. Weil aber die Stände sich in derselben auf eine in ihrer Kanzlei befindliche Signatur bezogen hätten, so rieth er (der Erzherzog), der Kaiser möchte diese absobern lassen, damit man aus ihr ersehe, welche diejenigen wären; die dieser Religionsfache sich so eifrig annehmen, und alle von beiden Ständen darunter begriffen wären, oder nicht. In der Antwort, welche der Erzherzog den Ständen auf die zweite Wilschrift erteilte, bezog er sich lediglich auf die vorigen kaiserlichen Verordnungen, die abzuändern,

er nicht befugt sei. Hierauf schickten die Stände zwei Personen mit ihrem vorigen Gesuche abermals nach Prag zum Kaiser. Sie erhielten den 29. Oct. 1590 den Bescheid, daß Alles, was der Erzherzog in dieser Sache verfügt habe, besonders auch die Landesvertheilung der beiden Prädicanten auf Befehl des Kaisers geschehen sei, und daß es aus erdlichen Ursachen dabei sein Bewenden habe. Der Kaiser ernannte den kaiserlichen Rath, Hofprediger und Dompropst zu Wien, Melchior Elßfeld, den Generalvicar des Bischofs Urban von Passau zum Generalreformatoren in allen landesherrschaftlichen Städten und den Märkten des Landes unter der Eins mit dem Rechte, alle in diesem Geschäfte zu gebrauchenden Personen selbst zu wählen und zu bestellen, und mit völliger Vollmacht nach seiner Einsicht alles thun so zu verfahren, wie er es der Wiederherstellung des Friedens und den wahren Vortheilen der katholischen Religion zuträglich sänke, und selbst Gefängnißstrafe gegen die sich Widersetzenden zu verhängen. Im Betreff der wichtigen und weitwärtigen Bittfälle ward ihm befohlen, an den Kaiser oder dessen Statthalter, den Erzherzog Ernst, zu berichten, und weitere Verhaltungsbeehle zu erwarten. Nachdem der letzte Tumult zu Badstaden durch die Commission zum zweiten Mal geschillt war, so hatte anfänglich die dieselbst begonnene Reformation in katholischen Sinne einen nicht üblen Fortgang. Aber den 26. Aug. 1590 brach ein neuer Aufstand aus. Einige hundert Aufrührer drangen mit ihrem angestellten Prädicanten auf einmal in die Pfarrkirche und brachten den Messe haltenden Pfarrer gewaltiam heraus. Auf die Nachricht von dieser Unruhe ließ der Erzherzog dem Stadtrathe, den Rathleuten und der Gemeinde durch einen Herold ein kaiserliches Mandat dieses Inhalts einbändigen, daß sie den eigenmächtigen Weise angestellten Prädicanten bei Vermeidung höchster Strafe und Ungehor des Kaisers sogleich wieder fortzuschaffen, die Kirche und das Zeughaus wieder abtreten, das Geschick an den Ort, wo sie daselbst hinweggenommen, wieder hinstellen, und überhaupt Alles wieder in den vorigen Stand setzen sollten. Nicht eher ward diesem Mandate Folge geleistet, als bis der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten, und einer von den Aufrührern nach Wien ins Gefängniß gebracht war. Hierauf mußten sie die Räubeführer nach Wien schicken, und in einer eigenen Gesandtschaft an den Erzherzog um Verzeihung bitten lassen. Während der junge Erzherzog Ferdinand¹⁴⁾, der Sohn des 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl¹⁵⁾, von Steiermark, welcher im J. 1592 sein 14. Jahr erreicht hatte, auch im J. 1592 seine Studien zu Ingolstadt fortsetzte, führte der Erzherzog Ernst im Namen der Vormünder (nämlich des obersten Vormunds, Kaisers Rudolf II., und der Vormünder, Erzherzogs Ferdinand in Tyrol und Herzogs Wilhelm von Baiern) in den inneren österreichischen Erbländen die Regierung. Auch half Erzherzog Ernst dazu, daß die bisher in Unterhandlung begriffene Heirath zwischen Anna, der äl-

sten Schwester des jungen¹⁶⁾ Erzherzogs Ferdinand und dem Könige Sigismund III. von Polen und Schweden endlich (im J. 1592) zu Stande kam. Über das ansehnliche Kriegsheer der Christen, welches das große Heer der Türken, das im J. 1592 in Ungarn eingebrungen war, und Kanischa an der Mur belagerte, vertreiben sollte, ward zum obersten Feldherrn Erzherzog Ernst, und zum Feldmarschall der Karlgraf Karl von Burgau, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol, bestellt. Sie begaben sich sogleich in das bei Ratibitz errichtete Lager. Aber wegen Unordnung und Unvorsichtigkeit in Besetzung der erforderlichen Bäckpöhlen ward dieses Kriegsheer den 27. Sept. 1592 von einem überlegenen Heere der Türken unermuthet überfallen, und erlitt in einem blutigen Gefechte eine furchtbare Niederlage. Die Dörfer und Hauptleute hatten sich bei Zeiten aus der Gefahr gerettet, und wurden nachher wegen bewiesener Feigheit und Treulosigkeit enthauptet. Während der junge Erzherzog Ferdinand auch im J. 1593 seine Studien in Ingolstadt fortsetzte, führte Erzherzog Ernst die Regierung der inneren¹⁷⁾ österreichischen Erblände zu Ferdinands Zufriedenheit, und besuchte die Landtage in Steiermark, Kärnten, Krain und Görz in eigener Person. Aber diese Länder wurden dieses Glück bald beraubt, weil der König Philipp II. von Spanien, nach dem Tode des Herzogs Alexander von Parma, welcher sich im J. 1592 erkrankte, dem Erzherzog Ernst die Regierung der Niederlande anvertraute. Mit dieser Veränderung war der Kaiser sehr unzufrieden, vermochte aber dennoch nicht, seinen Bruder, den Erzherzog Ernst, von seinem einmal gefassten Entschlusse abzuhalten, weil dieser dabei eine zweifache große Aussicht hatte, entweder König von Frankreich oder Herr der Niederlande zu werden, und falls der Kaiser seine Vermählung noch länger verschieben würde, auch die Infantin Isabella zur Gemahlin zu erhalten. Bereits im J. 1584, als Kaiser Rudolf die Heirath mit der Tochter des Königs Philipp II. von Spanien verzögerte, verabredete die Kaiserin Mutter mit dem Grafen Khovendhüler, dem kaiserlichen Gesandten am spanischen Hofe, daß er in der Stille und mit dem Borgeben, als ob es in seinen Privatangelegenheiten geschehen, eine besondere Cassette nach Teutland abgeben lassen und dem Erzherzog Ernst im höchsten Vertrauen melden sollte, daß der König über des Kaisers Aufschub großes Mißvergnügen empfinde, und seine Tochter für einen andern bestimmen wolle. Der Erzherzog Ernst nämlich sollte den Erzherzog Ferdinand in Tyrol und den Erzherzog Karl in Steiermark im Namen der Kaiserin ersuchen, daß sie den Kaiser deswegen möchten, seine endliche Entschickung wegen dieser Heirath von sich zu geben, und im Falle er nicht Lust hätte, dieselbe zu vollziehen, sie dem Erzherzog Ernst zu vergönnen, wenn der Kaiser den König durch fer-

14) Der nachmalige Kaiser Ferdinand II. 15) Er war ein Vatersbruder des Erzherzogs Ernst.

16) Es lebte nämlich damals auch ein anderer Erzherzog Ferdinand, und zwar in Tyrol, ein Vatersbruder des Erzherzogs Ernst. 17) Die Statthaltertschaft in Österreich ob und unter der Enns, welche Ernst viele Jahre gehabt hatte, führte, seitdem er den inneren österreichischen Ländern vorstand, sein Bruder Matthias.

neren Aufschub beleidigte, so könnte dieses verursachen, daß, wo nicht die ganze Monarchie, doch wenigstens die burgundischen Länder von dem Erbsaue abblühen, und einem Feinde desselben zu Theil würden; dadurch würde die kaiserliche Krone selbst in Gefahr gerathen, dem Erbsaue entzissen zu werden, die beiden erzbischoflichen Ländern in Spanien und Österreich würden getrennt, ihre Macht getheilt, ihr Ansehen verringert, das von ihren Vorfahren fortgepflanzte gute Benehmen unter denselben gekürzt, und beide zuletzt ein Spott und Raub ihrer Feinde und wol gar der Türken werden. Alles dieses könne verhindert werden, wenn Erzbischof Ernst, im Falle Kaiser Rudolf keine Neigung zu heischen hätte, die Infantin sammt den niederburgundischen Ländern durch Vermittelung des Kaisers erbielte, und ihm durch ebendenselben zugleich zur kaiserlichen Krone verholten würde. Die Kaiserin ließ den Erzbischof Ernst ersuchen, daß er den Inhalt dieses Schreibens Niemandem als dem Grafen von Harraß und Dietrichstein eröffnen, und wenn diese den Vorschlag nicht billigten, denselben unausgeführt lassen möchte. Nach dem Rath dieser beiden Männer fand der Erzbischof Ernst für gut, die Sache bei dem Kaiser anbringen zu lassen. Zwar nahm dieser den Vorschlag auch sehr wohl an, bezeugte aber dabei, daß er selbst die Infantin heirathen wolle. Sobald er sich darüber mit seinem Günstling Wolf Rumpf, dem damaligen obersten Kämmerer, beraten hatte, wurde er wieder unentschlossen. Dieses geschah im J. 1584, und diese Unentschlossenheit blieb ungeachtet der Bemühungen der Kaiserin Mutter in den folgenden Jahren. Der Kaiser verlangte im J. 1590 einen wiederholten Aufschub bis zu Ende des Jahres 1591. Von der Kaiserin Mutter veranlaßt that Graf Khevenhüller deshalb im J. 1590 wiederum eine ausführliche Vorstellung an den Kaiser, und bat ihn, sich auf die eine oder die andere Art zu erklären, und im Fall es ihm an Lust zu dieser Verbindung fehle, die Infantin Isabella nebst der Kronfolge in Deutschland dem Erzbischof Ernst zu überlassen, denn außerdem könnte sich der König von Spanien leicht entschließen, seine Tochter nach Frankreich zu verheirathen, indem man damit umginge, den ältesten Sohn des Herzogs von Lothringen auf den französischen Thron zu erheben, und die genannte Infantin mit ihm zu vermählen. Erst nach vielen Weigerungen bewilligte der König von Spanien den vom Kaiser verlangten Aufschub. Da dieser darüber, daß wosfern er noch länger seine Vermählung verschieben würde, Erzbischof Ernst die Infantin Isabella zur Gemahlin erhalten sollte, seine Empfindlichkeit nicht öffentlich blicken lassen, so gab er (1592) dem Grafen Khevenhüller den Auftrag, bei dem Könige deshalb Beschwerde zu führen, daß derselbe den Erzbischof Ernst von der Regierung der inneren österreichischen Lande ab- und in die Niederlande berufen habe, ohne den Kaiser davon einige Zeit vorher etwas wissen zu lassen. Hieraus entschuldigte Philipp sein Verfahren damit, daß es ja dem Kaiser und seiner (des Königs von Spanien) Schwester, der Kaiserin Mutter, solches an einem Tage eröffnete habe. Aber hierbei war der große Unter-

schied, daß die Kaiserin Mutter in Madrid und der Kaiser in Prag sich befand, wohin diese Nachricht erst geschickt werden mußte. Mit Fleiß aber war die ganze Sache so angelegt, weil der König Philipp, die Kaiserin Mutter und Erzbischof Ernst sehr wohl wußten, daß der Kaiser, falls er zeitig von diesem Entschlusse etwas erfahren würde, geküßt haben würde, denselben wo nicht zu hintertreiben, doch die Ausführung wenigstens zu verschieben, denn der Kaiser begte von der Reise des Erzbischofs die Beforgnis, daß dieser ihn seiner Braut, der spanischen Infantin, die er ebenso wenig einem Andern gönnen, als selbst seine Vermählung mit ihr zu vollziehen, sich entschließen konnte, berauben, und alsdann mit Hilfe des Königs von Spanien nach der römischen Kaiserkrone trachten würde. Der Graf Khevenhüller war vor seiner Rückkehr nach Spanien oft mit dem Erzbischof Ernst viele Stunden allein, um nach den Aufträgen, welche der genannte Gesandte von der Kaiserin Mutter und dem Könige von Spanien erhalten hatte, mit dem Erzbischof die Mittel zu verabreden, durch welche der Kaiser bewogen werden könnte, wegen der Vermählung mit der Infantin Isabella und allensfallsigen Bestimmung des Erzbischofs Ernst zur kaiserlichen Krone eine enbliche Entscheidung zu fassen¹⁸⁾. Der zum Oberstatthalter der Niederlande vom König Philipp II. ernannte Erzbischof Ernst trat, nachdem er Abschied von seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf, genommen, seine Reise nach den Niederlanden im J. 1594 an. An alten Orten, durch welche er ging, zu Nürnberg, zu Würzburg und von allen Fürsten und allen Reichsstädten, und besonders zu Köln von dem Kurfürsten Ernst, dem Erzbischofe dieser Stadt, seinem Gouvin, ward er prächtig empfangen. Im Anfange des Jahres 1594 langte er zu Luxemburg und von dort über Namur zu Brüssel an, wohin ihn der Kurfürst Ernst begleitete, und wo er mit dem ansehnlichen Gefolge, welches er hatte, den 30. Jan. (1594) seinen Einzug mit so vieler Pracht hielt, als noch keiner seiner Vorgänger in der Oberstatthaltschaft gethan. Die Freude über seine Ankunft bliebte Aller Herzen, weil sich Jedermann von der gnädigen und liebreichen Denkart dieses bis auf einen gewissen Punkt¹⁹⁾ tugendhaften Fürsten die Wiederherstellung des Friedens versprach. Alle öffentlichen Freudenbezeugungen hatten daher auf diese Hoffnung eine genaue Beziehung. König Philipp hatte ihm eine weitläufige Befehlung über die Regierungsgeschäfte gegeben, nach deren Vorzeigung der Graf von Ransfeld die ihm bis auf weitere Verfügung aufgetragene Gewalt niederlegte. Man versprach sich Anfangs viel von der Regierung des Erzbischofs Ernst, dessen Teufelsteig Alle Herzen gewann. Aber die verwickelten und verwirrten Verhältnisse bedurften

18) Des Grafen Franz Christoph Khevenhüller Revidirte Geschichte, in einem pragmatischen Auszuge gebracht und berichtigt von J. R. Kunde. 1. und 2. Th. S. 5, 47. 73 — 81, 209 — 215, 269, 270. 352, 353, 449 — 455, 504 — 507. 3. Th. S. 10 — 15, 87 — 92, 172 — 178, 250, 286, 325, 329, 330. 4. Th. S. 4, 5, 68. 19) Er liebte nämlich das schöne Geschlecht zu sehr.

nicht bloß liebreicher Gefinnung. Ihn begleitete ein ansehnlicher Hofstaat, aber nicht, wie man ausgerechnet hatte, ein ansehnliches Kriegsheer, um entweder den Krieg mit Nachdruck zu führen, oder die Stände der vereinigten Niederlande zum Frieden zu nöthigen. Als man mit der Zeit sah, daß die Stände der vereinigten Niederlande, welche in Deutschland 4000 Mann zu Fuß und einige Reiterei geworden hatten, ihn an der Versammlung eines Kriegsraths aus den deutschen Grenzen zu verhindern wußten, so verschwand allmählig die Hoffnung, welche man sich von ihm gemacht hatte. Seine Bemühungen, spanische Besatzung in die dieselbe einzunehmen, ließ sich weigernden Städte Kassel und Namur zu legen; sein trübes und weiches Wesen und seine Neigung zu dem weiblichen Geschlechte brachten ihn bald in eine allgemeine, soweit gehende Verachtung, daß man keine Scheu trug, ihn bestig in Schmähschriften durchzuziehen²⁰⁾. Doch darf darüber das Gute, das er bezweckte, nicht übersehen werden. Nämlich alsbald nach seiner Ankunft äußerte er seine Absicht, daß er die Landschaften unter sich und mit dem Könige zu vergleichen gedächte. Zwei Rechtsgelehrte, Otto Hartius und Hieronymus Comans, welche unter sicherem Geleite und um einige besondere Gesandte für die Prinzessin von Ormaiz auszurichten gekommen waren, übergaben ein ihnen vom Erzherzog anvertrautes, den 16. Mai 1594 unterzeichnetes Schreiben an die Stände der vereinigten Niederlande denselben in dem Haag. Sowohl in dem Schreiben des Erzherzogs, als in dem mündlichen Antrage, den die Gesandten zugleich thaten, ward vorgesetzt, was für Schaden die Niederlande durch den Krieg erlitten und wie viele Vortheile sie zu erwarten hätten, wenn sie sich unter billigen Bedingungen wieder unter die vorige Herrschaft begeben wollten. Hierbei ward ferner bemerkt, daß der Erzherzog, als ein aus dem berühmten Hause Österreich herkommender Prinz von den Ständen wegen seiner Treulosigkeit für verdächtig gehalten, und daher als ein Mittler dieser Bedingungen zuwerflich angenommen werden könnte; daß er, um den Frieden in den Niederlanden zu bewirken, sein eigenes Vaterland und den Hof seines Bruders verlassen hätte; daß die Stände durch den glücklichen Verlauf ihrer Sachen sich nicht verleben, sondern die Gelegenheit, die sich ihnen jetzt darböte, wahrnehmen sollten, bevor sich das Kriegsglück wieder änderte. In dem Schreiben gab der Erzherzog den Ständen den Titel: Wohlgeborne, Erle, Ehrensehe, Ehrsame, Vortheilige, Liebe, Besondere. In der Antwort, welche sie den beiden Gesandten ertheilten, bemerkten sie, daß ihre Sache vormalen von dem Kaiser Maximilian II. und dem Erzherzog Mat-

thias gebilligt worden sei; daß die Vorsehung sie jetzt durch eigene Tapferkeit und durch den Beistand mächtiger Bundesgenossen in den Stand gesetzt habe, den hochmüthigen Spaniern die Flügel zu beschneiden; weswegen sie lieber eben denselben Vorsehung als einem treulosen Feinde ihre Sache wollten anbefohlen sein lassen. Sie zeigten auch durch Beispiele und aufgesagene Briefe, wie wenig man sich auf Versprechungen, die König Philipp jetzt zu thun für gut befinden möchte, verlassen könne, und fügten hinzu, daß die Verabredung der Friedenspunkte den Statthaltern anvertraut werde, die Erfüllung derselben aber bei dem Könige stehe; und daß keine Hoffnung zum Frieden sein könnte, so lange noch das fremde Kriegsheer in den Niederlanden bliebe, und die Spanier, welche alle Gewalt in den Händen hätten, die friedlichen Gesinnungen des Erzherzogs fruchtlos machten. Aus dieser Antwort der Stände der vereinigten Niederlande ging deutlich hervor, wie wenig Neigung man hier zum Frieden hatte. Damit gegen denselben auch dem Volke ein Widerwille beigebracht werde, ließ man verbreiten, daß viele Römisch-Katholische behaupteten, man sei nicht verbunden, den Kegnern sein Wort zu halten; woraus zu schließen sei, wie wenig man sich auf einen Vergleich mit dem Könige von Spanien verlassen könne. Der Vorschlag des Erzherzogs fand also nirgend Eingang. Zur Ablehnung desselben hatte auch die Entdeckung eines Anschlages auf das Leben des Prinzen Moriz Vieles beigetragen. Michael Renison, ein Priester aus der Grafschaft Namur, welcher im März 1594 in Breda verhaftet und nach dem Haag gebracht ward, that, als man ihn mit der Folter drohte, das Bekenntniß, daß der Graf von Barlaumont ihn durch große Versprechungen berebet, den Prinzen Moriz um das Leben zu bringen, und daß der Erzherzog Ernst ihm 500 Dukaten zur Aufmunterung habe ausbezahlen lassen. Dieses Bekenntniß wiederholte er nachher in Gegenwart der damals in dem Haag befindlichen Gesandten des Erzherzogs, und ward hierauf zum Tode verurtheilt und den 24. Mai (1594) enthauptet. Der Ballone, Peter du Hour, welcher wegen eines ähnlichen Anschlages gehängt und geviertheilt ward, bekannte gleichfalls, daß la Motte, Alfontville und der Erzherzog selbst ihn angestiftet hätten, den Prinzen Moriz zu ermorden. Die Spanier ließen aber gegen diese falschen Beschuldigungen eine Schrift bekannt machen, in welcher sie ihre Unschuld behaupteten, und dieses, daß sie sich keiner andern als erlaubter Mittel gegen ihre Feinde bedient, und diejenigen, welche Vorsehungen von jener Art gethan, mit Ungnaden abgewiesen hätten. Um den Prinzen Moriz an der Entschung des von Verbugo belagerten Roerdaen zu verhindern, wollte Erzherzog Ernst mehr Truppen dabin senden, allein Prinz Moriz verlegte ihnen den Paß über den Rhein, vereinigte sich in aller Eile mit dem Grafen Wilhelm von Nassau, und rückte gegen Roerdaen an. Weil aber unter seinen Truppen eine große Uneinigkeit herrschte, hielt Verbugo nicht für rathsam, eine Schlacht zu schlagen, und verließ den 17. Mai (1594) in der Nacht alle seine Verschanzungen und Belagerungs-

20) Man nimmt an, daß sein sanftes Gemüth, welches sich durch Muth oder Beschl nicht lenken ließ, auch den König von Spanien habe dergestalt eingenommen gehabt, daß er ihm nach der Oberkammerherrn- und seine Tochter zur Gemahlin bestimmte hatte. Die ihm feindlich Gesinneten hielten auf, seine mittelmäßigen Eigenschaften hätten ihn bei dem Könige Philipp so beliebt gemacht, daß er ihm seine Tochter Isabella zur Gemahlin und die französische Kreuze zum Heirathsgut zugescho.

werke. Ein übler Umstand für die Kriegsunternehmungen des Erzherzogs war, daß das spanische Kriegsvolk im Aufbruch beharrte. Hieraus war ein neuer Aufbruch unter den Italienern Ursache, daß der Erzherzog im Herbst 1594 so wenig aufrichten konnte. Die Auführer, darüber mißvergnügt, daß den Spaniern ihr Sold und ihnen nichts bezahlt war, bemächtigten sich des Städtchens Siegem in Brabant, vertrieben von hier aus allenthalben das platte Land, brandschagten ganz Brabant, und strichen bis an die Thore von Brüssel. Auch forberten sie von den ausgehenden Waaren gewisse Abgaben, und erhielten in Kurzem so großen Zulauf von allerlei Kriegsvölkern, daß sie eine Art von ordentlicher Regierungsform errichteten und sich scherzweise die italienische Republik nannten. Prinz Moriz und die Seinigen, welche das Feuer dieses Aufbruchs nadrieten, schlossen mit dem Auführern Waffenstillstand. Da diese mit guten Worten durchaus nicht zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen waren, so beschloß Erzherzog Ernst mit den spanischen Råthen, Truppen gegen sie anrücken zu lassen. Allein sie hatten von Allem Nachricht, und setzten sich so gut sie konnten gegen das wider sie anrückende Heer Spanier, und hielten den 13. Dec. 1594 400 derselben, und unter ihnen auch einen Better des Grafen von Fuentes, Don Pedro de Portocarrero, nieder. Bald darauf wurden sie zwar, wiewol abermals mit großem Verlust der Spanier, gezwungen, Siegem zu verlassen und sich bis dicht an Herzogenbusch zu ziehen. Hier versah Prinz Moriz sie mit Geschütz und Reiteri, worauf das Pflündern und Brandschagen von Neuem begann. Die Besatzungen zu Dintkirchen, St. Amand und an andern Orten, und sogar die Spanier, die schon wieder Mangel an Geld hatten, folgten hernach dem Beispiele der Italiener. Alle diese Unordnungen entsprangen aus dem schlechten Zustande der Finanzen in den spanischen Niederlanden und in Spanien. Prinz Moriz erlaubte den Italienern, sich unter Breba zu ziehen, jedoch mit der Bedingung, daß sie sich in die Dienste des Königs von Frankreich begeben möchten. Hierüber entstand aber Uneinigkeit und Mißtrauen unter ihnen selbst, und die Spanier suchten sie aufs Neue durch gütliche Unterhandlungen zu befriedigen. Sie zogen sich daher nach Turnhout in Brabant zurück, wo sie die Erfüllung der ihnen gegebenen Versprechungen erwarteten, und die zu ihrer Sicherheit gegebenen Geiseln hart hielten. Erzherzog Ernst sandte (ebenfalls im J. 1594) den Herrn Maximilian von Dietrichsfeld nach Madrid, um bei dem Könige mehr Geld zur Fortsetzung des Kriegs in den Niederlanden und übrigen Unterhalt seines Hofstaats auszuwirken. Der Gesandte ward auch in Spanien wohl aufgenommen, und erreichte den Zweck seiner Gesandtschaft. Aber der Kaiser vermehrte diese Abwendung sehr ungern, weil er glaubte, es sei damit auf die Vermählung des Erzherzogs Ernst und der Infantin Isabella abgesehen. Nicht lange darauf, nachdem die vereinigten Niederlande eine Gesandtschaft im Sommer 1594 nach Dänemark, um mit demselben ein gutes Vernehmen anzuknüpfen, abgeschickt hatten, fertigte

auch Erzherzog Ernst (ebenfalls im J. 1594) eine Gesandtschaft nach Dänemark ab, welche den König Christian IV. ersuchen sollte, daß er den vereinigten Landschaften alle Handlung in seinem Königreiche verbieten möchte, wofern sie sich nicht mit dem Könige von Spanien vergleichen würden. Aber dieses Ansuchen ward durchaus abgeschlagen. Erzherzog Ernst, welcher an einem Fieber, das in Kurzem auf eine Schwindsucht hinaustrief, krank war, hielt unterdessen öfters Rath über die Staatsangelegenheiten, bei denen er fast keine Rettung sah. Die dem Könige geforhamten Provinzen litten nicht allein von jenen oben erwähnten auführischen Truppen sehr Vieles, sondern hatten auch noch mehreres Kriegsend von Seiten Frankreichs zu befürchten. Im Christmonat (1594) war ein Landtag für sie ausgeschrieben, um auf demselben zu berathschlagen, was zur Abwendung dieses Übels zu thun sei. König Heinrich von Frankreich schickte an diese Versammlung einen Trompeter mit einem Schreiben ab, in welchem er drohte, daß er diese Provinzen mit Krieg überziehen werde, wenn die Truppen des Königs von Spanien den französischen Boden nicht verlassen. Die Stände, welche dieses Schreiben an den Erzherzog Ernst sandten, baten um Verhaltungsbefehle wegen der darauf zu ertheilenden Antwort. Allein der Erzherzog ließ ihnen wissen, sie möchten sich unter diesen Umständen selbst zu raten und zu helfen suchen, so gut sie ohne Verletzung der Ehre und Rechte des Königs von Spanien könnten. Hierauf schickten sie den französischen Trompeter ohne Antwort wieder fort. Da dem Erzherzog Ernst die Neigung des Volkes zum Frieden bekannt war, so verlangte er von den beiden ersten Ständen, nämlich der Geistlichkeit und dem Adel, welche er zu Anfange des Jahres 1495 nach Brüssel berief, ihre Gutachten über die Mittel, um den Frieden zu erreichen, und versicherte zugleich, daß der König auch eine vollkommene Wiederherstellung des Friedens in seinen Niederlanden wünsche. Daraus folgte der Herzog von Arschot in dieser Versammlung die freimüthige Erklärung gethan haben, daß kein Friede zu hoffen wäre, so lange man das fremde Kriegsvolk im Lande behielte, und den Spaniern das Heft der Regierung überließe. Mit Verwunderung und Vergnügen hörten die Stände diese Erklärung. Aber der Erzherzog wandte dagegen ein, daß man hierin nichts ohne Vorwissen des Königs beschließen könne, welchem er von allem Bericht abhatten und zur Beförderung des Friedens ernstlich raten werde²¹⁾. Der Erzherzog Ernst wurde im J. 1595 durch Gemüths- und Körperkrankheit so sehr angegriffen, daß es ihm das Leben kostete. Seine Gemüthskrankheit hatte ihren Grund besonders in der übeln Lage, in welcher sich die Katholischen in den Niederlanden und Frankreich befanden, welcher er abzuhelfen auf keine Weise im Stande war, denn die italienischen Truppen empörten sich ganz öffentlich, die spanischen waren mißvergnügt, die Deutschen und Wallonen ungehorsam; um die Bezahlung ihres rückständigen

21) Hugo Grovius, Annales et Historiae de rebus Belgicis. Lib. III. p. 182 — 184. Lib. IV. p. 203.

Soldes sah es noch sehr weitausläufig aus, und alle seine wohlgemeinten Rathschläge wurden durch einige übelgerinnende Ränke am spanischen Hofe hintertreiben. Der seinem Absterben ernannte der Erzherzog den Grafen von Fuentes bis auf weitere Verfügung zu seinem Nachfolger, und König Philipp bestätigte ihn einige Zeit nach dem Tode des Erzherzogs, so daß die niederländischen Großen wieder über die spanische²⁵⁾ Staatsherrschaft heimlich und öffentlich zu murren Gelegenheit hatten. Zu dem Zitterstein, an welchem Erzherzog Ernst litt, kam ein starkes hitziges Fieber, welches den 12. Febr. (1495) begann und den 20. Febr. zu Brüssel seinem bis auf seine Ausschweifungen in Beziehung auf das schöne Geschlecht tugendreichen und frommen Leben in einem Alter von 40 Jahren 8 Monaten und 5 Tagen ein Ende machte. Die friedliebende Partei in den Niederlanden beweinete seinen Tod sehr, weil er sich auf alle Weise bemüht hatte, die Ruhe wieder herzustellen. Die ausländische und kriegerische Partei hingegen war sehr gleichgültig dabei, denn sie hielt überhaupt die Vorzüge dieses Herrn mehr für moralische, als für politische und militärische Tugenden. Die Heidenen, welche er aus Österreich in die Niederlande mit sich gebracht hatte, kehrten nach dem Tode ihres Herrn wieder zurück, und wurden von dem Kaiser mit Hof- und Kriegsdiensten versorgt. In Spanien wurde dieser Todesfall sonol von dem König Philipp II., als auch der Mutter des Erzherzogs, der erdmittelten Kaiserin, sehr beklagt. Durch den österreichischen Gesandten am spanischen Hofe, den Grafen Ahevenhüller, ließ der Kaiser dem Könige Philipp vorstellen, daß er die von dem Erzherzoge in Deutschland und den Niederlanden hinterlassenen Schulden bezahlen möchte. Allein der König versand sich nur zur Bezahlung der niederländischen Schulden, welche er auch wirklich abtragen ließ²⁶⁾. (Ferdinandus Wachter.)

IX. Von Passau. Ernst, LIX. Fürst zu Passau, Sohn des Herzogs Albert IV. von Baiern, geboren im J. 1500, unterrichtet mit seinem Bruder Ludwig zu Burghausen durch Baierns berühmtesten Geschichtschreiber, Joh. Hurmeyer, genannt Aventin, begab sich mit diesem vorerst nach Pavia in Italien, wo er den berühmten Rechtsgelehrten Jason Magus hörte, und dann in Gesellschaft des Ritters Joh. Valentin, welcher später Wi-

schof zu Sedau wurde, nach Frankreich. Durch die Verwendung seines Onkels, K. Maximilian I., erhielt er vom Papste Leo X. am 25. Jan. 1516 die Dispens des Alters zur Übernahme geistlicher Würden, und in Folge derselben wurde er Coadjutor des Bischofs Sigismund von Passau. Er begab sich nach der Universität Ingolstadt, wo er den 24. April d. J. die Magisterwürde empfing. Nach dem Tode Bischofs Sigismund trat er den 17. Nov. 1517 das Fürstenthum an und ließ sich durch zwei Abgeordnete huldigen. Im J. 1518 hielt er, in Begleitung seiner Brüder Ludwig und Wilhelm, zu Pferde seinen feierlichen Einzug. Im August dieses Jahres begab er sich auf den Reichstag nach Augsburg. Nach dem zu Weib den 12. Jan. 1519 erfolgten Tode K. Maximilian's I. begleitete er mit dem päpstlichen Gesandten den Leichnam nach Wien. Auf Antrag des Theologen Joh. Eck ließ er die päpstliche Verdammsbulle der Lehre Luther's in seinem Sprengel 1520 verhängen. Im J. 1521 wohnte Ernst dem Reichstage zu Worms bei, wo er auch den 15. Febr. und 5. März zwei Urkunden zur Bestätigung aller Güter und Rechte des Bisthums Passau empfing. Im J. 1522 hatte er die Ehre, mehrere große Fürsten von Österreich, Baiern und Brandenburg für die Berathung über die Landesangelegenheiten zu Passau versammelt zu sehen. Er begab sich dann im Herbst 1523 auf den Reichstag zu Nürnberg, wo über die Fortschritte der Türken von Ungarn nach Österreich, wie der Verbreitung der Lehre Luther's in Teutschland noch 1524 weitausläufig, aber vergebens, verhandelt wurde. Er glaubte daher, mit Lebensstrafen gegen die neuen Jerelehrer in seinem Sprengel verfahren zu müssen. Da auf den November 1524 ein neuer Reichstag wegen der Religionsangelegenheiten nach Speier, zur höchsten Unzufriedenheit des römischen Hofes, ausgeschrieben war, so folgte Ernst der Einladung des päpstlichen Gesandten Campegius, zu einer besondern Verhandlung einen Abgeordneten nach Regensburg zu senden. Obgleich hier eine Verbindung katholischer Fürsten gegen Luther's Lehre gemacht wurde, so konnte Ernst doch die Verbreitung der letzteren in seinem Sprengel nicht ganz verhindern. Sein Kummer über dieses Ereigniß wurde noch erhöht, daß er und seine ganze Geistlichkeit, nach der Sendung sehr vieler Lebensmittel zur Vertreibung der Türken vor Wien, eine sehr große Kriegsteuer zahlen mußten. Während der J. 1525—1528 verfuhr er sehr streng gegen Alle, welche für die neue Glaubenslehre eingenommen zu sein verdächtig waren. Er wurde 1528—1529 noch in seinem Eifer durch zwei Decrete K. Ferdinand's I. gekräftigt. Im J. 1530 nahm er Theil am Reichstage zu Augsburg, nach welchem 1531 Schonung der Protestanten, bis zur Entscheidung auf einer allgemeinen Kirchenversammlung, beschlossen wurde, damit die Teutschen gegen die Türken Hilfe leisteten und K. Ferdinand I. anerkannten. Im J. 1532 wohnte Ernst dem Reichstage zu Regensburg bei, nach welchem er Kaiser Karl V. auf der Reise nach Österreich zu beherbergen die Ehre hatte. Dieser hielt auch 1537 daselbst eine Berathung mit mehreren süddeutschen Fürsten und Bischöfen, nach welcher man sich

25) Besonders der Herzog von Arschof wurde über die Ernennung des Grafen von Fuentes zum Oberstthalter so missvergnügt, daß er den Hof des Erzherzogs Ernst und die Niederlande verließ.
26) Des Gr. Fr. Chr. Heydenbüllers Ged. Jahrb. a. a. D. 4. Th. S. 90—98. 113. 114. 129. 140. De Thon, Histoire universelle. Liv. CIX. Wochter Ausg. v. 1747. T. IX. p. 401—403. 408. 409. 413. 416—419. 422. Liv. CXI. p. 495. 496. Liv. CXII. p. 564. Historia Belgica, sive commentarius brevis rerum in Belgio gestarum sub tribus ejusdem Governoratoribus, Comite Mansfeldio, Hieronimo, Archiduce Ernesto, et principibus sub Petro Henricis et Azevedo, Comite de Fuentes. Autore Rolando Mirteo Quintino (a. postus Mart. Ant. Delrio). Colon. 1611. Was genaae und die von ihm angeführten Schriftsteller, Wagem. Geschichte der vereinig. Niederlande. 4. Th. (Leipzig 1760). S. 54. 60. 63—66. Die Geschichte der vereinig. Niederlande in der Zeit, der Augem. Weltk. 34. Th. S. 422. 424. 427.

auf Nürnberg begab. Ungeachtet dieser Verhältnisse erwand Ernst viele veräußerte Güter und Rechte seinem Bisthume wieder, verherrlichte viele Gebäude zu Passau und schlichtete vielfältige Streitigkeiten mit den Bürgern daseibst. Nach dem 1540 erfolgten Tode des Erzbischofs Matthäus von Salzburg wurde Ernst als Nachfolger vom Domcapitel postuliert und vom Papste Paul III. mit der Begünstigung bekräftigt, daß er noch zehn Jahre von der Übernahme der geistlichen Weihen zum Priester befreit sei. Er hielt den 12. Oct. d. J. seinen feierlichen Einzug in die Stadt und übernahm mit Eifer die Verwaltung des Erzbisthums. Im J. 1544 hielt er zu Salzburg eine Synode, zu welcher er den berühmten Jesuiten Claude Jay eingeladen hatte. Im Griffe derselben ließ er durch Abgeordnete auf den Reichstagen zu Worms 1545, zu Regensburg 1546—1547, zu Augsburg 1548 abstimmen, daß den Protestanten nicht nachgegeben werden sollte. Am 18. Febr. 1549 ließ er zu Salzburg eine Synode halten, deren Beschlüsse selbst dem Wiener Hofe mißfielen. Da auf dem Reichstage zu Augsburg beschloffen war, daß alle Bischöfe auch Priester sein sollten, so kam Ernst nach dem Verlaufe der zehnährigen Dispensation 1550 in Belegenheit, um so mehr, als mehrere Candidaten um das Erzbisthum buhlten. Ernst wählte sich, Priester zu werden, und ließ Paps Julius III. um fernere Nachsicht ersuchen; allein nach langer Zögerung befaß dieser Schorsam nach den kanonischen Gesetzen. Im J. 1551 litt er stark an Steinfrankheit; 1552 wurde er durch die Ueberfälle des Kurfürsten Moriz von Sachsen sehr beunruhigt; am Reichstage zu Passau nahm er Theil; bei dem Ausbruche der Pest im Salzbürgischen (1553) zog er sich nach Hallein zurück, wo er im Winter 1554 noch verwaltete. Entmuthet durch viele Widerwärtigkeiten entsagte er endlich den 16. Juli d. J. seinem Fürstenthume und zog sich nach der eigenthümlich erworbenen Grafschaft Slay auf dem böhmischen Walde zurück, wo er den 7. Dec. 1560 starb. Sein Leichnam wurde nach München in die herzogliche Familiengruft gebracht. Ungeachtet seiner Abneigung, Priester zu sein, wirkte er dennoch im Sprengel von Passau und Salzburg ebenso thätig für die geistlichen Angelegenheiten, als für die weltlichen, und erwand sich einen bleibenden Ruf als Regent vor manchem geistlichen Felzen *).

(Jaech.)
 C. Von Sachsen. 1) Ernst, Kurfürst von Sachsen, Sohn des Kurfürsten Friedrich II. des Saftmüthigen und Margaretha's von Österreich, war 1441 geboren. Er ist der Stammvater der ältern Ernestinischen Linie des Hauses Wettin. An ihm und seinem Bruder Albrecht vererbte Kunz von Kaufungen den bekannten Prinzenraub 1455. Im J. 1461 vermählte er sich mit Elisabeth, Prinzessin von Baiern, und regierte von 1467—1486. Die Regierung der Kurlande führte er allein, die der meißner und thüringer Lande in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht 21 Jahre lang. Anfangs residirten sie

zusammen in Dresden, dann hielt sich Ernst meistens in Altenburg oder Leipzig auf, Albrecht wohnte gewöhnlich in Dresden oder Zörgau. Auf die über den Boigt Heinrich II. Ruß von Plauen, der sich auch Burggraf von Meissen nannte, erhobenen Klagen, daß er seine Untertanen bedrückte und die Pfaffen ihrer Güter beraube, waffneten sich beide Brüder wider ihn, 1466, demüthigten sich der Städte Adorf, Döbnitz und Plauen, und bekräftigten sie nebst Gebiet als Lehen von Böhmen; auch erkaufte sie 1472 die Herrschaft Sagan, in Schleßen, für 50,000 Goldgulden von dem Fürsten Johann dem Wilden, der durch seine alchimistischen Liebhabereien in Geldnoth gerathen war. Auf Bieberlaus erwarben sie 1477 die Herrschaften Sorau, Weßlau und Storkau, welche 1572 wirklich wieder zurückgekauft wurden.

Nochmalz zogen beide Brüder gemeinschaftlich zu einer Heide aus 1477 zu Gunsten ihrer Schwester Hedwig, Äbtissin von Luedßburg, da sie mit gedachter Stadt in Streit gerathen war. Wichtiger jedoch als dieses möchte die in demselben Jahre statt habende Grönbung Schnerbergs sein, wozu die 1471 hier entdeckten reichen Silberlager Veranlassung gaben. Es soll damals in der Georgenrube eine Silberflufe aufgefunden worden sein von 3 Ellen Länge, 1½ Ellen Breite, 400 Centner an Gewicht, welche 80,000 Mark Silber, also über 1 Million Thaler, gegeben habe. Jedemfalls setzte die reiche Ausbeute dieser Bergwerke die zwei fürstlichen Brüder in Stand, ihr Verhängnis durch mehrmalige Güterankäufe zu vermindern und jene öden Berggegenden belebten sich durch fleißige Anfebler und gewerbliche Städte, wie Annaberg, welches seit 1496 entstand, bald darauf Buchholz und die böhmischen Drischkanten Platten und Gottesgabe.

Einen mächtigen Länderzuwachs erhielten Ernst und Albrecht durch das fiderlose Absterben ihres Oheim Wilhelms, wo ihnen Thüringen zuviel, 1482, wobei sich die Stadt Erfurt unter den Schutz und Schirm der sächsischen Fürsten begab.

Zum Radtbeile ihrer Gesamtmacht nahmen die beiden Brüder eine Theilung ihrer Länder vor durch die leipziger Theilung den 26. Aug. 1485. Eine Empfindlichkeit von Seiten Albrecht's gab die Veranlassung dazu; sein Bruder, der Kurfürst Ernst, machte 1480 eine Reise nach Rom zum Papste Sixtus IV., übertrug aber die einstweilige Regierung der Lande nicht an Albrecht, wie dieser erwartet hatte, sondern an seine Landvoigte, welche den Herzog Albrecht geringschätzig behandelten, weshalb er auch seinen Wohnsitz von Dresden nach Zörgau verlegte. Bei der vorzunehmenden Theilung kam das Kurfürstenthum Sachsen, als ein kaiserliches Lehen und dem jebedmaligen Kurfürsten gebörrig, nicht in Betrachtung, und nur Meissen und Thüringen machten die Hauptmassen aus; zu letzterem kamen noch die fränkischen und vogtländischen Besitzungen, zu ersterem das Pleißner und Österreich, welche fortan politisch erloschen. Als eine gegenseitige Gewähr bei etwanigen künftigen Kriegen wurden einige in den Landen des Einen liegende Ämter dem Andern zugewiesen. Nach Sachsensrecht machte der ältere Bruder die Loose, der jüngere wählte, wofür er jenem

^{*)} Hantzsch, Germ. s. I, 608—614. II, 608—619. Hartsch. Concil. Germ. VI, 349. 415. Hand, Metrop. Sallab. I, 218.

aber die Summe von 25,000 Floren zu zahlen hatte. Die vornehmsten Städte Meißens waren Dresden, Leipzig, Freiberg, Meissen, Jena, Chemnitz, Gumburg, Dippoldiswalde, Delitzsch, Dornburg, Eckartsberge, Frauenstein, Freiburg, Geheste, Hohnstein, Dapen, Kindebrück, Langensalza, Lommatzsch, Luckau, Mitzenhagen, Dicks, Dörsam, Pirna nebst Dohna, Rathen, Königstein, Pegau, Rochitz, Rabenberg, Seiffenberg, Seiffenburg, Seiffenberg, Sangerhausen, Tharand, Tennstedt, Thomashaus, Weissenstein, Weissenstein, Weissenstein, Zwickau; Thüringens: Weimar, Gotha, Altenburg, Eisenach, Arnshausen, Altenstein, Adorf, Buttstädt, Borna, Kreuzburg, Coburg, Goltz, Duden, Gerstungen, Grimmer, Heldburg, Hildburghausen, Eisenberg, Eilenburg, Kahl, Königberg, Krimmitschau, Luckau, Leisnig, Neustadt, Orlamünde, Ronitz, Plauen, Pausa, Riesa, Ronneburg, Saalfeld, Salzungen, Schmalk, Schloß, Tenneberg, Triptis, Tuma, Weida, Waltherhausen, Wartburg, Weida, Ziegenrück und Weidau — also ein buntes, regelloses Durchkreuzen der geographischen Lagen!

Ernst hatte für sich Meissen gewünscht und gehofft; groß waren daher sein Verdruss und sein Mißbehagen, als es Albrecht wählte und er sich mit Thüringen begnügen mußte. Für immer wurden diese Lande nun getrennt und die politische Macht der sächsischen Fürsten erlitt dadurch eine bleibende Lähmung. Ubrigens blieben die Bergwerke Gemeingut; das Bisthum Merseburg und die Vogtei Thüringen gehörten zu Meissen; Raumburg, Zeitz zu Jülichburg. Von den großen, schriftstiftigen Bisthümern kamen die Grafen von Stolberg, Hohenstein, Mansfeld mit Heiligenberg, Arnstein, Wehlungen, Leisnig, die Herren von Querfurt und von Schönburg, gleichfalls zu Meissen; die von Gleichen, Kirchberg und die russischen Fürsten zu Thüringen. Die Schwarzburger fielen diesem und jenem der zwei Theilenden zu. In Gemeinschaft blieben ferner noch das Bisthum Meissen, Sagan, die bidersteinschen Herrschaften, der Schneberg mit dem Neustädtel, das Schugewitz von den Städten Wörlitz, Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt, alle Schulden, Anwartschaften und Lebenshälften; die Einlösung des sächsischen Antheils an Ahrfurst, die gegenseitige Erbfolge, Erbzulassung und Erbteilung wurden gleichfalls festgesetzt; 100,000 Gulden sollte der neue Besitzer des für besser gehaltenen Meißens an den Inhaber Thüringens zahlen; Albrecht zahlte nur die Hälfte und trat das Amt Jena noch an Ernst ab. Der Kaiser Friedrich III. bestätigte diese Theilung und ertheilte die Belehnung 1486.

Ernst starb durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde zu Goltz den 26. Aug. 1486 in seinem 46. Jahre und wurde, seinem letzten Willen gemäß, in dem Dome zu Meissen beigesetzt. Seine Gemahlin, Elisabeth von Baiern, war ihm 1484 vorausgegangen, sowie auch kurz zuvor seine Mutter Margaretha zu Altenburg 1486. Es waren aus dieser Ehe vier Söhne und zwei Töchter vorhanden. Der älteste, Friedrich der Weise, und der jüngste, Johann der Bekämpe, folgten ihrem Vater in der Regierung; der zweite, Albrecht, wurde Erzbischof von Mainz und starb 1484 in seinem 20. Lebensjahre; der dritte,

Ernst, Erzbischof von Magdeburg, starb 1513, 47 Jahre alt; die älteste Tochter, Christine, heirathete den König Johann von Dänemark und wurde die Mutter Christiern's oder Christian's II., des Urheber's des stockholmer Blutbade, sie starb 1478; die jüngere, Margaretha, vermählte sich mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und starb 1528.

Ernst gehört unter die guten Regenten des Kurfürstenthums Sachsen. Das Wohl des Landes und seiner Unterthanen lag ihm am Herzen; er haßte, gegen die Sitte seiner Zeit, Wöllerei und Unmäßigkeit, und duldetete Trunkenbolde nicht an seinem Hofe; er war ein treuer Gatte und sorgsamer Vater; Festigkeit und Zähmheit dörften die einzigen Mängel seines Charakters gewesen sein.

(Weisse's Geschichte des kurfürstlichen Sachsen; Wöttinger's Geschichte des Kurfürstentums und Königreichs Sachsen; Zimmer's Meißnische Geschichte.)

2) a. Ernst August, Herzog von Weimar, geb. den 19. April 1688, war der Sohn Johann Ernst's, Mitregenten seines Bruders Wilhelm Ernst; seine Mutter hieß Sophie Auguste, Tochter des Herzogs Johann von Anhalt-Zerbst. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studierte drei Jahre auf der Universität zu Halle, von 1702 — 1705, wo er die Vorlesungen des berühmten Thomafus hörte, und ein Jahr zu Jena, wo die besondern Vorträge des einflussreichen Theologen Hubbeus den Grund zu einer tiefen, aber dulsamen Religiosität in ihm legten. In seinem 18. Jahre begab er sich 1706 auf Reisen nach den Niederlanden und nach Paris; er beabsichtigte auch einen Ausflug nach England, da erhielt er die Nachricht von dem Ableben seines Vaters, 1707, und eilte in sein Vaterland zurück, um die nun auf ihn übergehende Mitregentschaft anzutreten. Im J. 1716 vermählte er sich mit Eleonore Wilhelmine, der Witwe des Herzogs Friedrich Erdmann von Sachsen-Merseburg, einer gebornen Prinzessin von Anhalt-Köthen. Mit seinem Rheim, dem mitregierenden Herzog Wilhelm Ernst, gerieth er in Unversöhnlichkeit, welche endlich durch die Vermittlung des Herzogs von Eisenach beigelegt wurden, 1723; weil dergleichen Streitigkeiten jedoch oft zu Ländertheilungen geführt hatten, so setzte Ernst August das Recht der Erbteilung in seinem Hause fest, 1724, welches der Kaiser Karl VI. feierlich bestätigte. Nach einer 10jährigen, glücklichen Ehe, aus welcher acht Kinder kamen, verlor er seine Gemahlin durch den Tod, 1726. Dieser schmerzliche Verlust weckte in ihm seine natürliche Reiselust wieder; er besuchte die verschiedenen Länder Österreichs und Ungarns, wo ihn eine schwere Krankheit dem Tode nahe brachte. Im J. 1728 starb sein Rheim, Herzog Wilhelm Ernst, und nun gelangte Ernst August in seinem 40. Jahre zur alleinigen Regierung. Jetzt konnte er seine Lieblingsneigungen für das Militairwesen und das Reisen ungehindert befriedigen. Er errichtete ein Bataillon Infanterie von 700 Mann, eine Schwadron Reiteri von 180 Mann, eine adeliche Compagnie britischer Garde und noch eine Anzahl Husaren. Zur höchsten Freude gereichte es ihm, als ihn der Kaiser zum General der Cavalerie in seiner Armee und zum Obersten eines Cuirassierregiments ernannte. In

dem berühmten Lustlager bei Mühlberg oder Beishayn, 1730, führte er seine ansehnlichen, glänzend ausgerüsteten Truppen dem Könige August II. von Polen und dem, gleichfalls anwesenden, Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., welchen der damalige Kronprinz Friedrich (II.) begleitete, vor und erregte Bewunderung. In demselben Jahre reiste er auch ein zweites Mal in die Niederlande und nach Frankreich. Zur drückenden Bürde wurde ihm und seinem Lande ein mit dem Kaiser geschlossener Vertrag, wornach er sich zur Stellung von einem Regiment Cavalerie und einem Regiment Infanterie verpflichtet hatte. Zwar sollten sie durch freie Werbung zusammengebracht werden, allein es wurde nicht selten auch Gewalt gegen die Söhne des Landes angewendet. Dem Kaiser zu Ehren stiftete er 1732 den Orden der Wachsamkeit, oder den weißen Falkenorden.

Der Tod entriß ihm den letzten seiner Söhne, welcher von dreien noch übriggeblieben war; dies bewog ihn zu einer zweiten Vermählung mit Sophie Charlotte Albertine, Tochter des Markgrafen Georg Friedrich Karl zu Brandenburg-Bairreuth, 1734; sie gab ihm drei Söhne und eine Tochter.

Auch die Lust zu bauen, zu ändern und zu schaffen gehörten zu den Neigungen des Herzogs Ernst August. So entstand durch ihn das Lustschloß Belvedere; der noch unvollendete Bau der Jacobikirche in Weimar ward aus seine Veranlassung beendet; er kaufte viele Rittergüter, das Harrastische zu Weimar, das Frischische zu Melningen, das Wurmbische zu Heuchelheim, das Rheinbädische zu Rorbad, das Warschawische zu Lismannsdorf, das Schödausische zu Buttelshof. Auch das Gernhaus zu Weimar erhielt durch ihn wesentliche Verbesserungen.

Der Herzog Johann Wilhelm von Eisenach starb 1729; mit ihm erlosch diese Linie und Eisenach fiel an Weimar. Der Thätigkeitstrieb Ernst August's fand abermals reichliche Nahrung in mannichfaltigen, hier vorzunehmenden Veränderungen. Aber auch in Streitigkeiten verwickelte ihn dieses neue Verhältniß, indem der Abt von Fulda einige Ämter, Kaltensordheim und Hilsberg, beanspruchte; der Proceß ward vor dem Reichskammergericht geführt; der Herzog erlebte dessen Beendigung nicht, denn die Entscheidung durch einen Vergleich erfolgte erst 35 Jahre später, 1764!

Zur Theilnahme an dem österreichischen Erbfolgekriege ließ sich Ernst August, trotz aller Aufforderungen von Seiten Baierns, nicht bewegen, eingebend der mühslichen Folgen seiner frühern Verbindung mit dem Kaiser. Als der aachener Friede jenen Kriege ein Ende machte, 1748, starb auch in demselben Jahre Ernst August, in seinem 60. Lebensjahre und im 39. seiner Regierung. Seine Gemahlin war ein Jahr vor ihm gestorben. Sein unruhiges Treiben, seine Liebhabereien für das Militair (er hielt zwei Regimente Garde zu Pferde und zu Fuß, ein Regiment Husaren, ein Artilleriecorps und ein regulirtes Cuirassierregiment), für die Jagd, für das Reiten und Bauen hatten seine Finanzen erschöpft, sein Land entvölkert, seine Untertanen mit Auflagen überlastet, daher

war seine Regierung, trotz seiner geistigen Regsamkeit, seinem Lande nicht ersprießlich.

Von zwölf aus zwei Ehen erzeugten Kindern überlebten ihn nur vier: aus erster Ehe Ernestine Albertine, welche sich mit dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, Johann Friedrich, vermählte, und Bernhardsine Christiane Sophie, dem Grafen Philipp Ernst von der Lippe-Alverdissen verbunden; aus zweiter Ehe Ernestine Auguste Sophie, welche den Herzog Ernst Friedrich Karl von Hildburghausen heirathete, und ein Sohn, Ernst August Konstantin, der ihm in der Regierung folgte.

h. Ernst August Constantin, Herzog von Sachsen-Weimar, geb. den 2. Juni 1737, Sohn des Herzogs Ernst August und von Sophie Charlotte Albertine, aus dem Hause Brandenburg-Bairreuth, gelangte in seinem elften Jahre zur Regierung, 1748. Es erhob sich ein Streit über die Vormundschaft unter den Herzogen von Gotha, Coburg und Meiningen, der endlich dahin geschlichtet wurde, daß der Herzog von Gotha, Friedrich III., die Erziehung des jungen Herzogs von Weimar und die Verwaltung des Fürstenthums Eisenach übernehmen sollte, während dem Herzoge von Coburg, Franz Josias, die Regierung Weimars, sowie die Erziehung der jungen Prinzen verbleibe.

Der junge Herzog Ernst August Konstantin wurde nach Gotha gebracht, um unter den Augen seines Vormundes erogen zu werden. In seinem 19. Jahre übernahm er die Regierung selbst, 1756, und vermählte sich zwei Monate darauf mit Anna Amalie, der zweiten Tochter des regierenden Herzogs von Braunschweig. Sie gab ihm im folgenden Jahre, den 3. Sept. 1757, einen Sohn, seinen dereinstigen Nachfolger, Karl August. Die eigene Regierung dieses Fürsten war nur von kurzer Dauer, doch bemühte er sich, Ersparnisse zu machen; die früher angekauften Schatzkammergüter wurden wiederum veräußert, Verordnungen erlassen gegen das Bettelwesen, Holzdieberei, Sittenlosigkeit und gegen die Entbehrung der Sonn- und Feiertage. Aemter und Kriegswissenschaften beschäftigten die jungen Regenten in seinen Aufsehten; sein milder, wohlwollender Sinn verließ seinen Unterthanen eine glückliche Zukunft, doch ein plötzlicher Tod raffte ihn in seinem 21. Lebensjahre hinweg, den 4. Juni 1758. Seine ausgewählte Gemahlin Amalie ward Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes und erwarb sich ungetheilte Achtung. (Kurzgefaßte Lebensgeschichte der Herzoge zu Sachsen, von Gottfr. Albin de Witte. [Weimar 1770.] Geschichte Ernst's August. [Erfurt 1749.] Galetti's Geschichte Thüringens. 6. B. [Gotha 1785.])

Ernst Friedrich, Herzog zu Sachsen-Coburg, Sohn Franz Josias, der sein Vorgänger war, kam den 16. Sept. 1764 zur Regierung. Er war seit 1749 vermählt mit Sophia Antoinette, Tochter des Herzogs Ferdinand Albert zu Braunschweig-Lüneburg. Das Land war tief verschuldet, gegen 1,261,000 Gulden betrug die Schuldenlast. Zur Regulirung derselben ernannte der Kaiser Joseph II. eine Commission, 1773, und übertrug deren Leitung dem Herzoge Ernst von Gotha und dem Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen; gleichwol blieben die Fir-

nangen mäßig und die Commission bestand noch immer, als der Herzog Ernst starb, 1799.

3) Ernst Ludwig I., Herzog von Sachsen-Meiningen, geb. 1672, war der Sohn des Herzogs Bernhard, seines Vorgängers, und Maria Hedwig's, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt. In seinem 34. Jahre kam er zur Regierung, 1706, welche er, dem Willen seines Vaters gemäß, mit seinen beiden Brüdern, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, gemeinschaftlich führen sollte; doch diese überließen sie ihm allein. Im Dienste des Kaisers nahm er Theil an dem spanischen Erbfolgekriege und erhielt 1712 den Grad eines Reichs-General-Feldzeugmeisters. Bei seinem Tode, 1724, hinterließ er zwei unmündige Söhne, Ernst Ludwig, welcher ihm in der Regierung folgte, und Karl Friedrich.

Ernst Ludwig II., des Vorigen Sohn, Herzog zu Sachsen-Meiningen; seine Mutter war Dorothea Maria, eine Prinzessin von Sachsen-Gotha. Seine Oheime, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, übernahmen die Vormundschaft; allein 1729 starb ihr Mündel schon.

4) a. Ernst, Herzog von Sachsen-Hildburghausen, der sechste Sohn des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha, erhielt bei dem am 24. Febr. 1680 gemachten Theilungsvertrage Hildburghausen, Heldburg, Eisfeld, Weisbopf und Schalkau auf seinen Anteil und stiftete so die Linie Sachsen-Hildburghausen. Er war geboren zu Gotha den 12. Juli 1655, seine Mutter hieß Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, einzige Tochter des damaligen Herzogs Johann Philipp. Er vermählte sich den 5. Juni 1683 mit Henriette Sophie, der Tochter des Grafen Georg Friedrich von Waldeck. Kriegerischen Geistes nahm er Theil an der Befreiung Wiens von der Belagerung der Türken, 1683, half die Festung Gran in Ungarn entsetzen und Neuhäusel im Sturm erobern. Im J. 1685 ließ er den ersten Grundstein zu seinem Residenzschloß in Hildburghausen legen. Hierauf trat er in niederländische Kriegsdienste, war bei der Einnahme von Kaiserswerth und zeichnete sich durch Tapferkeit in der Schlacht bei Fleurus aus, 1690; ja in einem Gefechte kam er einst so ins Gefährde, daß er nur der Gefangenschaft entkam, indem er seinen Gegner, einen französischen Soldaten, niedermachte. Zu Hildburghausen stiftete er ein Gymnasium, 1714 und starb an einem Schlagflusse, 1715, nach einer 35jährigen Regierung. Seine Gemahlin war bereits 1702 gestorben. Sein Sohn, Ernst Friedrich, ward sein Nachfolger.

b. Ernst Friedrich I., Herzog zu Hildburghausen, geb. den 21. Aug. 1681 zu Arnstein, Sohn der Vorhergenannten, ward 1715 der Nachfolger seines Vaters Ernst. In seinem 16. Jahre machte er Reisen nach Holland, England und Frankreich, trat dann 1700 in niederländische Dienste, stand als Oberster mit vor Königen, welches die Dänen belagerten, focht als Cavalieregeneral in dem Treffen am Schellenberge 1705 und bei Hochstädt, wo er einen Schuß durch den linken Arm erhielt. Im J. 1708 ward er kaiserl. Generalfeldzeugmeister, und im folgenden Jahre wiederum Generalmajor bei den Holländern. Nach seines Vaters Ableben, 1715, übernahm

er die Regierung seines Landesherrn. Die Errichtung einer Saline zu Lindau, in dem Amte Heldburg, die Anlegung einer neuen Verstaub zu Hildburghausen, nach Schleusingen hin, veranlaßte man seinen Anordnungen. Im J. 1721 ernannte ihn der Kaiser Karl VI. zum Generals-Feldmarschall-Lieutenant seiner Armeen. Doch die Prachtliebe und Verschwendungslust dieses Fürsten überfielen beiderseitig die Kräfte seines kleinen Staates, welchen er daher überlastete und in Schulden stürzte. Seit 1704 war er vermählt mit Sophie Albertine, jüngster Tochter des Grafen Georg Ludwig von Erbach. Neun Kinder kamen aus dieser Ehe, wovon jedoch nur zwei Söhne am Leben blieben, von denen der älteste in der Regierung folgte. Einer französisch-reformirten Gemeinde ließ Herzog Ernst eine Kirche zu Hildburghausen erbauen und einweihen 1723; das war die letzte seiner Baunternehmungen, denn im folgenden Jahre starb er den 9. März 1724, nachdem er neun Jahre regiert hatte. Seine Gemahlin starb 1742.

c. Ernst Friedrich II., Sohn der Vorigen, geb. den 17. Dec. 1707, zählte beim Antritte seiner Regierung erst 17 Jahre, wechelte selbst seine Mutter, Sophie, bis zu seiner Mündigkeit führte. Seine 21jährige Regierung ist arm an nennenswerthen Ereignissen oder verdienstlichen Bestrebungen im Innern. Er starb 1745, seine Gemahlin Karoline 1758, und hatte seinen Sohn

d. Ernst Friedrich Karl, zum Nachfolger, 1745 — 1780. Er war geboren den 10. Juni 1727, trat seine Regierung den 13. Aug. 1745 unter der Vormundschaft seiner Mutter an, und regierte selbständig seit dem 8. Juli 1748. Er war dreimal vermählt; zuerst mit Luise, der Tochter des Königs Christian VI. von Dänemark, den 1. Oct. 1749. Sie starb den 8. Aug. 1756. Er verband sich in einer zweiten Ehe mit Christiane Sophie Charlotte, der Tochter Friedrich Christian's, des Markgrafen zu Brandenburg-Culmbach, den 20. Jan. 1757; sie starb aber schon in demselben Jahre den 8. Dec. Seine dritte Gemahlin ward Ernestine Augusta Sophia, Tochter Ernst August's, Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, den 1. Juli 1758. Nur aus dieser Ehe kamen zwei Töchter und ein Sohn, Friedrich, später sein Nachfolger. Dieser Fürst verstand es nicht, seine mäßigen Einkünfte mit seinen zu großen Ausgaben in Einklang zu bringen; die Last seiner Schulden wuchs dermaßen an, daß 1769 eine kaiserliche Debitcommission ernannt werden mußte, deren Leitung der verwitweten Herzogin von Weimar, Amalie, und dem Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, übertragen wurde. Die Ansprüche der Gläubiger fanden eine allmähliche Befriedigung, zur Befriedigung des Hofstaates setzte man eine jährliche Summe fest, die Kosten der Erziehung der herzoglichen Kinder übernahmen die Landstände. Zum Besten seines Landes that dieser Fürst während seiner 35jährigen Regierung nichts gewirkt. Er starb den 22. Sept. 1780. (A. Herrmann.)

xi. Von Schwaben. 1) Ernst I., Herzog in Schwaben, Sohn des badenberghischen Grafen Leopold I. in Osterreich, erhielt nach dem Tode Herzogs Hermann III. im J. 1012 dessen Herzogthum durch Vererbung &c.

Heinrich's II., seines Verwandten. Er vermählte sich mit Gisela, Tochter Hermann's III. von Schwaben, welche gleichfalls mit dem Kaiser verwandt war. Er starb den 31. März (31. Mai) 1015, in Folge eines Pfeiles, welcher ihn auf der Jagd durchbohrte. Er wurde zu Burgburg neben seinem Vater Leopold I. begraben. Seine Gemahlin Gisela wurde später an K. Konrad II. den Salier verheirathet¹⁾.

2) Ernst II., Herzog von Schwaben, trat zwar 1015 in die Würde seines Vaters. Da er aber wegen zu geringen Alters in der Regierung nichts leisten konnte, so wurde er durch seinen Oheim, Erzbischof Poppo von Trier, als Vormund und Erzieher vertreten. Erst im J. 1024 übernahm er das Herzogthum, und nahm auf der Reichsversammlung zu Kempten unter den Herzogen den vierten Platz ein. Da sein Stiefvater, Konrad der Salier, durch die Stimmen der Stände die teutsche Reichskrone erlangt hatte, so mußte ihm diese Beförderung höchst erfreulich und vorteilhaft erscheinen. Er lebte Anfangs in schönster Eintracht mit K. Konrad II.; allein 1025 ließ er sich durch dessen Nebenbuhler, Konrad von Worms, und durch dessen Gegner, Graf Welfo, verleiten, sich von ihm zu trennen, und mit diesen sogar die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Dieser Frevol ging noch, aus Habgier seiner Mutter Gisela, straflos vorüber, indem sie die Einleitung traf, daß er den Kaiser auf dem Zuge nach Italien begleiten mußte. Dieser übertrug ihm, um ihn mehr für sich zu gewinnen, gegen die Befehle die reichsfreie Abtei Kempten als Lehen; allein der Erfolg entsprach der Erwartung des Kaisers nicht. Denn sobald der Graf Welfo den Sprenkel und die Stadt Augsburg überfallen hatte, wurde Herzog Ernst II. aus Italien nach Teutschland zurückgesendet, um die Ruhe wieder herzustellen und die Friedensstörer zu bestrafen. Statt dessen fiel er selbst in Elfaß ein, und vertheilte die Einkünfte der Abtei Kempten unter die Ritter, damit sie ihm bereitwilligere Hilfe leisteten. Denn Elfaß blieb, obgleich es ein Theil des alemannischen Herzogthumes war, dem Könige stets anhängig. Unter den Großen dieses Landes war sogar Graf Hugo von Gengenheim, ein Blutsverwandter des Kaisers, denn Hugo's Großvater, Eberhard IV., hatte unter andern Kindern auch Adelheid, die Mutter K. Konrad's II., gezeugt. Aber eben diese Gründe bewogen Herzog Ernst II., weder das Land, noch die Burgen, noch auch die Befehlungen Hugo's zu schonen, dessen Tochter seine Gemahlin war. Willkürlich hatte er wegen verurtheilter Missethater, oder einer andern Beleidigung einen hinförmigen Groll gegen seinen Schwiegervater gefaßt. Von Elfaß zog er in das ansehnliche Burgund jenseit des Jura-gebirges, auf welches er, wegen seiner Großmutter Gerberga, Erbrechte zu haben glaubte, bis in die Stadt Solothurn. Um gegen Angriffe gesichert zu sein, lagerte er sich auf einer Insel, und verschanzte sich hinter Ball und Graben. Manche halten die Petersinsel auf dem Bieler-

see bei Bienne im Canton Bern für den eig., wo auch J. J. Rousseau geraume Zeit verweilte. Dem Könige Rudolf von Burgund war die Grundhaft des Kaisers zu werthvoll, als daß er sie verlieren mochte. Mit Waffsen wollte er sich den Absichten des Herzogs Ernst II. nicht widerlegen; also bot er alle Überredungskünste auf, welche auch wirkten. Dieser zog wirklich mit seinem Heere über Bern und Luzern gegen Zürich zurück, lagerte sich, und ließ die ganze Umgebung ausrauben, besonders die Abteien Reichenau und St. Gallen. Als Graf Welfo 1027 zur Verantwortung nach Ulm gerufen wurde, dachte er an nichts weniger als an Unterwerfung, gegen welche die Grafen Friedrich und Ernst sich auch kräftig erklärten. Herzog Ernst II. aber kam in solche Verlegenheit, daß er nichts Besseres thun zu können glaubte, als sich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen. Diese fiel dahin aus, daß er in das Schloß Sibichensein an der Saale verwiesen wurde. Nach kaum zwei Jahren aber wurde Ernst II. auf Bitten seiner Mutter Gisela und seines Bruders Heinrich, Königs von Teutschland, aus dem Schloße entlassen, und nicht nur den Alemannen wiedergegeben, sondern auch den 20. Mai 1029 mit dem Herzogthume des nördlichen Baierns (Nordgau) begünstigt, und durfte seine Würde, wie früher, ausüben. Doch scheint er zum wirklichen Besitze des Nordgaues nicht gekommen zu sein. Denn 1030 zu Oßern wurde er auf dem Heerzuge zu Ingelheim nicht nur seines alemannischen Herzogthumes entsetzt, sondern auch durch die anwesenden Bischöfe von der Theilnahme an den heil. Sacramenten ausgeschlossen, weil er sich weigerte, zur Vertilgung des gefährlichen Feindes von Teutschland, Bernher's von Koburg, sich eifrig zu verbinden. Von stiller Sehnucht nach Rache erfüllt, flüchtete er sich mit dem Grafen Werner in die Burg Falkenstein auf dem Schwarzwalde zwischen den Wäldern Wollach und Künzing, in deren Nähe auch ihre adelichen Anhänger Adelbert und Iwerin sich befanden. Aus diesen Schlupfwinkeln konnte Ernst II. mit seinen Gefährten sichere Ausfälle zur Verwundung der Umgebenden machen, ohne vom kaiserlichen Militair geahndet zu werden. Doch nach entschiedener Uebung wagten sie sich auch in entferntere Strecken mit dem Entschlusse, zu steigen oder zu sterben; aber das Glück war nicht mehr auf ihrer Seite. Ernst II. wurde nämlich vom Grafen Manegold III. zu Kellensburg, als Commandanten der kaiserlichen Truppen, an Klugheit und Mannschaft weit übertroffen. Bei dem Zusammentreffen beider Corps am 17. Aug. wurde wechselseitig mit größter Wuth, obgleich für verschiedene Zwecke, gekämpft, indem ein Theil für Freiheit und Leben — der andere für Gerechtigkeit und Ruhm kämpfte. Nebst vielen gemeinen Soldaten fielen Ernst, Werner, Adelbert und Iwerin; aber auch noch vielen der stehenden Kaiserlichen ihr Anführer Manegold. Dieser wurde im Kloster Reichenau, Ernst aber in der Domkirche zu Constanz begraben, nachdem der Bischof Warrmann ihn der Kirchgemeinde wieder würdig erklärt hatte. Ernst hinterließ eine einzige Tochter, Ida, als Erbin seines Vermögens²⁾.

1) Hermann. Contr. et Annal. Saxo ad a. 1012—1015
Nugent, Episc. Constant. T. I. P. I. p. 323. Hirschbalm,
Geschichte des Bistums unter den Böhmerbergen. S. 1—17.

2) Hermann. Contr. et Annal. Saxo ad a. 1015—1030.

ERNST, Herzog. Unter diesem Titel ist ein mittelhochdeutsches Gedicht vorhanden, welches man früher für ein Werk Heinrich's von Veldeke hielt. Sowie ist gewiss, daß der Stoff mehrmals, sowohl lateinisch als deutsch, ist bearbeitet worden. Der älteste deutsche, Veldeke zugeschriebenen, Bearbeitung lag eine lateinische zum Grunde. J. Grimm sagt: „Das Ganze ist wahrscheinlich aus der einfachen Operation einer Uebersetzung in der lateinischen Vorstufe entstanden, der auch eine trauische Bearbeitung zu Theil wurde, aber, was nicht zu übersehen ist, öfter eine andere lateinische.“ Die lateinische Bearbeitung dieses Stoffes (von Otto*) ist später als die angeführte deutsche; beide sind von einander unabhängig, haben aber eine gemeinsame Quelle in dem älteren lateinischen Gedicht. Eine spätere Umarbeitung, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrh., in dem danach benannten Herzog Ernst's Ton, v. l. in der zwölftreimigen Strophe, wird dem Kaiser von der Königin zugeschrieben. Nachdem es hier, schon sehr verkürzt, mit wenig Beachtung der poetischen Form erschienen war, wurde das Gedicht endlich in Prosa aufgelöst, und so erschien als Volksthum: Eine lebenswürdige Historie vom Herzog Ernst in Böhmen und Österreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reisen begibt, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihn nach dem Leben gestanden, wiederum begnadigt worden. Zuvor niemals abgedruckt. Nürnberg und Augsburg. Herzog Ernst ist in sofern eine mythische Person, als man darunter Nationalhelden versteht, deren Thaten im Munde des Volkes durch Sage und Lied sich fortpflanzen und den Stoff zu größeren epischen Dichtungen bieten; hier finden wir nur einen märchenhaft historisirenden Roman: Herzog Ernst selbst, wenn er auch eine historische Person gewesen, ist nur eine märchenhaft historische. Die Dichtung macht ihn zu einem Stiefsohne des Kaisers Otto I. von dessen zweiter Gemahlin Adelheid, was historisch unrichtig ist. Seine Abenteuer, wie sie die Dichtung angibt, zerfallen in zwei Theile. Im ersten wird berichtet, daß Herzog Ernst, von seinem Stiefvater zum Richter des Reiches ernannt, als solcher sich viele Feinde gemacht, und daß der Pfalzgraf Heinrich vom Rheine es dahin gebracht habe, daß Ernst von seinem Stiefvater nicht nur des Amtes entsetzt, sondern auch in seinem Lande mit Krieg überzogen wurde. Da der erbitterte Vater seine Vertheidigung nicht einmal anhören wollte, so ritt Ernst, begleitet von zwei Getreuen, nach Speier, um Rache an seinem Verleumder zu nehmen, den er in der kaiserlichen Pfalz selbst tödtete. Dafür wird er in die Acht erklärt und sein Land mit Feuer

und Schwert verwüßt. Er nimmt nun auch von seiner Seite soviel Rache als möglich, fällt aber endlich, daß er der Übermacht weichen müsse, und beschließt einen Zug nach dem heiligen Grabe.

Eccard in den *Commentarii de rebus Francie orientalis* (II, 511) hat die Vermuthung aufgestellt, der Dichter habe die Begebenheit in die Zeit gerückt, worin Otto, Philipp und Friedrich II. um die Kaiserkrone stritten, und diesem gemäß hat man die Ermordung des Pfalzgrafen Heinrich auf die Ermordung Philipps durch Otto von Wittelsbach gedeutet. Andere haben andere Vermuthungen aufgestellt. Auf das Historische kommt indeß hier wol nichts an, alles dagegen auf die poetische Auffassung. Grimm bestreitet nicht ohne Grund Hagen's Äußerung, daß unter den ersten Heinrichen und Ottonen in einer neuen Nationalpoesie eine längere Heidenzeit hervorgetreten sei, ein neuer Mythos, in welcher Periode der Herzog Ernst lebe. „Ein Nationalgedicht ist allezeit hervorgegangen aus einer Begebenheit, die das ganze Volk bewegt hat, indem es ein gemeinsames großes Streben und das ganze reiche Sein desselben erfasst und in einfachen Worten und Tönen ausgesprochen hat. Dagegen erscheint diese Begebenheit im Ganzen durchaus unwichtig; ein bairischer Herzog tritt in seinem beschränkten Kreise auf, seine Begebenheiten sind nicht mit andern verflochten, und was von ihm in dem Gedicht erzählt wird, ist in dem Charakter der Chroniken.“ Es wird übrigens nicht in Abrede gestellt, daß durchaus eine verständige Anordnung und Klarheit herrsche, die eine gebiete Hand voraussetze: allein selbst jene einzelnen naiven Situationen, die in andern Gedichten solches Gehalts für die Langweiligkeit der übrigen entschädigen, müsse man entbehren. Adelheid's nachträglich vertrauliches Gespräch mit dem Kaiser, wo sie Bitten für ihren Sohn einlegt, kann allein genannt werden.

Da man nun aber doch Ernst's Abenteuer sehr interessanter gefunden haben muß, dieser erste Theil aber es nicht ist, so wird das vorzüglich Interessante wol in dem zweiten begründet sein. Dies könnte man schon daraus schließen, daß man um dieses Abenteuer willen das Gedicht mit der Dypfse verglichen hat, wenn diese Vergleichung sich nicht bloß auf das Materielle bezöge, nämlich auf Herzog Ernst's Irrfahrten, bevor er wieder zur Heimat gelangte.

Er unternimmt mit seinem stets treuen Gefährten Herzog Wegelo — oder Wezeli, der sonst unter dem Namen des treuen Wenzel's vorkommt, an Ludwig's Hofe aber in Urkunden als Graf Werinbarius — eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Zu seinem Zuge, wozu sich viele andre ihm anschließen, und der durch Ungarn und die Bulgaren nach Konstantinopel zu Lande geht, wird er von seiner Mutter heimlich unterstüßt. In Konstantinopel wird er vom dem Kaiser sehr gut aufgenommen, ja dieser rüstet ihm eine Flotte aus, die jedoch vom Sturm zerstreut und zerstört wird. Nur Herzog Ernst mit seinen Gefährten wird erhalten, um die wunderbaren Abenteuer zu beschreiben.

Er kommt zu Agripinen, Menschen mit Kranich-

Uebermann, Prodr. Germ. s. I, 238. *Sechenberg*, Sch. jur. et hist. III, 257. *Falkenstein*, Antiq. Nordgav. II, 22. *Neugart*, Episc. Constant. T. I, P. I, p. 535 — 541.

*) Carmen de varia Ernesti Bavarie ducis fortuna, ist gedruckt in dem dritten Bande des *Thesauri Anecdotorum*. Es besteht aus Gesängen in Hexametern. Otto (Otto) von Wogeburg soll es um 1210 verfertigt haben. Das dem Veldeke zugeschriebene Gedicht: Herzog Ernst, in 5660 Versen, ist gedruckt in Büsching's und Hagen's deutschen Gedichten des Mittelalters; Rosp. von Kön's Bearbeitung in dessen Heidenbuch, gedruckt in v. d. Hagen's und Primm'ser's Heidenbuch.

hüpfen, mit denen er um eine entführte Prinzessin kämpft; an den furchtbaren Magnetberg im Lebermeer, der alle Riegel aus den Schiffen zieht, daß man scheitern muß; von diesem wird er mit seinen Gefährten dadurch gerettet, daß sie von einem Greifen sich in dessen Nest tragen lassen; er muß nun aber hier die Greife besiegen. Hier- auf fährt er auf einem Flosse durch den leuchtenden Kar- sunkelberg, von welchem ein abgebrochener Jochen heller leuchtet als zehn Fackeln. Nach dieser Fahrt durch einen unterirdischen Kanal gelangt er zu den Kratzen, die nur Ein Auge haben, und nachdem er hier die Schio- pom, die nur Einen Fuß haben, mit dem sie sich, wenn die Sonne heiß scheint, bedecken, und womit sie auch auf dem Meere so geschwind hüpfen, daß Niemand sie er- reichen kann; ferner die Panoschen, die so große Ohren haben, daß die Rappen bis auf die Erde hängen, und endlich Riesen von beinahe zwölf Schuh Länge, nachdem er alle diese bekämpft, kommt er nach Indien, besiegt die Kramide zu Gunsten der Vogadäen, wendet sich hierauf nach Babylon, besiegt den König, wird von diesem nach Jerusalem geleitet, und erkämpft hier den Tempelritzen Jerusalem. — Inzwischen war der Ruf seiner Abenteuer bis in seine Heimat gedrungen, und seine Mutter ersuchte für ihn durch die Fürsten die Beizehung des Kaisers. Boten gehen an ihn ab; er kehrt zurück, und wies sich zu Bam- berg in der Mitte des Weihnachtsfestes zu den Füßen sei- nes Vaters.

Alle diese seltsamen Wundergeschichten sind nun aber nicht Erfindungen des Dichters, denn auf drei verschiede- nen Wegen konnte er zu deren Kenntniß gelangen: zu- nächst durch Dichter und Geschichtsschreiber des klassischen Alterthums, und besonders solcher, welche die Züge Alex- ander's darstellten; eine Hauptquelle war aber wol Pseudo- Kallisthenes, wahrscheinlich ein neugriechischer Mönch aus dem 10. Jahrh. Daß aber auch außerdem Werke der alten Litteratur, zum Theil durch die Araber, bekannt waren, aus denen man selbsthafte orientalische Sagen zie- hen konnte, beweiset statt aller andern das Werk des scho- lastischen Philosophen Albertus Magnus von den natürli- chen Dingen, wovon ein Auszug ebenfalls zum Volks- buche geworden ist. In diesem aus Aristoteles, Plinius, Solinus u. A., sowie aus arabischen Schriftstellern ge- sammelten Werke finden sich alle Sagen von Wunder- menschen, von magischen Kräften der Steine, Pflanzen u. s. w. Ob orientalische Dichtungen durch die Araber auch Beiträge dazu geliefert haben, ist ungewis; man hat aber in mehreren Punkten Ähnlichkeit mit den selbsthaften Reisen Sindbad's in Laufend und einer Rakel gefunden. Unzweifelhafter ist es wol, daß neuere Reiseberichte ihre Beiträge geliefert haben. W. Sprengel in der Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen zählt wunder- bare Länder: und Weltberichte von Pilgern seit dem An- fange des 8. Jahrh. auf. „Aus solchen Berichten, sagt er, wurden später, als der Geschmack an romantischen Fiktio- nen allgemeiner ward, Weltberichte zusammengelegt, welche in den Kählern und Unvorurtheilten bei Tisch und den ar- beitsfreien Winterabenden der Geistlichen zur Erholung vorgelesen wurden. Man nannte sie mirabilia mundi,

und diese Überschrift ward ein so beliebter Modetitel, daß man sogar Handschriften von Solin's Polyhistor unter demselben findet, und die ersten Länderbeschreiber, wie Marco Polo und Mandeville, keinen andern zu wählen pflegten.“ Daß man aus den Berichten der Kreuzfahrer viele Nachrichten dazu erhielt, ist nicht zu bezweifeln. Man erhielt mündliche Nachrichten von den Orientalen, die sich zum Theil auf deren heilige Schriften gründeten, und aus diesen brachte man nicht bloß die Sagen von den Heern nach Europa, sondern auch andere Wunder- berichte.

Solche Quellen waren also den Dichtern zugänglich, um daraus orientalische Sagen für den Decident zu schöp- fen, und wie man daraus geschöpft hat, beweisen die Abenteuer Heinrich's des Löwen, Apollonius' von Tyrland, die Reisen des Brandanus u. a. Eigene Erfindungskraft bedurfte es dazu wenig; das Wunderbare, großentheils geglaubt, hatte Reiz genug für sich. Das Gedicht vom Herzog Ernst bleibt aber für uns dadurch merkwürdig, weil es die damalige poetische Geographie des Orients treu darstellt, wie wir sie nicht bloß in Gedichten, sondern auch in Reisebeschreibungen (Schiltberger, Montevilla) wieder- finden (s. Hagen's und Mülling's Ritterar. Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie. S. 181 fgg. J. Grimm's Rec. der Einleitung zum Herzog Ernst von v. d. Hagen in der genannten Ausgabe, in den Preuß. Jahrb. 1806. Heft 13. S. 210 fgg. Doen, Alt. Museum II. 250. Bachmann's Auswahl S. IV. Schr- res, Die deutschen Volksbücher S. 83 fgg. Rother- weck, Geschichte der Poesie und Dichtkunst. Bd. 9. S. 152. §. 247. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. S. 373 fgg. Gerwinus, Ge- schichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen I. 224 fgg. II. 239.)

ERNST (Psychologie) bezeichnet überhaupt ein ge- wisses Verfabren, eine Haltung, Stimmung und Richtung des menschlichen Geistes in seinen verschiedenen Grund- thätigkeiten des Erkennens, Fühlens und Handelns. In Beziehung auf das Erkenntnisvermögen drückt Ernst die Wahrheit einer Vorstellung, die Uebereinstim- mung des gebrauchten Ausdrucks derselben mit ihrem Ge- genstande, ihrem Inhalte oder ihrer Ansicht aus, im Ge- gensatze der Verhallung, Täuschung, Parodie, des bloßen Scherzes, Spases, so j. B. in den Redensarten: es ist mein Ernst; aus Scherz wird oft Ernst; etwas für Ernst aufnehmen; er macht Ernst daraus; es wird Ernst. So unterschied schon der frühere Sprachgebrauch die ritz- terlichen Kämpfe oder Turniere nach Ernst und Schimpf; je nachdem es dabei auf Verwundung, Abtödtung des Geg- ners abgesehen war, oder nicht; woraus durch eine Syno- chie „Ernst“ die Bedeutung eines wahren Kampfes, auf Leben und Tod, erhielt. In ähnlichem Sinne bei Schiller im Tell (Act 3. Scene 3); wo Gessler dem Tell die Auf- gabe stellt, den Apfel vom Kopf seines Knaben zu schie- ßen und Tell sagt: „daß könnt Ihr im Ernst von einem Vater nicht begreifen:“ sowie später Bernhart: „Scherzt nicht, o Herr u. s. w.“ worauf Gessler erwidert: „Wer sagt Euch, daß ich scherze?“ und alsdann Rudolf der

Harras: „Gott, das wird ernsthaft!“ Ebenso sagt Goethe (Gespräche mit Erdmann II, 282) vom Grafen Platen: „nachdem er im „romantischen Döpnus“ „die tragischen Motive parabolisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen?“ Es kann übrigens der Ernst auch sich in der Form des Scherzes verbergen, wie dieses ja häufig im Leben selbst (man denke nur z. B. an die ehemaligen Hofnarren, die den Mächtigen der Erde so manchen ersten Wadheit aus Herz zu legen verstanden), noch mehr aber in der Poesie vorkommt, namentlich in der Form der sogenannten Ironie und des Humors, woraus auch eine Kenne von Goethe hinweist. — Im Gefühlswesen bezeichnet Ernst die Stimmung des Gemüths, welche aus einer Betrachtung oder Erregung der verschiedenen Lebensverhältnisse und ihrer Vergleichung mit bestimmten, besonders höheren Lebenszwecken hervorgeht; insbesondere in sofern in dieser Stimmung sich das Nichtbefriedigtsein oder Unlust fühlen in Bezug auf den gegenwärtigen Lebenszweck ausdrückt, im Gegensatz gegen das Gefühl oder die Stimmung der Heiterkeit, Lustigkeit und dergleichen mehr, die aus dem momentanen Wohlsein hervorgeht. Hierher gehören die Redensarten: in erster Stimmung sein; er hat einen ernsthaften Charakter; diese Erfahrung macht ihn ernst etc. So auch in dem bekannten Ausspruch Schiller's: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“, indem darin angedeutet ist, daß im wirklichen Leben die Beachtung oder Erfüllung der gegebenen Lebenszwecke den Geist (der sich dadurch in seiner Freiheit und Selbstthätigkeit gehemmt fühlt, sowie dabei der Unvollkommenheit aller Irdischen, der Unangemessenheit aller Ideale im Vergleich mit der Idee oder dem Ideale des wußt wird) in die Stimmung einer gewissen Traurigkeit, Unzufriedenheit versetzt; wogegen die Kunst durch die Spiele der Phantasie, die uns das Ideale oder Vollkommene vorhält, notwendig die entgegengesetzte Stimmung veranlaßt; wofür sich ebenfalls einige Goethe'sche Verse als Commentar jener zwei Hauptgedanken anführen lassen. Im Thatvermögen bezeichnet Ernst die entscheidende Richtung, den höhern Grad der Anstrengung der Kräfte, um einen gewissen Zweck zu erreichen, in welcher Beziehung es mit den Ausdrücken: Eifer, Emsigkeit, Strenge, verwandt ist. So in Goethe's Wort:

- 1) „Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich Niemand drum belächeln;
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich immer Derseide bleiben.“
- 2) Nämlich für den ersten Satz („ernst ist das Leben“):
„Die Welt ist nicht aus Brei und Wuß geschaffen,
Denn haltet euch nicht für Schloraffen,
Darte Bissen geb't zu kauen;
Wie müssen erwürgen, oder sie verbaugen.“

und für den zweiten:

„Was im Leben und verdrießt,
Was im Bilde gern genießt.“

3) Den genaueren Unterschied zwischen diesen Begriffen und „Ernst“ findet man erörtert in Herbard-Weiss-Gruber's Synonymik u. d. W. Ernst. 2. Bd. S. 295. 1826.

„Treibt doch Alles mit Ernst und Liebe, die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so Vieles anstellt!“

Denn dem deutschen Charakter entspricht nicht das Oberflächliche, Leichtfertige, sondern nur das Gebiegene, immer tiefer Eindringende, unermüdet nach Hervorbringung Strebende. Hieraus deutet auch der schon oben angeführte ältere Sprachgebrauch dieses Wortes zur Bezeichnung von Kämpfen oder Turnieren, im Gegensatz zu den Kämpfen zum „Schimpf“, d. i. zur Lust, wobei nicht mit scharfen Waffen, wie bei jenen, sondern mit stumpfgeschliffenen abgerundeten Schwertern, stumpfen Lanzen und Turnierföden, geschoßen ward“; ferner die richtige Etymologie desselben von dem, vom altteutschen *earnan*, *arn*, *arbeiten*, abgeleiteten *arnen* (angelsäch. *earnan*, *earnjan*, verdienen, erwerben, verwandt mit dem griechischen *ἀρναται*, ich nehme, und dem lateinischen *arare*, welches beim Cicero auch „ärnen“ bedeutet, wovon unser Ärnten oder Ernten (s. d. W.), sodas der Grundbegriff von „Ernst“ Arbeit ist. Eine andere Ableitung dieses Wortes ist aus eisen, brennen (wovon ais, er — f. Eisen und Erz — dann der Begriff Entrennung, Hitze, als natürliche Grundbegriffe zu Streit, Kampf, wie denn angelsäch. irre Born heißt); auch haben Wachtel und Stoß und Adolf Wagner (Ballet Wörterbuch sub *earnest*) deshalb die jetzige Bedeutung von Ernst aus der ältern, wonach es soviel als Kampf bedeutet, ableiten wollen, wofür auch *for* anzuführen wäre. Allein „ernst“ hat ein kurzes e, während das von eisen kommende er ein langes e hat. Diese Etymologie ist daher falsch. Vergl. K. Schwend, Wörterbuch d. d. Spr. 1834. S. 173, ferner Adelung f. d. W. Ernst, und Erhard's Grundriss a. d. — „Ernst“ bezeichnet auch die höhere Lebens- und Weltansicht überhaupt. Z. B. wie F. P. Jacobi an Jean Paul schrieb), daß alle Dichtung einem tiefen Ernst unterworfen sein müsse und ihn fragte, worauf geht in Dir unterwandt Dein Ernst? und Jean Paul: „Auf Deine Frage, was denn mein Ernst hinter der Dichtung ist? antworte ich: „Deiner! — Mein Ernst ist das überirdische bededte Reich, das sogar der tiefsten Nichtigkeit sich noch unterbaut, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Kraft.“ Ernst hat endlich oft auch die Bedeutung von Ernsthaftigkeit, d. d. der äußerlich erkennbaren Darlegung von Zeichen der ernstlichen Gemüthsstimmung. In sofern diese häufig bloße Affectation, also kein wahrer Ernst ist, gilt von ihr jene Definition Sterne's (Tristram Shandy I. ch. 11) von der *Posit*, „aus Unverschämtheit, sie verheime mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: die Ernsthaftigkeit ist ein geheimnißvolles Betragen des Körpers, um die Fehler der Seele zuzudecken.“ (K. H. Scheidler.)

ERNST (Simon Peter), hat sich vorzüglich verdient gemacht durch seine Bearbeitung der limburg'schen Geschichte. Sohn eines geschickten Advocaten, der zugleich das Amt eines Maire zu Aubel, in der Grafschaft Daël-

4) Dietz's Annot. d. Rechtsab. I, 238.

eob's Briefwechsel. 1827. 2. Bd. S. 308. 314.

5) F. P. Jacobi

dem, beileidete, war er zu Aulst, den 6. Aug. 1744 geboren. Er erlernte die Elemente der lateinischen Sprache bei dem Pfarrrer zu Eis, besuchte zu Mainz die sieben Schulen und ließ sich in seinem 19. Jahre als Novize in der Abtei Klosterrade, regulierter Chorherren S. Augustini, einschleiden. Graduir auf der Universität Ebern und Lector der Theologie und der h. Schrift in seinem Kloster, hat er in dieser Stellung Erzieherisches gewirkt. Viele seiner jüngern Mitbrüder verdankten ihm ihre ganze wissenschaftliche Bildung; die Klosterbibliothek erhielt durch ihn eine verbesserte Einrichtung und bedeutenden Zuwachs. Es kamen aber die Zeiten von Joseph II. Reformen. Ernst mag von Hause aus günstig für sie gestimmt gewesen sein, denn sein Vater war ein Schüler des Kanonisten von Esen gewesen; allein Joseph II. forcierte nicht nur die Kirche, sondern auch das Volk der Niederlande heraus, und Ernst beistete sich, in die Reihen seiner Gegner einzutreten. Er schrieb zuerst die von der brüsseler Akademie gekrönte Dissertation: Vers quel temps les ecclésiastiques commencèrent-ils à faire partie des Etats de Brabant? Quels furent ces ecclésiastiques et quelles ont été les causes de leur admission. (Brüssel, 1783. 4.) Sodann anonym: Observations historiques et critiques sur la prétendue époque de l'admission des ecclésiastiques aux états de Brabant, vers l'an 1383. (Mastricht 1786. 4.) S. 78. — Histoire abrégée du tiers-état de Brabant. (Mastricht 1788.) — Ordines, apud Brabantos eisdem cum eorum principibus esse actatis, demonstrat. (Mastricht 1788) S. 52. — Examen impartial des observations sur la constitution primitive et originelle des trois états de Brabant, publié par la société des amis du bien public. (Brüssel [Mastricht] 1791.) S. 90, anonym. — Le masque limbourgeois se lève. (Anonym, Lüttich 1791. 4.) — Aber es bestand in dem Capitel eine mächtige Partei, die, wie die Provinz Limburg überhaupt, der brabantischen Revolution ungeneigt; diese Partei nahm Argerniß an des Lectors Richtung und trieb ihn nach zwölfjähriger Dienstzeit hinaus auf die Partei Aden, der Herzogenabte. Von dort aus schrieb Ernst, anonym, Observations sur l'instruction en forme de catéchisme, publiées par le professeur Eulogius Schneider à Bonn, par un ami de la vérité. (Cöln 1791.) S. 98. Aber er griffte auch den Brüdern in Klosterrade, und dieser Groll zumal scheint ihn der von den Franzosen eingeführten, neuen Ordnung der Dinge befreundet zu haben. Wieder trat er als polemischer Schriftsteller in die Schranken, in der unglücklichen Absicht, den von Papst und Kirche gedächten Priesterstand, der zunächst die Entwörung der Priesterkraft bedrohte, zu rechtfertigen. Es erschienen von ihm, sammelte anonym: Observations sur la déclaration exigée des ministres des cultes (dieser einzige Ausdruck verräth, wie befangen der Schreiber in den Vorurteilen jener Zeit gewesen), en vertu de la loi du 7. vendémiaire an IV. (Mastricht 1797) S. 44. — Apologie des ministres des cultes, qui ont prêté la déclaration exigée par la loi du 7. vendémiaire an

IV. (Mastricht 1797.) — Entretien d'un curé et d'un laïque sur la question: Est-il permis d'assister aux messes des prêtres assermentés? (Mastricht 1797.) S. 33. — Examen de la seconde lettre du jurisconsulte français au ci-devant notaire des Pays-Bas, sur la communication, en fait de religion, avec les prêtres, qui ont prêté serment de haine à la royauté. (Mastricht) S. 54. — Reflexions sur la lettre de M. l'archevêque de Malines, relativement au serment exigé des ecclésiastiques. (Lüttich 1797. 12.) — Pensées diverses d'un bon et franc catholique, à l'occasion du bref de N. S. P. le pape à l'archevêque de Malines, sur le serment de haine à la royauté. (Mastricht 1799.) S. 78. — Reflexions sur le décret de Rome et la décision de quelques évêques, relativement au serment de haine. (Mastricht 1799.) — Encore un mot sur le serment de haine à la royauté. (Antwerpen [Mastricht] 1800.) S. 56. — Trois lettres d'un homme à trois grand-vicaires, pour les prêtres nommés fidèles, relativement au serment de haine etc. (Mastricht 1800). — La mauvaise foi dévoilée, ou réponse aux brochures intulicées: Notice sur l'abbé Sicard, et défense légitime etc., relatives au serment de haine. (Mastricht 1800.) S. 76. — Reflexions pacifiques et catholiques sur l'instruction importante relativement au serment de haine. (Mastricht 1800) S. 70. — Le triomphe de la vérité, ou le serment de haine à la royauté justifié par un bref de N. S. P. le pape Pie VI. et par le corps législatif. (Brüssel [Mastricht] 1800) S. 56. — Le serment de haine et le schisme considérés dans une lettre de M. le nonce de Cologne, du 2. janvier 1801 à quelques prêtres assermentés en Europe. (1801.) S. 31. Das Concordat, indem es den Eidesleistern Unrecht gab, gebot zugleich den Theologen der Regierung Stillschweigen, und Ernst fand Zeit, sich wieder seinen Lieblingsstudien hinzugeben, die ihm selbst ehrenvoller, der Welt nützlicher sein konnten. Nur einmal hat er noch den theologischen Circus betreten, in den Observations pacifiques sur quelques écrits anonymes, dirigés contre le catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'empire français. Wie es scheint, schrieb er diese Apologie auf Antrieb des Cultusministers Portalis; dem wurde die Handschrift zugelenket und in dessen Gattons ist sie verschwunden, der Welt und dem Autor zu gleichem Vortheil. Von dem an beschäftigte sich Ernst nur mehr mit historischen Untersuchungen. Im J. 1806 erschien zu Lüttich sein Tableau historique et chronologique des suffragants ou coévêques de Liège. S. 355. Das Supplément à l'histoire du pays de Liège (1823) unterscheidet sich hiervon nur durch das veränderte Titelblatt und durch eine Zugabe von 54 Seiten, enthaltend die ebenfalls 1806 gedruckte Notice historique sur le château et les anciens Seigneurs d'Argenteau. Im J. 1816 erschien eine Abhandlung Des comtes de Durbuy et la Roche, aux XI. et XII. siècles. (Lüttich) S. 24. Diese Abhandlung, mit einigen Zusätzen und

der Reihenfolge der Herren von Ruyl, Daellhem, Duras und Clermont vermerkt, befindet sich auch in den Mémoires de l'Académie de Bruxelles. Für den Art de vérifier les dates hat Ernst eine gute Zahl von Art. geliefert, als die Grafen von Löwen, das Haus Limburg, die Herren von Heinsberg und Valkenburg, die Grafen von Berg, Jülich, Mart, Cleve, Geldern. Aber sein Hauptwerk herauszugeben sollte ihm nicht vergönnt sein; mancherlei Hindernisse setzten sich dem entgegen, obgleich der Reich der Institute von Frankreich (1810) dem Kaiser vorgelegt, verdienten Lob dieser Arbeit spendet. Später und nach des Verfassers Tod ist mehrer Male die Rede von deren Herausgabe gewesen. Der v. Keiffenberg berichtet: „En 1828 le gouvernement des Pays-Bas et les administrateurs de l'imprimerie normale nous avaient invité à réviser⁽¹⁾ et à publier l'histoire de Limbourg. La révolution de 1830 s'opposait à ce dessin que nous réprimons avec le libraire Lacrosse en 1834; mais il ne parut qu'un prospectus de cet ouvrage où il y a plus de savoir que de talent, plus de labeur que d'idées.“ Soviel talent und Ideen betrifft, müssen wir uns wol die Freiheit nehmen, den Herrn von Keiffenberg an Sando's Sprüchwort zu erinnern: „paes no se ha de mentar la saga en casa del ahorcado.“ Was er so wenig, als der Verfasser, erreichen konnte, das hat ein Anverwandter von Herrn Ernst bewerkstelligt. Durch dessen Bemühung besitzen wir endlich die Histoire de Limbourg, suivie de celle des comtes de Daellhem et de Fauquemont, des annales de l'abbaye de Rolduc, par M. S. P. Ernst, curé d'Alden, ancien chanoine de Rolduc, l'un des auteurs de l'art de vérifier les dates. Publiée avec notes et appendices et précédée de la vie de l'auteur, par M. Edouard Lavalleye, agrégé à l'université de Liège. (Liège, Collardin). T. I. 1837. p. 416 u. 18. t. II. 1838. p. 365 u. 15. t. III. 1839. p. 436 u. 31. t. IV. 1839. p. 583. t. V. 1840. p. 329. Ob der 6. Band bereits erschienen, vermögen wir nicht zu sagen. Er wird vermuthlich die für den 1. Band verheißene Lebensgeschichte von Ernst, dann die Zeiten der österreichischen Herrschaft in Limburg, von dem Herausgeber bearbeitet, enthalten. Wenn es nicht zu spät möchten wir für den letzten Theil der Aufgabe mögliche Kürze anrathen. Denn Historie scheint des Herrn Lavalleye Fach gar nicht zu sein, sonst würde er uns mit Manchem versorgt haben, so feinsinnig das literarische Kuse seines Deims angemessen. Dahin rechnen wir vorzüglich die Beilagen, wie z. B. die dürftige Abhandlung von den Grafen von Hochstaden und Daellhem, Bld. 5, die Chronologie historique des sires de Wildenberg, Bld. 3, S. 427, eine wunderliche Zusammenfegung von Mißgriffen und Verwechslungen, endlich und zumal in demselben Bande, die Petite dissertation sur la liste des chanoines de la Cathédrale de S.-Lambert à Liège en 1131. Ist es wol möglich, zu verkennen, daß diese Liste fabricirt wurde, um das Domcapitel zu Lüttich gegen den Vorwurf, es sei weniger vornehm als die rheinischen Domcapitel, zu rechtfertigen? Auch in dem

Hauptcorpus hätten der Abkürzungen viele stattfinden können; gibt doch Herr Ernst, S. 326—340, des dritten Bandes, eine umständliche Beschreibung der Schlacht von Bouvines. Ebenso überflüssig wäre vielleicht alles, was Bld. 1. von S. 143 an, über den Zustand der Provinz zu den Zeiten der Sänstluth, der Gallier, Römer und Franken gesagt. Damit ist es beinahe Herrn Ernst ergangen, wie einem Herrn Janisch in seiner Geschichte der Entstehung und des Wachstums der teuffisch-österreichischen Monarchie, deren 5. Band bis zu dem Tode des Kaisers Marcus Aurelius reicht. Indessen darf man nicht übersehen, daß Ernst für Franzosen, also für Leute schrieb, die von germanischen Ansätzen nichts wissen, daß er selbst ein Flämänder, wodurch manche wunderliche Ansicht über germanische Stämme und Mundarten erklärbar wird. Der eigentlichen limburg'schen Geschichte können wir indeffen das Zeugnis nicht versagen, daß sie eine ungemein fleißige und vollständige Arbeit, dergleichen keine niederländische Provinz eine ähnliche aufzuweisen hat, und daß durch sie eine bedeutende Lücke in der Kenntniß des ripuarischen Frankreichs ausgefüllt wird. Diefem Verdienste gegenüber schwindet beinahe der Vorwurf, daß Ernst gedehnt, matt und farblos schreibt, in dem von jeher übelberühmten belgischen Französisch. Man wird sich erinnern, daß in den Zeiten des Kaiserthums der Ausruf: Monsieur est Français — de Bruxelles! als eine Beleidigung galt, die einzig durch Blut zu süßen. Außer der limburg'schen Geschichte hat Ernst Abhandlungen über die Grafen von Ardenne und von Hennegau, wie auch über die Herzoge von Lothringen, dann einen sehr reichhaltigen Codex diplomaticus in der Handschrift hinterlassen. Seine letzte Arbeit, die Geschichte des Hauses Salm-Keifferscheid, 36 Bogen stark, trägt einigermaßen die Schuld an seinem Tode. Der Fürst von Salm-Dot, für den sie geschrieben, wollte sich lieber als eines Wegweisers bedienen, zu Anfertigung der seinen Prunksaal zu Dot zierenden Gemälde, und hatte deshalb dem Autor eine bestimmte, kurze Frist für die Ablieferung der Arbeit setzen müssen. Die neue Anstrengung, sich gefesselt den Folgen der vieljährigen sitzenden Lebensart, erzeugte ein Nervenfieber, das allgemach in ein schleichendes Fieber, endlich in Brustwasserlucht überging, und am 11. Dec. 1817, Abends neun Uhr, erlag der Patient einem Stichtuss. Seine kostbare Bibliothek hat er dem Seminarium zu Lüttich, der Kaplanei zu Asten 600, der Küsterei 600, den Armen 1000 Rthlr. vermacht. Der Betrag der Wohlthaten, die er in den 31 Jahren seiner Wirkksamkeit den armen Pfarrkindern spendete, reicht an das Unglaubliche, das Pfarrhaus hat er mit einem Aufwande von beinahe 4000 Rthlrn. neu erbaut, eine nicht minder ansehnliche Summe an die Kirche verwendet. Von seinen Freunden wollen wir einige den gelehrten Benedictiner Dom Bräul, den Baron von Spaen und den Bischof Adolfs von Antwerpen nennen. Auch der Bischof Bapfel von Lüttich schenkte ihm sein volles Vertrauen. Nie wurde eine dessen Bisthum einbezogene, teuffische Pfarrei vergeben, ohne daß Ernst seine Meinung an den Candidaten hätte abgeben müssen. Der bescheidene Pfarrer hat zumal in

dieser Beziehung des Guten viel gethan, und wird das ihm geschenkte Vertrauen zum Beweise, daß er vollständig die Irrthümer einer früheren Zeit eingesehen hatte. Ein anderer Beweis wird sich darin finden, daß er das ihm zugedachte Generalvicariat zu Lüttich beharrlich ablehnte. Des Geschichtschreibers älterer Bruder, Melchior, starb als Oberpfarrer zu Wankum, im Geldenchesen, den 18. Sept. 1817, der jüngere, Leonhard, ehemaliger General-Empfänger des limburgischen Landes, mag der Vater desormaligen belgischen Justizministers sein, der im Sommer 1841, wie er kaum die Wasserheilanstalt zu Boppard betreten, statt der gehofften Genesung seinen Tod fand. Im J. 1818 erschien zu Aachen, S. 26: Kurze Biographie des verstorbenen Herrn Simon Ernst, Pfarrers zu Aiden, bei Herzogenrath, Mitglieds der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Brüssel. Ein sehr unverdächtig, klippisches Nachwerk. (v. Stramberg.)

Ernst Johann, Herz. von Kurland, f. Biron.

ERNSTBRUNN. 1) Eine dem Fürsten Heinrich LXIV. von Reuß-Köthig gehörige Herrschaft im R. U. R. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in mehr als hundertjähriger Besatz gelegen, mit einem Landgerichte, welche den Titel einer Baronie führt und mit der Herrschaft Klement verbunden ist. Zu dieser Herrschaft, deren Boden zum Theil sandig, im Ganzen nur mittelmäßig ist, gehören außer dem Markte gleiches Namens zwölf Dörfer mit 3968 Einwohnern, einem Grundbesitz von 8360 Joch. 572 □ Kl. Ackerland, 1500 Joch. Wäldungen, 848 Joch. 1451 □ Kl. Wiesengründen und 330 Joch. 441 □ Kl. Weingärten und einem Viehstand von 369 Pferden, 723 Kühen und 2533 Schafen. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges, von dem Markte E. eine halbe Stunde entferntes, auf einem von drei Seiten freistehenden Felsen liegendes Schloß (34° 0' 36" östl. L. — 48° 32' 38" nördl. Br.), zu welchem eine schöne Allee von Linden und Pappeln führt. Es ist dieses alterthümliche Schloß von schönen Gartenanlagen in englischem Geschmacke, mit mehreren interessanten Parthen und Denkmälern umgeben, in seinem Innern durch eine hübsche Schloßkapelle, unter welcher die ehemalige fürstliche Gruft angebracht ist, eine kleine Sammlung von Mineralien und Verkleinerungen, einen großen, durch seinen kunstreichen Plafond ausgezeichneten Saal, und eine Reihe schöner Zimmer geschmückt, und in der Nähe terrassenförmig angelegter Obst- und Küchengärten mit Treibhäusern und weitläufiger Wirtschaftsgebäude gelegen, welche mit den ausgedehnten Baumplantagen verbunden zur Verschönerung der ganzen Umgebung des Schlosses viel beitragen. 3) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger, sonst auch Grenzbrunn, in früherer Zeit Ederbrunn genannter Marktflecken, in demselben Lande und Kreise, in einem freundlichen Thale, am Fuße des Ernstbrunner Waldes und des Semmelberges, nördlich von Stoderau gelegen, mit 122 Häusern, 821 teutschen Einwohnern, welche von Wein- und Feldbau leben, einer alten katholischen Pfarre von (1829) 1450

Seelen, welche zum Dekanate außer dem langen Thale des wiener Erzbisthums gehört, unter dem Patronate der Erbsobrigkeit steht, und von vier Priestern versehen wird, einer katholischen Kirche, die ein stark besuchtes Gnadenbild, mehrere gute Altarblätter und interessante Grabmäler enthält, einer Hauptschule mit drei lateinischen Klassen, einer herrschaftlichen Schäferei, zwei Gasthäusern, besuchten Pferd- und Jahrmärkten, einer Apotheke, einem Wundarzte, und zwei Kaff- und Ziegelbrennerien. 4) Eine bei dem Dorfe Erbsilbenberg gelegene, zur fürstlich schwarzembergerischen Krumaun unterthänigkeits bedeutende Glashütte im budweiser Kreise Böhmens, welche Hohl-, Tafel- und raffinierte Glaswaaren erzeugt.

(G. F. Schreiner.)

ERNSTFEUER ist der Name derjenigen Art von Kunstfeuern, die bloß für den Kriegsbgebrauch bestimmt sind, um den Feind zu beschädigen oder seine Bauwerke durch Feuer zu zerstören. Die erste und einfachste Art derselben sind die Stüdpatronen oder Cartouchen, d. h. die Ladungen für das grobe Geschütz: Kanonen und Haubitzen. Für die Mörser hängt die Menge des dazu nöthigen Pulvers von den Localumständen des Geschützes ab, und muß demselben angemessen jedes Mal besonders bestimmt und abgemessen werden.

Die Feldladungen der Kanonen werden allgemein in einen Sad von wollenem Zeug, Serge, Flamin oder Flanel gefüllt, die nach einem Muster von Blech, Holz oder Carton zugeschnitten und mit ungefarbter Seide nach der hintern Form der Seele (je nachdem sie als ein Halbkreis oder als Segment eines Spindlers ausgeböhrt ist) genähet und vor der Füllung umgewendet, daß die Naht einwärts auf das Pulver kommt. Letzteres, das nach der Stärke der festgestellten Ladungen abgemessen und in einzelne Mulden geschüttelt ist, wird nun zum dritten Theile in den Sad geschüttelt und mit der rechten Hand fest geschüttelt, bis sich unterwärts die gehörige Rundung der Cartouche bildet, die in einer Kaliberzange von weissem Blech untersucht und berichtigt wird. Auf dieselbe Weise wird der zweite und dritte Theil der Ladung eingefüllt und durch Schütteln zusammengebracht, daß die fertige Cartouche genügende Festigkeit bekommt, um bei dem Transport nicht ihre Form zu verlieren. Auf die Pulverladung wird bei den meisten Artillerien der aus Holz gedrehte Spiegel — oben mit einer halbkreisförmigen Ausbuchtung für die Kugel versehen — eingesetzt und der Beutel entweder in eine Rinne unterhalb der Kugel (wie bei den Franzosen und Sachsen) oder auch oberhalb der letztern (wie bei den Preußen) eingebunden. Die Kugelform haben keine Spiegel, sondern setzen die Kugel auf ein dünnes Lager von Kuddaaren in den Beutel, den sie vorn zu binden und verkleben. Hier und bei den Preußen und Russen kommt noch ein defensiver Bund hinter die Kugel um den Beutel, damit das Pulver sich nicht neben die Kugel vordrängen kann.

Die Stärke der Ladungen ist bei den europäischen Heeren:

Kaliber der Kanonen.	Artillerie.	Länge des Rohres und Kalibers.	Schwere in Pfunden.	Ladung Pfund.
24 Pfund	Russische	21	7200	8 — 10
	Österreichische	22	5834	8
	Preussische	22	6820	5 — 9
	Französische	17	2850	
	Dänische	21	6824	10
18 Pfund	Sächsisch	23	7370	8
	Russische	21	5400	9
	Österreichische	23	4490	6 ¹ / ₂
16 Pfund	Dänische	22	4814	7 ¹ / ₂
	Französische	23	4111	5 ¹ / ₂
	Schw. Russische	21,5	3877	6
12 Pfund	Mitt. . . .	18	2000	4
	Leicht	15	1140	2 ¹ / ₂
	Österreichische	16	1596	2 ¹ / ₂
	Preussische	18	1820	4
	„	22	2970	5
	Dänische	22	3162	5
	„	18	2248	4
	Französische	23	2040	4
	„	18	1530	4
	Sächsisch	18	1550	3 ¹ / ₂
6 Pfund	Russische	18	880	2
	Österreichische	16	782	1,71
	Preussische	18	936	2,1
	Französische	18	790	2
	Dänische	20	1224	2 ¹ / ₂
	„	16	816	2
	Sächsisch	18	772	2

Die fertigen Patronen werden bei der österreichischen Artillerie mit einer flüssigen Mischung von 3 Loth Leim, ebenso viel Bernerz, $\frac{1}{2}$ Quart Coloquinten, 1 halben Kanne Roggenmehl und 1 $\frac{1}{2}$ Loth Bolus, vermittels einer Bürste überstrichen, worüber nach dem Trocknen noch ein Firnis kommt, von $\frac{1}{4}$ Kanne Leinöl, 2 $\frac{1}{2}$ Loth Silberglätte, 1 $\frac{1}{2}$ Pfund Bleiweiß und 1 $\frac{1}{2}$ Quentchen Rindöl, um das Durchfließen des Pulvers und den Mottenfraß zu verhindern. Bei den andern Artillerien ist dies Überstreichen der Patronen nicht üblich.

Wenn die Kugeln nicht an den Cartouchbeutel befestigt sind, wie bei den schweren Belagerungskanonen zu den blinden Schüssen und bei den Ladungen der Haubizen, so werden sie bloß oben zugebunden, verleimt und der übrige Zeug beschnitten.

Auf den Belagerungs- und Festungsbatterien bedient man sich gewöhnlich der Hülsen von festem Schreibpapier,

über eine hölzerne Walze einfach mit Kleister verfertigt, die 5 Linien kleiner ist als der Kaliber. Sie ist hinten nach der innern Form der Seele abgerundet; vorn aber wird das Papier über einander gebrochen und die an einem Spiegel befestigte Kugel, oder in Ermangelung des Spiegels, ein Vorschlag von altem Tauwerk oder trockenem Stroh, und darauf die Kugel gesetzt.

Zu dem Kartätschenschuß werden die kleinen Kugeln in eine Büchse von weißem Blech gefaßt, die unten einen hölzernen Spiegel, mit einer Astern Stoßplatte darauf, oben aber einen hölzernen Deckel hat, über den die $\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Einschnitte der blechernen Büchse umgebogen und mit Zinnlötze fest zusammengeblöthet sind. Die Zahl und Größe der in einer Büchse enthaltenen Kugeln ist bei den verschiedenen Armeen auch verschieden, und bedient man sich auf weitere Entfernungen größerer eiserne, in der Nähe aber kleinerer Bleikugeln.

Kaliber der Kanonen.	Artillerie.	Gewicht der Kugel.	Zahl derselben.	Ganzes Gewicht der Kartätschen.	Pulverladung.
12. Pfänder.	Österreichische	15 Unzen.	12	13,7 Pfund.	3,4 Pfund.
„	„	5,5 „	28	12 „	3,4 „
„	„	1,4 „	114	12,5 „	3,4 „
„	Russische	8 „	41	23,6 „	4 „

Kaliber der Kanonen.	Artillerie.	Gewicht der Kugel.	Zahl derselben.	Ganzes Gewicht der Kartätschen.	Pulverladung.
12. Pfänder.	Russische	1,8 Unzen.	151	19,7 Pfund.	4 Pfund.
" leichte	"	8 "	34	20,1 "	2,5 "
"	Preussische	6 "	41	19,2 "	4 "
"	"	1,4 "	170	19,6 "	4 "
"	Sächsische	4 "	56	14,4 "	4 "
"	"	2 "	120	15,4 "	4 "
"	Französische	6,78 "	41	21 "	4,2 "
"	"	2,38 "	112	20 "	4,2 "
"	Englische	16 "	15	17,1 "	3,7 "
" leichte	"	1,8 "	126	15 "	2,7 "
"	Dänische	2,04 "	100	16,8 "	4—5 "
9. Pfänder.	Englische	4,6 "	41	12,5 "	2,7 "
"	"	1,38 "	126	11,4 "	2,7 "
6. Pfänder.	Österreichische	2,8 "	28	6,3 "	2,2 "
"	"	1,4 "	60	6,5 "	2,2 "
"	Russische	4,2 "	41	11,6 "	2 "
"	"	2 "	99	11,2 "	2 "
"	Preussische	3 "	41	9,7 "	2,25 "
"	"	1 "	126	10,4 "	2,2 "
"	Sächsische	3 "	48	9,3 "	2 "
"	"	2 "	80	11,2 "	2 "
8. Pfänder.	Französische	4,43 "	41	14 "	2,75 "
6. Pfänder.	"	3,3 "	41	11,25 "	2,25 "
" schwere	Englische	3,1 "	41	8,3 "	1,38 "
" leichte	"	7,8 "	12	6,6 "	1,38 "
"	"	1,38 "	85	7,7 "	0,92 "

Die Haubizen können, wegen ihrer größern Mündung, auch eine größere Kartätsche aufnehmen, diese enthält:

Kaliber der Haubizen.	Artillerie.	Gewicht der Kugeln.	Zahl derselben.	Ganzes Gewicht der Kartätschen.	Pulverladung.
10. Pfänder.	Österreichische	4,5 Unzen.	57	21,7 Pfund.	2,1 Pfund.
7. Pfänder.	"	2,8 "	57	14,3 "	1,4 "
40. Pfänder.	Russische	8,6 "	94	46,7 "	6—8 "
20. Pfänder.	"	8 "	48	26,6 "	4 "
"	"	4,2 "	94	27,5 "	4 "
10. Pfänder.	"	3,4 u. 2 "	43—60	13—16 "	2 "
"	"	2 "	151	19,7 "	4 "
"	"	2 "	132	17,4 "	2,5 "
25. Pfänder.	Preussische	16 "	55	56,5 "	3 "
10. Pfänder.	"	6 "	56	29,9 "	2 "
"	"	8 "	48	32,9 "	2 "
"	"	3 "	56	17,6 "	1,5 "
7. Pfänder.	Sächsische	4 ob. 2 "	80 ob. 150	20 ob. 19 "	1,19 "
8. Pfänder.	Dänische	1—4 "	100	"	1—2,5 "
10—36. Pfänder.	Französische	6,78 "	60	30 "	1,37 "
5 Zoll.	"	6 "	28	30 "	1,6 "
5 Zoll ob. 24. Pfänder.	Englische	5,5 "	90	35,6 "	3,2 "
8 Zoll.	"	2,779 "	55	11,5 "	1,55 "
5 1/2" schwer.	"	2,75 "	55	11,5 "	0,92 "
5 1/2" leicht.	"	1,85 "	55	7,5 "	0,46 "

Die Kartätschgranaten (Spherical Cave-Shot).

Kaliber.	Kartillerie.	Zahl der Kugeln.	Sprenge- ladung.	Gewicht der fertigen Granate.	Pulver- ladung.
12. Pfr.	Englische	63	4,17	9,97	4
9 "	"	40	3,24	7,63	3
6 "	"	27	2,31	4,95	2
12 "	Dänische	40	7		4
6 "	"	20	2,5		2

In Hinsicht der Größe dieser Kugeln ist fast allgemein angenommen, daß die kleinen eisernen Kugeln (die entweder gegossen oder in einem [hohlen] Gefäß aus Eisen geschmiedet sind, wie bei den Preußen, Sachsen und Franzosen) höchstens halb soviel Unzen wiegen sollen, als der Kaliber des Geschüßes in Pfunden beträgt. Doch hat man für die Zwölfpfünder und für die Hauptkugeln auch noch schwerere Kugeln bis zu einem halben und ganzen Pfunde angewendet.

Um die Büchse mit den zugehörigen Kugeln anzufüllen, werden sie entweder ohne Ordnung in dieselbe geschüttet, und durch Schütteln der Büchse das Zusammenhängen bewirkt, oder besser werden sie neben einander hingelegt, und durch dreizehne hölzerne Stäbe in ihrer Lage festgehalten. Auf solche Art können nach Verschiedenheit der Größe der Büchse und der Kugeln, derselben 3, oder 7, oder 3 in die Mitte und 9 um sie herum, oder 4 in die Mitte und 10 an den Umkreis, endlich 7 in die Mitte und 12 herum gelegt werden. Man füllt zugleich die Zwischenräume mit Sägespänen aus, die mit gestoßenem Pech vermischt sind, um das Zerreißen und Anquellen der Sägespäne bei Regenwetter zu hindern.

Bei dem leichtesten Feldgeschütze wird die Ladung an

die Kartätschbüchse befestigt; bei den schweren Kanonen und Hauptkugeln hingegen wird der Pulverbeutel mit der Ladung besonders in das Rohr gesetzt. Doch ist hier die Wirkung, besonders auf größere Weiten, geringer als bei den Kanonen. Das kurze Rohr und die schwache Ladung befördern das Ausbreiten und Vereinzeln der kleinen Kugeln, so daß man nur in großer Nähe etwas von ihnen erwarten kann. Dieser Umstand hat wahrscheinlich dem englischen Obersten Shrapnel die Veranlassung gegeben: die alte Erfindung der Kartätsch-Granaten wieder hervorzuheben, von der schon Frönsperger (Kriegsbuch. Vol. 1573. S. 167) Nachricht gibt, und von der auch Dambach (Büchsenmässerei 1609 redet: „Bomben, in denen bleierne Kugeln sitzen, die beim Krepiren umhersiegen.“) Die Hohlkugel ist hier etwas schwächer als die gewöhnlichen Granaten, wird mit der vorher angegebenen Anzahl Bleikugeln — zu 14 auf ein Pfund angefüllt, die Sprengladung hinzugesetzt, und mit einem tempirten Bänder versehen, damit sie nicht erst am Ende ihrer Flugbahn, sondern noch während der Dauer derselben, zer springt und nun die kleinen Kugeln in verschiedenen Richtungen umherstreut. Der Bänder wird entweder für diesen Zweck unmittelbar vor dem Gebrauch mit einem zu der erforderlichen Abflung desselben zu verschiebenden Hohlbohrer (Brand-Tempirer) angebohrt, oder man hat die Bänder von jeder nötigen Länge, mit Buchstaben bezeichnet, vorräthig.

Nachdem man sich in England unausgesetzt mit der zweckmäßigsten Anfertigung und Verbesserung dieser Art von Kartätschen beschäftigt, haben die damit zu Woolwich angestellten Versuche folgendes Resultat gegeben, unter der Voraussetzung, daß die dazu gebrauchten Bleikugeln mit einer Geschwindigkeit von 430 Fuß in der Sekunde fortgetrieben werden müssen, um dem Feinde noch schädlich zu werden:

Kaliber der Geschütze.	Zahl der Kugeln.	Anfangs- geschwindig- keit.	Geschwindigkeit beim Krepiren auf:			
			600 Metres.	800 Metres.	1000 Metres.	1100 Metres.
24. Pfunder.	138	1300 Fuß.	930 Fuß.	832 Fuß.	744 Fuß.	703 Fuß.
18. Pfunder.	90	1200 "	900 "	775 "	703 "	661 "
12. Pf. mittel	63	1350 "	886 "	769 "	669 "	620 "
12. Pf. leicht	63	1230 "	820 "	712 "	619 "	570 "
9. Pfunder.	41	1350 "	840 "	720 "	600 "	550 "
6. Pf. schwer	27	1400 "	822 "	689 "	560 "	500 "
6. Pf. leicht	27	1300 "	764 "	640 "	520 "	470 "

Hieraus folgt, daß dieses Projectil noch auf 1375 Schritt oder 1100 Metres wirksam ist, daher man auch neuerdings den Gebrauch desselben in Preußen angenommen hat, doch sind die nähern Verhältnisse nicht bekannt. In Schweden ward er zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von einem Schmied, Neumann, verfertigt; daß man die auf einen Draht gereibeten Augen um eine zur Sprengladung bestimmte Bleibüchse band und

mit dem, in Lehm geformten Kern der Granate bedeckte; oder daß man die Bleikugeln, nach dem Vorschlage des Generals Helwig, in den Lehm knetete, der den Kern bildete. Als nun der Oberstleutnant Schrapnel 1805 seine Erfindung in Schweden anzeigte, ward sie wegen Neumann's Kartätschen nicht benutzt.

Wenn größere Kugeln bis zu 1 Pfund und darüber als Kartätschen dienen sollen, werden sie wol auch als

Trauben angewendet, indem man die Kugeln um eine eiserne, auf dem Spiegel befestigte Spindel herumlegt, einen leinenen Sack darüber zieht und mit einer schweren Schnur die Kugeln kreuzweis festbindet. Der nach dem Geschütz kalibrierte Sack wird zuletzt in flüssiges Pech getaucht und bei dem Laden mit dem untern Spiegel auf die Cartouche gesetzt. Diese Trauben sind jedoch nur wenig noch bei den schweren Festungsgeschützen und für die Schiffskanonen und Kanonaden in Gebrauch.

Für die Haubigen wird die Cartouche nicht mit der Granate verbunden, wie schon gesagt; sie wird bei dem Laden mit der Hand in die Kammer gebracht und alsdann die Granate darauf gesetzt, so daß man das Brandloch dabei etwas aufwärts dreht. Die sächsischen Granaten

sind, wie die Kanonenkugeln, vermittelst einer leinenen Kappe auf einen Spiegel befestigt, der unterwärts nach der Form des Lagers in der Haubige einen abgestumpften Kegel darstellt.

Für die Einhörner (Jedinaroks) oder 10 Köpfer langen Haubigen der Russen ist der kegelförmige Pulverbeutel der Cartouche an die Granate befestigt, die deshalb mit dem Linder unterwärts auf einen Kranz von Lauwerk im Munitionswagen steht.

Die Granaten, die bei der preussischen, sächsischen und englischen Armee concentrisch, d. h. mit durchaus gleicher Eisenstärke, bei den Österreichern, Russen und Franzosen aber am Boden stärker gegossen werden, haben nachstehende Dimensionen in französischen Bollen:

Benennung der Artillerie und des Kalibers.	Durchmesser der Granate. Zoll.	Gewicht derselben. Pfund.	Eisenstärke.		Weite des Brandloches.
			Oben. Zoll.	Unten. Zoll.	
10-Pfünder } Preussische	6,145	26	1,062	1,062	0,927 ^b
7 " }	5,314	13	0,773	0,773	0,927
8 Zoll }	7,272	36,6	1,126	1,126	1,144
5 1/2 " } Englische . . .	4,926	14	0,771	0,771	0,839
4 1/2 " }	3,941	7,4	0,612	0,612	0,780
8-Pf. Sächsisch . . .	5,023	17	0,750	0,750	0,872
40-Pf. Russische . . .	7,026	33	1,032	1,032	1,032
20 " "	5,561	16,8	0,891	1,313	0,844
10 " " "	4,380	4,5	0,656	1,097	0,750
6 " " "	3,672	2,3	0,516	0,656	0,516
10 " Österreichische . .	6,021	20,5	0,564	1,223	0,870
7 " " "	5,346	14	0,301	1,084	0,772
8 Zoll. Französische . .	8,125	42	0,916	1,208	0,958
6 " " "	6,000	24	0,916	1,208	0,916
5 1/2 " " "	5,483	15	0,625	1,000	0,853

Die Granaten werden — ehe die Sprengladung eingeschüttet wird — mit flüssigem Pech ausgegossen, so daß sie innenbly völlig davon überzogen ist, um die Feuchtigkeits von dem Pulver abzuhalten. Nachdem hierauf die Sprengladung eingefüllt worden, geschieht das Einlegen des mit einem besondern Saß ausgeschlagenen Linders, nachdem er oben mit Hanf umwickelt und mit Brandfütte bestrichen worden.

Die Sprengladungen der Granaten sind 12 Unzen bis 1 Pfund; für die Bomben aber, nach Verschiedenheit ihrer Größe (von 30 bis 60 Pfund Kaliber) 2 1/2 bis 5 oder 6 Pfund. Doch scheint eine Ladung von 2 bis

höchstens 3 Pfund für alle Bomben völlig hinreichend, weil außerdem die zerplatzenden Stücke in hohem Bogen bis auf 500 Schritte fortgetrieben werden. Der Sprengladung wird bei der preussischen und österreichischen Artillerie noch 2 Unzen bis 1/2 oder 1/4 Pfund geschmelzter Zeug beigeigt, um unter Umständen zugleich zu zünden.

Um der Granate am Ende ihrer Bahn Feuer zu geben, dient eine kegelförmige, von sehr trockenem Linden-, Eichen- oder Birkenholz gefertigte Köhre, oben mit einem wohl ausgebreiteten Kopfe, worin folgender Saß geschlagen wird:

Saß.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.
Salpeter . . .	2	2	3	4	7	3	2	1	1
Reichpulver . .	1	3	5	—	4	5	1 1/2	2	7/8
Schwefel . . .	1/2	1	1	1	2	2	1	1/2	2 1/4
Kohlen	—	—	—	1/2	—	—	—	—	—

Nr. 1 und 2 sind kalte Säße, die mit Weingeist, wozu in Kämpfer aufgelöst worden und mit Terpentinöl angefeuchtet werden, daß sie sich ballen lassen und in dem leinenen Sad (wie die Carcassen) oder in eine eiserne Brandkugel gepackt werden können. Nr. 3 wird geschmolzen und ist bei der preussischen Artillerie gebräuchlich; Nr. 4 bei der russischen, wenig von der vorigen verschieden; Nr. 5 bei der sächsischen (nach Kowrot), kalt eingepackt und das eiserne Geschüß mit Draht überstrickt, wie die alten Feuerballen es mit hanseaten Schauern waren. Nr. 6 werden noch sechs gewichtstheile Bergöl hinzugefügt und die unter einander gemischten Materialien mit Terpentinöl angefeuchtet, daß der Saß sich ballen läßt und in den Sad gepackt werden kann.

Für den Mörser hat der bekannte General Carnot zwar eine Kartätsche vorgeschlagen und will durch dieses Verticalfeuer ein ganzes Belagerungsheer vernichten; kleinere Kugeln von 2—4 Loth haben sich aber bei den in Rußland und Oesterreich angestellten Versuchen durchaus ohne Wirkung gezeigt; ja, selbst stödtige Kugeln, unter einem Erhöhungswinkel von 45 Graden geworfen, haben kaum 0,05 Zoll tief in dünnerer Erde eingeschlagen und sind nur 2" tief in weiches Bienenland eingebrungen (Douglas, Observat. on the motives, errors and tendency of M. Carnots principles of defense. (London 1819)). Die Russen haben daher Mörserkartätschen mit Kugeln von 1" 9,5" Durchmesser oder 1 1/2 Pfund Gewicht, eingeführt, die für den zweipfündigen Mörser 12,947 engl. Zoll Durchmesser, 11" 5,5" Höhe hat, und 198 Kugeln in sechs Lagen enthält: 5 in der Mitte, dann 11 in der zweiten und 17 in der äußeren Reihe. Die Kartätsche wiegt 270 Pfund und bekommt 1/2—3/4 Pfund Ladung.

Als eine Art Kartätsche für Haubitzen und Mörser ist auch der Granatthapel, — der für den Mörser eine Transcheekugel heißt — zu achten; deren etwas schwierige Verfertigung sei doch fast ganz aus dem Gebrauch gesetzt hat. Es ist dies ein höhliger Kugelkörper aus Eisenblech, dessen Wände 0,5 bis 0,7 Zoll stark sind, unten mit einem halbkugelförmigen Stoßboden, der nach der verschiedenen Größe des Kalibers 15—18 Granaten von 2—4 Pfund in drei Lagen enthält. Um diesen eine feste Lage zu verschaffen, sind aus dem Boden fünf hölzerne Stäbe befestigt, 0,62 stark und soweit von einander entfernt, daß die Granaten zwischen ihnen liegen können. Auf die untere und auf die zweite Lage der letzteren kommt ein Heßelspiegel, der fünf Löcher für die Spitzen, ein sechstes Loch in der Mitte für die Feuerleitung, und ringsherum fünf Vertiefungen für die Granaten hat, deren mit langen Stopfen versehene Mündungen einwärts gegen die Mitte gekehrt sind, und die durch dreiseitige hölzerne Keile unerrückt in ihrer Lage erhalten werden. Der Dedel, oben an dem Körper, ist den Heßelspiegeln gleich, doch fehlt bei den Haubitzen das Loch für die Feuerleitung, die aus acht zusammengebuhrten, baumwollenen Lufelblenden besteht, und in einer durchlöchernten blechenen Röhre hinten durch den Stoß-

boden herausgeführt ist, um sich zugleich mit der Ladung zu entzünden.

Anstatt der ebenso verfertigten Transcheekugel werden in der neueren Zeit aus dem Mörser Backstein oder Heßelspiegel Granaten geworfen, wo auf einen über der Kammer in den Mörser gelegten Heßelspiegel eine Anzahl Handgranaten eingelegt und gegen die seindlichen Aufgräben geworfen werden.

Andere Zündmittel zur Anwendung gegen den Feind sind die Pulverfäße, die mit Kompositen gefüllt, mit einem Granatzünder versehen und in Pech getaucht, mit der Hand geworfen werden.

Der Brandkopynen und Brandtücher ist oben erwähnt (s. d. Art. Brand). Von der großen Menge Kunstfeuer, welche man in alter Zeit zur Abweisung des Sturmes verwandte, sind die meisten der Vergessenheit anheimgefallen, weil die Geschwindigkeit, womit in der neueren Zeit das Geschüß bedient wird, sie entbehrlich machte. Man muß sie in den Werken der alten Artilleristen aufsuchen, wenn man von ihrer Verfertigung Kenntnis zu erhalten wünscht. Die etwa noch gebräuchlichen sind:

Pechfränge aus Fichten-Reißeholz, 8—10 Zoll im Durchmesser, mit Draht zusammengebunden, oder auch kleine Fächerchen mit loser Lunte bewickelt, und in eine Mischung von halb Pech und halb Harz mit 1/2 Schießpulver getaucht und noch warm mit Kanonenspulver bestreut, dienen zum Anzünden brennbarer Baumwerke, oder auch zu Beleuchtung der Festungsgräben mittelst der Walllampen.

Pechfaschinen, 2—3 Fuß lang, aus trockenem Reifeholz und Hobelspänen, in denselben Saß getaucht, dienen zu demselben Gebrauch.

Sturmsäffer sind leere, mit Brandzeug, Hobelspänen und mehreren Granaten angefüllte Fässer, die man durch einen eingeleiteten Bombenzünder in Brand setzt und über den Wallbruch herabdrückt, würden sicher oft mit Vortheil zu gebrauchen sein.

Nach den verschiedenen Körpern der Kunstfeuerwerke sind noch die Zündungen zu erwähnen, die in der neueren Zeit noch durch diejenigen besonders Substanzen vermehrt worden sind, die ohne solchen wirksamen Feuers, durch einen bösen Schlag oder Stoß entzündet werden und ihr Feuer dann der allgemeinen Bewegungskraft der Artillerie, dem Schießpulver mittheilen. Da jedoch die andern Zündmittel noch nicht ganz zu entbehren sind, müssen hier auch noch erwähnt werden

das erste und älteste, die Lunte, zu dem Abfeuern des groben Geschüßes wie der Musketen unentbehrlich, hat sich in dieser Anwendung durch drei Jahrhunderte behauptet, bis es endlich für das Handgewehr durch das Steinschloß verdrängt, nun auch bald aus der Reihe der Kriegsvordrüsse verschwunden wird. Sie wird aus Hanfwerg nicht sehr dert, 8 Linien dick, gesponnen, und dann in einem Kessel mit starker Lauge aus einem ihr gleichen Gewicht Asche mit 3 Proc. ungelöschem Kalk fünf Stunden lang gesotten.

Ober man vermischt drei Theile harte Holzasche mit einem Theil Kalk, einem Theil Salpeter und zwei Theilen Pferde- oder Schafmist in einem Gefäße mit Wasser, und läßt die Lunte nachher 24 Stunden lang darin siedeln, indem man wegen des Verdunstens neues Wasser nachgießt. Die Lunte wird zuletzt an der Sonne getrocknet und in Häusern aufbewahrt. Kürzer ist das vom General la Martillière angegebene Verfahren, die Lunte in Regenwasser, worin $\frac{1}{2}$ essigsaures Blei (Bleiquader) aufgelöst ist, zehn Minuten lang zu siedeln, oder aber in derselben Mischung soll sechs Stunden liegen zu lassen, und nachher zu trocknen. Jedoch muß hierbei irdenes, kein kupfernes Geschir angewendet werden. Die fertige Lunte muß angezündet, selbst bei feuchter Witterung, mit einer spitzen Kohle gleichförmig fortbrennen, sodas fünf Zoll eine Stunde dauern. Sobald alles Geschick ohne lebendiges Feuer geendet wird, bedarf man auch in Zukunft für diesen Gebrauch gar keiner Lunte mehr.

Eine Luntens-ähnliche Bündelschnur bekommt man durch 1 Pfund Mastix, ebenso viel Salpeter, $\frac{1}{2}$ Pfund Colophonium, $\frac{1}{2}$ Pfund gelbes Wachs und $\frac{1}{2}$ Kohlen, über einem gelinden Feuer geschmolzen und eine fünfzehnhundert baumwollene Schnur hindurchgezogen, daß sie einem Wachsstock ähnlich wird. Diese Schnur angezündet und ausgeblasen brennt mit ihrer Kohle langsam fort, ohne zu verlöschen.

Die eigentlichen Rudelsäden oder Bündelschnuren aus baumwollenen Fäden werden — 3 oder 5 zusammen genommen — in eine Schüssel gelegt, mit Mehlpulver überschüttet und Kornbranntwein darauf gegossen. Nachdem sie 24 Stunden gestanden, werden sie im Schatten getrocknet nochmals durch einen stärkeren Leig von Mehlpulver und Branntwein gezogen, worin 1 — 1 $\frac{1}{2}$ Unze Tragant oder Arabisch Gummi aufgelöst worden, worauf sie — nachdem man mit dem Finger den überflüssigen Saft abgestrichen, nochmals getrocknet und auf ein Bret gewickelt werden.

Werden diese Baumwollensäden, ehe sie völlig trocken sind, durch Binsen oder auch durch starkes Reisstroh gezogen und oben mit demselben Leig angefeuert, dienen sie zu dem Bänden der Geschütze und heißen Stopfen (Etoupilles). Die Franzosen bedienen sich noch gegenwärtig der Binsen zu diesem Zweck, die von der äußeren Schale und von dem innern Mark gereinigt, und wenn sie gut ausgetrocknet sind, in einem 6 Zoll weiten 7" tiefen Kasten — in dem 1000 — 1100 Röhre Raum haben — folgender Gestalt mit einem dünnen Brantweinleig, worin etwas Gummi aufgelöst ist, angefüllt werden: Man übergießt die Röhre mit Brantwein und bedeckt sie nach fünf Minuten mit dem Saft, den man mit einem passenden Messingdraht in die Röhre schiebt, bis sie voll sind. Sie werden zuletzt, wenn der Leig nach etwa drei Stunden halb trocken ist, mit einer siedenden Pflanze starken Radel der Bänge nach durchgeschlagen, und mit einem 6" Bündelschnur angefeuert. Man hat sich auch wol zu dem Füllen der Schloßröhre eines Sages bedient, aus 12 Theilen Mehlpulver, 4 Salpeter,

2 Schwefel und 3 Kohle, doch in der letztern Zeit dem Mehlpulver allein den Vorzug gegeben.

Die russische Artillerie bedient sich ähnlicher Schloßröhren, an die oben ein hölzernes Räßchen befestigt und innen angefeuert ist. Sie sind mit 1 $\frac{1}{2}$ Pfund Mehlpulver und mit $\frac{1}{2}$ Pfund Salpeter auf die vorerwähnte Weise gefüllt.

Die österreichischen Brandel bestehen aus 2 Pfund 4 Unzen Mehlpulver, 1 $\frac{1}{2}$ Pfund gedrochnem Salpeter, 6 Unzen Schwefel und 9 Unzen fein geriebenem Antimonium, in dlechte Röhren geschlagen.

Auch die Schlagröhren der Preussen und Sachsen sind von schwachem, weißem Blech und mit seinem Kornpulver in einem passenden Stöcke über einen Dorn geschlagen, oben in dem Räßchen angefeuert und mit seinem Mehlpulver bedeckt, der angefeuert und durch ein Papierblättchen gegen Beschädigungen geschützt wird.

Um diesen Schlagröhren Feuer zu geben, dient entweder eine brennende Lunte, nachdem vorher die obere Öffnung desselben mit Mehlpulver eingepudert worden, oder bei Regenwetter, oder wenn ein schnelleres Feuer nothwendig wird, das Bündel (Lance à feu). Dieses wird entweder bloß geklopft, wie bei den teutschen Artillerien, oder in einen dazu bestimmten Stöck geschlagen, wie bei den Franzosen, Spaniern und Engländern.

Die Hülsen werden aus starkem Schreibpapier über einen 15" langen metallenen Seher von der bestimmten Stärke — 0,5833" bei den Franzosen, die englischen 0,44"; die preussischen 0,48; die sächsischen 0,30", — gerollt, um den das Papier dreimal herumgeht und dabei in der Hälfte seines Umfangs mit Kleister aus Stärke und Leimwasser bestrichen wird. Wenn sie getrocknet sind, wird der Seher nochmals in jede Hülse geschoben und dieselbe mit einem Holzbein gleich und gerade gestrichen, damit sie bei dem Stopfen nicht zerbrechen. Ein Bogen Papier gibt drei Hülsen von 7 Linien Stärke oder sieben Hülsen von 3 Linien Stärke.

Nr.	Mehlpulver. Pfund.	Salpeter. Pfund.	Schwefel. Pfund.	
1	$\frac{1}{2}$	5	7	Bei jedem Sage wird noch $\frac{1}{2}$ Pfund Kornpulver beigelegt, um die Schloße abzuwerfen.
2	4	8	4	
3	4	16	8	
4	4	8	2	
5	$\frac{8}{16}$	4	$\frac{1}{2}$	und $\frac{1}{2}$ Pf. Antimonium. und $\frac{1}{2}$ Pf. Kampfer.
6	$\frac{1}{2}$	8	4	
7	3	1	5	

Nachdem die Bestandtheile unter einander gerieben und das Kornpulver darunter gelebert worden, wird der Saft mit $\frac{1}{2}$ Leinöl angefeuchtet, daß er sich in der Hand ballen läßt, und hierauf mit gelinden Stößen des Sehers fest gedrückt, zuletzt aber das Licht oben mit Anfeuerungszeug bestrichen, das Herausfallen des Sages zu verhindern. Sollen die stärkeren Hülsen geschlagen werden, muß man sie in einem Stöcke verschließen, der aus zwei Hälften von Eichenholz besteht, mit halbrunden Rinnen, um die Hülse dazwischen legen zu können, wo man dann sechs gelinde Schläge auf jede Schaufel Saft gibt.

Auf die nämliche Art werden auch die Lichter zu den Namen etc. in der Luftfeuerwerkerei verfertigt.

Wenn auch das Schlagröhrchen und Bündlicht in Hinsicht der schnellen und sichern Zündung der Geschütze nichts zu wünschen läßt, sobald sie mit gehöriger Sorgfalt verfertigt sind und von geübter Hand gebraucht werden; muß doch zu diesem Behuf stets eine brennende Lunte vorhanden sein, die man bei heftigem Regen nicht ohne Mühe brennend erhalten kann. Dies und die Nothwendigkeit, bei Überfällen noch schneller einen Kanonenschuß thun zu können, als es bei jener Vorrichtung möglich ist, wo doch vorher das Licht an der vorhandenen Lunte angezündet oder um unmittelbar mit der Lunte loszubrennen, das Schlagröhrchen mit Mehlpulver bestreut werden muß, hat zur Einführung der Percussions-Zündung bei dem Geschütze Veranlassung gegeben. Sie kann auf zweierlei Art bewirkt werden: durch einen freien Schlag mit einem Hammer, oder durch ein an das Geschütz geschaubtes Percussions-Schloß. Eine Untersuchung der Vortheile und Nachtheile der einen oder der andern Methode würde hier nicht am rechten Orte stehen; es genügt, die Verfertigung der dazu erforderlichen Schlagröhre zu beschreiben, die bloß in den eingeschraubten Nüßlern, aus gehärteten Zündschloßstollen gefest und durch den Schlag eines Hammers zum Explodiren gebracht wird. Die Sätze zum Knallpulver sind:

A) Nach Döbereiner	B) in Frankreich angewendet
50 Gewichtstheile Chlorkalk	16 Gewichtstheile Chlorkalk
6 — reiner Schwefel	6 — Schwefel
5 — Kohle.	4 — Kohle.

Nach des verstorbenen Capitain Meyer's Bemerkung sind diejenigen Mischungen die vorzüglich, die sich am meisten dem Verhältnisse des gewöhnlichen Pulvers nähern. Zwei Gewichtstheile Mehlpulver und ein Theil Chlorkalk entsprach seinem Zweck am meisten, und ist deswegen zu dem Gebrauch bei dem Geschütz brauchbar, weil aus dem Knallquecksilber sich den Augen und selbst der Gesundheit des Artilleristen nachtheilige Dämpfe entwickeln, welches bei dem Chlorinapulver nicht der Fall ist. Dieses besitzt zwar eine hinreichende Zündkraft; und äußert auf den Schlag eine außerordentliche Kraft; ist aber doch nicht so leicht entzündlich als andere Zusammensetzungen, deren Explodiren durch bloßes Rütteln oder durch eine leichte Reibung erzeugt wird, wie die Verbindung von Chlorin + Natrium mit $\frac{1}{2}$ Schwefel, das deshalb nicht in größerer Menge mit brennbaren Körpern zusammengebracht werden kann.

Endlich ist die Erzeugung des Chlorkalks ziemlich leicht und läßt sich mit einiger Vorsicht ohne große Gefahr bewirken. Von nachstehenden Mischungen:

Nr.	Chlorkalk.	Pulver.	Salpeter.	Schwefel.	Kohle.	Lycopodium.	Schwefel- antimon.	Sperment.
I.	13,5	—	7,5	4,5	—	2,25	—	—
II.	18	—	7	6	—	2,25	—	—
III.	25	—	—	3	2,5	—	—	—
IV.	16	—	—	6	4	—	—	—
V.	18	—	—	3	3	—	—	—
VI.	25	—	—	5	—	2,5	—	—
						Zinnober.		
VII.	16	—	—	—	—	2	—	—
VIII.	15	—	—	—	—	—	6	—
IX.	16	—	—	—	—	—	4	—
X.	15	—	—	—	0,5	—	2,5	—
		Jagdpulver.						
XI.	12	0,3	—	—	—	—	—	—
XII.	5,25	10	—	—	—	—	—	—
XIII.	16	—	—	6	1	—	—	—
XIV.	10	—	—	—	—	—	—	3
XV.	10	—	—	—	1	—	—	3

fehten Nr. 1 und 2 sehr viel Schleim ab, Nr. 3—13 erschienen als zweckmäßig, sie entzündeten sich durch einen mäßigen Schlag, erzeugten nur wenig trocknen Anflug und zündeten die Cartouchen ohne vorheriges Auslösen derselben, nur war bei Nr. 8 die Explosion so heftig, daß die kupfernen Zündhütchen, in Stücke zerissen, umher-

flogen. Nr. 14 und 15 wurden wegen ihrer arsenikalischen Dämpfe für unbrauchbar erkannt.

Die Chlorine, der Hauptbestandtheil des Knallpulvers, von dem hier die Rede ist, hieß vormals oxydirte Salzsäure, obgleich sie nach Davy's Erforschungen weder Sauerstoff noch Salzsäure enthält, son-

den als ein einfacher Stoff von ihrer eignen Farbe ihren Namen bekam. Man erhält sie als Gas durch die Mischung von 3 Gewichtstheilen Kochsalz, 1 schwarzem Manganoxyd und 2 Schwefelsäure mit 1 Theil Wasser verdünnt, sobald der Kolben nicht über $\frac{1}{2}$ angefüllt ist. An der Helm des Kolbens wird ein $\frac{1}{2}$ weiter gläserner Schmel angeheft, der in eine hohe Vorlage mit Pottaschslauge, oder mit einer Lösung von 0,8 Theilen basisch koblenfaurem Kali in 6 Theilen Wasser reicht, in welches das Chloringas übergeht und die Lauge färbt. Wenn dies geschieht, wird nach 24stündigen Abfließen die überflüssige Lauge abgeseigt und das Salz schießt in rhomboidalischen, glänzendweißen Krystallen an, die man zwischen Filzpapier abtrocknet; seine specifische Schwere ist 1,98, es verändert sich an der Luft nicht; von ihm lösen 100 Theile Wasser bei 0 Grad Wärme 3,33 Theile auf

39,2 — — 18,90 — —
83,0 — — 60,04 — —

Das Salz hat einen unangenehmen, dem Salpeter ähnlichen, kühlen Geschmack; leuchtend im Dunkeln gerieben, entzündet sich aber klos mit brennbaren Körpern, Schwefel oder Phosphor (s. die vorstehende Tafel) zusammengebracht, und detonirt dann durch einen Schlag oder Stoß mit der größten Gewalt. Die Chlorine verbindet sich als Gas mit allen einfachen Stoffen, die dann Chloriden heißen: z. B. mit dem Sauerstoff aus vierfache Art; mit dem Kohlenstoff aus dreifache Art; mit dem Wasserstoff aber am Tagelichte in einem gläsernen Gefäße die Hydrochlorin- oder Salzsäure (s. d. Art.). Dem Sonnenlichte ausgesetzt, entsteht eine Explosion, die noch weit stärker ist, wenn man eine Auflösung von salpetersaurem oder salzsaurem Ammonium dazu anwendet, sobald der Chemiker Davy bei der Zersäuerung des Gases durch das Stickstoffchlorid ein Auge verlor. Mit letzterem zusammengebracht detonirt folgendes Körper mit der größten Heftigkeit: Ambra, flüssiges Ammonium, Bernsteinsäure, Bleisäure, Caoutchouc, Jodine, geschmolzenes Kali, Kampferöl, Kupferseife, Leinöl, Manganoxyd, Nixorbe, Naphtba, Nixenöl, Orangenschalenöl, Palmöl, Phosphor, Phosphorkampfer, Phosphorsäure, Quecksilberseife, Schwefelwasserstoff, Silberseife, Steind, Stickstoffdioxid, Theeröl, Terpentinöl und Walfischtran. Von allen diesen Verbindungen, wo die des Chlorfalzes mit Kalzhydrat's Bleipulver gibt, ist nur die mit Kalz dem Feuerwerter als Zündmittel durch Percussion (s. d. Art.) interessant, wo man ihr, mit Unrecht, den Namen des muriatigen Pulvers gibt, dessen Mischung nach Dubreiner oben angezeigt ist. Die Krystalle des Chlorkalis werden auf einem Abreibetische mit nicht zu starkem Aufdrücken des hölzernen Häufers zu einem feinen Pulver gerieben, mit Wasser zu einem nicht zu flüssigen Teige gemacht und als solche mit der ebenfalls gekleinert, und mit dem Schwefel verelenten Koble, vermischt eines kleinen Spatels, vermischt. Die Schlagröhren, deren oberes Häufchen mit einer aufgeschütteten Bleiplatte verschlossen ist, auf die nun Etwas von dem Knallsalze gedrückt und der übrige Theil des Rohres mit

einem feinen Teige von Branntwein und Zagspulver ausgefüllt wird. Die untere Öffnung der Schlagröhre wird mit einem Papierblättchen bedeckt, das man mit einem feinsten aufgeschriebenen Kitt von 1 Theil Wachs in 6 Theilen Alkohol aufgelöst und 2 Theile Haufenblase in 16 Theilen Alkohol — womit 0,5 Theile Ammoniak Gummi zusammengerieben worden — befestigt und nach dem Erhärten mit einem Leinwand von gleichen Theilen Sandarac und Benzoe, bei gelinder Wärme in 6 Theilen Alkohol aufgelöst, überstrichen.

Eine andere Vorbereitung, von einem Capitain Burrier angegeben, beruht auf einem, sich durch die schnelle Reibung mit einem rauhen Körper entzündenden Sape (Manuel de l'artillerie par le prince Napoleon Louis Bonaparte 1836). Hier wird die Schlagröhre durch eine papierne Röhre gebildet, in die man inwendig ein baumwollenes Band, eine Linie breit, mit Kleister befestigt hat, daß es die innere Wand der Röhre macht. Wenn diese beinahe trocken ist, schneidet man sie an dem einen Ende beinahe 1' lang aus und bestreicht sie vermittelst eines kleinen Spatels inwendig mit Chlorkali, Schwefel und Antimonium zu gleichen Theilen, mit etwas Gummiwasser befeuchtet. Man muß jedoch dabei für den geschmigten Theil der Zugschnur Raum lassen; denn wollte man die Mischung zuer trocken lassen, ehe man sie einbringt, könnte sie sich leicht entzünden.

Die Zugschnur enthält das raue Stüd, welches sich auf dem Knallpulver reiben soll, und besteht aus einem 6 Zoll langen Bindfaden, der an dem einen Ende einen Knoten hat, an dem andern aber 1 Zoll lang mit warmem Leim bestrichen und dann wiederholt in Schmirgelpulver gewälzt worden ist. Wenn der Zündfah in der Röhre sowohl als der Leim mit dem Schmirgel trocken ist, bringt man das, mit letzterem bedeckte Stüd der Zugschnur in den für dasselbe bestimmten Raum, legt dem aufgeschrittenen Theil um jenes zusammen und bewickelt ihn gleichförmig mit schwachem Bindfaden, der vermittelst eines Gewichtes von 1 Pfund angepannt wird, daß der Arbeiter nur die Röhre in der Hand herumdrehen darf. Unterhalb dieser Bewicklung befindet sich eine Schlinge von demselben schwachen Bindfaden, womit die Schlagröhre beim Schuß an einen neben dem Zündloche eingedrahten Knopf gehangen wird, damit sie bei dem Anziehen der Schnur nicht aus dem Zündloche herausgerissen werden kann. Auch muß die Schlinge etwas unterhalb der Stelle des Schmirgels angehängen sein, weil sie außerdem der richtigen Bewegung der Zugschnur und dadurch der Entzündung nachtheilig werden könnte.

Der untere Theil der Schlagröhre wird mit einer gewöhnlichen baumwollenen Stopine ausgefüllt, die gut mit Bleipulver überzogen und schwächer ist, als die Schlagröhre, damit sie durch die Explosion des Knallpulvers entzündet und leicht aus der Röhre herausgeschossen wird. Anstatt der Stopine kann man die Schlagröhre auch mit feinen Epilinden von Anfeuerungszeug ausfüllen, zu der man sich einer Form bedient. Um aber Risse abzuhalten, wird der obere Theil der Schlagröhre mit einer feucht umgelegten Blase bedeckt, oder auch die

deutung des Wortes sei: aber aus der Etymologie der Bedeutungen geht hervor, daß sie die letzte sei. Heute, sagt Bachter²⁰⁾, (sich) sagen wir in demselben Sinne mittels des Gebrauchs des zusammengefügten Wortes *ernten* erwerben, verdienen. Daß dies so ist, erweist besonders aus dem Englischen, denn hier findet sich zu Ende der Acker, das Feld bauen, Ähren gewinnen, Ähren lesen, earable, das sich bauen läßt, earing, das Ährengewinnen, Ährenlesen, und to earn, etwas verdienen, erwerben, gewinnen, earning das Verdienen, das Verdienst, der Gewinn. Nun ist aber ear offenbar eine ursprünglichere Form, als earn, und es läßt sich daher vermuten, daß auch im Deutschen arnen die Bedeutung des wirtlichen Erntens, nämlich des Ährengewinnens, eher war, als die Bedeutung des Gewinnens, Erwerbens, Verdienens überhaupt. Diese Worte sind aber Wahrscheinlichkeit nach verwandt mit dem Gotischen arjan, dem Althochdeutschen *eren*, *erren*²¹⁾, dem Angelsächsischen *erjan*²²⁾, dem Friesischen *era*, dem Isländischen *eria*²³⁾, *adern*, *plügen*, mit welchen germanischen Wörtern man noch zusammenstellt die fremdlandischen: das griechische *ἀροῖν*, das lateinische *arare*, das arabische *harasa*, das persische *arandan* und *arjandan*. In den Glossen bei Pez findet sich *accipere erant*; hierzu bemerkt Bachter²⁴⁾: *eren*, *ernten*; durchaus von dem Empfangen, denn was ist ernten anders, als die Saaten nehmen? Dieses wird aus theils noch lebenden, theils veralteten Derivaten erkannt. Zur ersten Classe gehört *Ernde*, *messis*, zur zweiten *ar*, *annona*, *proventus* bei Verrius in Index; *ararum* Sommerfrüchte bei den Gambrern, *arn*, *Ernte* bei den Franken. Bachter, sagt weiter unten²⁵⁾: von *arn* (*Ernte*), wird *arnen*, *ernten*, und von *arnen* endlich *ernde* durch das Ableitungsmittel *de*. Ist *eran* erhalten, mit *eren*, *adern*, und *eren* *ernten* verwandt, so muß man *eran* *accipere* als abgeleitete Bedeutung annehmen, nämlich als *eractern*, d. h. durch Acker (d. h. bittlich durch Arbeit) erlangen. Die Wurzel von *Ernten* (*Arn*, *Arnot*) zu finden, hierzu leistet uns das isländische *Ar*²⁶⁾, *Arbeit*, speciell *Plüsung*, und *eria*²⁷⁾ *arbeiten*, *plügen*, die herrschenden

Dienste, und *är* *arbeitsam*²⁸⁾. Ausgemacht kann zwar nicht werden, welche Bedeutung die ursprüngliche ist, nämlich ob *Arbeit* und *arbeiten* überhaupt, oder *Arbeit* mit dem Pfluge und *adern*, und es bleibt dunkel, es wegen seiner Schwierigkeit²⁹⁾ *Ar* die Ackerarbeit und *eria* *adern* vorzugsweise oder *Ar* *Arbeit* überhaupt und *eria* *arbeiten* überhaupt diese Bedeutung bildend von der Pflugarbeit und dem Pflügen erhalten. Doch ist letzteres wahrscheinlicher, wenn wir die isländischen Wörter mit den übrigen germanischen und fremdlandischen Wörtern, welche *adern* bedeuten, zusammenstellen, indem hieraus hervorgeht, daß die Bedeutung *adern* in diesen Wörtern verbreiteter war, als die Bedeutung *arbeiten* überhaupt. Bei Betrachtung des altnordischen *Ar*, *Arbeit*, besonders *Arbeit* mit dem Pfluge ist auch wichtig, daß es im Gotischen, nämlich in der Aufsammlung *arbeidan* *arbeiten*, und im Altsächsischen *Arbeiden*, *Arbeiden*, *Arbeit*, *Mühsal*, und *arbeiten*, *arbeiten*, sich findet. Vom altnordischen *Ar* ist gebildet das ebenfalls altnordische oder isländische *Arn*, *opus*, *negotium*³⁰⁾, welches in der Bildung dem altsächsischen *Arn*, *Ernte*, ganz entspricht. Fassen wir alles oben Gesagte zusammen, so bedeutet *Arn* wahrscheinlich das Geschäft der Sicherung des *Eractern*³¹⁾ (d. h. Mähung und Einbringung dessen, was man durch den Feldbau gewonnen hat). Im Altnordischen bedeutet *ar*, männlichen Geschlechts, *Arbeit*, und besonders *Arbeit* durch Pflügen, *ar* sächlichen Geschlechts *annona*, *proventus*, was auf dem Felde erbaut, oder auf dem Meere durch Fischfang erlangt, überhaupt das, was an nährenden Erzeugnissen gewonnen wird³²⁾, und *ar*, weiblichen Geschlechts, das *Ruder*³³⁾. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind alle drei Wörter verwandt, und das *ar* sächlichen Geschlechts bedeutet das, was durch *Arbeit* auf dem Felde und *Arbeit* zum Behufe der Beschaffung von nährenden Erzeugnissen überhaupt erzielt wird, sowie wir jetzt *Arbeit* nicht bloß für das Geschäft, sondern auch für das durch dasselbe hergestellte brauchen, und sagen: eine schöne gute *Arbeit*. *Ar* sächlichen Geschlechts bedeutet aber

19) Glossarium Germanicum, p. 74. 20) In Diefrib. 2. Buch. Cap. IV. c. 85; uns errent also plungi bi jaron Jo ciongar, und adern seine Plüge bi jahren is (d. h. jährlich) gewun, bemerkt Schen, das noch jetzt die Strasburger sagen: einen acker eren (d. h. einen Acker plügen). Im Schwabenpiegel Cap. 275 kommt: der fraendan acker unweizend art, der fremden Acker unweissend (ohne zu wissen, daß er es ist) pflügt, und im Willeram Cap. II. 1. ungearan velt, ungederter Feld, vor. 21) Von *erjan* leitet Eo eard (verd), der Boden, der angebaut wird, der bebaut wird, fand, Staat, ab; f. dessen Erklär. Vergleich mit der angelsächsischen Wörtern in dessen alt-sächsl. und angelsächsl. Sprachreihen. c. 102. 22) Hieron das isländische *aria*, *Arbeit*. Bgl. das angelsächsl. *erlang*, *aratio* in *Alfric's* Wörtern. 23) Glossarium Germanicum, p. 886. Von *eren*, *accipere* leitet er *ar* und *arn* (*Ar*, *Arter*) *accipere* ab. 24) Übersichts p. 391. 25) *Malderus*, Lex. Islandico-Latino-Danica. Vol. I. p. 36: *ar*, *labor*, *specialiter aratio*, *Arbeide* für Pflügend (Weg). 26) Derselbe B. c. 136: *eria* (*aria*) *arare*, *laborare*, *arbitrio*, *plügen*. *Krijan*, *f. labor*, *Aratio*, *Arbeide*, *plügen*. *Krijil*, *m. labor assiduus*, *beobachtete* *Arbeide*. *Erilsoemer*, *laboriosus*, *unselbständig*, *unselbständig*.

27) *är*, *strenuus*, *gravis*, *acer* in *agendo* ab *Ar* (*ar*) *operari*, *opus rusticum*, *aratio*. Bgl. Gudmund Magnúss in Specimen Glossarii in der großen Ausgabe der *Edna Samundar*. 1. B. c. 417 und Finn Magnúss, Spec. Gloss. in 2. B. derselben c. 564. 28) Bei Erwägung der Schwierigkeit muß man die Unvollkommenheit der früheren Altsächsischen in Anschlag bringen, wodurch jene gegen jetzt beträchtlich erhöhte wurde. So ist p. 3. B. noch jetzt die Mähung und Föhrung der in Preußen und Pithouen gebräuchlichen *Arde* bestimmender, als die bei Pflügen. 29) Finn Magnúss, Spec. Glossarii in 3. B. der großen Ausgabe der *Edna Samundar*, c. 215. 30) Bgl. das lateinische *arare*, welches nicht bloß *adern*, sondern auch *eractern*, d. h. durch das Acker oder den Feldbau gewinnen, und *arare*, welches nicht bloß die Züchtung, sondern auch den Feldbau überhaupt bedeutet. 31) Über *ar* *er*, *rudder* in der altnordischen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, f. Bachter zu *Thorri* *Sturluga's* *Heitritis*. 1. B. c. 27. 32) Von dem Zusammenhang bemerken wir hier nur *armar*, *praelectus annone*, *proventus*, *annus*, und von den andern Verbindungen *halicri*, *Mangel* an nährenden Erzeugnissen, *hemer* *Ernte*. 33) *Qan* vgl. damit, wie die lateinischen Dichter für *Schiffen* *arare* *arare*, *arare* *maris* *arare*, das Meer mit Rudern durchfahren, brauchen.

auch Jahr, und kann sehr gut mit der Fülle der Erzeugung sein, und dasselbe Wort sein, und die Bedeutung von Jahr hat es erhalten vermöge des *hōta* zu *ars*, *ars* für Fülle an nährenden Zeugnissen³³⁾; ar schließlich des Geschlechts (angehörig ar) bedeutet nämlich auch³⁴⁾ Anfang, und da das *ars* vom Anfang der Erzeugnisse gegen den Winter, den Anfang des Jahres hatte, indem man nach Beendigung des alten Fruchtjahres zum nächsten Beginnen des neuen Fruchtjahres overte, so läßt sich erklären, wie erst ar in der Bedeutung von dem, was man durch Arbeit, besonders durch Ackerbau an nährenden Erzeugnissen gewonnen, auch zweitens die Bedeutung von Fruchtjahr, und speciell vom Anfang des Fruchtjahres, und endlich von Jahr und speciell vom Anfang einer Sache überhaupt erhalten konnte. (*Ferd. Wächter*.)

ERNTE (landwirthschaftlich). Dieser Ausdruck gilt überhaupt für das Abbringen, Aufnehmen, Gewinnen, Sammeln, Bergen und Aufbewahren aller derjenigen Früchte und Gewächse, welche der Mensch der Erde abgeminnt und zu seinem Nutzen verwendet. In landwirthschaftlicher Hinsicht rehet man neben der Getreidernte von einer Mais-, Heu-, Obst-, Kartoffel-, Flachs- u. c. Ernte; je nachdem das Eine oder das Andere gewonnen wird. Ansehn ist die Ernte der Wehl liefernden landwirthschaftlichen Gewächse, des Getreides (der Halmfrüchte — Cerealien — und der Hülsenfrüchte), welche dem Menschen das Brodthorn spenden und deshalb für ihn den meisten Werth haben, die wichtigste, und wenn man früher von Ernte graben sprach, so meinte man in der Regel nur sie, zumal in jener Zeit, wo der auf sehr niedriger Stufe nur noch stehende Ackerbau sich fast kles auf die Erzeugung des Getreides beschränkte; weshalb auch die wol ziemlich überall, wenigstens in Deutschland, jährlich gefeierten Erntedankfeste vorzugsweise auf diese sich beziehen, und der poetische Zauber, welcher unverkennbar von dem Begriff: „Ernte“ mit seinen, durch die goldenen Ähren, den zu ihrer Zeit meist prachtvollen Sonnenlanz, den Erntefranz, den bunten Schmelz der Feldblumen und manche andere, die Phantasie beschäftigende Gegenstände erweckten Nebendingen ausgehet, hauptsächlich durch die Getreidernte hervorgerufen wird, und daher diese fortan unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen dürfte. Wie am nächsten kommt in dieser Hinsicht die Heu-, Obst- und Kartoffelernte. Letztere würde sogar bei der gegenwärtigen Wichtigkeit der ganz unerschöpfbaren Frucht, der sie ihren Namen verdankt, in manchen Gegenden der Getreidernte noch den Rang ablaufen, wenn die Thätigkeit der dabei beschäftigten Menschen eben so maulisch sich darstellte, und wenn die

einander fremdliche, ja nur zu oft widerliche, raube und unangenehme Witterung zu der Jahreszeit, wo sie geschieht, nicht jeden poetischen Melz fast ganz von ihr abstraezte. Im allerhöchsten Grade ist dieser freiwillig mit der Ernte des Weins verbunden; aber sonderbarer Weise bedient man sich bei dieser edeln Himmelsgabe nur selten des Wortes Ernte, man spricht in der Regel nur von einer gelungenen oder künftigen Weinlese, von einem guten oder schlechten Herbst.

Haben wir sonach der Getreidernte unter allen Ernten den ersten Rang eingeräumt, so geizt es sich auch, zuerst von ihr zu sprechen, um so mehr, da auch über sie am meisten zu sagen ist. Von ihr gilt vorzüglich, was ein landwirthschaftlicher Schriftsteller der neuesten Zeit nicht ohne Begeisterung über die Ernte im Allgemeinen äußert: „Die Ernte ist die wichtigste Zeit im landwirthschaftlichen Leben; denn alle Mühe, alle Anstrengung des Landmanns ist einzig nur auf sie gerichtet und kann nur durch sie bezahlt werden. Aber sie ist auch eine schöne, eine feierliche Zeit. Schwerlich ist eines Menschen Gemüth so verhärtet, daß es nicht bei der Ernte zu frommen Gefühlen, zur Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten angeregt würde; daß es sich nicht innig freute, wenn es nun endlich gelangt, den reichen Erntesegen glücklich zu bergen. Alles auf dem Lande ist froh und jubelt laut, wenn der Tag der Ernte naht. Nie sieht man fröhlichere Menschen, nie auch, wie eine alte Bemerkung sehr richtig sagt, bessere. Es ist, als wenn in dieser Zeit Leid, Groll und Bosheit aus den meisten Herzen verschwanden; nie theilt selbst der roheste Bauer lieber mit, nie ist er freundlicher und dienstfertiger, als wenn er erntet. Und gibt es wol einen schöneren Anblick, als ein volles, der Sichel entgegenwinkendes Ährenfeld und eine Schar lustiger Schnitter im Begriff, es niederzustreuen? Man sollte überall den ersten Erntetag, wie den letzten, feierlich begehen, mit Lust auf den Acker ziehen, frühliche Lieder anstimmen und den Tag in lauter Freude zubringen.“

Zur Ernte des Getreides bedient man sich vornehmlich dreier Werkzeuge, der Sense, der Sichel und des Sigris, auch *rennauer* Sense genannt (s. d. Art.). Im Allgemeinen verdient die erstere den Vorzug, weil sie das Geschäft mehr beschleunigt als die andere, ohne seiner Güte Abbruch zu thun, und weil sie bei ihrer Anwendung den Arbeiter weniger anstrengt. Daher kommt sie auch, die Sichel und das Sigris verdrängend, immer mehr in Gebrauch, obgleich beide in wenigen besonderen Fällen auch ihre Vorzüge haben, so erstere bei dem Wintergetreide, wenn es sich sehr gelagert hat, letzteres bei den flach auf dem Boden liegenden Erbsen und Wicken. Die Sense wird bei dem Abbringen der Halmfrüchte, zu welchem Behufe sie besonders eingerichtet, mit einem Bügel oder einem Gerste versehen sein muß, auf zweierlei Weise angewendet: man mähet dabei selbst mit ihr entweder ab oder an. In ersterem Falle tritt der Arbeiter an die äußerste linke Seite des abzumähenden Getreidefeldes, haut, sein Werkzeug von der rechten nach der linken Hand ziemlich in einem halben

33) s. Ferdinand Wächter a. a. O. S. 27. 28. 34) s. H. Wagenseil, Spec. Gloss. im 2. Th. der *Edo* Samund. S. 664 stellt *ar* n. initium, *ar* n. tempus, annus und *ar* n. anno, fertilitas, felicitas, als drei verschiedene Wörter auf; aber sie können recht gut ein und dasselbe Wort, oder von verschiedenen Bedeutungen, sein, von welchen jedoch die eine aus der andern entspringt. Das *Ardeum* ar, olim, *maas* auch ist wol ursprünglich das *Ardeum* gewesen, denn das *ar* var *alid* (nächststehend: selbe war der Selten Alter) läßt sich auch sehr gut bezogen: Anfang der Scholle war.

Kreisbogen um sich herumführend, in den zur Linken habenden leeren Raum hinaus die ansehende Frucht vom Boden ab und wirft sie hinter sich in sogenannte Schwaden. Dies Verfahren ist jedoch nur bei den kurzhalmsigen Getreidearten, der Gerste, dem Hafer etc., mit Vortheil anwendbar; die längeren, z. B. der Weizen, der Roggen etc., werden meistens, wenn sie einigermaßen gut stehen, angebauten, auch nicht selten besonders hoher harter Hafer, sobald nämlich das Geßchäft recht sauber vollführt werden soll. Bei diesem Anmahnen tritt der Arbeiter an die rechte Seite des abzumähen Feldes, führt die Sense, ebenfalls von der rechten nach der linken Hand, höchstens nur in einem Viertelkreisbogen um sich herum, nicht in einen leeren Raum hinaus, sondern nach dem stehbleibenden Getreide zu, und lehnt auf diese Weise die abgeschnittenen Halme an die noch anstehenden, wirft sie nicht, wie bei dem Abmahnen, hinter sich in Schwaden. Es ergibt sich aus dieser Beschreibung des Anmahns von selbst, daß dem Mäher noch Jemand (der sogenannte Abraffer, meist eine schwächere Person, eine Frau oder ein schon ziemlich erwachsenes Kind) folgen müsse, um die nur lehnenden Halme abzuraffen und auf den Boden hinzulegen. Dadurch wird freilich die Arbeit etwas aufgehoben; allein sie geht doch immer noch rascher vor sich, als mit der Sichel oder dem Eget; ein Mäher und ein Abraffer können bei gut stehendem, nicht lagerndem Getreide in derselben Zeit beinahe soviel vollbringen, wie drei Schmitter mit Sichel, und zwar ohne sich diesen gleich anzugerehen; zwei Mäher mit zwei Abrassern aber dasselbe leisten, wie fünf Personen mit dem Eget; nur bei Hülsenfrüchten und ganz niederliegenden Cerealien gestaltet sich für letzter-nannte Instrumente das Verhältniß etwas günstiger. Bei ihrem Gebrauch sowohl, wie bei dem Anbau der Halmfrüchte und dem Abbringen der Hülsenfrüchte überhaupt werden die abgeschnittenen Halme oder Stengel jedes Mal in einzelnen von einander getrennten, bald größeren, bald kleineren Ragen, oder Gelegen auf den Boden hingelagt, die bei dem späterhin erfolgenden Aufbinden leicht, ohne weitere Vorbereitung, sich wegnehmen und auf das untergebreitete Band oder Seil auslegen lassen. Würde aber das Getreide abgemäht, so müssen die dabei entstandenen, lang in einer Reihe ohne Unterbrechung hinauslaufenden Schwaden vermittelst eines Rechens oder einer Darke zuvor in kleine Häufchen zusammengebracht (gerichtet) werden, weil sonst das Aufnehmen und Auflegen der Halme auf die Bänder bei dem Aufbinden zu mühselig, langweilig und zeiterspüßternd sein würde. Das Aufbinden selbst geschieht meistens in dazu besonders angelegte Erle oder Bänder, die entweder und zwar am häufigsten aus Roggenstroh, seltener aus Weizenstroh, oder bisweilen auch gleich aus den Halmen der abgetragenen Frucht, oder, dies jedoch am seltensten, aus Stroh auf eine eigene kunstfertige Weise geknüpft werden. Das Aufbinden, Zusammenbinden des seiner maßhaltenen Körner wegen angebauten Getreides in Garben oder Bunde vor seinem Einbringen in die Schuppen etc. ist bei den Halmfrüchten unumgänglich notwendig, weil sonst das Auf-

laden derselben auf die den Erntesegen heimbringenden Wagen und ebenso das Abladen unmöglich, wenigstens mit einem außerordentlich großen Verluste an Zeit und Körnern verbunden sein würden, hat aber auch noch die nicht unbedeutende Annehmlichkeit, daß es einen ziemlich sicheren Haltspunkt für einen Vorrathschlag über die wirkliche Größe der Ernte, selbst vor dem Ausbruch der Körner, darbietet, die daher auch ganz gewöhnlich nach der Zahl der gewonnenen Garben, nach Schocken und Mandeln, oder nach Stiegen, je nachdem der Landesgebrauch es mit sich bringt, angegeben wird. Bei den Erbsen und Wicken ist zwar das Aufbinden, weil sie sich auch ohne dasselbe leicht auf den Wagen laden lassen, entbehrlich; aber die zuletzt erwähnte Annehmlichkeit ist doch auch damit verbunden und die Ansicht, daß es einen größeren Körnerverlust herbeiführe und mehr Zeit koste, eine Ansicht, die zu dessen Unterlassung häufig beiträgt, ist nicht begründet; in dieser Hinsicht dürfte es ziemlich gleich sein, ob man diese Gewächse aufbindet oder nicht.

Ubrigens sind die Verfahrensarten bei der Ernte, weniger bei dem Abbringen der Früchte selbst, als bei deren Zusammenbinden, bei dem Auflegen der Garben vor dem Einfahren, das bald in Mandeln, bald in Stiegen, bald in Kadebäusen, bald in Puppen und noch auf verschiedene andere Weise stattfindet, sowie noch in mehreren anderen nicht wesentlichen Dingen überaus verschieden, fast in jeder Gegend wenigstens in einer kleinen Eigenthümlichkeit anders. Es ist schwierig, nicht selten beinahe unmöglich, die irgendwo einmal übliche, an welche die arbeitenden Menschen sich gewöhnt haben, abzuändern, und wenn dieselbe auf gutem Wege zum Ziele führt, wie es bei mehreren der Fall, nicht offenbar fehlerhaft und nachtheilig ist, bringt es gewöhnlich Vortheil, die Arbeiter, welche fast überall an Kleinigkeiten hängen, bei dem Gewohnen zu lassen. Ist dagegen das landübliche Verfahren, wie es wol sich trifft, unweckmäßig, vielleicht gar ganz verkehrt und schädlich, dann darf der intelligente Landwirth nicht säumen, dessen Abänderung zu bewirken. Dazu gehören aber nicht nur Klugheit, Beharrlichkeit in der Ausführung, Kenntniß in der Behandlung der Leute und Geduld, sondern vor allem auch die genaueste eigene Bekanntschaft mit dem für besser erkannten Verfahren, das man an die Stelle des zu verwerfenden setzen will. Mangel an diesen Eigenschaften hat schon manchen Versuch von Abänderung fehlerhafter landwirthschaftlicher Verfahrensarten scheitern gemacht, mit ihnen gelingt solche aber fast allemal. Nichts erhärtet sie mehr, als stürmische Hest und unüberlegte Hitze, nichts ist ihr günstiger, als eine gemessene Ruhe und freundlicher Ernst, doch immer mit Berücksichtigung des Charakters der Leute, mit denen man zu thun hat und die darin sehr verschiedenartig sind. Leicht macht sich gewöhnlich jede derartige Abänderung, wenn man mit freien Arbeitern, Tagelöhnern oder Accordarbeitern, besonders mit jenen zu thun hat; schwierig, oft gar nicht, sobald die Ernte durch Frobner oder bestimmte Bechtschmitter, Drehschädlner, die man dazu nehmen und mit einem festgesetzten Antheil des Erntertrags, der zehnten bis dreizehnten

ten Garbe, abzhähen muß, bejorgt wird. Da vergleicht man den Aufführung der Landwirthschaft denmehende Einrichtungen nun wol bald in jedem gut cultivirten Lande verschwunden sein werden, verbleiben sie auch hier weiter keine Berücksichtigung; nicht unerwähnt aber bleibe, daß in kleinen Wirtschaften, deren Eigentümer selbst allen Geschäften vorkiebt, wol selbst mitarbeitet, die Erntehelfer, wenn zu deren Berrichtung das Geseinde nicht hinreicht, in der Regel am vortheilhaftesten durch Zagerthner, in großen aber durch Accordarbeiter beschickt werden, die als Lohn entweder eine nach der abgemessenen Fläche berechnete Geldsumme, oder einen bestimmten Antheil vom Erntertrag erhalten. Die Größe dieser Abrechnung ist sehr verschieden, und hängt von vielen Nebenumständen ab; es läßt sich daher Genaueres darüber nicht sagen.

Bernehmlich drei Dinge kommen bei einer guten und richtigen Ausführung der Ernte in Betracht:

a) Wann soll die abgerntende Frucht geschnitten werden?

b) Wann soll sie aufgebunden werden?

c) Wann ist sie einzufahren?

Bei dem ersten Punkt werden gewöhnlich die meisten Fehler begangen. Man läßt nämlich sehr häufig das Getreide zu reif werden, wartet bis die Körner ganz hart geworden sind, und hat, nun erst die Ernte beginnend, in der Regel einen großen Verlust, weil es unmöglich ist, sie so zu beschleunigen, daß nicht am Ende bei dem täglich unaufhaltsam weiter fortschreitenden Reifen die Körner überreif werden und dann bei der leichten Verdrückung ausfallen. Um diesen Verlust einigermaßen zu mindern, muß nun die Arbeit aufs Äußerste beschleunigt und mit einer unverhältnißmäßig großen Anzahl von Menschen angegriffen werden; dies vermehrt ihre Kosten und schadet der Güte der Ausführung. Der beste Zeitpunkt zum Abbringen der ihrer mehthaltigen Körner wegen angebauten Gewächse tritt ein, wenn jene zwar vollkommen ausgebildet, aber noch nicht dürr sind, das darin eingeschlossene Wehl beibehält schon einige Consistenz erhalten hat, nicht mehr breiartig weich, aber ganz wässerig ist. Beginnt man zu dieser Zeit die Ernte (bei den Hülsenfrüchten und dem Buchweizen kann man noch etwas anfangen), auch wenn das Stroh noch nicht ganz vergeht ist, so läßt sie sich mit weit mehr Ruhe und Beschäftigkeit, auch mit weniger Menschen ausführen; man läuft nicht Gefahr, daß das weiche Äulst daran kommt, überreif werde, vermindert daher den niemals ganz zu meidenden Verlust an Körnern nicht nur sehr, sondern erhält auch diese von einer zur Wehlbereitung weit besseren Beschaffenheit; denn es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß die nicht im Ansehen, sondern nach dem Schneiden der Frucht erdtrittenen Körner weisser und besserer Wehl liefern. Schon der alte lateinische Schriftsteller über den Ackerbau, Cato, sagte daher: „*oraculum esto, biduo citius, quam biduo serius metere*.“ Nur das zu Samen bestimmte Getreide kann man wol mit Vortheil zu einer größeren Reife gelangen lassen, weil dies jedenfalls naturgemäßer ist.

Z. Berol. d. B. u. S. Erste Zetteln. XXXVII.

Was nun den zweiten der genannten Punkte betrifft, so finden, wenigstens bei dem Roggen- und Weizen, zwei wesentlich verschiedene Verfahrenarten statt, die beide wieder in Kleinigkeiten mannichfach abweichend ausgeübt werden. Entweder läßt man die Halme in den Tagen vor dem Aufbinden vollkommen trocknen werden, und beginnt dieses erst, wenn das Einfahren vor sich gehen soll, oder man bindet sie gleich nach dem Schneiden auf und läßt die Garben auf dem Felde zum Austrocknen stehen. Sobald diese zu dem Ende auf eine feilerhafte, ihr Austrocknen hemmende, die Ähren mit dem Erdboden viel in Berührung bringende Weise aufgestellt werden, wie es bei dem sogenannten Aufmanbeln (wo jedesmal 15 Garben auf einen Haufen zusammenkommen) der Fall ist, daß jenes Verfahren in der Regel große Vorzüge, wenn zumal viel Gras in dem Getreide sein sollte. Geschieht dagegen das Auflegen der Garben auf eine zweckmäßige Weise, austrocknet und so, daß die in den Halmen von Natur befindliche Feuchtigkeit, ebenso wie die vom Himmel kommende leicht verdunsten kann, so dürfte dem letztgenannten Verfahren ohne Widerrede der Vorzug zu geben sein. Es kann dieses Aufstellen der Garben auf sehr verschiedene Weise ausgeführt werden, die zweckmäßigste und leichteste ist aber jedenfalls, so lange nicht eine noch bessere erfunden worden, das sogenannte Puppen. Dabei werden die Garben zu vier, acht oder neun Stücken aufrecht in kegelförmige Haufen, oben mit den Ähren aneinanderreichend, unten mit den Sturzen, dem Winde einen Widerstand entgegenzusetzen, etwas auseinander, hingestellt, und diese Haufen dann mit einer etwas größeren und besonders festgebundenen Garbe, die Ähren herabhängend in der Weise bedekt, daß diese die stehenden Garben wie ein Schuttmantel umgeben und das Regenwasser an ihnen herablaufen kann. Es entstehen auf diese Weise also Haufen von fünf, neun oder zehn Garben; die von neun möchten den Vorzug verdienen, weil sie am festesten stehen und den stärksten Luftzug zum Austrocknen verlasten. Sind die Leute einmal in dem Auflegen der Puppen geübt, so stellen sie dieselben so fest hin, daß selbst heftiger Sturm keine umzuwerfen vermag, und man erlangt dadurch mehr wesentliche Vortheile:

1) Man kann das Erntegeschäft selbst bei unangenehmer Witterung ohne Unterbrechung hinter einander fortsetzen lassen, und läuft, auch bei bauerndem Regenwetter nicht Gefahr, daß die Körner verderben.

2) Es läßt sich dabei eine sehr nuzbare Arbeitstheilung und dadurch Ersparnis an der Zahl der Arbeiter bewirken, indem man dieselben Menschen erst ununterbrochen, selbst bei nicht häufiger regnerischer Witterung, das Abbringen und Aufbinden des Getreides vornehmen lassen und nach dessen Vollendung wieder ebenso zu dem Aufladen, Abladen und Fahren in der Scheune gebrauchen kann. Wer demnach nicht jederzeit über eine willkürlich große Menschenzahl verfügen, oder, sobald das Erntegeschäft durch Regen gehindert wird, nicht anderweit nützlich beschäftigen kann, sondern mit wenig Leuten, freilich in längerer Zeit, viel verrichten will und

muß, wird bei dieser Erntemethode nicht nur große Erleichterung und Bequemlichkeit, sondern auch selbst Kostenersparnis finden.

3) Die in den aufsteigenden und hängenden von allen Seiten frei von der Luft umspülten, den Sonnenstrahlen zugänglichen Garben trocknenden Körner bekommen eine lichtere, dem Käufer angenehmere Farbe und geben späterhin ein besseres, wohlsmekenderes Mehl, als die in Wagen auf dem Boden oder in horizontal liegenden, sich bedeckenden, der Luft und Sonne weniger zugänglichen Garben getrockneten, die nachmals in der Scheune durch stärkeres Schwitzen erst vollkommen dürr werden und dabei nicht selten einen unangenehmen, widrigen, dem Mehle sich mittheilenden Geruch annehmen.

Bei Gerste, Hafer und Hülsenfrüchten ist das hier empfohlene Puppen nicht anwendbar; sie sämtlich müssen (von letzteren sind nur die Saas und Pferdebohnen, welche ebenfalls in aufsteigenden, aber nicht puppenartig zusammengekehrten Bündeln austrocknen, davon ausgenommen) in den weissen Hällen in Schwaden oder Gelegen auf dem Boden trocken und werden erst, nachdem dieses vollständig erfolgt ist, zusammengebracht und aufgebunden; doch finden auch bei diesen Früchten manche verschiedene Verfahrungsarten statt und wird namentlich bei Gerste und Hafer ebenfalls hier und da eine dem Puppen ähnliche angewendet, die jedoch hier sich nicht so nützlich bewährt, und daher, nebst noch manchen andern Erntemethoden, als minder wichtig, an diesem Orte nicht weiter zu besprechen sein möchte.

Hinsichtlich des dritten Punktes gilt als allgemeine, durch keine Ausnahme beschränkte Regel, daß man stets das Getreide nur vollkommen trocken, wenn auch nicht jedesmal prosseltürr (dies ist, zumal wenn es schon längere Zeit gelegen oder gestanden, nicht unbedingt nöthig) in die Scheune oder die Feimen bringen solle. Auf dem Felde, dem Trocknen anheim gegeben, ist wol nur selten noch Getreide gänzlich verdorben, wenn man nicht ganz sorglos war; denn selbst in den ungünstigsten nassen Jahren können einzelne Perioden, bei das trockene Einbringen desselben möglich machen; aber sucht eingebrachtes, zumal von Regen durchwässertes Getreide vermodert, verschimmelt, verdirbt fast jedes Mal in der Scheune.

Bei dem Einfahren des Getreides finden ebenfalls verschiedene Verhältnisse landüblich statt, und wenn es auch unsatthast sein würde, a. d. D. ausführlich, bis in das kleinste Detail eingehend, darüber zu sprechen, so verdient doch bemerkt zu werden, daß es durch zweckmäßig eingerichtete Wagen sehr zu erleichtern ist. In ganz Teutschland haben dieselben meistens vier Räder, in England, vornehmlich in Schottland, bedient man sich dagegen zu diesem Behufe mehr der zweirädrigen Karren, welche zu gleicher Zeit weniger Zugkraft erheischen. Unvergleichlich ist es fast überall, jene Wagen sehr groß zu machen und dieselben von vier Pferden ziehen zu lassen. Vier Pferde vor zwei Wagen leisten jederzeit mehr, als vor einem; nur sehr eiserne Felder, beschwerliche Wege und Mangel an Arbeitern können daher Viergespanne bisweilen wirklich rathsam machen.

Auf die Bauart der Wagen, welche freilich oft durch die Beschaffenheit der Wege bedingt wird, kommt nicht wenig an; je breiter und länger dieselben verhältnißmäßig sein können, desto mehr läßt sich auf sie laden; je höher und tiefer, auf die nur bei hoher Ladung viel zu bringen ist, fallen leicht um. Das Getreide u. s. w. wird, wie das Heu, auf ihnen entweder gebäumt, d. h. durch einen über sie ihrer ganzen Länge nach, festgespannten Baum, den sogenannten Wischenbaum, festgehalten, oder nur durch eine geführte Begung der Garben, das Rundladen, ohne ein solches Hilfsmittel vor dem Herabfallen bewahrt. Jenes nimmt bei dem Laden etwas mehr Zeit weg, hat aber auf bergigen, unebnen, schlechten Wegen entschiedene Vorzüge.

Noch verdient die Frage einige Betrachtung: ist es zweckmäßiger, das Getreide in Scheunen oder in Feimen bis zum Ausbreiten aufzubewahren? Für letztere sind die Engländer sehr eingenommen und in ihrem sehr feuchten Klima mögen sie, der Luft mehr Zutritt verlassend, einige Vorzüge vor ungewöhnlich angelegten Scheunen darbieten; vor aber die leichte, sichere und bequeme Aufbewahrung des Getreides in auf eingerichteten, luftigen Scheunen (s. d. Art.), wie sie in Teutschland meistens stattfindet, einmal lernen gelernt hat, wird sich zur Aufbewahrung in Feimen (Arisen, Mieten) nur dann verstehen, wenn die vorhandenen Scheunen nicht groß genug sind, den reichen Ernteseignen zu fassen, dann aber auch sich bemühen, jene auf die zweckmäßigste Weise anzulegen (s. d. Art. Feime).

Nachdem wir nun die Getreidernte ziemlich genau und umständlich betrachtet haben, bleibt über die der anderen landwirthschaftlichen Gewächse, die in vielen Stücken mit jener übereinkommen, nur noch wenig zu sagen übrig. Ehe wir jedoch dazu übergehen, sei noch bemerkt, daß zwei sehr wichtige Getreidearten, der Mais und der Hirsen, hinsichtlich ihrer Ernte eine ganz andere Behandlung erheischen, als die übrigen Halmfrüchte, von der jedoch passender bei den genannten Arten selbst, als hier die Rede ist, wo nur das mehren Gewächsen auf gleiche Weise Aufkommen besprochen werden soll. Die der Dalgewächse, mit Ausnahme der des Mohns (s. d. Art.), wird fast auf gleiche Weise und mit denselben Instrumenten vollführt, wie die Getreidernte. Bei ihnen ist es noch von größter Wichtigkeit, als bei den Halm- und Hülsenfrüchten, den richtigen Zeitpunkt der Ernte wahrzunehmen, d. h. sie nicht zu reif werden zu lassen, weil sonst ein ungemein großer Körnerverlust erfolgt. Diefen, der niemals ganz zu vermeiden ist, doch möglichst zu vermindern, wird es auch nöthig, diese Gewächse nicht nur unmittelbar nach dem Abschneiden, das bei sehr hohem und starkem Kaps mit der Sichel geschehen muß, gleich in Bündel zu binden oder in Haufen zusammenzu bringen und sie hierin, jene aufrecht stehend, abtrocknen zu lassen, sondern auch bei ihrem Einfahren die Wagen, zum Auffangen der leicht ausfallenden Körner mit großen Leinwandplanen auszulagern, oder mit Segeltuch auszuslagern, überhaupt mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen.

Bei der Heuernte bedient man sich zum Abbringen der dazu bestimmten Gewächse, des Grases, des Klees, der Luzerne, der Sparsette etc., fast nur der Ernte in ihrer einfachen Form (der sogenannten Grassensel), d. h. einer Ernte ohne besondere Vorrichtung zum Zusammenhalten des Abgeschnittenen, ohne Gerüste oder Biegel, wie sie bei der Ernte der Palmstriche nöthig ist. Sehr selten und sehr nur im Kleinen kommt die Sichel dazu in Anwendung. Über die fernere Vertheilung des Heu's s. d. Art.

Bei der Obsternte werden die Früchte den Bäumen entweder durch Schütteln oder durch Schlagen, oder durch das sorgfältige Pflücken entnommen. Das Erstere findet nur bei den gewöhnlichen Pflaumen und den härteren, oder minder guten Äpfeln und Birnenarten statt; das Zweite bei den Nüssen, das Dritte bei den Kirichen, Pflirschen, Aprikosen und allen seinen besseren übrigen Obsternten. Die gewonnenen Früchte werden in Körben sorgfältig an den bestimmten Aufbewahrungsort gebracht und hier auf verschiedene Weise bald längere, bald kürzere Zeit, je nachdem ihre Beschaffenheit und die Umstände solches erheischen, aufbewahrt.

Die Ernte der Kartoffeln und anderer Knollengewächse, sowie überhaupt sämtlicher sogenannter Erdgewächse, der Rüben aller Art, des Kohles etc., wird nicht sowohl durch deren eigentliche Reife, die im botanischen Sinne bei den meisten, z. B. bei allen Kohl- und Rübigengewächsen, gar nicht in dem Jahre ihrer Benützung erfolgt, bestimmt, sondern vielmehr durch die Jahreszeit, indem man sie im Herbst so lange fortwachen läßt, als die Witterung und die Furcht vor Nachfrösten es gestattet; es ist jedoch nicht wohlgethan, gar zu lange mit der Ernte zu warten, weil sie, je früher die Tage und unfreundlicher die Witterung werden, mit desto mehr Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und Kostenaufwand verbunden ist. Der Monat October ist gewöhnlich der passendste dazu.

Die Kartoffeln werden entweder ausgepflügt, bald mit dem Haken, bald mit dem Pfluge, oder aus der Erde gehoben mit verschiedenen Werkzeugen, bald mit dem Spaten, bald mit der dreijährigen Gabel, bald mit der Hacke, bald mit dem Karst, dem Kartoffelheber; dann aufgetrennt und gemeinlich in auf Wagen besetzten Kisten, seltener in Säcken an ihren Aufbewahrungsort geschafft. Das Auspflügen ist vorteilhafter, als das Ausheben, sobald man das Spannvieh zur Zeit der Kartoffelernte ohne Verletzung anderer wichtiger Arbeiten schädeln entdecken kann. Wo dieses aber nicht der Fall ist, und sich Leute finden, welche die Kartoffelernte, mit Ausnahme des Einfahrens, im Accord übernehmen, beschneidet man das Herausheben den Vorzug, und ist dann das Zugvieh nur zum Einfahren des Ertrags zu benutzen. Da sich da, wo diese Einrichtung besteht die Leute, weichen daran liegt, in einem Tage recht viel fertig zu bringen, vorzugsweise des Spatens oder des Kartoffelhebers zum Herausnehmen der Stöcke bedienen, ist wol mit Gewißheit anzunehmen, daß diese Werkzeuge vorzüglich taugbar dazu sein müssen. Das Ausfrewahren der Kar-

toffeln geschieht in Kellern oder Gruben oder Häufen (Mieten, Heimen), in den ersten und letzten am besten. Man darf sie, aus Besorgniß, daß der Frost einbringen möge, nicht zu zeitig im Herbst schleifen, sondern muß die Früchte vorher erst satfam ausdünken lassen, weil sie sonst leicht in Fäulniß übergehen.

Die verschiedenen Wurzel- und Rübigengewächse, welche zu verschiedenem Besuche, am meisten jedoch zu Viehfutter für den Winter angebaut werden, kommen in ihrer Behandlung bei der Ernte ziemlich mit den Kartoffeln überein; sie werden gewöhnlich mit einem der genannten Werkzeuge aus der Erde gehoben, nur selten ausgepflügt, von ihren Blättern befreit, und in Wagen an den Ort ihrer Aufbewahrung geschafft, die entweder in Kellern, oder in Häufen stattfindet. Dabei ist zu bemerken, daß man jedesmal einige vorzüglich große und schön ausgebildete gern ausucht und mit besonderer Sorgfalt während des Winters aufbewahrt, um sie, im nächsten Frühjahr wieder in das freie Land zu pflanzen und guten Samen von ihnen zu gewinnen; denn alle diese Gewächse sind zweijährige Pflanzen, die im ersten Jahre bloß ihre zur menschlichen und thierischen Nahrung geeigneten Wurzeln und Blätter, im zweiten erst ihre Samen zur Erhaltung des Geschlechts auf Kosten jener ausbilden.

Die meisten der vom Landwirth cultivirten Handelsgewächse, z. B. fast sämtliche Gelpinnst, Harde, Gewürz, Arznei- und zu verschiedenen anderen technischen Zwecken dienende Pflanzen, Flach, Hanf, Krapp, Waid, Wahn, Tabak, Anis, Koriander, Fenchel, Camillen, Süßholz, Weberkarden etc., weichen in ihrer Behandlung bei der Ernte von dem im Allgemeinen dabei zu beobachtenden Verfahren oft gänzlich ab und kommen, jedes eine andere fordernd, darin nur wenig mit einander überein; es kann daher nicht hier, sondern nur bei jedem einzelnen dieser Gewächse die Rede davon sein; hier genügt, darauf aufmerksam gemacht zu haben. (Schweizer.)

ERNTEHÜTER (der), le Messier, Custos Messium, ein abe am Nordpol zwischen Cassiopea, Kepheus und dem Kameleopard bei Gelegenheil des Kometen von 1774 von der Lande aus mehreren kleinen bis dahin noch ungsformten Sternen, unter denen sich eben der Komet befand, gebildetes Sternbild. Über den Namen drückt sich sein Urheber so aus: „On appelle Messier en François celui, qui est proposé à la garde des moissons ou des trésors de la terre. Ce nom semble naturellement se lier avec celui de Mr. Messier, notre plus insatigable observateur, qui depuis plus de trente ans est comme proposé à la garde du ciel et à la découverte des Comètes.“ Man findet dies Bild zuerst auf dem Globus des la Lande vom Jahre 1775 und auf dem von Messier selbst vom Jahre 1780. Es enthält nur Sterne der sechsten und sechsten Größe. (Richter.)

ERNYEI oder ERNEY, ein samstaltlicher und den Frieden liebender ungarischer Patriot unter den Königen Andreas I. Bela und Salomon. Er war bereits unter Andreas I. im J. 1055 Obergespan, und gab sich alle Mühe, zwischen dem Könige Salomon und dessen

Brüdern, den Herzogen Gysa, Ladislaus und Lampert, den Griechen zu erhalten. Als im J. 1073 der König Salomon auf einer Insel bei Gran mit den drei Herzogen zum Schluß Frieden schloß, wurden Wid (Wid) und Erzei zu Friedensbürgern gewählt: aber bald neigten sich beide Parteien zum Kriege, Erzei rief den Könige fortwährend zum Frieden, aber Wid ermunterte ihn zum Friedensbruch. Wid stellte dem Könige vor, daß Gysa's Truppen nur aus unersahenen Mähren und Adelsleuten bestanden, mit welchen man bald fertig werden würde. Als dies der sanftmüthige, friedliebende Erzei hörte, brach er in Thränen aus. Da dies der König bemerkte, sagte er zu ihm mit Empfindlichkeit: „Erzei, mir scheint es, daß Du es mit den Herzogen hältst, und Dich vor mir verstellst?“ Erzei antwortete: „Mein König, ich kann mich nicht verstellen, aber ich will nicht, daß Du gegen Deine Brüder Krieg führen sollst und Landleute gegen einander kämpfen und wechselseitig Blut vergießen möchten, der Vater gegen den Sohn, der Sohn gegen den Vater!“ Dann wandte er sich zu dem Rathgeber Wid und sagte: „Du rätst dem Könige zum Krieg gegen die Herzoge und sehest ihre Truppen dadurch herab, daß sie Mäher und Heutheuer anwerben; aber es ist zu fürchten, daß tausend Mäher todt mären werden, daß zehntausend Reiter nicht hinreichen dürften, es zu sammeln. Nur Gott wird es wissen. Wir sind allerdings verpflichtet, für unsern König zu sterben; aber es wäre besser, tüchtigem Rathe zu folgen!“ Fruchtlos war Erzei's weise Rüge. Der König folgte dem blutigen Rathe Wid's und schlug nach kurzer Zeit sein Lager auf dem Felde Kalos (Kalosch) auf, die Herzoge aber mit ihren böhmischen Hüfstruppen der Gzintota (eine Meile von Pest). Nur der Berg Mosorod trennte beide Lager. Wid versicherte den König, die Feinde würden fliehen, sobald sie sein Lager sehen würden, aber Erzei erwiderte: „Es wäre ein großer Wunder, wenn sie vor und laufen würden. Sie haben doch nicht deswegen die Donau hinter ihrem Rücken gelassen, um entfliehen zu können, sondern ohne Zweifel beschlossen, auf dem Kampfsplatze zu siegen oder zu sterben.“ Der traurige Erfolg rekräftigte diesen Ausspruch. Wid griff ihnen Hügel des feindlichen Heeres an, brach aus den von ihm verachteten Wäldern heraus, allein diese widerstanden tapfer und erschlugen ihn und seine Soldaten. Die Herzoge erloschen einen vollständigen Sieg über den König. Auch der patriotische Erzei fiel in diesem Kampfe. Als der Herzog Ladislaus ihn unter den Todten liegen sah, sprach er weinend vom Pferde herab, anarmte und küßte ihn, und rief aus: „Friedenliebender Erzei, ich belege Dich als einen leblichen Bruder, denn Dein Herz und Dein Rath zielte stets nach Frieden!“ Er ließ ihn dann zu Waizen 1074 mit Anstand begraben *).

Erobratos *Caad.*, f. Nigella.

EROBERUNG einer Stadt oder Festung kann auf verschiedene Weise erfolgen: durch List vermittelst eines unerwarteten Überfalles, durch die unvorbereitete Besagung

und die Einwohner nicht zu versetzen vermögen; oder mittelst Unerwartetseins mit einem oder mehreren Einwohnern; oder durch offensbare Gewalt, indem man den Ort völlig einschließt, um ihn bloßirt zu halten und durch Mangel zur Übergabe zu zwingen, oder indem man eine förmliche Belagerung unternimmt und den Feind durch Zerstörung seiner Verteidigungsmittel zur Übergabe nöthigt. Den alten Griechen und Römern fehlten mancherlei Werkzeuge und Anstalten nicht, die festen Städte zu bezwingen, deren Mauern sie durch ihre Wandelhürnen überhöheten und durch den Sturmboß zu fällen suchten, oder sich durch Untergraben derselben einen Weg in die Stadt bahnten. Durch die Zerstörung des abendländischen Kaiserthums hatte sich die Form und Einrichtung jener Kriegsmaschinen verloren. Die eroberten Barbaren hatten nur Kühnheit und Entschlossenheit in den eroberten Ländern beibehalten. Mit Vernichtung jeder Todesgefahr kannten die Franken, Normänner und die Wälder teutschen Stammes bloß den Sturm durch Leiterrücklegung in Verbindung mit dem Feuer, um feindliche Städte und Schloßer zu bezwingen, wo daher jene oft Monate, ja wohl Jahre lang Widerstand leisteten, bis nach fünf oder sechs Jahrhunderten das im Morgenlande ersundene Schießpulver, — damals flüssiges Feuer genannt, — wol durch die Kreuzzüge zuerst nach Italien und durch die Mähren nach Spanien gebracht ward, und der Gebrauch der Feuergeschütze sich von da in ganz Europa verbreitete. Schon im J. 813 eroberte der Bulgaren-Khan Krummoss die Stadt Mesembria, und besam darin 36 große Mähren (*algares*) und flüssiges Feuer (*καταρροειν πυρσπος*), um daraus zu schießen, und zwischen 890 und 910 gab Kaiser Leo der Weise sechzig ausgefuchsten, entschlossenen Männern seiner Leibwache Handrobre (*γυροαlgares*), um mit Feuer daraus zu schießen. Er unterrichtete diese Schützen selbst im Gebrauch dieser Artillerie, die sie hinter ihren Schilden führten, gegen den Feind (*Theophanis Chronographia* lib. Paris 1655. p. 422 und *Leonis Constit. imperialium* XIX.).

Kaum waren die Feuergeschütze bekannt geworden, als sie auch schon ein Mittel zur Eroberung der Städte und Schloßer durch Niederschießen der Mauern darboten, besonders als man die feineren Kugeln gegen eiserne vertauschte, was weit früher in Spanien und Frankreich, als in Teutschland und Italien geschehen war. Weil sie jedoch wegen ihrer Größe und Schwere nur mit Mühe fortgebracht werden konnten, nahm man noch im 16. Jahrhunderte, im großen niederländischen Unabhängigkeitskriege, noch immer seine Zuflucht zu mancherlei verstellten Anschlägen, um feindliche Orte durch liberal zu erobern, weil es damals, selbst bei Festungen, noch durch den Mangel der Außenwerke und eines breiten Weges erleichtert ward. Schloss sind die Erfindungen und Mittel, deren man sich bediente, um den Feind zu täuschen, ihn unerwartet anzugreifen und zu übermächtigen. Bald mußte eine Verkleidung der Kriegskleute in Bauern und Weiber dienen, sie unerachtet in eine Stadt zu bringen — der Niederländer Martin Schenk zeichnete sich besonders hierin durch tausend und aber tausend listige Anschläge

* f. Bubai, Kalosch, Pest.

aus, sie ihm der selbgeschlagene Überfall auf Hymnwegen das Leben kostete. Die in diesem Kriege aufgetretenen Augenblicke mit den denselben aufgestellten Nachforschungen, sowie überhaupt die eingeführte strengere Dienstordnung, machten das Gelingen solcher Unternehmungen schwieriger; — sie schlugen in der spätern Zeit mehrmals fehl. So Gremona, Bülch 1793 und Bergen op Zoom 1815, wo die Engländer schon Herren der Stadt waren, und dennoch von den Franzosen wieder hinausgeschlagen wurden.

Ein Angriff mit offenkundiger Gewalt, ohne förmliche Belagerung, kann nur bei einer nicht regelmäßig besetzten Stadt und bei entschiedener Überlegenheit stattfinden. Die neuesten Beispiele davon sind Dresden 1813 und Paris 1814; von denen jenes durch mangelhafte Disposition zum Angriff schlug, das letztere aber einen günstigen Erfolg hatte, weil es gelang, dem Feinde sich überlegen zu zeigen und weil die in Parteien zertheilten Einwohner zu wenig Antheil an der Vertheidigung nahmen.

Regelmäßige Festungen können nur durch eine regelmäßige Belagerung erobert werden. Die dazu nöthige Zeit steht mit den Mitteln und der Intelligenz des Angreifers und des Vertheidigers im Verhältniß. Daher der große Unterschied in der Dauer der Belagerungen, die in früheren Kriegen bisweilen so viele Jahre erforderten, als in der neuern Zeit Wochen. Zunächst wol deshalb, weil die Vertheidigung in ihrer Ausbildung mit dem Angriff nicht gleichen Schritt gehalten hat, indem man bei jener ein Hauptmotiv: die Erhaltung des Geschüßes zur kräftigen Gegenwehr, vernachlässigte. Baubau's Rilschetschuß und noch mehr Cöbern's Burzfeuer, richtig gebraucht, zerstören sehr bald alle Geschüße auf den offenen Wällen, die dem feindlichen Drecksfeuer dann Nichts entgegenzusetzen haben, als die Kraft der Trägheit ihrer Massen, die zwar Etwas, doch nicht genug leistet, den Gang der Belagerung wirksam aufzuhalten. Sie ist, durch die Wirkung der ersten Batterie begünstigt, bis zur dritten Parallele und dem Couronnement vorgeschritten; die etwa vorhandenen Contregalerien sind durch die Wirkung der mit Einsicht angelegten Schachtmägen unbrauchbar gemacht, die ohnehin nur wenig leistenden Planken durch die Detonirbatterien wegschleudert, und ein Wallbruch von hinreichender Breite ist vorhanden, der Damm über den Wassergraben, oder die Planenbedeckung über einen trocknen beinahe vollendet; — Nichts steht der Eroberung durch Capitulatio, wenn sich der Commandant der Festung aus Kleinmuth oder aus Mangel gehöriger Vertheidigungsmittel dazu hinneigt, oder im entgegengekehrten Falle durch Sturm entgegen, wenn eine entschlossene Besatzung es darauf ankommen lassen will, und es ihr vielleicht gelingt, den Belagerer in dessen letzten Momente der Vertheidigung zurückzuschlagen, wie bei Saragossa, wo es durch zwei Kanonen geschah, die in einem Hause hinter der niedergeschossenen Mauer aufgestellt waren. Hier bemühten die Einwohner jedes einzelne, mit Schußwaffen versehene Haus, zu ihrer fortgesetzten Vertheidigung; sie mußten durch Sprengen desselben vertrieben werden, und

gaben durch ihre Vertheidigung ein unvergeßliches Zeugniß ihres unerlöschlichen Muthes.

Wird die Festung mit stürmender Hand erobert, dann ist gewöhnlich die Plünderung der Stadt eine Folge davon, man muß daher alle nur mögliche Mittel zu Erhaltung der Ordnung und Verhinderung der Ausschweifungen anwenden. Nur selten sind die Beispiele von Mannszucht, daß die Soldaten nach Eroberung der Festung in ihrer Stellung ruhig verharren, ohne die in der Stadt entstandene Unordnung und Muthlosigkeit zu ihrem Vortheil zu benutzen. So mußten nach Eroberung der Festung Schweidnitz mit Sturm 1761 vier Schwadronen österreichische Cavalerie in die Stadt rücken, um der schon einige Stunden währenden Plünderung ein Ende zu machen. Doch hatten die russischen Grenadiere sich nach Erstigung der Festungswerke bei ihrem Gewehr ruhig niedergelegt, und war keiner davon weggegangen. Das Gegenstück fand bei den Franzosen statt, wo auch während des Kaiserreiches die Mannszucht nur wenig besser war, als bei den republikanischen Armeen.

Wenn die Einnahme einer Festung ein Werk der durch Intelligenz geleiteten Tapferkeit ist, muß man die Eroberung einer Provinz, oder eines ganzen Landes als eine strategische Operation ansehen, indem man sich der Kolonnenwege bemächtigt, die in das zu erobrende Land führen, besonders aber dener, welche die Verbindung mit den zur Unterstützung hinten oder neben ihm stehenden Armeecorps bilden. Sie werden dadurch gezwungen, ihre gehaltenen Stellungen zu verlassen. Die das Land bedeckenden festen Posten werden nach Umständen besetzt, oder wenigstens die, zu dem Behuf bestimmten Truppen so aufgestellt, daß der Feind jene Posten nicht vor ihnen einnehmen kann. Ohne Festungen, wenigstens provisorische, läßt sich kein Eroberungskrieg führen. Es ist vortheilhaft, sich schon vor der Eroberung des Landes von allen Hilfsquellen desselben zu unterrichten: was es der Armee gewähren kann? wo etwa die Magazine und Deposits anzulegen, welche Vorräthe und wo sie aufzubehalten sind? Es gibt kein andres Mittel, in einem offenen Lande die Invasion einer stärkern Armee zu hindern, und die dadurch bewirkte Eroberung des Landes, als eine starke Contrasteckung, mit 6000 bis 8000 Mann besetzt und stark genug, ihre Eroberung ein bis zwei Monate hinauszuverschieben, wenn sie von dem Feinde belagert wird. Anders verhält sich's mit einem Lande im Hochgebirge, wie z. B. die österreichischen Provinzen an der italienischen Grenze. Hier lag 1809 auf einem steilen, fast unersteiglichen Berge bei Malborghetto, 180 Fuß über der Felsa, der Pösten Albalano, aus zwei Blockhäusern bestehend, die durch einen in den Felsen gebauenen Gang von acht Fuß Höhe verbunden waren. Ein drittes Blockhaus lag dicht an der Straße, auf dem Predil, einem Bergkegel, und war mit 222 Mann und zehn Geschützen besetzt. Ohne diese beiden Posten erobert zu haben, konnte man nicht über die Karntnerrischen Alpen gehen; sie waren daher mit Schießbedarf, Lebensmitteln und Ausrüstungen auf sechs Wochen versehen, wurden aber von den Franzosen beide

in zwei Tagen erodert, und dadurch der Eingang aus Italien eröffnet.

Neu eroberte Provinzen haben gewöhnlich eine andere Regierungsverfassung, als das Land des Eroberers, und sie wird ihnen gewöhnlich noch eine Zeit lang gelassen, ehe man sie völlig dem letzteren einweihet, — doch mit Unrecht! Jene Landestheile sind fast immer noch ihrem ehemaligen Herrn zugeeignet und unzufrieden; die Beibehaltung ihrer ehemaligen Verfassung erinnert sie unauflöslich an das, was sie waren und was sie jetzt sind. Mehrere Verordnungen der neuen Regierung müssen dennoch stattfinden; sie sind vielleicht theilweise den älteren entgegen, und diese müssen deshalb Modificationen erleiden; nun entsteht Ungewissenheit und Zweifel der Staatsbeamten, die oft zum Verdruss der Einwohner entschieden werden. Alles dies fällt weg, wenn unmittelbar nach der Besitznahme die Verfassung nach den Vorschriften des neuen Regenten eingeführt wird: wäre sie auch sogar nicht besser, als die ältere bestehende, werden doch die Einwohner sich bald daran gewöhnen, und die Gewohnheit wird ihnen das Anfangs brüderlich erscheinende, als unabhängig, erträglich machen. (v. Hoyer.)

Erodendron Salub., f. Proten.

ERODIUS. *Erodios*, einer von den Söhnen des Melaneus und der Hypobamia. Er wurde vom Jupiter und Apollo in einen Vogel seines Namens verwandelt. (Richter.)

ERODIUM (Reichersnabel, *erodios*, Kleider). Unter diesem Namen trennte Héritier (*Candolle* l. frang. IV. p. 338) von Geranium eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung (Pentandria) der sechszehnten Einseiden Classe und aus der natürlichen Familie der Geraniaceen. Char. Der Kelch fünfblätterig, an der Basis gleich; fünf, meist gleiche Corollenblätter; die Staubfäden an der Basis breit, fast zusammengewachsen: fünf fruchtbare wecheln mit ebenso vielen unfruchtbaren, zahnförmigen ab; an der Basis der Staubfäden befinden sich fünf Nektarschuppen; fünf vereinigte Griffel mit getrennten, pfriemenförmigen Narben; fünf einsamige, geschändelte Schlauchfrüchte: die Schnäbel lösen sich bei der Reife von Unten nach Oben von dem Mittelsäulen, brechen sich spiralförmig und sind auf der inneren Seite bürzig. Gegen fünfzig Arten dieser Gattung sind bekannt, welche meist als Kräuter, selten als Staudegewächse über viele Länder zerstreut, vorherrschend aber im Gebiete des Mittelmeeres vorkommen. In Deutschland finden sich nur zwei Arten: 1) *Er. cicutarium* *Leman* (*Cand.* l. c. p. 840, *Geranium cicutarium* L., *Schkuhr*'s Handb. T. 190 h.), ein in fast ganz Europa, im nördlichen Afrika und im Mittelasien einheimisches Sommergewächs mit niedergerestrecktem, behaartem Stengel, doppelt-halbgefiederten Blättern, vielblumigen, dolbenförmigen Blütenrispen und etwa zwanzig ungleichen Corollenblättern. Nach dem Volksglauben soll dieses Kraut ein gutes Wundmittel sein, und den, welcher es bei sich trägt, gegen das Weschelsieber schützen. *Candolle* (*Prodr.* l. p. 646) führt sechs Formverschiedenheiten auf, welche andere Schriftsteller als ebenso viele besondere Arten betrachten: a) *Er. cic. praecox* (*Cavendish* diss. t. 126. f. 2), stengellos, mit rosenförmig

ausgebreiteten Blättern, deren Fäden eingeschnitten sind und rosenrothen Corollenblättern, welche größer, als der Kelch sind, auf sonnigen Abhängen; β) *Er. cic. pimpinellae-folium* (*Ger. pimpinellae-folium* *Cav.* l. c. f. 1), mit zuletzt aufrechten Stengel, langgestielten Blättern, zugespitzten Stängeln und Corollenblättern, welche von gleicher Länge mit dem Kelche sind, auf Wiesen; γ) *Er. cic. chaerophyllum* (*Ger. chaerophyllum* *Cav.* l. c. t. 95. f. 1. *Schkuhr* a. a. D.), vielstengelig, niedergerestreckt, mit fein-halbgefiederten Blättern und blaßrothen oder welschen Blumen, auf trocknen, feinen Plätzen; δ) *Er. cic. pilosum* (*Thunberg* fl. par. ed. 2. p. 347), wie die vorhergehende Art, aber dicht behaart und mit dunkel purpurrothen Blumen, auf Sandböden; ε) *Er. cic. cicutae-folium* (*Thunb.* l. c.), meist stengelbildend, mit ablangen, stumpf-eingeschnittenen Blättern und blaß-rosenrothen Blumen, auf sonnigen Plätzen; ζ) *Er. cic. bipinnatum* (*Ger. bipinnatum* *Cav.* l. c. t. 126. f. 3. *Er. Petroselinum* *Hér.* diss. n. 9. *Geranium numidicum* *Poir.* voy. en Barb. II. p. 101) mit ausgebreiteten Stängeln, halbgefiederten Blättern und linienförmigen Abschnitten, im nördlichen Afrika. 2) *Er. moschatum* *Willdenow* (*Sp. pl.* III. p. 631. *Sturm* *Zeitschl.* fl. II. 5. *Geranium moschatum* L., *Jaquin* hort. vind. l. t. 55. *Cav.* l. c. t. 94. f. 1. *Gürtner* t. 79), wie die vorhergehende Art, aber die Blattspreiten gestielt, eiförmig, ungleich-geägt-eingeschnitten, die Blüten kleiner. Dieses Kraut, welches nach Weichs nach, während *Er. cicutarium* beinahe dem Geruch der Moosrüben hat, findet sich im südlichen Europa häufig, im nördlichen Deutschland aber selten auf Äckern, Schutthäufen und an Wegen; es war früher unter dem Namen *Aeus muscata* oder *Herba geranii moscati* als schwach zusammenziehendes, aromatisches Mittel in ärztlichem Gebrauche. (A. Sprengel.)

ERODIUS. Fabricius brauchte diesen, bei Aristoteles, Plinius u. A. zur Bezeichnung einer Vogelgattung angewendeten Namen für eine Alergattung aus der Abtheilung der Heterometen, und der Familie Pinclinariae.

Die hierher gehörigen Arten zeichnen sich im Allgemeinen durch einen eiförmigen oder linsförmigen Körper aus, bei dem das Halschild am Hinterrande ebenso breit ist, als der Brustrand der Deckflügel, und die Vorderbrust nach der Mittelbrust hin in einen stumpfen Vorsprung oder in einen Stachel ausläuft. Ein Schildchen ist nicht vorhanden und die Deckflügel sind an der Naht zusammengewachsen, an den Seiten breit und tief untergeschlagen und die Hinterbrust und den Hinterleib an den Seiten überdeckend. An den Schienen führen sie lange Endschäkel und die Hinterschenkel sind nicht länger, sondern meistens kürzer als der Hinterleib.

Fabricius *) kannte nur fünf Arten dieser Gattung, aber bereits Latreille **) vertheilte die seitdem noch bekannt gewordenen Arten in die Gattungen *Erodias*, *Zophosis*

1) *Systema Eleuth.* T. I. p. 121.

2) In *Caster*, *Ragne animal.* T. V. p. 7.

und Nyctelia, von denen jedoch Nyctelia jetzt zu einer andern Gruppe gezogen wird.

Soller¹⁾ stellte auf die Fabricius'sche Gattung Erodus gegründet, die Gruppe Erodites auf, und gibt folgende Kennzeichen an: das Kinn fällt die ganze Mundöffnung aus und sein Umriss bildet ein am Gipfel ausgezogenes Pentagon; die von dem Kinn ganz bedeckten Kiefer endigen sich in zwei breite, dicke, lang behaarte Kappen; die Kiefertaster besitzen vier, die Lippentaster drei Glieder; die vordern und mittlern Hüften sind freikund und werden ganz von der Vorder- und Hinterbrust umschlossen; die Schienen besitzen kleine, in Gruben lebende Stacheln, die Tarsen kleine stachelartige Worfken; das Halsschild ist vorn stark ausgezogen, seine Vorderenden umschließen den kleinen Kopf bis an die Augen, sein Hinterrand ist gebuchtet und die spitzigen Hinterecken umschließen die Schultern der Deckflügel.

Man findet diese Insekten auf der Erde kriechend, besonders in sandigen Gegenden, wo sie sehr schnell und lebhaft sind, sich auf der flucht in den Sand einzuwühlen und von verwesenden vegetabilischen und animalischen Substanzen leben. Sie sind in Afrika, Ostasien und Süd-europa einheimisch. Ihre frühere Stände kennt man noch nicht.

Es zerfällt nach Soller die Gruppe der Eroditen in die Gattungen Leptonychus, Arthrodes, Diodontes, Erodus, Anodesis und Zophosis.

1) Leptonychus²⁾. Die Vordersehen zweigähmig, die Kinnbäden ohne sehr breit, mit zwei Endzähnen; die Fühler dünn, lang, zehngliedrig, das letzte Glied vier, länglich eiförmig. Man kennt bis jetzt nur zwei am Senegal einheimische Arten.

2) Arthrodes. Die Vordersehen zweigähmig, die Fühler kurz, zehngliedrig, das Endglied dick, knopfförmig, die Kinnbäden an der Spitze stumpf gezähnt. Die drei bis jetzt bekannten Arten stammen aus Ägypten.

3) Diodontes. Die Vordersehen zweigähmig; die Kinnbäden an der Spitze zweigähmig mit einem großen Zahne auf der Oberseite; die Augen eingesenkt, schmal, viel breiter als lang und nach der Unterseite hin verlängert; die Fühler elfgliedrig, das dritte Glied beträchtlich verlängert, das zehnte abgeflacht, das elfte sehr kurz, in das zehnte eingesenkt. Zwei Arten sind am Senegal, eine am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden.

4) Erodus. Die Vordersehen zweigähmig; die Kinnbäden ohne Zahn auf der Oberseite; die Augen klein, rund, nur auf der Oberseite sichtbar; die Fühler elfgliedrig; die Hintersehen fünf zusammengedrückt, breit.

Man kennt bereits gegen sechzig Arten dieser Gattung, von denen auch mehrere in Griechenland, Italien und Portugal vorkommen. Sie dienen im Bau der Fühler und Vordersehen wieder mehrere Abweichungen dar, indem bei einigen die Fühler lang und dünn, bei andern

dicker und kürzer sind, auch die letzten Glieder derselben sich auf verschiedene Art mit einander verbinden. Ebenso finden sich bei manchen die Vordersehen schmal, die beiden Zähne scharf abgesetzt, bei andern breit, und die beiden Zähne nur durch eine Ausbuchtung der Außenseite gebildet.

5) Anodesis. Die Vordersehen zweigähmig; die Augen schmal, viel breiter als lang, nach unten hin verlängert; die Fühler elfgliedrig; die Schenkel von der Spitze ab kegelförmig verdickt. Es ist bis jetzt nur eine Art am Senegal gefunden worden.

6) Zophosis³⁾. Die Vordersehen ungezähnt; die Kinnbäden ohne Zahn auf der Oberseite; die Augen schmal, elliptisch, schief auf der Oberseite stehend; die Fühler deutlich elfgliedrig, die Endglieder deutlich getrennt.

Auch diese Gattung, von welcher man gegen vierzig Arten kennt, ist über ganz Afrika und das südliche Europa verbreitet. (Germar.)

ERÖFFNUNG, ein sehr vieldeutiges Wort, im Allgemeinen die Öffnung, Zugänglichmachung einer Sache, welche in der Regel geschlossen sein soll, und daher öffnet gegen eine die Öffnung verbindende physische oder moralische Kraft, ausdruddend. Deshalb wird es

I. im physischen Sinne, z. B. in der Medicin, in dem Ausdruck: eröffnende Mittel (lat. aperientia) von solchen Mitteln gebraucht, wodurch die Hindernisse der Ab- und Aussonderungen im Körper beseitigt, die vieljährigen Organe geöffnet und jene Sec- und Excretionen, besonders der Stuhlgang, befordert werden; in der Kriegswissenschaft: Eröffnung der Aufgrabungen, das Graben derjenigen Tranchée vor einer belagerten Festung, welche dazu dient, die Parallelen mit einander zu verbinden, damit die Truppen gedeckt aus einer in die andere gelangen können. Daß dies — darum gewöhnlich das Werk einer Nacht — den Widerstand des Feindes gegen sich hat, liegt in der Natur der Sache. Man wird hiernach im physischen Sinne das Wort Eröffnung nur da brauchen, wo eine Gewalt dagegen ist. Man sagt das her in der Regel von dem gewöhnlichen Aufmachen einer Hausthüre, eines Fensters u. nicht: „eröffnen“, sondern „öffnen.“ Jenen Ausdruck würde man höchstens hier dann gebrauchen, wenn ein Widerstand vorhanden wäre. Doch pflegt auch hier oft das einfache Öffnen angewendet zu werden. Man sagt z. B. das Öffnen einer Ader, nicht das Eröffnen derselben, ungeachtet dies eine Art von Widerstreit gegen den natürlichen Zustand der Ader ist, wahrscheinlich weil dabei ein nur unmerkbarer Widerstand stattfindet, wogegen man von der Gangbarmachung einer Ader in einem Steinbruche jedenfalls Eröffnung sagen würde⁴⁾. In allen diesen Fällen entspricht dem Worte: Eröffnen, das lateinische Aperire.

II. Wenn die Hindernisse beseitigt sind, so steht die Sache offen, es hindert nichts, sich dieser zu bemächtigen. Vorstehendem physischen Gebrauche des Wortes: Eröff-

5. Monographie de la famille des Coleopterides in den Annales de la soci. entom. de France. Tom. III. 1834. p. 500.
4) Geseleat in Silbern. Rev. entom. Vol. I. 1833. p. 26. tab. 1.

5) Latreille, Genera Crust. et Ina. T. II. p. 146.

1) Gröfenheil gegen Aderung, in dessen Wörterbuche u. b. B. Gröfenheil.

nung, entspricht daher der moralische da, wo es soviel als „Erbfolge“ heißt, i. d. Eröffnung einer Stelle und vorzüglich Eröffnung eines Lebens (apertura feudis), d. h. der Zustand eines Lebens nach Erbschaft des Rechts aller derer, welchen das Erbe mittels einer und ebenderelben Investitur befaßt worden ist¹⁾. Der Fall einer solchen Lebenseröffnung — Lebensheimfall, Eröffnungsfall (casus aperturae) — tritt ein, wenn der Basall ohne Lebenserben gestorben ist. Ein solches Leben nennen die Urkunden ein feudum per mortem vasallorum legitime devolutum, und sagen davon, daß es dem Lehenherrn lediglich oder ledig und los erkorben, nach des Basallen Abgang auf jenen erkorben oder heimgefallen sei. Das kann aber so lange von einem Leben nicht gesagt werden, als noch Mitelbente vorhanden sind²⁾. Der Aperturfall tritt ferner ein, wenn der Basall Felonie (s. d. Art.) begangen, oder das Leben ausgeschlagen, restituirt hat (s. d. Art. Lebensrestitution), sonst auch durch den Ablauf der Zeit, auf welche ein Leben verliehen war, sowie durch die Verjährung des nugharen Lebens Eigentums³⁾. Als ein den Heimfall des Lebens bewirkender Feloniefall wird in der Regel angesehen, wenn der Basall das Leben ohne Zustimmung des Lehenherrn veräußert⁴⁾. In allen diesen Eröffnungsfällen steht das nughare Lebens Eigentum an den Lehenherrn zurück, der Lehenherr und Lehenmann werden in Einer Person, es werden das directe und nughare Eigentum vereinigt — Consolidatio; das Leben wird ein heimgefallenes, eröffnetes, lediges Leben. Doch wird bei alten Leben im Fall der Eröffnung durch ein Verbrechen des Basallen gegen den Lehenherrn Lehenem die Consolidation zuweilen freitig gemacht⁵⁾. Auch der Besitz wird durch die Lebenseröffnung apert, da nicht der Lehenherr, sondern der Basall den Besitz des Lebens hatte. Will ihn daher der Lehenherr haben, so muß er ihn, wie jeden andern Besitz, ergreifen; die Eröffnung des Lebens gibt ihm hierzu das Recht. Diese Rechte ist nun aber entweder schlechtthin (simpliciter, in perpetuum) geschieden, oder nur auf eine Zeit lang (temporarie), das Erbe, wenn durch die Eröffnung das Recht aller derer erloschen ist, die in einer und derselben Investitur begriffen sind, das Rechte, wenn nur das Recht des Basallen und seiner Descendenten, nicht der Agnaten und Mitelbenten, untergegangen ist, wie solches durch Felonia und quasifeloniam juris germanici des Basallen, durch extinctio (für den Lehenherrn zugleich acquisitive) Verjährung des Nughareigentums gegen den Basallen, die also den

Agnaten nicht präjudicirt, oder durch Restitution des Basallen ohne Zustimmung der Agnaten geschieht. Danach ist auch die durch die Eröffnung herzugebrachte Consolidation eine zeitliche (temporaria) oder immerwährende (perpetua). Nicht unmittelbar durch die Eröffnung wird aber die Consolidation herzugebracht, sondern der Herr erhält dadurch eigentlich nur ein Dispositionsrecht über das nughare Eigentum so, daß er das eröffnete Leben entweder reinkurbiren, oder mit seinem Ober eigenthum consolidiren kann, dies Letztere durch eine ausdrückliche oder stillschweigende Erklärung⁶⁾. Es ist aber die Consolidation dem Lehenherrn nicht immer erlaubt, theils vermöge der Staatsverfassung, welche oft die Reinfusion zur Pflicht macht, theils wegen hindernder Familienverträge, theils wegen einer Lebensanwartschaft und Eventualinvestitur (s. d. Art.). In allen diesen Fällen ist die Consolidation eine gebundene. Die wirkliche Consolidation heißt bei Staatlichen Incorporation⁷⁾. Ubrigens gibt die Lebenseröffnung zu mancherlei Streitigkeiten Veranlassung. Namentlich fragt es sich, ob der Lehenherr, mit dessen Zustimmung der Basall Verträge mit dritten Personen abgeschlossen hat, durch die Consolidation auf jenen Verträgen des Basallen verbindlich wird⁸⁾, ob j. d. Lehenherr oder der Agnatserbe die mit des Ersten Consens unterpfändlich auf dem heimgefallenen Gute von dem vorigen Basallen versicherten Schulden zu bezahlen haben⁹⁾. Ebenso bieten die Reiterationen, in wieweit sie aus dem Vermögen der Frau des Basallen, oder aus des Letztern Agnatsaltermögen gemacht sind, reichlichen Stoff zu Streitigkeiten und Ansprüchen gedachter Ehefrau und Agnaten für den Fall der Eröffnung eines Lebens¹⁰⁾. — Gegenstände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, die daher nur, unter Hinweisung auf die nöthige Literatur, angedeutet werden können.

Ganz verschieden von der Eröffnung des Lebens ist das Pfandgleichen (feudum aperibile v. aperturae)¹¹⁾; das war dasjenige Leben, besonders häufig Schloß, welches der Lehenherr dem Basallen unter der Bedingung in Leben gab, daß es ihm zu seinem Schutze stets offenstehen mußte. In den Lehenbriefen wurde diese bei der Belehnung gemachte Bedingung so ausgedrückt: „Auch soll dasselbe Haus Unser und Unser Erben offen Haus sein zu allen Unsern Röhren und Geschäften — soll ihm (dem Lehenherrn) ein offen Haus sein.“ Ein merkwürdiges Beispiel hiervon war das Recht der Grafen von Gleichen, zum Ewenthore hinter dem Petersberg in Erfurt nach ihrem Gefallen aus- und einziehen zu

2) Böhm, Principia juris feudalis. §. 45 et 362 und Eber, *Quibus de rebus* etc. §. 362. 3) Böhm, *Consil.* et *Decis.* l. v. T. I. p. 2. p. 383. 4) Hiltfeld, *Elementa juris feudalis.* §. 188. Böhm, *Princ. jur. feud.* §. 363. Eber a. a. O. §. 363. 5) *Corpus*, *Definitiones forences.* p. 2. c. 49. d. 12. Der Käufer kann auch gegen die Verkäufer wegen der demselben bezahlten Kaufschilling schützen. Finsterwald, *Observationes pract.* Lib. IV. cap. 31. 6) Berlich, *Conclusiones practicae*. p. III. concl. 37: *Apertum per delictum vasalli in feudis personam committimus, feudum paternum, an dominus an veto agnatis acquiritur?*

7) Finsterwald l. c. Lib. IV. obs. 77: *Feudum apertum culcedat?* 8) Eber, *obs.* über alle drei Böhm. u. Eber a. a. O. §§. 364. 366. 367. 9) Wernher, *Observat. forens.* T. II. p. 10. obs. 292. 10) Hartmann *Pistor*, *Quaest. jur. Lib. II.* p. 2. qu. 43. Finsterwald l. c. Lib. IV. obs. 60. *Zernick*, *Annal. jur. feud.* T. I. obs. 67. 11) *Idem* *Erford.* T. I. resp. 363. Hartmann *Pistor* l. c. Lib. II. p. 2. qu. 42. *Pütter*, *Rechtsge.* §. 28. Tr. 250. 12) *Bader*, *Obs. jur. publ. et feud.* obs. IV. et *amoenitates juris feud.* cap. VI. *Sperrich*, *Sammlung v. Lehenrecht.* §. 23. 9. 26p. Tr. 23. *Gerten*, *Rechtsge.* *Abhandlungen.* 2. Th. 2. 26p.

können"). Das Recht des Lebenberren in dieser Beziehung heißt das Eröffnungsrecht (*jus aperturae*).

III. Der, welcher eine erledigte Stelle, ein erledigtes Amt übernimmt, beginnt dadurch eine neue Thätigkeit, daher heißt das Wort: Eröffnen, in Bezug auf einen Dritten, soviel als: Jemandem den freien Gebrauch einer Sache verschaffen; von dem Handelden selbst gebraucht: den ersten Anfang in einem Geschäfte machen. So in der ersten Beziehung eröffnet der Superintendent dem neuen Pfarrer bei dessen Einführung durch eine Rede die Kanzel; so wird die geschlossene Weide, es werden die der Weide geschlossenen, die gebogenen Felder und Wald dem Trisberechtigten eröffnet. In der zweiten Beziehung eröffnet ein Lehrer seine neue Schule, oder einen neuen cursus in der Schule, ein Länger eröffnet den Ball u. s. w.). Es wird aber auch der concurs eröffnet. Diese Eröffnung geschieht durch einen Act der richterlichen Thätigkeit, durch welchen der formelle concurs (s. d.) beginnt, welcher jedoch, wegen der nicht zu vermeidenden nachtheiligen Folgen des concursus für den Schuldner sowohl als die Gläubiger, mit der größten Vorsicht vorgenommen werden muß. Veranlassung dazu find 1) die Erklärung des Schuldners selbst, daß er insolvent sei"), vielleicht sogar, daß er das *beneficium cessionis honorum* ergriffe, 2) ein Antrag wenigstens eines Gläubigers auf gedachte Eröffnung, weil er außerdem seine Befriedigung gefährdet glaube"), 3) die glaubwürdige Vermuthung des Richters (in Folge des Antrages mehrerer Gläubiger auf ihre Befriedigung, unter Berücksichtigung der Größe der Forderungen und des Vermögenszustandes des Schuldners, sowie der Richter selbst kennt), daß gedachte Befriedigung ohne Benachtheiligung anderer Gläubiger nicht möglich sei"), 4) die heimliche Entfernung des Schuldners bei Anzeigen für eine bedeutende Schuldenlast"), 5) endlich die Anmeldung so vieler Gläubiger zu einer liegenden Erbschaft, daß ihrer Aller Befriedigung, nach dem Bestande der Erbschaft, soweit solcher dem Richter bekannt ist, nicht zu erwarten steht"). Bedingungen der Eröffnung des concursus sind das Dasein eines Schuldners, sei er todt oder lebe er noch, und solcher Güter, woran die Gläubiger Rechte haben, mindestens haben können, dann Unzulänglichkeit dieser Güter zu Befriedigung aller Ansprüche und Reue der Gläubiger"). Denn wäre nur ein Gläubiger vorhanden, so bedarf es keines

concursus, selbst wenn sein Anspruch die ganze Masse übersteigen sollte"). Auf solche Veranlassungen und unter solchen Bedingungen, wenn sie auch nur wahrscheinlich sind, beginnt der Richter das präparatorische concursverfahren"), welches bezweckt, zu ermitteln, ob die Überschuldung wirklich vorhanden sei. Ist der Schuldner gegenwärtig, so erhält er eine Strafaufsage (häufig bei Selbsttödtung, wol aber, da diese unter drückten Umständen des Schuldners nicht leicht beizubringen ist, besser bei Gefängnißstrafe), eine Übersicht seines Activ- und Passivvermögens (*Status activus et passivus*), sowie er solche eithlich erhärten könne, einzureichen"). Bei Remittenz des Schuldners sind die Strafandrohungen zu erhöhen und bezüglich zu vollziehen, und endlich ist, wenn Wiederholung der Auflagen nicht zum Zwede führt, unter persönlicher Ausziehung des Schuldners, vom Gerichte selbst eine Übersicht des Vermögens zu entwerfen. Das Präjudiz jener Auflage an den Schuldner zu inferiren, daß im Unterbleibungs-falle mit Eröffnung des concursus werde verfahren werden"), scheint bedenklich, weil die Gesetze, mindestens das gemeine Recht, von welchem hier nur die Rede sein kann, dies nirgends vorschreiben und daher dasselbe ohne rechtliche Wirkung sein würde, da in Fällen, wo weder das Gesetz noch richterliches Erkenntnis die Bestimmung präclustorischer Fristen vorschreibt, der Richter keine Partei mit dem Verluste eines wesentlichen Rechtes für den Fall der Fristverläumdung bedrohen kann"). Ist der Schuldner nicht gegenwärtig, so bleibt nichts übrig, als daß der Richter aus den dem Gerichte vorliegenden Thatsachen, z. B. aus dem bereits gegen den Schuldner vorliegenden Klagsachen, aus den im Gerichte befindlichen Urkunden über die Immobilien des Schuldners, aus den etwa vorhandenen Inventarien, dann durch Vernehmung der Familienglieder und Dienerschaft (z. B. Handlungsdiener) des Schuldners sich möglichst genaue Notizen über dessen Vermögen verschaffe. Gemäht dann dies Alles die Überzeugung, daß materieller concurs, also eine größere Schuldenlast als Vermögen, vorhanden ist; oder ergibt sich, daß nur wenig Überschuß bleibt und die hauptsächlichsten Gläubiger nicht stunden, oder einen Accord (*pactum remissorium*, s. d.) nicht eingehen wollen, daß auch ein Anstandsbrief (*moratorium*, s. d.) nicht erlangt worden ist"); so muß der Richter, am besten durch ein förmliches Decret — *Decretum de aperiundo concursu*)"), aus dem formellen concurs förmlich eröffnen. Er hat dabei sein Augenmerk auf zwei Punkte zu richten: auf die Concursmasse und auf den concursproceß"). Rückfichtlich der Ersten muß der Richter sofort mit Beschlagnahme des gesammten Vermögens, Verriegelung, Inventarisirung, Untersuchung der Schriften des Schuld-

15) über dies Alles s. Köhler l. c. §. 60. Weber a. a. D. 2. 23. §. 519 fg. 14) Zehrling a. a. D. 15) Martin, Lehrbuch des bürgerlichen Proceßes. §. 312. Schmidt, Theorie der summarischen Proceßes. §. 324. Gönner an dem nachstehenden Note 17. a. d. 16) Martin a. a. D. Gensler, Commentar dazu von Morfadt 2. Th. §. 260. Kori, System des concursproceßes. Lib. I. §. 87. Schmidt a. a. D. §. 328. 17) Martin a. a. D. Gensler dazu a. a. D. §. 261. Kori a. a. D. Schweppe, System des concursus der Gläubiger. §. 24. 25. Schmidt a. a. D. gegen Gönner, Handbuch des Proceßes. 4. Bd. §§. 82. §. 8. 18) Gensler-Werfadt a. a. D. §. 262. Kori a. a. D. Schmidt a. a. D. §. 327. 19) Gensler-Werfadt a. a. D. Kori a. a. D. Schmidt a. a. D. 20) Gensler-Werfadt a. a. D. Schmidt a. a. D. §. 26. Schmidt a. a. D. 21) Schweppe a. a. D. §. 26. Schmidt a. a. D.

22) Schweppe a. a. D. §. 24. 23) Gensler-Werfadt a. a. D. §. 261. 24) Schmidt a. a. D. §. 325. 25) Gönner a. a. D. 2. Bd. Nr. 37. §. 7. §. 162. a. d. 26) richtig, Genesungen präclustorischer Rechtefragen (Kriegs 1940). Nr. 190. §. 180. 27) Gegen Martin a. a. D. 28) Gönner a. a. D. 4. Bd. Nr. 82. §. 28. Martin a. a. D. Schmidt a. a. D. §. 325. 29) Schweppe a. a. D. §. 11 und 26. Gensler-Werfadt a. a. D. §. 260. 29) Schmidt a. a. D. §. 329.

ners verfahren. Auch muß er einen *Curator bonorum*, Güterpfleger (f. b. Art.), bestellen, welches bei größeren und vermehrten Creditmassen zu seiner eigenen Sicherheit beitragen und ihm das Geschäft erleichtern wird. Er muß sodann vorzüglich auch auf Verhinderung der Wasse, Einziehung ausstehender Forderungen und Gewinnung des schulnerischen Geldes und Geldvermögens, *ad depositum*, im Allgemeinen also auf Verichtigung, Verwaltung und Veräußerung der Wasse bedacht sein³⁰⁾. In Bezug auf den Concursproceß hat er sofort mit Erlassung der Evidentialien zu verfahren, damit der Zustand des Schuldners nicht zum Nachtheile der Wasse, durch Zahlungen an den Creditur, und zum Nachtheil anderer Personen, welche sich außerdem leicht in Geschäfte mit ihm einlassen könnten, unbekannt bleibe. Auch pflegt bei entstandener Ruchmachung, daß dem nunmehrigen Gemeinschaftschuldner rüchlichlich seiner Verschuldung an Verbrechen oder Vergehen zur Last falle, das Eröffnungsdecret dem Criminalgerichte mitgeteilt zu werden³¹⁾. Eine schwierige Frage dabei ist, von welcher Handlung die Eröffnung des Concurs anzunehmen sei, wenn ein ausdrückliches Decret in der oben angegebenen Wasse nicht erlassen worden ist? Die richtige Meinung ist wol die, daß dann der Eintritt des formellen Concurs von demjenigen ersten definitiven richterlichen Verfügungen an zu rechnen sei, welche außerhalb des Concurs nicht statthaft sein würde und daher ein stillschweigendes Eröffnungsdecret in sich schließt, z. B. Erlassung der Evidentialien, Bestellung eines Güterpflegers, definitives Verbot aller Veräußerungen u. dgl.³²⁾. Auch muß dabei berücksichtigt werden, unter welchen Umständen diese oder jene Handlung erfolgt. Der formelle Concurs hebt darnach z. B. an³³⁾ mit der vom Schuldner selbst bewirkten Insolvenzerklärung, namentlich der Güterabtretung³⁴⁾, mit der vom Gerichte verfügten Beschlagnahme der Güter des entflohenen Schuldners, und wenn über die Frage, ob der Concursproceß zu eröffnen sei, Streit erhoben wird, mit der Richtkraft der in contradictorio dies aussprechenden Entscheidung. Gegen das decretum de aperiendo concursu, sowie gegen die oben erwähnten, ein stillschweigendes Eröffnungsdecret involvirenden, richterlichen Handlungen, finden allerdings Rechtsmittel statt, jedoch haben diese einen Suspensivseffect nur so weit, als es nicht die Sicherungsmittel, z. B. Verpfändung, Veräußerungsverbote u. dgl., gilt, bei denen Gefahr auf dem Verzuge ruht, sowie auch durch Caution die Wasse einstweilen gesichert werden kann³⁵⁾. Ebenso werden die Interventionen dritter Personen behandelt³⁶⁾.

IV. Die physische Bedeutung des Wortes: Eröffnung, als: Zugänglichmachung unter Hinderrückung der vorhandenen Hindernisse, hat eine zwischen körperlichen

und geistigen Handlungen mitten inne stehende Bedeutung in den Ausdrücken: Eröffnung eines Testaments, Zeugenrotulus, Urtheil u. dergleichen. In allen diesen Zusammenfassungen wird durch jenes Wort die Handlung ausgedrückt, wodurch ein verschlossenes, versiegeltes Papier, dessen Aufbruch bis dahin verboten war, aufgebrochen, aufgeschnitten oder aufgerissen und der Inhalt der darin befindlichen Schrift entweder allgemein oder gewissen dabei interessirten Personen bekannt gemacht wird. Es entspricht, so gebraucht, dem lateinischen *Publicatio* nach seiner mittelalterlichen Bedeutung. Während man sich dessen im guten Latein und in unserer Geschäftssprache zur Bezeichnung jeder Mittheilung an das gemeine Wesen³⁷⁾, z. B. in *Publicatio bonorum*, als *Confiscatio*³⁸⁾ bediente, hat es sich in der Zeit des schlechteren Lateins, vorzüglich in der Bedeutung von allgemeiner Bekanntmachung, Geltung verschafft. Daher gebraucht man es im Teutschen in den Zusammenfassungen: *Publication* eines Testaments, Zeugenrotulus, Urtheil, dem Worte *Eröffnung* gleich. In wir gebrauchen es auch von derjenigen Art von Bekanntmachung, bei welcher wir, weil ein physisches oder moralisches Hinderniß, Verbot, der Bekanntmachung nicht entgegenstand, das Wort *Eröffnung* nicht anwenden; wir sagen: *Publication*³⁹⁾, *Bekundigung*, *Kundmachung*⁴⁰⁾, *Bekanntmachung*⁴¹⁾, nicht *Eröffnung* eines Geheißes; der Römer sagte, wiewol nicht ganz in unserer jetzigen Bedeutung: *Promulgatio*⁴²⁾, nicht *Publicatio* *legis*.

Über die Eröffnung der Testamente⁴³⁾ enthalten unsere Gesetze blos rüchlichlich der Privattestamente Vorschriften; diese werden jedoch bei dem, jetzt die Regel ausmachenden öffentlichen Testamenten analog angewendet. Das Eröffnen heißt aber, mit wenigen Ausnahmen⁴⁴⁾, bei den Römern in der Regel nicht *publicare*, sondern *aperire* oder *resignare testamentum*⁴⁵⁾. Das *Publicare testamentum* bedeutete eigentlich bei ihnen nicht einen Act nach dem Tode des Erblassers, sondern die mündliche Erklärung des Willens des Erblassers, von diesem selbst vor Gericht bewirkt⁴⁶⁾ (*testamentum apud*

37) fr. 23. §. 2. D. de servitut. praed. rustic. (8, 2). *Forcellini loco infra cit.* 38) fr. 3 in fin. D. de bonis eccles. qui ante centes. (48, 21). *Gloss. Lexicon juridicum a. v. publicare.* *Forcellini*. *Thesaurus latinus, lexicon a. v. publicatio.*

Schweppe; Das römische Privatrecht. 5. Bd. §. 780. §. 21. v. Wenning: *Engelheim*, Lehbuch des germ. Civilrechts. 5. Bd. §. 480 (15). 39) Göttschen, Vorlesungen über das Civilrecht, von Erbsachen. 1. Bd. §. 18. 40) Weibtel, Untersuchungen über n. Erbschaftsregelung. S. 56. 41) Göttschen a. a. D. Glüch, Pandektencommentar. 1. Th. §. 19. S. 127. 42) J. proem. §. 1. in fine. *Cujasius l. c. a. v. promulgare.* *Forcellini l. c. a. v. promulgatio.* 43) Göttschen a. a. D. 3. Bd. 2. Abth. §. 322. §. 115 ff. Schweppe a. a. D. 5. Bd. §. 805. v. Wenning: *Engelheim* a. a. D. 5. Bd. §. 469 (36). *Trichs* für die civilistische Praxis. 5. Bd. 1. Heft. Nr. V. §. 144 ff. *Bergl.* auch *Wetzel*, Commentar über n. Eröffnung der Testam. (Ersipip 1790). *Hertius*, De apert. testam. in op. Vol. II. 44) fr. 6. D. eod. fr. 3. §. 18. D. de test. Silano (XXIX, 5). Glüch a. a. D. 54. Th. §. 1408. §. 153 ff. 45) C. 18 et 19. C. de testam. (VI, 23). C. 30. C. de donationibus (VIII, 54). Glüch a. a. D. §. 1411. §. 222. 46) C. 2. C. de testam. (VI, 23). Glüch a. a. D. 54. Th. §. 1408. §. 159.

30) Schmidt a. a. D. §. 330. 31) Schweppe a. a. D. §. 110. 32) Schweppe a. a. D. §. 26. 33) Kori a. a. D. §. 89. 34) Martin a. a. D. §. 312. Fappet, Erörterung der beim Concursproceß wichtigsten Gegenstände (Münch 1803). S. 167. 35) Schweppe a. a. D. §. 110. Schmidt a. a. D. §. 326. 36) über diese ganze Materie ist das zu vergleichen, was in dem Artikel *Creditorum concursus*. 1. Sect. 20. Th. 5. 114 ff. gesagt ist.

acta consicere, actis insinuare). Nur erst wenn der Testator gestorben ist, kann dessen letzter Wille befolgt⁴⁷⁾, daher die Eröffnung des Testaments verlangt werden, und zwar von jedem, der ein Interesse dabei hat, und zu jeder Zeit nach dem Tode⁴⁸⁾ (nach vorjustinianischem Rechte: (schleunig nach dem Tode). Bei einem schriftlichen Testamente müssen die noch lebenden Testamentszeugen zur Eröffnung vorgeladen werden; es genügt jedoch, wenn die Mehrzahl derselben gegenwärtig ist und — wiewol unversichert — Siegel und Unterschrift recognoscirt⁴⁹⁾; sobald wird das Testament geöffnet (aperire) und verlesen (recitare), über die ganze Verhandlung aber ein Protokoll aufgenommen. Falls sämtliche Testamentszeugen abwesend sind und die Umstände schleunige Eröffnung erheischen, so geschieht dies in Gegenwart anderer unbescholtener Männer mit möglichster Erhaltung der Siegel, deren Recognition durch die Testamentszeugen späterhin nachträglich bewirkt wird, nachdem bei der ersten Testamentseröffnung das Testament von den zugegenen Personen wieder verliest worden ist. Hat der Verstorbene einen Theil des Testaments besonders verpackt und dessen Eröffnung untersagt, so bleibt dieser Theil unerschnitten⁵⁰⁾. Ebenso das, was als schänlich angesehen werden kann⁵¹⁾. Jeder Interessent kann, auf Verlangen, nach vorgängigem Eide vor Gefährde, die Einsicht des Testaments fordern. Gegen den, welcher den Besitz des Testaments leugnet, aber für den Besitz gehalten wird, sowie gegen den, qui dolo malo fecit, quo minus penes eum tabulae essent, kann durch das Interdictum de tabulis exhibendis dahin gelagt werden, daß er die Testamentsurkunde herausgibt, oder das Interesse leistet⁵²⁾. War ein mündliches Testament errichtet, so mußten sämtliche Zeugen zum Protokoll vernommen werden. Bei der Eröffnung der jetzt gewöhnlichen gerichtlichen Testamente erfolgt, wenn ein versiegeltes schriftliches Testament überreicht ist, in Gegenwart der Interessenten, so weit sie anwesend sind, die Entseglung, nachdem die Anwesenden die Unversehrtheit der Siegel anerkannt haben, welches thun zu lassen durch die Vorsicht angeordnet wird⁵³⁾. Hierauf wird das Testament den Anwesenden vorgelesen und (sowol denen unter ihnen, welche es verlangen, Abschrift desselben erteilt, als den unter anderer Jurisdiction stehenden Abwesenden verglichen oder mindestens Extract daraus, soweit es ihnen angeht, zugelesen. Bei einem mündlichen Testamente bedarf es in der Regel nur der Hervorbringung des Protokolls aus der Depositur und dessen Vorlesung, auch, bezüglich auf Verlangen, Extract und Abschriftsertheilung. Bei manchen Gerichten ist es jedoch üblich, daß das Protokoll in eine förmliche Testamentsurkunde gebracht und so bis zur Anrufnahme oder

bis zum Tode des Testators unter Gerichtssiegel verwahrt bisgelegt wird. Die Publication wird in diesem Falle sehr wenig von der eines schriftlichen Testaments ab. Die Eröffnung eines Privattestamentes geschieht jetzt entweder vor Gericht — gerichtliche — oder privatim — außergerichtliche Publication. Die erstere erfolgt mit förmlicher Unterseglung des Testamentes, welches immer geschehen muß, wenn eine Ansehung desselben zu befürchten steht — feierliche — oder ohne jene Unterseglung — unfeierliche Eröffnung⁵⁴⁾.

Die Eröffnung der Zeugenrolle ist ein nicht unwichtiges Stadium des Civilprocesses, wenigstens, da sie nicht zu den wesentlichen Stadien des Processes gehört, ihre Unterlassung keine Nichtigkeit veranlaßt⁵⁵⁾. Im Criminalprocess werden die Zeugenaussagen nicht in Rotul (s. d. Art. Zeuge) gebracht, die Beweisführung bildet nicht einen abgesonderten Theil des Processes wie im Civilrechte, und so ist von einer Eröffnung der Zeugenrolle da nicht die Rede⁵⁶⁾. Im Civilprocess ist solche aber darum wichtig, weil von ihr die Fristen für das Hauptverfahren abhängen und, wenn einmal die Zeugenrolle eröffnet sind, dann in der Regel ein weiterer Zeugenbeweis, von dem Productanten schon gar nicht, aber auch vom Gegentheil ein directer Gegenbeweis durch Zeugen nicht geführt werden darf. Nach Beendigung der Beweisführung und Gegenbeweisführung, oder nach Versäumung oder ausdrücklicher Begehung der Letztern und wenn, auch bei einem aus mehreren Beweismitteln zusammengefügten Beweis Alles geschehen ist, was bei Eröffnung des Hauptverfahrens in den Acten vorliegen muß, erteilt der Richter, Amtswegen oder auf Instanz einer oder der andern Partei, Termin zu gedachter Eröffnung an. Dazu wird die Citation bloß monitorisch, wiewol unter der Verwarnung erlassen, daß im Falle des Augenbleibens einer oder beider Parteien nichtbisthorweniger mit der Publication werde verfahren werden. Auch wird die Kostenliquidation beigelegt und deren Bezahlung längstens im Publicationstermine, bei Beendigung der Execution, anbefohlen. Paar nun dem Beweis- oder Gegenbeweisführer kein Termin zur Beweis- oder Gegenbeweisführung vorgeschrieben — ein Fall, der in Sachen kaum vorkommen wird — und er will an seinem Beweise, bezüglich Gegenbeweise, noch etwas ändern, oder der Gegenbeweisführer hätte noch gar keinen Gegenbeweis geführt, es wäre ihm keine Frist dazu vorgeschrieben und er wollte ihn durch Zeugen führen; so muß der in einer solchen Lage sich befindende Theil gegen die Publication protestiren. In Mangel eines Hindernisses aber schreibt der Richter in Gegenwart oder Abwesenheit der Parteien zur

47) Tribaut, System des Pandectenrechts. §. 548 (1059).
48) Obenst. Vergl. fr. 2. §. 4. D. testam. quemadmodum, aper. (XXIX, 5). 49) fr. 4 — 6. D. eod. 50) c. 3. C. quemadmodum testam. aper. (VI, 52). 51) c. 5. C. eod. Tribaut a. a. D. 52) fr. 3. §. 2. S. 6. 11 — 15. D. eod. (XXIX, 5). 53) (v. Trübsch) Anwendung zur Abfassung (schleunigster Aussäße. 6. Hauptst. 7. Hauptst. §. 8.

54) Danz, Grundzüge des ordentlichen Processus. §. 393. Not. 2. 55) Früherhin wurden Zeugenrolle im Criminalprocess gefertigt, und die päpstliche Gerichtsordnung Art. 73 schreibt deren Eröffnung für den Accusationsprocess vor; in dem Inquisitionprocess fallen jetzt Richter und somit auch Legate weg. Annot. Anleitung zum gerichtlichen Process. §. 36. Hauptst. §. 36, ferner Not. c. Martin, Lehrbuch des Criminalprocesses. §. 78. Not. 4 (89). Müller, Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminalprocesses. §. 150. Not. 12.

Publication der Notul, welche hier nicht durch Vorlesen⁵⁷⁾, sondern bloß durch Eröfnerung der Siegel, wenn die Notul veriegelt sind, und jeden Falles durch Zubringung der Notul zu den Acten geschieht. Darüber wird ein Protokoll aufgenommen und den Parteien Abschrift der Notul mitgetheilt⁵⁸⁾.

Doch belienem wichtiger, als dieses ist im Proceß die Eröffnung eines Urtheils (publicatio sententiae). Eigentlich nur von der Bekanntmachung eines von einem auswärtigen Spruchcollegium und zuweilen von einer höhern Instanz eingeholten Urtheils kann der Ausdruck, eröffnen gebraucht werden, indem in diesen Fällen sonst das Urtheil uneröffnet im Gerichte liegen bleibt und erst in Gegenwart der Parteien die Siegel geöffnet werden mußten⁵⁹⁾. Sehr erdicht das eingegangene Paquet der Richter in der Regel ohne Weiteres, da er ihm oft von Außen den Inhalt nicht ansehen und er auf diese Art durch vorherige Fertigung der Abschriften für die Parteien die Sache beschleunigen kann. Von den im Gerichte selbst gesprochenen Sentenzen wurde sonst der Ausdruck Eröffnung nie, sondern immer der Ausdruck: einen Bescheid, Erkenntnis etc. geben, ertheilen, gebraucht⁶⁰⁾. Weil aber lange Zeit die meisten Erkenntnisse in auswärtigen Urteilen bestanden, so ist nach und nach das Wort „Eröffnung,“ wenigstens nicht ausschließlich, von jeder Art von Erkenntnissen üblich geworden. Da nur erst durch gehörige Bekanntmachung des Erkenntnisses dieses Wirksamkeit erlangen kann, so hängt davon im Proceß sehr viel ab. Erstere kann nun mündlich oder schriftlich geschehen. Insofern ist die gewöhnliche, feierliche und in dem förmlichen Proceß unerlässliche Art der Eröffnung. Sobald das Erkenntnis, wenn eine andere Behörde es gesprochen hat, eingelangt, oder wenn das Gericht selbst spricht, abgefaßt und ausgefertigt ist, muß der Richter dasselbe den Parteien ganz publiciren, ohne es auch nur zum Theil unterdrücken zu dürfen⁶¹⁾. Er muß deshalb zu Abkürzung der Sache, ohne eine Instanz zu erwarten, einen Publicationstermin, bis zu welchem, da keine Vorbereitung dazu nöthig ist, nur eine kurze Frist gestattet zu werden braucht, doch nicht zu kurz, damit die Parteien sich auf die Gebührenzahlung einrichten können, auch nicht, außer da, wo Gefahr auf dem Verzuge haftet, auf einen Sonntag, Fest- oder andern Feiertag⁶²⁾, anderaumen und gebachte Parteien förmlich dazu citiren. Die Eröffnung einer Citation zur Publication der Erkenntnisse wurde früher von einigen Rechtslehrern⁶³⁾ für so wesentlich gehalten, daß sie eine Publication für nichtig und als nicht geschehen ansehen wollten, wenn nicht eine Citation vorausgegangen sei (publicationes in barbam). Dies beruht

indessen auf einer falschen Auslegung einiger Particulargesetze, welche die jedesmalige Eröffnung einer Citation da und mit Recht ertheilen, wo die ganze terminliche Verhandlung sich auf Eröffnung eines Erkenntnisses beschränkt. Anders oder ist es, wenn die Sache, wie dies insbesondere in summarischen Proceß und bei Entscheidung über Nebenpunkte im Ordinarproceß häufig vorkommt, sich so gestaltet, daß möglich im Termin über die Verhandlungen darin ein Beschluß gefaßt werden kann oder gar muß. Hier hat eine solche publicatio in barbam ganz gleichen Effect mit der Eröffnung auf vorgängige Citation. Nach manchen Particulargesetzen wird auch gar keine Citation zum Publicationstermin erlassen⁶⁴⁾. In der Citation wird der Tag der Publication angegeben und gewöhnlich das Präjudiz beigefügt, daß im Falle des Ausbleibens nichts desto weniger mit der Publication werde verfahren, öfter auch, daß zu der für Publicationen hier und da gesetzlich bestimmten letzten Tagesstunde, z. B. Mittags 12 Uhr, das Erkenntnis für publicirt werde erachtet werden — eine Commination, die für Personen, welche der Gesetze nicht kundig sind, ebenso wenig unnütz erscheint, wie die Androhung jedes andern gesetzlich gedrohten Präjudizes in der Citation⁶⁵⁾. Es wird darin zugleich den Parteien von ihnen vor der Publication zu erlegende Kostenbetrag bekannt gemacht. Im Publicationstermine selbst, der an Gerichtsstelle, wenigstens innerhalb des Gerichtsbezirks — außerdem entsteht eine Nullität⁶⁶⁾ — abgehalten werden muß, wird das Erkenntnis vom Richter oder Gerichtsschreiber (und zwar, nach dem sonstigen ständigen Gebrauche, stehend)⁶⁷⁾ vorgelesen⁶⁸⁾, in der Regel nicht auch die Entscheidungsgründe, wenn diese nicht dem Urtheil inferirt sind. Auch ist es ratsam, ja hier und da gesetzlich vorgeschrieben, den Parteien, wenn sie ohne rechtlichen Beistand erscheinen, die Rechtsfristen für einzuwendende Rechtsmittel bekannt zu machen. Über den ganzen Vorgang ist ein Protokoll aufzunehmen, worin die erschienenen Parteien auch Tag und Stunde der Eröffnung — denn das Decendum interponendi remedii läuft a momento ad momentum — endlich, wenn sofort im Eröffnungstermine Rechtsmittel (stante pede et viva voce) eingewendet wurden, auch diese zu bemerken sind. Die Parteien erhalten Abschrift des Erkenntnisses, und zwar in der Regel zugleich mit den Entscheidungsgründen, wenn diese auch nicht dem Urtheil inferirt sind, in manchen Gerichten oder letztere erst auf ihr Ansuchen⁶⁹⁾. Nach den angeführten Gesetzen muß in der Regel bei der Publication der Richter anwesend sein, welches auch mehrere Particulargesetze bestätigen⁷⁰⁾. Indessen entsteht durch ei-

57) Wegen Martin, Lehrbuch des bürgerlichen Proceßes. §. 192. 58) Über alles dies vergl. Danz a. a. D. §. 390 ff. Martin a. a. D. §. 191 und 192. Gensler-Morshab hierzu a. a. D. I. 2d. §. 563 ff. 59) Knorr a. a. D. 18. Pauptst. §. 12, besonders Not. b. 60) Leyer, Oeconomia juris. Lib. IV. Tit. 22. th. 4. not. 1. 61) Leyer, Meditationes ad pr. Vol. I. spec. VI. med. 7. 62) a. 5. tit. X. d. foris (IX. 1). fr. 1. §. 1 et 2. D. de foris (II. 12). Berger 1. c. not. 5. 63) v. B. von Hommel, Rhapod. quest. obr. 79.

64) v. B. von den merkwürdigen Hof- und Landgerichten. n. Kampf, Eröffnungsbüchliche Rechtspraxis. I. 2d. Rechtspr. 79. §. 170. 65) Mega Danz a. a. D. §. 225. 66) a. 6. C. de sentent. et interlocut. (VII. 45.). Berger 1. c. not. 4. 67) Knorr a. a. D. §. 13. 68) cap. 5. de sentent. et re jud. in vlt. c. 1 et 2. C. de sententiis ex perie. recitand. (VII. 44.). 69) Über alles dies f. Knorr a. a. D. §. 12 und 13. Diger, Anleitung zur gerichtlichen Praxis. §. 171. Martin, Lehrbuch des bürgerl. Proceßes. §. 106. Gensler-Morshab dazu I. 2d. §. 187. 70) Vergl. v. B. über Befegung

nen bloßen Formfehler bei der Publication in der Regel keine Nullität⁷¹⁾. Daher ist es neuerlich ziemlich häufig Sitte geworden, daß die Eröffnung der Erkenntnisse bloß durch die Actuarien geschieht⁷²⁾. Wenn beide Parteien im Publikationstermin ausbleiben, wird gemeinechtlich derselbe für circumdacti gehalten; erscheint aber nur Ein Theil, so wird, auf seinen Antrag, wenn die Infirmation der Lobung nachgewiesen ist, der Ausbleibende also als ungehorsam erscheint⁷³⁾, doch mit der Eröffnung verfahren. Wird den Parteien das Erkenntnis zu verschiedenen Zeiten eröffnet, so läuft für jede die Frist zu Einwendung eines Rechtsmittels von Zeit der ihr geschehenen Publication an⁷⁴⁾. In manchen Landen, z. B. in Sachsen, wird der Termin nicht für circumdacti, sondern das Urtheil Mittags zwölf Uhr für publicat erachtet⁷⁵⁾. Die Publication eines Urtheils gegen einen Todten ist ungültig⁷⁶⁾, wenn ihm auch bei seinem Leben die Citation zum Publikationstermin gebrüg insumit worden ist. Die Eröffnung eines Erkenntnisses durch bloße Zufertigung ist in der Regel ungültig⁷⁷⁾, außer in Angelegenheiten von unbedeutendem Werthe und bei bloßen Rechenresolutionen; ingleichen wenn die Parteien eingewilligt haben. Die Rechtskraft läuft dann vom Tage der Infirmation an, während der förmlichen Publication, wenn auch eine Partei ungehorsam ausgeblieben ist, sie vom Momente der Publication an anhebt; auch muß die Infirmation legal, namentlich nicht an einem kirchlichen Feiertage vollzogen sein. Dagegen kann sie in weltlichen Gerichtesferien legal geschehen, doch läuft die darin gesetzte Frist erst vom Ablaufe der Ferien an. Endlich erfolgt die Publication zuweilen durch öffentlichen Anschlag oder Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, jedoch dies gültig nur, wenn Privatpublication oder Infirmation nicht möglich, namentlich der Aufenthalt der zu citirenden Person unbekannt ist⁷⁸⁾. Vorzüglich vorzüglich ist die Publication bei wichtigen Criminalurtheilen, schon jedes Mal vor besetzter Gerichtsbank und in der Regel vom Richter selbst, zu bewirken⁷⁹⁾. Die particularrechtlichen Vorschriften weichen in einzelnen Umständen häufiger ab⁸⁰⁾. (Buddens.)

EROGATIO: ein Ausdruck, der wie das Verbum

erogare, wovon er abgeleitet ist, zunächst von der Verabfolgung und Auszahlung öffentlicher Gelder zu den vom Staate bestimmten Zwecken, und zwar aus der Staatscasse gebraucht wird, wie man dies aus mehreren Stellen des Cicero¹⁾ erkennen kann, an welche sich andere Stellen anderer Schriftsteller der spätern Zeit anreihen, eines Tacitus, Plinius²⁾ u. A., namentlich auch der Rechtsquellen, aus welchen ersichtlich wird, daß die Bedeutung des Wortes, wenn auch etwas allgemeiner, doch immer noch die Beziehung auf Staatsausgaben und dergleichen öffentliche Zwecke beibehalten hat, weshalb man die von Faccellini gegebene Deutung des von e und rogare (Fragen) gebildeten Ausdrucks füglich annehmen kann, als entsprechend dem ursprünglich zu Grunde liegenden Verhältnis: *erogare proprie dicitur tantum de pecunia, quae publice impenditur et distribuitur, quasi rogato prius populo, ut id facere liceat*. In welchem allgemeinen Sinne von allen Leistungen und Ausgaben des Staats das Wort zu nehmen ist, zeigt am besten die Stelle des Tacitus Annal. XIII, 50 in der Antwort, welche die Senatoren dem Nero auf dessen Anfrage wegen Aufhebung der Bälle ertheilen, deren Beibehaltung der Senat für notwendig erachtet, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben zu erhalten: *ut ratio quonsum et necessitas erogationum inter se congruerent*.³⁾ In der spätern Kaiserzeit aber finden wir den Ausdruck erogatio neben dieser allgemeinen Bedeutung von allen und jedweden Staatsausgaben speziell bei dem Militair angewendet von der Verabfolgung und Auszahlung des Soldes oder der dem Militair nach seinen verschiedenen Graden und Abstellungen zugetheilten Rationen an Getreide, Wein und andern Lebensbedürfnissen, Fourage u. s. f. (annona), was ja oft auch zu Geld angegeschlossen (annonom adaeare) und so in daarem Gelde aus der Staats- oder Kriegscasse an die dazu Berechtigten ausgezahlt wurde. In dem Gothe Theodosianus findet sich über VII ein eigener Titel, der vierte, *De erogatione militaris annonae*, der in seinen 36 Bege, aus denen er besteht, eine Reihe von einzelnen Bestimmungen enthält, welche die ganze Art und Weise der Auszahlung dieser Rationen, das ganze dabei beobachtete Verfahren und die ordnungsmäßige Einrichtung desselben, sowie die dabei bestimmte Controle, das mit dem Geschäft beauftragte Personale und näher kennen lernen lassen. Von der annona selbst ist bereits oben 4. Bd. S. 186 C. bemerkt worden. Es beziehen sich diese Verfügungen meist und zunächst auf die in den verschiedenen Provinzen des Reichs stationirten Truppen, für deren Unterhalt das Nöthige von den Bewohnern der Provinz requirirt wurde: ein Geschäft, das ebenfalls nach festen Bestimmungen regulirt und eigenen Beamten übertragen war. Bei den Truppen selbst finden wir ebenfalls das Nöthige, mit der

bei Gerichte der Eröffnung von Civilerkenntnissen in Württemberg in Hofacker, Zabel, der Gesetzg. und Rechtspr. im Königreich Württemberg. I. Bd. 2. H. 17. 236. S. 534.

71) v. Hehnberg, Zerstörer des Obergesichtes zu Mannheim. S. Bd. S. 146. 72) Berger l. c. not. 3. 73) Barth, Hodegetica forensia. Cap. I. §. 38, not. a. 74) Grutier, Principia processus iudiciali. L. I. C. IV. S. IV. §. 172. 75) Knorr a. a. O. 17. H. 2. d. 1. 76) a. d. f. 172. 77) Knorr a. a. O. 17. H. 2. d. 1. 78) a. d. f. 172. 79) Knorr a. a. O. 17. H. 2. d. 1. 80) Knorr a. a. O. 17. H. 2. d. 1. 77) Leyer l. c. spec. 654. not. 9. 78) Über alle diese Gegenstände z. B. Danz und Martin a. d. O. Gensler, Verordn. beigl. S. 187. 79) Wichtige Bemerkungen darüber, f. in dem Aufsatze von v. Sagermann: Die Urtheilsfolgen, aus dem Standpunkte des Inquirenten, in Heigels Annalen, festg. von Demme und Kuntz. 6. Bd. I. Abth. Nr. II. S. 35 ff. 80) Bergl. p. B. wegen Kirchmann, Beiträge zur Erläuterung einzelner Urtheile des im kaiserlichen Reichsgerichtum stehenden Privatrechts 2c. Nr. IV. S. 208.

1) Ad Attic. XV, 2. IX, 6 ad Quint. Fratr. I, 2. §. 4 in Valia. 12: „roganti pecuniam ex aerario.“ Über pro Flaco. 13. „pecunia in classem est erogata.“ In Ver. III, 71. V. 19. 2) f. p. B. Epist. X, 85 in dem kurzen Schreiben des Trajanus an Plinius.

erogatio beauftragte oder sie beaufsichtigende und kontrollierende Personale. Neben dem Obergeneral stand ein Subscribendarius: bei den einzelnen Truppenabtheilungen Actuarii, welche die Verzeichnisse über die Nationen, welche und wie viele jeder einzelne Soldat, Gemeiner, Unterofficier oder Officier täglich zu erhalten habe, führten und dieses Verzeichniß (pittacium) dann dem Susceptor, dem Oberaufseher des Magazins und Militairproviants, zustellten, der darnach die Erogiatio einrichtete hatte und für das, was er etwa darüber dergab, zum Ersatz verbunden war, auch nicht früher Etwas aus dem Magazin abliefern durfte, bis er das pittacium empfangen; die Austheilung der einzelnen Nationen selbst geschah dann durch die Optiones. Es bezieht sich aber, wie wir aus ebendiesen Verfügungen zur Genüge ersehen, diese Erogiatio nicht bloß auf die Ablieferung und Austheilung des Brodes oder der Frucht, sondern ebenso sehr auf die Fourage, auf die Austheilung von Fleisch, das gleich dem Brode unverdorben und frisch ihnen abgeliefert werden soll, auf die Verabfolgung von Wein und zwar von neuem Wein im Monat November u. s. f., oder ebenso auch von Geld, wenn nämlich die abjulienische Nation zu einem bestimmten Geldpreis, der dafür ausbezahlt wurde, angeschlagen war. Das Nähere darüber bieten, wie gesagt, die einzelnen leges jenes Theodosianischen Gesetzesammlung, wozu die Erklärungen in Gothofred's Commentar zu benützen sind, sowie die Zusammenstellung in dem Paratitulum t. II. p. 255 fg. ed. Ritter.

(Baehr.)

EROLES (Baron d'), einer der spanischen Heldenführer der neuen Zeit, widmete sich Anfangs den Wissenschaften und befand sich auf der Universität, als 1808 die Franzosen Spanien besetzten. Auch ihn ergriff die Begeisterung für Vaterland und dessen Befreiung von den verhassten Fremdlingen; er entlagte den friedlichen Studien, trat in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, zeichnete sich wiederholt durch Muth und Anseligkeit aus und stieg in Kurzem bis zum Grade eines Marechal de Camp, oder Feldmarschalls. Als Ferdinand VII. 1814 zurückkehrte und durch sein Benehmen die Theilung der Liberalen und Servilen veranlaßte, gehörte d'Eroles zu jenen; beim Ausbruch der Revolution aber 1822, durch des Königs Berufung der Patrioten herbeigeführt, trat d'Eroles sogleich zu den Royalisten über, da er beleidigt worden war, ward Mitglied des Regentenschathes, welcher im Aug. 1822 von Seo d'Urgel aus eine Proclamation zu Gunsten des Absolutismus gegen die Liberalen erließ, welche sich der Person des Königs bemächtigt hatten, und diente fortan mit Eifer in der Armee der Feindes oder Glaubenssoldaten. Von den Liberalen in Urgel eingeschlossen, gelang es ihm dennoch, mit dem Ueberreste seines Corps nach Frankreich zu entkommen im Nov. 1822, wo er sich der französischen Armee, welche unter dem Herzoge von Angoulême zu Gunsten Ferdinand's VII. in Spanien eindringen sollte, anschloß. Unter dem Oberbefehle des französischen Marschalls Moncey, Herzog von Conegliano, rückte er 1823 in Catalonien mit seinem Corps wiederum ein und führte

hier den kleinen Krieg mit Erfolg gegen den constitutionellen General Mina; übrigens verübten die Royalisten alle erkannten Grauel des Parteihasses gegen ihre Landsleute, während sich die Franzosen durch muthige Disciplin auszeichneten. Den 24. Mai 1823 zog der Herzog von Angoulême in Madrid ein und ernannte eine Regentschaft von vier Personen, wozu d'Eroles gehörte, obgleich er noch in Catalonien kämpfte. Am 13. Nov. 1824 kehrte Ferdinand VII. von Gatz nach Madrid zurück, ließ ein strenges Strafgezei über die Constitutionellen ergehen und belohnte dagegen die Royalisten. Auch d'Eroles, welcher fortwährend in Catalonien gekämpft hatte, wurde nicht vergessen und zum General-Capitain von Catalonien ernannt. Bald nachher erkrankte ihn in diesem Posten der General Campo de Sagrado, wofür ihm die Stelle eines Vicekönigs von Peru angeboten wurde. Doch Südamerika war für Spanien fast schon verloren, darum lehnte d'Eroles diese unfruchtbare Ehre ab, und starb schon den 22. Aug. 1825, eben als er auf einer Reise nach Ciudad-Real begriffen war. Von den Männern der spanischen Bewegung gehört er nur unter die des zweiten Ranges.

(A. Herrmann.)

EROLIA, eine von Biellot aufgestellte Gattung der Sumpfvögel aus der Familie der Schnepfen (Amicolae), welche nach Cuvier (régn. anim. t. 527) mit seiner Unterabtheilung der Gattung Tringa, die er Falcinellus nennt, identisch ist, da die Behauptung, daß der Daumen nicht fehle, auf einem Irrthum beruht. Die einzige Art dieser Gattung nannte Biellot erolia variegata; sie ist nach Cuvier's Meinung eins mit Scolop. pygm. *Linnae. Gmel.*, nach Temminck dagegen (Manuel. II. 617) verschieden davon, weil er letztere für seine Tringa platyrhyncha hält. Die Erolia variegata ist bloß in einem einzigen Exemplare bekannt, welche im pariser Museum aufbewahrt wird, und stammt aus Afrika. Vgl. Dict. des sciences nat. Tom. XV. p. 215.

(Burmeister.)

Erophaea, *Boiss.*, f. Phaea.

Erophila *Cand.*, f. Draba.

Erophoron (Erophoron) *Tausch.*, f. Saxifraga.

Eropina, f. Senegambien.

EROS, *Eros*, der Gott der Liebe bei den Griechen, der Amor und Cupido der Römer. Das Gefühl der Liebe, nicht bloß der geschlechtlichen, sondern überhaupt das Gefühl sanfter Hingebung zu einem verwandten Gegenstande, die Sehnsucht mit ihm Eins zu sein, zu einem Wesen zu verschmelzen, äußert sich zwar vornehmlich bei den im strengern Sinn lebenden Wesen, aber auch bei solchen organischen, denen wir, wie die Pflanzenwelt, nur im weitern Sinne ein Leben zuschreiben, ja gewissermaßen bei den sogenannten leblosen und unorganischen Mineralien, bei denen die chemische Verbindung als ein Bild desselben hervortritt und ebenso neue Erzeugungen ins Dasein ruft, wie die geschlechtliche Vereinigung der Organismen. Diese Ähnlichkeit merkte schon frühzeitig von Denkern unter den Menschen bemerkt und darum ist es nicht zu verwundern, wenn schon der alte Dichter Hesiodus den Begriff Eros in solchem allgemei-

um Sinne braucht und in ihm ein bei der Weltentstehung heiliges Princip findet, und wenn spätere Philosophen dieser alles einigenden Grundkraft in der alles trennenden und von einander entfernenden Ablosungskraft einen Gegensatz gegenüber stellen, dem sie bildlich die Namen Haß, Feindschaft, Streit, Finsterniß, Kaltes beilegen, während das einigende Princip als Liebe, Freundschaft, Harmonie, Licht und Wärme gedacht wurde. Wenn daher auch Eros allerdings zuerst für den Begriff von Geschlechtsliebe genommen wurde, so ward doch auch frühzeitig schon die allgemeine abstrakte Vorstellung ausgeübt und der Begriff der Zeugung auf alles Entflehen und Werden angewendet. Die wachsende Sinnlichkeit hob aber den besondern Begriff der Geschlechtsliebe bald auf: Neue davor und Eros ward nun ein von den olympischen Göttern erzeugter und in ihrer Gemeinschaft lebender Gott, statt daß er in der allgemeinen Abstraktion der Allzeuger war und selbst die Götter durch seine Lust hervorgerufen hatte. Wenn Hesiodus (Theog. 116) sagt: Zuerst war das Chaos, die Erde, der Tartaros und Eros zugleich, der vor allen Erigen mit Schönheit Geschmückt, er, der den Menschen und den unsterblichen Göttern den Geist und den bedachsamsten Rathschluß im Leben bündigt: so ist Eros hier Weltprincip, zugleich aber auch der, welcher durch die Macht der Liebe den Geist heraufholt, daß er jede vernünftige Bedächtigkeit verliert. Beide Begriffe ließen sich aber um so eher vereinigen, da man ihn als Weltprincip nicht in reiner Abstraktion, sondern auch personificirt als die Kraft dachte, welche durch Entflammen zur Liebe alle Erzeugungen hervorbringt. Die ersten derselben sind Götter und Göttinnen, daher der Liebestrieb selbst ein Gott und zwar ein Urgott, weil alle Erzeugung durch ihn vermittelt wird, aber doch noch ohne bestimmte Menschengestalt, weil die Personification noch in der Idee unterging. Er bleibt daher der Vorstellung der Philosophen von einer alles einigenden Urkraft verwandt. Er ist mit der Erde, d. h. nach der damaligen Vorstellungsart mit der Welt zugleich vorhanden, eher als Aphrodite, ja eher als Zeus und alle Götter, nur im Anfang der Dinge wirkend, dann aber als reine Idee verschwindend und als Kind der Schönheitsgöttin in verkörpelter Form wiederkehrend. Auch in den Angaben einiger Dichter bleibt noch die kosmogonische Idee durch. So läßt Sappho (Schol. Apollon. 3, 26) den Eros von Uranos und Gaia abstammen, Ibykos aber denselben aus dem Chaos entstehen (Paus. IX, 2). Pausanias sagt an dieser Stelle: Viele meinen, Eros sei der jüngste unter den Göttern und ein Sohn der Aphrodite, aber der alte Dien aus Epikem, der die ältesten Hymnen der Griechen verfaßt hat, sagt in dem Hymn auf Kleithyia (der weiblichen gebärenden Urkraft), daß sie die Mutter des Eros gewesen sei. Diese Angabe bezeichnet ihn nicht minder als kosmogonisches Wesen, wie die der Sappho und des Ibykos. Nach Dien, fährt Pausanias fort, haben auch Pamphos und Drupaios auf den Eros Lieber gedacht, damit sie von den Ephyomen bei der Feier der Mysterien (nämlich des Eros am Feste der Erotiden zu Theopäia) gesungen würden. Alle diese

Lieder sind freilich verloren gegangen, aber ein Nachhall derselben findet sich wahrscheinlich in den phrygo-erpbischen Gesängen. So heißt es in der Argonautik (12 fg.), Orpheus habe gesungen:

Ork, wie der Urzeit Chaos in schrecklichem Zwange das All hielt,
Dann, wie Kronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zerst und in Doppelgestalt (männlich und weiblich zugleich) den
beimischenden Eros,

Der aus der ewigen Nacht verschimmerter; diesen benennt auch
Phanes das jüngere Weltgeschöpf, denn am ersten erschien er.

Dieser Eros-Phanes, der Leuchtende, das Licht, wenn man den Namen aus dem Griechischen erklärt, oder wenn man die Wurzel in der Aegyptischen Sprache sucht, wie es am richtigsten scheint, dieser Ewig (vom koptischen Phenex), dieser von Ewigkeit vorhandene Urgott, ist der Demiurgos, d. h. das schaffende Weltprincip, der aus dem Ei (nämlich dem Weib) geboren ist, der Erstgeborene, der Herrscher Priapos (dessen Symbol als erzeugende Urkraft der Phallos war), der Obwaller der Ethen zeugenden Kraft (*κορυβω δερματω ἱγγοος*). S. Nonni exeg. histor. p. 154. In einer andern Erpbischen Hymne (V. vgl. LVII.) heißt es von ihm: Er hat die Schüssel zu Allem (*μαύρω κληιδάει*), zum Himmel und Aether, zum Meer und zur Erde, zum Thierreich und dem Tartaros, d. h. in ihm lagen die Elemente aller Dinge, oder auch, er hat die Macht und Herrschaft über Alles. Er ist der Ursprung der Götter und Menschen, der Erstgeborene (*πρωτόγονος*), der Wissende (*νοήτονος*), der König Priapos (*ἀναξ πηριος*), der Allweise (*νοήματις*), nämlich als Weltgeschöpfer, der Erkapas (*ἐρικαπαός*), der Lebengeber, vom koptischen Erkepa, i. Erikapecoes.

Im Verborgenen lag er, der Eigeborne (*δωρυρς*), aber mit mächtigem Geräusch und Stiergebrüll brach er aus der Finsterniß hervor, breitete im Aether schwebend seine goldenen Flügel über die Welt aus (man vergleiche den Ausdruck bei Moses) und führte das Licht herauf, er, der glanzvolle Phanes, der Selbstleuchtende (*αὐραγγος* statt *ἀνταγγος* nach Gesner). In dem Fragment. VII bei Gesner ex Macrobi. Sat. I. 8 heißt es: Den dichten Aether schmelzend (das feste Himmelsgewölbe durchdringend) drang Phanes hervor, der auch Dionysos und der König Cebuleus heißt; denn mannichfaltig sind seine Namen und sie haben sich nach den Zeiten geändert. Das Bild ist wol hergenommen von der durch die Wellen brechenden Sonne. Wie diese drang auch Phanes aus der Finsterniß hervor und verbreitete seine Wohlthaten (*εὐφροδαις ἀνὰς*) über die Welt. Nach dem Fragment. VIII e Proclo in Tim. p. 99, 9 ging Erilapdos mit allen Dingen schwanger und mischte seinen Gliedern (seinen Erzeugungen) göttliche Kraft und Eärlre bei. Das XXXVIII. Fragment aber bei Gesner S. 398 e Proclo in Tim. 3. p. 155, 48 nennt ihn den durch sich selbst gebornen Vater, der aus seine Schöpferwerke denkt und alle mit Banden der Liebe fesselt, damit sie auf ewig mit einander verbunden bleiben. Sind auch die Ideen in diesen Hymnen spätere Entwicklungen, so liegt doch allen der alte Urbegriff zum Grunde, denn schon die ältesten Dichter gefaßt hatten.

Im Symposion Platon's kommen noch mehrere bemerkenswerthe Ideen vor. Von Verschiedenen werden hier dem Eros Lobreden gehalten. Da wird er denn in der des Phädras der Vater- und Mutterlose (also der durch sich selbst Existirende) und aus das Zeugniß des Hesiodos, Parmenides und Auslassos einer der ätteksten Götter, wo nicht der ätteste selbst, genannt. Pausanias unterscheidet in seiner Lobrede, sowie eine uranische und gemeine Aphrodite, so auch einen himmlischen und gemeinen Eros; jener treibe den Menschen an, vornehmlich Gemüth und Seele, dieser, mehr den flüchtigen Reiz des Körpers zu lieben. Ebenso unterscheidet Enchiridion einen sitrigen und einen frevelhaften Amor. Agathon aber behauptet gegen Phädras, Eros sei gewiß der jüngste der Götter, denn jene alten Götter seien unter den Göttern müßig wol unter der Herrschaft der Nothwendigkeit geschäftig sein, denn wäre Eros schon gewesen, so würden sie sich nicht einander in Bande geworfen oder sonst Gewaltthames zugefügt, sondern sich unter einander geliebt und friedlich gelebt haben, wie jetzt, wo Eros unter ihnen wäre. Man sieht, daß beide, sowohl Phädras als Agathon, Recht haben. Phädras denkt bei seiner Behauptung an die hohe Naturkraft Eros, die ja eben allen Erzeugungen vorangegangen sein muß, Agathon an den jüngern und zugleich den edeln Begriff, in welchem auch das Christenthum die Liebe als das Princip aller Sittlichkeit ansieht, denn nur der himmlische Eros ist es, in dessen Gefolge Friede und Freude sind, nicht der irdische, der nur zu oft Unheil anrichtet. Widersprechend scheint es auch nur, wenn Phädras sagt, weder ein Dichter noch ein Redner habe des Eros Lob verherrlicht, Pausanias dagegen mehrere Dichter anführt, die zu seiner Ehre gesungen haben, denn diese Lieder waren für die Mysterien und den geheimen Tempeldienst bestimmt, in den Gesängen für das Volk war hauptsächlich nur von Eros im gemeinen Sinne die Rede, sie gingen den Eros des Phädras nichts oder wenig an. Ebenso mag man es deuten, wenn Krisiphanes gegen die Verschiedenen Mehrere erklärt, man habe dem Eros weder Heiligthümer noch Altäre errichtet, denn der gemeine Eros hatte deren allerdings, der ätere Eros vielleicht nirgends, obgleich Theophrast noch am meisten aufgenommen werden möchte, wo insofern das Volk auch nur eine Verehrung des Sohns der Aphrodite erblickte und nur die Eingeweihten von dem abstrakten Begriffe Eros wußten. Sokrates erklärt ferner im Symposion, Eros sei kein Gott, auch kein Sterblicher, sondern ein großer Dämon und als dieser Mittler zwischen der höheren und niederen Natur. Auch gibt er ihm einen ganz andern Ursprung. Nämlich als Aphrodite geboren war, feierten die Götter einen großen Freudenerschmaus und unter den Geladenen war auch Poros (der Überfluß), ein Sohn der Metis (der Klugheit). Nach dem Mahle kam Penia (der Mangel) herbei, um von dem froh gewordenen Gästen zu betteln, und stellte sich an die Thür. Der vom Mestor berauschte Poros ging in Zeus' Garten und schlief hier ein. Penia legte sich zu ihm, denn was konnte ihr bei ihrer Armut gewünschter sein, als vom Überflusse ein Kind zu bekommen.

Der Wunsch ward erfüllt und Eros von ihr geboren. Darum, führt Sokrates fort, ist Eros der Begierter und Diener der Aphrodite, nicht Reiz, weil er an ihrem Geburtsstöße erzeugt worden, sondern auch, weil er von Natur ein Freund des Schönen ist, demselben immer nachstrebt und bei ihm bettelt. Der Natur seiner Mutter gemäß ist er immer arm, und weit gefehlt, daß er selbst hart und schön wäre, wie die Weissen glauben, ist er vielmehr rauh, schmutzig, unbeschubt und heimathlos, stets auf der Erde liegend und unbedeckt, an den Thüren und auf den Straßen im freien schlafend und wie seine Mutter stets mit der Dürftigkeit verschwistert. Der wahrhaft Liebende, will Sokrates sagen, mist sich keinen Werth bei, setzt den Gegenstand seiner Liebe weit über sich erhaben, verlangt nicht Reiz, sondern bittet nur um Erbarmen und erscheint vor ihm als demüthig stehender. Aber, fügt der Weltweise noch hinzu, wie sein Vater stellt Eros allem Guten und Schönen nach und wünscht es immer bestiger, ist tapfer, kühn und ein gewaltiger Jäger, immer Künste schmiedend, ein großer Jauberer, Gistmischer und Sophist. Seiner Natur nach ist er weder unsterblich noch sterblich. Er strebt der Weisheit nach, denn diese ist das schönste aller Güter und ist daher Philosoph; als dieser aber steht er in der Mitte zwischen den Weissen und Unverkämbigen. Eine andere Ansicht von dem Sokratischen Mythos stellt Schelling auf in seiner Abhandlung über die Gottheiten von Sametrape S. 11 ff. Er hält denselben für ein Bruchstück jener alten Lehre, daß Eros, der erste der Götter, aus dem Weite hervorgegangen, vor ihm aber nur die das Ei gebärende Nacht gewesen sei. Denn das Wesen der Nacht ist Bedürftigkeit, Mangel und Sehnsucht, darum heißt sie Penia. Sie ist nicht das dem Lichte feindsichtige, sondern das desselben harrende Wesen, die sehnsüchtige, zu empfangen begierige Nacht, darum gestellt sich Penia zum Poros. Zudem muß ein schlechtthin erstes Wesen, wenn auch an sich überschwengliche Fülle, doch, in sofern es nichts hat, dem es sich mittheilen kann, sich selbst als äußerste Armut, als höchste Bedürftigkeit erscheinen, wie denn im Begriffe jedes Anfangs schon der Begriff eines Mangels liegt.

Auch der bekannte Mythos von Narcissos (Narcissus) gehört in diesen Kreis. Der im schmüchlichen Anschauen seines Bildes hinstirbende Jüngling ist die im sinnlichen Scheine verunkelte Seele. Bei solchem Anblicke löst der himmlische Eros, der Genius der wahren Weisheit und Güte, trauernd seine Fadel aus, weil er aus dem körperlich Schönen nur die göttliche Schönheit, deren Reflex jenes ist, hervorlocken will, seinem Ziel aber sich entfremdet sieht, wenn der Schein, das täuschende Bild, für das wahre Schöne selbst genommen wird. Damit, bemerkt Creuzer Symb. III. S. 558, 2. Ausg., hängt eine Genealogie bei Plutarch (in Amatorio cap. 20. p. 765. Vol. IV. p. 69 Wyttenb.) zusammen, nach der Eros der Sohn der Iris (des Regenbogens) und des Zephyros ist, was der Philosoph selbst auf doppelte Art auslegt. Erstens, sagt er, ist damit gemeint das Mannichfaltige und das bunte blühende Leben bei der Leidenschaft der Liebe; zweitens aber auch, daß

Eros in ebein und das wahrhaft Schöne liebenden Seelen vermittelt des Anblicks des äußerlichen, sinnlichen Reizes einer Fester der Erinnerung an jenes göttliche, liebenswürdige, selige, wahrhafte und bewundernswürdige Schöne erreicht, dessen Anschauen die Seele vor ihrem Hinabstürzen in die sinnliche Natur genoss. Aber die Weisten schenken in Jünglingen und Weibern nur nach dem Spiegelbild jenes wahren Schönen und suchen es zu ergreifen. Sie vermögen nichts Bleibendes zu fassen, als die mit Schmerz gemischte Lust, sie jagen in ihrem Schwindel im Welken, wie in Schatten, dem eitlem Gegenstande ihrer Sehnsucht nach, den Knaben gleich, die den Regenbogen zu fassen suchen, indem sie von der bloßen Erscheinung sich locken lassen. Ganz anders macht es die edle und süße Liebe. Denn das äußerlich Schöne zieht sie zu dem göttlichen und intelligibeln Schönen hin und die sichtbare Schönheit wird ihnen ein Mittel zur Erinnerung an die unsichtbare, und in der Freude und im Vergnügen an jener entzündet sich eigentlich ihre Liebe zum geistigen Denken. Wie wahr die Ideen sind, wird Jeder fühlen, der in der Liebe nicht bloß von dem äußerlich Vergänglichen, sondern vornehmlich von dem innern Adel der Seele angezogen wird. Dichter nennen den Eros den Feuergebornen, den Wehlein der Seele (*πυρρὴ δαίμων*) (*Alphaei Mity.* Epigramm. I. und III. in der Anthol. Gr. T. II. p. 128, 115), aber obgleich sich solche Bilder auf die gewöhnlichen Liebesqualen beziehen, so fand doch die musterhafte Sittenlehre der Griechen darin auch einen geistigen und ethischen Sinn. Jetzt wird auch verständlich, was Plotin über den himmlischen Eros und die Liebesthust sagt. Man sehe Praeparat. ad Plotin. de Pulcrit. p. CIV sq. und dieselbig Plotin. *nepi dialekt.* p. 18—21 Basil., cfr. *Plato Republ.* VII. p. 522, p. 142 sq. Bip. p. 339 sq. Becker. Es gibt drei Wege der Rückkehr zu Gott und unserm himmlischen Vaterlande: die Musik, die Liebeskunde und die Dialektik (Metaphysik). Der Musiker wird durch die Harmonie der Töne aufgeweckt und angeregt; wenn er sich nun vom materiellen Laute der Töne losreißt und von diesen Sirenen sich nicht einläßt, sondern sinnig auf den Numerus der Töne achtet, so wird er dadurch in den Stand gesetzt, die Weltharmonie zu vernehmen. Die irdischen Accorde leiten ihn zum Verstehen der großen Weltharmonie, welche die Weisheit und Güte des Schöpfers predigt. Der Liebende ist zwar der wahren Schönheit eingedenk, aber, getrennt von ihr, vermag er sie nicht zu erfassen, sondern das die Sinne bestechende sinnliche Schöne setzt ihn in mancherlei Bewegungen. Er muß nun den Fortgang wandeln 1) der Empfindung und der Erkenntnis des Einen Schönen, was in allen Körpern zusammen ist; 2) des Schönen in Gesetzen, Sitten, bürgerlicher Ordnung und Tugenden; 3) des intelligibeln (höheren geistigen) Schönen, und 4) bei *ἀγαθὸν* (das höchsten Gutes, des Wesens der Wesen, der Gottheit. Die Weishestufen des Philosophen aber sind: Anmuthung, Aserreißung vom Leiblichen und Vollendung. Der zum Philosophen geboren ist, hat von Natur Flügel, d. h. er hat von selbst den beständigen Trieb, von dem

Irdischen hier wegzufiegen nach der göttlichen Heimath. Diesen Weg nach Eden führt der göttliche Eros und sein Ziel ist das höchste Gut, die selige Gottheit. Kreuz. *Symb.* III, 561, 2. Ausg.

Die Reizung des Alterthums, überall Allegorien und mythische Deutung auszufinden, ist bekannt und darum wollen wir uns nicht wundern, wenn der Alles besiegende Eros diesem aus einer edeln Wurzel entsprossenen Gange des Hellenen sich bequemen muß, sobald es sich leisten möchte, er habe ganz seinen eigenthümlichen Charakter verloren und senke sich in Hellas niemals zu den niedrigeren Regionen der Sterblichen herab, um unter irdischen Blumen herumzuflattern und von dem Nestar rosigter Lippen zu kosten oder in dem süßen Thau eines Auges sich zu baden. Aber so ist es nicht; der kleine Gott vermaß seine Natur in dem hochgeheißenen Hellenas ebenso wenig, als in den rauhen Steppen des Kaukasus oder dem üppigen Phönicien und Babylon, und die Phantasie der Dichter wußte wol noch mehr von ihm zu erzählen, als die Begeisterung des Philosophen von seiner erhabenen Idee, die Liebe als das höchste Princip des Daseins und seiner Wandlungen anzusehen. Homer genießt seiner noch gar nicht, Hesiodos nur im Vorübergehen, auch bei den Dramatikern kommt er wenig vor und das von ihnen Vorhandene gibt uns fast keine andere Kunde, als die Erwähnung des uralten geflügelten Eros der Welterschöpfung (aves 607) und des dunkelgeflügelten, von Gold schimmernden, über Land und Meere fliegenden Sohnes von Zeus und Aphrodite bei Euripides (Hippolyt. 534, 1270). Dagegen sind es die Epiker, Elegiker und Epigrammatisten, welche seinen Mythos ausgebildet haben. Denn die Liebe ist Gefühl und waltet im tiefen Innern des Menschen; sie wirft ihre Strahlen mehr nach Innen als nach Außen und darum kann ihr Princip weniger dem Epiker und Dramatiker als Bestandtheil seiner Maschinen dienen, obgleich ihre Wirkungen dabei eine Hauptrolle spielen, als dem Epiker und den ihm verwandten Dichtern, die es hauptsächlich mit Schilderung und Vergliederung der Empfindungen des Herzens zu thun haben. Ihnen verdanken wir vornehmlich die ganze Personifikation desselben, sie verkörpern uns die ihm zum Grunde liegende geistige Idee, geben den innern Empfindungen eine tast- und sichtbare Hülle und zaubern uns so einen Gesoffen der hohen Olympier vor Augen, der ihre Macht und Vorzüge, wie ihre Schwächen theilt. Gleich den andern Göttern wird er von Vater und Mutter geboren und bald heißt er ein Sohn des Jupiter (*Kerip. Hippolyt.* 534), doch vielleicht nur in dem Sinne, daß alle Götter von Jupiter stammen, bald nach Genealogien, die Cicero (de N. D. III, 23) anführt, ein Sohn des Hermes und der ersten Artemis, oder des Hermes und der zweiten Venus, oder des Mars und der dritten Aphrodite: Abstammungen, denen zum Theil auch kosmologische Ideen unterliegen, da Artemis und Venus als Symbole des Weiblichen in dem Urgetriebe, wie in Indien die Majas, und Hermes, als höchster Verstand und Logos des Urwesens, sehr wohl für die Ätern des Eros, des liebenden Verlängens, in einander zu fließen, um das Weltall zu

erzeugen, angesehen werden können. Ebenso ist es mit Mars und Aphrodite, welche Streit und Liebe, als die Grundprincipien bei den Philosophen anzeigen und die Uebersicht, welche das Chaos regelmäßig ordnete und die Elemente einigen sollte, vermittelt. Als verbindende Kraft hieß er eben *Epos*, *Epos* von *epo*, ich knüpfe, verbinde, und dabei dachte man ihn auch in dem Sinne als Verbindender und Vermittler, daß er Leiden und Geister, Irdisches und Himmlisches vereint, den Dpferduft um die Gebete der Menschen zu den Göttern und die Befehle und Verfügungen der letztern zu den Menschen bringt, in welcher Beziehung in Plato's Gastmahl C. 28 (S. 202 nach Schleiermacher) die weise Diotima dem Sokrates sagt: Eros ist ein großer Dämon (Genius, höherer Geist), denn alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen. Es vermittelnd und überbringt zu den Göttern, was von Menschen, und diesen, was von den Göttern kommt, Gebete und Dpfer von der einen, Befehle und Verrichtung von der andern Seite. So ist es die Ergänzung von Beiden und verbindet Alles zu Einem Ganzen. Solcher Dämonen gibt es viele und vielerlei, einer von ihnen ist auch Eros. Creuz. Symb. III, 546 und 66, 2. Ausg. So nahm man den Gott in der Geheimlehre der Priester und der Mystiker. Das Volk aber nahm ihn als Symbol und Vorzeichen der sinnlichen Liebe, und ihm war er, ohne an den tiefern Sinn zu denken, der Sohn des gewaltigen Ares und der Aphrodite, der Göttin alles Schönen. In den Schilderungen von ihm sind alle Merkmale der Leidenschaft der Liebe entwickelt, wie dieses Manlo in seinen Versuchen über einige Gegenstände der Mythologie trefflich gezeigt hat, dem wir jetzt folgen wollen.

Die Liebe ist, so lange sie Liebe bleibt, ein unschuldiges Kind, immer jugendlich, an tausend Redereien und Scherzen Begnügen findend, den Ernst des Verstandes nicht kennend; darum ist und bleibt auch der Liebesgott stets ein Kind, muthwillig, spielend scherzend, launisch, unvorsichtig, bald lachend, bald weinend, bald schmolend und trotz der Räden wendend, bald freundlich lächelnd, bald kleine Räden ühend und doch harmlos und unschuldig. So übernahmen die Epiker, Elegiker und so schilderten sie ihn, während die Epiker und Dramatiker nichts von ihm zu berichten wußten, da ihr Griff nur großen Heldenthaten und ernsten Bewandlungen der sich bekämpfenden Leidenschaften geweiht ist. Jene kannten und schilderten das menschliche Herz und versenkten sich in seine tiefsten Gründe, um treu die Empfindungen an das Tageslicht zu ziehen, welche, von der Liebe befehl, darin aufzutauchen.

Unvermerkt schleicht sich diese Leidenschaft in das Gemüth, wie wissen nicht, woher sie kommt und wie sie entsteht. Darum heißt es vom Eros, er hat eine Mutter, aber keinen Vater (*Meleag.* Ep. 50), oder, er hat Ältern, aber keiner weiß, wer sie sind (*Theocr.* Id. 13,

2), oder er hat nie Ältern gehabt, sondern ist durch sich selbst, wie es auch vom kosmogonischen Eros gesagt wird.

Die Liebe ist allgemein, wird von allen Wesen empfunden und herrscht unwiderröflich. Darauf beziehen sich die Schilderungen von der Macht und Allgemeit des kleinen Gottes (*Soph.* Antig. 781; *Theocr.* Id. 13, 66; *Virg.* Aen. I, 664; *Oppian.* Cyneget. 2, 410). Er, der alles Erobernde, ist wie ein Krieger ausgerüstet mit Hogen, Pfeilen und Köcher, oder mit brennenden Fackeln, um die Herzen in Flammen zu setzen. Seine Pfeile reichen bis zum Damp und dem Tartaros, nur wenige der Götinnen, wie Minerva, Artemis und Besta, entziehen ihnen und der erhabene Zeus wird nicht minder verwundet, als der stärkere Pluto oder Neptun mit dem gewaltigen Dreizack, selbst seine eigene Mutter wird nicht von ihm verschont. Er verwandelt den Zeus in einen Stier, einen Schwan, einen goldenen Regen, einen Drachen, den Apollo in eine Schilddrüse, Schlange u. s. w. und zieht die Himmlischen sogar auf die niedere Erde herab, wenn er aus den Augen sterblicher Mädchen seine Blüthe auf sie schleudert. Nach Nonnos Dionys. I, 80 leutet er den Zeus als Stier nicht nur selbst, sondern verschont ihn auch nicht mit Schlägen. Fast allen Göttern nimmt er in seinem Übermuthe ihre Waffen, dem Zeus den Blüthstrahl, dem Apollo das nie fehlende Geschöß, dem Herakles die gewaltige Keule und die Eöwenhaut, wofür der mächtige Eros die Spindel ergreifen muß, weil es Dmphaie so will, dem Ares den Helm, den er verächtlich mit Füßen tritt, dem Poseidon den Dreizack, der Artemis die Fackel, denn auch sie hatte er einst verleiht, auf die reizenden Lippen Endymion's einen verflochtenen Kuß zu drücken, dem Bacchos den Ibyros, indem er sich zugleich seines Triumphwagens bemächtigt und darin fährt. Nicht minder bändigt er wilde Löwen und Tiger und fährt mit Blütheschnelle über Land und Meer, so daß nichts ihm zu entziehen vermag. Darum steigen denn auch Aller Dpfer zu ihm empor, dem Vielbesungenen und Unausprechlichen, und ein Dichter wendet sich in seiner Begeisterung zu ihm mit den Worten: Mächtiger Eros, wie groß bist du, wie unbegrenzt ist deine Macht! Welche große Dinge denkst du, wie weit begehrtst du! Deine Gewalt bringt weit hin, soweit die strahlende Sonne leuchtet. Deinem Feuer weicht kühnlich das Sternennacht und selbst Jupiters Blüthe.

Die Liebe ist aber auch listig und gewandt, sie weiß allerlei Mittel aufzufinden, um ihr Ziel zu erreichen. Bald entzündet Amor seine Fackel an den Augen eines reizenden Mädchens, oder verbindet sich mit Bacchos, um desto sicherer zu überlisten, oder stellt sich schlüssig, um den Unvorsichtigen zu berücken, oder läßt sich gebuldig in einen Becher Wein werfen und hinabtrinken, um im Innern seinen Krieg anzufangen (*Anacr.* Od. 3, 14, 33, 45; *Bion.* Id. 2, 3; *Tibull.* 4, 2, 5; *Brunt.* Annl. 3, 160, N. 45; *Meleag.* Ep. 57; *Annl.* 2, 263; *N.* 8 und 128; *N.* 3; *Anacr.* 59). Tiefend von Regen kommt er einst des Nachts vor Anaktreon's Thür, spielt listig den Verirrten und flühet unter Thränen um Mitleid und Erbarmen. Gerührt läßt der Dichter das Weite

*) *Meleag.* Ep. 45. *Anacr.* Od. 30. *Theocr.* Id. 19.

Kind in das schützende Gemach, wärmt dessen erstarrete Hände in den seinen und ringt ihm die Tropfen aus den goldenen Pöden. Aber nun fürchtet der Fügige, die Spannkraft seiner Bogenesche durch die Nässe gelassen, spannt sie, legt den Pfeil auf, schießt seinem Wohlthäter ins Herz und läßt lachend davon. Ein anderes Mal kommt der Schalk als Sklave aufgeführt und bedient den Dichter bei seinen kleinen Festen; zu einer andern Zeit läßt er sich mit ihm in einen Kampf ein, Antakreon woffnet sich dazu wie Achilles, als er den Kampf gegen die Troer und Hektor beginnt. Die Pfeile des Liebesgottes prallen von dem harten Panzer ab, er hat keine mehr, und schon will der Segner triumphiren, da legt er sich selbst als Pfeil auf seinen Bogen und schießt sich dem Armen ins Herz. Einst wird Eros von den Rufen mit Blumenkränzen gefesselt und der Schönheit als Sklave übergeben; die gärtliche Mutter will ihn wieder loskaufen, aber er mag seine Freiheit nicht und die Schönheit bleibt ewig seine Geliebterin. *Anacr.* Od. 30. Zu einer andern Zeit ist er Sklave eines Herrn, dieser mag ihn nicht länger behalten und will ihn verkaufen, aber er weint ein trübseliges Thränen und bleibt. *Meleag.* 95. Ein anderes Mal hat er ganz seinen Abschied und soll fort, aber statt zu gehen, verdirbt er sich eilends in die Äugen des geliebten Mädchens. *Meleag.* 91.

Liebe ist auch die grauamste aller Leidenschaften. Als Eros geboren war, sah Zeus schon in den Bügen des Knaben alles Unheil vorher, das er stiften würde, und beschloß daher Aphrodite, ihn unaufrichtig. Doch diese wollte seiner schonen und doch auch den Befehl des Vaters scheinbar erfüllen; sie entfernte ihn also von sich und verbarg ihn in Wäldern, wo er an den Brülsten wilder Thiere sog und sich, als er hinlängliche Stärke erlangt, einen Bogen aus Eichen- und Pfeile aus Cypressenholz schmiegte, zuerst damit auf Thiere zielte, und als er geübt genug, zuerst mit der neuen Waffe war, diese auch gegen Menschen richtete. *Pervig.* Ven. 5, 77; *Tibull.* 2, 1, 67 sq.; *Theoc.* Id. 3, 15; *Bion.* Id. 9; *Eurip.* *Ilipp.* 542; *Verg.* *Ecl.* 11, 28. Schmerzlicher ist es, sagt Antakreon, wenn er Menschenbergen verwundet, als der Stich der Biene. Er verbreitet, plagt ein anderer Dichter, Elend und Zwist unter die Sterblichen, und verleitet oft die Besen zum Unrecht. Er ist schlimm, lieblos, grausam, stolz, eifersüchtig und unverdönlich; man muß ihn scheuen, so lange man kann. Seine Pfeile, von Hephaistos geschmiedet, tauchte Zeus in Honig, er aber in Galle. So klein und unscheinbar sie sind, sind sie doch schwerer als die mächtigen Pfeile des Ares. Dieser kommt einfliegend vom Staube der Schlacht bedeckt, zurück und läßt höhnisch über die leichten Waffen des Eros. Doch dieser bezaubert gegen den Gott ihre Schwere und fordert ihn auf, sie zu tragen. Ares nimmt sie in die Hand, die geliebte Antikere lächelt und Ares, ihre Schwere fühlend, bittet lachend den losen Schalk, sie zurückzunehmen. Behalte sie nur, antwortet dieser, und so muß er ewig ihre Bürde tragen.

Die Liebe ist blind, sagt das Sprüchwort, darum hat Eros eine Binde vor den Äugen; sie ist undeßän-

dig, leichtsinnig und flatterhaft, deswegen hat Eros Flügel, die aber auch zugleich die Geschwinnigkeit anzeigen, mit der er sich der Herzen bemächtigt. Die Wörter *πυγός* und *πτερός* kommen von ihm unzählige Male bei den Alten vor. Beschäftigt ist er schon bei Antakreon (3, 18; Fr. 107) und in dem Euphrosinischen Roman (Ismen. 2) sind seine Flügel ganz Flügel. Nur wenn die Dichter die Liebe als eine Leidenschaft betrachten, die der Mensch nicht immer zu bekämpfen vermag, sprechen sie ihm zuweilen, wie Eubulos (Athen. p. 562) die Flügel ab. Vgl. myth. Dr. 2. S. 30; Wöttiger's Arch. Anecd. 1, 169.

Reiz und Schönheit erwecken die Liebe, darum bleibt er freiwillig ihr Sklave (s. oben) und thront am liebsten auf rosigem Wangen oder lächelt aus schönen Äugen. *Mus.* 92 sq. *Ach. Tat.* 1, 4.

Liebe ohne Gegenliebe gebeht nicht. Eros, sagt der Mythos, wollte in seiner Kindheit nicht wachsen. Aphrodite klagte ihr Leid der Themis und diese rief ihm, ihm einen Gespielen zu geben. Bald nachher gebar die Göttin aus Ares' Umarmung den Anteros (die Gegenliebe) und siehe, Eros ward zusehends größer und stärker und entsaltete immer fröhlicher seine Flügel. Fröhlich und wohlgenuth war er, wenn der geliebte Bruder anwesend war, traurig und niedergeschlagen, wenn er ihn verlassen hatte. (*Cic.* de N. D. 3, 23; *Paus.* 1, 30.) In der Kampfschule zu Elis standen daher beider Altäre neben einander, und beide waren auf einer Binde zu sehen, nach der die Kämpferbilden verfertigt waren, nämlich Eros mit einem Palmzweig und Anteros bemüht, ihm denselben zu entreißen. Die Dichter brachten obigen Gedanken auch dadurch aus, daß sie bald den Eros und Himeros (Liebe und Sehnsucht) mit einander vereinigen und sie Aphroditen begleiten lassen, bald dem Eros den Pothos (das Verlangen oder den eigentlichen Cupido) zugesellen. (*Hes.* Theog. 201; *Meleag.* Ep. 97.)

Die Folgen der Liebe sind theils angenehm, theils schmerzhaft, theils Beides zugleich. Deswegen hat Eros zweierlei Pfeile, einige mit goldnen, andere mit bleiernen Spitzen, oder einige in Honig, andere in Galle getaucht. Jene erwecken Liebe, diese Haß, jene eine schmeichelnde, diese eine qualende, oder wenn er Galle und Honig zusammenmischet, eine bitterfüße Empfindung. *Ovid.* Met. 1. 465. *Eurip.* *Iph. Aul.* 547. *Athen.* 13, 2. p. 502. *Anacr.* 45. *Meleag.* Ep. 43. *Epith.* Honor. 69.

Außer dem Anteros, Himeros und Pothos geben ihm die Dichter noch eine Menge von Brüdern, die einertei Namen mit ihm führen. Sie sprechen also von Eroses, Amores, Liebesgöttern in der Mehrzahl. *Anacr.* 5, 1; 21, 8. *Theoc.* 7, 96. 117; 12, 10; 30, 6. *Hor.* Od. 4, 1. 4. *Ovid.* Amor. 3. Eleg. 15, 1. Am meisten machen aber die spätern Dichter davon Gebrauch, wie Claudian, Val. Flaccus und Statius. Nach Claudian sind sie Söhne der Nymphen, ihrem Bruder an Gestalt, Bewaffung und Tracht gleich, aber nur bestimmt, ihr Geschick nach dem gemeinen Paufen zu richten. *Claud.* l. c. Nach den beiden letztern Dich-

tern (*Val. Arg.* 6, 456. *Stat. Sylv.* 2, 54, 64) ist auch Aphrodite ihre Mutter. Sie süßen auf ihrem Thron und erwarten von der Göttin Befehle, wen sie mit ihren Fackeln oder Pfeilen bestrafen sollen. Um den erblästen Adonis legen sie bei Bion mit beschornem Haupte und beweinen seinen Tod. Der Eine zerbricht den Bogen, der Andere die Pfeile, ein Dritter den mit Pfeilen gefüllten Köcher. Einige lösen die Riemen der Sandalen, andere schöpfen Wasser in goldenen Schalen, der eine dabet die Hüfte, der andere, rückwärts blickend, wehet mit seinen Fittigen dem bleichen Jünglinge Kühlung zu. Die Gewalt dieser kleinen Götter schildert Philipp von Thessalonich in *Brunk. Anal.* 11, 227, so:

Schau, wie den ganzen Dampf Amatusens Kinder geplündert;
Wilt der Heutz geschmächt sichen sie juchend einher;
Diese mit Phobos' Gesäße, mit Jupiter's Bilge die andern;
Sene belastet der Heim, diese die Tarsische des Mars;
Andrer der Inesige Stet des Hercules, andrer der Dreisack,
Dermes gefügigte Schuh, Bromus' gründerer Speer.
Erdrmet auch, Sterbliche, nicht, den Pfeilen der Amor zu weichen,
Wenn die Olympischen selbst ihnen die Wäffen gelien.

Nächst den Brüdern sind Amor's liebste Geschädten unter den Göttern: Iocus, der Scherz, der mit ihm zugleich die Venus unaussprechlich umflattert (*Hor. Od.* 1, 2, 34), Balchos, der Freudegeber und Beförderer der Liebe, und Hymen, der Eheflüster (*Claud. XXXI, 30*); unter den Göttinnen aber die Glücksgöttin Tyche (*Fortuna*), neben welcher er im Venusstempel zu Argira stand, weil das Glück in der Liebe oft mehr vermag als Schönheit (*Paus. VII, 26*), die Chariten und Peitho, die süß Überredende, und vor allen die Muse, weil auch sie das Herz überreden und durch ihre Gesänge den Ruhm des Gottes verbreiten und sein Reich vergrößern. *Bion. Id.* 4. Von der Liebe des Eros selbst zur Psyche sehe man den Art. Psyche.

Die Griechen feierten dem Eros mehr Feste. Am berühmtesten waren die Erotien oder Erolidien, welche die Thespier alle fünf Jahre und höchst feierlich ihm zu Ehren begingen. Man gab dabei öffentliche Spiele, bei denen Kontänkter, ja selbst Athleten um den Vorzug streitten. Theloule, die in Uneinigkeit gerathen waren, brachten an diesem Feste Opfer dar, und Acheten zu dem Gotte um gütliche Beilegung ihres Zwistes. *Athen. III, 2, p. 561. Paus. IX, 27. Plut. Erot. Schol. Pind. VII, 55. Greuzer (Symb. III. C. 536 fg.)* bringt mehrere Ideen bei über das wahre Wesen des Festes. Die unterste Stufe, welche der Begriff der Liebe einnahm, war die rohe sinnliche Geschlechtsthat, deren Symbol Priap war. Die älteste Bildsäule des Eros bei Thespiä war vielleicht aus Priapischer Natur, denn *Pausanias 9, 31* erwähnt einer alten Statue des Priapos denselben, die dann eben die älteste des Eros gewesen sein mag, von der er *C. 27* spricht. Aber dieser rohe Naturdienst wurde in der Folge veredelt und zwar seitdem mit dem Dienste des Eros der der Muse vereinigt worden. Die Stadt Thespiä nämlich lag auf der Südseite des Helicon, in der Nähe die Stadt Asira, des Hesiodos Vaterstadt. Auf dem Helicon waren der Hain der Muse und die heiligen Quellen Aganippe und Hippotrene. Thespiäer sollen den

Berg den Museen gewidmet, in Böotien sich niedergelassen und sittlichere Cultur unter den rohen Pelasgern verbreitet haben. Diese Thespiäer waren also nach Greuzer's Bestimmung Priestercolonien der Apollinischen Religion, welche mit Gesang und Musik auch reinere religiöse Vorstellungen mitbrachten und den Musendienst mit dem des Liebesgottes vereinigten, daher denn dessen Fest so hoch gefeiert wurde, wie die Athener zu Athen, die olympischen Spiele zu Elis und die Palen zu Rhodos (*Athen. XIII, p. 561. E. p. 27 ed. Scheerzigh*). Daß aber die Erotien mit dem Dienste der Muse verbunden waren, bezeugt *Plutarch (Mor. p. 748. F. T. IV. p. 1. Wyttl.)* und *Pausanias 9, 31*, wenn er musikalische und athletische Wettspiele dem Eros feiern läßt. Eros, fährt Greuzer fort, ist also zu Thespiä dem Musen verwandt; das Kokere in seinem Begriffe ist dem Feiern und Geistigen gewichen, er strebt jetzt nach Weisheit und ist Philosoph. Die Erytemben fingen nun an seinem Feste die Lieber des Denos, Pamphos und Anderen, welche den Eros als die allgemeine göttliche Naturkraft darstellten, durch die Alles gemorden ist, als den Vermittler zwischen Gott und den Menschen, der Pfeile und Bogen weggenommen und dafür die Beier genommen hat, wie ihn der Pinzel des Pausias zu Epidaurus darstellte, der die Sinnlichkeit gebändigt und reinere Freude am Geistigen eingeführt wissen will, damit die Seele das Hohe und Idäische verachte und nach dem Himmelschen streben lerne und dadurch glücklich werde, in die Heimath des Göttlichen, von dem sie flammt, wieder einzugehen. Solche Ideen, glaubt Greuzer, lagen dem reinern Cultus des Eros zu Thespiä, überhaupt der Religion des Apollo zum Grunde; die Drpsichen Priesterinstitute hatten sie aus Persien und noch weiter rückwärts aus Indien nach und nach, wenn auch mit vielen Modificationen und Abänderungen, über das kaspische Meer und den Pontus schon in sehr alten Zeiten nach Atralien gebracht, von wo sie weiter über mehr Theile von Hellas sich verbreitet und besonders in den Lehren der Mystrien und der philosophischen Schulen, vornehmlich der Platoniker, sich erhalten hatten. Wenn die Neuplatoniker sie besonders ausführlich darstellten, so glaubt er nicht, daß diese zuerst sie aus der orientalischen Philosophie geschöpft und weiter ausgebildet, sondern nur den Inhalt der uralten Mystik dem größern Publicum genießbarer gemacht hätten, um damit dem Christenthum entgegen zu arbeiten, das in seiner Lehre vom Kreuze dieselbe Entfugung, dieselbe Korrugung vom Irdischen und Erhebung zum Göttlichen predigte. Wie sehr ihm hierin von vielen Gelehrten widersprochen worden ist, ist bekannt genug; sed nostrum non est tantas componere lites.

Dagegen der Cultus des Eros bei den Griechen zu Thespiä am ausgezeichneten war, so fehlte seine Verehrung doch auch nicht in andern Theilen von Hellas. Die Lacedaemonier opferten ihm, ehe sie zur Schlacht ausrückten, weil gegenseitige Liebe und treue Unterstützung am sichersten zum Siege über den Feind führt. Ebenso tiefen die Kreter, wenn ihr Herr in Schlachtfeldern stand, die schönsten unter ihren Mitbürgern auswählten

und durch sie, ehe der Angriff begann, dem Eros ein Opfer darbringen. Als die Samier ein neues Gymnasium errichteten, widmeten sie es dem Eros und feierten ihm das Fest der Eleutheren. Ueberhaupt setzten die Griechen den Eros gern mit ihren Kampfspiele und Kriegsbildungen in Verbindung, weil Liebe zur Tapferkeit und rühmlichen Taten begeistert. Man braucht hierbei nur an das Verhältnis sich zu erinnern, was im edleren Sinne zwischen Jünglingen stattfand, die sich gegenseitig Liebende und Geliebte waren; vermittelst der innigen Bande, welche sie verknüpfen, ermunterten sie einander zu jeder Tugend und im Kriege kämpften sie für einander bis zum Tode. Die berühmte thebanische Cohorte, die ganz aus Liebenden und Geliebten bestand, hieß ihm zu Ehren die heilige, und die Athener sahen ihn ausdrücklich als ihren Ketter und Befreier aus den Händen der Persertraien an. In mehr als einem Gymnasium stand seine Bildsäule zwischen der des Hermes und Herakles, um anzudeuten, daß Weisheit und Bercbsamkeit, mit Muth und Stärke verbunden, Alles auszurichten vermögen.

Was man dem Eros für Opfer brachte, läßt sich aus den erhaltenen Nachrichten nicht genau bestimmen. Nur soviel ergibt sich, daß unter den Blumen die Rose wegen ihrer Schönheit, unter den Fischen der Polypus Marius wegen seiner Fruchtbarkeit, unter den vierfüßigen Thieren der Hase wegen seines Hanges zur Liebe, und unter den Vögeln der Hahn dem Eros heilig waren. Mit Hahn und Hase, sowie mit Böden und Ziegen kommt er häufig auf Gemmen vor; s. Eippert I. Thl. Nr. 779, 807, 792.

Außer zu Thespiä wurde der Gott auch von den Perier an Hellespont, einer Colonie der Ionischen Erythrier (Paus. IX, 27), verehrt. In Athen hatte er einen Altar vor dem Eingange in die Akademie, und in der Stadt gab es einen Altar des Anteros, zu dessen Errichtung Pausanias (I, 30) die Veranlassung erzählt, womit man Suidas v. Melas; vergleichen kann. Ein Athener, Melas nämlich, behandelte seinen Liebhaber Timagoras, einen Fremdling, immer verächtlich und befaß ihm einst in einer Art von Uebermuth auf die Spitze des Felsens (der Akropolis) zu gehen und sich herabzuwerfen. Dieser, gewohnt jedem Verlangen des Geliebten zu willfahren, erfüllt den Befehl. Den Melas ergriß nun die Reue so, daß er sich ebenfalls durch einen Sprung vom Felsen das Leben nahm. Deswegen errichteten die in Athen wohnenden Fremden dem Anteros, als dem Rächer des Timagoras, diesen Altar. Alian in den Fragmenten bei Suidas I. c. verwechselt die Namen und nennt den Avenienfer Timagoras, den Fremdling aber Melitos.

Häufig ward Eros ein Gegenstand der Kunst. Vom roten Gottschilde erhoben sich die Hellenen zu immer vollkommnern und edlern Darstellungen. Das älteste Bild des Eros zu Thespiä war nach Pausanias (IX, 27) ein schlecht bearbeiteter Stein, aber allmählig kam an dessen Stelle der herrliche Amor von Praxiteles, der zwei Mal in der Folge unter Caligula und Nero nach Rom wandern mußte. Es war derjenige, den die Bühlerin

Phryne stiftete, nachdem sie auf listige Weise dieses Bild dem Meister abgelockt hatte. Praxiteles nämlich war ihr Liebhaber und da bot sie ihn einst um das schönste Stück seiner Arbeit. Er verweigerte zwar die Bitte nicht, wollte aber auch nicht sagen, was er für sein Meisterstück hielt. Bald nachher meldet ein Diener, das Haus des Praxiteles stehe in Flammen und das Meiste seiner Arbeiten sei verloren. Ach, rief er, ich bin unglücklich, wenn das Feuer auch den Satyr und den Eros ergriffen hat. Sie beruhigte ihn nun, erzählte ihre List und wählte den Eros. Er war aus penthelischem Marmor. Eine andere Bildsäule des Eros war die des Lykissos aus Erz und die des Atheners Metrodorus von Marmor, eine Nachahmung des Praxiteles. Zu Athen sah man in einem Tempel der Aphrodite mehre Bilder aus dem erotischen Kreise (Paus. I, 43), zuerst die Aphrodite Paris, die ausdauende, zum Ziele führende Liebesgöttin, neben ihr Peitho (die Ueberredung) und die Paresgoros (die Tröstung), ein weiblicher Genius, der über den Verlust des Geliebten beruhigen soll. Diese Werke waren von Praxiteles. Ihnen fügte aber noch Skopas den Eros, den Himeros (das Liebesverlangen) und den Porikos (die Ebnfucht) bei, wenn, bemerkt Pausanias (I, 43) dabei, diese Wesen nicht bloß dem Namen, sondern auch im Begriffe verschieden sind. Auch zu Eukrita in Lakonien hatte Eros einen Tempel und heiligen Hain (Paus. III, 16).

Unter den Antiken von dieser Göttheit sind zwei im Palaste Giustiniani zu Rom. Die erste, wo Amor den Bogen spannt, ist schön, aber nur der Körper alt. In der andern betrachtet ein Amor von gewöhnlicher Größe einen kleinen Amor, der bei seinen Bogen und Pfeilen schläft; die Ausführung ist mittelmäßig. Eine andere ausnehmend schöne Statue, die den Bogen spannt, befindet sich zu Rom im Capitol. Kopf, Leib und Schenkel erklärt Winkelmann (Gesch. d. K. I. Thl. S. 213) für antik und schön, aber Arme, Beine, Trunk und ein Theil der Flügel nebst dem Bogen sind neu. Zwei andere Vorstellungen des den Bogen spannenden Amor sind in der Villa Albani zu Rom. Eine der schönsten aus dem Alterthum (Winkelm. Gesch. d. K. S. 489) enthält die Villa Negroni zu Rom. Ein Amor von weißem Marmor, mit Weinreben bekränzt und eine Traube in der Hand haltend, reitet auf einem Leoparden von schwarzem Marmor, auf dessen Rücken ein Ziegenfell ausgebreitet ist. Ebenfalls ist findet man auch eine schöne antike Gruppe von Amoretten, wo einer dem andern eine Larve vorhält, daß dieser rüddlings zu Boden stürzt. S. Winl. Gesch. d. K. S. 352. In der dreizehner Gallerie sind nach Casanova (neue Bibl. d. sch. B. II. Thl. S. 41 fg.) zwei Amor bekränzt. Der eine in einem Alter von 8—9 Jahren ist so vorgestellt, als ob er eben einen Pfeil vom Bogen abgebenst habe; der andere von jarterem Alter scherzt mit einem Löwen. In der Pembroke'schen Sammlung ist ein Amor, der seinen Bogen zerbricht und ein Wort des Kleonenes sein soll; drei andere aber in der Balmobil'schen Sammlung, über die Casanova (neue Bibl. d. sch. B. 4. Th. S. 214 fg.) eine Abhandlung geschrieben hat. Die eine ist ein geflügelter Amor mit

ruckwärts auf den Rücken gebundenen Händen, aus weissem Marmor. Weinend und voll Unmuths, daß seine Mutter die geliebte Psyche verfolgt, senkt er kummervoll den Kopf. Ein zweiter ohne Hügel scheint aus Schalkheit die Augen geschlossen zu haben und die Bage und Miene eines Schlafenden anzunehmen. Sein linkes Bein hat er über die Keule des Herkules geschlagen und die eine Hand am Griffe derselben, als ob er sie eben lassen wollte. Ein Dritter hält einen Vogel, ein Viß der andelnden Liebe und der Flüchtigkeit ihrer Freuden. Im Capitol zu Rom im Zimmer des Perikles befinden sich als Gruppe Amor und Psyche, welche von ihm geküßt wird. — Vielfältig wird auch der Gedanke dargestellt, daß die Liebe über Alles herrscht. In Eippert's Daphn. findet man viele solcher Vorstellungen. Man sieht ihn hier bald Jupiters Donnerkeile gesprochen (I. B. Nr. 775), bald auf den Helm des Mars treten und dessen Weinsiefeln anziehen (Nr. 778) oder trotzig gegen ihn die Fackel schwingen (Nr. 271), bald dem Herkules Keule und Löwenhaut nehmen, sich mit dessen Schilde schmücken oder sich ihm auf die Schulter setzen (Nr. 603, 606, 776), bald einen Delphin mit dem Bügel lenken (779—781), Löwen das Joch auflegen (778), sie mit der Peitsche oder mit der Fackel antreiben (786, 790), oder auf einem Wagen mit zwei Ägiren fahren (Nr. 789). Nicht minder oft werden auch die Qualen ausgedrückt, welche die Seele durch ihn erleidet. Diese wird gewöhnlich unter dem Fluge des Schmetterlings dargestellt. Die Griechen nämlich nannten die bekannten Schmetterlingsarten, welche Abends oder bei Nacht um das Licht herumfliehn und sich oft die Flügel verbrennen, Psyche, und so ward die ganze Gattung dieser Insekten Bild der Seele. Der Schmetterling wird daher vom Amor auf mancherlei Art gemariert. Bald hält er ihn an den beiden Flügeln gefangen (Nr. 823), bald faßt er ihn mit der linken Hand und hat in der rechten das Messer bereit, um ihn zu zerschneiden (*Stosch, pierres gravées*, Nr. 893), bald vergnügt er ihn mit der Fackel (Eippert Nr. 828), bald nagelt er ihn an einen Baum (Nr. 829). Auch das Landelnde und Vergnügungslustige der Liebe wird ausgedrückt. Amor kommt als Jäger mit Hasen und Feldbüdnern von der Jagd (Eippert Nr. 807), sitzt angelnd am Ufer, während einer seiner Brüder mit einer Harpune nach einem großen Krebs wirft (Nr. 809), oder reitet auf einer Maus, auf einer Grille (Nr. 432, 454), treibt sich mit einer Gans herum (Nr. 795, 796, 816), macht Lustpartien zu Wasser (Nr. 810, 811), sieht dem Kampfe freitender Hähne zu und bestimmt als Kampfrichter den Preis (Nr. 819—821) u. s. w. Eros sitzt traurig auf der Erde und Anteros eilt frohlich hinweg (Nr. 833), denn ohne Gegenliebe verflucht die Liebe in Schmerz. Der Wein befördert die Liebe, daher Amor in Gesellschaft des Bakchos und Silenos (Nr. 399); ein Baum mit einem Pödem in der rechten und in der linken Hand eine Traube, nach der Amor begierig hascht (Nr. 469); drei Liebesgötter hatten eine Beineise (800), Amor als Mundschmeichler bei Aphrodite (S. 156, Nr. 188). In der Liebe geht oft Glück vor Schönheit, daher Amor, die

Glücksgöttin ansehend (in Eipp. Suppl. Nr. 396). Mit den Mufen kommt Amor oft in Verbindung vor. Er begleitet sie mit der Fide (Eippert Nr. 761), spielt auf der Lyra (Eipp. Suppl. Nr. 436), bezwingt dadurch einen Löwen (Nr. 787). Liebe macht den Menschen weise; Amor arbeitet am Kopfe eines Weltweisen (Nr. 801). Über einen Kampf des Eros mit Pan vgl. man *Weller, Beistrit*, für Gesch. und Auslegung d. alt. Kunst. I. B. Hft. 5. (Götting. 1818).

Amor spielt natürlich in vielen Liebesgeschichten der Alten eine Rolle. Man sehe die Art. Pyramus und Thisbe, Leander und Hero, Acontios und Kydippe, Hermochares und Ktesylla, Aegyptios und Timandra, Nykteus und Nyktimene. Die Darstellung ist aus Gruber's Wörterb. der altäth. Myth.; Nisch myth. Wörterb. v. Klopfer, Creuzer's Symb. 2. und 3. Th. 2. Ausg. genommen. (Richter.)

EROS war der Name des Sklaven, welchen Antonius, von Detavian besetzt und, wie er argwohnte, von Kleopatra verrathen und doch durch ihren voragebenen Tod erschüttert, aufbodete, ihn zu erschlagen. Eros zog sein Schwert und erhob es, wendete sich aber und erschlug sich selbst. Als Antonius ihn fallen sah, rief er: Du hast es nicht thun wollen, aber dein Beispiel hat mich belehrt; und so durchschlug er sich selbst mit dem Schwerte. (*Plut. Anton.*) (H.)

EROTES sind bei den ältern Dichtern Eros und Anteros (s. Eros S. 339), die spätern Dichter nahmen eine ganze Menge von Liebesgöttern an, Amores, Cupidines, und machten sie zu Söhnen von Nymphen. Sie erscheinen auf Monumenten meist als Kinder, soßen als Knaben, besüßelt an den Schultern, mit Pfeilen, Köcher, Pfeilen und Fackeln. (H.)

Eroteum Soland, f. Freziera.

EROTIANQS. Dieser griechische Schriftsteller ist uns nur noch durch folgendes, unter seinem Namen mit folgender Aufschrift aus uns gekommenem Werk bekannt: *Ἐρωτιανὸς τὰν παρ' Ἰννοκράτους λέγων οὐρανῶν*, und selbst sein Name ist in sofern bestritten, als statt Erotianos, wie die ersten Herausgeber nach handschriftlicher Autorität den Namen selbstgeleitet haben, Andere Herotianos, Andere, wie Hugo Grotius, Erotion oder auch Erotion (schreiben); J. A. Fabricius *) aber auf die durch eine Stelle des *Etymologicum magnum* *) unterstützte Vermuthung verfiel, als habe der Name dieses Gelehrten Herodotianus geheissen: obwohl auch ebenso gut in der Stelle dieses Lexicographen eine Verwechslung vorgegangen sein kann, zumal da andere Belegstellen für diese Verbesserung ebenso wenig sich auffinden lassen, als andere, sichere Beweisgründe. Es liegt daher kein genügender Grund vor, von der älteren, und durch die ersten Herausgeber befolgten Schreibart *Ἐρωτιανός* abzu-

1) f. *Erasmus*. Praef. p. XII. XIII. *Fabricii Bibl. Graec.* VI. p. 234 seq. ed. *Hartl.* 2) Am vorher angeführten Dite. S. v. *ἐρωτιανός* (p. 87 s. p. 79. *Lips.*) und tadelst der Schluss: *ὁτιος Ἡεροδωτὸς ἔρ ὁπ' ἐπὶ ἑρωτιανῶν τὰν λέγων Ἰννοκράτους*; f. *Fabricius* l. 1.

geben, noch weniger aber wird man der Ansicht eines neueren Gelehrten⁴⁾ beipflichten wollen, welcher die ganze, den Namen des Erotianos tragende Schrift für ein Produkt neuerer Zeit, mithin für einen Verzug, ausgegeben gemeint ist: eine Ansicht, die aller näheren Beweisgründe durchaus ermangelte, daher auch ohne allen Beifall gelassen ist. Da Galenus⁵⁾ den Erotianos nennt, so muß er wol vor ihm gelebt haben: näher bestimmbar ist aber das Zeitalter desselben durch die dem bemerkten Werke vorgelegte Vorrede, welche aus den jüngern Andromachos, den Leibarzt oder Archiater des Kaisers Nero, gerichtet ist⁶⁾, und uns, sowie das ganze nachfolgende Werk selbst zur Genüge zeigt, daß der Verfasser desselben nicht sowohl für einen Arzt, als für einen der gelehrtesten Grammatiker anzusehen ist, welche in jenen Zeiten eifrig mit der älteren Literatur sich beschäftigten und deren Studium durch eigene Commentare, Glossarien, Lexica u. dgl. zu fördern und zu erleichtern suchten: weshalb denn auch in dieser Vorrede frühere Erklärer der Sprache des Hippokrates und deren verschiedene darauf abzielende Werke aufgeführt werden, und am Schluß noch ein classificirtes Verzeichniß der einzelnen Schriften des Hippokrates selbst sich findet, das bei Aufstellung des Namens der Schriften des Hippokrates und der Bestimmung ihrer Echtheit oder Unechtheit von nicht geringer Wichtigkeit ist⁷⁾. Auf diese Vorrede folgt unter dem oben angegebenen Titel das Werk selbst, eine Sammlung von Hippokratäischen Ausdrücken, welche in alphabetischer Ordnung zusammengestellt, und mit den nöthigen Erklärungen begleitet sind. Jedoch ist die alphabetische Ordnung nur im Allgemeinen sichtbar, indem die einzelnen Wörter eines jeden Buchstabens keineswegs mit genauer Berücksichtigung ihrer alphabetischen Ordnung auf einander folgen. Diese alphabetische Zusammenstellung aller Wörter aus allen Schriften des Hippokrates paßt inwieweit nicht zu dem in der bemerkten Vorrede angegebenen Plan⁸⁾, wozu wir eine Zusammenstellung der einzelnen Ausdrücke nach den einzelnen Schriften des Hippokrates und deren Einteilung, wie sie nach vier Classen in dieser Vorrede selbst enthalten ist, zu erwarten hatten; auch spricht der Verfasser über frühere Erklärer und Glossographen, welche nicht in dieser Weise, nach den einzelnen Schriften des Hippokrates, und deren Classen, ihre Wörterbücher abgefaßt hatten, wie Epiphios und Glaucias, seinen Tadel aus und, nachdem er am Schluß seiner Vorrede die einzelnen Schriften des Hip-

pokrates nach einer vierfachen Abtheilung aufgezählt, erklärt er mit den Schriften der ersten Classe, den sogenannten *syntactica*, und zwar zunächst mit dem Werke *Hippokratēas* den Anfang machen zu wollen⁹⁾. Wir haben daher wol Grund, an der Form und Gestalt des nun folgenden Wörterbuchs Anstoß zu nehmen, indem dasselbe keineswegs nach den einzelnen Schriften des Hippokrates und deren Classen die einzelnen schwierigen Ausdrücke, mit dem Prognosticos beginnend, aufzählt, sondern in rein alphabetischer Folge alle Ausdrücke aus allen Schriften zusammengeworfen enthält: weshalb die Annahme wol erlaubt sein wird, daß ein späterer Grammatiker oder Abschreiber die ursprüngliche Anordnung des Ganzen, nach welcher die Wörter und Ausdrücke nach der Ordnung und Folge der Hippokratäischen Schriften, wie sie in der Vorrede angegeben ist, zusammengestellt und erläutert waren, umgeworfen und Alles nach den Buchstaben des Alphabets zusammengetragen habe¹⁰⁾: daß dabei auch Manches weggelassen, Manches in eine veränderte oder abgekürzte Fassung gebracht worden, läßt sich wol denken, und selbst der diesem Wörterbuch, in der Gestalt, wie es jetzt vorliegt, gemachte Vorwurf allzu großer Kürze, selbst Dunkelheit und Unbestimmtheit in Erklärung der schwierigen Ausdrücke des Hippokrates, wird sich bei einer solchen Annahme wol erklären lassen: Manches auch gewiß anders sich darstellen, wenn die ursprüngliche Folge der einzelnen Ausdrücke nach den einzelnen Schriften des Hippokrates oder deren Classen noch vorläge. Es hatte aber Erotianos, der Vorrede zufolge¹¹⁾, die Schriften des Hippokrates in folgende Classen abgetheilt: 1) *syntactica*, *Significativa*, wozin z. B. die Prognostica, Prothetika, die Schrift De humoribus gehören; 2) *Onoma* z. B. *αισθητικα*, *Naturalia* et *Causativa*, wie die Schriften von den Winden, von der menschlichen Natur u. s. w. 3) *Separantia*, *Curativa*, wozin ebenso wol Werke diätetischen als chirurgischen Inhalts oder auch solche, die beides betreffen, gehören; 4) *εἰς τὸν κατὰ τὴν ἐκείνων τεινόντων λόγον*: ad aetis praeccepta spectantia, wie z. B. die Schriften über Eib, Fegew u. dgl. Ubrigens finden sich in diesem im manchen Beziehungen gewiß recht nützlichen und das Verständniß schwieriger Ausdrücke wahrhaft fördernden Wörterbuche viele Citate älterer Schriftsteller¹²⁾, die es uns allerdings glaublich machen können, daß der Verfasser

4) *Morallius Cognatus*, *Observat.* II, 28; f. Franz, *Præfat.* p. XIII seq. not. 5) *Euphrasat*, *voc.* Hippocr. a. v. *μικρογραφ* p. 490 bei Franz). 6) f. den Eingang der Vorrede: *τῶν Ἰπποκράτους πραγματείων, ἀξιολογῶν ἁρμόζοντων, οὗς εἰς τὰς συλλογὰς αὐτῶν α. 1., und* darüber die Not. c. des Franz S. 3. 7) *Struener*, *Censura lib.* Hippocrati, p. 23. (Vataviv. 1772). 8) Es heißt dort p. 18. *ed. Franz*: *ἵνα καὶ κατὰ τὴν ἑκάστην τῶν βιβλίων τὴν ἀναγκαζομένην εἰς τὸν σκοπὸν τῶν συγγραμμάτων διατάξωμεν οὐκ ὀλίγους ἀποφύκτους, ἐν ὧν καὶ πολλοὶ λαοὶ οὐκ ἔχουσιν ἀντιλήψεις, καὶ τὰς ἀναγκαζομένης ἀποφύκτους ἀποφύκτους ἀποφύκτους α. 1.*

9) Der Schluß der Vorrede lautet p. 24. *ed. Franz*: *ἀναγινῶν οὖν ἐν τῇ αὐτῇ τῶν συγγραμμάτων, ἐκείνῃ κατὰ τὴν ἀναγκαζομένην καὶ διατάξωμεν ἀποφύκτους ἀποφύκτους. Αὐτῶν ἀξιολογῶμεν ἐν τῇ αὐτῇ τῶν συγγραμμάτων.* 10) f. Franz in der Eingangsnotiz zum Texte des Wörterbuchs S. 26 fg. und darüber S. 28, insbesondere *Peringa*, *Observ.* p. 3. Bgl. auch *Petersen*, *Hippocratis nomine quæ circumferuntur scripta etc.* Pars I. (Hamburg. 1839.) p. 4. 11) f. p. 21. *ed. Franz*. Über andere Einteilungen und Classificationen der Schriften des Hippokrates f. hier außer der ältern oben angeführten Schrift von *Struener* und *Ein's* Abhandlung in den *Denkschriften der berlin. Akademie*, 1814—1815, *physikal.* Classe, insbesondere die eben genannte Schrift von *Petersen* S. 7 fg. 12) f. nur den *Index Auctorum* in der Ausgabe von Franz, am Schluß, und daraus bei *Forsterius* am a. a. *Drte* S. 295.

fer kein gewöhnlicher, sondern ein gelehrter, in der älteren griechischen Literatur vielfach bewandelter Grammatiker war, und in dieser Hinsicht gewiß noch mehr unsere Beachtung anzusprechen hätte, wenn sein Werk in der ursprünglichen und unverfälschten Gestalt, in der es von seinem Verfasser ausgegangen, uns erhalten wäre. Noch sollen unbenuzte Handschriften dieses Glossars sich vorfinden¹³⁾; ob und in wiefern aus ihnen die ursprüngliche Gestalt des Werkes sich wieder herstellen lassen wird, vermögen wir nicht anzugeben, da nähere und sichere Nachrichten darüber fehlen. Das jetzt bekannte Glossar erschien zuerst nach dem griechischen Texte abgedruckt¹⁴⁾ in *H. Stephani dictionarium medicum* (Paris. 1564), mit den Anmerkungen des Stephanus (p. 113 seq.) und den Emendationen von Gesner p. 179 seq. Eine lateinische Uebersetzung ist beigefügt; unabhängig davon aber erschien zu Venedig 1566. 4. eine nach einer vatikanischen Handschrift gemachte, und mit vielen Notizen versehen lateinische Uebersetzung (ohne griechischen Text) unter dem Titel: *Erotiani Graeci scriptoris vetustissimi vocum, quae apud Hippocratem sunt, collectio, cum annotationibus Bartholomaei Eustachii*. Darauf ward dieses Glossar auch in die größten Ausgaben des Hippokrates von Hier. Mercurialis zu Genu 1675. Fol., zu Paris 1639 Fol. von René Chartier aufgenommen, jedoch ohne die Notizen des Eustachius; die beste und vollständigste Ausgabe erschien zu Leipzig 1780 unter folgendem Titel: *Erotiani, Galeni et Herodoti Glossaria in Hippocratem ex recens. Henr. Stephani, Graece et Latine. Accesserunt emendat. Henr. Stephani, Barthol. Eustachii, Adriani Heringae etc.; recensuit, varietatem lectionis ex mss. codd. Dorvillii et Mosquensi addidit suasque animadvers. adiecit Jo. Ge. Frider. Franzius; f. auch Friedemann und Seebode, Miscell. critic. Vol. I, 2. p. 271 seq.*

(Baehr.)

EROTIDIA, Ἐρωτῖδια, auch Ἐρωτῖα, ein Fest, das die Einwohner von Thebes dem Eros zu Ehren feierten. Nach Pausanias (II, 27) verehrten die Thebier seit den ältesten Zeiten keine andere Gottheit als den Eros, oder wenigstens denselben am meisten. Seine älteste Bildsäule war ein schlecht behauener Stein, später aber wurde vom Praxiteles eine sehr schöne verfertigt. Das Fest wurde alle fünf Jahre gefeiert und an demselben Spiele zu Ehren des Eros und der Musen gehalten, wobei auch weithreitende Musiker auftraten. Waren Streitigkeiten zwischen Theuten vorgefallen, so brachte man an diesem Feste dem Eros Opfer und flehte ihn an, sie wieder zu versöhnen. Kreuzer (Symb. III, 540 fg.) bemerkt, daß der Dienst des Eros und seine erste rohe Bildsäule ursprünglich Priapischer Natur gewesen, daß er aber durch die Verbindung mit dem thrakischen Erosdienst geläutert und geistiger geworden

sein möge, wodurch die Erotiden ein ebenso feierliches Fest geworden seien, wie die Askanden. Durch die alten Priesterfänger, Dlen, Drubus, Pampob, sei der sinnliche Cultus vergeistigt und mit der reinen Nüchternheit des Apolls verbunden worden. (Richter.)

EROTIKER des Alterthums. Mit diesem Ausdruck (*ἔρωτες*), der im griechischen Alterthume von Allen gesagt wird, die in ihren Schriften, ob sei in Poesie oder in Prosa, Liebesverhältnisse oder Liebesgefühle berührt und ihren Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben (in welcher Hinsicht wir ja z. B. von einer erotischen Elegie oder Erotik sprechen, wie von erotischen Poesien überhaupt) sind wir jetzt meistens gewohnt, eine eigene Classe von Schriftstellern zu bezeichnen, welche im alten Griechenland und zum Theil selbst noch in dem alten Rom, und zwar in verhältnißmäßig schon späteren Zeiten ausschließlich Liebesverhältnisse, Liebesabenteuer u. dgl. zum Gegenstand ihrer Darstellungen sich erwählt und dieselben in eigenen, fingirten Erzählungen, die übrigens ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden, in ungebundener Rede weiter ausgeführt und geschildert haben. In sofern fallen diese Darstellungen allerdings mit dem zusammen, was man in neuerer Zeit mit dem Namen der Novelle oder des Romans zu bezeichnen gewohnt ist, weshalb man auch diesen, dem Mittelalter zugehörigen Roman, nicht selten auf diese ähnlichen, in den Kreis der Erotik fallenden Erscheinungen des Alterthums angewendet findet, so verschieden auch die letzteren, namentlich auch, was ihre Entstehung und erste Veranlassung betrifft, von der Romanenliteratur des Mittelalters, wie selbst der neueren Zeit, in gar Manchem zu nennen sind, und nur im Allgemeinen eine Inhaltsähnlichkeit in sofern annehmen läßt, als die Verhältnisse geliebter Personen verschiedenen Geschlechtes zu einander, ihre Gefühle, wie ihre Schicksale, Begegnisse und Abenteurer und endlichen Schicksale den Stoff der Darstellung abgeben, die nach den äußeren Verhältnissen, dem ganzen Stand der Cultur und der geselligen Lebensverhältnisse den Abwand zwei so verschiedener Zeitalter, wie das des heidnisch-griechischen Alterthums und das der christlich-romanischen Welt des Mittelalters und gar der Neuzeit, ebenso deutlich nachweisen kann.

Die Entstehung und Fortbildung des eigentlichen Romans, dieses ausgebreiteten und ausgedehnten Zweiges der mittelalterlichen wie der neueren und neuesten Zeit nachzuweisen, liegt dieser Darstellung fern: es genügt hier nach dem, was Huot, die gelehrten französischen Benedictiner und so manche Andere, die wir unten noch näher bezeichnen werden, an das umfassende Werk von John Dunlop: the History of fiction: being a critical account of the most celebrated Prose Works of fiction, from the earliest greek Romances to the novels of the present age in der zweiten Ausgabe (Edinburgh 1816 in 3 Voll.), dem sich das neueste deutsche von D. L. B. Wolf (Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit [Jena 1841]) anschließt, des Weiteren zu verweisen: hier aber müssen wir gleich von vorn herein bemerken, daß

13) f. Franz; Praefat. p. XVI. Fabricius I, l. p. 233 und daselbst die Note von Paries. 14) über die verschiedenen Ausgaben f. außer Fabricius I, l. p. 233 seq. Franz I, l. p. XVII seq., insbesondere Ghouant, Handb. der Buchkunde der ältern Medicin. S. 44. (S. 74 der zweiten Ausg.)

der griechische, wie selbst der römische Roman, wenn man diesen einmal jetzt bekannt und verbreiteten Namen gebrauchen will von dem, was die Alten mit dem Namen der Erotiker vielmehr bezeichneten, für nichts anderes als für einen Nebenzweig der alten Rhetorik und Sophistik anzusehen, und aus ihr hervorgegangen ist: wir mithin dort die Quelle dieses Zweigs der Literatur zu suchen und in sofern die Erotiker an die Sophisten und Rhetoren anzureihen haben. Als Sophisten und Rhetoren werden aber alle die bezeichnet, welche in Darstellungen der oben bezeichneten Art sich versucht, und in der Form derselben, d. h. in Sprache und Ausdruck, diese sophistisch-rhetorische Richtung auch insbesondere erkennen lassen, während sie durch den Gegenstand, den sie in dieser Weise behandeln, allerdings mit Recht den Namen Erotiker führen können.

Es ist aber die Entstehung dieses eigenen Zweiges der griechischen Literatur offenbar in einer Zeit zu suchen, wo Rhetorik und Sophistik immer allgemeiner geworden und eine immer größere Ausdehnung erlangt hatten, wo sie ihren Einfluß auf alle Zweige der Literatur bereits zu verbreiten angefangen und alle Schöpfungen des Hellenischen Geistes, in Prosa, wie in Poesie, durchdrungen hatten, wo bei dem Untergange des öffentlichen Lebens und der Selbstständigkeit der Hellenischen Staaten, der Geist von der Außenwelt zurückgedrängt, in die Stille des häuslichen Lebens und der Wissenschaft sich zurückzog, wo insbesondere die Berufsarbeit, die mehr oder minder in ihrer öffentlichen Wirksamkeit versunken war, aber doch verkommen mußte, in die Schulen der Rhetoren, Sophisten, Philosophen sich zurückzog und hier mit einem Eifer gepflegt ward, der eines besseren Ziels würdig gewesen wäre. Von der Schule der Rhetorik ging die gesamte wissenschaftliche Bildung der Zeit aus; in ihr bildete sich der künftige Gelehrte wie der Staatsmann; von hier ging Alles aus, was ebenso wol zur verständigen Belehrung, wie zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung eines Publicums diente, das selbst früher und in der Jugend in der Schule der Rhetorik gelehrt, den Geschmack an solchen rhetorischen Darstellungen mit in das Leben, besonders in die nun weit mehr und allseitiger ausgebildeten Verhältnisse des Privatlebens, hinübergetragen hatte und eine Befriedigung dieses so angeregten Bedürfnisses einer schon mehr geistigen Nahrung und Unterhaltung verlangte. Wollen wir diese Zeit chronologisch bestimmen, so werden wir allerdings auf die der macedonischen Herrschaft eines Philipp und Alexander des Großen unmittelbar vorausgehende Zeit hingewiesen, in welcher eine solche Richtung sich zu entwickeln begann, die in der Folge immer mehr sich ausbreitete, namentlich als durch Alexander's Eroberungen und durch die Stiftung Hellenischer Reiche im Orient der ganze Gesichtskreis erweitert und mit neuen Ideen, Kenntnissen und Ansichten bereichert ward, welche der Wissenschaft und Literatur einen ungemeinen Aufschwung gaben, der sich insbesondere in den jährlichen Schulen der Philosophie wie der mit ihr verbundenen Rhetorik

erkennen läßt, in deren Kreis bald jeder Gegenstand menschlichen Wissens und geistiger Forschung gezogen ward. Je weniger zugleich das öffentliche Leben und die öffentliche Thätigkeit ansprach, um so mehr mußte der Geist solchen Bahnen sich zuwenden, und in den Schulen der Rhetorik und ihren Schöpfungen das suchen, was in der Zurückgezogenheit eines stillen häuslichen Lebens nicht bloß belehren und anregen, sondern auch angenehm zu beschäftigen und zu unterhalten im Stande war. Und wenn die Meister der Berufsarbeit durch die von ihnen, anfänglich als Ausrufer, zum belehrenden Studium ihrer Jüdlinge, gefertigten Reden, in welchen sie sich in bestimmte Verhältnisse der Zeit und des Ortes hineinstellten, und so in Allem ihren Rede-producten den Schein der Wirklichkeit zu geben demütht waren, einem solchen Bedürfnisse in sofern abzuhelfen beflissen waren, als diese Ausrufer bald auch außer dem nächsten Kreise der Jüdlinge verbreitet in allgemeine Kreise eines gebildeten Publicums übergingen, und hier ungetheilte Aufnahme und Beifall fanden, so wird es wol nicht befremden können, wenn bei der zunehmenden Geltung und Erweiterung des Privatlebens nach allen möglichen Seiten und Verhältnissen, in gleichem Schritte mit dem Sinken alles öffentlichen Lebens, die Darstellungen der Rhetoren sich bald nicht mehr bloß auf solche Reden, die doch immerhin mehr oder minder Gegenstände des öffentlichen Lebens und der Politik betrafen, beschränkten, sondern auch andere Verhältnisse und Gegenstände des Lebens in ihren Kreis ziehen mußten: wozu der so ungemein erweiterte Kreis des Wissens, besonders in den Verhältnissen der Natur und bisher unbekannter Welten, ebenso sehr als die Verfeinerung des Privatlebens und die daraus in mannichfacher Weise hervoragenden neuen Verhältnisse und Verwickelungen die Hand boten. Und was konnte in dem häuslichen Leben, in dem Privatleben, war einmal aus ihm der Stoff der Darstellung entnommen, anziehender und interessanter sein, als die Verhältnisse liebender Personen darzustellen, zumal in einer Zeit, wo das Leben des Einzelnen nicht mehr wie früher an den Hohen der Heimath, der Stadt und des Hauses geknüpft war, sondern der Einzelne auch außerhalb desselben mit viel größerer Freiheit sich bewegen und aller Orten sich herumtreiben konnte. Und wenn früher die so reiche und so ausgebildete Lyrik der Griechen die Gefühle gegenseitiger Liebe mehr innerlich, von ihrer inneren Seite aufgelaßt und mit allem Feuer einer glühenden Phantasie befeuert hatte, so war es nun mehr die äußere Seite dieses Verhältnisses, welche den Raum bot zu größeren Darstellungen, welche sogar eine Art von dramatischem Charakter annahmen, durch die vielfachen Verwickelungen, in welche der Gegenstand bis zu der am Schluß eintretenden Lösung verschlungen war, um so gewissermaßen als ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Ganze, als ein wahres Drama in ungedundener Form der Rede, zu erscheinen. Bedenkt man aber, daß die derartigen Schöpfungen, von denen uns noch eine Kunde zugekommen, in eine Zeit fielen, wo das eigentliche Drama erloschen und die Blüthezeit der Hellenischen Po-

rit verschwunden war, so wird man selbst darin gewissermaßen einen Erlaß des späteren Zeitalters für das finden können, was dem früheren die Komödie, besonders in der Form, die ihr Menander und seine Zeitgenossen gegeben, geboten hatte.

So war also die griechische Rhetorik, nachdem sie zuerst blos in dem öffentlichen Leben sich bewegt und daraus den Stoff der von ihr geleisteten Reden (*lógoi*) entnommen hatte, genöthigt worden, auch in andere Kreise des Lebens zu treten und aus ihnen zunächst, insbesondere aus dem Privatleben und aus den häuslichen Verhältnissen und Zuständen, den Stoff der Darstellung zu nehmen; sie mußte nun Reden, Erzählungen (*lógoi*) anderer Art und anderen Inhalts schaffen: und daß sie hier am Anfang sich noch nicht ausschließlich der Darstellung von Liebesverhältnissen zuwendete, zeigen uns einige Beispiele.

Als den ersten Verfasser eines solchen romanartigen Werkes bezeichnet Photius (Bibl. Cod. CLXVI) einen nicht weiter uns bekannten Antonius Diogenes, aus dessen größtem, aus 24 Büchern bestehendem, Werke: *ταῖς αἰσχροῖς ἀνέκδοτοις λόγοις*, d. i. über die wunderbaren Dinge jenseit Idule, Photius einen ziemlich vollständigen Auszug uns aufbewahrt hat¹⁾, wodurch wir in den Stand gesetzt sind, Inhalt und Gang des Werkes, das ebenso gut auch in die Classe der gleichfalls zur angenehmen unterhaltenen Lectüre singulären Reisebeschreibungen gebracht werden kann, so ziemlich zu überschauen. Dinias, ein aus seinem Vaterlande Arabien vertriebener Grieche, gelangt nach langen und beschwerlichen Reisen, die uns hier berichtet werden, durch Europa und Asien nach der Insel Idule, wo er eine schöne Tyrienerin findet, Dercylus, welche sich mit ihrem Bruder Rantimias, um den Nachstellungen eines schlauen Ägyptischen Priesters Paapis zu entgehen, hierher geflüchtet hat, nachdem sie auf dieser Flucht über die ortsüblichsten Punkte der damals bekannten wie unbekannten Erde Mühseligkeiten und Abenteuer jeder Art bestritten, deren Erzählung sie dem von Liebe zu ihr ergriffenen Dinias mittheilt. Bald aber erscheint Paapis; es gelingt ihm durch Anwendung magischer Künste die beiden von ihm verfolgten Geschwister zu erlösen und dann wieder zu erwenden; es entspinnt sich eine neue Liebe des Trübsandus, der den Ägyptischen Priester ermordet, zu Dercylis, die aber in einen todtensähnlichen Schlaf mit ihrem Bruder gefallen, für todt gehalten und beerdigt wird, worüber der neue Geliebte sich ebenfalls entsetzt. Aber die Geschwister erwachen von Neuem wieder zum Leben und finden sich dann in Torus, wohin Dinias, der inzwischen eine weite Reise in den Norden unternommen und hier die unglaublichsten Gegenstände und Naturerscheinungen kennen gelernt, zurückgekommen war, mit Dinias wieder zusammen, welcher die Erzählung der Dercylis auf Iselin von Gypres senboly eingraben läßt, während Dercylis selbst eine

Abschrift davon in ihr Grab niederlegen läßt, welche bei der Einnahme von Trus durch Alexander, der das Grab öffnen ließ, gefunden wird. Ohne weiter in den Inhalt und Gang dieser Erzählung einzugehen, sieht man doch bald, daß das Ganze, wie auch die Aufschrift lautet, als ein Gewebe von lauter unglaublichen und wunderlichen Dingen, von Abenteuern jeder Art sich darstellt, in welches Nachrichten von unbekannten Ländern und Gegenden, Wahres mit Falschem gemischt, zu einer Kette der wunderlichsten Erzählungen jeder Art verschlungen sind, ohne daß eine bestimmte Anordnung, ein fester und sicherer Plan des Ganzen erkennbar wäre, und überhaupt das Ganze auf dem Charakter der Wahrscheinlichkeit einen Anspruch machen könnte, so sehr auch der Verfasser die ausdrückliche Versicherung seiner Treue uns zu geben sucht. Was er damit eigentlich beabsichtigte, ist wenigstens in dem, was uns Photius mittheilt, nicht bestimmt ausgesprochen: und wenn der Letztere die moralische Tendenz daraus ableiten will, daß man sehe, wie der Schuldisse der verdiensten Strafe nicht entgehe und die Unschuld in dem Moment der höchsten Noth und Gefahr gerettet werde, so ist darin mehr das eigene Urtheil des Photius zu erkennen, als der eigentliche Zweck und die Absicht des Verfassers, der mit dieser Production schwerlich solche moralische Rücksichten und Tendenzen bezweckte, sondern ein zu angenehmen unterhaltenen Lectüre sich eignendes, darum auch, wie Photius wenigstens versichert, in einem sehr klaren, reinen und fließenden Style gehaltenes Werk zu liefern gedachte, das den durch die Eroberung Afiens und die Kunde so mancher neuen, bisher unbekannten Regionen erwachten Wissensdurst befriedigen, aber auch zugleich die Darstellung interessanter Liebesverhältnisse damit verbinden sollte. So war das Ganze dieser romanhaften Reisebeschreibung, mit ihrem erotischen Anstrich, nichts anderes, als eine rhetorische Darstellung, ein *lógos*, wie ihn wol der Geschmack und die Richtung der Zeit verlangte, nach Inhalt wie nach Form offenbar berechnet, das Gefallen und den Beifall eines größeren, gebildeten Publicums zu erregen.

Was die Zeit betrifft, in welche die Abfassung dieses Romans und das Leben des Verfassers zu verlegen wäre, so weiß zwar Photius darauf keine sichere und bestimmte Antwort zu geben, ist jedoch der Meinung, daß der Verfasser bald nach Alexander's des Großen Zeit zu setzen wäre, und mithin Allen denen vorausgehe, welche später in ähnlichen Darstellungen sich versucht haben, namentlich einem Lucian, Lucius, Lamachus, Achilles Tattius, Heliodorus und Damascius²⁾, deren Vorbild die Charaktere und Personen dieses Romans des Antonius Diogenes gewesen. Antonius hatte, wie Photius hinzusetzt, selbst eines älteren Antiphanes gedacht, welcher ähnliche wunderbare Geschichten geschrieben. Dieser Antiphanes ist aber kein anderer, als der durch seine vielen falschen Nachrichten als Lügner von einem Cratosthenes und Strabo³⁾ hart getadelte Geschichtschreiber und Geo-

1) Ein Abdruck davon auch in Gr. Passow, Corp. Scriptt. Erotice, Graec. Vol. I. hinter Partianus S. 29 sq. f. auch Thorden in Rochette, Mélanges etc. I. p. 1 sq. 55 sq.

2) Bgl. Photi Biblioth. Cod. CXXX.

3) f. I. p. 81

(47). II. p. 104. Bgl. Cyprianus von Ghies R. 652 und Polybius XXXIII, 12, 10.

graph dieses Namens aus Bergamo, einer Stadt im thessalischen Eberseus, welche durch diesen ihren Mitbürger in so schlimmen Ruf kam, daß bergischen sowohl diese, als nichts Wahres sagen. So sagt wenigstens Stephanus von Byzanz s. v. *Bergo*, wozumal wir wol glauben dürfen, daß sein Brief die Ausschrift *Amora*: unglaubliche Dinge, geführt'). Weitere Nachrichten über diesen Antiphanes und seine Schriften fehlen uns freilich; so wird auch dieser Umstand wenig beitragen können, um das Zeitalter des Antonius Diogenes näher und mit Sicherheit zu bestimmen, welches, nach einer Vermuthung von Meiners (Gesch. der Künste und Wissenschaften I. p. 276) weit später und zwar selbst nach Lucianus' Zeit, nicht vor den Ausgang des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu setzen wäre: in sofern namentlich das Meiste, was über Pythagoras in dem Werke des Antonius (S. 67—84. 104 fg. bei Photius) vorkommt, aus dem Werke des Nicomachus von Gerasa entlehnt scheint. Allerdings ist das Zeitalter des Antonius nicht sicher gestellt und es sprechen manche Gründe, welche Ranke (S. 287—290) angeführt hat, allerdings für die Vermuthung, daß dieser angeblich erste griechische Romanschreiber und Erotiker in eine spätere Zeit, als die von Photius bezeichnete, gehöre, zumal da auch vor Porphyrius, der im dritten Jahrhunderte nach Christo lebte und schrieb, keiner der uns bekannten und vorhandenen Schriftsteller des Antonius Diogenes mit Namen gedenkt. Andererseits aber scheint doch das nach Alexander dem Großen und der Bekanntwerdung so vieler Länder und Gegenden des bisher verschlossenen Orients folgende Zeitalter die nächste Veranlassung zu solchen romantischen Naturschilderungen, die zugleich einen erotischen Anstrich oder eine erotische Zugabe hatten, gegeben zu haben, und wir möchten grade in dieser Verbindung mit geschichtlichen und geographischen Gegenständen die erste Stufe der griechischen Erotik erkennen, deren Bearbeiter hier zum Theil noch in die Classe der Historiker und Geographen oder der Anekdotensammler und Paradoxeographen*) gehören und einen Zusammenhang mit der polyhistorischen Richtung zeigen, welche durch die Peripatetiker so sehr gefördert und verbreitet ward. In diesen Kreis würden wir z. B. ziehen ein verlorenes Werk des bekannten Philosophen Klearchus von Soli, eines Schülers des Aristoteles, also eines Peripatetikers, unter dem Titel *Epōrta*, und offenbar aus mehreren Büchern bestehend, aus welchem Athenäus**) einzelne Fragmente, historischer Art und merkwürdigen Charakters aufbewahrt hat; hierher ge-

hört wol auch eine Schrift des Ariston von Chios, theilweise auch dem Ariston von Geras beilegt, und bald *Epōrtai* *tharapsal*, bald *Epōrtai* *kyon* genannt). Wie es sich mit einer Schrift eines Philosophen Protogoras aus Cythum, welche Athenäus (IV. p. 162) unter dem Titel: *ἀποάνιος ἑρωτικὸν* auführt, verhalte, vermögen wir schon aus dem Grunde nicht mit Sicherheit anzugeben, weil in jenen Zeiten neben dergleichen Leistungen aus dem Gebiete der Erotik und ebenso sehr auch Schriften entgegenstretten, welche mehr vom rein philosophischen Standpunkte aus die Verhältnisse der Liebe unteruchten und uns in dieser Beziehung zeigen können, wie die verschiedenen damals blühenden Schulen griechischer Philosophie Gegenstände der Art in den Kreis ihrer Darstellung zogen und einer näheren Beachtung für würdig erachteten). Wir wollen hier nicht an einzelne Schriften des Plato oder der Sokratiker, sondern vielmehr an Aristoteles erinnern, unter dessen Namen Diogenes von Laerte (V. 22) eine Schrift *ἑρωτικὸν* in einem Buche ansührt, während Athenäus*) ein zweites Buch *ἑρωτικόν* nennt, nach einer andern Nachricht das Werk aber aus sechs Büchern bestehend; wir wollen eben an Theophrast erinnern, unter dessen Schriften derselbe Diogenes von Laerte (V. §. 43) eine aus einem Buche bestehende Schrift *ἑρωτικὸν* und eine andere *ἐπὶ ἑρωτικῷ* nennt, beides vielleicht eine und dieselbe Schrift**), auf welche auch von andern Schriftstellern Bezug genommen worden ist; ferner *νομοθετικὰ ἑρωτικὰ* (ib. §. 47). Ihnen läßt sich auch noch eine Schrift des Demetrius von Phalerum (*ἑρωτικὸν* bei Diogenes V. §. 81), ferner eine andere des Heraclides Ponticus anreihen, welche Diogenes von Laerte V. 87 *Ἀκρότιος ἑρωτικὸν* zu *Κλεινός* ansührt, wenn anders hier die Lesart richtig ist und nicht vielmehr *Ἀκρότιος ἡ ἑρωτικὸς*, oder, wie Theophrast vorschlägt *Ἐκρότιος ἑρωτικὸς* zu *Κλεινός* zu lesen ist¹⁾: wiewol die Schrift uns nicht rein philosophischen Inhalts gewesen zu sein scheint. Dies möchte wol eher der Fall sein bei den von Diogenes (VII. §. 175) gleichfalls angeführten dreien Schriften des Stoikers Kleantes: *ἐπὶ ἑρωτικῷ* und *ἑρωτικὴ τέχνη*; wiewol vielleicht bei einer Schrift des Stoiker Zeno²⁾, der sogar von Appuleius unter dem Schriftstellern Lufierner und unglücklicher Gegenstände aufgeführt wird; unter den Schriften seines Schülers Persäus wird aber auch bei

*) Es heißt dort: *ἀντιφάνης δὲ οὗτος* (nämlich der vorhergenannte — s. *Hyperbor. Antiquit. s. m. v.*), welchen letztern Zusammenhang mit Westermann ad G. J. Foss. De hist. Graec. p. 518. not. 67 für unrichtig halten und für ein fremdartiges Einschleichen, so dem die Bezeichnung mit einem andern Antiphanes, einem frühem Dichter, die Veranlassung gab *αὐτοῦ γένος*, *ἡ γένος* *ἀπὸ τοῦ καὶ παλαιῆς ἡγεμονίας ἀπὸ τοῦ ἡγεμονίας ἀπὸ τοῦ ἡγεμονίας* (p. 73. ed. Westerm.). **) Bgl. Westermann, Praefat. ad Scripta, *Hyperboreograph. p. XIV sq.* 6) I. bei Ecliden bei O. J. Foss. De histor. Graec. p. 28. not. 58. ed. Westermann.

7) s. ebenfalls p. 225. not. 19. *Sinensis ad Plutarch. Theomistoc. cap. 2. p. 22.* Fußmann in Zahn's Jahrb. d. Philol. Supplm. S. 36. I. Hft. S. 115. 8) Bgl. das Verzeichniß solcher Philosophen und ihrer Schriften bei Binsfeldmann ad Plutarch. Erotica. p. 96 sq. Bei Fabricius (Biblioth. Graec. T. VIII. p. 156 sq.) ist sehr Verwirrungsmäßig zusammengetragen, was zum Theil einer sehr sorgfältigen Untersuchung bedarf. 9) J. Aiken. XV. p. 674; ed. XIII. p. 564. Wenige zum angeführten Stelle des Diogenes. Bgl. Binsfeldmann a. a. D. S. 97. 10) Bgl. Fabric. Bibl. Graec. T. III. p. 449. 11) Bgl. Wenige zu dieser Stelle und Eng. Dancourt. Das. de Heraclide Pontico (Lovan, 1850). p. 67 seq. 12) Es heißt von dieser Schrift bei Diogenes von Laerte VII. §. 84: — *ἐπὶ τοῖς ἑρωτικῷς διδασκαλίαις, καὶ τῇ ἐρωτικῇ τέχνῃ* *ἐρωτικῇ τέχνῃ*.

Diogenes (VII. §. 36) eine Schrift *περί ἔρωτος*, die uns jedoch nicht weiter bekannt ist; anführt; derselbe legt dem Stoiker Epikuros ein Werk: *ἀγάπης ἱστορίαι*, bei (VII. §. 178). Selbst Epitaph soll über diesen Gegenstand geschrieben haben; in dem Verzeichniß seiner Schriften bei Diogenes (X. §. 27) wird eine Schrift *περί ἔρωτος* genannt; ebenso wird dem Epitaph Diogenes (ibid. VI. §. 80) ein *Ἐρωτικὸν* beigelegt, dessen Inhalt nicht weiter bekannt ist; doch erscheint Diogenes bei Appulejus gleichfalls unter der Zahl kühner Schriftsteller; eines andern conischen Philosophen Euphoridas *ἔρως ἱστορῶν* wird bei Athenäus (IV. p. 162) angeführt. Noch erhalten ist aus diesem Kreise Plutarch's durchaus würdig und edel gehaltene Abhandlung *Ἐρωτικόν*, in welcher Plutarch, von der Reizung einer reichen und vornehmen Dame für einen jungen Mann die Veranlassung nehmend, über das Wesen und die Gewalt der Liebe sich auspricht¹³⁾. Wie es sich mit den erotischen Schriften eines Xenophon von Antiochien, welchem Suidas (s. v.) *Βασιλικήν, ἱστορίαν τοῦ ἔρωτος* beilegt und den ähnlichen eines Xenophon aus Cypern, welche unter dem Namen *Κυπριακά* erotische Stoffe behandeln, aber schwerlich philosophischer, sondern vielmehr historischer Art¹⁴⁾, verhalte, wagen wir um so weniger zu entscheiden, als mehrere Nachrichten über diese angeblichen Erotiker und ihre Werke durchaus fehlen und die Verwechselung mit dem späteren Romanhistoriker Xenophon von Ephesus, oder auch nur eine Beziehung auf denselben gar zu nahe liegt¹⁵⁾. Auch die von Suidas¹⁶⁾ einem Kallimachos aus Milet beigelegte *ἱστορία τοῦ ἔρωτος* in 14 Büchern ist uns völlig unbekannt. Vielleicht war es auch nur eine Sammlung von Erzählungen der Schicksale und der Abenteuer liebender Personen und deren endlichen Ausgang, wie wir eine solche aus 36 Geschichten liebender Paare, die sämmtlich einen tragischen Ausgang haben, bestehende Sammlung des Partienius, der als Gefangener des Cinna im Mitridatiden's Kriege nach Rom kam und dort später Virgil's Lehrer ward, noch besitzen. Sie führt den Titel *Περὶ ἔρωτων ἡθοῦς* und ist offenbar aus älteren Schriftstellern, Prosakern wie namentlich Dichtern, von denen auch bitters Fragmente darin vorkommen, zusammengetragen. Nur in einer einzigen jetzt heidelberger Handschrift hat sich bekanntlich diese Sammlung erhalten, und nach dieser hat jetzt Hr. Passow den Text in drucktüchtiger Gestalt gegeben¹⁷⁾. Ähnlicher Art sind ja auch die fünf dem

Ἐρωτικόν des Plutarch angehängten Geschichten, deren tragischer Ausgang durch die Liebe herbeigeführt wird: *ἱστορίαι διηγητικαί*. Wir übergehen die mannichfachen Nachrichten von Dichtern, welche erotische Gegenstände besungen, da diese doch eigentlich nicht in den Kreis der hier darzustellenden, in Prosa Schreibenden, Autoren gebracht werden können: eher könnte dies bei denen der Fall sein, welche, wie dies auch insbesondere später der Fall war, der Dichtersform zu Behandlung und Darstellung erotischer Gegenstände sich bedienten, worüber in dem Art. Epitaphographie das Nähere bemerkt worden ist. Die noch vorhandenen, wenigstens in eine spätere Zeit, als die zunächst hier bisher berücksichtigte, fallenden Briefe des Alciphron und des Trifanetus, worüber in den sie betreffenden Artikeln von Passow (3. Bd. S. 145 fg. 5. Bd. S. 256 fg.) das Nähere nachzusehen ist, gehören in diese Classe, der wir wol auch noch Andersen, das wir nicht mehr besitzen, werden anreihen dürfen, zumal da dieses, nach den Herausgebern zu schließen, in eine frühere Periode, wie wir sie bisher beachtet haben, fällt. Namentlich gehören hieher mehrere Briefe des Rhetors Eustath¹⁸⁾, von Suidas als Briefe erotischen Inhalts bezeichnet; erotische Briefe eines gewissen Zonaras führt derselbe Suidas¹⁹⁾ an, sowie 14 Bücher erotischer Briefe eines Atheniensischen Sophisten Meletemus²⁰⁾, der auch Küchenbriefe und Gastmahlbriefe geschrieben hatte — ein auffallender Beweis, wie das Ganze für nichts weiter als für eine rhetorische Übung, als ein rhetorisches Kunstproduct anzusehen ist, wozu man selbst die entlegenen und wenig geeigneten Stoffe sich auswählte, und diese nicht sowohl in geistvoller Weise — die bei geistlosen Dingen nicht möglich war — sondern in einer kunstvollen und sorgfältig gewählten Form und einer reinen anziehenden Attischen Sprache behandelte. Selbst die Briefe der Ronima an Mitridates, und dessen Antwort, wovon Plutarchus²¹⁾ erzählt, werden hieher gezählt werden können.

Daß aber neben diesen mehr historischen Darstellungen, Sammlungen von Erzählungen einzelner Liebesgeschichten und Liebesabenteuern, oder den romanhaften Reiseschilderungen mit erotischem Anstrich und Zugabe, auch schon frühe Darstellungen aufkamen, welche in rein fingierten Liebeserzählungen sich bewegten, und hier keineswegs in den Grenzen des Anstandes sich hielten, zeigen uns mehrere Spuren: Sie zeigen uns das in Folge des gesteigerten Luxus und des üppigen, jeder höheren Richtung entbehrenden Lebens, einseitigen Sittenverderbnisses der griechischen Welt um jene Zeit in nicht geringem Grade. Die erste, und bekannteste Spur führt nach dem reichen und üppigen, aber auch noch in später Zeit durch seine Rhetoren- und Sophistenschulen bekannten Milet in Kleinasien, wo ein gewisser Aristides, den wir nicht wei-

13) unter den sogenannten Moralia (T. II. p. 748 F., bei Ritschl in T. IX.). In einer vorzüglichen Beschreibung besonders herausgegeben von L. B. Binschelmann (Plutarchi Opp. mor. selecta). Tübing 1836. Vol. I.; f. insbesondere Animadvers. p. 95 seq. und Fabric. Bibl. Graec. T. V. p. 187. ed. Harl. 14) Suidas sagt nämlich: *Κυπριακά* ἱστορίαν τοῦ ἔρωτος ἐνομήσαντο ἱστορίαι etc.; f. T. II. p. 646. ed. Küster. 15) f. Partes in Fabrici Bibl. Graec. T. VIII. p. 160. ed. Harl. und insbesondere den dort angeführten Textus ad Xenophont. Ephesienses Praefatio p. VI. not. 16) T. II. p. 217. ed. Küster. 17) Corpus Scriptorum eroticorum Graecorum. Vol. I. Parnassii Erotica etc. (Lips. 1824.) Über die früheren Ausgaben f. Fabricius: Bibl. Graec. VIII. p. 152. ed. Harl. und Passow: Praefatio. Über die Handschrift f. Harl. Epistol. critica. p. 168. 201.

18) f. Suidas s. v. *Ἐνύκλειος* und *Austrius*. 19) *Ζωνάρειος ἔρωτικαὶ ἱστορίαι* etc. f. T. II. p. 646. ed. Küster. 20) *Μελετήριος Ἀθηναῖος σοφιστὴς ἔρωτικὰ ἱστορία* etc. f. T. II. p. 646. ed. Küster. 21) f. Val. Pompej. cap. 57 und besonders insbesondere die Worte: *ἱστορίαι τε Μιλήτου περὶ ἔρωτος ἐκλέγονται καὶ κατὰ τὰς αἰτίας περὶ αὐτῶν*.

ter kennen, als daß er vielleicht der Verfasser einiger geschichtlichen Werke war, welche Plutarch, der sie benutzte, mehrfach unter dem Namen dieses Verfassers anführt²²⁾, als Verfasser von milaischen Erzählungen (*λόγοι Μιλῆσιαι* Lucian. Amor. 1 oder *Μιλῆσιαι*) genannt wird²³⁾, welche nicht historischer Art waren, sondern novellen- oder romanartige Darstellungen, deren Schauplatz das reiche und äppige Milet war. Sie müßten, nach einigen Ausführungen späterer Schriftsteller zu schließen, aus mehreren Büchern, jedenfalls aus sechs, nach einer Angabe sogar aus 13, wenn nicht aus mehreren Beständen haben, und waren durch ihren lakischen und leichtfertigen Inhalt selbst zu den Zeiten eines Diodorus und Plutarch noch bekannt, wiewol sie, wahrscheinlich ihrer gefälligen und anziehenden Darstellung wegen, frühzeitig sehr verbreitet und viel gelesen worden sein müssen, da, wie derselbe Plutarch²⁴⁾ berichtet, nach der Niederlage des Grassus bei Carrha (also um 53 vor Christi.) unter dem Spott seiner Officiere diese leichtfertigen und unzüchtigen Romane gefunden wurden, was dem Sieger Surenus die Veranlassung gab, die Verderbnis der Römer daraus zu erklären, da sie selbst im Kriege einer solchen Unterhaltung nicht entbehren könnten. Auch hatte ein anderer Römer, L. Cornelius Sisenna, derselbe, der über Syllas Kriege geschrieben hatte, diese milaischen Erzählungen ins Lateinische übertragen²⁵⁾ — offenbar eine der frühesten Bearbeitungen oder Übertragungen griechischer Werke in Prosa ins Lateinische, aber auch andererseits ein Beweis des Erfolgs und der Verbreitung, welche diese schlüpfrigen Romane damals bereits gefunden hatten und selbst später noch befaßen, da Diod., zur eigenen Entschuldigungsver Augustus, auf dieselben sich beruft²⁶⁾. Es läßt sich aber wol daraus ein Schluß auf das Zeitalter des Aristides machen, welcher demnach wol in das erste Jahrhundert vor Christo, vielleicht auch selbst noch etwas früher, verlegt werden dürfte, und jedenfalls als der Vorgänger und vielleicht selbst als das Muster und Vorbild derer zu betrachten ist, welche später auf dieser Bahn, wenn auch nicht immer in denselben Ufern und schlüpfrigen Weilen, sich versuchten. Diesen Charakter milaischer Erzählungen mögen wol auch, wenigstens zum Theil die Metamorphosen des Lucius von Patra²⁷⁾ gehabt haben, für deren Nachbildung oder gar Auszug Lucian's Schrift *Ἀλκιος ἢ ὄνος*²⁸⁾ — eine allerdings in ihrem Inhalt

mehrfach anstößige Erzählung — bekanntlich angehen wird, ebenso wie für das Muster und Vorbild, welches dem Römer Appuleius bei Abfassung seiner *Metamorphosen*²⁹⁾ vordiente in welchen ein Jüngling, Namens Lucius, bekanntlich als die Hauptperson der ganzen romanhaften Erzählung erscheint, dessen verschiedene Abenteuer den Hauptgegenstand und Inhalt des Ganzen bilden. Es ergibt sich hier zugleich ein Zusammenhang dieser milaischen Erzählungen mit der durch den Zeitgeist so sehr gefördernten Rüge und der Vorliebe zu massigen Klängen, die mit der sittlichen Entartung gleichen Schritt hielt, und in der Literatur durch die nun immer mehr auftretenden Wunder³⁰⁾ und Verwandlungsgeschichten (*μεταμορφώσεων λόγος*)³¹⁾ immer größere Beschäftigung fand.

Wenn wir den Verfall der in diesem Sinne und Geiste abgefaßten, und, wie es scheint, auch viel gelesten Werke weniger um ihres, großentheils gewiß trivialen, Inhalts willen, als wegen des Lichts, das darauf auf den ganzen Entwicklungsgang dieses ausgebreiteten Zweiges der griechischen Literatur fallen würde, und wegen der reinen Sprache und vorzüglichen Diction, durch welche diese Producte der griechischen Sophisten und Rhetoren sich auszeichnen pflegten, wol zu beklagen haben, so hat sich doch noch aus der späteren Zeit der römischen Kaiserperiode eine Anzahl von Schriften erhalten, welche allerdings mit dem Namen eines Romans belegt werden können, in sofern sie in einer fingirten Geschichte die Schicksale und Abenteuer lebender Personen zu dem Ganzen einer in sich abgeschlossenen und so auf eine Einheit gewissermaßen gebrachten Handlung verbunden, darzustellen suchten. Wenn wir von dem, einem christlichen Scribenten Athenagoras im zweiten Jahrhunderte beigelegten, Werke der *Art*³²⁾, welches ein französischer Gelehrter in einer angeblichen Übersetzung zuerst hervorgezogen zu haben versicherte, absehen, weil das Ganze sehr erwiefermaßen nur eine Production desselben französischen Gelehrten ist, der es herausgab³³⁾, so ist wol das erste Werk, das uns hier entgegentritt, obwohl es uns auch nur durch einen etwas genaueren Auszug bekannt ist, das Werk eines Epyros, Iamblichos³⁴⁾, der wahrscheinlich in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christo fällt, und obwohl fremder Abkunft, doch die griechische Sprache mit

22) Egl. G. J. Foss. De histori. Graec. p. 401. ed. Weierm.

23) Egl. Ransie, Vermisch. Schrift. II. S. 267 — 271. 24) Val. Crass. 32. wo er diesen Roman: *ἀλκιον αἶμα πάλαι τῶν Ἀποκρίτων Μιλῆσιαι*, nennt.

25) L. meine Gesch. der röm. Literat. §. 177. Not. 10 der zweiten Auflage. 26) Trist. II, 413:

Junxit Aristides Miletia crimina secum,

Pulsus Aristides nec tamen urbe uris est.

Wob 267 443:

Vertit Aristidem Sisenna, nec obstitit illi

Historiae turpes interitus jocos.

27) F. Photii Biblioth. Cod. CXXIX. 28) In der zweifachsten Ausg. 6. Th. S. 151 fg. Insbesondere Courier's Bearbeitung: La Lucide ou l'âne de Lucius de Patras avec le texte grec, revu sur plusieurs manuscrits. (Paris 1818. 12.) über die

Zweifel Wieland's (in f. Übers. 4. Th. S. 296) an der Gültigkeit des genannten Lucius von Patra f. Ransie a. a. O. S. 246 fg. Meine Gesch. der röm. Lit. §. 279. Not. 2. G. F. Hildebrand, De vita et scriptis Appulij. (Hst. 1835.) p. 11 seq.

29) Egl. nur den Eingang bei Trist. 30) Die zahlreichsten *Metamorphosen* f. die oben angeführte Bearbeitung von Ebermann a. a. O. 31) f. meine Gesch. der röm. Lit. §. 73. Not. 12, zweite Ausgabe, nebst Koch's Proleg. zu seiner Ausgabe des *Antonius Liberatus* p. XXV seq. 32) Du vrai et parfait amour, contenant les amours honnêtes de Theophraste et de Charide, de Phéroclyde et de Melangeine (Paris 1599 und 1612. 12.), von Martin Fumée sieur de Gentilly. 33) f. nur Fabric. Bibl. Graec. VII. p. 98 seq. VIII. p. 129 seq. ed. Hart.

34) f. Fabricius, Bibl. Graec. VIII. p. 152 seq. Charondas la Rochette, Mélanges etc. I. p. 18 seq. 72 seq. Ransie, Vermisch. Schrift. II. S. 290 fg.

solcher Fertigkeit sich angeeignet hatte, daß er darin ein Werk schreiben konnte, das Protius hinsichtlich des Ausdrucks, der Anordnung und der ganzen Composition sehr rühmt, seinem Inhalte nach zwar züchtiger als des Achilles Roman, aber schwächer als Heliodor's Werk bezeichnet. Es hatte aber dieses Werk die Aufschrift *Babylonische Geschichten* — wenigstens wird es so in einer Handschrift genannt — und handelte in 16 Büchern (nach Suidas gar in 39) von der Liebe der Sionis- und des Rebanes, deren Schauplay zunächst Babylon war. Denn daß es die Aufschrift *ἡρώωνος καὶ ῥεβανὸς ἐρωτικὴν ἱστορίαν* (s. oben), schwerlich dieser Annahme Begründung geben können, in sofern sie mehr die Ansicht und das Urtheil des Protius über den wahrhaft dramatischen Charakter dieses Romans und seinen auf Liebesverhältnisse bezüglichen Inhalt ausstrahlen. Und daß das Werk wirklich einen solchen Charakter hatte, zeigt wenigstens der noch vorhandene Auszug, der durch ein von A. Mai aufgefundenes Bruchstück in neuerer Zeit *) vermehrt worden ist, da die Aufschrift, das ganze Werk, von welchem noch im vorigen Jahrhunderte eine vollständige Handschrift im Vatican gewesen sein soll, zu erhalten längst und mit Recht ausgegeben worden ist. Mit Recht aber hat Fr. Passow in dem ersten Bande seines *Corpus scripti. erot.* Graec. diesen Auszug, mit andern Fragmenten vermehrt und mit kritischen Noten begleitet, aufgenommen; s. pag. 38 sq. 77 sq. (Lips. 1824.)

Als von diesen unter den noch vorhandenen griechischen Erotikern würden wir, wenigstens der Zeitfolge nach, den Xenophon von Ephesus **) bezeichnen können, wenn die Vermuthung des neuesten Herausgebers, Hofmann-Pericamp, sich bewährte, wornach dieser Romanschreiber der älteste unter den noch vorhandenen griechischen Schriftstellern der Art wäre, von dessen Werk sich sogar öftere Spuren der Nachahmung in den übrigen griechischen Romanschreibern entdecken ließen. Ohne in eine nähere Untersuchung dieser Frage, die dem speciellen Artikel über Xenophon vorbehalten sein muß, uns einzulassen, können wir auch auf die von demselben Gelehrten aufgestellte Vermuthung, welche selbst den Namen des Xenophon, wie die Namen der übrigen Romanschreiber des Hellenischen Alterthums in Frage stellt und in ihnen sämmtlich, mit einziger Ausnahme des Heliodorus, nur fingierte oder angenommene Namen erkennen will, hier nicht weiter eingehen, da uns wenigstens der Mangel an näheren Nachrichten über die Lebensverhältnisse dieser Schriftsteller und ihrer Lebenszeit keinen genügenden Grund zu einer sol-

chen Annahme zu enthalten scheint, wenn wir bedenken, daß auch von so manchen andern Sophisten und Rhetoren der späteren griechischen Literatur — denn dies waren jedenfalls die Verfasser dieser Romane — uns durch seine näheren Nachrichten erhalten sind, die wir in des Philostratus bekannten Lebensgeschichten der Sophisten vergeblich suchen. Wie es sich daher auch mit jenem Xenophon von Ephesus verhalte, welchen sein früherer Herausgeber Velleia in das Zeitalter der Antonine, also in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung, setzen zu können glaubte, während Andere ihn früher bis ins vierte oder fünfte Jahrhundert herabzählen wollten: sein, aus der einzigen, bis jetzt bekannten griechischen Handschrift davon zu Florenz, erst durch eine italienische Uebersetzung von A. Maria Salvini im J. 1723 und einige Jahre nachher 1726 auch durch Herausgabe des Originaltextes bekannt gewordenes Werk führt die Aufschrift *Ἐρωϊκὰ, τὰ κατὰ Ἀρτίαν καὶ Ἀφροδίτην*: also epheische Geschichten, in welchen die Liebe der Artia und des Abrokomes in zehn Büchern dargestellt ist: weshalb Suidas **) den Xenophon sogar zu einem Historiker machen will, da er doch wahrscheinlich nur ein Sophist gewesen, der diese erotischen Erzählungen und Schilderungen für ein größeres Publicum zur angenehmen Unterhaltung und daher auch in einem meist sehr fließenden und reinen, den besten classischen Mustern nachgebildeten Styl schrieb, um dadurch zahlreiche Leser und vielleicht selbst Schüler zu erwecken. Für uns ist dieser Roman jetzt durch die vorzügliche, mit den gelehrten Bemerkungen eines Abrech, Hemsterhuis, Dorville und A. (s. Miscell. Observ. T. III—VI) ausgestattete Ausgabe von Velleia (Wien 1796. 4.), an welche sich Hofmann-Pericamp's Ausgabe (Hartem 1818. 4.) anschließt, sehr lesbar geworden. Witscherlich's Abdruck (in der Sammlung des Script. Erotici Graeci Bipont. 1794) gibt im Ganzen nur den Text der ersten londoner Ausgabe des griechischen Textes von Ant. Gschl 1726. 4. und 8. wieder, abgedruckt auch zu Luca 1781. 4. und zu Wien 1793 von Polygott Krota.

Für den vorzüglichsten griechischen Erotiker, der gewissermaßen Horatius und Musaeus der übrigen gewesen, die in nicht sehr großen Entfernungen der Zeit von ihm getrennt erscheinen, gilt gewöhnlich Heliodorus aus Emesa in Phönicien, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Christo lebte, und nach der Erzählung des kirchlichen Geschichtschreibers Sozrates sogar später Bischof von Tricca in Thessalien wurde, jedenfalls ein Christ, der uns einen Roman in zehn Büchern hinterließ, welcher die Aufschrift *Ἀθιωτικά, ἢ Ἀθιωτικὴν ἑσθίαν* (s. oben), führt, weil der Schauplay des Romans gewissermaßen nach Äthiopien verlegt ist oder vielmehr davon seinen Ausgangspunkt nimmt; es ist darin die Liebe der Charikleä — einer Äthiopischen Königstochter — und des Theagenes, eines eben Thessaliens, mit allen möglichen Abenteuern, die oft

35) Coll. Voss. H. p. 349.

36) S. das Räthsel in *Flaccius Bibl. Graec. T. VIII, p. 146 seq. ed. Harl. und die Praefat.* von Velleia und Hofmann-Pericamp in ihrem Ausgaben.

37) Er sagt nämlich T. II. p. 646. ed. Kuet.: *Ἐρωτικὴν ἑσθίαν ἡρώωνος καὶ ῥεβανὸς* ἔστι δὲ ἡρώωνος ἑσθίαν ἡρώωνος καὶ ῥεβανὸς.

ein wahrhaft märchenhaftes Ansehen gewinnen und den Stoff zu zahlreichen Epikoden und Digressionen jeder Art geben, dargelegt, das Ganze auch in einem edlen und tüchtigsten Tone gehalten, der gegen so manche lächerliche Darstellungen der andern Erotiker äußerst vorthellhaft ablichtet und dem Verfasser allerdings zu nicht geringer Ehre gereicht: zumal da er auch durch eine schöne Sprache sich auszeichnen bestrebt, welche den Mangel eines inneren Zusammenhangs in den allzu sehr auf einander gehäuften und oft bunt durch einander gemischten Begebenheiten und den einer planmäßigen Anlage des Ganzen ersetzen mag: so sehr auch grade in diesem Punkte die ihm nachfolgenden Erotiker noch weniger geleistet haben. Nachdem zuerst Vincentius Dipsopos zu Basel 1534. 4. den Originaltext des Romans durch den Druck bekannt gemacht hatte, der später durch Hier. Commelin in veränderter Gestalt zu Heidelberg 1596 in Lyon 1611 herausgegeben ward, und daraus auch in die Ausgaben von Pareus (Frankfurt 1631) und in Witscherling's Sammlung der Script. erotice. Graecae. T. II und III (Argentor. 1798) übergegangen ist, gab Coray eine neue mit einem Commentar versehene Ausgabe (Paris 1804. 2 Voll.), welche vor allen andern zur Benutzung empfohlen zu werden verdient. Die näheren Angaben über Heliodor s. in dieser Encyklop. 2. Sect. 5. Bd. S. 110 fg.; eine Übersicht des Inhalts und Ganges seines Romans gibt auch Ranso vermisch. Schrift. II. S. 304 fg., vergl. 297 fg. Mehr bei Dunlop History of fiction I. p. 21 sq. der zweiten Ausgabe.

An Heliodorus reiht sich der ihn öfters nachahmende und nachbildende Achilles Tatius an, den wir demnach nicht in das zweite oder dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wie früher von Manchen gegesehen, sondern eher in den Anfang des fünften zu setzen berechtigt sind. Indem wir wegen seiner Person und der ihm beigelegten Schriften auf den früheren Artikel von Passow (s. I. Bd. S. 304 fg.), sowie auf Fabricius (Bibl. Graec. VIII. p. 130 sq. ed. Harl. verweisen, bemerken wir hier nur im Allgemeinen, daß sein, wie es scheint und nach der größeren Anzahl von Handschriften, die wir noch besitzen, zu vermuten steht, viel geleiseter Roman, welcher die Aufschrift trägt: τὰ κατὰ Ἀχιλλεύου καὶ Κλεομένηου in seinen acht Büchern die Abenteuer zweier Liebenden, der Leucippe und des Klitophon, in einer ununterbrochenen, vom Anfang bis an das Ende reichenden Folge schildert, und durch die Mannichfaltigkeit und den Reichtum der in buntem Gemeng durch einander geworfenen oder an einander lose geknüpften, und oft selbst höchst unwahrscheinlichen Begebenheiten und Ereignisse, welche in zahllosen Epikoden niedergelegt sind, den Mangel innerer Ordnung und einer zweckmäßigen und planmäßigen Anlage des Ganzen nicht ersetzen kann.“ Achilles geht in dieser Beziehung noch viel weiter als Heliodorus, und was wir an diesem tadelten, findet sich in noch weit höherem Grade schon bei seinem nächsten Nachfolger Achilles, obwohl auch dieser einer anziehenden und selbst glanzvollen Sprache, die nur nach dem Geschmack der Zeit mit Bildern, Antithesen und dgl. zu sehr überladen der Art

sich bedient, und darin dem wohlgeübten Rhetor leicht erkennen läßt. Eine gute Übersicht des Inhaltes und des Ganges, den Achilles in seinem Roman befolgt, hat Wittenbach in der Biblioth. critic. I. 2. p. 43 sq. (daraus auch in der Ausgabe von Jacobs T. I. p. CXV sq. abgedruckt) gegeben, womit Dunlop's Erörterung in dem o. a. Werke I. S. 43 fg. zu verbinden ist. Haltung der Charaktere darf man in diesem, auch durch seine allzu langen Beschreibungen oft ermüdenden und bei aller Mannichfaltigkeit doch am Ende höchst einseitigen, Roman nicht erwarten: noch weniger die Beachtung dessen, was die Gelehrte des Anstandes und der guten Sitten erwarten ließen: sobald hier der Schriftsteller gerechten Vorwürfen nicht entgegen kann. Schwierig in sehr verschiedene Zeit fällt der uns seiner Person nach ebenfalls gänzlich unbekannte Longus, der Verfasser eines noch verbundenen, in vier Bücher abgetheilten Hirtens oder Schäferromans unter der Aufschrift *Ἡρώδης τὰ κατὰ Σάγριον καὶ Λόγγον*. Der Verfasser sucht darin in einer schönbar natürlichen Weise die Liebe des Daphnis und der Chloe zu schildern und so ein Bild der reinen und einfacheren Zustände des griechischen Naturlebens zu geben, das nicht ohne Anmuth ist, und in der schönen, selbst ziemlich Sprache den gelübten Euphysien, der ein solches Kunstproduct schuf, bald zeigt, aber des inneren und tieferen Gehalts entbehrt, obwohl es von moralischer Seite im Ganzen genommen wenigstens keinen solchen Tadel, wie der Roman des Achilles, unterliegen kann. Ohne hier in eine nähere Darlegung des Inhalts dieses merkwürdigen und in gewissen Beziehungen selbst anziehenden Romans weiter einzugehen“), da dieses, sowie überhaupt die Frage nach dem angeblichen, vielleicht selbst zweifelhaften, Verfasser selbst, dem besonderen Artikel Longus vorbehalten sein muß, glauben wir doch auf die so auffallende Erscheinung eines Hirtensromans um so eher hier aufmerksam machen zu müssen, als die nachfolgende Zeit kein solches Beispiel eines Hirtensromans mehr aufzuweisen hat, und spätere Erotiker, wenn sie auch gleich in Sprache und Ausdruck oder in andern Einzelheiten den Longus nachahmen gesucht und ihn als ihr Muster und Vorbild betrachteten, doch diese Bahn des Hirtensromans selbst nicht weiter verfolgten. Delle mehr hat bekanntlich die neue Welt auf diesem Wege sich versucht; und wenn die Ansicht, welche den Ursprung des italienischen Schäferspiels im 16. Jahrhundert auf Longus und seinen Hirtensroman zurückführen will, schwierig auf unbedingte Geltung Anspruch machen kann, so wird doch auch antersiebt der Einfluß, den Longus durch seinen Roman auf die zahlreichen Producte der Art, welche die neuere Literatur, besonders des 17. und 18. Jahrhunderts, bietet, ausgeübt, nicht zu leugnen sein, ja wir werden selbst in Longus ein Muster und Vorbild erkennen, welchem die neuere Zeit in ihren zahlreichen Hirtensromanen, Schäferspielen, Idyllen in Prosa und Poesie u. dgl. m. gefolgt ist, und bald dann auch die sichtbaren Nachbil-

83) s. insbesondere Dunlop's Erörterungen des history of fiction I. p. 55—75.

dungen enthalten, welche in den derartigen Leistungen der Italiener wie der Franzosen — man denke hier nur an Paul und Virginie *) — der Engländer, wie der Deutschen, bald angetroffen werden. Bei den Engländern kann nur an Allan Ramsay's Gentle Shepherd, bei den Franzosen an Gedeon, welcher dem Longus mit so vieler Treue folgte, erinnert werden, anderer zahlreicher Nachbildungen zu geschweigen, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden kann **). Merkwürdig ist, daß der Hirtroman des Longus zuerst in einer französischen Uebersetzung von Amnot zu Paris 1559 der neueren Zeit durch den Druck bekannt ward; eine lateinische Uebersetzung in Versen finden wir zuerst 1569 und eine Herausgabe des griechischen Textes 1598 zu Florenz: Umstände, die allerdings der Behauptung, welche das Hirtendrama der Italiener von Longus, als seiner letzten Quelle, ableitet, nicht günstig sind, indem eine allgemeine Kunde des Longus doch schwerlich vor dieser Zeit anzunehmen ist, in welche bereits Laßus's Tod (1595) fällt. Die erste wahrhaft kritische Ausgabe des Longus mit einem guten Commentar verbanden wir bekanntlich Billois (Paris 1778, 2 Voll.), ein Abdruck des Textes derselben erschien auch zu Parma bei Beboni 1786, 4. und im Ganzen auch in Wüßerich's Script. eroticii Graec. T. III.; an sie schließt sich die nette Ausgabe von G. H. Schäfer (Leipzig 1803, 12.) an; aus einer florentinischen Handschrift, die allein den griechischen Text vollständig als alle andere jetzt bekannt gewordenen Handschriften enthält, vervollständigte Courier denselben; s. jetzt dessen von E. von Sinner zu Paris 1829 besorgte Ausgabe **). Auch Fr. Passow hat in seine deutsche und griechische Ausgabe, die 1811 zu Leipzig erschien, diese Ergänzung aufgenommen.

In dasselbe Zeitalter des fünften Jahrhunderts, dem die meisten der bisher genannten Erotiker angehören, ist wol auch der mit dem wahrscheinlich fingierten Namen Chariton aus Aphrodisias (einer karischen Stadt) bezeichnete Verfasser eines Romans zu verlegen, der in acht Büchern die Liebesgeschichte des Chäiros und der Kallirhoe erzählt: *Τὸν παρὶ Χαιράρι καὶ Καλλιρρόης ἐρωτικῶν διηγημάτων λόγος ἥ'.* Es reißt sich dieses Product nach Fassung, Inhalt und Behandlungsweise weniger an Longus, als an die vorhergenannten Romanförmiger, namentlich an Heliodorus an; der Verfasser hat auch gleich diesem, sich von anständigen Scenen und Unterhaltungen freier erhalten, und zeigt selbst bei allem Mangel an Erfindung immer noch eine gewisse Einfachheit des Stils und selbst Natürlichkeit in der Schilderung der

mannichfachen Abenteuer, welche die liebenden Personen, die den Gegenstand des Romans bilden, auszuweisen haben. Ein guter Ästhetischer Ausdruck ist ihm mit seinen Vorgängern gemein; daß er aber auch in dieser Beziehung, was die Sprache und deren Behandlung betrifft, an D'Uville einen vorzüglichen Herausgeber gefunden **), ist bekannt. Das letzte Product der griechischen Literatur, dessen wir noch hier gedenken können, ist der einem Ägypter Eumathios oder Eustathios *) (der aber jedenfalls von dem berühmten thessalischen Bischof dieses Namens, dem Erklärer der Homerischen Gedichte, unterschieden werden muß) beigelegte Roman, welcher in ziemlich einfacher Weise die Liebe der Ismenie und des Ismenias zum Gegenstande hat und diese in elf Büchern ausführlich erzählt, im Ganzen aber ohne alles innere Leben gehalten ist und so allerdings als die Arbeit eines geistlosen Reberkünstlers sich darstellt. Die Schrift erschien unter dem Titel: *τὸ κατ' Ὑεγυρίων καὶ Ὑεγυρίαν ὁμοία* zuerst gedruckt zu Paris 1817 von Glib. Gaultier, dann zu Wien 1791, und zu Leipzig 1792 von E. H. Zacher; eine deutsche Bearbeitung gab Krieger's gelehrte Frau in deren Hellas I. p. 101 sq. (Wien 1778), eine französische Ph. Lebas (Paris 1828). Die einem christlichen Mönch, Johannes von Damascus, beigelegte, in lateinischen und andern Uebersetzungen, aber noch nicht in ihrem griechischen Originaltext bekannt gewordene Erzählung von Barlaam und Josaphat entfernt sich durch Zeit und Inhalt von den übrigen griechischen Erotikern viel zu sehr, um hier näher berücksichtigt werden zu können *). Widen wir nun noch einmal im Allgemeinen auf die griechischen Erotiker und ihre Leistungen zurück **), so enthalten wir bald in ihnen eine gewisse Gleichförmigkeit, die sich ebenso wol in Inhalt und Fassung des Ganzen, wie in Sprache und Ausdruck mehr oder minder zu erkennen gibt und darin mit den Beweis des oben aufgestellten Satzes liefert, welcher allen diesen Productionen einen rhetorisch-sophistischen Ursprung anweist und sie alle auf diese ihre gemeinsame Quelle zurückführt. Wenn dieselben theilweise selbst von ihren Verfassern oder aus von Andern als dramatische Leistungen bezeichnet worden sind, — wir erinnern hier nur an die oben erwähnten Aufschreien der Romane des Zamblichos und des Eustathios, — so haben sie doch alle weit mehr einen epischen Charakter, da in ihnen die Erzählung vorwaltet und meist nur eine ununterbrochene Folge von Begebenheiten, die eine an die andere anknüpft und angetrückt, erzählt und zu dem Ganzen einer Darstellung verbunden wird, welche auf den Anspruch einer besondern Erfindung, einer passenden Anordnung, einer zweckmäßigen Anlage und planmäßigen

39) Bgl. Billemain a. d. unten a. d. S. 38. 40) f. den Römer bei Dunlop a. d. I. 73 sq. 41) über den durch diese Ausgabe entstandenen Streit und die hauptsächlichsten, abweichenden Auffassungen der florentiner Handschrift, in welcher allein jene Ordnung des Textes sich findet, s. die andern Angaben in Schödt's Griech. der griech. Litt. III. S. 164 sq. der deutschen Uebersetzung und in Elzner's Praefatio p. XXIII seq. 42) s. oben I. Sect. 16. Wo. S. 169 sq., nebst Fabricius, Bibl. Graec. VIII. p. 150 seq. Insbesondere Dunlop a. d. I. S. 75 sq.

43) Die Ausgabe erschien zuerst Amherst 1750 in 3 Voll. 4., dann ein Abdruck davon in einem neuen Extravol. zu Leipzig 1783. 44) f. Fabric. Bibl. Graec. VIII. p. 156 seq. 45) f. in Joh. v. Zambach, der Philolog. 1836. Suppl. 4. Bd. 2. Hft. S. 267 f. Dunlop a. d. S. 101 f. 46) Den Römer f. bei Fabricius, Bibl. Graec. VIII. p. 144 seq. Dunlop I. p. 83 seq. Sinner, Praefat. ad Long. p. XXXI. 47) Insbesondere Manso's Spätkritik: Bernisch. Schrift. II. S. 213 sq. 251 sq.

wie wol zu vermuthen, oder in lateinischer geschrieben. Ebenſo wenig wiſſen wir, ob die Spharitiſchen Geſchichten (*ſ. iſtoplaug Zuſammenſatz*), deren Alianus Var. Hiſt. XIV, 20 gedenkt, ſolchen oder andern Inhalts waren. Was er daraus anführt, iſt eine wiſige Anekdote. Eder dürfte man die bekannte und ſelbſt anziehend geſchriebene Epiſode von der Matrone zu Ephesus in dem Werke des Petronius“) für eine Art von miſſiſchen oder hier vielmehr epheſiſcher Erzählung halten“); indeſſen ſie fällt doch ſchon in eine Periode, wo die glänzende Zeit der römischen Literatur auf der Höhe begriffen war. Daß aber um dieſe Zeit und noch mehr ſelbſt ſpäter ſolche miſſiſche Novellen und Ähnliches der Art in Rom und in der römischen Welt überhaupt ſehr verbreitet waren, kann ebenſo wol der Anfang der Metamorphoſen des Appulejus“), als ſelbſt noch eine Äußerung des weit ſpäter lebenden Chriſtlichen Kirchenlehrers Hieronymus“) lehren, worin dieſer ſeinen Unwillen darüber äußert, daß das Publicum vorzöge die miſſiſchen Geſchichten zu leſen, ſtatt ſich Platon's Schriften zuzuwenden. Auch wird dem Gegenſtand des Sceptimus Severus, Clodius Albinus, die Abſaffung von ſolchen miſſiſchen Märchen beigelegt, die wir jedoch nicht mehr beſitzen, um darnach zu beſſern, in wiefern ſie die Bezeichnung von alten Weitererzählungen verdienſten, die ihnen ſpöttlich Severus in einer Erklärung an den Senat beilegt“). Indreſſen, wie bereits bemerkt worden, es haben ſich zu ſeine Schriften der römischen Literatur aus dieſem Gebiete, ja nicht einmal nähere Nachrichten darüber erhalten: erſt in der Zeit des rhetoriſchen Schulden, wo die immer mehr zunehmende Literatur in gleichem Grade in allen ihren einzelnen Richtungen und Zweigen, in gebundener wie in ungebundener Rede, von der Rhetorik durchdrungen, ja durch ſie, einem weſentlichen Theile nach, hervorgerufen ward: da finden wir Einiges, was wir wenigſtens annäherungsweise den früher bezeichneten Leiſtungen des griechiſchen Alterthums an die Seite ſtellen und damit in den Kreis des Romans oder, wenn man will, auch der Erotik ziehen können, nämlich das unter der Aufſchrift Satiricon, obwohl im Ganzen

nur fragmentariſch, auf uns gekommene Werk des Petronius, in welchem das ebenwähnte miſſiſche Märchen ſich findet, und die Metamorphoſen oder der goldene Eſel des Appulejus.

Das Werk des Petronius dürfte freilich nach ſeinem unzuſammenhängenden Inhalt, wobei wir allerdings auch das Fragmentariſche und Zerſtückte ſeines dormaligen Standes in Betracht zu ziehen haben, kaum als ein Roman, oder als das Ganze einer fingierten erotiſchen Erzählung anzufehen ſein, da es vielmehr nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen, die nicht durch ein inneres Band mit einander verknüpft und zu einem planmäßig angelegten und durchgeführten Ganzen verbunden ſind, mehr als ein halb ſatiriſches Gemälde der römischen Eiten in der erſten Hälfte des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung erſcheint; eingeliebet in die Erzählung der Abenteuer eines gewiſſen Encolpius, welcher die Hauptperſon des Gemäldes bildet, und durch eine rüchſichtsloſe, ſie ſchranken des Anſtandes und der Sittlichkeit überſchreitende Darſtellung gemeiner Sinnlichkeit ausgezeichnet, anziehend freilich, obwohl auch zugleich abſcheulich, weil wir darin das getreue Bild der Thorheiten und Gebrechen, wie der Laſter und der Verbordtheit der römischen Welt, in welcher Petronius lebte, und welche er uns ſchildert, vor unſere Augen vorgeführt erblicken und dem Verfaſſer in dieſer Beziehung ein gewiſſes Talent und eine gewiſſe Kunſt, die er in der That in nicht geringem Grade beſaß, nicht abſprechen können, da ſeine Schilderung natürlich und einfach im Ganzen gehalten, ſeine Sprache aber durch die Eleganz des Styls ſelbſt anziehend zu nennen iſt: ſo daß man wol zu bebauern verſucht ſein möchte, daß ein ſo herrliches Talent nicht auf die Behandlung eines würdigeren und edleren Gegenſtandes verwendet worden iſt und der kunſtgeliebte Rhetor ſich nicht einen beſſeren Stoff ausgewählt hat. Das Märchen wird der dieſen Schriftſteller insbeſondere zu widmende Artikel enthalten; ſ. meine Geſchichte der röm. Literatur. S. 275—277 der zweiten Ausgabe, verglichen mit Dunlop Hiſt. of fiction I. p. 125 ſeq.

Noch weniger wird eigentlich das Werk des Appulejus für einen Roman und für ein Product der römischen Erotik anzuhſehen ſein: wenn auch gleich ſie ſchon oben mitgetheilten Eingangsworte ihm eine Stelle unter den miſſiſchen Märchen anzuweiſen ſcheinen. Denn dieſe Geſchichten von Verwandlungen oder vom goldenen Eſel“), wie ihre Aufſchrift lautet, mögen ſie nur den oben erwähnten Zaubermärchen des Lucius von Patra oder Lucian's Eſel nachgebildet ſein oder nicht (was im Ganzen ſchwer zu beweiſen ſein wird, da der Hauptgrund immerhin in dem Namen Lucius, welchen die Hauptperſon dieſes Romans führt, liegt, und dieſer Name ſelbſt allgemeinere Geltung gehabt zu haben ſcheint), bezwecken im Ganzen nur eine Empfehlung der Myſterien zur Beſerzung der gekunkelten und verbordenen Weisheit jener Zeit, deren Laſter, Gebrechen, Überglauben und Thorhei-

49) Im Satyric, cap. 111. p. 509, ed. Hurn. 50) So meint wenigſtens auch Döder, der dieſe Epiſode aus den von Senneca überſetzten miſſiſchen Märchen des Ariftides entnommen glaubt; ſ. Mem. de l'Acad. des Inſcript. T. XLII. p. 525. über Nachbildungen im Mittelalter ſ. Keller, Les Romans d. sept Sages, p. CLXI ſeq. 51) Es heißt dort: „Uti ego tibi sermone iato Milesio varias fabulas consernam atqueque tuas denivolitas lepido summo permutem etc. etc.“ 52) Im Eingang des zweiten Buches der Comment. in Iessam (T. IV. p. 491. ed. Fallers.): „... nullus tam imperitus scriptor est, qui locutura non inveniat similes aut moloque pars major est Milesias factiles reventiam quam Platonis libros. In altoro enim ludus et oblectatio est, in altero d'ficultas et odor mixtus labor.“ 53) Jul. Capitol. Vit. Clodii Albinus cap. 11: „Milesia nonnulli ejusdem esse dicunt, quorum fama non ignobilis habetur, quavis mediocriter scriptae sunt.“ 54) Cornub. cap. 12: „major fuit dolor, quod illum pro literato laudandum plerique duxerit, cum ille necis quibusdam animo occupatus, inter Milesias Punicas Apuleji sui et ludicia literaria concesserit.“

55) Bgl. oben S. 20. S. 20; meine Geſch. der röm. Literat. S. 279 der zweiten Ausgabe. Dunlop, History of fiction. I. p. 128 ſeq.

ten und hier in der Erzählung der Abenteuer eines gewissen Lucius vorgestellt werden, eines Jünglings, der die Ragle erlernen will, für seine Neugierde, wie für seine Hölle als schwer durch die Verwandlung in einen Esel büßen muß: bis er, in Käfer versunken und nachdem er mancherlei Schicksale bestritten, zur Erkenntnis in den Rhythmen gelangt und hier in einen gebesserten Menschen umgewandelt wird. So erscheint neben dem bemerzten Hauptzweck hier allerdings ein satyrisches Gemälde der Zeit und des herrschenden Zeitgeistes, der in seinem Gange zum Wunderbaren und Phantastischen, zum Schwärmischen wie zum Magischen in diesem Werke selbst hinwiederum eine Beschleibung fand, die dem Verfasser großen Beifall verschaffte, zumal da er gleichfalls als geübter Rhetor mit vielem Geschick die Sprache und den Ausdruck handhabt und in dieser Hinsicht uns oft durch selbst glanzvolle Schilderungen einnimmt und bezieht, so sehr er auch theilweise von Schwall und Überladung, sowie von einem Haufen noch veralteten und alterthümlichen Ausdrücken, die man früher längere Zeit irrig für Barbarismen hielt, keineswegs frei zu sprechen ist. Immerhin wird uns Apulejus durch die Behandlung des Stoffes anziehen und selbst fortziehen; ein poetischer, schöpferischer Geist besetzt das Ganze und waltet selbst in der Sprache, in Ton und Ausdruck des Ganzen vor: Eigenschaften, denen auch wir, zumal wenn wir die Lebenszeit des Verfassers — das Zeitalter der Antonine — in Erwägung ziehen, unsere Bewunderung und Achtung nicht werden versagen können. Eine tiefe Symbolik dürfte dem Ganzen nicht abzusprechen sein: sie tritt in vielen einzelnen Zügen, Abschnitten und Episoden hervor, insbesondere in der von den Fulgentian (Mytholog. III, 6. p. 715. ed. van Slaveren) u. A., wie z. B. von Aristophanes aus Athen in seinen Dyskolia (s. ib. p. 718) nachzählten, in neuerer Zeit so vielfach behandelt und auch so verschieden gedeuteten Episode von Amor und Psyche⁵⁵⁾, die anerkannt eine der schönsten und tiefinnigsten Mythen des gesammten Alterthums bildet, und in dem Verfasser allerdings den Anhänger neuplatonischer Ansichten und Lehren bald erkennen läßt⁵⁶⁾.

Aus dieser kurzen Angabe des Gangs und Inhalts wie der Tendenz des Apuleianischen Werkes mag man schon zur Genüge erkennen, ob und in wiefern dasselbe überhaupt nur den Namen eines Romans verdient und seinem Verfasser eine Stelle unter den Erotikern des Alterthums gebührt. Nach Apulejus, wenn wir von den wenigen, oben erwähnten Spuren mitleidiger Erzählungen absehen, verschwindet dieser ganze Zweig der Literatur in dem römischen Abendlande, um erst nach dem Verlauf mehrer Jahrhunderte im elften und zwölften Jahrhundert mit neuer Kraft und neuem Leben in einer freilich viel-

sach veränderten Gestalt unter den christlichen Völkern des westlichen Europa's, zunächst in den süblichen Gegenden Frankreichs, zu erwachen und hier, unter Einwirkung der verschiedenartigen Verhältnisse, gendert von christlichen Ideen und dem damals sich erhebenden, theilweise in jenen Ideen selbst begründeten Rittergeiste, der von orientalischen Einwirkungen dabei nicht frei geblieben ist, zu einer noch jetzt bewundernswürdigen Blüthe sich zu erheben und einen Reichtum von Darstellungen zu entwickeln, welcher zugleich den besten Beweis des schöpferischen Geistes liefert, der eine solche Fülle von Productionen dieser Art hervorzubringen vermochte. Wir kommen hiermit auf den eigentlichen Roman des Mittelalters, der, als eine eigene Kunstschöpfung und als ein eigener Zweig der Literatur, außer dem Bereich dieser Darstellung liegt und mit dem alten Roman, sowie mit den Erotikern des Alterthums wenigstens in seiner directen Verbindung steht: auch selbst durch seinen der Sprache des Romantismus, dessen man sich zu seinen Darstellungen bediente⁵⁷⁾, entnommenen Namen als ein eigenhümliches Product der neueren christlichen Welt des beginnenden Mittelalters sich darstellt. Über Entstehung und Ursprung, Entwicklung und Ausbildung desselben wird außer Huert's Schrift De l'origine des Romans (Paris 1670) oder Liber de origine fabularum Romanensium (Hag. Comit. 1682.) und den Unterjudungen der gelehrten Benedictiner in dem sechsten und siebenten Band der Histoire littéraire de la France⁵⁸⁾ vorausgeschickten Abhandlungen, neben Th. Barton, Diss. on the origin of romantic fiction in Europe im ersten Bande seiner History of English Poetry (ins Deutsche überfetzt im britischen Museum für die Deutschen. Band III und IV), jetzt insbesondere das schon oftmals genannte Werk von Dunlop. The history of fiction (T. I. p. 133 sq.), das von cap. III an sich ausschließlich mit der Geschichte dieses Gegenstandes beschäftigt, nebst dessen Kritik von Bal. Schmidt in den Wiener Jahrbüchern, Bd. XXVI, XXIX, XXXI und XXXII zu benutzen sein. Einiges f. auch bei D. L. B. Wolf, Allgem. Gesch. d. Romans. S. 49 fg. V. Andere Nachweisungen über den heutigen Roman, dessen Begriff und Umfang f. in Eschenburg's Entwurf einer Theorie und Literat. d. schön. Kerkunst von W. Vindler (Berlin 1836). S. 107 fg. S. 96 fg.

Über den Roman des Alterthums und über die Erotiker des Alterthums, insbesondere des griechischen, können, obwohl wir meist vergeblich in diesen Schriften und Abhandlungen uns nach einer sicheren Nachweisung des Ursprungs und der Entstehung des griechischen Romans umsehen und meist nur einzelne Charakteristiken der einzelnen Autoren oder literarhistorischen Nachweisungen vorfinden, noch insbesondere die folgenden Abhandlungen und

55) f. Lib. IV, cap. 83. p. 300. Ovidend. VI, cap. 125. p. 429. Ovidend. 57) f. über diesen Epitaphus Greuter, Comar. III, c. 566 fg. Dunlop I. p. 150 seq. D. C. G. Baumgarten-Crusius, De Psyche, fabula Platonica (Münch. 1855. 4.), wo p. 1—64 die denselben Gegenstand behandelnden Schriften von Ovidius, Apuleius, Plot, Ranso, Lange u. A. ebenfalls angeführt werden.

58) Über das, was man in diesem Sinne die romanische Sprache nennt, f. meine Gesch. der röm. Literat. im Korollar. Zeitalter. (Zuolp. 3. Bd.) S. 21 und die beifolgt in der Rot. S. 62 gegebenen Nachweisungen; f. jetzt auch Riner Weyer, Histoire des langues Romanes et de leur littérature (Paris 1841). T. I. chap. 1 sq. 59) f. besonders 6. Bd. S. 12 fg. 15 fg. 54 fg. 7. Bd. S. 128 fg.

Werke angeführt werden: *R. M. Paciandi*, Prologium de libris Eroticis Antiquorum, in dem zu Parma 1786. 4. von Bodoni veranstalteten Abdruck der Willoufson'schen Ausgabe des Kongus, sowie in Schäfer's Ausgabe des Kongus, ausgenommen; *J. G. F. Manso*, Über den griechischen Roman; in dessen vermischten Schriften (Leipzig 1801) Theil II. S. 199 fg. *Chardon de la Rochette*, Notice sur les romans Grecs venus jusqu'à nous in Desselben Mélanges de critique T. II. p. 1—99 (Paris 1812). *Villemin*, Essais littéraires sur les romans Grecs, in Desselben Collection des romans Grecs (Paris 1822) T. I. S. 2. *Struve*, Über die griechischen Romane in Desselben Abhandlungen und Reden (Königsb. 1822) S. 254 fg. *Entlich Fabricii* Bibl. Graec. Lib. V. cap. VI. nach der Harles'schen Ausg. T. VIII. p. 111 sq. Das Neue und Bedeutendes, was bisher für verloren erachtet, aus diesem Gebiete der alten Literatur wieder entbedt und hervorgezogen wurde, ist kaum zu erwarten, und wenn auch noch Einzelnes wirklich in Handschriften umher liegt, so wird das Einzelne wohl (wie denn bei Fabricius auch a. D. S. 152 fg. Mehreres der Art namhaft gemacht ist), so fällt dies theils in zu späte Zeit, theils ist es zu wenig bedeutend, um größere Hoffnungen daran zu knüpfen.

(Baehr.)

EROTYLINA, von einigen Entomologen auch *Erotylena* genannt, ist eine Käferfamilie aus der Zunft *Clavipalpa Latr.* (Abtheilung *Tetramera*), durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Die Fühlförner, vor den Augen sitzend, haben eine durchblättrte Scheite von drei bis vier Gliedern; die Kiefer am Innenrande meist mit einem oder zwei Zähnen; die Palpen am Ende verästelt oder mit einem sehr großen, halbmondb- oder beilsförmigen Endgliede. Der halbbugelige oder eiförmige Leib ist oben hoch gewölbt, glatt und glänzend. Die meisten Arten leben in Baumschwämmen und unter Baumrinde. Nach Latreille gehören in diese Familie folgende Gattungen. *Erotylus* mit *Aegithus Fabr.*, *Triplax Fabr.* mit *Tritoma Fabr.*, *Languria Latr.*, *Phalacrus Payk.* und *Agathidium Ill.*, von denen bei uns nur *Triplax*, *Tritoma*, *Phalacrus* und *Agathidium* Repräsentanten aufzuweisen haben, während die übrigen Gattungen der heißen Zone angehören.

(Strebel.)

EROTYLUS, Fabricius belegte zuerst¹⁾ mit dieser Benennung eine Gruppe von Käfern, welche bis dahin von den Schriftstellern theils zu *Chrysomela*, theils zu *Coccinella* gerechnet worden waren, vereinigte jedoch mit ihnen noch mehr, welche er später unter die Gattung *Aegithus*, *Eumorphus* und *Onodolus* vertheilte. In seinem letzten Werke²⁾ stellt er noch unter dem Namen *Triplax* (Paykull) eine Käfergattung auf, welche er zwar ganz entfernt von *Erotylus* setzt, die aber sehr nahe daran anschließt. Auch die nach Geoffroy³⁾ von ihm aufgenommene Käfergattung *Tritoma* ist mit *Erotylus* nahe verwandt.

Latreille erkannte die natürliche Verwandtschaft dieser verschiedenen Gattungen und, bildete aus ihnen⁴⁾ seine Familie *Clavipalpi*, durch viergliedrige Tarsen mit gewollsten Sohlen, eine durchblättrte Kiefersohle, einen hornigen Zahn an der Innenseite der Kiefer und beilsförmiges Endglied der Taster ausgezeichnet, welcher er die Gattungen *Erotylus*, *Aegithus*, *Triplax*, *Tritoma*, *Languria*, *Phalacrus* und *Agathidium* unterordnete. Seitdem man aber darauf aufmerksam wurde, daß die meisten der von Latreille zu den mit vier Tarsengliedern versehenen Käfern gestellten Arten wirklich fünf Glieder besitzen, zogen mehr Schriftsteller, auch Engis, *Dacne* u. a., mit fünf Tarsengliedern versehenen Gattungen hierher und *Mac Leay*⁵⁾ vereinigte sie unter seiner Familie *Engidae*. Inzwischen ist bei aller Ähnlichkeit in der Totalform und selbst in der Lebensweise, doch die Trennung der *Erotylidae* und *Engidae* dadurch bedingt, daß bei ersteren das vierte Tarsenglied nicht frei, sondern mit dem fünften Tarsengliede verwachsen ist, und die Kiefertaster ein sehr großes beils- oder meißelförmiges Endglied besitzen.

Man kann daher sämtliche sonst zu *Erotylus* gerechnete Arten, unter der Benennung *Erotylidae* unter einer Gruppe vereinigen, und ihnen folgende Merkmale geben:

Fühler kurz oder mäßig lang, vor den Augen an den Seiten der Sien eingesetzt, die drei letzten Glieder bilden eine platte Kolbe. Taster mit stark verdicktem, an den Kiefertastern beilsförmigem Endgliede. Kinnböden breit, kurz, dreieinig, an der Spitze gezähnt. Kiefer mit hornigem, klauenförmigem Fortsatz der innern Lade. Kinn dreizehngig. Tarsen fünfgliedrig, die drei ersten Glieder breit, unten gewollt, das dritte Glied beilsförmig, das vierte sehr klein, einen Wurzelfnoten des Klauengliedes bildend.

Es leben diese Thiere vorzüglich an Schwämmen und faulenden vegetabilischen Substanzen, doch sind ihre früheren Zustände noch nicht beobachtet. Die zahlreichsten Arten hat Südamerika aufzuweisen, doch fehlen sie auch in den übrigen Welttheilen nicht. Es sind bis jetzt gegen 300 Arten bekannt.

Die Eintheilung der *Erotyliden* in mehr Gattungen haben vorzüglich *Georotal*⁶⁾ und *Hove*⁷⁾ versucht, aber sie scheinen nur den äußern Habitus im Allgemeinen berücksichtigt zu haben, und geben gar keine oder doch ungenügende Unterscheidungsmerkmale an. Es dürfte genügen, zwei Abtheilungen anzunehmen, welche den Gattungen *Erotylus* und *Triplax Latr.* entsprechen. Von den ersten lieferte *Duponchel*⁸⁾ eine Beschreibung der bis dahin bekannten Arten, deren 110 aufgeführt sind.

Zur leichtern Auffindung und Anordnung der *Erotyliden* gebe ich folgende Eintheilung:

1) In *Coe. Règne anim.* (1829) T. V. p. 155. 2) *Antologia javanica* (London 1825). 3) In *Diction's Catalogue des Coleopt.* t. III. S. 1836. p. 451. 4) In *Wetter's* *Revue zool.* 1841. p. 109. 5) *Mémoires du Mus. d'histoire Natur.* d. Paris. T. XII. 1825. p. 30—61 et 156—176.

1) *Systema Entomologiae* (1775) T. I. p. 1—52. 2) *Eleuther*, (1801) T. II. 3) *Hist. abrégée d. ins.* de Paris (1761). T. I. p. 335.

1. Abtheilung. Das zweite bis siebente Fühlerglied kolbenförmig, das achte an der Spitze mehr oder weniger verdickt. Schienen ohne bemerkbaren Endborn. *Erotylus Latr. Duponch. Erotylidae Hope.*

1. Beine lang und dünn, die Schenkel in der Höhe über den Seitenrand der Deckhäute hinausragend.

A. Die Vorderbrust hinter der Einfügung der Hinterschilde niedergedrückt, mit einer Ausbuchtung zur Aufnahme eines Vorwölbungs der Mittelbrust. Die hierher gehörigen Arten bilden die Gattung *Erotylus Dej.*; sie zeichnen sich durch länglichrunden Körper, hochgewölbte, vor der Mitte in einen Buckel erhabene Deckhäute, mäsig lange, nicht viel über das Halsschild hinausragende Fühler und schmale, von der Mitte nach der Spitze allmählig verschmälerte Schenkel aus. Hope theilt sie noch in die Gattungen *Erotylus* und *Hypselonotus* ab, aber der letzte Name ist nicht anwendbar, da er bereits früher von Fahn und Burmeister zur Bezeichnung einer Wangengattung gewöhnt wurde.

a) Das Halsschild beträchtlich breiter als lang, nach vorn nur wenig im Bogen verschmälert, und viel breiter als der Kopf (*Erotylus Hope*). Beispiele: *Erotylus giganteus Fabr., variegatus Fabr.*

b) Das Halsschild hinten doppelt so breit wie vorn, die Seiten schieflach nach vorn zusammenlaufend. (*Hypselonotus Hope*). Beip. *Erot. sphenelatus, gibbosus, histrio Fabr., helopioides Dup.*

B. Die Vorderbrust hinten mit einem erhabenen, gerad abgelenkten oder schwach ausgezogenen Vorwölben, der an der Vorwölbung der Mittelbrust ansetzt.

a) Die Fühler von mehr als halber Körperlänge. Der Körper elliptisch, in der Mitte hoch gewölbt, die Vorderbrust stark verlängert (*Ellipticus Cheer. Omoitepus Hope*). *Erot. testaceus Fabr., pallidus Oliv.*

b) Die Fühler so lang oder wenig länger als das Halsschild.

a) Das dritte Fühlerglied beträchtlich länger als das vierte.

1) Die Schenkel der ganzen Länge nach fast gleich breit, beträchtlich über den Körper herausragend. Der Körper kahnförmig (*Scaphidomorphus Hope*). *Erot. quinquepunctatus Fabr., sexpunctatus Dup.*

2) Die Schenkel spinelförmig, in der Mitte breiter als an den Enden. Der Körper eiförmig oder elliptisch. Die Beine sind etwas minder lang als bei den vorigen Abtheilungen (*Zonariini Hope*). Chevrolat bringt die hierher gehörigen Arten nicht zusammen, sondern vertheilt sie unter mehr Gattungen. Beispiele für diese Abtheilung geben: *Erot. Boisduvali Cheer., 20 guttatus, 10 maculatus, adustus, ramosus, trifasciatus, flavofasciatus Dup., abdominalis Fabr.*

3) Die Schenkel eiförmig, die, der Körper langgestreckt (*Isehyrus Cheer.*). *Erot. baltatus, bilineatus, quadrispinatus Dup., undatus Oliv.*

β) Das dritte Fühlerglied von der Länge des vierten Gliedes. Die Schenkel eiförmig, nicht weit über die Seiten des Körpers hinausragend. Körper eiförmig, flach gewölbt. Bei einigen ist die Vorderbrust in der Mitte geküßt, bei

andern nicht, aber es findet diese Verschiedenheit in dem Bau der Vorderbrust, welche durch die unmittelbarsten Übergänge ausgeglichen wird, auch bei andern Unterabtheilungen statt (*Morphoides Hope*). *Erotylus bimaculatus Germ., 10 notatus Dup., clavicornis Oliv.*

II. Beine kurz, die Schenkel eiförmig oder elliptisch, kaum über den Rand des Körpers herausragend.

A. Der Körper länglich eiförmig oder elliptisch, der untergeschlagene Rand der Deckhäute nach der Spitze zu durch Verschmälerung verschwindend.

a) Die Schenkel eiförmig, Schienen plattgedrückt, nach der Spitze zu breiter (*Mycotretus Cheer.*). Eine an Arten sehr zahlreiche Gruppe, wozu *Erot. rubidus, nigropunctatus, tigrinus, maculosus, variabilis, guttatus Dup.*, gehören.

b) Die Schenkel elliptisch, Schienen nicht plattgedrückt. Der Körper ist im Allgemeinen kürzer und gewölbt als bei der vorigen Gruppe. (*Brachymerus Cheer.*) Als Beispiele dienen *Erot. ephippium, flavosignatus, signatus Dup.*

B. Der Körper fast halbkugelig, der untergeschlagene Rand der Deckhäute an der Hinterbrust sehr breit, dann allmählig verengt, aber bis zur Spitze deutlich.

a) Das Halsschild kurz, die Seiten nach vorn stark verengt, die Fühler nicht länger als das Halsschild (*Aegithus Fabr.*). Von den bei Fabricius aufgeführten Arten gehören nur *A. surinamensis* und *guadeloupensis* hierher, die übrigen schließen an *Endomychus* an. An der Beispiele sind *Erot. cinetipennis, chalybaeus, maculicollis Dup.*

b) Das Halsschild an den Seiten bogig nach vorn verschmälert, die Fühler kürzer als das Halsschild (*Strongylosomus Cheer. Cocomorphus Fabr.*). *Erotylus unicolor Oliv., brevicornis, nigripes Dup.*

Es sind noch einige Gattungsbezeichnungen von Dejean, Chevrolat und Hope vorgenommen worden, die Gruppen dieser Abtheilung der Erotiden bezeichnen können, doch ist es zweifelhaft, ob diese Gruppen von den bereits aufgestellten eine wesentliche Verschiedenheit darbieten, da keine Kennzeichen angegeben werden und die als Beispiele genannten Arten noch unbekannt sind. *Barytopus* und *Iphiclus Cheer.* scheinen mit *Zonarius Hope* vereinigt werden zu können, *Prionochellus Cheer. (Priotelus Hope)* weicht von *Scaphidomorphus* durch fahlförmig gezahnte Spitzen der Deckhäute ab, *Bacis Cheer.* möchte kaum von *Scaphidomorphus*, *Typocephalus Cheer.* kaum von *Brachymerus* zu trennen sein. *Amphileus Dej., Oligoecorynus Cheer. (Alloietelus Hope), Calenus Dej., Delphus Dej., Lybas Cheer.* sind mir unbekannt.

2. Abtheilung. Das vierte bis achte Glied der Fühler kornförmig. Schienen an der Endspitze mit zwei feinen kurzen Stacheln (*Triplax und Trizonia Fabr.*)

1. Das Kopfchild vorn mit einem Aufschnitt, in welchem die kleine Kiefer liegt. Das dritte Fühlerglied mehr als doppelt so lang wie das vierte (*Goniocephalus Cheer.*). *Triplax gigantea et dentata Germ. us, sp.*

II. Das Kopfschild vorn gerad abgestutzt oder schwach gebuchtet, die Felse anschließend.

A. Die Fühler länger als das Halschild, das dritte Glied doppelt so lang wie das vierte, der Kopf an der Stirn eingebrückt. Wahrscheinlich bezeichnet Dejean unter der Benennung *Fatua* die Gruppe. Beschreibungen scheint noch keine der dierher gehörigen Arten zu sein.

B. Die Fühler kürzer oder doch nicht länger als das Halschild.

a) Die Mittelplatte der Vorderbrust einfach.

a) Das achte Glied der Fühler kornförmig, das dritte wenig länger als das vierte. Körper langgestreckt. (*Triplax Payk.*) *T. russica Linn.*, *thoracica Say.*, *bicolor Gyll.*, *rufipes Fabr.*, *nova Fabr.*, *collaris Fabr.*

ß) Das achte Glied der Fühler dreieckig, das dritte doppelt so lang wie das vierte. Körper fast halbkugelig. Dabın einige, den *Coccinellen* ähnliche umschriebene Arten aus Brasilien.

b) Auf der Mittelplatte der Vorderbrust zwischen den Vorderbeinen ein mit der Spitze nach vorn gerichtetes, durch eine eingebrückte Linie begrenztes dreieckiges Feld. Körper eiförmig oder freisind. (*Tritoma Fabr. Payk.*) *T. bipustulata H.*, *violacea Dej.* (*Triplax*), *unicolor Say.*, *angulatum Say.*, *biguttatum Say.*, *pilosum Pzr.*, *globosum Sturm.*

In Dejean's Katalog sind noch einige Gruppen als besondere Gattungen aufgestellt und mit besonderen Benennungen belegt, welche in diese Abtheilung der Erotyliden gehören, mir aber größtentheils unbekannt sind. *Epytus Dej.* (*Oocyaneus Hope*) auf *Erotylus violaceus Sturm* gegründet, möchte kaum von *Triplax Payk.* zu trennen sein. *Cyrtomorphus Chev.* aus zwei umschriebenen javanischen Arten gebildet, gehört vielleicht noch zu den eigentlichen Erotyliden. *Aulacoechilus Chev.* mit vier Arten aus Java, muß, wenn *Erotylus quadrimaculatus* mit Recht dazu gezogen worden ist, zu der Familie der Engiden gebracht werden, da dieser kein beiförmiges Englid der Laster besitzt. *Amblyopus Chev.* und *Thalassia Chev.*, erstere Gattung mit zwei ohnischen, letztere mit einer capischen Art wage ich nicht näher zu beuten. Unter *Triplax* sind bei Dejean unsere Gruppen *Triplax* und *Tritoma* vereinigt.

Die Gattungen *Langaria*, *Phalaenas* und *Agathidium*, welche Theile der Erotyliden noch beigefügt, weichen durch fadenförmige Laster davon ab. (*Germar.*)

EROVANTES II., der zehnte König von Armenien, aus dem Geschlechte der Arsaciden, aber unechter Geburt, denn nur seine Mutter stammte aus königlichem Geschlecht, sein Vater war von niedriger Abkunft. Erovantes zeichnete sich aus im Hete und ward daher von dem Könige Sanadrup zu den höchsten Würden erhoben. Als dieser starb, 68 n. Chr., bemächtigte sich Erovantes des Thrones von Armenien und ließ alle Söhne seines Vorgängers aus dem Wege räumen. Nur einer, Namens Artabases, wurde gerettet und von Sempad, einem Vornehmen aus dem Stamme der Vagatriden, nach Persien geflüchtet und dort von ihm erzogen. Von daher drohte

dem Usurpator ein Krieg; um sich die Freundschaft und den Beistand des römischen Kaisers Vespasian zu gewinnen, trat Erovantes, 75 n. Chr., das ganze armenische Mesopotamien an ihn ab und erhielt dagegen einen Theil Oberarmeniens. Hierauf verlegte er seinen Wohnsitz von Edeffa nach Armavir, der alten Hauptstadt Armeniens. Doch der Aufenthalt daselbst gefiel ihm nicht, darum gründete er am Araxes eine neue Stadt mit vieler Pracht, 78 n. Chr., und nannte sie Erovantaidach, nach seinem Namen. Er schmückte sie durch viele Monumente, ließ alle Kerkarbeiten von Armavir dahin bringen und schlug hier seine Residenz auf. Noch einige Städte, Vagorom, wo er die Statuen aller armenischen Gottheiten vereinte, und Erovantaidach, ebenfalls reich an Denkmälern, verdankten ihm ihre Entstehung.

Während er so beschäftigt war im Innern seines Reichs, stieg ein schweres Ungewitter gegen ihn auf von Außen. Artabases, der Sohn Sanadrups, zog nebst seinem Erzieher Sempad, an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Persien aus gegen ihn heran. Auf diese Nachricht versammelte Erovantes alle seine Streikräfte, rief Pharasmanes, den König von Iberien (Georgien) zu seiner Hilfe und ging dem persischen Heere entgegen. Aber trotz seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung unterlag er; der Ort, wo dieses geschah, wurde Erovantaron genannt, das heutige Erivan. Unter den Wauern seiner Hauptstadt erlitt er eine zweite Niederlage und wurde auf der Flucht von einem Soldaten erdolcht, 88 n. Chr. Artabases II. bestieg hierauf den väterlichen Thron.

Erovazes, der Bruder des Erovantes, wurde von selbigem 78 n. Chr. zum Oberpriester der Götter Armeniens ernannt, wozu er ihm die Stadt Vagajan zum Wohnsitz anwies, die er nur hatte erbauen lassen und wofin alle Götterbilder der Hauptstädte Armeniens gebracht worden waren. Nach dem Tode dieses seines Bruders, 88 n. Chr., überließ ihm Sempad, der Feldherr des wiedererlebten Artabases, in Vagajan, nahm ihn gefangen, ließ ihm einen Stein an den Hals binden und im Araxes erlösen. (*A. Herrmann.*)

ERP, in früheren Jahrhunderten Erlipse, Kirchdorf und Hauptort der gleichnamigen Bürgermeisterei, Kreis Lehenich, Regierungsbezirk von Göln, liegt von den Städten Euslirchen und Lehenich westlich, gleich weit von beiden entfernt, an dem niemals zufließenden Mätslein Erp und zählt nicht völlig 900 Einwohner. In vorigen Zeiten war Erp einer der gräflichen Sitze des Erbkürstlichen Göln, der Hauptort einer den Grafen von Wandscheidt zugehörigen Herrlichkeit, die nach dem Erlöschen des gräflichen Mannstammes als eröffnetes Mannlehen eingetragenen und an den Grafen Maximilian Friedrich von Salmbach'scheidt-Webburg verlehnt wurde. Ein Grundbesitz von 323 Morgen war mit der Herrlichkeit verbunden, neben welchem aber auch die Abtei Siegburg ein reiches Eigenthum hergebracht hatte, worauf ihrer Propstei zu Büllich bestes Einkommen beruhte. Ein Koriethus miles de Erlipse vergabte, mit Willen des Grafen Ertbar von Hochstaden, als des Lehensherrn, sein Allodium, sammt Hof in Erp, an das Kloster Pöden, 1193—1205. Die

Bürgermeisterei Erp zählt in den drei Dörfern Dorweiler, Erp und Dingsheim 1442 Einwohner, durchaus Katholiken, die 20 Tüben abgerechnet. (v. Stramberg.)

ERP, Erpo, Herpo, Bischof *) von Verden, merkwürdig als Erzieher eines böhmischen Königs, leistete, als er noch Diakon des Erzbischofes Adalard von Bremen war, diesem in dem Streite mit dem Erzbischof Bruno von Bremen die treuesten Dienste. Letzterer erneuerte nämlich die alte Klage über Bremen, daß es Suffraganbischöfe habe, indem er hoffte, er werde seinen Willen um so leichter erreichen, da er der Bruder *) des Königs Otto I. war. Aber er erhielt weder dessen Beistand, noch ein Concilium des Papstes, mußte sich mit der hamburgischen (bremen) Kirche versöhnen und bekennen, daß sie, da sie in so große, von den Heiden drohende Gefahr gestellt sei, nicht verletzt werden dürfte. Er erwarb sich um glückliche Beilegung dieses Streites solche Verdienste, daß sein Andenken nicht nur unter den Nachkommen im bremischen Erzbistum fortlebte **), sondern er dafür auch noch bei Lebzeiten belohnt ward, indem ihm, dem damaligen Probst *) von Bremen, Kaiser Otto II., im J. 976, auf Verwenden des Erzbischofes Adalard, mit dem Bisthum Verden beistellte. Am 30. Nov. 985 erhielt er vom Kaiser Otto III. eine Urkunde *). Er starb den 19. Febr. 993. Er erzog im verbottenen Münster *) einen nordischen Königssohn am Kloster, und dieser gelangte bis zum Grade des Diaconats. Nachdem aber Erpo gestorben, entrann er, warf den Namen und Orden von sich, jedoch nicht das ganze *) Christenthum selbst, ward von den Seinigen anerkannt und angenommen und zur erblichen Königswürde erhoben, und herrschte noch um das Jahr 1016 als König, Namens Gulating *) im Norden. Ob er gleich kein strenger Christ blieb, so kann doch Erpo's Erziehung nicht ohne Einfluß gewesen sein, da er den Namen eines Christen beibehielt. Erpo ist also unter

die Männer zu zählen, welche mittelbar zur Bekehrung des Nordens zum Christenthum beitrugen *).

(Ferdinand Wacker.)

ERPE, Dorf in der belgischen Provinz Flandern, Bezirk Termonde (Tendendmonde), liegt an der Meule-Beek und hat 200 Häuser und 1690 Einw. (Fischer.)

ERPE (die), im Kurfürstenthum Hessen, entsteht oberhalb Elshausen, im Kreise Wollbach, durchfließt Altenhasungen, tritt unter Elmershausen in ein liebliches Thal und vereinigt sich unter Volkmarfen mit der Zwiße.

(G. Landau.)

ERPEL, Herpille, Städtchen der Bürgermeisterei Unkel, Kreis Rinz, des Regierungsbezirks von Coblenz, liegt auf dem rechten Rheinufer, an dem Fuß eines 697 Fuß hohen, beinahe senkrecht emporsteigenden Basaltberges, der sogenannten erpelten Ley, an deren südlichem und östlichem Abhange der Erwein wächst, der vorzüglichste weisse Wein der ganzen Gegend. Ein beiseitender Vorzug freilich, vermöge der bekannten Regel, daß unterhalb Coblenz nur schlechte weisse Weine wachsen. Der Erwein wird kaum neben einem mittelmäßigen Moselswein bestehen. Der rothe Wein von Erpel ist in allen Dingen dem von Rinz vergleichbar, nur ist an jenem Orte der Bau ungemein mühsam und kostspielig. Hüßig muß die Rebe, damit die zarten Wurzeln Nahrung finden, in einen mit Aschen und Dammerde gefüllten Korb eingesetzt, und in dieser Weise dem Festengrunde inoculirt werden. Das Städtchen hat keine 850 Einwohner, und war vormals des kölnischen Domcapitels Eigenthum. Am 17. März 1116 beurfundet Erzbischof Friedrich I. von Köln, daß die Brüder Adolf und Hermann, jener Kanonikus zu St. Cunibert, ihre Besitzungen zu Herpille an St. Cunibert, stift zu Köln, verschenkt haben.

(v. Stramberg.)

ERPENIUS ist der latinisirte und in der Gelehrtenwelt gangbare Name des Thomae van Erpe, jenes berühmten holländischen Orientalisten, der namentlich zuerst in Europa, theils durch männlichen Unterricht und persönliche Anregung, theils durch seine seltene und für ihre Zeit sehr verdienstliche Elementarbücher und andere Werke für die Verbreitung des Studiums der arabischen Sprache mit nachhaltigem Erfolg thätig war, und der in Holland die Bahn eröffnete, auf welcher nachher Goltius, Schulstus u. A. mit so vielem Ruhme vorschritten. Seine arabisches Grammatik ist fast zwei Jahrhunderte hindurch namentlich in Deutschland die Grundlage und das Muster für alle ähnliche Arbeiten geblieben, bis Wellesley de Sacy durch seine umfassenderen Werke der Herrschaft des Erpes

9) Die Quellen zu Erpo's Geschichte finden leider sehr spärlich: Dithmar von Merseburg Lib. III. p. 51. Lib. IV. p. 76. Lib. VII. p. 223. Adam von Bremen Lib. II. Cap. 3. p. 16. Gilsmitz: Annalista Saxo ap. Eckardum, Corp. Hist. Medii Aevi T. I. p. 323. 353, wo er zugleich als Lucie dient, da er Erpo's unter ihnen auftritt, welche den 16. Dec. 991 bei der Domwende zu Halberstadt sich fanden, p. 356. Ditycheon hinter dem Retzberg des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg bei Wobbolden, Reten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. I. Bd. S. 95. Spangenberg's Chronik des Stiftes Verden. S. 43. Weidmann, Chronographie der Bischöfe von Verden in seinen Notizen. I. Bd. S. 108. 109.

1) Der 17. Bischof von Verden zwischen Bruno I. und Bernar II. 2) Adam von Bremen Histor. Eccles. Lib. II. Cap. 3. der Eindeutigkeit, Script. Septentrio. Ausgabe von Fabricius S. 16 folgt fälschlich sinus. 3) Wie Adam von Bremen (a. a. O.) erzählt. 4) Dithmar von Merseburg, Chron. Lib. III. Wagner'sche Ausg. S. 51. 5) Erp. Spangenberg's Chronik des Stiftes Verden. S. 43. 6) In monasterio Fordensi sub episcopo ejusdem loci Erpome. Weiterfind in den Worten zu Dithmar von Merseburg hält es für wahrscheinlich, daß der in den niedlichen Lüneburg geborene junge Fürst in dem zur verdorbenen Dürste gedehnten Rindviehstallhof St. Michaelis zu Lüneburg, wo die Döbereininger und Lauenburger Missionäre pflegen ergogen zu werden, seine Erziehung erbalten. Doch die Stelle bei Dithmar von Merseburg ist wol von Verden selbst zu verstehen, und nehmen wir monasterium in der Bedeutung von Klöster, und verstehen diese auf die Domsirke, so ist Alles in der Erwähnung und so zu verstehen, daß Erpo unter seinen Augen den jungen Königssohn im Kloster erzog. 7) Dithmar von Merseburg sagt: et vocabulum Christianitatis solum professus in multis inventis longe alienus. 8) Dieser Name, welcher Goltzinger bedeutet und einer der germanischen Sprachen angehört, macht es wahrscheinlich, daß es ein Germane von Geburt war, und da Dithmar vom hohen Norden redet, so war Gulating wol König in einer der nördlichen Landstämme Norwegens. Gulating (Goltzinger) war aber wol nicht sein eigentlicher, sondern sein Regimentsname (d. h. aufgesetzter) Name. Bei dem Annalista Saxo heißt er verberber Gulating.

nus ein Ende machte. Erpenius war geboren zu Vortum in Holland am 7. September 1584. Zehn Jahre alt kam er nach Leyden, dann bald auf das Gymnasium zu Widdelburg und nach einem einjährigem Aufenthalte daselbst wieder nach Leyden, wo er in sehr jugendlichem Alter die Universität bezog und schon im J. 1608 als Magister promovirte. Er studirte eigentlich Theologie, betrieb aber daneben auf Scaliger's Zureden auch orientalische Sprachen. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich auf Reisen nach England, Frankreich, Italien und Teutschland. Unter den Gelehrten, die er so persönlich kennen lernte, war namentlich auch Casaubonus zu Paris, mit welchem er innige Freundschaft schloß. Eben dort nahm er Unterricht im Arabischen bei einem Jacobiten aus Aegypten, Namens Joseph Barbatus (Abu-damr). In Venedig verkehrte er viel mit Juden, Muhammedanern und andern Orientalen, von welchen er sich auch im Persischen, Türkischen und Äthiopischen unterrichten ließ. Nach mehrjähriger Abwesenheit kam er, mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, im J. 1612 in sein Vaterland zurück, und erhielt im Februar des folgenden Jahres zu Leyden eine Professur der orientalischen Sprachen. Der Lehrstuhl des Hebräischen war bereits besetzt, aber später im J. 1619 wurde für ihn eine zweite Professur der hebräischen Sprache gegründet. Mit dem Antritt seines akademischen Lehramtes, in welchem er durch mündlichen Unterricht äußerst anregend und mit dem besten Erfolg wirkte, begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Felde der orientalischen Philologie. Sie hielt sich im Bereich der Semitischen Sprachen und richtete sich vorzugsweise auf das Arabische. Nach dem Beispiel des Savary de Brèves zu Paris errichtete er in seinem Hause auf eigene Kosten eine arabische Druckerei, um seine Schriften leichter zum Druck zu bringen. Zweimal reiste er später noch im Auftrag seiner Regierung nach Paris, um den Theologen André Rivet für Holland zu gewinnen, was ihm auch das zweite Mal gelang. Bald darauf ward er zum Regierungsbevollmächtigten ernannt, was ihm Gelegenheit gab, seine erworbenen Kenntnisse auch praktisch zu erproben und zu erweitern. Er mußte so von Amts wegen die einlaufenden Schreiben orientalischer Fürsten lesen, übersetzen und beantworten; und aus dieser Zeit datirt das seiner steigenden Berühmtheit sehr günstige Gerücht, daß der Kaiser von Moskau an den von Erpenius verfaßten arabischen Briefen viel Gefallen gefunden und deren elegante und reine Sprache belobt habe, was wol zu einem gewissen Theile orientalisches Compliment gewesen sein mag, aber doch gewiß auch zum Theile in der wirklich stillosen Gewandtheit dieses Arabischen begründet war. Sein Ruf stieg immer höher, sobald man vom Auslande her mehrmals den Versuch machte, ihn dem Dienste seines Vaterlandes zu entziehen, bis eine ansehnliche Krantheit seinem Leben schon in seinem 40. Jahre ein Ende machte. Erpenius starb am 13. Nov. 1624. Die von ihm verfaßten Bücher und Schriften sind folgende: 1) Eine Oratio de lingua arabica. Leyden 1613. 4., die Rede, die er beim Antritt seiner Professur hielt am 14. Mai 1613. Sie ist wieder abgedruckt in den *Orationes tres, de linguarum*

ebraeae et arabicae dignitate, welche er im J. 1621 herausgab. Die zweite dieser drei Reden betrifft gleichfalls die arabische Sprache und wurde am 5. Nov. 1620 gehalten, als er von seiner zweiten Reise aus Paris zurückkam; die dritte über die hebräische Sprache hielt er am 27. Sept. 1620 beim Antritt der hebräischen Professur. 2) *Grammatica arabica*. 1613. 4. Abgesehen von einigen Persischen, die fast nichts als das arabische Alphabet enthalten, und von den schwachen und höchst unvollkommenen Versuchen von Postellus, Aristen und einigen Andern, muß man diese arabische Grammatik als die erste nennenswerthe betrachten, die in Europa erschienen ist. Es gibt davon Exemplare in gr. 4., die dem Perizon von Rappeling (Leyden 1613) angehängt werden können, zu welchem Perizon Erpenius auch Annotationes hatte drucken lassen, und andere in gewöhnlichem Quart. Nach dem Tode des Verfassers ist diese Grammatik öfter wieder editirt worden, und zwar meist fast ganz unverändert, nur mit Festsätzen oder anderweitigen Anhängen versehen. So von Anton Deusing 1636. 4. nach einem vom Verfassers mit handschriftlichen Noten versehenen Exemplar und mit den Fabeln Kosman's und einigen Sentenzen nebst der lateinischen Übersetzung von Erpenius. Deusing hat nur diese Texte mit Vocaleichen versehen, jedoch sehr fehlerhaft. Besser ist in dieser Beziehung die Ausgabe von Jacob Gellius, einem Schüler des Erpenius, unter dem Titel: *Linguae arabicae Tyrocinium*. 1656. 4., vermehrt mit andern wertvollen Texten, z. B. mehreren Suren des Koran, einer Katafeme des Hariri u. s. w. Die Ausgabe von Albert Schulstern vom J. 1748 gibt außer einem Theile des Gellius'schen Anhangs mehrere Gedichte aus der Hamasa des Abu-Zemam mit lateinischer Übersetzung und gelehrten Anmerkungen. Beinahe unverändert erschien diese Ausgabe nochmals im J. 1767. Kosman's Fabeln und einen Theil der Gedichte, jedoch nur mit einer Auswahl von Scholien und ohne die Übersetzung und den Commentar von Schulstern ließ David Michaelis als Anhang zu seiner Grammatik (1771. 2. Ausg. 1781.) wieder abdrucken, und eine neue Edition dieser Michaelis'schen Arbeit gab Bernheim im J. 1817. Die Grammatik des Erpenius mit Kosman's Fabeln und einem Glossar dazu editirte Prof. Morso zu Palermo im J. 1796., und nochmals erschien sie zu Rom 1829. Kon Erpenius selbst wurde theils ein einzelner Abschnitt der Grammatik von Neuem herausgegeben: *Canones de litterarum اى apud Arabes natura et permutatione*. Leyd. 1618. 4., theils ein (wenig verkürzter) Auszug der Grammatik u. d. T. *Rudimenta l. arab.* 1620. Neue Abdrücke von diesem letzten Buche erschienen zu Leyden 1628., zu Paris 1638., und zuletzt von Schulstern mit einem Florilegium sententiarum (aus den Nawabigh des Semlaghieri) und der Clavis dialectorum vermehrt zu Leyden 1733. 4. und nochmals 1770. 4. Weiter editirte Erpenius 3) *Proverbiorum arabicoorum centurias duae*, mit lat. Übersetzung und Anmerkungen von Jos. Scaliger. Leyd. 1614. 2. Ausgabe 1623. Scaliger war in dieser Arbeit durch den Tod

unterbrochen worden, Erpenius vollendete sie. Die erste Centurie wurde von Ennert wiedergedruckt, Wittenberg 1658, n. A. 1724. Eine Auswahl daraus nebst einer Zugabe edirte Everard Scheid 1775, und Einzelnes davon ist von Epäuren wiederholt worden. 4) *Locmani sapientia fabulosa et selecta quaedam Arabum adagia*, cum interp. lat. et notis. Leyd. 1615, die Edition princeps dieser Fabeln, die nachher so oft wieder herausgegeben sind. Es existiren auch Exemplare, welche den bloßen Text enthalten. 5) *Pauli apost. ad Romanos epistola*, arabice. Leyd. 1615, 4. Angehängt ist auch der Brief an die Galater. Der Text ist unpunctirt. 6) Das ganze arabische Neue Testament, nach einer letzteren Schicht, 1616, 4. 7) *Pentateuchus Moysis*, arabice. 1622, 4. Diese Uebersetzung ist von einem afrikanischen Juden des 14. Jahrhunderts verfaßt. In der Handschrift ist das Arabische mit rabbinischen Buchstaben geschrieben, der Herausgeber hat es in arabische Lettern umgesetzt. 8) *Historia Josephi patriarchae ex Alcorano*. Leyd. 1617, 4. Dies ist die 12. Sure des Koran mit einer ganz wörtlichen lat. Uebersetzung zwischen dem Zeilen, einer freieren am Rande, und einer dritten älteren hinter dem Text, worauf Anmerkungen folgen, die für Anfänger geschrieben sind. Am Schluß ebenso noch die erste Sure, und zu Anfang das Alphabet nebst Anweisung zum Lesen. 9) *Grammatica arabica dicta Garumia et libellus Centum Regentium c. vera*, lat. et commentarius. 1617, 4. Die erste von Etanahäg's († 1323) verfaßte Dignalsgrammatik war schon 1592 zu Rom und 1610 von Kirken edirt worden, später gab sie Thom. Dbiemus (Rom 1631) und Boucelle (Paris 1833) heraus. Die *Centum Regentes*, d. i. die 100 Partikeln mit ihrer Construction, ein syntaktisches Werk, von dem Araber Gorgani im J. 1199 verfaßt, ist gleichfalls öfter gedruckt. 10) *Gramm. ebraea generalis*. Leyd. 1621 wiedergedruckt Genf 1627 und Leyden 1659 (letzte Ausgabe mit der Gramm. syra et ebraica). 11) *Historia Saracenia auctore Georgio Elmacino* (h. el-'Amid el-Makin). Leyd. 1625, fol., arab. u. lat. mit Vorrede von Golius, da Erpenius selbst noch vor Beendigung des Druckes starb. Man hat auch Exemplare, die bloß die lat. Uebersetzung enthalten, in 4., sowie solche, die den Text allein geben, in 8. Vergl. Art. Elmacin. — Nach seinem Tode erschienen noch einige andere Postkuma, nämlich 12) *Gramm. syra et ebraica*, von Const. l'Empereur herausgegeben. Amsterd. 1628. (Das Syrische ist mit hebräischer Schrift gedruckt). 13) *Psalmi Davidici*, syriace. 1625, 4., (hüet mit Ann. von Dathe wieder edirt. Halle 1768.) 14) *Præcepta de lingua Graecorum communia*. Leyd. 1662, 8., und außerdem noch ein paar kleine Abhandlungen. Einige Briefe von ihm stehen in *Cassubini epistolae*. — Vergl. *Vossius erat. in obitum Th. Erpenii*; *Scrivierius*, *Mannes Erpeniani*; und *Jourdain's* Art. in der Biographie universelle. T. 13. p. 272. Die das Arabische betreffenden Schriften des Erpenius sind am vollständigsten von Schumacher verzeichnet in der Bibliotheca arabica. (E. Rüdiger.)

Z. Enclit. d. B. u. R. Erste Section. XXXVII.

ERPETOLOGIE, falsche Schreibart für Herpetologie, und gleichbedeutend mit: Naturgeschichte der Amphibien. Vergl. den Artikel Zoologie. (Burmeister.)

ERPFENDORF, ein Dorf, getheilt in Döber- und Untererpfendorf, des Ronbergerichs Kitzbühl, im Kreise Untertann- und Wipptal Tirols, an der von Salzburg nach Innsbruck führenden Poststraße, im Auferwaldbale, am rechten Ufer des Grosbachflusses, nach Kirchdorf (Delon. Kitzbühl, Erzbieth. Salzburg) partrisch, mit mehreren im Thale und auf den Bergen zerstreuten Häusergruppen, einer Mühle, in deren Nähe eine sehr starke Quelle im Alpenkalk entspringt, die 1770 Fuß über der Meeresfläche liegt und eine Temperatur von 7,1° hat *) und einem Bergmuthamt, welches das Berggeld für die Poststation von St. Johann einbringt. Die Umgegend ist mineralogisch-geognostisch interessant. Das Hauptgestein ist Kalk, der aber erst in der Gegend dieses Dorfes anfängt, während bis dahin von St. Johann her ein rötlicher weicher Schiefer das Gebirge bildet, der zum Abfließen geneigt ist, und die Gewässer anschwellen macht, die mitunter furchtbare Verherungen anrichten. (G. F. Schreiner.)

ERPO, Herzog der Frankentunde: 1) Erpo, Herzog im aurerer Gebiet, ward durch die Verwirrung unglücklich, welche im Hause der Merovinier herrschte, nämlich (im J. 577) der von seiner Stiefmutter Fredegunde verfolgte Meroveus, der Sohn Chilperich's, aus der St. Martinskirche zu Tours, in welche er geflohen war, ging und durch das aurerer Gebiet riefte, fing ihn Erpo, der Herzog des Königs Gunthramn von Burgund. Meroveus aber entfloß aus dieser Fasse, Gregor von Tours weiß nicht, durch welchen Zufall begünstigt, und begab sich in die Kirche des heiligen Germanus. Als dieses König Gunthramn hörte, ward er von Zorn bewegt, strafte Erpo'n um 700 Goldstücke und entsetzte ihn der Herzogwürde, indem er sagte: Du hast, wie mein Bruder *) sagt, seinen Feind *) in Haft genommen. Gedachte Du dieses zu thun, so müßtest Du ihn eher zu ihm bringen. Hastest Du aber anderes im Sinn, so dürftest Du ihn nicht einmal berühren, da Du verachtst hast, daß Du ihn in Haft bringst?). 2) Erpo, Statthalter im ultrajuranischen Gau, war von Geburt ein Franke. Als König Clotkar II. von Neustrien im 39. Jahre seiner Regierung das Reich in Burgund und Aukstien an sich griffen, setzte er in dem ultrajuranischen Gau (d. h. Oberburgund) an die Stelle Theudelane's, der Schwester des Königs Dietrich, den Herzog Erpo zum Statthalter. Dieser unternahm es mit dem größten Eifer, den Landfrieden in dem Gause herzustellen und aufrecht zu erhalten, indem er die Schleichgänger der Bösen niederdrückte. Aber auf Antrieb der Gegenpartei und auf Rath des Politier

*) über den Gang des Lebens auf die Beschreibung der Gewässer, nachgewiesen in der Vegetation des nördlichen Tirols. Bon Dr. Fr. Unger (Wien 1856). S. 10, 12 und 16.

*) Chilperich. 2) Auf Anträgen der Stiefmutter Fredegunde, der Gattin Chilperich's, verfolgte dieser seinen Sohn Meroveus, weil er sich mit Brunhilden verlobt hatte. 3) *Gygninus Turonensis* Lib. V. Cap. 14 ep. Freker, Corp. Franciscas Historiae, p. 100.

Maethus und des Bischofs Leudemund von Sitten und des Grafen Erpo ward durch lästige Empörung Herzog Erpo erschlagen *) (im 3. 614). (Ferdinand Wachtler.)

Erpodium Brid., s. Gymnostomum (Annoecium-gium).

ERPR (Jónakursson nord. Nöthol.), ein Sohn des Königs Jonatur, ein Bruder Eðlri's und Hambr's, war nach dem Eddaliede Hamdisimal jedoch von einer andern Mutter, als dieser, geboren, denn es bezeichnet ihn Str. 14 durch: hion-sundur-maethri (der von einer besondern Mutter Geborene), und in Str. 12 sagen seine Brüder Eðlri und Hambr, daß er ein Hornvünger *) ist, ein Sohn aus dem Winkel, d. h. ein unehelicher Sohn, sei. Nach der Gragas *) ist Hornvünger der Sohn eines Freigelassenen mit dessen Herrin, die ihn freigelassen hat, erzeugt. Hat der Verfasser der Hamdisimal Hornvünger in diesem strengen Sinne gebraucht, so ist Erpr nicht der Sohn des Königs Jonatur, sondern der Sohn Gudrun's, den sie von einem Freigelassenen empfangen, und da im genannten Liede Erpr in Beziehung auf seine Brüder hion-sundur-maethri genannt wird, so sind Hambr und Eðlri nicht Gudrun's wirkliche, sondern ihre Stieföhne. Aber dies wäre gegen die Meinung des Dichters, denn wollte man auch das sono sina unga (ihre Gudrun's) junge Söhne) Str. 12, und das Systir var yckor Swanhildur um heitin (eure Schwester war Swanhildur geheißen) Str. 3, jenes von Eðlri und nicht wirklichen Söhnen, und dieses von Eðlri's und nicht Halbbrüder verstehen, so läßt er doch Str. 4 Gudrun ausdrücklich sagen: iðr lebet allein noch von den Zweigen meines Geschlechts (Stammes), was sie nicht sagen könnte, wenn Eðlri und Hambr bloß Jonatur's und nicht auch ihre leiblichen Söhne wären. Daher dürfen wir hier, zumal in einem Liede, das in Beziehung auf Erpr gebrauchte Hornvünger nicht in jener beschränkten Bedeutung, in welcher das Rechtsbuch Gragas es auffstellt, nehmen, da es auch anderwärts und zwar in ungebundener Rede in einem weiteren Sinne und für einen unehelich geborenen Sohn überhaupt verwendet wird *). Nehmen wir Hornvünger in der Bedeutung von Bastard, und halten wir fest, daß der Verfasser der Hamdisimal sich in dem gleich bleibt, daß nach ihm Erpr von einer besondern Mutter geboren ist, indem er Str. 14 Erpr durch hion-sundur-maethri bezeichnet und Str. 23 Hambr'n sich und seinen Bruder Eðlri Braethir sammaethra (Brüder von derselben Mutter) nennen läßt, so muß Erpr von einem andern Weibe als Gudrun geboren, und kann von Jonatur nicht einmal in einer früheren Ehe, sondern muß von

ihm außerehelich gezeugt sein. Von Bragi dem Alten *) werden Hambr und Eðlri durch Erps of barmar (Erp's Überbrüder, d. h. Zusehr-Brüder, ironisch für Unbrüder, wegen Ermordung desselben) genannt. Barmi von barmar, Bufen, bedeutet einen Bruder aus gleichem Bufen. Hat Bragi der Alte barmar in dieser Bedeutung gebraucht, so ist nach ihm Erpr mit Eðlri und Hambr von einer Mutter geboren. Doch kann er auch dichterisch barmar für Bräuter überhaupt gesagt haben. Nach dem Verfasser der alten Einleitung in ungebundener Rede zu dem Gudrunar-hvanti, nach Enorri Sturluson in der Edda und nach der Völsunga-Saga sind alle drei Söhne Jonatur's und Gudrun's. Es muß dieses zu jener Zeit eine ganz feststehende Sage gewesen sein, da der Verfasser der Völsungasaga die Hamdisimal unbestreitbar vor sich hatte, und doch das hion-sundur-maethri nicht berücksichtigt. Nach der Einleitung zu dem Gudrunar-hvanti ist Erpr der mittlere, nach Enorri Sturluson und der Völsungasaga der jüngste der drei Brüder. In der Darstellung des Herganges der Sage weichen die Hamdisimal und die demselben hierin folgenden Völsungasaga von Enorri Sturluson ab. Nach den beiden erstgenannten treibt Gudrun ihre Söhne Hambr und Eðlri hinaus zur Fahrt, die Hinrichtung ihrer Schwester (Halbchwester Swanahildur) mittels Betretung durch Rossesfüße, zu rächen, und sie finden Erpr'n, als sie auf der Fahrt sind, auf der Straße, wie man *) annimmt, zufällig, und auf einer andern Weise begriffen. Aber wenn Erpr Str. 12 sagt: „es ist läbel, einem weichen Manne den Weg zu lehren“ (zu weissen), so scheint es, Erpr habe den Auftrag erhalten, seinen Halbbrüder als Wegweiser zu dienen, und sei, weil Gudrun Mühe hatte, ihre Söhne hinauszutreiben, voraus geritten *), und wartet nun auf sie; oder auch der Kampflüthne hat freiwillig es unternommen, seine Halbbrüder auf der gefährlichen Fahrt zu begleiten, und da diese dieselbe jögernd angetreten, und er bereits eine Strecke auf die Straße hinausgekommen ist, vergleicht er sich mit einem Wegweiser, der das läble Geschäft hat, verweidete Menschen zu führen. Sie suchen sich dadurch zu rächen, daß sie den sehr Harten Hornvünger nennen. Den mit großen Füssen Begabten fragen sie, wie er ihnen Beistand leisten werde. Der von einer besondern Mutter Geborene antwortet, er werde seinen Blutsverwandten Hilfe leisten, wie ein Fuß dem andern. Sie sagen, was könne der Fuß dem Fuße, oder die an den Körper gewachsene (d. h. die eigene) Hand der andern helfen! Sie ziehen die Schwerter nach Wunsch der Klage *) und lassen den jungen Verwandten

4) Fredericus Scholasticus, Chron. Cap. 43 ap. Froher. p. 133. 5) Wæstl., Gesch. den Frankreich in der Fortsetzung der Magn. Weltg. 85. Ab. S. 107.

1) Hion-ben. Winkel. 2) Nötholiti Kridatir Cap. 4. 3) Hierzu würde sehr gut passen, daß Enorri Sturluson in der Edda sagt, Gudrun habe Erpen am meisten geliebt. Doch sind nach demselben alle drei, Eðlri, Hambr und Erpr, Söhne Gudrun's und Jonatur's. 4) So p. B. in der Thorvalds-Saga Völfrida Cap. 1. S. 236. 256.

5) In einer Halbtröppe aus dem Eddabuche auf Wagner folgt, aufbewahrt von Enorri Sturluson in der Edda, und bars aus in der 55. Nummer, zu den Hamdisimal in der großen Ausgabe der Edda Samundar. 2. Bd. S. 502. 503. 6) Finn Rægnarson zur 12. Str. der Hamdisimal in der großen Ausgabe der Edda Samundar. S. 496. Not. 51. 7) Mit raschem Sinne (oben auf rascher Reife), nämlich erwo sind, spielt der berühmte (Erpr) auf Rossesfüßen, nach Str. 12 der Hamdisimal. 8) Der Name eines Riesenwunders (d. h. zaubermächtigen Wesens), da B. diesen Meist, denn von den Riesenwundern (den bösen zaubermächtigen Wesen) glaubte man, daß sie die Sinne der Menschen verirrten.

zur Erde sich neigen (erschlagen ihn). Aber als sie dem Könige Jormunreks Hände und Füße abgehauen, und sie von dessen Hofsoldaten mit Steinen geworfen werden, sagt Sörlu zu Hamdir, daß dem Menschen viel fehle, dem es an Versäßen gebricht, und fährt dann fort: „Ab wäre nun das Haupt, wenn Erpr lebte, unser Bruder, der Kampfmuthige, der sehr tapfere Mann, den wir auf dem Weg erschlugen. Mich schadelten die Dänen dazu an u. s. w. Diese Rede Sörlu's, welche die Hamdisimal in Betreff des Hauptabbauens haben, hat wol Snorri's Eurlufon veranlaßt, den Erpr zum Lieblingsohn des Gudrun zu machen, und ihm bei der Erschlagung des schlafenden Jormunreks die Hauptrolle zu ertheilen. Gudrun, welche den Plan ihren Söhnen vorlegt, bestimmt nämlich, Sörlu und Hamdir sollten ihm Hände und Füße, aber Erpr das Haupt abhauen. Als sie jedoch auf dem Wege sich befinden, find Sörlu und Hamdir auf ihre Mutter so erzürnt, daß sie sie mit grimmen Worten hinaufgebracht, daß sie das thun wollen, was ihr am schlimmsten dünkt, und erschlagen ihren Bruder Erpr, denn sie liebt ihn am meisten“¹⁾. Snorri Eurlufon oder dem, welchem er folgte“²⁾, mußte der Wortwechsel für unbedeutend erscheinen, als daß er eine so wichtige Sache herbeiführen, nämlich Sörlu'n und Hamdir'n zur Erschlagung ihres Bruders hätte allein bewegen sollen. Snorri Eurlufon oder sein Vorgänger stellte also noch einen andern Beweggrund dazu, nämlich daß Erpr der Lieblingsohn Gudrun's gewesen, und er als solcher die Hauptrolle, dem Könige Jormunreks das Haupt abzuhacken, erhalten, und dadurch als eigentlicher Vöcder ihres Feindes gelten sollte, während Sörlu und Hamdir nur den Ruhm haben sollten, ihm Hände und Füße abgehauen zu haben. Dieses mußte ihnen dadurch noch verdrüsslicher werden, daß Erpr nach Snorri Eurlufon der jüngste der Brüder war. Wahrscheinlich machte er ihn zum jüngsten, weil die jüngsten Kinder nicht selten die Lieblinge oder Muttersohnen sind. In den Hamdisimal, nach welchen Erpr von einer besondern Mutter geboren ist, sagen Str. 10 seine Halbbrüder Ilve muu jarp-skamr ockr fullsingja, wie wird der Jarp-skamr“³⁾ und Willand leiten? Jarp-skamr wird in der großen Ausgabe der Edda saemundar durch „fusco-brevi“ übertragen, und in der Anmerkung dazu

gesagt, daß es dem Ausleger nicht zweifelhaft sei, daß Erpr der Bedeutung des Wortes nach dasselbe, als das isländische Jarpr sei, welches Epitheton jetzt bloß auf Pferde und zwar auf diejenigen Rasse beschränkt sei, die eine schwarz und roth gemischte Farbe haben“⁴⁾; aber ohne Zweifel habe einst Jarpr einen Schwarzen bedeutet, denn in den Liebesgedichten, z. B. des Königs Magnus von Norwegen, des berühmten Kriegers und Dichters, sei dieses Epitheton schönen Weibern gegeben, und es fehle heute noch nicht an solchen, welche die schwarze Farbe an den Weibern hochschätzen. Muthmaßlich sei Jarpr aus dem deutschen Rapp (equus niger) und Rabe (corvus) durch Buchstabenversetzung und vorgebestetes I entstanden, denn ausserdem würde es schwer sein, den Ursprung dieses Epitheti aus der isländischen oder andern verwandten Sprachen herauszubringen. Dieser Meinung des Auslegers pflichtete der Eigenname des königlichen Jünglings Erpr bei“⁵⁾. Im Ubrigen bezeugt Snorri Eurlufon von diesen drei Weibern, daß sie alle schwarz wie Raben an Aussehen des Haares, wie Gunnar und Högni und andere Nibelungen (Nibelungen) gewesen. So nach dem Commentar zur großen Ausgabe der Edda saemundar. Aber der Dichter der Hamdisimal nahm Hamdir'n und Sörlu'n schwerlich mit schwarzem oder überhaupt dunkeln Haar an, denn sonst würde er sie ihren Bruder Erpr nicht durch jarp-skamr bezeichnen lassen. Snorri dagegen, nach welchem auch Erpr ein Sohn Gudrun's ist, läßt, weil er diesen als solchen annimmt, und weil er ihn als dunkelhaarig in den Hamdisimal bezeichnet fand, auch Hamdir'n und Sörlu'n schwarzes Haar haben, und leitet dieses von ihrer Abkunft von den Nibelungen ab. Daß dagegen Hamdir und Sörlu in den Hamdisimal durch jarp-skamr umschrieben, hat einen ganz andern Sinn. Nach den Rigsmál Str. 8 ist der Thrauel (der Slave), der Stammvater häußschwarz, was mit schwarzem Haupthaar verbunden zu sein pflegt, und sich wol auf die Ureinwohner Stanbinariens, die Lappen aus dem großen Finnenstamm, bezieht, welche bei Einwanberung der Germanen zu Sklaven gemacht wurden. Karl (Bauer), der Stammvater des Wendenstammes, dagegen hat nach den Rigsmál, Str. 18, rothes und röthliches Haar, und Jarl, der Stammvater des edeln Geschlechts, nach Str. 31, bleiches (blondes) Haar und lichte Wangen. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt aber Wahrscheinlichkeit nach der Verfasser der Hamdisimal Sörlu'n und Hamdir'n, welche

9) Str. 23 und G. 514 in der großen Ausgabe der Edda Saemundar G. 514. Aus den Hamdisimal hat sie die Valsanga Saga Cap. 42 (in den Fornaldar Sögur Norðlands. 1. Bd. S. 228). 10) Snorri Eurlufon in der Edda und danach bei Str. 9. v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Eiden, welche zum Heldenreife des Heldenbuchs gehören. S. 15. 11) Snorri Eurlufon kann jene Umstände, welche sich in der älteren Edda und in der Vellsunga-Saga nicht finden, aus einem jetzt verlorenen Eide hergeleitet haben. Aber freilich kann er selbst ebenso gut diesen Eide wegzulassen aufzufüllen für nöthig gefunden haben, denn er pflegt für Alles so stark und viele Beweggründe als möglich anzuführen, wodurch er in Bekräftigung der Sagen und Geschichten als Hauptmotive erscheint. 12) Doch wird in der großen Ausgabe der Edda Saemundar 2. Ab. S. 497 in den Reimen unter dem Verse die Benennung ausgesprochen, daß wol vielmehr jarp-skamr (= stark für jarp-skamr) fusco capite (= fusco capilla praeditus, von skaur, skör, Dampf, Haupthaar) zu lesen sei.

13) Halbeson (Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. I. p. 425) sagt: „Jarpr, apudicena v. badius. røddur, røddur. 14) Dagegen nach Gilmüller's Meinung bedeutet Erpr der Perde, Weibende; f. dessen: Die Fiedler der Edda von den Nibelungen. S. 100. Die Stelle: Kolho hartan mik hornung vera, „sie sagten, daß der sehr harte Bockard sei,“ überträgt Gilmüller: „stark, hasten sie, der Bockard wäre,“ und bemerkt: „Die Beschreibung der Beschäftigung, bei deren unermüdlichen Eifer, wie Erpr im Sinne der Brüder gegen sich selbst aufsteht, scheint in dem nicht hochbetragenen Betrag, das Erpr (der Perde, Weibende) stets wol gegen die Brüder zeigte, und woher auch wol eher ihre Meinung gegen ihn kammt, ihren Grund zu haben.“

ihren Bruder hornünze nennen, ihn auch durch jarp-skamir (der Rothbraun-Kurze) bezeichnen, weil seine Mutter aus Sclavengeschlecht war und daher schwarzes Haar, aber einen Sohn mit rothbraunem Haar hatte, weil sein Vater ein König mit blondem Haar war. Stamm, Kurz war aber Erp, weil seine Mutter aus dem Sclavengeschlechte war, das von den Kopen und andern Zweigen des großen hinnenflammes flammt, und im Verhältniß zu den hochragenden Germanen klein war. Ueber was für ein Volk Jonatuz geherrsch¹⁾, sagt die Edda nicht. Dem Dichter der Hamdissmal schwebte natürlich unter seinem Bild ein germanischer König vor. Trautvetter²⁾, welcher den Inhalt der Edda chemisch-symbolisch deutet, sagt: „Sörli, mineralisches Laugen-salz, Hamdir, Gewächslaugensalz, und Erp, flüchtiges Laugen-salz.“ (Ferdinand Wacker.)

ERPR, Atlatan (Atli's Sohn), Erp, Erpse, Egel's Sohn a) in Beziehung auf die nordische Helden-sage. Atli's und Gudrun's Sohn, Eitli's Bruder, wurde nebst diesem von ihrer Mutter, als diese an ihrem Gemahle Atli den Mord ihrer Brüder durch denselben rächen wollte, an den Block gelegt. Er und sein Bruder, obgleich sie grimmiger Natur waren, erschrafen darüber, weil sie jedoch durchaus nicht, obgleich sie noch klein waren. Sie fuhren in den Armen der Mutter, und fragten, was geschehen sollte. Sie antwortete: Fraget nicht danach, ich habe vor, euch beide zu verderben; mich gelästete danach längst, euch nicht als werden zu lassen. Einer der Brüder gibt hierauf eine Antwort, deren Sinn ist, daß es werde gerächt³⁾ werden. Die Mutter schneidet beide in den Hals, und verhehlet dem nach den Knaben fragenden Vater den Mord, reicht darauf ihm die Schädel der Kinder als Trinkschalen, und läßt ihn aus denselben mit ihrem Blute gemischten Wein trinken. Ihre Herzen bratet sie am Esstische, und läßt sie ihn essen, indem sie sagt, daß sie vom Kalbe seien. Dann entbedt sie ihm den schrecklichen Beirug⁴⁾; b) in Beziehung auf die deutsche Heldensage. Erp ist hier Egel's und Helche's oder Erla's Sohn, heißt im Wierlosslied⁵⁾ Erpse oder Erpke, wie Bild. Grimm⁶⁾ verbeist. In dem erwähnten Liede wird Erp als Erpse's Bruder zuerst genannt, also wol als der ältere angenommen. In der Wilsnassaga dagegen wird Erp vor seinem Bruder Drtwin

aufgeführt, und da dieses Sagenwerk in ungebundener Rede geschrieben ist, so ist hier Erp und unzweifelhaft als der ältere Bruder aufgestellt, während in dem erwähnten Liede die Stellung des Drt vor Erp der Dichter in Rücksicht auf den Versbau gemacht haben kann. Doch ist ebenso leicht möglich, daß beide, der Verfasser, der zwar auch nach teutschen Liedern und Sagen gefertigten Wilsnassaga und der Dichter des Wierlossliedes von einander abwichen. Der Erp, welchen wir unter a) betrachtet haben, und welcher der ältere Bruder und nebst Eitel aus einer andern Ehe ist, braucht ursprünglich saglich nicht so verschieden gewesen zu sein, daß er als eine andere Person aufzufassen wäre. Nur daß in der teutschen Helden-sage von ihm, welche wir blos in der späteren Gestaltung haben, der Mord durch die Mutter ausgegeben ist, wiewol auch hier die Gemahlin Egel's ihre Söhne aus eine tragische Weise verliert. Nach der Sage im Nibelungenliede ist diese Mutter Egel's zweite Gemahlin Grienhild, und ihr Sohn Drtlieb⁷⁾, nach der Wilsnassaga und dem Liede von der Schlacht vor Raben⁸⁾ (Ravena) hat den tragischen Verlust Erla oder Helche, die frühere Gemahlin Egel's. Die Wilsnassaga erzählt hiervon folgendes. Als Dietrich von Bern die Königin Erla um Weiland gegen Ermenrich bittet, verspricht sie ihm, ihre beiden Söhne Erp und Drtwin zu geben und dazu zehnhundert Ritter. Sie rüstet ihre Söhne zum Kriege, und wappnet sie mit goldverzierten Panzern und Helmen. Die rothbemalten Schilde, in welchen von Gold ein Banner mit der Stange gebildet ist, haben zum Wappen kein Thier oder Vogel, weil Erp und Drtwin noch nicht so alt waren, daß sie zum Ritter geschlagen wären. Weiland spricht sie zu ihren beiden Söhnen, sie sollen so wacker und tapfer sein, als ihre Väter gut sind. Erla gibt ihre Söhne dem Ritter Helfrich zur Obhut, und er sollte sie neben sich reiten lassen, wenn er zum Treffen kommt. Helfrich schwört, daß er nie aus diesem Kriege heimkehre, wenn er ihre Söhne verliere. Als die Schlachordnung Dietrich's gegen Eitrich gebildet wird, reitet gegen Wittich, dessen Banner der starke Runga trägt, Herzog Rodung, von Walsburg und danach Inghert Dietrich (Dietrich's Bruder) und die zwei Söhne Egel's, Erp und Drtwin, und Helfrich, der wackerste und abgilt alle Ritter. Ihre Schilde⁹⁾ sind alle mit rothem Golde beschlagen, so daß ein Glanz von ihnen ging, als wenn man Feuer sähe. Im Kampfe gegen den starken Runga fallen Drtwin und Helfrich. Als dieses Erp und Dietrich sehen, reiten sie ausgezeichnet heldenmüthig vorwärts. Während Dietrich im Kampfe gegen Runga fällt, wird Erp von Wittich erschlagen. (Ferdinand Wacker.)

ERPRESSUNG (concessio)¹⁾ ist die Erzwingung eines Vermögensvortheils von einem Andern durch An-

15) Die Wirthschaften der Noren hierüber s. im Art. Jonakur. 16) Der Schlüssel zur Edda. S. 149.

1) Es wird nicht gesagt, von wem; doch meint der Reine oder Wahrscheinlichkeit nach vom Vater. 2) Atla-mäl Str. 75 — 75. 76. 79 in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 466. 467. 470. 471. Hamdiss-mäl Str. 8 ebenbüchlich S. 498. Enorri Sturluson in der Edda, Dömsaga 76 bei Fr. P. v. d. Hagen, Alt-nordische Sagen und Lieder, welche zum Habelkreis des Heldensages und der Nibelungen gehören. S. 13. Völsunga-Saga Cap. 38 in den Fornaldar-Sögur Nordlands. 1. Bd. S. 221. Dráp Niflunga in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 286. Erp wird als älterer und Eitel als jüngerer Bruder aufgeführt, wie aus der Stellung der Worte zu erhellen. 3) S. 336 bei Fr. v. d. Hagen und Ant. Prellner, Der Heiden Buch in der Ursprache. S. 54. 4) Die nordische Helden-sage. S. 140.

5) J. Algem. Encycl. d. B. u. K. S. Sect. 6. Th. S. 200. 201. 6) In diesem Liede heißt Erp nicht so, sondern Erpke; J. Algem. Encycl. d. B. u. K. S. Sect. 6. Th. S. 218. Über Schapke's Tod vgl. 1. Sect. 25. Th. S. 89. 7) Sie haben nämlich Panzerlöcher. 8) Aufser den nachstehend zu einzelnen Behauptungen dieses Artikels aufgeführten Schriften handeln drei Verordnungen vorzüglich

maßung eines nicht zusehenden oder Mißbrauch eines zusehenden Rechtes, wenn dies nicht in ein schwereres Verbrechen übergeht"). Bei den Römern war sie ein crimen extraordinarium") (i. u. Verbrechen). Sie muß aufgestellt werden als ein von Privatpersonen begangenes Verbrechen — *concessio privata* — oder als ein von Beamten durch Mißbrauch ihrer Amtsgewalt begangenes — *concessio publica*). Sie ist eigentlich aus Gewalts thätigkeit und Fälschung zusammengesetzt"). Unrichtig ist es insbesondere, wenn dieses Verbrechen lediglich unter die Fälschung") untergeordnet wird, weil, wenn auch Täuschung dem Verbrechen zum Grunde liegt, doch die Furcht vor der fälschlich dargestellten Gewalt das nächste Motiv zur Gewährung des Geforderten ist. Im Gegentheile beziehen die Gesetze selbst die Straflichkeit der Handlung vorzüglich auf die angewandte Gewalt in den Ausdrücken: *per potentiam extortae sunt, illicite extortum, metu compellere, metu illato accipere, vereri, timere etc.*"). Das römische und kanonische Recht allein, nicht die peinliche Gerichtsordnung kennen dies Verbrechen"). Zum Thatbestande desselben ist erforderlich Erregung von Furcht, nicht bloß durch bestimmte, sondern auch bloß durch allgemeine, ja durch stillschweigende Drohungen, Legtères, wenn die Forderung unter Umständen geschieht, unter denen der Verbrecher sich sagen konnte, daß der, an den die Forderung gestellt wird, aus Furcht den Willen des Fordernden thun werde. Wirkliche thätliche Gewalt, Drohung, unter Umständen, welche die Ausführung wahrscheinlich machen, mit Lösung, schwerer, körperlicher Verletzung, gerichtlichen Anklagen, Abiegung oder Verweigerung eines dem Bedrohten interessanten Zeugnisses u. s. w. sind Mittel zur Erzeugung dieses Verbrechens"). Weitere Erfordernisse des Thatbestandes sind der rechtswidrige Vor-

satz, den Andern durch Furcht zu dem beabsichtigten Zwecke zu bewegen"), und die wirkliche Erlangung des bezweckten Vortheiles"). Die Gesetze reden bloß von Vermögensvortheilen, daher auch die neuesten Rechtslehrer nur darauf das Verbrechen beschränken"). Die Strafe der Privatverpressung ist sehr nach dem römischen Rechte willkürlich unter Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des Falles. Daß der durch die Concession Fälschungen einen Anspruch auf Willensschädigung hat, versteht sich von selbst. Bei Ausmessung der Strafe werden die Größe der Drohung, der Werth des erpreßten Vortheils und die Strafbarkeit der etwa dabei concurrenrenden Fälschung als Hauptrückichten angenommen und danach in geringen Fällen Geldbuße bis zu zehn Rthlr., Gefängnißstrafe auf Wochen und Monate, selbst Arbeits- und Zuchthausstrafe, oder Festungsbau auf mehrere Jahre erkannt"). Die Particularrechte sind weder übereinstimmend noch consequent in der Bestrafung dieses Verbrechens. Das österreichische Gesetzbuch kennt es gar nicht, wozogen ein sehr umständliches Gesetz") vom 19. Juni 1835 mit sechs Monaten Kerker bis 15 Jahren Zuchthaus, nach Verschiedenheit der im Gesetze genau bestimmten Fälle, straft. Das preussische Landrecht §. 1254 fg., ergänzt durch Cabinetsordre vom 6. Mai 1825"), steigt von Geld- und Gefängnißstrafe bis zu sechs Jahren Zuchthaus. Das bairische Gesetzbuch, Art. 241 fg., erkennt 1—4 Jahre Arbeitshaus. Das sächsische Gesetzbuch Art. 166 fg. wendet bezüglich die Strafe des Diebstahls und des Raubes an; bei Drohung mit Mord und Brandstiftung mindestens zwei Jahre Arbeitshaus. Das französische und englische Recht verordnen keine Strafe einzeln, sondern stellen das Verbrechen mit andern zusammen.

Die amtliche Erpressung (*concessio publica*) ist der Mißbrauch der vernehmen öffentlichen Gewalt durch falsche Vorpiegelungen zur Erlangung eines unrechtmäßigen Vortheiles"). Sie gehört zum Mißbrauche der Amtsgewalt im weitern Sinne (*crimen repetundarum* in sensu lato s. *crimen male gestae administrationis*), und wird daher in den Lehrbüchern gewöhnlich getrennt von der Privatverpressung behandelt. Auch zur Vollendung dieses Verbrechens und zu dessen Thatbestande gehört die wirkliche Erlangung des beabsichtigten Vortheils und die Anwendung der öffentlichen Gewalt zu jener Erlangung oder die Bedrohung mit Erster. Am meisten aber charakterisirt sich das Verbrechen, als solches, durch die falsche Vorpiegelung eines diesfallsigen Rechtes, wodurch

ch: Schenkendorffer, *Diss. de concessione* (Lips. 1755). *Orellius, Diss. de crimine concessione, in specie circa officiales et subditos* (Rint. 1696). *Cramer, Diss. de concessione advocatorum* (Lips. 1729). *Hommel, Rhapod. quest. ob.* 634. *Strube, Medtliche Bedenten*, Spangenberg's Ausg. 3. Bd. Bd. 626 (IV. 51).

2) Feuerbach, *Lehrbuch des peinlichen Rechts*, Ausgabe von Wittermaier, §. 430. *Marxott, Das gemeine teutsche Criminalrecht*, §. 135. *Bauer, Lehrbuch des Strafrechts*, §. 265. *Xebg, Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft*, §. 209. 5) fr. 6. §. 3. D. d. offic. praesid. (1. 16.) fr. 8. D. d. calumnia. (III. 6.) fr. 7. §. 1. 8. D. quod metus causa (IV. 2). *Xebg, a. a. D.* *Marxott, a. a. D.* §. 135. *Rot. 3. Martin, Lehrbuch des Criminalrechts*, §. 158. *Rot. 11.* 4) *Bauer und Martin, a. a. D.* *Feuerbach, Wittermaier, a. a. D.* *Rot. 1.* *des Preuss.*, in gewisser Art gegen *Marxott, a. a. D.* *Rot. 5* und *ang. gegen Veffler, Lehrbuch des Criminalrechts*, §. 365. 5) *Xebg, a. a. D.* §. 182. *Martin, a. a. D.* 6) *Die Feuerbach in den spätern Ausgaben seines Lehrbuchs thut. Vergl. die letzte Ausgabe, a. a. D.* *Rot. 1.* 7) *c. 12. C. de his quae vi metus causa etc.* (II. 20) und die vorstehend in *Rot. 3* *ang.* *Gesetz.* *Bauer, a. a. D.* *Rot. 4.* *Der Unterschied zwischen Erpressung und Fälschung, Gewaltthätigkeit und Raub ist umständlich nachzusehen von Wittermaier in den *Demme'schen*, *Flig'schen* Annalen der Criminalrechtspflege*, 3. Bd. S. 222. *Marxott, a. a. D.* *Rot. 5.* 8) *Martin, a. a. D.* 9) *Bauer, a. a. D.* §. 267. *Feuerbach, Wittermaier, a. a. D.* *Rot. 11.* *b. d.*

10) *Bauer, a. a. D.* *Xebg, a. a. D.* §. 184. 11) *Martin, a. a. D.* *Rot. 11.* *Bauer, a. a. D.* *Marxott, a. a. D.* *Rot. 4.* 12) *Wittermaier in den ang.* *Flig'schen Annalen* S. 220 und zu *Feuerbach, a. a. D.* in seiner *Rot. IV.* *Marxott, a. a. D.* *Rot. 1* gegen *Deake, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik*, 3. Th. S. 175. 13) *Bauer, a. a. D.* §. 268. *Xebg, a. a. D.* §. 210. *Marxott, a. a. D.* *Rot. 4.* *Titelman, Handbuch der Strafrechtswissenschaft*, 2. Th. §. 494. 14) *Ausgegeben in Feuerbach, Wittermaier, §. 433. Rot. III. b. d.* 15) *Flig'sche Zeitschrift*, 1. Bd. S. 217 und 6. Bd. S. 109. 16) *Vergl. die Abhandl. des Verf. hiesig Art. in Witter'sche Rechtslehre*, 1. Bd. u. b. d. *Mißverbrechen*, S. 237 fg.

es sich namentlich von der bloßen Nötigung unterscheidet¹⁷⁾. Weder die Bedrohung mit der Gewaltanwendung, noch die Weigerung, durch welche die Bedrohung veranlaßt wird, brauchen bestimmt zu sein; bloße Andeutungen reichen hin. Die amtliche Erpressung wird ferner begangen, entweder durch das betrügerische Vorgehen einer dem Untergebenen obliegenden angeblichen Verpflichtung, oder durch Anwendung der physischen Amtsgewalt oder durch Bedrohung mit derselben, oder durch eigenmächtige Anmaßung im Vertrauen auf die Furcht vor der Amtsgewalt. Nach römischem Rechte waren die Strafen Insuper, Amtsentziehung, Interdikt und vierfacher Erlass des Erpreßten¹⁸⁾. Die Verurtheilung der so genannten vierfachen Summe ist gesetzlich verschieden. In einigen Fällen erhält der Dammificat die einfache Summe und der Fiscus das übrige¹⁹⁾, in andern der Dammificat zwei Theile und der Fiscus zwei Theile²⁰⁾. Diese Strafe hat mit der des Majestätsverbrechens nach römischem Rechte das gemein, daß sie noch ein Jahr lang nach dem Tode des Verbrechens eingeleitet werden kann²¹⁾. Nur bei den zu diesem Verbrechen gehörenden superexactiones, illicitae exactiones der öffentlichen Beamten, d. h. wenn die mehr Abgaben oder Gebühren dem Amtuntergebenen abfordern, als dieser schuldig ist, besteht die Strafe bloß in der poena dupli²²⁾. So die Gesetze. Doch wie in der Regel keine Pönalklagen, so wendet auch diese die Praxis nicht mehr an. Gemeinrechtliche leutliche Gesetze darüber haben wir nicht, die Particulargesetze, wenn sie das Verbrechen besonders erwähnen, ordnen es gewöhnlich unter andere allgemeine Kategorien. So pflegt es da, wo es an besondern Normen mangelt, neben dem sich von selbst verstehenden Schadenersatz und der Nichtigkeit der erpreßten Handlung, in geringern Fällen mit Suspension, Geld-, Gefängnis-, in schweren mit Absetzung, Festungsbau- und Auktionsfahse geahndet zu werden²³⁾. Den Maßstab für diese Strafen und deren Quantität geben die Größe und Weisheit der Erpressung, Nichtwidrigkeit, Amtverletzung und Drohung.

(Buddew.)

ERPS, brabantisches Kirchdorf, 1 1/2 Stunde von Löwen, in der vormaligen Meierei Vilvoorden belegen, wurde von K. Philipp IV. am 31. Dec. 1644 zu einer Grafschaft erhoben für Ferdinand von Boisshot, Baron von Saventhem, Herrn von Erps, Groot-Engaerden, Wesselen, Sterrebeke, Duarebbe, Fontaine-Gotau, Van d'Panke, und S. Stevens-Woluwe. General-Auditor der Armee in den Niederlanden 1598, unter den Erzherzogen Albert und Isabella, Mitglied des geheimen Rathscollégiums, auch 1608 der Erzherzogliche Gesandte in England und Frankreich, Staatsrath seit dem 13. Nov. 1623,

war Ferdinand 1626 zum Kanzler von Brabant, und 1629 zum Lieutenant des obersten Lehenhofes von Brabant bestellt worden. Er starb den 24. Dec. 1649. Sein Sohn, Franz von Boisshot, Graf von Erps, bewies 1657 vor dem großen Rath von Brabant seine directe männliche Abstammung von Gerlach von Noover auf Stakenborg, zu Comeren, in Nordbrabant, der 1243 in der Eigenschaft eines Ritters vorkommt. Des Grafen Franz Sohn, Carl Ernst Franz von Boisshot, Graf von Erps, Staatsrath weiß. Kaiser Karls VI. und Lieutenant des Lehenhofes von Brabant, hinterließ aus seiner Ehe mit Adriana Florentina von Lannoi drei Kinder. Davon ist der einzige Sohn, Eugen Ghislain Valentin Joseph, Graf von Erps, Lieutenant bei der Airciergarde, unverehelicht gestorben; die jüngere Tochter, Maria Henriette Franziska Theresia von Boisshot, heirathete 1721 des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen General-Lieutenant und Gerdhauptmann, den Johann Anton Maria von Gaffeli, Grafen von Cornilano. Die ältere Tochter, Helena Hyacintha Valentina Theresia von Boisshot, succedirte, laut des von dem Kanzler, dem Grafen Ferdinand, am 15. Sept. 1645 errichteten Testaments, in dem Familienfideicommiss, und vermählte sich den 3. April 1720 mit dem Grafen Carl Ferdinand von Königsfeld-Kottenfels. In Betrach dieser Ehe erlaubte am 2. Dec. 1720 der Kaiser, daß der Graf von Königsfeld fortan sich betiteln möge: Carl Ferdinand von Boisshot, Graf von Königsfeld-Kottenfels und Erps; auch daß der Graf fortan ein von Königsfeld und Boisshot geerbtetes Wappen, und als Schildhalter zwei Löwen führen möge, von denen jener zur Rechten das Banner von Boisshot, jener zur Linken das Banner von Königsfeld halte. Am 11. Nov. 1741 wurde der Graf von Marquis von Boisshot ernannt, mit der Ermächtigung, diesen Titel auf seine Herrschaft Groot-Engaerde fundiren zu dürfen; zugleich wurde er von der Verpflichtung, seinen angeborenen Namen um jenen von Boisshot auszugeben, entbunden und nachgegeben, daß er das Wappen von Boisshot nach Wohlgefallen in Schild und Banner, oder auch in den Falten seines Grafenmantels führen möge. Der Graf starb zu Wien, 20. Dec. 1759, als geheimer Staatsrath, Hofkammerpräsident und Conseiller d'état d'épée für die Niederlande, die Gräfin ebenfalls, den 26. Mai 1776. Sie war eine Mutter von vier Kindern geworden; zwei derselben starben in früher Jugend, eine Tochter, Maria Josepha Theresia Bernera, geb. den 25. Nov. 1724, wurde den 26. Aug. 1744 an den Grafen Johann Carl von Bieton, und die am 9. Febr. 1731 geborne Franziska Eugenia am 24. Nov. 1751 an den Grafen Leopold Joseph Johann Nepomucenus von Reiperg verheirathet. Die Gräfin von Reiperg starb den 25. Sept. 1752, die einzige von ihr geborne Tochter, den 23. Dec. 1753; die Gräfin von Bieton hingegen, Witwe seit 1783, starb den 5. Juni 1785. Ob sie Kinder hinterlassen hat, vermögen wir nicht zu sagen, ebenso wenig wissen wir von den fernern Schicksalen des boisshot'schen Fideicommisses zu berichten. Es bestand dasselbe aus der Grafschaft Erps, wozu das benachbarte Duarebbe gehörig, aus der Baro-

17) X. M. ist Cucusus im Archive des Criminalgerichts. Neue Folge, 1838, I. St. S. 485. S. 55 ff. 18) c. 1. C. ad leg. Jul. repetund. (9, 27.) 19) Nov. 124. cap. 8. 20) c. 3. C. de aduocatoibus (1, 4). 21) fr. 14. D. ad leg. Jul. peculatus (48, 13). c. 2. C. ad leg. Jul. repet. (9, 27.) fr. 2. D. nod. (48, 11.) jct. fr. 20. D. d. accusat. et inierit. (48, 2). 22) c. un. C. de superexactionibus (10, 30). 23) Zittmann a. a. D. §. 243. Fentz a. a. D. S. 494.

nie Saventhem, die zusammt Rossigem, in der Meierei Wilvoorden belagen, aus den Drischossen Bedersien, S. Agathien-Berchem und Bggaerden, in der Meierei Knode, aus den Drischossen Gobbegem und Jellid, in der Meierei Nerchem, dann Sterrebede, in der Meierei Campenhout. Die ebenfalls dazu gewidmete Herrschaft St. Stephans Woluwe, in der Meierei Wilvoorde, hat bereits der Graf von Königsst veräußert. (v. Stramberg.)

ERRARD, Charles, zu Nantes 1601 geboren, war Architekt und Maler. Für die Kathedralkirche zu Paris verfertigte er 1645 ein Gemälde, die Taufe des Apostels Paulus darstellend; auch führte er zu Fontainebleau einige Plafonds aus. Im J. 1655 ging er als Rector der königl. Akademie nach Rom, und besetzte diese Stelle bis zum Jahr 1672. Das nächste Jahr begab er sich wieder dahin, um eine Verbindung der königl. Akademie mit der von St. Lukas zu Stande zu bringen, die aber von der römischen Akademie vereitelt wurde. Er starb zu Rom 1689. Errard machte sich auch in anderer Hinsicht bekannt: er verfertigte die Zeichnungen zu der ersten und zweiten Ausgabe des Werkes *Parallele de l'Architecture antique et moderne*. (Paris 1701. fol.) Ferner zeichnete er die vortrefflichen anatomischen Tafeln, welche durch Hilfe der Ärzte Bernardino Benga und Giovanni Maria Lancini ans Licht kamen, unter dem Titel: *Anatomia per uso del Disegno etc.* (Fiorillo T. III. p. 235.) (Weise.)

ERREBANTIUM — Ἐρεβαντιον ἄκρον — kommt bei Ptolemäus III, 3 als Berggipfel auf der Nordseite der Insel Sardinien vor. Mannert hält es für die jetzige Punta St. Reparata; Reichard für Aestia. (L. Zander.)

Erregbarkeit, f. Inceitabilität.

ERRIGOYTIA, Villa in der spanischen Provinz Vizcaya, hat Eisenwerke und liegt 3 Meilen östlich von Bilbao und 7½ Meilen nördlich von Vittoria entfernt an einem Bache. (Fischer.)

ERROL, Kirchdorf der schottischen Landschaft Perthshire, an der Straße von Perth nach Dundee belagen, beherrscht eine ausgedehnte Aussicht über die Gasse of Gocorie. Die fruchtbare und sorgfältig angebaute Markung zählt 9000 Acres und wird deren Ertrag gegenwärtig zu 16,982 Pf. 3 Sch. 4 D. Schot. die Seelenzahl zu 2,686 Köpfen berechnet. Wilhelm Hay empfing 1452 von K. Jacob II. die auf Errol begründete Grafenwürde. Ein Wilhelm de Haya ließ sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Eorlian nieder, besetzte auch unter den Königen Malcolm IV. und Wilhelm dem Bösen das Mundschenkelamt. Von dem jüngern seiner Söhne, von Robert, stammen die Hay von Pfister, Marquis von Arceobale. Der ältere, Wilhelm, gelangte um 1180 zum Besitze der Herrschaft Errol, die er auf seine Nachkommen vererbte. Gilbert Hay von Errol wurde am 12. Nov. 1315 von K. Robert Bruce mit dem Erbkamt eines Constable von Schottland begnadigt. David Hay von Errol, der Groß-Constable, fand den Tod in der Schlacht bei Nevils-Groß, 17. Oct. 1346. Wilhelm Hay, Graf von Errol durch K. Jacob's II. Verleihung vom 17.

März 1452, starb um 1459, zu Staines Castle, in Wiltshire, so der Grafen gründlicher Wohnsitz gewesen ist. Er hinterließ die Söhne Nicolaus, den zweiten und Wilhelm, den dritten Grafen von Errol. Jener starb ohne Nachkommenschaft 1470; Wilhelm, gest. 1506, wurde der Vater Wilhelm's, des vierten Grafen und des Thomas Hay aus Eogalmound. Wilhelm, der vierte Graf, starb bei Flodden 1513, dieses einziger Sohn, ebenfalls Wilhelm genannt, starb ohne männliche Nachkommenschaft um 1530. Der Titel gelangte demnach an des bereits angeführten Thomas Hay aus Eogalmound Sohn, Georg, der seinen ältesten Sohn, Andreas, mit Johanna, der einzigen Tochter und Erbin des fünften Grafen von Errol, verheiratete, auch besagten Andreas zum Nachfolger hatte. Andreas, der siebente Graf von Errol, hatte der Söhne zwei: davon ist der jüngere Georg Hay aus Kiltour der Großvater des elften Grafen geworden. Der ältere Sohn, Franz, ist jener Graf von Errol, der durch seinen Rücktritt zu der katholischen Kirche und durch seine Verbindungen mit den ebenfalls katholischen Grafen von Huntley und Crawford so lange die Regierung Jacob's VI. beunruhigte. Wie es scheint, unterbanden die drei Grafen, denen Franz, Graf von Rothwell, sich beigesellte, mit dem Herzog von Parma um eine Hilfsmacht von 6000 Mann. Sie mögen sich nach den Weggeldern der spanischen Armada besonders bedroht gefühlt haben. Ihre an den Herzog von Parma gerichteten Briefe wurden aufgefangen und von dem englischen Gesandten dem König vorgelegt, der nicht umhin konnte, einige Strafen zu üben. Die Verbrecher wurden zu Gefängnisstrafe verurtheilt. Indem aber Jacob heimweges gewonnen, mit der katholischen Partei zu brechen, und sie auf solche Weise zu Einspruch gegen seine dereinstige Thronfolge in England zu veranlassen, indem es ihm vielleicht nicht unerwünscht, im Lande eine Partei zu wissen, die geeignet und geneigt, dem groben und insolenten Despotismus der presbyterianischen Geistlichkeit zu widerstehen, gab er in Kurzem die Grafen wieder frei. Sie dankten ihm durch einen Besuch, sich seiner Person zu bemächtigen, welcher zwar durch die Vorsicht des Königs vereitelt wurde, dann pflanzten sie im Norden die Fahne der Rebellion auf. Mit einem schnell zusammengerafften Heere zog der König gegen die Rebellen aus, und diese, ihr Unvermögen erkennend, ließen, um den überlegenen Streitkräften zu widerstehen, ihr Volk auseinandergehen, und unterwarfen sich der Gnade des Monarchen. Nachmals wurden sie gefangen gefeßt und nochmals begnadigt, bei Gelegenheit von Jacob's Vermählung mit der Prinzessin von Dänemark (20. Aug. 1590). Solche wiederholte Milde entflammte den Unwillen und spornte die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit; der Pfarrer von Paisley, den Georg Ker sehnendste, fand bei demselben, außer vielen Briefen von auswärtigen Seminaristen und Jesuiten, Vollmachten in Blanco, die von den Grafen von Errol und Huntley, auch von Huntley's Neim, Patricius Gordon von Auchindown, unterzeichnet waren. Die Blankette erregten in hohem Grade des Volkes und der Regierung Beforgniß, zumal als auf Befragen Ker angab, daß

diesellen einer Communication zwischen dem König von Spanien und den Katholiken von Schottland hätten dienen sollen. Nachdem führte Jacob ein Heer gegen die Wehungen der katholischen Lords; die Herren waren aber nach dem Hochlande entflohen, und hielten sich dort versteckt, während ihre Unterthanen, der Gewalt weichen, Gehorsam dem König und treue Anhänglichkeit der herrschenden Kirche gelobten. So war abermals die strenge Partei, die eine augenblickliche und exemplarische Bückung der Verbrecher forderte, in ihren Erwartungen getäuscht. Der entwichene dem Gefängnisse, und die katholischen Lords, der Furcht vor einem so unbequemen Zeugen entbogen, wagten es, dem König, während dessen Reise nach dem Süden, aufzuwarten und sich eine regelmäßige Untersuchung zu erbitten. Sie wurden nicht angehalten, vielmehr bedeutet, an einem bestimmten Tage zu Recht zu erscheinen, eine Nachsicht, die abermals, gleich wie das bloße Zusammentreffen des Königs und der angelagten Herren, den bösen Verdict der Geistlichen gar sehr verstärkte. Von beiden Seiten bereite man sich in großer Anglichkeit für den angelegten Termin. Die Herren waren bedacht, mit einer Schaar von Freunden und Anhängern, stark genug, um jeder Gefahr Trost zu bieten, vor den Schranken zu erscheinen, und die Priester strengten sich ihrerseits auf das Äußerste an, um durch die Zahl der ihnen befreundeten Anwesenden den Sieg der protestantischen Sache zu sichern. Diesen Sieg vorzubereiten, schien der Bannstich, gegen die katholischen Lords geschleudert, zumal ein wirksames Mittel. Doch war nur eine einzige Synode muthig genug, diesen Bannstich über Errol, Huntley, Angus und Home auszusprechen, und hiermit zugleich die bürgerliche Strafe des Hochverraths über sie zu verhängen. Aber der König, mit einer Standhaftigkeit, die nicht in allen Fällen an ihm bemerkbar, sich woffenb, hielt die Sache hin, bis zu der Ständerversammlung vom 26. Nov. 1593, wo der Beschluß gefaßt wurde, die drei Grafen, Huntley, Angus und Errol, jeder fernern Untersuchung, in Betreff ihres Verwechselfs mit Spanien zu entheben; hingegen sollten sie bis zum 1. Febr. entweder den Irthümern des Papstthums entlastet oder das Königreich geräumt haben. Durch diese richtige Mitte fand sich keine der Parteien befriedigt. Die Grafen setzten den Verkehr mit Spanien fort und blieben zugleich gestützt auf wechselseitiger Unterstützung; die Kirche und die Protestanten überhaupt verharren in ihren ängstlichen Besorgnissen, und der König wurde durch Bothwell's erneuerte Umtriebe und Beleidigungen verbunden, der so hochwichtigen Angelegenheit die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Huntley, Angus und Errol wiesen, im Vertrauen auf ihre Anhänger und auf die Unmöglichkeit ihrer Gebiete, die ihnen gestellte Alternative mit Hehn zurück, empfingen auch aus Spanien eine bedeutende Unterstützung in Gelde. Da sah sich endlich K. Jacob gezwungen, mit Nachdruck einzuschreiten. Am 8. Juni 1594 hielt er eine Ständerversammlung, um deren Rath für den vorliegenden Fall zu vernehmen. Es wurde die Anklage gegen die katholischen Lords verlesen, die Echtheit der Blausette anerkannt, zuletzt das Urtheil

des Hochverraths, in seiner strengsten Form, über die Grafen von Errol, Huntley und Angus ausgesprochen. Solches zu vollziehen, war die Frage. Dem König standen für den Augenblick keine Mittel zu Gebote. Er ergriff eine Pollst, die seitdem häufig in dem türkischen Reiche besetzt worden ist. Es mußte durch die Öffnung der Beute ein Großer gegen die andern bewaffnet werden. Zu solchem Zwecke schien keiner tüchtiger, nach der Lage seiner Güter und nach der Zahl der ihm zugewandten Hochländer, als der Graf von Argyle. Ihm, dem ehrgeizigen Jünglinge, wurden Huntley's Wehungen in Lochaber, als der Krone verfallen, zugesichert, und sofort schickte er, von Lord Forbes, einem Erbfeinde Huntley's, unterstützt, sich an, seine Sendung durchzuführen. Mit 6—7000 Hochländern zog Argyle gegen Huntley zu Felde, als welcher ihm nur 1000 Mann entgegenzustellen hatte, meist Edelknechte des Namens Gordon, muthig und wohl beritten, denen sich 200—300 Hays, von ihrem Giesstain, dem Grafen von Errol, geführt, anschlossen. So gering die Zahl der Hays, so bedeutend waren sie durch ihre Stimmung und Ausrüstung. Durchaus Edelknechte, oder wenigstens deren vertraute Anhänger, trefflich beritten und bewaffnet, voll Muth und Erdgefühls, konnte nicht leicht ein anderes Heer eine dieser vergleichende Kerntuppe aufweisen. Darum genoß Errol der Auszeichnung in dem Treffen bei Belrime, in Glenlivet, 3. Oct. 1594, den Vortritt zu führen, und gebührt ihm und seinem tapfern Gien ein ganz besonderer Antheil an den Ehren dieses Tages. Die Weidung von seines Kämpen Mißgeschick forderte indessen den König zu einer bei ihm noch nie bemerkten Regsamkeit. Seine Kronjuwelen verpfändend, gelang es ihm, ein kleines Heer aufzubringen, welchem sich, wie es den Boden von Aberdeenshire betrat, alle den Hays und Gordons feindliche Glanz anschlossen: ein Kampf auf Leben und Tod schien unvermeidlich. Doch geschwächt durch den Sieg, oder getreu den Grundfögen von Unterthanenpflicht, die Huntley am Vorabend der Schlacht von Glenlivet aussprach, versuchten die katholischen Barone keinen Widerstand. Der König durchzog das Land, brach der Gegner Burgen, namentlich Elmdes, des Grafen von Errol herrlichen Sitz und zog triumphirend nach Hause, während der von ihm zurückgelassene Lieutenant, der Herzog von Lenox, gegen die von ihren Oberhaupten verlassenen Stämme wüthete, viele der Ärmern aufknüpfen ließ, von den Wohlhabenden schwere Geldbußen eintrieb. Auch Errol, Angus und Huntley süßten sich höchst unglücklich im Auslande, und ihre schmerzlichen Blicke richteten sich nach der Heimath, zumal ihnen wohl bekannt, daß ihrer Rückkehr absehen des Königs nur wenige Schwierigkeit im Wege stehen dürfte, und daß es einzig darauf ankomme, die Vorurtheile der Priesterfeindschaft zu beschwichtigen. In der Stille des Geheimnisses kehrten sie nach Schottland zurück, und in einer demüthigen Schrift, die erfüllt von Verwünschungen eines künftigen unfruchtbaren Bantels, baten sie den König um die Erlaubnis, im Raterlande wohnen zu dürfen. Die Bittschrift legte Jacob am 14. Aug. 1596 zu Falkland dem Convent vor,

und es wurde beschlossen, daß das Gesuch gewährt werden könne, unter den Beschränkungen, welche der König in seinem Staatsrathe auslegen für gut finden möchte. Dieser Beschluß steigerte die Eifersucht der Kirche bis zu Unverstand. Es wurden Synoden gehalten, Umlaufschreiben erlassen; die einzelnen Prediger empfangen den Befehl, von jeder Kanzel die Ercommunication der katholischen Kerk zu verlesen und dieselbe Strafe zu verhängen über alle diejenigen, welche die geringste Vorlesung für den Papismus, oder eine Neigung, die katholischen Grafen zu begünstigen, verrathen möchten. In der Hauptstadt trat ein Ausschuss von Priestern zusammen, der stehende Kirchenrath genannt, der Nacht haben sollte, die höchste Gewalt des gesammelten Kirchencollegiums auszuüben, im Falle die Kirche von Schottland von irgend einer Gefahr bedroht werde. Der König sah sich dahin gebracht, Unterhandlung mit einem dieser aufrührerischen Priester anzuknüpfen. Die Vosprechung von Errol und Angus wollte, unter vielen Schwierigkeiten, Robert Bruce endlich zugeben, aber unersütterlich bestand er darauf, daß Huntley, als von den dreien der mächtigste und tüchtigste, jeglicher Verzeigung unwürdig erklärt werde. „Zwischen ihm und mir,“ sprach der Priester, „haben Ew. Maj. zu wählen, aus des einen Freundschaft müßt Ihr verzichten.“ Es kam bis zu offenem Aufruhr der Hauptstadt. Dessen wurde Jacob Weiser, und die zugleich mit dem Edinburgher gebornbürgte Priesterschaft sich genöthigt, von der Verfolgung der katholischen Kerk abzulassen, ohne doch mit ihnen sich zu versöhnen. Errol und seine Unglücksgefährten verharren in einem Mittelstande zwischen geduldeter Unterwürfigkeit und unbeachteter Rebellion, bis die Aussicht auf die nahe bevorstehende Erhöhung K. Jacob's durch den Verein der drei Kronen, seiner bisher so oft verkantten Nacht dahim unübersteiglichen Nachdruck verlieh. Errol und Huntley wurden gezwungen, sich der herrschenden Kirche zu unterwerfen, mittels Vergleichsbedingungen, welche sie nicht brechen konnten, ohne allen Unterthanenpflichten und Rechten zu entsagen, Angus aber, zu stolz, um sich jenen Bedingungen zu unterwerfen, ging nach Paris, um dort in seinem Glauben ungestört zu leben und zu sterben. Der Graf von Errol, der von dem an in den Tatabüchern von Schottland verschwindet, starb 1631, sein ältester Sohn, Wilhelm, der bei Karl's I. Krönung in Edinburgh als Groß-Gonsable fungirte, 1636. Dieses einziger Sohn, Gilbert, der zehnte Graf von Errol, starb ohne Nachkommenchaft 1674, und der Titel fiel auf einen Vetter, auf Johann, den Enkel jenes Georg Hay von Kilbow, den wir als den jüngsten Sohn des siedenden Grafen von Errol kennen lernen. Johann, der eilfte Graf von Errol, starb 1704, sein Sohn Karl, einer der Theilnehmer der Jagd von Braemar, 1717, unvermählt. Karl's Erbin ward seine ältere Schwester Maria, die an Georg Falconer verheirathet, bei der Krönung Georg's II. das Amt eines Groß-Gonsable von Schottland durch einen Stellvertreter ausüben ließ, jedoch 1788 ohne Nachkommenchaft verstarb. Ihre jüngere Schwester, Margaretha Hay, hatte aber aus ihrer Ehe mit dem 1715 geackten

X. Geogr. d. W. u. S. Erde Erthe. XXXVII.

Jacob Livingston, Grafen von Linlithgow und Glenbar, eine Tochter, Anna, hinterlassen, welche den vierten Grafen von Kilmarnock, Wilhelm Boyd, heirathete. Deren Gemahl (vgl. den Art. Kilmarnock) endigte auf Towerhill, 30. Juli 1746; sie selbst starb den 14. Sept. 1747, aber ihr ältester Sohn, Jacob, der zur Zeit von des Vaters Hineintritt für Georg II. die Waffen trug, folgte seiner Großtante, Maria, als dreizehnter Graf von Errol, mit welchem Titel er, ohne des Vaters und Großvaters Achtung, aus jene von Linlithgow, Glenbar und Kilmarnock vereinigt haben würde. Er starb den 3. Juni 1778, aus seiner Ehe mit Rebecca Eckhart die einzige Tochter Maria, Gemahlin des Generals Johann Scott von Balconie, aus seiner andern Ehe mit Isabella, der Tochter des Baronets Wilhelm Carr von Fall in Northumberland, eine zahlreiche Nachkommenchaft hinterlassend. Der älteste Sohn, Georg, vierzehnter Graf von Errol, mit Elisabeth Femima Wale verheirathet, starb ohne Nachkommenchaft, den 14. Juni 1798. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm, der zwar vermög des am 28. März 1795 von dem König bestätigten letzten Willens seines Großvaters, den Namen und das Wappen von Carr ohne Zusatz zu führen hatte, sich am 7. Jan. 1792 mit Johanna Bell, und nach deren im April 1793 erfolgtem Absterben, am 3. Aug. 1796 mit Alicia Elliot und am 14. Oct. 1816 mit Henriette Somerville verheirathete, und am 26. Jan. 1819 starb. Da sein ältester Sohn, zweiter Ehe, Lord Jacob Hay, kühnlich bei dem ersten Regiment von der Fußgarde, bei Waterloo gefallen war, so hatte er zu seinem Nachfolger den andern Sohn, Wilhelm Georg Hay-Carr, sechzehnten Grafen von Errol, Groß-Gonsable von Schottland. Dieser ist seit dem 4. Dec. 1820 mit der dritten Tochter K. Wilhelm's IV., mit Elisabeth Fitzclarence verheirathet. (v. Stramborg.)

ERROMANGA, Insel zu der Gruppe der neuen Hebriden (heiliger Geistarchipel) gehörig, liegt unter 18° 44' südlicher Br. und 169° 21' östlicher L. und wurde 1774 vom Captain Cook entdeckt, dessen Namen noch jetzt eine Bai der Insel führt, obgleich sie gewöhnlich Wian-bai genannt wird. Südlich von dieser Bai findet sich eine andere, welche die Engländer Sophien, die Eingeborenen Outantapoi nennen. Eine dritte Bai auf der Südwestseite der Insel ist die Dillonbai. Diese ist äußerst geräumig, hat ein sonstiges Korallenbett und nimmt einen aus dem Innern der Insel kommenden Fluß auf, dessen Ufer mit Rhizophoren von 20—30 Fuß Höhe und 3—4 Fuß Dicke bepflanzt sind, um welche sich Schmarogerpflanzen und schöne Comotulus schlingen. Die Einfahrt in diesen Fluß, welcher bei seinem Ausflusse kleinere Schiffe zu tragen vermag, wird durch Sand und Schlamm erschwert, so daß Schiffe von 60—70 Tonnen sie nur bei der Fluthzeit zu erzwängen vermögen. Die waldbedeckten Küsten der Insel bieten äußerst malerische Ansichten dar, auch ihre berg, wald und flußreicher Innere bietet die herrlichsten Scenerien, doch ist der Boden in der Nähe der Küsten meist rauh durch ihn stehende Basaltmassen, zwischen welchen eine üppige Vegetation emporsteigt. Das Pflanzreich der Insel ist überhaupt

reich ausgestattet¹⁾. Man findet verschiedene Arten der Eide, *Balfaria* und *Cassia*, zwei *Crotonen* und mehrere *Hibiscus*-Arten, letztere mit herrlichen Blüten und eine *Saccharum*-Art. Diese findet sich auf den Anhöhen, welche sowie die Bergabhänge größtentheils mit dem in China so gesuchten Sandelholze mit dunkelfarbenen und breiten Blättern besanden sind. Forster's *Cynomorium balanophora* und *Akazien* finden sich ebenfalls auf den Höhen und in den wasserreichen Ebenen, welche eine tiefschichtige, sehr fruchtbare Pflanzendecke deckt, erblüht man, *Karo*, *Zuckerrohr*, und *Casapflanzen*, beschränkt vom Brodbaum und der *Cocospalme*. Gattungen der *Pagetta*, *Bergeria* und *Alyxia* finden sich auf den Küsten, wo auch *Bambusrohr* häufig vorkommt. Das Mineralreich der Insel ist noch wenig erforscht, doch verdankt sie ihre Entstehung wie die meisten Südseefeln den Korallen. Eine eigene Erseinerung ist es, daß sich in den kalkartigen Felsen *Erromanga's* und zwar in der Höhe von 500 Fuß über dem Meeresspiegel *Madreporen* finden, die sowie die Basaltmassen auf eine vulkanische Thätigkeit hindeuten scheinen, welche sich auch in häufigen Erdbeben kund gibt. Auch das Thierreich ist arm ausgestattet. Von Vierfüßlern findet sich nur eine kleine, kurzbeinige Schweineart, welche mit den chinesischen Schweinen Ähnlichkeit hat, dagegen ist zahmes Geflügel in beträchtlicher Menge vorhanden. Eine *Nachtseidenart*, besondere *Taubenarten*, der grüne *Papagei*, sowie ein springartiger Vogel mit rothem Kopf, und *Brustfedern* beleben die Wälder. Unter den Reptilien zeichnet sich vorzüglich die *Wasserschlange* aus, doch findet man auch andere *Schlangen*, deren eine $\frac{2}{3}$ Fuß lang war. Die Bewohner der Insel bestehen aus verschiedenen *Papuas*-Stämmen, welche sich feindselig gegenüberstehen. Das *Scarificiren* ist bei ihnen durchgängig herrschend, d. h. sie durchsuchen ihren Körper mit horizontal- oder verticallaufenden Narben, welche jedoch zuweilen auch die Gestalt von Sternen oder *Triangeln* annehmen²⁾. Ubrigens geben sie bis auf eine kleine Schärpe fast ganz nackt und reiben ihre Haut bis zur Unkenntlichkeit mit *Al*, *Ocker* und *Ruß* ein, eine Sitte, die sich auch bei andern *Papuas*-Stämmen findet. In ihren wülfen, kurzgeschorenen Haaren tragen sie kleine Stäbchen oder Federn, auch pflegen sie die Ohren zu durchbohren und Knochen in denselben zu tragen. Ihre Hüften haben gewöhnlich fünf Fuß Höhe und 10—20

Fuß Länge. Aus Schilfrohr erbaut, bestehen ihre Dächer aus *Cocosblättern* und zierliche Federn umgeben sie. Die Liebingswaffen dieser Völken, denen man Menschenfresserei nicht ohne Grund zum Vorwurfe macht, sind drei Fuß lange Keulen, welche sie aus dem Holze der *Alajien* (*salcata* und *casuarina equisetifolia*) verfertigen und verschiedenartig formen, ferner kleine Bögen und Pfeile, sowie Lanzen und *Steinschleudern*, welche letztern sie mit vieler Geschicklichkeit zu führen wissen. Zu den Pfeilen nehmen sie die bereits erwähnte *Saccharum*-Art; auch ist die *Kriegsmuschel* bei ihnen im Gebrauche³⁾. Ihre Tänze, welche sie unter einem eintönigen, dumpfen Gemurmel aufführen, sind einfach und weniger groß als bei andern Völkern. Neugierde ist ein Hauptzug in ihrem Charakter, und ihre Verwunderung geben sie durch raube Gutturallaute zu erkennen. Ansteckende Krankheiten scheinen nicht selten auf *Erromanga* zu sein, welches seines kostbaren Sandelholzes wegen von Engländern, Amerikanern und *Sandwichinsulanern* häufig besacht wird.

(G. M. S. Fischer.)

ERRÖTHEN. Unter diesem Worte wird jene augenblicklich hervortretende erhöhte Färbung des Gesichtes verstanden, die stets von dem nämlichen ursächlichen Momente ausgeht, nämlich von dem plötzlich zum Bewußtsein gelangenden Gefühle einer sittlichen oder physischen Unvollkommenheit, vom Schamgeföhle. In der Regel ist es die eigene Unvollkommenheit, welche das Erröthen herbeiführt; aber auch die an Andern bemerkte macht uns erröthen. Ein ferneres Aequivalent für den Eintritt des Erröthens ist es, daß fremde Personen die sittliche oder physische Unvollkommenheit wirklich oder vermeintlich mit wahrnehmen. Gleichwohl kann Jemand vor sich selbst erröthen, wenn bei der Schnelligkeit des veranlassenden Moments der Verstand nicht Zeit genug hat, das gänzliche Getrenntsein von andern Menschen sogleich zum Bewußtsein zu bringen.

Hichtenberg hat die Frage aufgeworfen, ob der Mensch auch im Dunkeln erröthe? Allerdings gibt es viele Fälle, in denen das nämliche Individuum am Tage erröthen würde, und im Dunkeln nicht erröthet, weil das Gefühl der durch das Dunkel verdeckten persönlichen Wahrnehmung dem Schamgeföhle das Gegengewicht hält. Dagegen werden auch Manche aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß sie bei gewissen Veranlassungen auch in der Dunkelheit das mit dem Erröthen verbundene Gefühl im Gesichte hatten, also gewiß auch wirklich errötheten. So versicherte mit einer meiner Freunde, als ich mit ihm über diesen Controverspunkt sprach, daß er eine bestimmte Erfahrung darüber habe. Als er nämlich bei Gelegenheit eines Gesellschaftsspiels mit einer jungen Dame vor die Thüre in einen dunkeln Raum gehen mußte, ließ diese Erwas auf den Boden fallen; sie bückte sich, um das Niedergefallene aufzuheben und kam, weil auch er sich gleichzeitig bückte, durch die suchende Hand mit einer ver-

1) Bennett, welcher 1829 die Insel *Erromanga* besuchte, entdeckte einen neuen Baum mit fingerförmigen Blättern und pfirsichartigen, traubenförmigen Früchten, deren Fleisch sehr weich und sehr Akerne von der Größe einer Bohne umschloß. Der Geschmack dieser Früchte, welche von den Bewohnern *Erromanga's* häufig gegessen werden, war sehr angenehm. 2) In dieser der Schnitt, dello über mir die Narbe, die noch blutend mit dem Saft einer zusammenziehenden Pflanze beschränkt wird. Das *Scarificiren* ist bei fast allen *Papuas*-Stämmen Australiens und Polynesiens im Gebrauche, und die Art der durch dasselbe hervorgerodeten Figuren dient nicht nur, die einzelnen Stämme zu unterscheiden, sondern bestimmt auch die verschiedenen Rangstufen. Nach dem Berichte des Capitain Luder ist das *Scarificiren* auch bei den Negern am Jaire und Gange gebräuchlich, und dies würde für die afrikanische Abstammung der *Papua*s sprechen. Man vergl. den Artikel *Insignien*.

3) In ihren Kriegen werden sie auch Fallgruben an, die durch die in ihnen befindlichen Pfeilsitzen gefährliche Verwundungen erzeugen.

sänglichen Stelle seines Körpers in Berührung. Sogleich hatte er das beim Ertrinken gewöhnliche Gefühl im Gesicht.

Die erhöhte Hautfärbung beschränkt sich beim Ertrinken auf das Gesicht, oder sie fest sich bis auf die Ohren fort, oder bei manchen Personen auch auf einen Theil des Halses. Sie ist wesentlich von der Gegenwart einer größeren Blutmenge in den Capillargefäßen der Gesichtshaut bedingt, und diese wird durch den Einfluß des Nervensystems hervorgerufen. Der Ertrinkende hat das Gefühl eines vermehrten Blutzuflusses und einer erhöhten Temperatur des Gesichtes. Bei stärkerer Intensität des einwirkenden Momentes, oder großer Reizbarkeit kommt es zu rasch eintretenden, aber bald vorübergehenden Pulsationen des Herzens.

In der äußern Erscheinung hat auch das Rothwerden des Gesichtes bei Bornausschüben mit dem Ertrinken Ähnlichkeit. Doch entsteht hier die Rötzung, wenigstens oftmals sehr rasch, doch nicht so augenblicklich, wie beim schamhaften Ertrinken, und da zugleich die Venen, namentlich die der Stirn, aufschwellen, so scheinen auch andere physiologische Verhältnisse zu Grunde zu liegen, nämlich eine Retardation im venösen Kreislaufe, wie beim Anhalten des Athems. Das Rothwerden des Gesichtes bei starken körperlichen Anstrengungen erfolgt nicht plötzlich, wie beim Ertrinken, und es geht auch nicht wesentlich vom Nervensysteme aus.

Bei der Vergliederung eines concreten Falles von Ertrinken kommen zwei Momente in Betrachtung, nämlich der individuelle Entwicklungsgrad des Schamgefühles und die individuelle Erregbarkeit des Nervensystems. Das Object des Schamgefühles ist keine unwanderbare Größe, es ist eine Folge der Erziehung und der socialen Verhältnisse, das einzelnen Handlungen, Äußerungen und Umständen das Gepräge des Unschicklichen, des Verletzenden inhañrt. Das Kind kann vor dem dritten, vierten Jahre sich nicht schämen, also auch nicht ertrinken. Das Knaben- und Jünglingsalter ist vorzugsweise die Periode des Ertrinkens; im Manne- und Greisenalter tritt das Schamgefühl durch Überwiegen der Reflexion immer mehr zurück. Die Erregbarkeit des Nervensystems ist in der Jugend auch größer, und ebenso überwiegt sie beim weiblichen Geschlechte, bei zartem Körperbau. (Fr. Wih. Theile.)

ERSAUFEN. Mit diesem Worte wird jene Todesart luftathmender Thiere bezeichnet, bei welcher durch anhaltende Verschließung der Luftwege mittels einer umgebenden tropfbaren Flüssigkeit der Zutritt atmosphärischer Luft abgehalten und die Respiration bis zum Erlöschen des Lebens unterbrochen wird. Es ist synonym mit Ertrinken, wird aber in der Regel als ein anderes Wort nicht vom Menschen, sondern von Thieren gebraucht.

(Fr. Wih. Theile.)

ERSÄUFEN. Dieses Wort wird in activer Bedeutung zur Bezeichnung jenes Actes gebraucht, durch welchen ein Mensch sich selbst oder einen andern absichtlich dadurch tödtet, daß er den ganzen Körper oder wenigstens das Gesicht in eine tropfbare Flüssigkeit bringt

und auf diese Weise den Zutritt atmosphärischer Luft zu den Lungen durch die Mund- und Rosenöffnung anhaltend unterbricht. In dem genannten Sinne ist das Wort von luftathmenden Thieren überhaupt gebräuchlich; bei menschlichen Individuen bedeutet man sich häufiger des ganz synonymen Wortes Ertränken.

(Fr. Wih. Theile.)

ERSÄUFEN des Kalkes ist bei der Mörtel- oder Mauerpreßbereitung das Ubergießen zu vielen Wassern zum Lösen des lebendigen Kalkes. Hierdurch wird der Kalkbrei zu dünn, hat seine bindende Kraft verloren, ist ersäuft, d. h. unbrauchbar geworden. (Th. A. Leger.)

ERSCH, Joh. Samuel, der Begründer dieser Encyclopädie, wurde zu Groß-Glogau in Niederschlesien geboren den 23. Juni 1766. Sein lebhafter Geist strebte schon frühzeitig sich mit Kenntnissen zu bereichern, worin sein älterer Bruder, der als Prediger zu Wohlau den 2. März 1824 verstorbene Joh. Gottfr. Ersch, ihn ungemein förderte, wie er denn auch am meisten dazu beitrug, daß des Bruders Neigung, sein Leben der Wissenschaft zu widmen, dem Bedenken der Ältern nicht unterlag. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zu dem akademischen Studium mit ebenso großem Eifer als glücklichem Erfolge sich vorbereitet hatte, bezog er im Frühjahr 1785 die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren. Bei diesem Plane nicht bis zu dem berühmtesten Religionsbedict beharrt zu haben, rechnete er sich stets zum Glück an. Er folgte sehr bald seiner innigsten Neigung, die ihn zu den historischen Wissenschaften hinstieß, und nur an den Vorträgen von Eberhard, Wolf, Forster, Matth. Sprengel und Krause nahm er Antheil. Hauptsächlich aber war es sein Privatstudium, was ihn förderte, denn in diesem war er unermüdet. Was er nur irgend für seine Studien Förderliches von Büchern aufstreifen konnte, las und excerpirte er mit der größten Sorgfalt. Sein Landemann Fabri, damals in Halle, war ihm hiezu vielfach beihilflich, und veranlaßte ihn auch zu seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten, denn nicht geringen Antheil hatte Ersch an Fabris geographischem Magazin, der historisch-geographischen Monatschrift und der Sammlung von Stadt-, Land- und Reisebeschreibungen. Bei diesen Beschäftigungen konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, daß ihm Kenntniß der neuern Sprachen unentbehrlich sei, und nun rüstete er nicht, diese sich zu erwerben. Nur mit der französischen war er bis dahin vertraut, jetzt erlernte er, mit Ausnahme des zur Aussprache Erforderlichen, die italienische, englische, holländische, schwedische und dänische durch bloßes Selbststudium; was er aber einmal unternahm, das verfolgte er mit der beharrlichsten Ausdauer, die um so bewundernswerther bei ihm war, da seine auch noch so große Anstrengung ihm seine natürliche Heiterkeit raubte. Je mehr er nun aber in Kenntniß dieser Sprachen fortfschritt, und je vertrauter er mit Werken dieser Nationen wurde, desto größeres Interesse fogte er auch für ihre Litteratur und Litteratoren, und dies zog ihn immer tiefer in die Litteraturgeschichte hinein, für welche seine Vorliebe je länger desto mehr wuchs, sobald das was Anfangs nur als Hülfsmittel für ein besonderes Fach,

hatte dienen sollen, ihm Hauptangelegenheit wurde. Äußere Umstände begünstigten ihn hiebei. Fabri hatte nämlich zu Jena die Professur der Geschichte und Statistik erhalten, und Ersch folgte ihm dahin. Während er hier durch Übersetzungen von Reisebeschreibungen und durch Theilnahme an der von Fabri und Hammerdörfer (1787 und 1788) herausgegebenen Allgemeinen politischen Zeitung für alle Stände seinen Unterhalt erhielt, strebte er fortwährend mit dem angestrengtesten Eifer nach Erweiterung seiner literarischen Kenntnisse, wozu ihm die damals neu entstandene Allgemeine Literaturzeitung immer neue Veranlassung gab. Da er hiebei Meusel's gelehrtes Teutschland immer zur Hand hatte, um sich von den Schriftstellern genauer zu unterrichten, aber in Beziehung auf ungenannte seine Beschreibung darin fand, so reizte es ihn, gerade diese kennen zu lernen. Wer es weiß, mit wie vieler Mühe dieses zu bewirken ist, der wird Ursache zur Verwunderung darüber finden, wie es ihm in diesen Jahren, unter diesen Umständen möglich geworden, sein „Verzeichniß aller anonymischen Schriften und Aufsätze in der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlands und deren ersten und zweiten Nachtrag“ zu Stande zu bringen. Er hatte es Anfangs nur zu seinem Privatgebrauche bestimmt: da er aber damals gerade Gelegenheit hatte, mit Meusel in Verbindung zu treten, — woraus eine lebenslängliche Freundschaft entstand —, so ersuchte er diesen um die Erlaubniß zur Herausgabe, und Meusel selbst erbot sich, dasselbe seinem Werte beizubringen. Es erschien zu Lemgo 1788, mit einem nicht angekündigten Verzeichniß pseudonymer Schriftsteller, aber ohne das angekündigte von Übersetzungen in der dem gelehrten Teutschland angegebenen Schriften in andere Sprachen. Dieses folgte erst im J. 1794 nach. Er nahm hiebei nicht bloß aus französische, englische, holländische, dänische, schwedische, italienische Literatur Rücksicht, sondern auch auf die verschiedenen Zweige der slavischen. Seine zu einer Abhandlung angewandene Vorrede bezeugt, wie genau er sich über das Verhältnis dieser ausländischen Literaturen zu der untrigen zu unterrichten gesucht hatte. „Benignus bin ich mir benützt, sagt er mit Recht, bei der genaueren Benützung aller mir offen stehenden Quellen für jezt so viel gethan zu haben, als ich thun konnte.“ Gleich darauf aber reiste er nach Göttingen an die reichhaltige Literaturquelle der dortigen Universitätsbibliothek, deren Vorleser — von denen er namentlich mit Meusel bis zu seinem Tode innigst befreundet blieb — seinen Wünschen auf die freundlichste Weise entgegen kamen. „Ehe ich dahin ging, sagt er, schien mir meine literarische Armut, wenn nicht Reichtum, doch Wohlhabenheit, und wenn einerseits die Umänderung meiner Übersetzungen in dieser Rücksicht eben nicht die erfreulichste war: so setzte mich doch andererseits mein Aufenthalt zu Göttingen in den Stand, literarische Unternehmungen im Ganzen richtiger abzumessen, und manche meiner künftigen Pläne in einem ganz andern Gesichtspunkte zu sehen. — Durch das Lesen der ausländischen Journale erweiterten und berichtigten sich meine Vorstellungen von den literarischen Verhältnissen der verschiedenen

Nationen unter einander.“ Den Einfluß hiervon erkennt man zunächst an dem letzten Nachtrag zu dem Verzeichniß von Übersetzungen (1796), bald aber mehr noch an seinen andern Unternehmungen, deren nicht weniger als drei sehr weit umfassende ihn zu gleicher Zeit beschäftigten.

Mit der ersten suchte er ein eigenes immer dringender gefühltes Bedürfnis zu befriedigen. Zum Bedarf der wissenschaftlichen Jäger, die er bearbeitete, war es ihm unerlässlich, die dahin einschlagenden in Zeitschriften erschienenen Aufsätze zu benützen, und da er hiebei auf die jenen Jägern ausschließend gewidmeten sich nicht beschränken konnte, weil auch Zeitschriften vermischten Inhalts wichtige Beiträge dafür enthielten, so sah er sich genöthigt, auch auf diese Rücksicht zu nehmen. Ein zu diesem Zweck für sich selbst angelegtes Repertorium führte ihn aber bald noch weiter, denn es erschien ihm wünschenswerth, das Bedürfnis, welches er für seine Zwecke befriedigt hatte, auch für die Zwecke Anderer zu befriedigen, und ein solches Repertorium für die sämtlichen Wissenschaften zu entwerfen. Gleichzeitig mit seinem „Repertorium über die allgemeinen teutschen Journale und andere periodische Sammlungen für Erdbeschreibung, Geschichte und die damit verwandten Wissenschaften (Lemgo 1790), welches als eine Fortsetzung von Meusel's bibliotheca historica und des Stuckischen Verzeichnisses von Reisebeschreibungen zu betrachten ist, erschien daher das „Allgemeine Sachregister über die wichtigsten teutschen Zeit- und Wochenschriften“ (Epp. 1790), voran als Einleitung ein rationirendes literarisches Verzeichniß aller im achtzehnten Jahrhundert bis dahin erschienenen periodischen Blätter, nach Decennien gearbeitet und mit einem Namenverzeichnis aller dabei befindlichen Mitarbeiter versehen. Es würde für den Literator wichtig gewesen sein, wenn beide Verzeichnisse wären sorgfältig worden; das erste wird jezt vielleicht weniger benutzt, dem letzteren ist durch seine Einrichtung ein bleibender Werth gesichert. Ersch sah recht wohl ein, daß man sich von so mühsamer Arbeit, als hiezu erfordert wurde, doch nur wenig Erschütterung versprechen dürfe, zumal da viele mit solchen Arbeiten unbekannte Gelehrte sie gern für bloße Fingerarbeit erklärten, allein der Gedanke an den Nutzen, den er dadurch stiften könne, gab ihm immer neuen Muth zur Fortsetzung. Um aber noch immer weiter auf dieser Bahn fortzuschreiten, wurde er von außenher veranlaßt. Als nämlich Schüz und Verruch das Institut der Allgem. Lit.-Zeit. in Jena begründet hatten, war von Schüz zugleich der Plan entworfen, von dem Beginn der Allgem. Lit.-Zeit. an ein „Allgemeines Repertorium der Literatur“ damit zu verbinden. Ersch war durch Huselund — der ebenfalls Antheil an der Allgem. Lit.-Zeit. hatte, — bei Schüz eingeführt und dadurch auch mit Verruch bekannt geworden, und alle drei hatten bald die Uebersetzung gewonnen, daß sie zur Ausführung dieses Planes einen mehr geeigneten Gelehrten wol nicht finden würden. Ersch lehnte natürlich einen ihm so vollkommenen Antrag nicht ab, und durch drei Zwingennien, von 1785—1790, von 1790—1795 und von 1795—1800 wurde dieses mühsame und arbeitsvolle Unternehmen von ihm fortgeführt. Zu

für einen allgemeinen Alphabetischen Verzeichniß der im Druck erschienenen deutschen und ausländischen Bücher mit beigefügten Ladenpreisen, auch vieler in periodischen Werken stehender einzelnen Abhandlungen, erschienen Epistolarische Verzeichnisse aller deutschen und ausländischen Schriften für alle besonders wissenschaftlichen Fächer mit Nachweisung der in den vornehmsten kritischen Journalen von ihnen enthaltenen Rezensionen; viele in periodischen Schriften gestreute einzelne Abhandlungen wurden ebenfalls hierbei angezeigt. Abgesehen auch von den andern namhaft gemachten Arbeiten, sollte man meinen, diese Riesearbeit allein habe ihn so vollauf beschäftigt müssen, daß er an eine noch andere gar nicht habe denken können, er aber entwarf nicht nur den Plan zu einer solchen, sondern arbeitete auch an der Ausführung desselben, nämlich an seinem Gelehrten Frankreich. Von La France littéraire contenant les auteurs français par J. S. Ersch erschienen zu Hamburg 1797 die beiden ersten, 1798 der dritte Band, welchen in den Jahren 1802 und 1806 zwei Ergänzungsbände folgten. Wenn es von diesen Ergänzungsbänden in der Biographie des hommes vivans heisst: *L'auteur y rectifie beaucoup d'erreurs, qui avoient dû échapper à un bibliographe étranger, so ist dies allerdings ein ebenso wahres als billiges Urtheil, welchem Ersch selbst am wenigsten widersprochen, höchstens hinzugefügt haben würde, daß die damaligen Zeitsumstände hierbei zu berücksichtigen waren und bemerkt hätte werden müssen, daß diese Bände zugleich Fortsetzungen enthalten, der erste bis 1800, der zweite bis 1805. Herrn Dessjarts, der inzwischen die Sicches littéraires herausgegeben hatte, gab er den ihm gemachten Vorwurf der Indiscrétion und Légèreté mit vollem Recht, nicht ohne Beweis, zurück. Seine Arbeit draucht keine Vergleichung mit einer in Frankreich erschienenen zu scheuen; auch ist es nur ein Vorurtheil, daß eine solche Arbeit einem Ausländer nicht gelingen könne. Schwieriger für ihn ist sie allerdings, Ersch aber wußte die Vortheile, welche seine veränderte Lage ihm darbot, trefflich zu seinem Zwecke zu benutzen.*

Während seines Aufenthalts in Göttingen hatte er durch einen hamburgischen Freund den Antrag zur Herausgabe der Neuen Hamburger Zeitung erhalten, welche Klopstock's Bruder Victor unternommen hatte. Diese Verbindung ging er ein und begab sich nach Hamburg, wo er seit dem Anfange des Jahres 1795 diese Zeitung herausgab, für welche er auch durch seine geographischen und statistischen Mittheilungen Interesse erweckte. Hinsichtlich auf Politik war er durchaus kein Parteimann, sondern verlangte selbst in der Zeitung Beobachtung des Grundgesetzes aller historischen Darstellung, der Wahrheit. Bis an das Ende seines Lebens konnte er sich gewaltig ereifern über Zeitungssatiriken, welche wider seinen Willen mußten. Er kam freilich durch solche Artikel, nicht selten aber auch durch die Wahrheit, wie unsichtig und behutsam er bei deren Mittheilung verfahren sein mochte, öfters in Verlegenheit, weil bald dieser bald jener Minister, wenn eine Wahrheit übel vermerkte, bei allen andern, welche größere Statten zu vertreten hatten, die Conferenz

mit einer Drohung des Verbots endigte. Sollte nun aber gleich bei solchen diplomatischen Audireien die Geduld ihm bisweilen ausgehen, so giß sich das Unannehme einer solchen Stellung doch durch die Erödigung der Vortheile, welche sie ihm für seine litterarischen Zwecke bot, sogleich wieder aus. Adels mußten in und ausländische Zeitschriften ihm unmittelbar zu Gebote stehen, theils wurde selbst frühe Benützung der noch mangelnden ihm durch Hamburgs Connerionen mit dem Auslande sehr erleichtert; mit Literaten des Auslands fand er hier die häufigste Gelegenheit in Berührung zu kommen, am meisten damals mit französischen Emigranten, von denen Einige ihm für das Gelehrte Frankreich nützlich wurden; mit In- und Ausländern aber war er veranlaßt, in eine so sehr erweiternde Correspondenz zu treten, die sehr bald eine der ausgebreitetsten wurde. Aber welche Correspondententaleute hatte er auch! Wöttiger selbst erklärte sie für ihm unbegreiflich. Seine, wenn etwas darauf ankam, sehr herrliche Handschrift gewann dabei freilich nicht, und er bot ohne Zweifel manchem seiner Correspondenten Räthsel zu lösen gegeben; gewiß sind aber unter allen sehr Wenige, die ihm nicht befreundet worden wären, und dies machte einen großen Theil seines Glücks aus. Von nicht geringerer Wichtigkeit aber waren für ihn die persönlichen Verhältnisse, in die er besonders mit Klopstock dem Dichter, mit Reimarus, Wäch, Ebeling, Röding, Memmich, Archenholz kam. Als Mensch und Gelehrter ward er vielfach dadurch gefördert, und namentlich bereicherte er sich mit Kenntnissen aus dem Gebiete der Handlungswissenschaft, für die er hier ein immer lebhafteres Interesse gewann. Alle diese Vortheile, die ihm kaum ein anderer Ort so hätte gewähren können, benutzte er nun aber aufs Eifrigste für seine bibliographischen Zwecke, die er nie aus den Augen ließ. Und was hat er während der fünf Jahre seines Aufenthalts in Hamburg, bei so viel andern Zeit raubenden Beschäftigungen, dafür geleistet! Nicht nur sein Gelehrtes Frankreich und das Allgemeine Repertorium für die Jahre 1790—1795 vollendete er während dieser Zeit, sondern er nahm auch Theil an den Annalen der britischen Geschichte und der Minerva, welche Archenholz herausgab, ja besorgte zugleich die Redaction der Allgem. Preussischen Bibliothek, welche damals wegen der ungünstigen Verhältnisse in Berlin, bei Wobn in Hamburg erschien. Wer, wenn er dies alles erwägt, wird nicht Ebert beistimmen, welcher hierüber schrieb: *Ich begreife nicht, wie Ein Mann das leisten konnte, was, wie ich bei meiner fast täglichen Veranlassung zur Controlirung mit den von Ersch benutzten Quellen sehe, so ausgezeichnet genau und fast erschöpfend geleistet worden ist.* — Ich wünschte die äußere Veranlassung zu kennen, durch welche er, der meines Wissens in früheren Jahren nicht Bibliothekar war, so tief in die Bibliographie geführt worden, daß er zuerst mit Werken austrat, die jeder Andere gern mit lebenslangen Vorarbeiten liefern zu können wünschen würde.“ Er hatte aber keine äußere Veranlassung dazu gehabt, sondern eine fast leidenschaftliche Liebe für Literaturgeschichte hatte ihn schon als Gymnasiasten auf diese Bahn hingeführt.

Dieser Liebe ungeförter zu leben, bot sich ihm jetzt eine Gelegenheit dar, die er um so lieber ergriff, als eine langwierige Krankheit ihm nur zu sehr bemerkt machte, daß er auf längere Dauer solchen Anstrengungen unterliegen müßte. Schüz und Wertuch, überzeugt davon, wie nützlich seine Thätigkeit dem Institute der Allgem. Litt.-Zeit. sein werde, machten ihm den Antrag, nach Jena zurückzukehren und an diesem Institute Theil zu nehmen, und er nahm diesen Antrag an, wie schwer es ihm auch wurde, sich von einer Stadt zu trennen, in welcher so viele der achtbarsten Männer ihm befreundet geworden. Vorzüglich schmerzlich ward ihm der Abschied von dem Dichter Klopstock, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, und gegen den er die innigste Verehrung hegte. Tief ergriff es ihn daher, als der greise Dichter ihm sagte: „Sie wollen Abschied von mir nehmen? Ich nehme keinen Abschied von denen, die ich liebe; gewiß, wir werden uns wiedersehen!“ Einige Stunden darauf trat Klopstock in Hoffmann's Buchladen, als Ersch ihn eben verlassen wollte, da reichte er diesem die Hand und wiederholte: wir sehen uns wieder!

Zu Ostern 1800 kehrte Ersch nach Jena zurück, wo nach wenigen Monaten der akademische Senat ihn zum Bibliothekar der Universität ernannte. Im September des Jahres 1802 ward er zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt und hielt Vorlesungen über Geographie und die neuesten politischen und literarischen Ergebnisse. Welche Thätigkeit er der Allgem. Litt.-Zeit. außer dem Redaktionsgeschäfte zuwendete, das beweisen wol am besten die von ihm in den Intelligenzblättern dieser Zeitung gelieferten Übersichten der ausländischen Litteratur. Nur kurz aber sollte diesmal sein Aufenthalt in Jena sein, denn im J. 1803 ward eine Spannung zwischen Goethe und Schüz die Veranlassung, daß die Allgem. Litt.-Zeit. von Jena nach Halle verlegt wurde, wobei sich die Musikant Friedrich Wilhelm's III. wahrhaft königlich bewies. Schüz, der in früheren Jahren bereits höchst einflußreich an der Universität zu Halle gewirkt hatte, wurde dahin als Professor der Litteraturgeschichte, Ersch als ordentlicher Professor der Geographie und Statistik berufen. (Nach der nouvelle Biographie des Contemporains wäre er zu gleicher Zeit Bibliothécaire de l'université de Jena et Professeur de géographie et de statistique à l'université de Halle gewesen.) Er fand hier ältere Freunde wieder, mit denen er bei einem längeren Aufenthalt im J. 1789 sich verbunden hatte. Er wurde damals Theilnehmer an einer literarischen Gesellschaft, deren Mitglieder Fülleborn, Gräter, Besantaine, Raaf und Winick waren. Jeder hatte abwechselnd einen Vortrag zu halten, über welchen dann discutirt wurde, und bei einigen wurde dies entscheidend für ihre nachmalige schriftstellerische Wirksamkeit, namentlich bei Gräter. Ersch, der davon nicht unbedeutenden Gewinn; er lernte die Einseitigkeit in der Schätzung der verschiedenen Wissenschaften und Künste vermeiden, in welcher der, der sich einem besondern Fache widmet, so leicht erkrankt.

Nach den schönsten Auspicien trübte sich aber sehr

balb der Himmel. In Folge der Schlacht bei Jena wurde die Universität aufgelöst, die Professoren blieben ohne Gehalt, und die literarische Thätigkeit mußte bei den vielen eintretenden Hemmnissen, welche die Länder von einander trennten und überhaupt Auswand für literarische Ergebnisse wenigstens sehr beschränkten, mehr und mehr stocken. Als nach Errichtung des Königreichs Westphalen die Universität wieder hergestellt, Ersch auch im J. 1808 zum Oberbibliothekar ernannt wurde, war seine Lage zwar gesicherter, seine literarische Thätigkeit aber konnte er nur da nicht unbedeutenden Verlusten forsetzen, worüber sein Eifer aber keineswegs erkalte. Ein Bedürfnis für die damalige Zeit befriedigte er durch sein „Handbuch über das Königreich Westphalen“ (Halle 1808), und bereitete Jahre lang ein großes Werk über Statistiken vor. Willens mit dem Repertorium für die Jahre 1800 bis 1805 seine bibliographischen Arbeiten zu beschließen, was auch gewis erfolgt sein würde, wären nicht die damaligen Zeitumstände einem Werke über Statistiken und neueste Geschichte zu ungünstig gewesen, und hätte er nicht von Amsterdam aus einen Antrag von Brochhaus zur Bearbeitung eines neuen bibliographischen Werkes erhalten. Kein Antrag konnte lothender für ihn sein, aber dennoch währte es lange, ehe die alte Neigung über seine Bedenken siegte. Und so beschloß er seine bibliographische Laufbahn mit dem systematisch bearbeiteten „Handbuch der deutschen Litteratur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit“ (2 Bände, jeder in vier Abtheilungen 1812–1814). Von der großen Brauchbarkeit dieses Werkes ist es wol ein sicherer Beweis, daß in wenigen Jahren eine neue Ausgabe nöthig war, welche von Ersch mit mehreren Mitarbeitern (Wöckel, Puchelt, Koppe, Kose u. A.) für die einzelnen wissenschaftlichen Fächer besorgt und fortgeführt seit 1822 erschien. Daß sich Ersch durch dieses Werk ein neues Verdienst erworben, ist unbestreitbar.

In einer früheren Ausgabe des Conversations-Lexikons verurtheilt es eine Art Schadenfreude, daß sowohl Ersch als Ebert als erster Bibliograph Deutschlands waren gepriesen worden. Man habe gefragt, wer denn nun der eigentlich Erste sei, versteht sich, nicht der Zeit nach. Ebert schrieb darüber an Ersch: „Alte Frage! Ihren Artikel habe ich gemacht; in diesem Falle muß ich derjenige sein, der Recht hat.“ Ebert, sorgloser Katalogkloppler und bloß aufgeschäumtem Materialschutze feind, hat es wiederholt erklärt, daß Ersch der eigentliche Begründer der Bibliographie in Deutschland sei, was Jeder gelesen müsse, der es historisch weiß, was die deutsche neuere Bibliographie vor ihm war. Wie sie sein solle, darüber hatte Ersch bereits im J. 1797 im Allgem. Litt. Anzeiger (S. 1–28) in einer gebiegenen Abhandlung über Litteratoren und Recensenten gebaltreiche Bemerkungen mitgetheilt; Ebert hat diese nachmalig weiter aufgeführt im Hermes (1821, St. 2. S. 104–120) in seinem Aufsatz: Über einige Mängel der neuern deutschen Bibliographie und über ihr Verhältniß zur französischen. Als nothwendig für den deutschen Bibliographen wird da zunächst erfordert die Kenntniß der neuern Sprachen, da es

die Bibliographie mit den Litteraturen aller Nationen zu thun hat. Vorbereitende Sachkenntnisse kann er um so weniger entbehren, je mehr der Werth der Bibliographie durch ihre Anwendung auf andere Kreise des Wissens bedingt, und je größer daher seine Verpflichtung ist, sie gleich mit in Hinsicht auf diese Anwendung zu studiren und zu bearbeiten. Wenn er dabei überhaupt umfassender encyclopädischer Kenntnisse bedarf, so ist insbesondere eine tiefere Kenntniss der Geschichte, vorzüglich der Litteraturgeschichte, eine unerlässliche Bedingung. Die Bibliographie soll der Codex diplomaticus der Litteraturgeschichte sein, und das kann sie nur werden durch Entwerfung eines von allen Seiten berechneten und unter allen Rücksichten geprüften Planes, mit Rücksicht auf welchen und zugleich mit schärfster Kritik gesammelt, dann das Gesammelte aber nochmals sorgfältig geordnet werden muß. (Man vergleiche den Tit. Bibliographie in 10. Bd. S. 47.)

Daß Erich alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, allen diesen Anforderungen entsprach, wird wol Niemand in Abrede stellen. Wie beim Sammeln den unermüdlichsten Fleiß, bei den Angaben die sorgfältigste Genauigkeit, so bewies er beim Ordnen bis in das kleinste Detail hinein echt feistlichen Geist, und beim Sichten umsichtigste Gewissenhaftigkeit; durch echt encyclopädische Einteilung aber, bei welcher seine Einsicht in den Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und ihre Verhältnisse zu einander nicht zu verkennen ist, brachte er Form in seine Wissenschaft, die er für eine allerdings nur untergeordnete Hilfswissenschaft selbst sehr wohl erkannte, deren Wichtigkeit aber er sich auch nicht weniger bewußt war. Wenn es noch weiche geben sollte, die bei vornehmem Dunkel in der Bearbeitung derselben nur eine Arbeit der Finger und nicht des Geistes zu sehn glauben, denen kann man nur sagen, was Ebert einst schrieb: „Ich bin nichts weniger als Pedant, aber wer von der Bibliographie geringschätzig spricht, der soll für mein Verthes: ars non habet osorem nisi ignorantem wahrlich nicht sorgen.“ Mit Recht würde dies besonders den treffen, der auch bei der Art, wie Erich sie behandelte, geringschätzig davon spräche. Erich hatte nicht bloß eine äußere Bücherkunde, sondern auch eine umfangreiche Belesenheit. Nichts Wichtiges in den Fächern seiner besondern Studien und im Gebiete der schönen Litteratur erschien, womit er sich nicht vertraut gemacht hätte, aber auch aus andern Fächern las er viel, denn es war ihm wichtig, die Umwandlungen und Fortschritte der Wissenschaften zu beobachten und hinter der Zeit nicht zurück zu bleiben. Dieses Interesse erhielt sich immer lebhaft theils durch sein Redactionsgeschäft bei der *Allgem. Litt. Zeit*, welches bei Schütz's vorgerücktem Alter ihm fast allein oblag, theils durch seine Vorlesungen über die neueste Zeitgeschichte, worin er fortlaufende Übersichten über den Zustand der politischen und literarischen Welt gab, und auf alles von Erblichkeit in jener und dieser aufmerksam machte. Er hielt wöchentlich nur eine solche Vorlesung, zu welcher er aber nicht selten zwei Tage sich vorbereitete, um sich selbst und seinem zahlreichen Auditorium zu genügen.

Nur berühren will ich seine letzte bibliographische Arbeit. Im J. 1810 hatte Erich seinem alten Freunde Meusel die Auflage gegeben, nach dessen Tode das gelehrte Deutschland mit Wiederhaltung von Meusel's Namen und nach dessen Plane fortzusetzen. Nach dem Tode Meusel's im J. 1820 hatte nun Erich diese Pflicht zu erfüllen. Wie er aber die zweite Ausgabe seines Handbuchs der deutschen Litteratur von Mitarbeitern mußte besorgen lassen, so auch diese Fortsetzung des gelehrten Deutschlands, zu welcher er sich, nach Ercheinung des 18. Bandes, nur die Zeitung vorbehielt, die Anarbeitung aber dem hiezu geeigneten Advocaten Emdner in Dresden übertrug. Erich hatte inzwischen ein anderes großes Unternehmen begonnen, die *Encyclopädie*. Von deren Entstehung, freundlichen und feindsüchigen Aufnahme, Unterstützung und Gegenwirkung, und ihren mancherlei Schicksalen liesse sich eine nicht uninteressante Geschichte erzählen; es soll aber hier nur dessen gedacht werden, was Erich dabei betraf.

Der Buchhändler Richter, den er bei seiner damaligen Redaction der *Allgem. Deutschen Bibliothek* in Hamburg kennen gelernt und sich gewonnen hatte, befragte ihn um einen Plan zu diesem Werke, welches ins Leben zu rufen schwerlich einer mehr geeignet war als Erich, theils wegen seiner langen Befruchtung mit *Encyclopädie*, seiner ausgebreiteten litterarischen Kenntniss, seiner beharrlichen Ausdauer in dem einmal unternommenen, theils wegen einer seltenen Begünstigung für die Ausführung, die ohne seine ausgebreitete Bekanntschaft mit in- und ausländischen Gelehrten aus allen Fächern, seine Freundschaft mit den meisten und seine außerordentliche Correspondenzlust nicht möglich gewesen wäre. Was in London oder Paris leicht bewerkstelligt werden konnte, das unterlag in Deutschland unermesslichen Schwierigkeiten. Der Entwurf des Plans, die Anlegung von Repertorien, Sach- und Personalsverzeichnissen, das Ueberkommen mit den Mitarbeitern ersforderten Jahre lange Vorarbeiten, ehe das Geschäft der Redaction beginnen konnte, bei welchem sich immer noch der Hemmungen gar viele fanden. Mühsam zwar, aber endlich doch befristet waren die Schwierigkeiten, und als sich zeigte, daß die Theilnahme des Publicums sich für das Unternehmen entscheiden hatte, freute sich Erich des Gekantens, auch als Begründer und erster Herausgeber dieses Werkes nach seinem Tode mit Achtung genannt zu werden. Leider ward es die Hauptsache, keinen Tod schneller herbeizuführen, nicht durch die Anstrengungen, die es ersforderte, nicht durch so manchen Verdruß, den es verursachte, selbst nicht durch Frömmigkeit, die ihn verfolgte und die bittersten Kränkungen häuften, wiewol er diese schmerzlich fühlte, sondern durch das Unglück, welches den Verleger traf. Nicht der drohende Verlust war es, der ihn so tief erschütterte, — denn durch Opfer, die er auch andern seiner Werke hatte bringen müssen, war er beinahe daran gewöhnt, — sondern die innige Theilnahme an dem Schicksale eines Mannes, der ihm sehr lieb war, und an dem Schicksale dieses Werkes. Da verließ ihn der Gleichmuth, mit welchem er manches Härte im Leben ertragen hatte, um so

mehr, als ihm jetzt der geliebte Bruder fehlte, der wol der einzige Vertraute aller seiner Freuden- und Leiden gewesen war. Hätte er auch diesen Schmerz in das Herz des Brubers ausgießen können, so würde dies ihm Trost gewesen sein; nun aber fühlte er seine Kraft gebrochen. Als ich am Neujahrsstage 1828 zu ihm kam, fand ich ihn noch mit der Allgem. Litt.-Zeit. beschäftigt; er legte — die nie wieder ergriffene — Feder aus der Hand, und sank mit weinend an die Brust. Nur Einen Gedanken hielt er von da an fest, den Gedanken an sein Unvermögen die Bestulte, welche die Mitarbeiter nun treffen würden, zu bedeen, wozu er sich verpflichtet glaubte. Es war ein langer Seelenkampf, dem er erlag, bis er am 16. Jan. sanft und ruhig entschlief, nachdem sein letztes Wort leise ausgehaucht war: Encyclopädie.

Siebzehn Bände derselben hatten wir gemeinschaftlich herausgegeben, vor dem achtzehnten lieferte ich sein wohlgetrocknetes Bildniß, und hier sei es mit vergönnt, die Hauptzüge zu seinem Gemälde als Mensch zu entwerfen. Nicht Wenige habe ich sehr verwundert gesehen, ihn dem Bilde, welches sie sich von ihm entworfen, ganz unähnlich zu finden. Sie hatten sich in dem Bibliographen einen, wenn nicht finstern, doch trocknen Gedanken gebacht, und fanden einen heiteren Mann von lebhaftester Beweglichkeit des Geistes, gern gefällig und in Gesellschaft beliebt, weil er die Gabe der Unterhaltung besaß, und bei seiner Mässigkeit mit jedem aus seine Lieblingsmaterien eingehen konnte. Bei seinem für Freundschaft und Liebe so empfänglichen Herzen war ihm aber am wohlsten in kleinem vertrauten Kreise, große Gesellschaften vermied er aber darum gern, weil er nie etwas auf den andern Morgen verschieben wollte, was er gleichwol öfters mußte, weil es ihm nie an Eindrücken fehlte, nicht bloß von reisenden Gelehrten, von denen nicht leicht einer durch Halle kam, ohne ihn zu besuchen, sondern auch von Einheimischen, die ihn um irgend eine literarische oder andre Gefälligkeit zu ersuchen hatten. Dann hatte er den Aufschub nicht verschuldet, und er bauerte dann öfters wol länger als zum nächsten Morgen, denn dem gefälligten Manne von der Welt, der es ja auch selbst erfahren hatte, wie viel werth es ist, um eine literarische Gefälligkeit nicht vergebens zu bitten, war es edelso unmöglich eine solche, wie viel Zeit und Mühe sie auch erforderte, zu versagen, als es seiner Gümthigkeit, wie oft sie auch gemißbraucht war, erträglich gewesen wäre, Unterstellungen anderer Art zu verweigern, wenn er es nicht mußte. Er glaubte nicht an Unbanbarkeit, weil er selbst so dankbar war, obgleich er gerade darum auch Vieles erduldet hat. Alle diese Eigenschaften, die ihm Vertrauen, Zuneigung und Freundschaft erworben, mag man als die Frucht eines glücklichen Temperaments betrachten, Achtung verdiente ihm seine Gesinnung und Handlungsweise. Seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller übernommenen Verpflichtungen, die disziplinen als Angländer grenzte, gestattete ihm durchaus nichts Unwahres und Unrechtes, nicht bloß Unrechliches. Heilig war ihm sein gegebenes Wort, wie schwer ihm auch in manchen Fällen die Erfüllung wurde, und so war er zuverlässig in allen Verhältnissen.

Was man ihm anvertraute, das konnte im Grabe nicht sicherer verwahrt sein, und es wurde ihm auch brieflich Vieles anvertraut, was bei seinem weit verbreiteten, zwar stillen, aber sehr wirksamen Einfluß viele Verhältnisse sehr hätte verwirren können. Nie aber hat er diesen Einfluß zum Nachtheil Anderer angewendet, wol aber von Manchem höchst drohende Gefahr abgemindert, und manchem hintangesetzten Wertianke gerechte Anerkennung verschafft. Seine Discretion hiebei ging soweit, daß er selbst dann, wenn ein Aenderer, dem er durch briefliches Zeugniß so gleich widerlegen konnte, sein Verdienst sich anmaßte, doch dazu schwieg, wie unaussprechlich ihm auch jede Anmaßlichkeit war. Feindschaften zu verhindern war er auf jede Weise bemüht, und dem Redacteur eines kritischen Blattes schloß es dazu nie an Gelegenheiten. Persönlichkeiten, bei manchen so beliebt, wollte er durchaus vermeiden wissen, und er wies sie selbst in solchen Fällen zurück, wo man mit Angriffen bedrohte und wol auch angriff, und er blieb seinem Grundsatze treu, daß eine Litteraturzeitung zwar wol ein Kampfplatz für Wissenschaft und Kunst, aber nicht ein Tummelplatz für persönliche Leidenenschaften sein müsse, daß Parteien zwar unvermeidlich seien, Parteinuth aber unwürdig. Gründe sollen der Wahrheit Freunde gewinnen, nicht Schmähsungen den Samen des Hasses ausstreuen. Wollte man Ersehen hiebei doch der Einseitigkeit zeihen, so könnte man es insofern, als er die Partei, welche das Dunkel dem Licht und Unrecht dem Rechte vorgehen, entschieden ausloßte, denn er war ein Freund von Licht und Recht. Selbst freimüthig liebte er Freimüthigkeit, um aber das Kind mit dem Bade auszuscheiden, war er freilich zu heusam.

Von Ersh, der der treueste Freund seiner Freunde, wohlmeinend, wohlwollend gegen Alle und wohlthätig soviel er vermochte war, sagte Böck in seinem freundschaftlichen Nachruf an ihn: „man darf an seinem Grabe geradehin es aussprechen: Ersh hatte keinen Feind!“^{*)} Bestätigen kann ich dies leider nicht, als volle Wahrheit aber es aussprechen: Ersh hat durch sein Verschulden sich keinen Feind gemacht, und keinen zu haben verdient. (H.)

ERSCHEINUNG (Physik und Metaphysik), bezeichnet im Allgemeinen, wie auch die entsprechenden Wörter in andern Sprachen: *parusmenon*, phenomenon und das daraus entlehnte Phänomenon, sowohl den Zustand, die Begebenheit, da irgend Etwas, eine Person oder ein Wesen erscheint, d. h. sichtbar wird, als auch die Sache selbst, welche erscheint, oder das Bild, unter welchem sich eine unsichtbare Sache als sichtbar darstellt. In ersterer Bedeutung redet z. B. die Bibel von der Erscheinung Gottes, der Engel, Christi, ebenso der gemeine Sprachgebrauch von der Erscheinung von Kometen, Geiern oder Gespenstern. In der zweiten Bedeutung heißt, eine Erscheinung haben, soviel als ein bieder oder in der Regel unsichtbares Wesen sehen, oder auch zu sehen sich nur einbilden, wo dann Erscheinung soviel wie Vision bedeutet. In der Physik werden alle Veränderungen

^{*)} Jahrbücher für Geschichte und Staatskunst. 1828, 8. Heft. S. 277 fg.

gen in der Atmosphäre, welche den Sinnen plötzlich merklich werden, auf eine unvollständige Weise Erscheinungen oder Phänomene genannt. J. B. Derringer, Feuerkugeln, Wind und dergl. In der Metaphysik bezeichnet Erscheinung unsere subjective Erkenntnißweise der Gegenstände, sofern dieselben nur unter gewissen Formen oder Bedingungen von uns erkannt werden, nicht so wie sie an und für sich, d. h. abgesehen von unserer subjectiven bestimmten Auffassung, sind. In diesem Sinne sagt man J. B. vom Regenbogen, er sei eine Erscheinung, denn ein solcher farbiger Bogen ist nicht wirklich an dem Orte vorhanden, wo wir ihn erblicken, sondern wir sehen ihn nur, wenn es eine ganze Fläche oder Wand von Regentropfen gibt, welche die Sonne beschneit, so daß von gewissen Stellen derselben die Sonnenstrahlen frei in unser Auge gelangen können. Dieser Regenbogen kommt also dem Gegenstande, d. i. den Regentropfen, die jene Wand bilden, nur zufälliger Weise zu, denn nicht immer, wenn es regnet, sehen wir in den Tropfen einen Regenbogen. Ferner ist er nur für die besondere Stellung unseres Auges gültig, er kann nicht gehen werden, wenn wir nicht die Sonne im Rücken haben, indem wir jene Regenwand, welche die fallenden Regentropfen bilden, anblicken und wenn die Sonne nicht höher als 51 Grad am Himmel steht. Hiernach ist also der Regenbogen eine bloße Erscheinung, und der Sonnenregen die Sache an sich selbst, an welcher der Regenbogen zufällig erscheint. Ebenso erscheint uns der aufgehende Mond am Horizont größer als der höher stehende, ohne doch größer zu sein, weil wir ihn mit den zwischenliegenden Häusern, Bäumen, Bergen u. s. w. vergleichen, und er dadurch in unserer Einbildung wächst, wie ein Hund auf dem Theater im Hintergrunde neben perspectivisch gemalten Hülfern, Bäumen u. d. m. Verschieden von Erscheinung ist der Schein, wobei gar nichts Objectives vorhanden ist, sondern alles nur sog. Sinnenbetrug oder Vision der Einbildungskraft. Es gibt übrigens allerdings Fälle, wo Erscheinungen und Schein kaum zu unterscheiden sind, J. B. das bekannte Phänomen der unter dem Namen Fata Morgana bekannten Falspiegelung (Mirage), welches die Traber mit Recht als das Geheiß der Wüste bezeichnen, als Blendwerk eines bösen Geistes, der den Wanderer vom Weg ablockt, indem er ihm das, was seine Phantasie als Wunsch mit glühenden Farben ausmalt, als wirklich neidend vorgefaßt).

1) Was ist folgende neuere Beschreibung desselben in den Briefen aus Spanien im Morgenblatt vom 8. Nov. 1841, Nr. 263: „Wetter kommt es, das dieses trügerische Spiel selbst den, der es von natürlichen Ursachen ableitet, Anfangs mit Bangigkeit, ich möchte sagen mit Entsetzen erfüllt. Dort, wo sich der Sand hundert Meilen weit ausbreitet, wo weder Baum noch Strauch ist, keine Spur von Wasser, dort erstehen uns auf einmal Gruppen von schlanen Blumen, die einen stolz dominirenden Strom umfanden, auf dessen Wellen wir die Strahlen der Sonne spielen sehen. Fernstehend grün bedeckt Hügel tauchten auf und verschwand wieder; kleine Hügel und Berge mit trostigen Tauern und Wäldern wuchsen in den Wäldern schäfer, deren Gärten sich wie kleine Oasen im Wüste hin- und herzogen. Soweit wir auch gehen die Erscheinung ritt, wir kamen ihr doch nicht näher. Alles

In der Kant'schen Philosophie spielt der Begriff „Erscheinung“ die Hauptrolle. Kant's Weltanschauung ist Idealismus, und zwar nicht sog. gemeiner (oder los-moralistischer) Idealismus, welcher die Welt zu bloßem Schein macht (indem er von der Behauptung ausgeht, wir nähmen nicht wirkliche Dinge, sondern nur Vorstellungen derselben wahr, eine Außenwelt existire gar nicht, sondern nur Vorstellungen einer solchen), sondern sog. transcendentaler, welcher existirende Dinge annimmt, aber behauptet, daß wir sie nicht erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie unsern menschlichen Erkenntnißvermögen erscheinen. Es ist bereits im Artikel Erkenntnis a priori dieser Kant'schen Ansicht gedacht worden, und wir führen hier zur Erläuterung nur Folgendes hinzu. Die Grundfrage ist, wie entstehen allgemeine gültige und notwendige Erkenntnisse, um die es sich allein in der Metaphysik oder Philosophie handelt?). Die Erfahrung kann uns überhaupt nummehere etwas durchaus Gewisses lehren. Auch nach einer noch so langen und reifen Erfahrung bleibt immer der mögliche Fall, daß einmal grade das Entgegengesetzte sich ereignen könne. Dasjenige, was unschütterlich wahr, was absolut nothwendig und allgemein bei allen und für alle Menschen gültig sein soll, kann grade, auf nichts Anderem beruhend, als auf der ursprünglichen Einrichtung unseres eigenen Denkvermögens. Was sich in der Natur Alles noch ereignen könne und werde, das läßt sich gar nicht wissen; gewis wissen läßt sich bloß, wie in alle Ewigkeit bin die Menschen die Natur ansehen, was sie darin im Allgemeinen für Gesetze erblicken werden, so lange die Menschen Menschen sind, d. h. ihre jegliche Verstandes- und Vernunftseinrichtung behalten. Aus dieser — wenn man sie nur einmal erkannt hat — läßt sich dann auch sagen, was für die Menschen immer und ewig wahr und gewis sein wird. Wollte man J. B. die allen Menschen gemeinsame Anschauungsweise mit einem auf bestimmte Weise gefärbten oder gefärbten Augenglas verglichen, mit dem sie gleich auf die Welt lämen, und dieses Glas eben die menschliche Verstandeseinrichtung nennen, so kann man gewis wissen, daß Alle, die hindurch schauen, die Objecte auf diese und keine an-

sahen vor und Schritt vor Schritt zurückweichen. Lange fanden wir so und sohen dem Zauber zu, und allmählig oertor sich das Unheimliche, das im Anblick lag. Es war ein so rotes Erden in dieser Schreinlichkeit, das Wasser so glänzend, die Blume so seltig grün, so fleisch und schmelz, wie ich sie nie gesehen. Alles schien dort viel freundlicher, als in der wirklichen Welt, und zog uns so mächtig an, daß wir, die doch nicht der Dursi vorwärts trieb, dort Wasser zu suchen, wo keins war, gern set und fort dem Spul nachgejagt wären, und so wohl begreifen konnten, wie er den Verirrten, der verzweifelt, mit brennendem Auge Wasser und menschliche Wohnungen zu sehen glaubt, um sich selbst, um ihn einsam verderben zu lassen. — Langsam schritten wir zu unsern Bedenken zurück, die nicht von der Erde gegangen waren. Noch schienen wir oft zurück in die Wüste, wo die Erscheinung allmählig erlosch und endlich zu einem Streifen zusammenstieß, einem blassen Raude vergleichbar, der über die Fläche zieht.“

2) Bgl. Spatzhahn, Hist. Genetisch. der specul. Philos. von Kant bis Hegel. S. 20, und Fortlage in der teutschen Vierteljahrsschrift. 1838. III. S. 92 fg.

dere Weise erblicken können, und jeder einzelne Mensch, d. h. ein Philosoph, würde an seiner eignen Anschauungsweise — seinem Verstande — abnehmen können, wie Alle seines Gleichen dieselbe Natur anschauen müssen. Wahrheit und Zuverlässigkeit wird also hier nicht sowohl in die Übereinstimmung der Vorstellungen mit ihren Objecten, als vielmehr in die Allgemeinheit und Nothwendigkeit gewisser Vorstellungen oder Vorstellungsgeweisen für den menschlichen Verstand überhaupt gesetzt. Wie können allerdings nach Kant bios wissen, wie sich alle Menschen die Dinge notwendig vorstellen müssen, nicht aber, ob diese Vorstellungen den Objecten, welchen sie entsprechen sollen, völlig adäquat sind. Der Mensch weiß bios, wie ihm die Dinge erscheinen, er hat und kennt bios die Erscheinungen derselben, gleichsam nur den durch jenes Glas mannichfach gebrochenen Widerschein der äußern Dinge auf dem Spiegel seiner Seele; nur von seiner Seite kennt er das Verhältniß zwischen ihm und den Dingen, weiß bios, wie er sich zu den Gegenständen verhält, nicht aber, was und wie beschaffen die Dinge an sich und außer diesem Verhältnisse sein mögen; denn wie er es auch ansehe, durch welchen Sinn er sich auch mit den Dingen in Rapport zu setzen suche, immer sieht und spürt er sie doch nur durch seinen Sinn hindurch, und der eine Sinn, z. B. das Tastorgan, kann wol dazu dienen, die Affection des andern, z. B. des Gesichtes, zu rectificiren, nie aber kann man irgendwo über die Sinne oder durch dieselben aus sich hinausgehen, noch die Dinge selbst unmittelbar in sein Bewußtsein hereinziehen. Die Dinge an sich, von denen uniergarb gewis Empressionen auf unsere Sinne gemacht werden, sind nicht hinweg zu demonstrieren; aber wir wissen eben nur weiter nichts von ihnen, als daß sie sind und daß sie die Ursachen von unsern momentanen Empfindungen sind; von ihnen selbst haben wir weiter nichts, als diese Empfindungen, diese aber sind durchaus subjectiv, d. h. zwar nicht willkürlich ihrem Ursprung nach, aber doch ihrer Beschaffenheit nach nichts weiter, als gewisse Zustände unserer Seele. Alles ist also für uns nur Erscheinung, aber daß eine Erscheinung da ist, also das Dasein oder Nichtdasein einer Erscheinung, muß uns a posteriori gegeben werden. In soweit müssen also die vorausgesetzten Objecte aus uns einwirken, daß sie uns ihr Vorhandensein kund thun; die Erscheinungen in uns — so wenig oder soviel sie auch den Objecten entsprechen mögen — müssen durch ein bestimmtes äußerliches Etwas hervorgerufen werden, und wenn es auch auf keine andere Weise wäre, als etwa so, wie der berührende Finger in den Salzen die schlummernden Töne weckt. Hatten wir uns an ein Beispiel, welches Kant selbst gibt (Kritik der r. Vern. S. 63, 1. Ausg. S. 45): „Bei einem Regenbogen, sagt er, werden wir zwar wol, auch nach der gewöhnlichen Vorstellungungsweise, zunächst den Farbenglanz eine Erscheinung bios für uns und in unserm Auge nennen; die Regentropfen aber, als das dieser Erscheinung zu Grunde liegende wirkliche und wahrhafte Ding an sich betrachten. Allein bedenken wir, daß auch diese Tropfen nur wiederum empirische Erscheinungen sind,

so ist selbst ihre runde Gestalt, ja sogar der Raum, in welchen sie fallen, nichts an sich selbst, sondern bloße Modifikation oder Grundlage unserer sinnlichen Anschauung; das Object selbst aber bleibt uns dabei ganz unbekannt.“ „Man könnte, wie Gelphaus treffend erläutert“, zu dieser Erklärung etwa noch hinzusetzen: man blide in ein Kaleidostop. Wie man es dreht und wendet, kommen andere Figuren zum Vorschein. Die farbigen Körper bilden dieselben. Ich weiß wol, daß das Ganze der Erscheinung, die Zusammenstellung, Verbindung — jetzt zu einer Rose, jetzt wieder zu einem Sterne — nicht objectiv die wirkliche ist, sondern nur durch die Winkelstellung der Spiegelgläser, also durch die Construction meines Organes (hier = Verstand) bewirkt wird. Wenn also auch nicht die Verbindungen, so sind doch die Elemente, die verbunden werden, die einzelnen Körperchen selbst, ihre Farbe, Gestalt, Beschaffenheit, wirklich so, wie ich sie sehe? Mit nichten! Was ihre Farbe und überhaupt die qualitates secundarias anlangt, so ist die bloße Erscheinbarkeit längst ausgemacht, und was das objectiv Gewisse daran wäre, die Größe, Gestalt u. s. f., überhaupt die mathematischen Eigenschaften, ohne welche sie gar nicht existiren könnten, so ist eben alles dies grade deswegen um so gewisser apriorisch und subjectiv, und mit dieser Gewisheit muß sich der Mensch biederlich begnügen, da er ja nie aus sich selbst herausreißt, nie seine Erkenntnis gleichsam aben die Dinge, die er selbst ja nur durch sein Erkennen erkennt, selbst stellen, und durch Vergleichung beider mit einander die (sog. transcendente) Wahrheit, d. h. die Übereinstimmung unserer Erkenntnis mit den Dingen an sich, ermitteln kann. Vergl. Critik d. Vernunft. Bd. I, 344 sq. II, 97. Essé. d. Metaphysik. S. 66. 228. 259. (Dr. K. H. Scheidler.)

ERSCHEINUNGSBOGEN, arcus apparitionis, heißt in der Astronomie der Bogen, welcher die Tiefte der Sonne unter dem Horizont misst, die sie haben muß, wenn ein gewisser Stern über dem Horizont sichtbar werden soll. Man denkt sich nämlich vom Zenith aus einen Verticalkreis nach dem Ort der Sonne. Dieser steht senkrecht auf dem Horizont und seine Verlängerung unter denselben bis zum Mittelpunkte der Sonne ist eben die Tiefe, welche dieselbe in einem gewissen Zeitpunkt unter dem Horizonte hat. Ist dieser verlängerte Bogen 5° groß, so wird in der Regel der Planet Venus entweder als Abend- oder als Morgenstern sichtbar; bisweilen aber braucht diese Tiefe auch nur 2° zu betragen. Merkur und Jupiter werden bei einer Tiefe von 10°, Saturn bei 11°, Mars bei 11½°, Sirius erster Größe bei 12°, die der 2. bis 6. Größe bei 13° bis 17°, Nebelsterne bei 18° sichtbar, denn mit dieser Tiefe ist jede Spur von Dämmerung erloschen.

(Richter.)

ERSCHEINUNG. Fehler der Erscheinung. Im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens bezeichnet Erscheinung überhaupt die unerlaubte Handlung, wodurch man irgend etwas durch List, Verstellung, Betrug an sich bringt, z. B. ein gutes Zeugnis, Amt, eine

Erbschaft u. dgl. m.; in der Logik dagegen überhaupt den Fehler, wobei man Urtheile oder Behauptungen auf That- sachen oder Beweise gründet, die nicht in der That und Wahrheit so vorhanden, sondern erst durch unsere Ein- bildungen oder falsche Schlüsse entstehen. Die Erschlei- chung wird bewiesen, indem man (wie auch die Cynoto- mie von Schleichen, d. i. heimlich heran kommen, andeu- tet), entweder unvermerkt zu den wirklichen Wahr- nehmungen etwas hinzuffügt, oder überhaupt etwas darin ändert (dieses wird auch der Fehler der eingebil- deten Wahrnehmung (vitium subreptionis) genannt, der darin besteht, daß man in der Erfahrung etwas an- getroffen zu haben glaubt, was man doch erst selbst hin- zugebracht oder gedacht hat), oder indem man bei einer Beweisführung in eine Schlussreihe als unbestrittene Wahrheiten solche Behauptungen einmischt, welche selbst erst noch des Beweises bedürfen; besonders so- fern grade das, warum es sich handelt, d. h., was erst bewiesen werden soll, selbst als Beweisgrund gebraucht wird (dieser Fehler heißt die petitio principii, Erbettel- lung der Erschleichung eines Principes, d. h. Beweis- grundes). Aus der angegebenen Begriffsbestimmung ergibt sich zugleich, daß es im Allgemeinen zwei Hauptarten von Erschleichung gibt, nämlich theils von Thatfachen, theils von Beweisgründen. In Bezug auf die Erschleichung von Thatfachen oder Wahrnehmungen darf man übrigens nicht der streng philosophischen Maßfah anlegen, weil dann unzählige angebliche Erfahrungen zu Erschleichungen werden würden, und es nur zu oft vorkommt, daß man etwas wahrzunehmen oder zu erfahren glaubt, was man doch selbst erst hinzubringt, oder durch Verglei- chungen, mithin Urtheile herausbringt. Dabin gehören 1. B. alle diejenigen Vorstellungen, durch welche wir Entfernung der Gegenstände von einander unmittelbar wahrzunehmen glauben. Jedermann beruft sich auf Er- fahrung oder Wahrnehmung, wenn er aussagt, dies oder jenes ist so und soweit von mir entfernt. Allein die leere Entfernung ist nichts Sichtbares, weil sie keine Farbe hat; den allein sichtbaren, den farbigen oder gefärbten Körpern oder Stellen ist es dagegen nicht an- zusehen, wie weit sie von einander entfernt sind, weil das eigentlich Sichtbare an ihnen, ihre Farbe, ganz dasselbe bleibt, man mag sie nahe, oder fern rücken. (Auf ähnliche Weise läßt sich zeigen, daß die bloße sinnliche Wahrnehmung oder Erfahrung und nicht lehren kann, ob zwei Löwe einer schneller oder langsamer folgen, da die leere Zeit zwischen ihnen nicht hörbar ist; aber in dem allein Hörbaren, den Tönen, die Distanz des einen von dem andern offenbar nicht vernommen wird. Ferner glau- ben wir die Solidität in den Körpern zu sehen, aber die Körper ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke wahr- zunehmen; allein was wir hier sehen und wirklich empfinden, besteht nur in einer gewissen Lage des Lichts und der Schatten, und mit dieser verbinden wir erst die Vorstellung von der Solidität, die aus dem Gefühl oder Tactsinne herkommt. Und sobald wir genau auf unsern Gesichtseindruck Acht geben, so nehmen wir bald wahr, daß es jene dem Gesichte eigentlich ferne Gefühlsidee

ist, mit der wir uns am meisten beschäftigen, und ebenso, wenn wir den Begriff der Solidität für sich näher ent- wickeln, so offenbart es sich gleich, daß er nicht das ist, was wir wirklich durch die Augen wahrnehmen können; ja auch selbst nicht durch den Sinn des Gefühls oder Tactes, obgleich wir diesen letztern als den objectivsten oder denjenigen Sinn anzuheben pflegen, der uns am sichersten von dem wirklichen Dasein der Gegenstände überzeugt. Wir sehen und fühlen eigentlich immer nur die Oberfläch der Körper; wie nun, wenn Nichts dahinter wäre? — Wollen wir das Innere aufbrechen, aufschneiden, so kommt eine neue Oberfläch zum Vor- schein, und wieder eine neue, falls wir auch diese durch- bringen wollten, um ins Innere zu gelangen, das So- lide entgeht sich immer den Sinnen. Woher denn wissen wir von einem solchen?*) Hiernach wären eigentlich alle derlei Vorstellungen unter die Kategorie der Erschlei- chungen zu bringen; doch wird dieser Begriff in der Regel nicht in diesem strengen Sinne angewendet. Was zunächst die Erschleichung von Thatfachen betrifft, so sind bereits im Artikel Erfahrung verschiedene Beispiele angegeben worden, woraus sich ergibt, daß selbst bei wi- ssenschaftlichen Forschungen, namentlich der Medicin und der Philosophie sehr häufig dasjenige als wirkliche Erfahrung bezeichnet wird, was doch nur erst hinzuge- dacht oder bloße Hypothese ist. 3. B. wenn Ärzte am Krankenbette das wahrzunehmen glauben, was sie nur durch die Willkür ihrer Hypothesen lebend, erst hinzu- bringen. Ebenso wenn Zeugen in ihre Aussagen von Wahrnehmungen das einmischen, was sich als Reflexion gleichzeitig mit der sinnlichen Empfindung gleichsam in ihre Bewußtsein einbrängt und damit verschmilzt. Als bekanntestes Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben kann die Volksmeinung in Betreff des sog. Veresens ober der Glaube angesehen werden, daß die Einbildung der schwangern Mutter, wenn diese von einem Bilde heftig ergriffen und in Schrecken versetzt worden ist, am Körper des Kindes eine dem Bilde entsprechende Verunstaltung hervorbringe. Man beruft sich dabei auf viele Thatfa- chen der Erfahrung, ohne zu bedenken, daß das Entstehen der Maale und Mißbildungen am Körper des Kindes durch das Bild in der Mutter nicht Sache der Beobachtung ist, sondern nur eine Hypothese über den Ueprung der Maale oder Mißbildungen aus- macht (und zwar eine falsche Hypothese, denn der Embryo ist schon von der ersten Anlage an eine abgeklärte Organi sation, die sich aus sich selbst entwickelt, und zu der weder Verden, noch auch Blut, sondern nur ernährendes Gifte aus der Mutter gelangen; s. Lühinger Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde. Bd. III. St. 1. S. 128. G. E. Schüze, Psych. Anthropol. S. 151 ed. 3).

Erschliche Beweis (petitiones principii) finden sich auch in den Wissenschaften sehr häufig, und in allen Systemen der Logik (vergl. die Werke von Krug, Fries, Bachmann u. A.) werden darüber (in der Lehre

*) Vgl. Lessing's Versuch. I. Bd. S. 444. Herbart, Phil. in d. Philol. S. 19 und die Schriften der Krieger.

vom Beweise) Regeln zur Vermeidung dieses Fehlers gegeben und Beispiele beigebracht. Wer z. B. gegen einen Atheisten zum Beweise des Daseins Gottes sich auf die allgemeine Uebereinstimmung aller Menschen in dem Glauben an Gott oder Götter berufen wollte, würde einer Erschütterung sich schuldig machen, da kein Atheist jenes Argument gelten lassen kann, indem er eben bestrittet, daß jener allgemein geltende Glaube auch allgemein gültig sei. Ueberhaupt enthalten alle sog. Beweise vom Dasein Gottes, der ontologische, kosmologische, teleologische, moralische u. s. w., solche Erschütterungen oder *petitions principii*, worüber sich Näheres findet in Kant's Kritik der reinen Vernunft. Fries, N. Krit. d. R. (Bd. II. S. 291) und den sämtlichen neueren Systemen der Metaphysik und Religionsphilosophie, insbesondere in Fortlage's Schrift über den Beweis vom Dasein Gottes, 1841. (Dr. K. H. Scheidler.)

ERSCHÜTTERUNG nennt man im Allgemeinen jede durch plötzliche äußere Einwirkung bedingte Störung der Ruhe eines Körpers. 1) Physik. Sollen aber zwei oder mehrere Körper störend auf einander wirken, so müssen entweder beide oder wenigstens einer von beiden in Bewegung sein. Streben also zwei Körper in ihrer beiderseitigen Bewegung einander entgegen, oder trifft die Richtung eines sich bewegenden Körpers auf einen ruhenden, so heißt die daraus erfolgende Berührung der Massen Stoß (Schlag, Ball u. a. m.). So verschieben nun aber die Art, Richtung und Intensität der bewegenden Kräfte und die Aggregatzustände der bewegten Körper sein können, so verschieben müssen auch die von ihnen abhängigen Wirkungen sein. Nehmen wir zwei Körper, deren einer den Stoß ausübt, der andere erleidet, so kann das Zusammentreffen so beschaffen sein, daß der Zusammenhang der Theile des einen oder beider ganz aufgehoben wird (Bruch, Zersplitterung); oder die Theile gerathen zwar in Bewegung und zeigen das Bestreben, ihren bisherigen Verband zu verlassen, aber die Kraft der Cohäsion überwiegt die des Stoßes (Erschütterung im engeren Sinn). Aus diesen allgemeinen Sätzen läßt sich leicht auf die verschiedenen Erscheinungsweise der Erschütterung schließen. Die Untersuchungen über die Richtung, Art und Intensität der Bewegungskraft müssen wir hier übergehen, denn sie würde theils eine unendliche sein, da sich für jede Kraft unendlich viele Grade der Äußerung denken lassen, theils aber muß sie als Ursache der Erschütterung zur Lehre vom Stoße gezogen werden. Dagegen ist es nöthig, die aus der Verschiedenheit der Materie resultirenden Arten der Erschütterung näher zu betrachten. Hier müssen wir nun aber ausgehen von den verschiedenen Aggregatzuständen der Körper, wonach sie eingetheilt werden in feste (weich, porös, elastisch, hart, zerbrechlich), liquide (tropfbarflüssig) und expansible oder elastisch-flüssige. Die letzte Classe hat man gewöhnlich von diesen Untersuchungen ausgeschlossen, da man sich zwar das Ganze der Atmosphäre als Körper, dessen Theile durch verschiedene Einwirkungen (Wirk. Donner, Wind, Regen) in ihrem gegenseitigen Verhältnisse gestört werden, vorstellen kann, aber durch die Wirkungen dieser Gewalten stets eine dauernde oder zeitweilige Verän-

derung dieser Theile hervorgerufen wird; sie gehören nur daher, in sofern sie in großen Massen auf liquide und feste Körper einwirkend sich beim Stoße selbst wie feste Körper verhalten. Ungleich größer dagegen ist der Widerstand der Körper der zweiten Reihe, welche in kleineren Theilen zwar leicht übermächtig und vernichtet werden, aber in größerer Masse angedauert ungläubliche Resistenzkraft besitzen (z. B. wird eine Klinge zersprengt, wenn man sie nach auf ein Wasserbeden aufschlägt). Doch auch diese Kraft liegt nicht sowohl in den Körpern selbst, als sie bedingt ist durch äußere fremde Verhältnisse, denn ein Tropfen, der in luftleerem Raume fallend ein Gefäß zersprengen kann, zerspringt durch die Luft, auf dasselbe Gefäß geworfen, selbst, und eine Bombe, welche in einem engen Kusse eine erdbebenartige Erschütterung erregt, wird, mit gleicher Kraft in das offene Meer geschleudert, ungleich geringere Folgen haben. Ein zweiter wesentlicher Grund, diese Körper von unserer Lehre zu trennen, liegt darin, daß bei ihnen durch jene äußeren Kräfte der Aggregatzustand aufgehoben, und auch nach beendeter Einwirkung nur wiederhergestellt wird. Drittens endlich ist ein Zusammentreffen zweier liquider Körper denkbar: aber auch in diesem Falle wird keine wahre Erschütterung erfolgen können, da die Körper in einander übergehen. Es bleiben somit nur die festen Körper übrig, unter denen man jedoch wieder wesentliche Unterschiede machen muß. Diese Classe zerfällt nämlich in viele Arten, welche nach Verschiedenheit der Cohäsion verschieden benannt werden. Dies sind nun zwar relative Eigenschaften, mögen aber beifuss genauerer Betrachtung als absolute gedacht werden. Sie alle nun zeigen unter bestimmten Verhältnissen die Erscheinungen der Erschütterung. Trifft nämlich ein weicher Körper mit einem porösen oder harten zusammen, so wird keine Erschütterung erfolgen, sondern ein Einbruch oder wirkliche Trennung; leidet er aber unter Einwirkung eines ihm in Consistenz gleichen Körpers, so werden seine Theile in Bewegung gerathen, aber ihr Streben nach Auflösung wird unterdrückt von den gegenwirkenden Kräften der Cohäsion und Gravitation. Dasselbe gilt auch von den porösen Körpern, deren geringe Resistenz sich schon aus ihrer zerfetzten lockrigen Structur annehmen läßt. Natter tritt aber die Erschütterung hervor an den elastischen Körpern, die je ihren Namen von dem eigenthümlichen Vermögen der Dehnbarkeit und Streben nach Rückkehr in den frühesten Zustand haben. Bei ihnen, noch viel mehr aber bei den festen (harten) Körpern läßt sich berechnen, welche Verschiedenheiten nach Maßgabe der einwirkenden Körper und der Richtung, Art und Intensität des Stoßes eintreten müssen (s. unter Stoss).

2) Medicin. Diese allgemeinen, von Erscheinungen an anorganischen Körpern abgezogenen, Sätze haben nun auch ihre Anwendung gefunden in der Lehre von denjenigen krankhaften Veränderungen der organischen Körper, welche durch äußere Gewalt entstehen. Man faßt hier die Zeichen, welche man theils an der organischen Materie, theils an den von ihr abhängigen Functionen wahrnahm, unter dem Namen *Commotio* zusammen, und theilt diese wieder nach den verschiedenen Organen anatomisch ein.

Es kann aber hierbei nur von animalischen Organismen die Rede sein; denn daß die Erschütterung der Pflanzorganismen keinen bedeutenden Einfluß auf das Leben des betroffenen Gewächses haben kann, erklärt sich leicht theils aus der verhältnißmäßig sehr großen Elasticität ihrer Gewebe, theils aber und hauptsächlich aus dem Mangel an Centralorganen, d. h. an Vereinigungspunkten organischer Systeme. Im Thierkörper gibt es mehr solcher sogenannten eilen Organe (Gehirn, Rückenmark, Lungen, Herz), deren durch Verletzung ausgeübte Function den Tod des ganzen Organismus zur nothwendigen Folge hat, und die auch deshalb durch feste Decken nach Außen hin geschützt werden. Wir finden aber in den Organen und Systemen der Thierkörper alle Aggregatzustände wieder, welche wir bei den Anorganismen beobachteten; wir würden folglich auch dieselben Erscheinungen der Erschütterung wahrnehmen müssen, wenn nicht ein wol zu beachtendes Moment hinzukäme. Sagen wir nämlich, daß die gestohlenen anorganischen Körper dem Stöße einen gewissen Widerstand entgegenstellen, so geschähe dies nach den mechanischen Gesetzen der Cohäsion und Gravitation; bei den Organismen demerten wir aber über diesen Widerstand noch eine eigenbüthliche Rückwirkung. Sie nun ändert die Erscheinungen der Erschütterung wesentlich. Denn eine Erschütterung eines niedern Organs (z. B. eines Theils des Knochengeriüßes) könnte zwar diesen Theil für immer zu weiten Verletzungen unbrauchbar machen, aber nie dem Leben des Ganzen Gefahr drohen, wenn nicht durch Erregung eines Allgemeineindens ein Organ von größerer Wichtigkeit krankhaft verändert werden könnte. Wirkt dagegen eine Gewalt heftig auf die äußeren Bedeckungen jener zur Lebenserhaltung notwendigen Organe, ohne selbst in sie einzudringen, so entstehen durch Ineinanderrütteln der Theile unmittelbare Zufälle, welche alle Functionen nicht nur des betroffenen Gliedes, sondern des ganzen Körpers für immer oder einige Zeit vernichten. Dieser Vorgang charakterisirt sich im Allgemeinen einerseits durch Lähmung, Schwächung und Betäubung des Sensorium und ganzen Nervensystems, andererseits durch Functionstörungen des jedesmaligen Organs, wozu sich später heftige örtlicher oder allgemeiner Reaction gesellen. Irig also ist die Annahme, das Wesen dieser Krankheit bestände in Entzündung der resp. Organe; genauere Beobachtungen haben erwiesen, daß die entzündlichen Symptome nie primär sind, sondern nur erfolgen können durch Reaction auf die Commotion selbst oder Complicationen derselben. Wenn demnach Langensack zur alleinigen Anwendung der antiplogischen Methode rath, so ist dies ebenso einseitig als die von Himly überall gefolgte, reizende, ercitirende Curart. Beide sind in gewissen Beiräumdungen angezeigt, beide müssen aber auch mit bedeutender Gefahr verbunden sein, wollte man sie vor oder nach diesen Stadien anwenden.

3) Metaphorisch wird Erschütterung gebraucht zur Bezeichnung von Aufreißung jeder Art, z. B. des Gemüths, des Staats u. s. w. (Dr. Julius.)

ERSCHÜTTERUNGSKREIS der Winen, ist die Grenze der unterirdischen Wirkung des Schiffspulvers in der Erde, abgesehen von dem herausgeworfenen Erdkegel,

wenn anders ein solcher stattfindet. Das in einem zusammenhängenden und daher widerstehenden Mittel entzündete Pulver dehnt sich mit einer, seiner Menge angemessenen, Kraft und Geschwindigkeit nach allen Seiten gleichförmig aus, und schiebt die ihm entgegenstehenden Theile des Kreises vor sich her, bis entweder die Kraft des expansiblen Gases ihr Ende findet, oder vorher schon der Widerstand an der Oberfläche des Erdbodens aufsteht, und der über dem Pulver liegende Theil des letzteren gehoben und herausgeworfen wird. Hieraus folgt, daß nur in dem Falle ein Minentrichter entsteht, daß das Pulver nicht auf allen Seiten einen gleichförmigen Widerstand findet, sondern sich nach einer oder der andern Seite mehr ausdehnen kann, als nach den übrigen. In diesem letztern Falle lassen sich bei der Explosion einer Mine drei bestimmte Abschnitte deutlich wahrnehmen: zuerst ein dumpfer Knall, dann eine Erhebung der Erdoberfläche rings um die Linie des kleinsten Widerstandes, daß sich ein kleiner Hügel bildet, dessen Umkreis zu der Ladung verhältnißmäßig ist, und wo durch die entstehende Zerreißung des Erdbodens Rauch und Feuer herausgeschlägt. Endlich eine heftige Erschütterung in der Nähe der Minenlammer, wobei die Erde mit großer Gewalt als eine feurige Garbe herausgeworfen wird. Man sieht, daß hier die Erde um den kugelförmigen Pulverkegel auswärts gedrückt, sich als eine pressbare Hülle biegen muß, während die Seitenwände eine runde Form bekommen und im Momente des Aufsteigens ein unregelmäßiges Spätroß bilden.

Die älteren Minirer kannten bloß die einfache Mine, deren Trichter die doppelte Linie des geringsten Widerstandes zum Durchmesser hat; sie nahmen keine Rücksicht auf die eigentliche Wirkungssphäre, die sich durch die Stärke der Ladungen weit über die Grenzen des Trichters ausdehnen kann. Sie fanden daher, daß 1) kein Trichter entstehen kann, sobald die Linie des Erdhorizontes durch die Pulverlammer gebet und daher die Expansionskraft des Pulvers keinen andern Widerstand findet, als den Druck der denselbe auf allen Seiten umgebenden Atmosphäre. 2) Jede andere und tiefere Lage des Pulvers in der Erde wird ober einen Trichter auswerfen, der mit der Ladung im Verhältniß steht und dessen Durchmesser bei gleichen Pulvermassen kleiner wird, je tiefer diese liegen. Es läßt sich demnach für den größten Durchmesser des Trichters ein Verhältnis zur kürzesten Widerstandslinie in Theilen des Palmessers der Zerreißungssphäre (d. Erstoplosnostradius), der aus der Pulverlammer nach dem obern Umkreise des Trichters geht, annehmen:

Linie d. geringsten Widerstandes:	Durchmesser d. Trichters:
0,1	1,98996
0,2	1,95958
0,3	1,90786
0,4	1,83308
0,5	1,63204
0,6	1,60000
0,7	1,42828
0,8	1,10000
0,9	0,87176
1,0	0

3) Wenn das Pulver so tief unter der Erdoberfläche liegt, daß dieselbe nicht von dem Erschütterungskreise berührt wird, oder daß sie bloß eine Tangente desselben ist, kann auch keine Erregung herausgeworfen werden und folglich kein Trichter entstehen. Die Oberfläche des Erdbodens bekommt bloß Riten, durch welche das sich ausdehnende Gas entweicht; oder aber es wird bloß eine unterirdische Ausbuchtung gebildet, mit merkwürdigem Gas angefüllt. Die wirkliche Erschütterung des anliegenden Erdbodens und ihre nachtheilige Wirkung auf die Minengänge, welche in ihrem Bereiche liegen, hat zuerst Wellen beobachtet und seine Theorie der Globes de Compression auf solche Beobachtung gegründet. Er fand, daß durch 3000 Pfund Ladung eine 42 Fuß entfernte Galerie 48 Fuß lang eingebrückt war, obgleich bei 12' kürzester Widerstandslinie und 33' oberem Halbmesser des Trichters, der Explosionsradius nur 35' war; die Wirkung des Erschütterungskreises hatte sich hier bis auf das Niveau der kürzesten Widerstandslinie erstreckt, von der sie bei einfachen Riten nur 1½ bis das Doppelte ist.

Eine andere, 14' unter der spielenden Mine liegende Galerie war jedoch nur 38' lang gequetscht, und scheint die gedrückte Form der Erschütterungssphäre darzustellen, weshalb auch Gumbel und Le Brun die Wirkung der Ladung unterwärts nur wenig mehr, als der Hälfte des Druckes in horizontaler Richtung gleich setzen, und die Ursache der sich verringern Kraft in der abwärts zunehmenden Festigkeit des Erdbodens finden. Dohenheim findet den Grund der elliptischen Gestalt der Erschütterungssphäre in dem gleichförmigen Widerstande des Erdbodens auf den Seiten des Trichters, der oberwärts durch das Herauswerfen der Erde verschwindet, weshalb die treibende Kraft unterwärts nicht so tief gehen kann, sondern eine gedrückte Kugel bildet, die sich aber in eine wirkliche Kugel verwandelt, sobald die Wirkung der Mine sich nicht bis auf die Oberfläche der Erde erstreckt. Mit Dohenheim angenommen, 1) daß der Umkehrungspunkt der Ellipse in der Mitte der Minenkammer liegt; 2) daß die Ellipse die Explosionsradien durchschneidet; 3) daß ihre Axen sich wie der Explosionsradius zur kürzesten Widerstandslinie verhalten, wird die Gleichung der Ellipse, — die Ordinaten vom Mittelpunkte an gerechnet:

$$y = \frac{a}{b} \sqrt{b^2 - x^2}$$

Ist demnach der Explosionsradius, — hier die Weite, auf welche die feindliche Galerie eingebrückt werden soll, — 30, die kürzeste Widerstandslinie = 10, und $y = r$, dem Trichter-Halbmesser, wenn $x = 10$, so wird:

$$\text{die halbe große Achse } a = 10 \sqrt{1 + 2n^2};$$

$$\text{und die halbe kleine Achse } b = 10 \frac{\sqrt{1 + 2n^2}}{(1 + 2n^2)}$$

$$\text{weil } r = \frac{a}{b} \sqrt{b^2 - 100}, \text{ und } 30 : 10 = a : b,$$

$$\text{daher } b^2 = \frac{100 \cdot a^2}{a^2 - r^2} = \frac{100 \cdot a^2}{900}. \text{ Ist nun } n = 1, \text{ so wird}$$

$n = 173.2$; hingegen durch $n = 3$ wird $a = 435.8$: die beiden Weiten, auf die bei dem vorausgesetzten Werthe von n die nebenliegenden Galerien eingebrückt werden. Zwar ist jenes Verhältniß der beiden Axen nicht ganz genau; es ist vielmehr in leichtem Sandboden, nach der Erfahrung für einfache Axen $a : b = 14.5 : 13$ und für die Überladungen 17.2 : 14. Weil aber $b = 10$ der kürzesten Widerstandslinie, das Minimum der Wirkung einer jeden Ladung unterwärts ist, kann man auch jenen Werth für b setzen, und wird dadurch um so mehr ein richtiges Resultat erhalten, als durch die gesungene Ladung die kleine Aze größer wird.

Mit großer Sorgfalt angestellte Versuche haben gezeigt, daß die Minenladungen, sobald sie größere Trichter herauswerfen sollen, als das Doppelte der Linie des geringsten Widerstandes beträgt, sich wie die Quadrate des Trichterhalbmessers, mit der kürzesten Widerstandslinie vermehren, verhalten. Ist nun bei starken Überladungen der



Halbmesser des noch wirksamen Erschütterungskreises e ma zu dem Explosionsradius, nach der angeführten Erfahrung wie 42 zu 35, und soll eine 38 Fuß seitwärts der Minenkammer hin laufende Galerie eingebrückt werden; bekommt man 42 : 35 = 38' : x , und daher $x =$

$$\frac{\sqrt{1225 \cdot 1444}}{1764} = 31,666 \text{ dem Explosionsradius, der bei}$$

einer Tiefe der Minenladung von 12' unter der Erdoberfläche, 29.34 zum Halbmesser des Trichters gibt; für den nun die zugehörige Ladung zu bestimmen ist. Die vorhergehende Erfahrung vorausgesetzt, wo der Minentrichter von 3000 Pfd. Ladung 66 Fuß oberem Durchmesser hatte, würde in dem nämlichen Erdboden (33') 12 : (29.34)³ 12 = 3000 : 2371.5 Pfd. die gehörige Ladung sein, um bei 38' Entfernung die feindliche Galerie unbrauchbar zu machen. Legt man aber hier einen andern Versuch Besidor's zum Grunde, wo 1200 Pfund, die 10 Fuß tief in der Erde lagen, einen 45' weiten Trichter auswarfen, und wo daher der Explosionsradius 24.62 war, hätte man für die Ladung 2448 Pfd. erhalten. Sobald man jedoch nur eine einfache Mine bei der Berechnung als Problem voraussetzt: etwa mit 108 Pfd. bei 10 Fuß kürzester Widerstandslinie geladen; wird man nur eine zu schwache Ladung finden. Diese wird allezeit stärker, wenn man auch von stark geladenen Riten ausgeht, die öfter, ja gewöhnlich, in einem festern, mehr zusammenhängenden Boden lagen. Überhaupt sind die Anomalien, durch die verschiedene Weichheit des Erdbodens, des Pulvers, ja durch mancherlei Nebenumstände erzeugt, so groß, daß man kaum durch eine an Ort und Stelle gestrenge Probemethode sicher den durch die Berechnung gefundenen Erfolg erwarten darf.

Daß selbst überladene Riten keinen Trichter

antworten können, wenn sie so tief in der Erde liegen, daß der Halbmesser ihres Erschütterungskreises sich nicht bis auf die Oberfläche erstreckt. Sie sind dann wie schwach geladene zu betrachten, wenn auch ihre Kraft viel weiter geht, als gewöhnlich. In Hinsicht ihrer Wirkungen gegen feindliche Galerien wird nach Belieben bei ihnen die, ihrer Entfernung von jenen angemessene Ladung genommen, bei der man mit Sicherheit auf die Verstärkung jener rechnen kann.

Ladung.	Radien des Erschütterungskreises.		
	Erichter Boden.	Gartenerde.	Schwerer Letten.
50 Pfund	11,2 Fuß.	9,5 Fuß.	8,9 Fuß.
70 "	12,5 "	11 "	10 "
100 "	14,1 "	12,3 "	11,2 "
120 "	15 "	13,1 "	11,9 "
150 "	16,2 "	14,1 "	12,8 "
170 "	16,8 "	14,7 "	13,4 "
180 "	17,3 "	15 "	13,7 "
200 "	17,9 "	15,6 "	14,1 "
220 "	18,3 "	16,1 "	14,6 "
240 "	18,8 "	16,6 "	14,9 "
250 "	19,1 "	16,8 "	15,2 "
280 "	19,5 "	17 "	15,5 "
290 "	19,8 "	17,4 "	15,8 "
300 "	20,5 "	17,8 "	16,1 "
350 "	21,4 "	18,7 "	17 "
400 "	22,5 "	19,6 "	17,8 "
450 "	23,5 "	20,4 "	18,5 "
500 "	24,1 "	21,2 "	19,1 "
550 "	24,6 "	21,8 "	19,7 "
600 "	25,2 "	22,4 "	20,3 "

In sofern bei allen Gegenständen einer Zerstörung immer die durch sie entstehenden Trichter möglichst zu vermeiden sind, weil sie dem Feinde Logementen gewähren, daß man auch verschiedene Versuche deshalb angestellt, weil nur die Erfahrung über diese Frage entscheiden kann. Beistehende Tafel enthält einige derselben in Österreich und Preußen angestellte.

Nr.	Erreichte Höheren flammhöhe.	Ladung in Pfünden.	zur Ladung gehörige Höheren flammhöhe.	Beschaffenheit des Erdbodens.	Erfolge des Versuches.
1	8	24	6,2	Gartenerde.	Es erzeugte sich ein 3 Fuß hoher Hügel.
2	11	60	8,5	Leichter Sand.	Ein Vertiefung von 1 1/2 Fuß entstand.
3	15	93	9,7	Bester Letten.	Ein 2 Fuß hohe Erhöhung.
4	16	96	9,8	begl.	Oben.
5	16	280	14,8	Gartenerde.	Ein 30 Fuß weiler Trichter.
6	19	100	10	Bester Letten.	Ein niedriger Hügel.
7	19,5	100	10	begl.	Ein Erhöhung von 1,5 Fuß.
8	19,7	288	14,2	begl.	Ein geringe Vertiefung.
9	350	15,1		Leichter Sand.	Ein 26" weiler Trichter.
10	28,5	10,7		begl.	Ein 8' weiler, 1' tiefer Vertiefung.
11	22	210	12,9	Bester Letten.	Ein etwas großer Hügel.

Nr.	Erreichte Höheren flammhöhe.	Ladung in Pfünden.	zur Ladung gehörige Höheren flammhöhe.	Beschaffenheit des Erdbodens.	Erfolge des Versuches.
12	22,5	300	14,5	Leichter Sand.	Ein 8' weiler Vertiefung von 2,5 bis 3'.
13	22,5	300	14,5	begl.	Oben.
14	24,7	300	15,3	Bester Letten.	Ein Erhöhung von 2 Fuß.
15	25	300	15,1	Bester Sand	Ein Trichter von 6' weiler.
16	25	500	15	mit Letten.	Der Trichter hatte 12' im Durchmesser.
17	20	409	16	Leichter Sand.	Ein Vertiefung, 23' weiler, 3' tief.

Hier wurden bei dem Versuch Nr. 15 zwei 24' von der Mine entfernte Kammern eingebracht, wenn auch der Trichter nur 6' weit war; in Nr. 17 ward nur ein 16' von dem Mittelpunkt der Kammer entfernt, 6' tiefer Schacht völlig zerstört, obgleich der Erschütterungskreis 33' Halbmesser hatte, ein 20' entfernter Schacht von 8' Tiefe hatte eine gänzlich verschiedene Form bekommen. Eine, mit der Mine auf gleichem Horizonte liegende, 33' entfernte Gallerie, war zwar in der Seitenwand eingebrückt, die Thürflügel zerbrochen und die Kappen aus ihrer Stelle gerückt, doch war sie noch zugänglich. Von der Mine Nr. 2 mit 60 Pfd. geladen war ein 10' entfernter Schacht zusammengedrückt, von dem 15' entfernten aber waren die Stöße aus ihrer vorigen Stellung gedreht. Von dieser Mine ward die Erde bloß 8 Fuß hoch gehoben und fiel wieder zurück, daß kein Trichter entstand, sondern bloß eine Vertiefung von 1 Fuß. Daraus folgt, „daß Ladungen auf 1/2 der kürzesten Widerstandslinie berechnet, das Maximum geben,“ dieselben aber die gebührende Ladung für schwach geladene ist. Sobald aber die Ladung über 300 Pfd. steigt, wird durch die Festigkeit des Druckes die Erde soweit seitwärts geschoben, daß allezeit eine Senkung des Erdbodens über der Kammer stattfindet, wenn auch kein eigentlicher Trichter entsteht. Man sehe auch Minen. (v. Hoyer.)

ERSE. Ungeachtet dieses Wort wahrscheinlich durch Verderbniß aus dem Englischen Irish entstanden ist, muß dasselbe doch dem in England sehr gebräuchlichen Sprachgebrauch zufolge nicht auf die irische, sondern die galische Sprache, das heißt auf das in Schottland übliche keltische Idiom, bezogen werden, wie Ad. Vietet (de l'Affinité des lang. Celt. avec le Sanscr. Paris 1837. p. 167), die falsche Bemerkung des Ausdrucks vom Irischen bei einigen Reuten rühm, aus dem Gael. Echort. Diet. of the Highl. Soc. beweist, worin Erse oder Erse durch gaelic albanach (d. i. galisch-Schottisch), wiedergegeben wird, und wie auch z. B. aus dem Hohnträger-Wörterbuch zu erhellen, welches Erse durch: Herisch, die altirische Sprache übersetzt. Die Diction'sche Frage ist in neueren Zeiten, nachdem sie lange Zeit geruht hatte, wieder aufs Tapet gekommen, und in den nachfolgenden beiden Büchern besprochen worden, als: 1) Die Unachttheit der Fieber Liffan's und des

Rachpersonen'schen insbesondere. Von Talsj (d. i. die Frau des durch seine Reise nach Palästina bekannten Orientalisten Robinson). Leipzig. 1840. Vergl. Pall. Bib. Febr. 1841. Die Anzeige von Gruppe, der auch mit der Talsj stimmt. Hiernach soll nun Rachpersonen den englischen Ofsian nach irischen Mustern gebildet, das von Almondt ins Deutsche übersezte angebliche gaelische Original aber erst nachmals nach seinem englischen Ofsian zusammengespleißt haben. Die Echtheit der Ofsian'schen Gedichte dagegen aber wird wieder vertheidigt 2) in The genuine remains of Ossian literally translated. With a preliminary disc. By Patrick M. Greger. M. A. Published under the Patronage of the Highland-Society of London. (Lond. 1841.) Es wird immer schwer sein, diese berühmte, vom Partei- und Nationalinteresse überschwellende Controverse vollkommen aus's Reine zu bringen; soviel ist aber gewiß, daß die schottisch-gaelische Literatur der mit ihr nächstverwandten irischen sowohl an Alter als an Reichtum bei weitem nachsteht, und deshalb eine etwaige Erborgung an Material auf Seiten der ersten nicht grade zu den wunderbaren Dingen gehören würde. Zudem sind das Irlandsche und Schottisch-Gaelische oder Erse in Wahrheit nur zwei stark charakterisirte Mundarten einer einzigen Sprache, und zwar zeigen sich im Gaelischen, verglichen mit dem Alt-Irischen, bereits zahlreiche Spuren der Auflösung, welche die Sprachen im Verlaufe der Zeit zu betreffen pflegt, sodaß es sich in dieser Rücksicht mehr der neueren mündlichen Sprache Irlands nähert. Über die Stellung des Erse im keltischen Sprachstamme siehe den Artikel Indogermanischer Sprachstamm S. 90. (Pöbl.)

Erse, f. Herse.

Ersek-Ujvar, f. Neuhäusel.

ER-SEMJEN, auch ER-TEMLJEN, ein mehrere adelichen Besizden gebrüßtes großes Dorf im er-melkster Gerichtsstuhle (Processus, Bezirk) der biharer Gespanschaft im Kreise jenseit der Theis Oberungarns, in der großen ungarischen Ebene, an der von Szekesbid und Debrezin über Nagyküla nach Siebenbürgen führenden Poststraße, in sumppiger Gegend gelegen, mit 254 Häusern, 1615 magyar. Einw., welche sich mit dem Ackerbau beschäftigen und viel Tabak bauen, der in dieser Gegend sehr gut gedeiht, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangelischen bethetischer Confession, einer Schule und einer Poststation, die mit Nagyküla, Szekesbid und Eisföst Pforte verchelt. Er-Semjen ist der Geburtsort des berühmten ungar. Schriftstellers Kazinczy's (1759), der ein halbes Jahrhundert Ungarns Literatur leitete. (G. F. Schreiner.)

ERSINGEN, katholischer Pfardorf im großherzogl. badischen Oberrhein Pfortzheim, $\frac{1}{2}$ teutsche Meile gegen Nordwest von der Oberamtsstadt und fast zwei Meilen gegen Südost von Durlach, in einem kleinen Thale an einem Bächlein, Krebsbächlein genannt, das $\frac{1}{4}$ Meile von hier gegen Nordwest bei Königsbach mit dem Mühlbache und Rembache vereinigt in die Pfingz fließt. Es besteht aus 148 Häusern und hat einschließlic des zu seiner Gemeinde gehörigen und von zehn Menschen bewohnten

Sperlingshofes 1210 Einwohner in 234 Familien. Es nährt sich von Weinbau, Feldbau und Viehzucht, und der hier erzeugte Wein wird gelobt. Auch befinden sich hier zwei Betreibemühlen und eine Limbille. Zur Pfarrei gehört das über $\frac{1}{2}$ Meile von hier an demselben Bächlein gegen Königsbach hin liegende Dorf Bieslingen mit 622 Erlen. Die Einwohner beider Orte sind wegen ihres tief gewurzelten Aberglaubens von Hexenwerken, Geisteserscheinungen, Alpträumen und dergleichen berückelt, und von jeher haben böse Weiber hier ihr Wesen getrieben. Auf die Klagen beider Gemeinden kamen im J. 1572 drei Weiber von Ersingen in Untersuchung; eine derselben entlebte sich im Gefängnisse, und zwei wurden zum Scheiterhaufen verdammt und zu Baden öffentlich verbrannt. Auf gleiche Weise wurde im J. 1576 abermals eine von Ersingen verurteilt und mußte zu Ertüßingen dem Feuereth sterben. Und nach allem diesem hörten die Klagen vor der Landesobrigkeit nicht auf*). Ja heute noch ist die Schorffschigkeit nachschüßiger Weiber an allen Uebeln schuld, welche Ersingen und Bieslingen in unseren Zeiten an Menschen und Vieh, in Haus und Feld betrosfen haben. Ersingen und Bieslingen waren bis zum J. 1803 ein Eigenthum der Wendtstettermonnenabtei Frauenalb, Bieslingen schon im J. 1193, und Ersingen, das schon im 12. Jahrh. unter mehreren Eigenthümern getheilt erscheint, kaufte die Abtei nach und nach vom J. 1267 bis 1382 seinen Besitzern ab, die alle pforsheimer Bürger waren. (Thomas Alfred Leger.)

ERSKINE, alterthümlich Iriskyn, Kirchdorf des Presbiterats von Paisley, in der schottischen Landschaft Kentrenschire, mit Erskine-Pause, an dem Elde, dem gewöhnlichen Wohnsitz von Lord Blantyre, ist das Stammhaus des berühmten Geschlechts Erskine. Ein Heinrich Erskine erscheint als ein Edelmann von Bedeutung unter der Regierung Alexander's II. 1226. Johann, ein handhabter Anhänger von Robert Bruce, empfang von dessen Händen den Ritterschlag, 1322; Johann's Sohn, Robert Erskine, war der vornehmste Unterhändler in dem schwierigen Geschäfte, den König David aus englischer Gefangenenschaft loszulassen, und wurde ihm sein Verdienst hierum mit der Würde eines Lord-Ghomerlain und der Hauptmannschaft der Schöffer zu Edinburgh, Stirling und Dumbarton belohnt. Robert, der auch in des Königs Namen eine Gesandtschaft in Frankreich ausrichtete, wirkte nicht wenig zu der friedlichen Thronbesteigung des ersten Stuart, und starb 1385, die Edöyne Thomas und Nicolaus hinterlassend. Davon wurde der jüngere, Nicolaus mit Kinroul abgefunben, der ältere, Thomas, von Robert II. mit dem Ritterschlag beehrt, auch von diesem König sowohl, als von Robert III. verschiedentlich als Gesandter nach England versendet, nahm zum Weibe Johanna Keith, eine Tochter des Eduard Keith von Sinton und der Christina Monteth. Es war Frau Christinen Mutter Helena, eine Tochter von Grutney, dem 11. Grafen von Marr, und konnte

*) Irkenthlich Nicron Campadius in Beiträgen zur Naturlandgesch. (Heftb. 1811.) S. 64 — 62.

dennach der Johanna Keith Sohn, Robert Lord Erskine, nach dem Absterben der Gräfin Isabella von Marr, mit vollem Rechte die halbe Grafschaft Marr ansprechen, auch den Titel davon annehmen (1436). Allein es wurde durch Urtheil die Grafschaft für vermannet erklärt und von der Krone anderweitig vergeben, so daß Robert, gest. 1453, seinem Sohne Thomas nur den Anspruch hinterließ. Des Thomas, gest. 1503, Sohn Alexander, Mitglied des geheimen Rathes unter Jacob IV., bekleidete auch die Hauptmannschaft des Schlosses zu Dumbarton. Alexander's Sohn, Robert, fand den Tod in der Schlacht bei Flodden, 1513; es überlebten denselben aber mehrere Kinder, worunter jene Margaretta, die Geliebte, oder, wie sie nachmals vorgegeben hat, die geschliche Gemahlin K. Jacob's V., welchem sie den so berühmten gewordenen Grafen von Murray, den Jacob Stuart, geboren hat. Als des Robert Douglas von Kochoven Gemahlin hatte Margaretta den Genuß, einer beglückten Nebenbuhlerin Tochter, die unglückliche Königin Maria Stuart, auf Kochoven gefangen zu halten. Einer von der Margaretta Brüdern, Jacob Erskine auf Caen, ist der Vater jenes Wilhelm geworden, der 1585 als Comthurant zu Paisley vorkommt, der älteste hingegen ihrer Brüder, Johannes Lord Erskine, hat als Erbkauptmann des Schlosses zu Stirling, auf solchem den König Jacob V. aufgenommen und beschützt gegen die ihn verfolgenden Douglasses. Daraus führte Erskine als Gesandter in Frankreich die Unterhandlung um seines Königs Vermählung mit einer französischen Prinzessin, und scheint von dem an gänzlich den Interessen des Hauses sich ergeben zu haben. Denn gleichwie er alle Veruche Heinrich's VIII., sich der Person der minderjährigen Königin zu bemächtigen, vereitelte, so hat er auch den wesentlichen Antheil gehabt an ihrer Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich. Darum findet er sich unter den Commissarien, welche die Habsburg Königin nach Frankreich geleiteten 1548. In seiner Ehe mit Margaretta Campbell, des Grafen Archibald von Argyle Tochter, hatte Johann fünf Söhne. Davon fiel der älteste, Robert, bei Pinkie, blieb der andere, Thomas, der in vielen Beschäftigungen sich gebrauchen lassen, unverheirathet. Doch kennt man von ihm einen natürlichen Sohn, Adam Erskine, der 1585 in der Eigenschaft eines Comthur Abtes von Camperdown auftritt, gleichwie in demselben Jahre David Erskine ein natürlicher Sohn Robert's, als Commendatorabt von Dribing genannt wird. Der vierte Sohn, Alexander wurde der Stammvater der Grafen von Kellie, von denen hernach; der dritte, Johann, folgte dem Vater als fünfter Lord Erskine und Viscount von Stirling. Johann war noch ein junger Mann, als die Stände von Schottland seiner Hut das Castell von Edinburgh übergaben, 1556; um den Franzosen jede Gelegenheit, sich denselben zu bemächtigen, zu benehmen, mußte er eidlich geloben, nur auf Befehl des Parlaments das Castell zu öffnen. Diesem Auftrage verdankte Erskine seine neutrale Stellung inmitten der um die Herrschaft ringenden Parteien, und mußte er dieselbe so vollständig zu behaupten, daß selbst die Königin-Mutter

stehend, nur unter der Bedingung Einlaß fand, daß ihr beschränktes Gefolge durchaus keine Beförderung für die Sicherheit der Feste erwerde. In dem von Erskine ihr gesammelten Zufluchtsorte starb Maria von Guise den 10. Juni 1560. Die Tochter mußte eine Zuneigung empfinden für denjenigen, der ihrer Mutter ein Pfündchen vergönnt hatte, um zu sterben; Erskine wurde in den geheimen Rath aufgenommen, erlangte auch eine Revision der Ansprüche seines Hauses auf die Grafschaft Marr, kraft deren ihm am 23. Juni 1565 die besagte Grafschaft zugesprochen wurde. Sie war zeitlich durch verschiedene Hände gegangen, und zuletzt von Jacob Stuart, dem Halbbruder der Königin, belessen worden. Die finstern Entwürfe, mit welchen der Balfard sich beschäftigte, mögen ein Großes beigetragen haben, um nach Verlauf von 130 Jahren der Familie Erskine zu ihrem Rechte zu verhelfen. Für das Gedeihen dieser Entwürfe war die Schwächung der Gordons, dieser gebornen Verächter des alten Glaubens, unerlässlich. Maria mußte ihnen die Grafschaft Murray nehmen, um sie dem Balfard zu vertheilen, und dieser entledigte sich hingegen willig der Grafschaft Marr, überzeugt, daß der neue Befizzer der Gordons unwandelbarer Gegner werden müsse. Wie richtig diese Berechnung, erhellet daraus, daß Gordons, zur Verzeihung getrieben und zu Empörung gegen die Monarchin, an die ihn alle seine Interessen und Ambitionen fesselten, als die Rede davon, daß er durch Auslieferung seines Sohnes sich Verzeihung, diesem Sohne die Hand der Königin gewinnen könne, so vortheilhaftem Antrage seine Zustimmung verweigerte, vornehmlich in der Befürchtung um den neuen Grafen von Marr. Abgesehen von seiner genauen Verbindung mit Murray war Marr, im Besitze seiner Grafschaft, den Gordons ein sehr fürchtbarer Gegner; denn Marr ist eine Landschaft von bedeutendem Umfange, die im Allgemeinen von der Dee im Süden, von dem Don im Norden begrenzt, wenigstens Kildrummie, der Grafen alter Sitz, auf dem nördlichen Ufer des Don belegen. Der obere Theil der Landschaft um die Quelle der Dee heißt Braemar, ein bezügtes Waldland, das an streitbaren Vasallen reich. In der mittlern Landschaft, in Mid-Marr, besetzte der neue Graf, an der Spitze der königlichen Truppen, in der bereits besprochenen Fehde, die Gordons; das Gescheh wurde in dem Thal Corriedale den 28. Oct. 1562 geliefert. Gra-Marr, das untere Marr, ist der der See zugewandte Theil der Landschaft. Die Königin, beherrscht durch ihre Beziehungen zu Bothwell, wurde allmählig des Fehlers inne, den sie begangen, indem sie alle Macht in die Hände von Murray und dessen Anhängern gegeben. Um wenigstens des Castells von Edinburgh sich zu versichern, verließ sie in den größten Fehle, in den zu versallen ihr möglich: sie übergab den Kronprinzen, den 19. März 1567, der Hut des Grafen von Marr, der dagegen ihr das Castell überantworten sollte. Allein es hat der Graf sein in dieser Hinsicht gegebenes Versprechen zu umgehen gewußt, während alles fernere Unglück Maria's sich herbeizog von dem unüberlegten Schritte, den als der Königin Gemahl zurückzunehmen Bothwell, vergeblich sich bemühte.

Seine Versuche, des Prinzen habhaft zu werden, erfüllten die Nation mit den schwärzesten Besorgnissen, während Marr, indem er den Leukungen des Gehirns widerstand, eine unaussprechlich wachsende Popularität sich gewann. Einzig Murray, in dessen Heere in der Schlacht bei Langside, Marr auf dem linken Flügel setzt, zog Vortheil von dieser Popularität. Nach Murray's gewaltsamen Ende verharrete Marr in der einmal betretenen Bahn, er unterstützte aus allen seinen Kräften den neuen Regenten, den Grafen von Lenox, und ihm allein hatte die Partei es zu danken, daß sie nicht vernichtet wurde in dem von den Anhängern der Königin bewerkstelligten Handstreich auf Stirling, den 3. Sept. 1571. Schon war die Stadt übermächtig, der Regent und Morton hätten sich gefangen geben müssen, da brach mit 30 Knechten der Graf von Marr aus der Burg hervor. Furchtlos warf er sich in die dichtesten Haufen der zerstreuten Pflünderer, und wie die Hühnerschaft der argen Verwundung gewahrte, die von seinen Hühnerschlägen unter den Gegnern angerichtet, da ermannte sie sich ihrem Burgherrn zu Weisheit, in schwächliche Flucht wurden getrieben, die eben noch Sieger gewesen. Aber aus dieser Flucht erschoß einer von Hamilton's Leuten den Regenten Lenox; dem mußte ein Nachfolger gegeben werden, und in der Wahl entschied die Mehrheit der Stimmen für den Grafen von Marr, den 6. Sept. 1571. Gerecht, besonnen und ernstlich um des Landes Wohl besorgt, suchte dieser die streitenden Parteien zu versöhnen und seine Aufgabe wurde gar sehr erleichtert durch das Zutrauen, so Männer von den entgegengelegtesten Gesinnungen ihm schenkten. Mit Rathenland und dem heidnischmüthigen Kirkcaldy von Grange hatte er bereits ein Abkommen errichtet, dem nur die Unterschriften fehlten. Aber Morton erinnerte sich mit bitteren Gefühlen, daß seine Verwundungen um die Regentschaft durch Marr vereitelt worden; daneben verließen seine Fähigkeiten, sein Reichthum, der Schutz, den die Königin von England ihm angedeihen ließ, dem Douglas einen Einfluß auf die Partei, der selbst jenem des Regenten überlegen, und er gefiel sich darin, diesen Einfluß durch beharrliche Widersetzlichkeit gegen Marr's Entwürfe zu offenbaren. Es beschloß sich auch der Douglas eine beträchtliche Verminderung seines Ansehens, für den Fall, daß Maitland mit seinen Freunden wiederum zu einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gelangen würde, indem an ihnen der Regent eine bedeutende Stütze finden mußte. Zu Morton hielten aber alle die Befürworter der den Anhängern der Königin abgesprochenen Güter, und ihre Habgucht, verbunden mit des Parteiführers Ehrgeiz, vereitelten des Regenten wohlthätige Bemühungen um die Herstellung des Friedens. Es machte aber hiervon die betrübende Erfahrung einen ganz besondern Eindruck auf den seinem Vaterlande herzlich ergebenen Mann. Der Kummer brach seinen Geist, und er versank einer hartnäckigen Melancholie, die, durch körperliches Leiden verstärkt, am 29. Oct. 1572 seinem Leben ein Ende machte. „Er war vielleicht der einzige Mann im Königreiche, der im Besitze der Regentschaft,

dem Neide hätte entgegen und sie aufgeben mögen, ohne darum in seinem Ansehen und Ruf verkränkt zu werden. In der Hitze der wechselseitigen Feindschaft mußte doch von beiden Parteien das Ehrenhafte seiner Absichten, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit zugegeben werden.“ Daß er an drei seiner Bettern die Abteien Cambuslangneith, Driburg und Paisley vergab, war vielleicht einzig eine Folge seiner Stellung, die es ihm zur Pflicht machte, jede Vergrößerung seiner Widersacher zu hintertreiben. Vermählt mit Annabella, einer Tochter des Wilhelm Murray von Lussibardin, hinterließ der selbste Graf von Marr (von Robert Erskine, dem Sohne der Johanna Keith, an gerechnet), einen Sohn Johanna, der, als minderjährig, seines Vaters Bruder, Alexander, zum Vormund erhielt. Dieser, von dem Parlament nach des Grafen von Marr Ableben zum Gouverneur des Königs Jacob VI. bestellt, übte in vollem Maße das Herrschaftsrecht in der Burg zu Stirling, wie auf den gräflichen Gütern, dem Kessen und der gräflichen Witwe gleich sehr zu Unlust. Ihre Mißthimmung suchte Morton zu benutzen, um nochmals zu der höchsten Gewalt und zu freier Verfügung über des Königs Person zu gelangen. Mit seiner gewöhnlichen Fertigkeit nabte er des jungen Grafen und der Gräfin Witwe Maitrauen um Alexander's Absichten, bis der hinfällige Jüngling von noch nicht 20 Jahren und die eheliche Frau zu Gewaltmaßregeln sich entschloß. Plötzlich, am frühen Morgen des 26. Apr. 1578 zeigte sich der Graf an der Schloßpforte zu Stirling; ohne Zögern mit seinem Gefolge eingelassen, bemerzte er sich der wichtigsten Posten, denn keinem von der Besatzung fiel es ein, dem Herrn zu widerstehen. Alexander Erskine wurde gebeten, sich einen andern Aufenthalt zu wählen, und der Graf von Marr konnte über des Königs Person und Wohnsitz verfügen, inwiewol er bald einen Theilnehmer für diese Befugnis sich gefallen lassen mußte. Morton behörte des Grafen von Marr Weisheit, daß derselbe ihm den Eingang der Burg Stirling vergönnte, den 24. Mai 1578, und nach kurzer Zeit verließ der arglistige Burg, König und Marr selbst. Morton erlag jedoch bald seinem finstern Gesichte, und es begann die Herrschaft der königlichen Wagnonen, um welche der Großen Widerwärtigen sich in der sogenannten „raid of ruthven“ ausprägten (1582). Als einer der thätigen Theilnehmer dieser Verschwörung nahm sich der Graf von Marr. Aber der König, geraume Zeit ein Gefangener, setzte sich in Freiheit unter dem Vorwande einer Jagdpartie in der Umgebung von St. Andrews, zu welcher der gefesselte Marr ihn sogar begleiten mußte (den 27. Juni 1583), und wiederum übte Arran unbeschränkte Gewalt der Hefe. Bedroht durch die Ständerversammlung Erklärung vom 17. Dec. 1583, nach welcher alle Theilnehmer der Ruthvenverschwörung des Hochverraths schuldig, unternahmen es Marr und Angus, ihrer Partei durch Begnadigung von Stadt und Schloß Stirling einen neuen Mittel- und Stützpunkt zu sichern. Sie bewerkstelligten ihr Vorhaben am 19. April 1584, allein schon am 24. konnte der König gegen sie 20,000

Streiter führen, und deren Ankunft zu erwarten, wollten die beiden Grafen nicht wagen. Sie entflohen nach England, und am 22. Aug. 1584 erging gegen sie im Parlament ein Strafurtheil, das zwar nur an ihren Gütern zu vollstrecken, und von den Gütern blieb wenig der Krone; das meiste mußte an Arran und seine Spießgesellen ausgetheilt werden. Aber es verging kaum ein Jahr, und die Verbannten von den verschiedensten Farben hatten sich in England vereinigt zu einem Versuche gegen die Aügewalt des Hünflings. Über 1000 Mann konnten sie nicht zusammenbringen (im Oct. 1585), in Kinton führte Marwell ihnen 800 Reizige und 300 Knechte zu. Also verklärt traten sie den Marsch gen Eitrling an, und bevor sie St. Ninians erreichten, hatten 10,000 Bewaffnete sich unter ihren Fahnen vereinigt. Jeder Widerstand ward einer solchen Macht gegenüber unmöglich, Arran entflo, und der König, sich selbst überlassen, trat in Unterhandlung mit den einzigen gegen den Hünfling bewaffneten Herren, und die friedlichste Revolution, die Schottland je gesehen, war durchgeführt. Zusamment des Königs Verzeigung nahm ein Jeder das Seine, und scheint Marr von dem an angelegentlich um des Monarchen Gunst gebuhlt zu haben. Wie sehr es ihm damit gelungen, zeigt sich in einem eigenhändigen Briefe Jacob's an den Grafen, als dessen Gut er den am 19. Febr. 1594 gebornen Kronprinzen Heinrich übergab *). Häufig findet sich darum der Graf an des Königs Seite, namentlich in jenem geheimnißvollen Auftritte in des Grafen von Gowrie Hause zu Perth, den 5. Aug. 1600. Als K. Jacob sich veranlaßt fand, sein Erbrecht zu dem Throne von England durch bestimmte Unterhandlungen mit den Häuption der Parteien in dem Schwesterreiche zu sichern, waren der Graf von Marr und der Abt Bruce von Kinlos diejenigen, denen so schwierige Unterhandlung anvertraut. Sie kamen zu spät, um ein Fürwort für den unglücklichen Grafen von Essex einzulegen, aber den wesentlichen Theil ihres Geschäftes, für welches ihnen eine Art von Generalsvollmacht, Zeugnis des unbegrenztesten Vertrauens, ausgefertigt, vollführten sie in Behutsamkeit und Gewandtheit. Ohne im mindesten die stets wachsame Eifersucht der Königin herauszufodern, traten sie in Verbindung mit den einander ansiehenden Parteien, und vereinigten sie sammt und sonders zu dem Entschlusse, des schottischen Königs Erbrecht zu unterstützen. Für so ausgezeichnetes, um die Dynastie der Stuarts erworbenes Verdienst empfing Marr, nachdem K. Jacob 1603 den englischen Thron bestiegen, den Hofenbandorden, die Geheimrathswürde und das Amt eines Großschatzmei-

ners von Schottland, welches er 15 Jahre lang bekleidete. Er starb den 14. Dec. 1634, von seiner ersten Gemahlin, Anna Drummond, den Grafen Johann, von seiner andern Gemahlin, Maria Stuart, einer Tochter des Herzogs Aime von Lenox, die Edhne Jacob, Heinrich, Alexander und Karl hinterlassend. Jacob, mit Maria Douglas, Gräfin von Buchan, verheirathet, 1610 und durch Urkunde vom 25. Nov. 1625 zum Grafen von Buchan ernannt, hatte zu Nachfolgern, als siebenten und achten Grafen von Buchan, seinen Sohn Jacob, gest. 1664, und seinen Enkel Wilhelm, gest. 1695, und weil dieser unverheirathet, so fiel der gräfliche Titel an die Vettern von Gardro, die von Heinrich, dem vierten Sohne des siebenten Grafen von Marr, abstammten. Heinrich's Nachkommenschaft, oder das heutige Haus Buchan, wird weiter unten seine Stelle finden. Alexander Erskine, ebenfalls ein jüngerer Sohn des siebenten Grafen von Marr, verlor das Leben in dem Aufstiege des Schlosses zu Dunblaw, während von dem jüngsten Sohne, von Karl Erskine auf Alva, die Grafen von Rosslyn abstammten. Johann Erskine, der achte Graf von Marr, Ritter des Bathordens seit 1610, war auch Mitglied des Geheimrathscollcgiuns, Gouverneur des Schlosses zu Edinburgh, und starb 1634, nachdem er von den Feinden des königlichen Hauses nicht wenig Ungemach ausgestanden. Denn sein Sohn Johann, neunter Graf von Marr, hatte sich zu des Vaters Lebzeiten, als Lord Erskine, durch seine Anhänglichkeit zu dem König unter den Waffenbrüdern des tapfern Montrose ausgezeichnet. Der neunte Graf von Marr starb im J. 1668, und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Karl, der Mitglied des Geheimrathes unter Karl II., Oberst eines Infanterieregiments unter Jacob II., sich gegen Dundee verbindlich machte, von dem Castell von Eitrling aus den Convent zu beschützen, welchen die Jacobiten der Versammlung von Drangemännern in Edinburgh entgegenzusetzen dachten. Aber in dem Augenblicke der Ausführung verließ den Grafen der Muth, der Convent kam nicht zu Stande. Karl starb den 23. April 1689, aus seiner Ehe mit Maria Maule, einer Tochter des Grafen von Panmure, die Edhne Johann, Jacob und Heinrich hinterlassend. Davon ist der jüngste, Heinrich, bei Almansa 1707 geblieben. Der älteste, Johann, elfter Graf von Marr, Baron Erskine, Garioch und Alloway, Erbhauptmann und Gouverneur des Castells von Eitrling, war durch seine Fähigkeiten und seine reiferen Gaben ganz eigentlich bestimmt, ein Adept in Staatsintriguen und zugleich ein glücklicher Hofmann zu werden. Des Vaters schlechte Haushaltung hatte das Erbgut gar sehr in Verfall gebracht, der Sohn wußte ihm durch weise Sparsamkeit wieder aufzuhelfen. Daneben verließ ihm das zahlreiche Gefolge von freitbaren Männern aus dem Walde von Braemar, so von seinem Winke abhängig, eine eigenthümliche Wichtigkeit. Dieser Stellung verbandte er zunächst ein Infanterieregiment, das ihm jedoch nicht veranlaßt zu haben scheint, durch ernstlichen Dienst sich eine tüchtige Erfahrung im Kriegsdienste zu erwerben. Parlamentarische Erfolge lagen ihm mehr am Herzen,

*) My Lord of Mar, Because in the Security of my Son, consisteth my Security, I have concedid to you the Charge of his Keeping, upon the Trust I have in your Honesty. This I command you out of my own Mouth, being in the Company of those I like, otherwise from any Charge that can come from me, you shall not deliver him: And in Case God call me at any Time, see, that neither for the Queen, nor Kestates, their Pleasure, you deliver him, till he be Eighteen Years of Age, and then he commands you himself.

und er bewarb sich um dieselben in der ganzen Unschlüssigkeit seines Vaters, der abwechselnd Tory oder Whig gewesen. Nachdem er öffentlich im Parlament für König Jacob gesprochen, brachte er innerhals derselben Räume die Union zur Sprache, war er einer der schottischen Commissarien, so die Präliminarartikel dieser Union zu entwerfen hatten. Ritter des Distelordens seit 1706, auch Staatssecretair zur Zeit des letzten schottischen Parlaments, unterstützte er den Unionstractat nicht allein durch seine Beredsamkeit, sondern auch durch die mancherlei Künste der Seduction. Doch findet sein Name sich nicht unter denen, welche von dem Äquivalent ihr Antheil bezogen, und das mag ihn für einen Augenblick mit der Regierung verbunden haben. Er suchte sich zu rächen in den Vorbereitungen zu einem Aufstande, an dessen Spitze sich zu stellen er beabsichtigte; schnell aber verfiel durch die ihm gebotene Pension von 2000 Pf., auch für das durch die Union unterdrückte Staatssecretariat, durch seine Aufnahme in den englischen Staatsrath und durch das Amt eines Siegelbewahrers entschädigt, soll er dem Theilnehmern seiner aufständischen Entwürfe sehr schlecht gelohnt und sie dem Ministerium zu Bestrafung überliefert haben. Unter der berühmten Verwaltung von 1710 einer der 16 schottischen Peers in dem Parlament von Großbritannien, wurde er selbst zeitig als einer der britischen Staatssecretarien in das Ministerium eingeführt, und übte in dieser Eigenschaft besonders Einfluß auf die Angelegenheiten von Schottland, wo namentlich die Hochlande gänzlich seiner Leitung überlassen waren. Seine frühere Verbindungen mit dem streitbarsten Theile des Königthums wurden nun inniger und ausgedehnter, nachdem er die Vertheilung der von der Regierung den Häuptlingen der Gans bewilligten Pensionen übernommen hatte. Mittlerweile mußte Marr, dem äußern Scheine nach Whig, zur Zeit seines Eintrittes in den Staatsdienste, jetzt als ein Mitglied des Ministeriums Hollingsbrooke, ausgemacht zu andern Grundföhen übergehen. Tory in den letzten Jahren der Königin Anna wurde er gleichwol mit derselben Schmiegsamkeit zu der Whigpartei zurückgekehrt sein, wenn ihm in dieser Hinsicht von dem Hofe Georg's I. irgend eine Einladung zugekommen wäre. Windhams ist gewiß, daß der allgemeine Entschluß der Häupter der Torypartei, sich der neuen Regierung zu unterwerfen, von Marr in soweit befolgt wurde, daß er sich bemühte, in der Gestalt eines Rammes von Einfluß und Wichtigkeit zu erscheinen, dessen Anhänglichkeit für eine jede Staatsform bedeutend, der aber zugleich willig, dem neuen Monarchen zu dienen. In einem Schreiben vom 30. Aug. 1714 an den in Holland verweilenden König gründet, drückt der Graf große Besorgnis aus, es möchten von seiner Treue, von seiner Ergebenheit für die handverlesene Succession, irrige Vorstellungen verbreitet worden sein, wie er besonders darauf schließt, daß er von allen Dienern der Königin Anna der einzige, den von den handverlesenen Ministern nicht befehlet werde. Nach diesem Eingange erhebt der Briefsteller seiner Vorhaben umwandelbare Treue zu dem regierenden Hause, die guten Dienste, die er selbst in der

Angelegenheit der Union und der Durchsetzung der Successionsacte geleistet; er versichert, der König werde in ihm einen ebenso treuen Unterthan und Diener finden, als er der verlebten Königin, oder einer seiner Vorfahren den Monarchen aus dem Hause Stuart gewesen, beschwört den neuen Herrscher, allenfallsigen Verleumdungen keinen Glauben zu schenken, und schließt mit einem andächtigen Gebete für dessen ruhige und beglückte Regierung. Aber nicht bloß in Beziehung auf seine Individualität erwartete der Graf von Marr Frieden, vielmehr sogar Günst an dem Hofe Georg's I. zu finden. Seinen Einfluß auf die Hochländer geltend zu machen, veranlaßte er ein Schreiben, an ihn selbst gerichtet, und von einer ganzen Reihe der bedeutendsten Glandshäuptlinge unterzeichnet, worin diese ihn ersuchten, die Regierung von der Treue der Hochschotten für die beglückte Person Georg's I. zu versichern, und sie, die Unterzeichner, gleichwie die Oberhäupter der übrigen Glands, die durch die weite Entfernung abgehalten, dem Schreiben ihre Unterschrift beizufügen, gegen Mißdeutungen in Schutz zu nehmen; denn wie sie bereit gewesen, hieß es zum Schluß, des Grafen von Marr Einladungen zum Gehorsam für die Königin Anna Folge zu leisten, so würden sie auch mit dem Grafen in Dienstergebenheit und Treue für König Georg weiterrufen. Außer diesem Schreiben empfing Marr durch seines Bruders, des Lord Orange, Vermittelung, eine von den Glands vollrante Unterwürfigkeitsadresse, um solche dem Könige in dem Augenblicke der Landung zu überreichen. In Folge dieses Auftrages wartete Marr dem König zu Greenwich auf, und mit einiger Gewissheit mochte er sich einer huldvollen Aufnahme versehen, indem er dem neuen Monarchen eine Anerkennung von Seiten derjenigen überbrachte, die als seiner Thronbesteigung feindselig versprochen, und die vor allen andern Unterthanen befähigt, die sich bildende Regierung zu beunruhigen. Aber Georg I. kannte und wollte nur die Partei, welcher er den Thron zu verdanken glaubte; unsähig, die weise Mäßigung Wilhelm's III., dessen sichere Bahn inmitten der einander bekämpfenden Meinungen zu verfolgen, ließ er den Grafen von Marr wissen, daß er die an des Präsidenten Hofe geschickte Adresse der Glands nicht annehmen werde; eine Botschaft, welcher der Befehl, die Staatsiegel auszuliefern, beigelegt, sowie die Erklärung, daß der König der Dienste des Grafen ferner nicht bedürfe. In solcher Weise abgewiesen, mußte Marr annehmen, daß sein Untergang unvermeidlich; sich zu vertheidigen, den Trost zu vergelten, mit welchem sein Dienstanbieten abgewiesen, beschloß er, sich an die Spitze der mißvergnügten Partei in Schottland zu stellen und sie zu augenblicklicher Empörung zu führen. Anfangs August 1715 schiffte der Graf, von dem Generalmajor Hamilton und dem Obersten Hay begleitet, sich zu Gravesend auf einem Steinkohlenfahrzeuge ein. Das gewählte strenge Incognito um so besser zu beobachten, ließen die Herren sich gefallen, den Dienst von Schiffknechten zu verrichten. Ohne widrigen Zufall erreichten sie Elie, aus der Dürstte von Birk, einer von Jacobiten überfüllten, vor andern den Sitten

der Cavaliere getreu gebliebenen Provinz. Dasselbst verkehrte Marr mit den Gutsbesitzern, die seinen Absichten am geneigtesten, er belebte ihre Hoffnungen, er reiste ihre Thatkraft, und eilte nach Braemar, während bereits Edelleute aus Stirling und Fifehire, aus Angus und Perth, in kleinen Scharen, doch bewaffnet, am Fuße der Grampianbühgel zusammentrafen, um den Ausgang von Marr's Unterhandlungen mit den Hochländern abzuwarten. Es verließen diese in ihrem Beginn nicht viel Zeit. Der Gheslain der Forquarison, obgleich für einen kleinen Theil seines Besitztums des Grafen Lehnsmann, begab sich, um Marr's Summungen auszuweichen, nach Aberdeen, zugleich erklärend, er werde nicht eher die Waffen ergreifen, bis der Chevalier de Saint-George den Boden von Schottland betreten habe. In seinen auf diesen Hauptling gesetzten Hoffnungen getäuscht, erinnerte Marr sich, daß verzweifelte Entschlüsse leichter von zahlreichen Versammlungen, denn von Einzelnen gefaßt werden, weil das Beispiel streift, und auch die Bedenklichen durch Schamgefühl vor Zurückweichen oder Abfall bewahrt werden. Eine große Versammlung von Häuptlingen und Edelleuten zu berufen, veranfaltete er eine feierliche Jagd, tiuechel. Zu solcher Lustbarkeit pflegten die Herren, von ihren Unterthanen begleitet, alle, selbst Gäste aus dem Flachlande, in hochländischer Kleidung und in möglichster Pracht zu erscheinen. Die Begleitung der Unterthanen war für dergleichen Jagden unerlässlich, weil sie vornehmlich durch Treiber, von denen meilenweite Bezirke umstellt, auszuführen. Der wohlbegründete Ruf von des Waldes von Braemar Reichtum an Wild aller Art versammelte um dessen Ausgänge eine außerordentliche Menge von Jagdliebhabern, seiner wollte Marr's Einladung verabläumen. Da fanden sich in Person, oder in geziemender Stellvertretung, der Herzog von Gordon und Alhol älteste Söhne, die Marquis von Huntley und Tulibardine; die Grafen von Mithdale, Marischall, Traquair, Errol, Southesk, Camroath und Kintishgore, die Viscounts von Kilsyth, Kenmuir, Kingston und Stornmount, die Lords Hollo, Duffus, Drummond, Strathallan, Ogilvy und Kairne. Von Clanshäuptern waren die bedeutendsten Glegarry und Campbell von Glendale, diefer als des mächtigen Grafen von Breadalbane Vertreter. Zu solchen versammelten Herrn sprach Marr, etwa den 26. Aug. 1715. Mit thronenden Augen sagte er, daß er als ein Werkzeug dienen müßte, die Union zu befördern, den unglücklichen Verband, welcher den Engländern Gelegenheit gebe, eine verzehrte Lieblingsneigung zu befriedigen, den Schotten Sklavenketten anzulegen. Er zeigte, daß ein Usurpator, der Ausruf von Hannover, mittels einer brüderlichen und neuerungsfüchtigen Partei herrsche; von dessen Trüannei sich zu befreien, gebe es nur einen Weg. Als Männer müßten sie sich zu Werthbeugung von Leben und Eigentum erheben, zugleich den Thron dem rechtmäßigen Erben zurückgebend. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, die Fahne Jacob's III. aufzuspflanzen, Vermögen und Leben um die gerechte Sache zu wagen, und forderte männlichen auf, sich in demselben großmüthigen Entschlusse mit ihm zu

vereinigen. Freigeigig verließ er französische Hüfstruppen und Subsidien, zugleich das Mährchen beständig von zwei verschiedenen Landungen, deren eine, unter des Herzogs von Ormond Befehlen, in England, die andere, von dem Herzog von Berwick geleitet, in Schottland bewerkstelligt werden sollte. Er verließ mit großer Gewisheit einen allgemeinen Aufstand in England, zu dem jedoch nothwendig im Norden der Insel das Beispiel gegeben werden müsse. Der Augenblick sei im höchsten Grade günstig, von Truppen das Königreich deinahe entblößt, nicht nur von Frankreich, sondern auch von Schweden Beistand verheissen. Außerordentlich soll seiner Worte Gewicht verstärkt worden sein durch eine den glänzenden Blicken dargebotene, doch nicht völlig aufgeschlossene Cassette, deren Inhalt man, nach den abenteuerlichen, sie beschützenden Vorsichtsmaßregeln, zu 100,000 Pf. berechnete, da sie deren kaum 3000 gewährte. Marr soll zugleich Briefe von dem Chevalier von Saint-George vorgezeigt haben, in denen er zu besten Generalleutnant und Oberbefehlshaber der Arme von Schottland ernannt, wo hingegen andere Berichte versicherten, daß er als einziges Credit der Chevaliers Widmigkeit vorzuziehe, dasselbe auch in seinem Entschlusse wiederholt künde, ohne zu irgend einer Zeit die oberste Leitung des projectirten Unternehmens in Anspruch zu nehmen. Marr selbst, in einer von ihm, oder doch unter seinen Augen niedergeschriebenen Erzählung versichert, daß der Chevalier habe deinahe einen ganzen Monat aufgeschlupft gewesen, bevor er von demselben eine Commission erhalten konnte. Die bedeutende Zahl der um den Richter versammelten vornehmen Personen, die Berechnung, mit welcher öffentlich die Gegenstände behandelt wurden, die zeither in eines Jeden Brust geschlummert hatten, verfehlten ihre gewöhnliche Wirkung nicht, und Jeder schloß, daß der Versuch, den Strom von des Grafen Rede durch Vorstellungen oder Einwürfe hemmen zu wollen, einzig darauf hinauslaufen würde, daß ein solcher Dissident sich selbst der Freiheit oder einer Abneigung für die gemeine Sache anklage. Es wurde demnach beschlossen, daß sofort nach der Heimkehr ein jeder von den Anwesenden, unter irgend einem Vorwande, bis zum 3. Sept. eine möglichst große Streitmacht aufbieten solle; am besagten Tage wollte man nochmals zu Aboyne, in Aberdeenhire zusammentreffen. So endigte jene berühmte Jagd von Braemar, die ihrer Folgen wegen wie die alten Weiden von dem Chevalieren singen, von einem Menschengeschlechte zu beweinen, das noch geboren werden sollte. Aber ehe der vornehme Theil der Gesellschaft von dem Schlosse Braemar schied, sollte sie noch Zeuge werden einer Begebenheit, die, wäre sie auch erdichtet, sattsam die Meinung auspricht, die von des Grafen von Marr unzweifelhaftem, schweißträgerischem Charakter Viele hegten. Mit Gästen überfüllt war das Schloß Braemar, sobald viele adeliche Herren zweiten Ranges, in Ermangelung eines Bettes, genöthigt waren, die Nacht vor dem Kaminfeuer zuzubringen, eine Unbequemlichkeit, die in jener Zeit und Landschaft eben nicht allzu hoch angeschlagen zu werden pflegte. Doch empfand sie bitterlich ein Diener des Grafen von Marr. Von Ge-

burt ein Engländer und an alle Comforts des Südens gewöhnt, drängte er sich in den Kreis der um das Feuer ruhenden Edelleute, und sofort begann er ihnen sein Leid zu klagen. Bevor er noch einmal solche Strapaze ertrage, wolle er lieber nach England zurückkehren und ein Whig werden, versicherte der Mann, dann sich besinnend, und die Gewandtheit seines Herrn in jeder müsslichen Lage bedenkend, setzte er hinzu: „Köst' meinen Grafen nur machen, der weiß, wenn es ihm nöthig dünkt, mit aller Welt in England Freundschaft zu haben.“ Von Seiten des Ministeriums wurden inzwischen Anstalten getroffen, um den Folgen der ungewöhnlichen Bewegung unter den Schotten vorzudringen. Die wenigen Truppen, etwa 1500 Mann, erhielten Befehl, bei Stirling ein Lager zu beziehen, um den Rebellen den Übergang des Forth zu verwehren, sobald würde die berühmte Glens-acte vom 30. Aug. 1715 durchgesetzt. An sich höchst merkwürdig, als der erste bedeutende Schritt zu Auflösung des strengen Glanverbandes, war derselben eine Clausele hinzugefügt, die Regierung zu ermächtigen, daß sie jedem Verdrächtigen in Schottland aufgeben könne, in Edinburgh oder an einem andern inweltlichen Orte zu erscheinen und Bürgschaft zu stellen. Jeder Ungehorsam für solchen Ruf sollte als Rebellion angesehen werden und den Rebellen Eigenthum der Krone verfallen. Unmittelbar hierauf ergingen die Aufforderungen an alle Edelleute und Gutbesitzer, die unter den Waffen, oder auch nur verdrächtig, von dem Grafen von Marr bis zu dem berühmten Freibeuter Rob Roy Mac Gregor herab; von den 50 Männern von Bedeutung, die in der Ministerliste genannt, fanden aber nur zwei, Patrick Murray und Alexander Erskine, für gut, sich zu ergeben. Hingegen versammelten sich am 6. September 1715 zu Aboyne, in Gromar, die der Sache des Hauses Stuart zugehauenen Herren, jeder mit seinem bewaffneten Gefolge, und Marr, die Verrichtungen des Oberfeldherrn übernehmend, pflanzte zu Gaskelon, in Braemar, das königliche Panier, und proclamirte unter den durch Ort und Zeit verschalteten Heerlichkeiten, den König Jacob, als für Schottland den achten, für England den dritten Jacob. Es war ein stürmischer Tag, und daß der Wind die vergoldete Angel von der Spitze der Fahnenstange herabwarf, galt vielen Hochländern als ein böses Omen, vergleichbar demjenigen, so König Karl I. am 22. Aug. 1642 empfangen, wie er sein Panier zu Nettingham aufpflanzte. Als der entscheidende Schritt gethan, zerstreuten sich sogleich wieder die Führer, um in den verschiedenen Städten die Ceremonie der Proclamation zu wiederholen und das Aufgebot ihrer Vasallen zu vervollständigen. Darin mögen sie der Schwierigkeiten manche gekostet haben, schreibt doch Marr selbst, den 9. Sept. an den Amtmann seiner Herrschaft Kilrummie: „Ihr habt sehr wohl gethan, Todte, Euch nicht bei den 100 Mann zu befinden, die Ihr gestern Abend mir zuschicktet, während ich die vierfache Zahl erwartete. Das wäre was Schönes, wenn mein eigenes Volk sich widerpenflich zeigte, während die gesammten Hochlande sich erheben und die Flachländer sehnsüchtig unser erwarten. Den anliegenden Befehl habt ihr sofort allen Unterthanen der

Herrschaft Kilrummie zu verkündigen; im Falle willigen Gehorsams werde ich mich begnügen, eine mäßige Geldstrafe aufzuerlegen, für den entgegengesetzten Fall mögt Ihr den Leuten von meinetwegen sagen, daß ich, wenn so was in meinem Willen liegen könnte, doch außer Stande mich befinden, sie gegen die feindselige Behandlung derjenigen, deren Zugum mir verheißten, zu schützen, daß ich aber im Gegentheil der erste sein werde, jener Saumseligkeit feindselige Behandlung zu Vorschlag und Ausführung zu bringen. Kostet auch meine Hinterlassen von Kilrummie wissen, daß, wenn sie sich nicht sofort, gehörig bewaffnet, bei mir einkünden, ich eine Schär Leute ausenden werde, die draufträgt, das niederzutrennen, was sie in Kilrummie am ungrünsten misse. Damit sie auch das nicht etwa für eine Drohung halten, so schwöre ich Euch bei Allem, was heilig, die Drohung buchstäblich zu erfüllen, wie groß mein eigener Verlust dabei sein könnte. Das geschieht Andern zum Abschrecken. Den Edel-leuten mögt Ihr eröffnen, daß Jeder auf das Beste ausgerüstet und beritten, sich zu stellen hat, ohne daß irgend eine Entschuldigunng angebracht werden könne.“ In kurzen Märschen schritt Marr dem Flachlande zu; seinen Freunden um so besser Rüsse zu lassen für die Ausrüstung ihrer Banerriren, rastete er zu Kirkmichael, dann zu Mouline, in Athol. Die Stadt Perth wurde für ihn gewonnen, und sie mußte ihm als Waffenplatz dienen, um in ihr alle seine, aus den östlichen und nordöstlichen Theilen von Schottland kommenden Streikräfte zu vereinigen. Es waren zunächst 4—5000 Mann, surschbarer durch ihren Muth, als durch ihre Anzahl, aber zugleich aller für die Bildung eines Heeres wesentlichen Eigenschaften entbehrend. Dem Geldmangel waren die Ausbeuten der Staatskassen, die Gaben einzelner Patrioten, 500 Pf. vom Lord Coutbest, ebenso viel von dem Grafen von Panmure, eine spärliche Abhilfe. Die Bewaffnung war unvollständig, an Kriegsvorrath fehlte es gänzlich, denn von eines Heeres Bedarf, wie von dessen Nuth hatten nur die wenigen, in fremdem Dienste gebildeten Officiere eine deutliche Vorstellung. Vor Allem aber stand kein Mann von entscheidendem Talente für den Krieg an dessen Spitze. Seiner Unfähigkeit einigermaßen sich bewußt, hatte Marr gezeugt, den Oberbefehl zu übernehmen, ihn ausdrücklich dem Herzog von Athol angeboten, indem es nicht rathsam schien, einem Papisten, wie dem Herzoge von Gordon, bedeutenden Einfluß auf das Unternehmen zuzuwenden. Aber Athol verbat sich die gefährvolle Ehre, und deshalb gegen seinen Willen blieb Marr im Commando, dem auch versuchte Krieg willig sich unterworfen, weil sie den Grafen, als den interimistischen Stellvertreter des gepriesenen Feldherrn, des Herzogs von Berwick, betrachteten. Dessen bevorstehende Ankunft war wiederholt verheissen worden. Hamilton Gordon und Clerhane von Garslogie standen dem Grafen zur Seite, ohne jedoch mit ihrem Muth und ihrer Erfahrung sein Hauptgebrechen zu sehen, ihm für Entwerfung und Festhaltung eines verständigen Feldzugsplanes die erforderliche Fähigkeit mitzutheilen oder ersetzen zu können. Dringlich wäre es gewesen, sofort den Forth zu überschreiten, um den Jacobiten

in Ostlothian, in den Grafschaften Dumfries und Lanerk, wo Alles zum Aufstehen bereit, die Hand zu bieten; Montrose oder Dundee würden ungescheit mit der halben, unter Marr's Befehlen vereinigten Mannschaft, gegen Stirling vergerichtet sein, um den Herzog von Argyle, der seit Kurzem das hiesige Lager besetzte, zu Schlacht oder zum Rückzug zu zwingen. Aber Marr schloß sich eingeschüchtert durch den kriegerischen Ruf des Herzogs; er wollte nicht angreifen, bis er alle, irgend aus Norden oder Westen zu erwartende Verstärkung an sich gezogen haben würde, selbst nicht den Aufstand an der Westgrenze, unter Kennure, die Bewegungen des Grafen von Derwentwater, Forster's und ihrer Freunde in Cumberland und Northumberland, durch Detachirungen nach der Südseite des Firth unterstützen, bis dahin er seine ganze Macht disponibel gemacht haben würde. Damit verzögerte es sich bedeutend, durch seiner Verbündeten Trägheit. Zuerst fand sich der Graf Marischall ein, mit etwa 80 Reitern. Dem folgte schon am andern Tage der Marquis von Huntley mit beinahe 4000 Mann, Kitter und Fußvolk. In den nordwestlichen Gletsch war Glangarry der erste zum Aufbruche, ihm schlossen Glangronald und die Maclean sich an; die Stuarte von Appin hingegen und die Cameron, sowie des mächtigen Grafen von Breadalbane Volk blieben unbeweglich, und 3000 Macenies, mit ihrem Oberhaupt, dem Grafen von Scaforth, wurden zurückgehalten durch die Nothwendigkeit, den Grafen von Soutterland, die Montrose, Macdals und Grants, alles der Regierung ergebene Gletsch, zu beobachten. So ward in Folge verschiedener Umstände die Erhebung der westlichen Gletsch außerordentlich verzögert, und Marr in den Vorwänden, mit denen er den verderblichen Aufenthalt in Perth beschönigte, besetzt. Er ließ den General Gordon eine Expedition gegen Inverary vornehmen, hierdurch seinem Hauptgegner, dem Herzoge von Argyle, persönlich weh zu thun, und die westlichen Gletsch von dessen Einflusse vollends zu befreien, aber denselben Gordon, der so bedeutend durch diesen Zug verstärkt worden, nach der Firth von Frew zu detachiren, um oberhalb Stirling den Firth zu überschreiten, das fiel ihm nicht ein, so deutlich auch der Herzog von Argyle die Gefahr einsah, mit welcher von dieser Seite her seine Stellung bedroht. Lieber, als zu einer so entscheidenden Bewegung sich zu versetzen, wollte Marr nach seiner ursprünglichen Absicht durch Detachements von seinem linken Flügel die Bewegungen von Kennure und Forster unterstützen. Auch dieser Expedition stellten sich bedeutende Schwierigkeiten entgegen, wovon das Durchschiffen einer dreiten Meereshucht nicht die einzige. Die für sie bestimmten Truppen, 2500 Mann, schifften sich unter der Maske verschiedener von Marr angeordneter Demonstrationen zu Elch, Pittenweem und Grail ein, und landeten zu North-Berwick, Aberlady, Gulan, auf der Südseite des Firth. Doch waren es nur 1600 Mann, die ihr Anführer, der Brigabier Macintosh, zu Haddington vereinigte; ein Boot, mit 40 Hochländern, hatten die englischen Kriegsschiffe, unter deren Augen die Fahrt hatte bewerkstelligt werden müssen, aufgebracht, und

des Lord Strathmore ganzes Regiment, Hochländer, mußte auf der Insel May, in der Mündung des Firth, Zuflucht suchen, und wurde daselbst von den Engländern belagert. Macintosh scheint von Marr den Befehl gehabt zu haben, sofort seinen Marsch nach der Grenze zu richten, um sich mit Kennure und Forster zu vereinigen, allein es war dieser schriftliche Befehl in einem so weitschläufigen und zweifelhaften Aufsatze eingekleidet, daß der Brigabier sich versucht fand, ihn nach seinen Wünschen zu deuten. Die riefen ihn nach Edinburgh, das zu dem haupt, nach glaubwürdigen Berichten, der Herzog von Argyle außer Stand sich befinden sollte. Am 14. Oct. zeigten sich die Insurgenten im Angesichte der Hauptstadt, aber es war Argyle ihnen zuvorgekommen, ein Handstreich nicht weiter ausführbar. Macintosh, nachdem er einige kostbare Tage in unnützen Wanderungen verloren, bewerkstelligte bei Kelso seine Vereinigung mit Kennure's und Forster's Reitern. Wiederum ergab sich neuer Zeitverlust in den mit den südlichen Fremden auszuführenden Beratungen; als man am 27. Oct. um einen neuen Operationsplan sich vereinigte, war jede Möglichkeit verschwunden, ihn auszuführen. Am 13. November wurden die vereinigten Scharen der schottischen und englischen Insurgenten in Preston vernichtet (vergl. d. Art. Derwentwater), ergab sich als ganz fruchtlos eine Diverfion, durch welche viele von Marr's Fehlgriffen im Commando hätten ausgeglichen werden können. Dieser hatte mit Entsetzen von Macintosh's Bewegung gegen Edinburgh gehört, und in dem auf solche Nachricht versammelten Kriegsrath das Detachement für verloren gegeben, es sei denn, daß als einziger Versuch zu dessen Rettung etwa ein Streifzug oder versetzter Angriff gegen Stirling gerichtet werde. Der Angriff wurde befohlen, mit einer starken Abtheilung Infanterie marfchirte Marr, während er zwei Reitergeschwader bis Dunblane vordrücken ließ. Es stand in seiner Macht, sich des Defiles zu bemächtigen, welches durch niedrige und sumpfige Gründe der Stirlingbrücke zugehört. Einmal im Besitze dieses Defiles konnte er jede offensive Bewegung des Herzogs von Argyle lähmen und diesen gleichsam in einen Zauberkreis bannen, während Gordon und die westlichen Gletsch, deren Eintreffen in Dumbarton man stündlich erwartete, in Flanke und Rücken die Royalisten bedrohen würden. Bis Ardoch gelangte Marr, aber das Defile zu durchziehen, konnte er sich nicht entschließen. Er schickte, sein Schwanken zu entschuldigen, den Mangel an Lebensmitteln vor; eine Ausrede, in welcher, in den meisten Fällen, ein General nur seine Unsäblichkeit bekennt, und die zumal unpassbar in dem Munde dessen, der über die reichen Speicher, über die eben wieder gefüllten Scheuern von Gornie verfügte. Vielmehr will es sich als wahrscheinlich ergeben, daß, indem die Sache der Entscheidung näher rückte, Marr um so lebhafter seine Unsäblichkeit fühlte, und daß er in der Furcht, einen Weg einzuschlagen, auf welchem er leblich der Gewalt der Umstände überlassen, jedes Mittel hervorrief, um diese Entscheidung zu verzögern, zugleich auf irgend einen günstigen Zufall hoffend. Der Zufall

zeigte sich aber fortwährend feindselig. Argyle, durch das Macintosh Streichzug zu Vertheidigung der Hauptstadt abgerufen, lehrte mit überraschender Emsigkeits zurück, und traf alsbald die zweckmäßigsten Anstalten, die Position von Stirling vollends unzugänglich zu machen; auch diente das Geseht von Dunsferme, so unerheblich an sich, keineswegs den Waffen der Insurgenten zu Verherrlichung. Mehrertheils von Gordon besanden, wurde es der Armee von Perth ein Schema von Gassenbauern und Schutzmächtern, dem Willkür des Marquis von Huntley für das ganze Untertanen zu nicht geringer Steigerung. Dazu trafen von allen Seiten bei dem Herzoge von Argyle Verstärkungen ein, und war es nicht die Regierung allein, dieselben zu beschaffen; auch die Städte von Schottland, deren Industrie bereits die Früchte der früher so angefeindeten Union zu ernten begann, zeigten sich dem Dienste des Hauses Hannover eifrig ergeben, und rüsteten fortwährend, um die Zahl der royalistischen Streiter zu vermehren. Freilich trafen nun auch die letzten Verstärkungen, auf welche das Heer von Perth hatte zählen können, in der Schlachtlinie ein, sie reichten aber beileibe nicht an die in Aussicht genommenen Zahlen. Der alte Graf von Breadalbane war z. B. von höchstens 500, statt 2500 Mann begleitet, dazu blieben die aus Frankreich vertriehenen, zum Theil selbst auf Kosten des Chevalier angeschafften, Kriegesbedürfnisse aus; denn es hatte der Regent, einzig beherrscht durch das Privatinteresse des Hauses Dilsand, den Abgang der vollständig ausgerüsteten Schiffe untersagt. Dglw theilte auch die außerordentliche Abgesandte des Chevalier, führte nichts weiter bei sich, als zwei Patente, wovon das eine den Grafen von Marr in dem Commando beställigte, das andere ihm die herzogliche Würde verlieh, eine Gunstbezeugung, die jedoch möglichst geheimgehalten werden mußte, um nicht den Neid weitverbreitender Großen herauszulockern. Hingegen wurde das erste Patent jedem Corps der Insurgentenarmee verliehen. Dglw theilte auch die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Lage der Dinge auf dem Continente mit. Bezugnngen, der Aussicht auf fremde Hilfe, durch welche so mancher in die Insurrektion sich hatte verwickeln lassen, zu entlagen, schülten die Haupter die Nothwendigkeit, durch ein anderes Mittel ihren Mund zu stärken und ihm die durch die Industriellen im Lande so lebhaft bestrittene Popularität zu gewinnen. Eine Adresse wurde an König Jacob VIII. gerichtet, seine Gegenwart in Schottland zu erbitten; darin schloß die Unterzeichner für des Prinzen persönliche Sicherheit Leben und Ehre zu Pfand. In einer zweiten Adresse ward der Regent von Frankreich ersucht, die gegenwärtige Krisis wenigstens in sofern zu begünstigen, daß er dem Erben der Stuart gestatte, das Schicksal derjenigen zu theilen, die dessen heiliges Recht zu vertheidigen sich bemäht halten. Alle in Perth anwesende Standespersonen unterzeichneten die beiden Adressen, so that auch W. Robert Freebairn, des Königs Buchdrucker. Auf des Grafen von Breadalbane Rath war nämlich für das Heer eine eigene Druckerei angeschafft worden. Tief empfanden die Hoberaux die

Schmach, neben der hochgebornen die demüthige Unterschrift eines Buchdruckers zu dulden, allein der Gewalt der Zeiten vermochten sie nicht zu entgehen, und gleich wenig wußten sie den Concessionen, die von jeder Revolution unzertrennlich, auszuweichen. Der Major Hay empfing den Auftrag, die Adressen geböhrigen Stils abzuliefern, und um dem Chevalier eine angemessene und sichere Residenz zu bereiten, wurde alles Emies an der Befestigung von Perth, unter der Leitung zwar eines Franzosen, der seines Gewerbs ein Fecht- und Tanzmeister, gearbeitet. Über allen den verschiedenen, nicht sagen den Einrichtungen kam der November, und wollte Marr durch die stark unter den Hochländern einziehende Desertion sein Heer nicht gänzlich Auflösung Preis geben, so mußte er endlich die Katastrophe eintreten lassen, um jeden Preis die einzige Aufgabe, in welcher sich alle die verschiedenen Chancen des Feldzugs vereinigten, ißen, den Übergang nämlich des Forth durchsetzen. Das wollte der Feldherr auf der Stelle bewerkstelligen, wo der Forth, kurz zuvor, ehe er in den See Hard fällt, eine dergleichen Operationen bedeutend erleichternde Kurfth bildet. Mit der Beschaffenheit dieser Kurfth, wie mit der dahin führenden Straße, die einen zweigigen Marsch durch einen öden und hügeligen Landstrich erforderte, war der einzige Rob Roy bekannt; seiner Leitung mußte man sich überlassen, obgleich Marr selbst einräumte, daß dem Freibeuter nicht zu trauen sei. Von dessen fortwährenden Verbindungen mit dem Herzoge von Argyle hatte freilich Niemand eine Ahnung, viel weniger, daß Jemand sich hätte einfallen lassen sollen, in so nahe Zukunft die Folgen dieser Verbindungen zu empfinden. Am 10. Nov. brach Marr aus seinem Hauptquartier zu Perth auf, um die Nacht in Auchterarder, wo das Fußvolk einquartiert wurde, zuzubringen. In derselben Nacht entwichen 200 von Huntley's Hochländern; es zog auch nach Hause der ganze Glan der Fraser. Die so bedeutend verminderte Armee, nachdem sie den 11. mit einer Murren zugebracht, rückte am 12. wieder in folgender Ordnung aus. Den Vortrab bildete der von Sinclair mit der Schwadron von Fifehire und Huntley's zwei Schwadronen. Diesen folgten zuerst die Macdonalds unter ihren verschiedenen Häuptlingen, Glanronald, Donald, Mac Donald, Keppoch und Glencoe, dann die Männer von Breadalbane und die vier Regimenter der Macleans, Camerons, Stuart von Appin und Gordon. In dritter Linie marschirte Marr selbst mit dem übrigen Heere, und sollte diese Linie in Ardoch, das Vortreffen aber acht Meilen weiter gegen Westen, in Dumblane, Quartier machen. Dem Allansfusse näherte sich die Reiterei, als ein laher Zunge, von der Hausfrau des im Heere stehenden Laird von Kippendavie abgeendet, die überraschende Botchaft brachte, daß so eben der Herzog von Argyle durch die Straßen von Dumblane ziehe. Gleich wurde Halt geboten, eine Stellung längs dem Allan bezogen, eine Recognition auf dem jenseitigen Ufer vorgenommen, dem Grafen von Marr die empfangene Botchaft mitgetheilt. Der eilte, sich mit dem Vortreffen zu vereinigen; doch ward es 9 Uhr Abends, bevor er mit seiner ermüdeten Mann-

schaft in dem Bivouac am Aun eintreffen können. Die gesammte Streitmacht Marr's, jetzt in einen so engen Raum zusammengedrängt, verließ die kalte Witternacht, in Plaid oder Mantel gehüllt, unter freiem Himmel. Mit Tagesanbruch, Sonntag den 13. Nov., war kaum die Armer in zwei Linien aufgestellt, als sich auf einem benachbarten Hügel ein starkes Reitergeschwader blicken ließ; es war eine Reconnoissance, von dem Herzoge von Argyle geführt. Dieser, pünktlich unterrichtet von jeder Entscheidung oder Bewegung seiner Gegner, hatte nicht sobald Kunde empfangen von dem bevorstehenden Marsch gegen den Fort, als er alle Detachements und entbehrliche Befestigungen herbeirief und, durch sie verstärkt, am 12. Nov. mit nicht völlig 4000 Mann von Stirling auszog, um des Feindes offensive Bewegung durch eine ähnliche Operation zu brechen. Während der Herzog und seine Adjutanten die Wahlstatt sich desahen, versammelte Marr die Barone, Glashäupter, Befehlshaber zu Kriegsrath, um mit ihnen von dem Unrechte, das dem königlichen Hause angethan worden, zu sprechen, und von dem harten Regiment der Engländer; jetzt, sagte er, sei die Stunde gekommen, all das Unrecht zu tilgen, alle empfangene Unbill zu vergelten. Lebhafte Begrüßung der gegenseitigen heftigsten Worte; nur Huntley fragte, ob eine gewonnene Schlacht hinreichen würde, um die Gesamtheit des schottischen Volkes und jeden Einzelnen in die angestammten Rechte wieder einzusetzen, ob irgend Hoffnung vorhanden sei einer außerordentlichen Hilfe, mittels deren man den Engländern und ihren Verdünnten widerstehen könne. „Dieses Alles“, fuhr er fort, „kann Ihr, Mylord von Marr, und berichtet aus den jüngst von Lord Bolingbroke empfangenen Briefen, die wol dem Kriegsrathe vorgelegt zu werden verdienen.“ Den Sinn dieser Worte verstand Marr vollkommen, ihm war nicht unbekannt, daß Huntley und Sinclair, die Einigen ver-muthlich in der Versammlung, die Sache verloren gaben, und darum lebhaft Unterhandlung mit Argyle und Unterwerfung wünschten; es entloh ihn aber der Drang des Augenblicks und die kriegerische Aufregung der Versammlung der Nothwendigkeit, in die von Huntley herbeigeführte kritische Erörterung einzugehen. „Fechten, oder nicht“, das war die Frage, die er dem Kriegsrathe stellte; „Fechten“, riefen einstimmig die Lords, Glesclains und Officiere, und „Fechten“ wiederholten in stürmischem Jubel die des Ausgangs der Beratung harrenden Mannschaften. Gleich formirte sich ein jedes der beiden Treffen zu zwei Colonnen, und die Höhe hinab zogen die vier Colonnen, um über einen von dem Nachstoß zugänglich gemachten Morast der Höhe zuzuschreiten, auf welcher Argyle seine Beobachtungen anstellte. Es war ihre Absicht, ihre Ueberlegenheit zu denugen, um in derselben Zeit in Fronte und Flanke den Feind anzugreifen. Das erwieß leicht Argyle, und daßig eilte er den Hügel hinab, um sein kleines, an dessen Fuß aufgestelltes, Heer in Bewegung zu setzen. In der ersten Linie hatte er auf jedem Flügel drei Schwadronen Reiter, denen eine Schwadron Dragoner zur Unterstützung beigegeben; im Centrum standen sechs Bataillone. Die zweite Linie,

zwei Bataillone, hatte auf jedem Flügel eine Schwadron Dragoner. In dieser Ordnung, den rechten Flügel bedeutend dem linken des Feindes näher gebracht, sobald der eigene linke Flügel dadurch einem Flankenangriff aus-jog, stieg der Herzog wiederum den Hügel hinan, während von der andern Seite die Insurgenten demselben Ziele zurannten. Kaum konnte die Reitergarde, die jeder der vier Infanteriecolonnen beigegeben, und die bestimmt, in der wiederhergestellten Schlachtlinie die Flanken zu decken, dem Trab der Hochländer folgen. Beide Heere begegneten einander auf der Höhe, beide bemühten sich zu gleicher Zeit mit dem Formiren der Linie, und bei beiden ging das nicht ohne einige Verwirrung ab. Insbesondere nahmen zwei Schwadronen ihren Platz in dem Mittelpunkt des rechten Flügels der Insurgenten, statt dessen Flanke zu beschützen. Die über dem Ordnen ver-torene Zeit hätte jamaal kostbar sein müssen einem meist aus Hochländern zusammengesetzten, und demnach vornehmlich durch die Hast und Gewalt des ersten Angriffs furcht-baren Heere. Das Begriff von den Generalen keiner, wol aber jener alte Häuptling, dessen denkwürdiger Ausruf: „O Dundee, nur für eine Stunde,“ uns aufbe-wahrt worden. Vollständig hatte der rechte Flügel sich formirt, und immer noch sauperte der General Gordon, der da befehligte, mit dem Angriffe. Da trat Johann Maclean an die Spitze seines Glan, mit den Worten: „Ihr Herren, gekommen ist der Tag, nach welchem wir lange uns lebten. Draußen steht Mac Callanmore für König Georg, hier steht Maclean für König Jacob. Gott segne Maclean und den König Jacob. Greift an, Ihr Herren.“ Ein sehr kurzes Gebet murmelten die Glan-männer, fester wurde die Mühe eingebracht, abgeworfen das Plaid, unregelmäßig eine Salve gegeben; dann stürzte sich der ganze Haufen, das Breitshwert in der Faust, unter wildem Geheul auf der Feinde linken Flügel. Ein regelmäßiges, mörderisches Feuer wartete dort der Angreifer, Viele stürzten tödtlich getroffen zu Boden. Auch des Glan Konrad jugendlicher Häuptling fiel, und der Kummer um solchen Verlust brach für einen Augenblick des Stammes Kampfslust, bis Glangarra, hervortretend aus der Reihe und die Mühe schwenkend, rief: „Rache, Rache, heute zur Rache, morgen zur Wehrlage!“ In einem erneuten Angriffe wurden die Reihen der Engländer durchbrochen, und Wenigen gelang es, dem furchter-lichen Gemel, worin die Sieger ihres Verlustes Rache suchten, zu entkommen. Nicht so das Centrum, so doch nach dem Aufrollen des linken Flügels einen Cavalerieangriff in Flanke und Rücken ausgelegt schien. Aber diese Cavalerie, von Drummund und Maristall befehligt, jagte den Flüchtlingen nach, und die Infanterie von der Insurgenten corps-de-bataille, verlassen von den Gorr-dons und von Sinclair's Volk, so sich ganz unbillig verhielten, war zu schwach, um auf diesem Punkte ent-scheidende Vortheile zu gewinnen. Endlich, so grünnig auch der Angriff der Schotten vom linken Flügel, der Camerons, Stewarts u. s. w., so begegnete er überall der festeren Haltung, und ein Flankenangriff, von Argyle's Cavalerie ausgeführt, brachte die Insurgenten vollends

zum Weichen. Die erste wurde auf die zweite Linie geworfen; die eine mit der andern bis zum Anflusse verfolgt; ungeachtet der verzweifelten Anstrengungen, mit welchen die Edeleute von der Restaurationsschwadron die materielle Überlegenheit der englischen Reiterei bedäunten. Als der Herzog von der Verfolgung abließ, traf er auf dem Hügel von Kuppenbarie die Hochländer von dem rechten Flügel, die, das blankte Schwert in der Hand, gruppenweise von der heißen Arbeit ausbrachen. Von beiden Seiten ließ sich drohendes Geschrei vernehmen, zu Erneuerung des Angriffs herauszufahren, und von keiner Seite erfolgte dieser Angriff. Einen seltsamen Anblick boten zwei Heere, deren beide rechte Flügel siegreich und verfolgend. Von beiden Seiten schien man zum Rückzuge geneigt, und Marr, seine feste Feldflucht als eine unbrauchbare Belästigung zurücklassend, bewieswilligste seinen Rückzug in der Richtung von Auchterarder, während der Herzog von Argyle in Dumblane übernachtete. Um die Etre des Tages konnte demnach wol gestritten werden, und solcher Streit ist nicht ausgeblieben; der Vortheil der Schlacht von Sheriffmuir blieb gänzlich den Royalisten. Sie hatten 5—600, die Gegner 7—800 Tote, darunter Glanronald und der junge tapfere Graf von Stratmore, beide, nach ihrer politischen Stellung, der Insurrektion ein unersetzlicher Verlust. Ein anderer Verlust ergab sich in der durch die Schlacht veranlaßten und begünstigten Desertion; von den 8—10,000 Streitern, die Marr am Morgen in die Schlacht geführt, schienen 4000 am Abend, und, was schier das Bedenklichste, unter den ersten nach Perth gelangten Flüchtlingen befanden sich Huntley und Esosforth, diejenigen, deren Beispiel vor Andern zur Nachahmung reizen mußte. Indem auch nicht die geringste Anstalt für der Truppen fernere Verpflegung getroffen, war an eine Erneuerung der Schlacht von fern nicht zu denken. Am Morgen des 14. Nov. bewieswilligste Marr vollends seinen Rückzug auf Perth, ohne während desselben, oder vor der Hand auch in seinen Quartieren beunruhigt zu werden. Aber es häuften sich, halb die Nachrichten, welche jede Hoffnung einer längeren Unthätigkeit von Argyle's bieder also wenig zahlreichem Heere vernichten mußten. Es kam die trübselige Nachricht von den Ereignissen in Preston und dem Ausgange, der in jenen Gegenden verurtheilte Diverfion; es landeten in Dreyford die der englischen Regierung zu Willkür gefandenen Soldaten; es plantete Simon Fraser, der jetzt allgemein von seinem Glan anerkannte Hauptling, die Fahne der Regierung auf, um solche auch die Monroe, Ross und Grant verlanmte, und zugleich den Grafen von Southland zu Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ermutigend, sobald nach dem Verluste von Inverness der Insurgenten Heer sich im Rücken durch eine bedeutende Streitmacht bedroht sah, während zugleich der Gordon und Maden'se Besiehungen verzerrenden Einflüsse preisgegeben. Niederzuschlagen mußten die Berichte von diesen Ereignissen auf die Führer der Jacobiten wirken; nur Marr fühlte sich zu sehr compromittirt, um zuzurücktreten zu können; für ihn war es sogar eine Ehrenfache, eine Nacht vereint zu halten, welche hinreichend war, die Person des Chevaliers zu beschützen, im Fall dieser

die gefährliche, auf ihn ergangene Einladung annehmen. Ein Kriegseid ward in solcher Absicht in Vorschlag gebracht; aber den vernünftigen viele Edeleute, um sich nicht der Fälschheit, eine etwa von der Regierung bewilligte Amnestie benutzen zu können, zu begeben. Darauf brachte Marr in einem Kriegsrathe eine Conföderation zum Vorschlag. Huntley, der beinahe schon entschlossen, für sich allein zu handeln, blieb aus, schickte aber doch einen Entwurf zu einer solchen Conföderationsacte, die zu untersuchen er sich willig erklärte. Spöttisch warf Marr das Papier von sich; es könne vielleicht als Formular dienen, meinte er, falls es den Forderungen von Menschenverstand und Grammatik angepaßt werde. Darauf empfahl er seinen eigenen Aufsatz, in welchem die Unterzeichner sich verpflichteten, unter den Waffen zu bleiben, und nur unter der Autorität Jacob's VIII. und nach Stimmenmehrheit Vergleichsbedingungen anzunehmen. Er erhob sich eine lebhaft, vornehmlich von Sinclair geführte Discussion; unter der Rubrik: Autorität Jacob's VIII., meinte dieser, werde alle entscheidende Gewalt in die Hände eines Generals gelegt, mit dessen Leistungen zufrieden zu sein, man sich jetzt wenig Ursache gefunden. Marr bestand auf der Unthät, die mit einem Abfalle von der Sache des Königs verbunden, rühmte die Fruchtbarkeit von Murray'sche, für den Fall, daß dahin der Kriegsausgang verlegt werden müßte. Der Kriegsrath ging aus einander, ohne zu einem Schlusse gekommen zu sein; aber die Partei, die sich den Anordnungen des Obergenerals widersetzte und auf offene Unterhandlung mit dem Herzoge von Argyle drang, war zu Consilium gekommen. Von Sinclair's Quartier aus erzwang diese Partei den dazu führenden ersten Schritt in der Aushandlung des bei Sheriffmuir in Gefangenschaft gerathenen Oberlieutenants Lawrence. Der kam zurück mit dem Bescheide, daß der Herzog keinen Auftrag habe, mit den Insurgenten in corpore zu unterhandeln, sondern nur mit Individuen, die geneigt, sich zu unterwerfen, abschließen könnte. Eine so ungünstige Aufnahme entflammte den Zorn der Hochländer, die von Anfang an die Männer aus dem Hochlande, die Beförderer jener Unterhandlung, als Verräther, als Betrüger verabscheut hatten. Einzelnen Gordon wurden die Geaden in der schimpflichsten Weise von den Hüten gerissen; Jacobson von Inverry, ein Vasall des Grafen von Marr, bedrohte öffentlich den von Sinclair. Dem gestellten sich die Fortschritte der Fraser und des Grafen von Southland, und erbittert durch seiner Vasallen Beschimpfung, befohr er den Heimald Schichal, vertief Huntley das Heer, fast gleichzeitig mit Esosforth. Dem vornehmen Beispiele folgten Viele, auch Sinclair; aber Marr, so sehr sein Heer geschwächt durch den allgemeinen Abfall, konnte die Position von Perth nicht aufgeben, denn er wußte mit Gewißheit, was Niemand mehr ihm glaubte, daß in kurzer Frist der Chevalier im Lager eintreffen werde. In der That landete der Prinz zu Peterhead am 22. Dec. 1715, und die erste Werbung brach, welche er vernahmen mußte, betraf die seit einem Monat schon beschlossene Räumung von Perth, für den Fall nämlich der Feind sich wieder im Felde zeigen sollte. In

allen übrigen Dingen wurde Jacob als ein König empfangen und behandelt, er ertheilte Befehle, erließ Proclamationen, zeigte sich den Truppen, während in aller Stille Argale die Vorbereitungen traf zu seinem entscheidenden Zuge gegen Perth. Am 24. Jan. 1716 begann die Bewegung, von welcher die Kunde am 28. sich unter den Jacobiten verbreitete. Da äußerte sich freudige Bewegung, die Hülftlinge umarmten sich, tranken sich zu und dem kommenden großen Tage, die Pfeiser quisten, die Mannschaften bereiteten sich zum Fechten. Aber daran dachten von fern nicht mehr die Befehlshaber. Am 30. Jan. überschreitet die hochländische Armee die feste Githede, die sich auf den reisenden Fag gelagert hatte, angeblich in Aberdeen eine neue Stellung zu beziehen. Montrose wurde erreicht, auch für den weiteren Marsch am andern Morgen die Disposition verkündigt; aber vor der zum Ausbruch bestimmten Stunde verließ Jacob seine Gemächer, um nach des Grafen von Marr Quartier zu eilen; von da wendeten die beiden Herren sich der See zu; ein Boot brachte sie an Bord des zu ihrer Aufnahme bereiteten Schiffes (den 15. Febr. 1716). General Gordon hatte vorher den Auftrag empfangen, die Armee nach Aberdeen zu führen und dort aufzulösen. So endigte die Revolution von 1715, an deren schimpflichem Ausgangs Marr's Unfähigkeit für den Krieg wol die meiste Schuld tragen wird. Sein Feld war jenes der Hofintrigue, und am ränkevollen, klammischen Hofe Jacob's III. fand er reichliche Gelegenheit dieses Talent zu bewähren. Er behauptete sich als Schatzminister eines Scheinministers eine Reihe von Jahren durch, bis er Anfangs 1721 das Vertrauen seines Oberleiters für immer verlor. Schon früher hatte er sich nach Paris begeben, aber bei Gelegenheit einer mysteriösen Reise nach Holland (1719) wurde er in Gent, auf Betrieb des englischen Residenten, festgehalten; von nun an wurde jene Hauptstadt sein beständiger Wohnsitz, dessen tiefe Abgeschlossenheit er nur einmal, beßus einer Baudure in Aachen, verließ. Die Cur bekam aber seinem wasserfesteigen Zustande so sehr, daß er im Junius 1732 in belagtem Aachen das Zeitliche segnen mußte. Er hinterließ einen Sohn aus der ersten, eine Tochter aus der zweiten Ehe, indem er sich nach Ableben seiner ersten Frau, Margaretha, des Grafen Thomas von Kinnoul Tochter, im J. 1714 mit Franziska, der Tochter des Herzogs von Kingston, vermählt hatte. Seine Familie durfte ihm in die Verbannung folgen, vermöge specieller Erlaubnis Königs Georg I. Im Übrigen war der unglückliche Graf ein Mann von Geschmack, und darum glücklich in seinen Entwürfen für die Verschönerung der Hauptstadt von Schottland, als in seinen revolutionären Versuchen. Zu mehreren der in neuerer Zeit in Edinburgh durchgeführten Verschönerungen hat er die ersten Winke gegeben. In seinem Herzogthum war er zugleich zum Marquis von Stirling und Grafen von Albany ernannt. Sein einziger Sohn, Thomas, Lord Erskine, starb ohne Nachkommenschaft den 24. Nov. 1788 und der Titel von Marr blieb unterdrückt, bis er 1824 zu Gunsten von Johann Franz Erskine erneuert wurde. Es war derselbe ein Enkel von

Jacob Erskine von Grange, der ein jüngerer Bruder des ersten Grafen, bei Prestonpans an der Spitze seiner Kräftigen socht und am 24. Jan. 1754 sein Leben beschloß, und ein Sohn von Jacob Erskine, Knight Baronial von Schottland, der sich 1740 mit Franziska, der einzigen Tochter des ersten Grafen von Marr (sie ist den 20. Juni 1776 gestorben), vermählte und den 27. Febr. 1785 das Zeitliche segnete. Der neue Graf von Marr hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, die Kinder seines Bruders Jacob Franz ungerechnet. — Die Grafen von Buchan stammen von Heinrich ab, dem ältesten Sohne zweiter Ehe des siebenten Grafen von Marr. Heinrich, Lord Cardross, durch seine Vermählung mit Maria Stuart, wurde der Vater eines andern Heinrich, der mit der Tochter und Erbin des Jacob Stuart von Kirkhill verheiratet, einen Sohn hinterließ, den David Erskine, Lord Cardross von Auchterhouse. Dieser, neunter Graf von Buchan, durch seines Vaters Wilhelm Ableben (1695) auch unter der Regierung Wilhelm's III. und der Königin Anna Mitglied des geheimen Rathes, widerstrebte der Union aus allen seinen Kräften, figurirte jedoch in dem ersten Parlament Georg's I. als einer der 16 Peers von Schottland, und starb den 11. Oct. 1745, aus seiner ersten Ehe mit Franziska, der einzigen Tochter und Erbin von Heinrich Fairfax auf Haul, in Perthshire, den Sohn Heinrich David, neunten Grafen von Buchan, hinterlassend. Heinrich David, geb. den 16. April 1710, und seit den 31. Jan. 1739 mit Agnes, einer Tochter des Baronet Jacob Stuart aus Golling und Goodrich, verheiratet, starb den 1. Dec. 1767, drei Söhne und zwei Töchter hinterlassend. Der älteste Sohn, David Stewart, zehnter Graf von Buchan, lebte in kinderloser Ehe mit Margaretha Fraser. Der zweite Sohn, Heinrich Erskine, geboren den 1. Nov. 1746, empfing unter den Augen des unterrichteten Vaters eine treffliche, zu St. Andrews, Glasgow und Edinburgh vollendete, Erziehung, und wurde bereits 1768 in die Innung der Advocaten aufgenommen, nachdem er seit 1765 mit Fleiß und Ausdauer den Arbeiten der Court of session beigefolgt war. Damals stand die geistliche Brevetsfamilie noch in ihrer Kindheit; unförmlich, wie die Gelehrte von Schottland, pflegte der Advocat Vortrag sich zu bewegen, erst in Umschreibungen und Picaresken; denn jener Vortraglichkeit, galt er auch nicht allgemein als Brevetsfamilie, wurde doch als solche bezahlt. Heinrich Erskine hat das Verdienst, wesentlich zu der Einführung besserer Methoden in dem mündlichen Vortrage gewirkt zu haben. Ein gedauertter Geschmack, die vornehmste Gesellschaft, in welcher er aufgewachsen, die politischen Übungen, denen er nicht ohne Glück sich hingab, scheinen wesentlich zu solcher Sendung ihn vorbereitet zu haben; die Rede verbannte er jedoch unstetig seiner anhaltenden Theilnahme an den Generalsammlungen der presbyterianischen Kirche. Da wurde einzig mündlich verhandelt; Erskine sprach, widerlegte, improvisirte; unversehens in der einmal betretenen Bahn, schwang er sich von Fertigkeit zu Fertigkeit. Während dessen häuften sich in seiner Schreibstube die wichtigsten Prozesse, und mit

jedem Jahre wuchs in der öffentlichen Meinung der schön sprechende Sachwalter, dessen Ruf allgemein von der Tweed bis zu der Spitze von Gairness sich ausbreitete. Wählig aus Überzeugung, verschmähte Erskine die Vortheile, welche er als reichster Großen Sachwalter finden mußte, um seine Verehrsamkeit, seine Fieber dem Dienste des bescheidenen Bürgers, der Armuth zu widmen, und durch solche, meistens von glänzendem Erfolge begleitete, Aufopferung erwarb er sich, nach dem einsinnigen Zeugnisse aller Schotten, den glorreichen Beinamen „des Volkredners,“ oder, wie die Großen überhießen, eines Sprechers des Lumpengesindels. Durch den seltenen Verein eines ausgezeichneten Talents und eines edlen Charakteres an die Spitze des verjüngten Anwaltschaftsstandes gestellt, bekannt als ein entschiedener Gegner des in Ansehung der nordamerikanischen Colonien befolgten Systems, war Heinrich durch sich selbst fast dem Minister empfohlen, welche North's Posten einnahmen, und sie beförderten ihn zu dem Amte eines Lordadvocaten für Schottland (1782), öffnete ihm auch die Thüren des Unterhauses. Aber er blieb nur kurze Zeit in dem wichtigen Amte, dessen Wirkungskreis ungleich ausgedehnter, als jener der analogen Behörde in England, fast als eigentlich mit einer jeden vernünftigen Regierungsform unvereinbar. Der von dem Ministerium Rodingham bestellte Lordadvocat wurde von Pitt kurzweg entsetzt. Das empfand sehr übel der edinburgher Advocatenstand; eine starke Majorität erwiderte sich in den schmeichlichsten Ausdrücken den Gesandten zum Dank. Das nahm wiederum der Minister als eine Beleidigung, und langsam, aber mit sicherer Hand, bereitete er sich die Mittel der Rache. Umtriebe und Geld wurden in Bewegung gesetzt, um ein Verleumdungssystem gegen den vormaligen Lordadvocaten durchzuführen, das Personale der Facultät veränderte sich von Grund aus in dem Verlaufe der Zeiten, und Pitt erreichte den Genuß, auch das Delanet dem vormaligen Lordadvocaten zu entziehen. Um die reiche Praxis konnte keine Macht den Gehast bringen, und er widmete sich derselben ausschließlich, bis sein Bruder, der Lordkanzler, ihm 1806 wiederum das Amt eines Lordadvocaten verlieh, zusammen einer Repräsentantenstelle im Parliamente. Jedoch konnte das künstlich zusammengefügte Ministerium seinen Schöpfer für nicht lange überleben. Erskine verzichtete nicht nur auf sein Amt, sondern auch auf seine parlamentarische Stellung, denn er war zu einem Alter gelangt, welchem politische Beschäftigungen, verbunden mit einer fortwährenden Ansehung, zu hart ausfielen; wol hätte er eine wirksame Stütze des Ministeriums abgeben mögen; aber durch jahrelangen Kampf zu solcher Stellung zu gelangen, das konnte ihm nicht mehr zugehen. Sein Verlaß wurde empfunden; hatte er die 2^{te} Jahre seiner zweimaligen amtlichen Wirksamkeit als Lordadvocat durch seine besondern Verrichtungen sich ausgezeichnet, so blieb ihm doch das Verdienst, das ausgezeichnete Verdienst, sich jedem Mißbrauche seiner ungemessenen Amtsbefugnisse enthalten zu haben. Im 3. 1812 schloß er auch seine Schreibstube, um einzig mit der Pflege seiner wankenden Gesundheit sich zu beschäftigen. Verschiedene Reisen nach London, Brunnencus-

ren, Seebäder, ländlicher Aufenthalt, stets ein Gegenstand besonderer Vorliebe für Erskine, milderten in etwas die Leiden seiner letzten Jahre. Er starb den 8. Oct. 1817. Von seinen Arbeiten ist nichts übrig geblieben, man möge denn als solche die flüchtigen Proben gelten lassen, die in verschiedenen Sammlungen zerstreut, ziemlich günstig von seinem Talent für gebundene Rede zeugen. Daß seine gerichtlichen Vorträge nicht gesammelt worden, darf man beklagen. Einer minder ausgedehnten Spätre angehörend, wie sein Bruder, konnte Heinrich nicht in derselben Weise leuchten; doch ist dadurch dem Verdienste seiner Arbeiten nichts benommen. Es lassen sich in ihnen alle die ausgezeichneten Eigenschaften von des Kanzlers Vortrag, Klarheit, Salbung, Methode, Schärfe der Argumentation, wiederfinden; nur ist Heinrich weniger ausmüthig, nicht so reichlich weiß er seinen Pfad mit Blumen zu bestreuen; in seinen Transitionen weniger glücklich, besitzt er auch nicht die gleiche Ueberzeugungskraft, Mängel, die zwar durch die Kraft, durch die Gründlichkeit des Wissens und der Argumente aufgewogen werden. Vermählt mit des Ritters Georg Fullarton Tochter, Christiana, gest. im Mai 1804, hat Erskine von ihr den Sohn Heinrich David und eine Tochter hinterlassen. — Thomas Erskine, des sechsten Grafen von Buchan jüngster Sohn, geb. 1751, hatte mit den Brüdern gleichen Antheil an der väterlichen Sorgfalt; sogar ließ der alte Graf sich häufig in St. Andrews nieder, um einer Universität Hilfsmittel für die Bildung junger Leute auf das Vollständige benützen zu können. Wie gelehrig und fleißig aber auch der Präceptor, ein Abbeleg, so scheint doch Thomas ersten Studien wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Für ihn hatten die schönen Wissenschaften und ein frühlicher Verkehr mehr Anziehungskraft. Kaum zählte er 16 Jahre, als der Vater ihm entrißnen wurde und der geringe Bestand der Verlassenschaft gebietend die Auflösung der bisherigen Familienverhältnisse forderte. Als Waisenhin ging Thomas an Bord eines von John Linley geführten Kriegsschiffes, und durch die Günst des Hauptmanns wurde er in kurzer Frist zu den Verrichtungen und dem Sold eines Schiffwachtmeisters befördert. Es wollte aber die Admiralität die besagte Beförderung nicht anerkennen, und aus Verdruss entsagte der Jüngling dem Seediensle, um 1768 als Fähnrich bei dem ersten Infanterieregimente einzutreten. Acht Jahre stand er bei dem Regiment, wenig befähigt durch den Dienst, dagegen bemüht, durch Studiren sowohl als durch Anschauung und Verkehr seine Kenntnisse zu erweitern. Das mag ihm geglückt sein, denn im Regiment erwarb er sich den Ruf ungeheurne Verweise, ungeachtet viele Kameraden es ihm als eine Thorheit anrechneten, wie er in dem Alter von 19 Jahren sich mit des Ritters Daniel Moore Tochter Franziska verheirathete (den 29. März 1770). Von den acht Jahren wurden drei auf Minorca verlegt, und reich zumal in Erinnerungen und Eindrücken lebte Erskine nach London zurück, wo die vornehmste Gesellschaft nicht nur, sondern auch Männer wie Johnson und Boswell sich genöthigt sahen, seiner Gabe für unterhaltenden und belehrenden Verkehr Zeugniß zu geben. Unverhoffen

sprach Johnson die Meinung aus, daß der Rühmlich Erskine, hätte er nur so viele Advocatenpraxis, als ihm fehlte, auf dem Kampfplatze der Redner die Concurrenz mit den berühmtesten Sachwaltern würde bestehen können. Ein solcher Beifall, verbunden mit der Unmöglichkeit, von dem geringen Solde die Bedürfnisse der heranwachsenden Familie zu bestreiten, entschieden nun des Rühmlichen eigentlichen Beruf. Die Uniform ablegend, ließ er 1777 seinen Namen in die Register von Lincoln's Inn eintragen, um zugleich das Trinity College zu Cambridge zu besuchen; auf diesem Wege konnte er, der Edelmann von Geburt, die Dauer des vorschristsmäßigen, juristischen Studiums um zwei Jahre verkürzen. Die Rede, in welcher er bald nach seinem Eintritte in das Collegium die Revolution von 1688 behandelte, gewann den ersten Preis, den er jedoch sich verbat, mit der Äußerung, daß er nur der Form wegen Student sei. Beinahe dasselbe Aufsehen machte die launige Ode, in welcher er seinen Barbier besang; vielfältig ist sie aufgelegt worden. Bereits im folgenden Jahre, 1778, nachdem er in den Schreibstuden zweier berühmten Advocaten, Buller und Wood, gearbeitet, wurde Erskine berufen, die Verteidigung des Capitaine Bailly zu führen: denn hatte Lord Sandwich eine Stelle im Hospital zu Greenwich genommen, wegen eines Aufzuges, der als ein gegen den Minister gerichtetes Pasquill gelten sollte. So sehr ließ der Verteidiger, die Unbedachtlichkeit seines Klienten preisend, sich vernehmen über die Ungerechtigkeiten und Unterthelste von Lord Sandwich, als dem ersten Lord der Admiralität, vertrat, daß der Bericht ihn mehrmals, doch immer vergeblich, zur Ordnung rufen mußte. Es gitterten alle Perioden ob solcher Verwegenheit, es bewunderte das Publicum nicht nur die edle Sprache und gelungene Argumentation, sondern zumal die Kühnheit, in welcher, im alleinigen Bewußtsein des zugleich mit dem Rechte wirkenden Talents, ein junger Advocat in die Schranken trat gegen einen Gewaltigen, und wider alle Erwartung von Verteidigung zu Angriff überging. Es war aber zugleich, abgesehen von aller Objectivität, dieser entscheidene Ton einer fremde, ausfallende Erscheinung; bisher hatte in allen wichtigen Fällen das gerichtliche Verfahren sich nur um Subtilitäten, um Schikanen bewegt. Anknüpfend an diesem heißen Tage den hohen ihm gewordenen Beruf, der die Gerichte der schimpflichsten Herrschaft des Schiedsrichters entleiben sollte, ernannte Erskine gleich in den ersten Augenblicken; bevor er dem Gerichtshof verlassen konnte, wurden an die 30 Prozesse ihm übergeben. Die Verteidigung des Buchhändlers Gurnea gegen Lord North und gegen die von demselben vorgebrachte Kalender-Bill, vollendete den Einbruch der gegen Sandwich angewendeten Taktik; auf Erskine's durchdachten, hinreißenden Vortrag wurde die Bill im Unterhause, mit einer Majorität von 45 Stimmen verworfen. Bald war der gepriesene Advocat mit einer Last von Geschäften beschwert, der seine rüstigen Schultern kaum gewachsen, und in dem gleichen Verdächtigkeitslehre der Wohlstand mit seinem lächelnden Gefolge bei ihm ein. Eine Eigenschaft, durch die J. B. Erskine

über alle Nebenbuhler erhoben, findet sich in der Universalität seines Talents; er behandelte mit derselben Leichtigkeit bürgerliche und peinliche Fälle, sprach ebenso unbefangen von Kriegen und Exceptionsgerichten, wie vor dem gewöhnlichen Richter. Nur zog er den übermäßig schwierigen, ungemessenen Raum der Schikane bietenden, Fragen Situationen vor, welche zu höherer Discussion geeignet, zu patriotischer Anstrengung, zu gewandten, einschmeichelnden Phrasen Anlaß geben konnten. Dieser Mittel bediente er sich besonders in den Processen des Lords Gordon, und des Decanten von St. Asaph. Gordon erlag beinahe der Waffe der Belästigungszeugen; ihnen setzte der Verteidiger zuerst eine meisterhafte Theorie der Evidenz entgegen, dann die eben vorgetragenen allgemeinen Sätze auf den speciellen Fall anwendend, gelangte er dazu, alle die vermeintlich erwiesenen Thatfachen durch das Zweifelhafte der Ungewißheit zu trüben; er entledigte die gravirenden Auslagen der bestimmten Haltung, die jeden Zweifel unterlag, und durste seine Allegationen beschließen mit dem vorwegenen, dem Auditorium beifälligen Ausrufe: „Ein Bandit nur kam hier von evidenten Thatthaten sprechen.“ Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, daß Gordon's und seiner Spießgesellen Lösung, „nieder mit dem Papismus, Tod den Papisten,“ zu allen Zeiten dem aufgeklärten England ein süßer Klang gewesen ist. In des Decanten von St. Asaph Fall stellte der Redner die tief sinnigsten Betrachtungen an über das Wesen der Jury, deren Aufgabe eben damals, vermittelt einer der Regierung höchst bequemen Adrore, auf die einfache Antwort beschränkt werden sollte: „ja oder nein, der Angeklagte hat jene Schrift veröffentlicht, oder nicht.“ Dann blieb es dem Richter nämlich überlassen, die Schrift als ein Pasquill zu verurtheilen. Die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher Erskine sich gegen diese ministerielle Frechheit erhob, im Namen der Jury das Recht in Anspruch nahm, zu sagen: „ja oder nein, der Angeklagte hat eine Schmähschrift veröffentlicht,“ bewirkte nicht nur des Decanten Freisprechung, sondern führte auch zu dem von Lord durchgesetzten Gesetze, das die Jury in Ansehung der Erkenntnis über Schmähschriften in ihrem vorgebrachten Rechte bestatigt. Einer Verteidigung, welche mit der verzweifeltsten Anstrengung des öffentlichen Ministeriums zu ringen hatte, verdankte Erskine den ehrenvollen Beinamen eines Defensor der Jury. Nicht minder glücklich fiel die Verteidigung des Admirals Keppel im Jahre 1779 aus. Über dessen Verhalten in der Schlacht von Duckstant hatte ein Kriegsgericht sich auszusprechen. Für eine Verurteilung von dieser Weichsinnigkeit fand Erskine in den Erinnerungen seines früheren Seebestandes ein gewöhnliches Hilfsmittel; ihm waren alle nautische Andeutungen, alle Verrichtungen des Seemanns geläufig; in den Augen des Admirals fattsame Gründe, um ihm vor seinen bisherigen Verteidigern, Dunning und Lee, den Vorzug zu geben. Aber es verdankte die Verteidigung ihren glänzenden Ausgang vornehmlich der künstlichen, durch Erskine geleiteten Prüfung der Zeugnisse und Berichte, der gewandten Weise, des Klienten Verhalten

Vergleichung mit dem Hun anderer Beschäftigter von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Noch größer erscheint der Werthbeleger des Buchhändlers Stoddales, der als Verleger der von Logie geschriebenen, apologetischen Abhandlung über Goßlings vor Gericht gestellt worden. Von allen Vorträgen Erskine's ist dieser ohne Zweifel der am meisten beredte, durchdachte, vollendet; aber der Schwarmist glaubte nicht minder als politischer Redner glänzen zu können. — Repräsentant von Portsmouth seit 1783 sprach er nicht selten über die Angelegenheiten des Lagers. Es bilden aber offenbar parlamentarische Talente keineswegs die Glanzseite seines öffentlichen Charakters. Das Zusammentreffen mit Pitt, Fox, Burke mußte ihm schon hinderlich werden; Pitt's hochfahrendes Wesen, aristokratisches Raserumpfen, blutige magnatische Spottereien ergaben sich als zu furchtbare Waffen gegen eine noch so sehr verebelte Advocatenkastei. Nie scheint auch Erskine seine Gesamtkraft dem Debattiren zugewendet zu haben. In politischen Kenntnissen schwach, hatte er seine Zeit den mühsamen Berufsarbeiten widmen müssen. Von einem Schauplatze, wo er allein und ohne Nebenbuhler glänzte, ging er zu dem Hause der Gemeinen über, wo er seines Gleichen mehr, einige, die ihm überlegen, finden sollte. Dazu war er gewohnt, zu einem ausserwählten und besondern Kreise von Zuhörern zu sprechen, die ihm gern und willig Gehör suchten, und an die er sich auf besondere Aufforderung, nicht aber freiwillig und im eignen Namen, richtete. Der Übergang von dieser Stellung zu derjenigen, die erforderlich, um ein gemischtes und größtentheils feindseliges Auditorium zu fesseln, welches nicht verpflichtet, zuzuhören, als in so fern es von dem Redner geschmeichelt, beschäftigt und unterhalten wird, ergab sich als zu fördernd für seine Stimmung, und brachte ihn um die wesentlichen der Rhetorik, durch welche seine Dictatur im Forum begründet. Als Whig war Erskine zu steter Opposition gegen das Ministerium berufen. Von dem Anbeginn seiner juristischen Carriere bekämpfte er die willkürlichen Abwegungen, die Monopolen, die Beschränkungen von Geschwornengericht und Presse. Nicht leicht wird ein anderer Advocat so vielfältig zu der Vertheidigung von Knechtsen und Pamphletariern berufen worden sein. Solcher Liberalismus trug ihm manchmal bittere Früchte; zu Zeiten wurde das damit verbundene Geld, ein neues Lebensmittels, bitter aufgewogen durch den Verlust einer einträglichen Praxis oder einer mächtigen Günst. Solches war namentlich der Fall mit der Vertheidigung des um seine Darstellung der Menschenrechte angeklagten Thomas Paine. Sie kostete den Sachwalter die Freundschaft des Prinzen von Wales, und das bei demselben seit 1783 bekleidete Amt eines Attorney-General; ein Verlust, den er verschmerzte, denn die Schreibstube ertrug ihm damals 12—15,000 Pf. jährlich. Die Vertheidigung der Staatsverbrecher von 1794, in welcher er mit B. Gibbs die Unschuldigkeit der Angeklagten behauptete, kann als eins der glänzendsten Ereignisse seines Lebens betrachtet werden. Vollkommen unfähig, wie jeder andere Whig, die französische Revolution nach ihrer

ganzen Bedrohlichkeit zu verstehen, setzte er den Entschlüssen des Ministeriums für einen Kampf auf Leben und Tod den debattirtesten Widerstand entgegen. In der Rede vom 3. Febr. 1800 suchte er die Unmöglichkeit einer Restauration in Frankreich zu beweisen; das einzige Interesse der Domainenkäufer beringe genugsam eine solche Unmöglichkeit. „Sollte man,“ fuhr er fort, „die Bonaparte herein wieder auf den Thron bringen, so könnte das nicht ohne die beständigen Erschütterungen, ohne eine unabsehbare Reihe von Kriegen sich bewerkstelligen lassen, und wenn an allen diesen Kriegen Großbritannien Theil nehmen wollte, so würde es sich selbst zerstören, von seiner Höhe herabstürzen, und ungewissheit die Constitution, die angeblich erhalten und beschützt werden sollte, vernichten.“ Das Ministerium, das den Frieden von Amiens herbeiführte, fand es seiner Stellung angemessen, sich einen Mann von Erskine's Bedeutung zu verpflichten; er wurde wiederum mit der Anwaltschaft des Prinzen von Wales betraut, empfing auch die Aemter eines Kanzlers und Siegelbewahrs des Herzogthums Cornwallis. Im J. 1804 übernahm er, Angeklagter der von dem Feinde angebotenen Lönung, den Befehl über ein Corps Freiwilliger, die sogenannte Association of law; demselben Feinde hat er nicht lange vorher, 1802, in Paris, seine Huldigung dargebracht. Vertheidiger des Admirals Calvert 1805, vermochte er zwar nicht die Masse der gegen den Angeklagten sich häufenden Anschuldigungen zu tilgen, aber er brachte es doch dahin, daß sein Client mit einem Beweise entschüpfte. Im J. 1806 wurde Erskine in das, nach Pitt's Ableben von Lord Grenville gebildete, Coalitionministerium als Lordkanzler eingeführt, gleichzeitig auch zum Baron Erskine in der Peerage von England ernannt (den 10. Febr. 1806). Trial by Jury war das Motto, das er sich für sein freiberherrliches Wappen erwählte, in welchem aber nicht, wie man doch geschrieben, zwölf um einen Tisch versammelte Geschworne zu sehen sind. Des Kanzlers Stellung in dem aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengefügten Cabinet bot der Schwierigkeiten viele; die Majorität der Stimmen blieb allerdings den Whigs, doch waren Rücksichten und Concessionen den Tories zugestanden. Außer dem besand sich Erskine in dem doppelten Nachtheil, daß er dem größten der englischen Juristen, dem Lord Eldon, im Amte folgte, und daß er zu wenig vertraut war mit den Formen der courts of equity. Dieser Mangel ergab sich zumal in der Instruction des über Lord Melville verhängten Processes, wo selbst nicht der Beistand geübter Praktiker den Kanzler vor allen Unachtsamkeiten zu bewahren vermochte. Mit der Auflösung des Ministeriums Grenville trat Erskine aus dem Amte, um in dem Dberhause nochmals der Opposition anzugehören. Alle freisinnige Maßregeln, um mit den Whigs zu reden, fanden in ihm einen Verfechter. Im J. 1815 empfing er den Dilettanten. Jedoch begann er die Last von Alter und Krankheiten zu empfinden; selten nur besah er jetzt noch die Rednerbühne. Es starb seine Frau den 26. Dec. 1815, und er begab die Rhetorik, seine frühere Maitresse, Sarah Aust, in das Ehebett aufzu-

nehmen. In den mancherlei hierdurch veranlaßten unangenehmen Verwicklungen gestellten sich Geldverlegenheiten. In den Zeiten seiner glänzenden Paris hatte Erskine getan, wie alle diejenigen, die viel Geld verdienen mit wenig Mühe. Seine Ersparnisse standen von fern nicht im Verhältnisse zu der ungeheuren Einnahme. Die Kanzlerwürde brachte ihm viel mehr Schaden, als Nutzen; er mußte um ihretwillen jene Paris, und in eines Jahresverlauf auch das Amt aufgeben, gegen die verhältnißmäßig geringe Entschädigung einer Pension von 4000 Pf. Die Erziehung von acht Kindern, zu denen sich noch die drei der zweiten Ehe gestellten, der kostspielige Ankauf eines Gutes von der mächtigsten Fruchtbarkeit, dessen Werth durch die gleich darauf erfolgte, unglaubliche Herabsetzung aller Güterpreise beinahe auf nichts herabgesetzt wurde, verschlangen nicht nur die Gesamtheit der Einkünfte, sondern auch die Mehrheit des Capitalvermögens, und in wahrhaftiger Bedrängnis brachte Erskine seine letzten Jahre hin. Er wollte einen Sohn nach Edinburgh bringen. Die Seereise scheint ihn angegriffen zu haben, man mußte ihn zu Scarborough aussteigen, und von dannen nach seines Bruders Wohnsitz, nach dem Schlosse Almondeley, bringen. Da starb er den 17. Nov. 1823, und wurde die Leiche zu Upshall in Enlithgowschire, in der Gruft der Stuart von Cardross, beigesetzt. Für die Witwe war so wenig gesorgt, daß der König 500 Pf. anwies, um ihre und ihrer drei Kinder dringende Bedürfnisse zu bestreiten. Sie versank in solche Armuth, daß sie im Juli 1806, durch einen Schornsteinfeger empfohlen, in der Audienz des Lord-Mayor erschien, um sich Unterstützung zu erbitten. Von den für ihre Kinder bewilligten Erziehungsgeldern, sagte sie damals, würden ihr nur 12 Sch. wöchentlich zu Theil. Der älteste Sohn der ersten Ehe, David Montagu Erskine, Baron Erskine von Restormel Castle, in Cornwallis, ist factum bekannt durch seine diplomatischen Verrichtungen. Sein jüngster vollbürtiger Bruder, George-Steewart Erskine, Oberstlieutenant von der Armee und Capitaine in dem zweiten Escadronregiment, verunglückte auf der Ufersahrt nach Ceylon, den 26. Aug. 1817. Auf dem Forum, nicht in dem Senat, tritt uns Erskine in seinem Elemente, in seiner Florie entgegen. Wir werden von Allen eine edle Gestalt zu bewundern haben, ausdrucksvolle Gesichtszüge, das funkelnde und durchbohrende Auge, das beinahe des Sieges gewiß, „indem es vor der Junge sprach.“ Geschworne haben bezeugt, daß sie kaum ihre Blicke von ihm abwenden konnten, wenn er einmal sie ins Auge gefaßt, sie gleichsam begaubert hatte. Seine Bewegungen, leicht und geschmeidig, Eile und Geschwindigkeit zugleich verrathend, hat man den Bewegungen eines feurigen Rosses verglichen. Dem Allen stellte sich eine Stimme, die hell, biegsam und stark, an Lieblichkeit jede andere zu überbieten schien, die vorzüglich für feierlichen Ernst mobilisirt, bei kleinem Umfang viel eher Pathos, als Unwillen, oder gar Hohn ausdrücken konnte, die von Härte, oder Eintönigkeit durchaus frei. Doch mögen alle diese Eigenschaften, zusammen der einfachen, würdigen und angenehmen Action, nur

als mindere Gaben dieses Advocaten gelten. Er besaß die vollkommenste Menschenkenntnis, ergründete die Gefühle und Leidenschaften seiner Zuhörer; leichter Zugang der Herzen war ihm bekannt, und nach Belieben und mit einem Zuge wußte er deren verschleierte Seiten in Schwärzung zu bringen. Seine Phantasie, welcher er zwar, in der vollkommenen Beherrschung seiner Geisteskräfte, öffentlich niemals freien Spielraum vergönnte, zeigte sich, wo er ihr die Bügel ließ, heiter und scherzhaft. So lange er aber den Klienten repräsentirte, diente sie nur dem einen Gegenstande, von dem seine Seele erfüllt, und dem alle seine geistige und körperliche Kraft gewidmet, dem Kampfe um den Sieg. Klar in seinen Angaben, genau in seinen Nachweisungen, unermüdlich und streng in seinen Folgerungen, fand sein schneller und sicherer Blick augenblicklich den Hauptpunkt heraus und von dem ließ er nicht mehr ab. Eine seine Unterscheidungsgabe für die bezügliche Bedeutung und Wichtigkeit der verschiedenen Beweisgründe, und die Gabe, jedem die rechte Stelle anzuweisen, ließen die Hauptgedanken des Vortrags klipp und in ihrer ganzen Fülle hervortreten, ohne daß ihre Wirkung durch Ablenkung, durch Eingehen auf weniger bedeutende Dinge geschwächt wurde. Begabt mit einem wahrhaft juristischen Sinne, konnte Erskine, obwohl nicht eben groß als Gesetzkundiger, mit dem besten Erfolge einen rein legalen Gegenstand behandeln. Seine Vertrautheit mit des Berufs gewöhnlichen Materien war mehr als hinreichend für die Gespräche des Forums. Vermöge seines starken Gedächtnisses vergaß er in dem Laufe einer Untersuchung niemals einen für sie wichtigen Gegenstand. Ueberraschend war seine Geistesgegenwart in der Action, d. i. vor den Geschwornen, wenn auf der Stelle ein Entschluß gefaßt, eine bedenkliche Frage an einen Zeugen gewagt, oder um einen Punkt, worauf vielleicht der ganzen Angelegenheit Geschick beruhte, mit dem Gerichtshofe gestritten werden mußte. Niemand ließ sich hierbei weniger Mißgriffe zu Schulden kommen. Niemand verstand, wie er, die Kunst, seines Vortheils zu gewahren, oder den nicht gebührend wachsamem Gegner für seinen Fehler bösen zu lassen. Mit so mannichfaltigen Eigenschaften vereinigte Erskine einen feurigen Muth, der einer ganzen Jandlung Nachdruck und Entschiedenheit verleiht und jeden Widerstand überwindet. Niemand konnte sich ihm gleichstellen in der Klarheit der Bilder, die darum selten ihre Wirkung verfehlten. Denn seiner Einbildungskraft war kein Flug zu mächtig, einzig einem correcten, sogar strengen Geschmack mußte sie sich unterwerfen. Der Redner kannte die lateinischen Classiker wenig, die Schönheiten der Attischen Redekunst waren ihm unzugänglich, von den neueren Sprachen sah er sich durch die angeborene Inhabilität eines Engländers ausgeschlossen, aber seine Muttersprache wußte er in voller Meisterschaft zu handhaben, und wie verschiedenartig die durch ihn zu berührenden Gegenstände, stets blieb seine Diction unübertrefflich, sei es, daß er vor Gericht die gewöhnlichen Fälle besprach, sei es, daß er ein Menschenleben gegen tyrannische Gewalt verteidigen,

oder für die Pressfreiheit gegen die Usurpationen des Parlaments kämpfte, oder gegen die Angriffe der Ungläubigen die höchsten Wahrheiten der geoffenbarten Religion in Schutz nahm. Die Schönheit und einfache Reinheit der Sprache, in welche er die gewöhnlichsten Gegenstände einzuflechten verstand, mahnen den Kenner an die verschiedenen Darstellungen der Dämonie, wo nicht eine Idee sich über das Alltägliche erhebt, und wo doch Alles jenseitig und anmutig erscheint durch den Zauber der Darstellung. In etwas abnormer Weise wunderten sich manche, denen der geringe Umfang seiner classischen Kenntnisse bekannt, über seine Beredsamkeit und vorzüglich über die ihr dienende Composition. Sie ahneten nicht, diese classischen Aboren, welchen Schatz von den edelsten und reichsten Formen, welchen überschwenglichen Gehaltsreichtum jedes Volk in der Literatur seines Väterlandsalters besitzt. Diesen Reichtum hatte aber Erskine, seiner Zeit vorzuleben, begriffen; mit dem hartnäckigsten Fleiße hatte er sich die alten Schriftsteller seines Volkes angeeignet. Mit Shakspeare war er vertraut wie selbst, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Daß er Milton's Reden zu häufig die feinnsten nachgebildet, möchte schier als ein Vorwurf ihm gelten. Und sowohl von der Redeform, die nur die eine, und zwar die geringere Hälfte des nisi prius Advocaten ausmachte. Auch in der andern, wichtigeren Hälfte ist Erskine keineswegs zurückgeblieben. Wir haben bereits die gänzlich hingebende an den eben ihn beschäftigenden Gegenstand angedeutet, durch welche er über jede Versuchung erhaben, einem rhetorischen Triumph, auf Kosten der Sache, auch nur ein leichtes Opfer zu bringen. Sicher und mit Ungeschwindigkeit urtheilte er über jeden Schritt, welcher der Lage der Dinge nach vorzunehmen; kühn, aber klug und einsichtsvoll gab er auf jeder Stufe die Entscheidung. Kaum waren seine Reden vollkommener, als sein Zeugenverhör, die Vertretung, in welcher der englische Advocat ganz besonders seine Kunst entwickeln kann; gleich meisterhaft bewährte er sich jedesmal in dem Hauptverhör, wie in den Zwischenfragen, in dem Gebiete, worin Leute ohne Bildung so leicht auf Irrwege geführt werden können. Wenn er jetzt an die Jury sich wendete, dann dem Gerichtshofe Einwendungen machte, seine Zeugen verhörte, oder an des Gegners Zeugen Zwischenfragen richtete, dann schien er in einer jeden dieser verschiedenen Berichtigungen grade seine Hauptrolle durchzuführen. Er handelte als Rechtsconsulent und Repräsentant seiner Partei, und zugleich als die Partei selbst; an den Gerichtshof sich wendend, mußte er mit den Gefühlen und Gedanken eines jeden Richters oder Geschwornen bekannt sein; wenn er einen Zeugen verhörte, entweder um vollständig und in besser Form des Menschen ganzes Wissen herauszuloden, oder um dessen Aussage zu schwächen, unter einen andern Gesichtspunkt zu bringen, dann schien es, als wäre er in das Innere der Person, mit welcher er beschäftigt, eingegangen, als wäße er Alles, was sich da bewegte. Unergründeten als Mensch und als Advocat, zeigte sich Erskine niemals trübselig vor einem Gerichtshofe. In furchtloser Pflicht-

übung blieb er um Günst oder Abneigung unbekümmert. In des Obedienten von St. Asaph Angelegenheit wollte Buller, der Präsident, das Verdict der Geschwornen nicht gelten lassen, sie in die Berathungskammer zurückziehen. Erskine nahm das Verdict, als seinem Clienten geschicklich erworben, in Anspruch, und entwickelte, den fortwährenden Widerspruch des Präsidenten zu entkräften, das Ungesegliche in dessen Verfahren. Darfich untertraug ihn Buller mit dem Gebote, sich niederzusetzen. „Ich werde mich nicht legen“, erwiderte Erskine, „ich erkenne und erfülle meine Pflicht, indem ich spreche. Thun Sie dergleichen Ihre Pflicht.“ Das beherzte Wort half. Als er in des Hall's Vertretung die geheimen Triebfedern der gegen diesen Mann gerichteten Verfolgung besprach, wurde er von Lord Mansfield unterbrochen. „Lord Sandwich“, sprach der Generaladvocat, „ist nicht im Proceß.“ — „Ebenbarum,“ fuhr Erskine fort, „muß ich ihn einführen, die Versämmlung bessern.“ Die Freiheit der Presse hat Erskine aufrecht erhalten, die Rechte des Volks verteidigt gegen die sie bedrohenden Gerichtshöfe. Wenn ein Engländer heute noch frei die Handlungen derer, welche sein Vaterland regieren, besprechen darf; wenn ihm noch vergönnt, sich mit Gleichgesinnten zu Verbesserung nothwendiger Reformen zu vereinigen; wenn derjenige, der heilsame Veränderungen in der Verfassung wünscht, noch als Patriot gelten darf, so mag er dankbar sich erinnern, daß er zunächst an Erskine den unvertilgbaren Genuß dieser herrlichen Berechtigungen schuldet. Des Schotten Unergründlichkeit, die seine Beredsamkeit entflammte, seine Birtsamkeit begeisterte und seiner unvergleichlichen Fähigkeit Haltung und Festigkeit verlieh, widerstand 1794 einem Verein von Prinzen, Staatsmännern und Rechtsgelehrten, einem Bündnisse, unter dem Einflusse der die französische Revolution begleitenden Schrecknisse geschlungen, in der Absicht, des Volkes Freiheit zu unterdrücken; der einzige Erskine untertraug den schon zur Hälfte durchgeführten Plan einer schonungslosen Proscription. Gegenüber so herrlichen Thuns erlächte anderer Staatsmänner und Redner Glanz. Wie jeder wahrhaft große Mann zeigte sich Erskine im täglichen Leben einfach, natürlich und liebenswürdig, voll Humanität und Rücksicht für fremde Schwäche. In der Unterhaltung verrieth er wenig oder gar keinen Eig; er war zu heiter, um im Streiten viele Freude zu finden, aber mäßig überließ er sich frohlichem Scherz und Wuthwillen, der bis zur Ausgelassenheit sich steigern konnte. In Gesellschaft verstand er seiner wunderlichen Phantasie freien Spielraum, vielleiht, um in dieser Ungeheuerlichkeit sich zu entschärfen für den Zwang, dem er bei öffentlichen Gelegenheiten sich unterwarf. Seine Eitelkeit, wie sie in sich wol die gezeigteste Entschuldigungsverfügte fand, pfliegte für Niedermunden verlockend zu sein. Andere Vorbeuten, Sonnenflecken nach Lord Kenyon's Urtheil, hat er schwer gebüßt; insbesondere die unglückliche, zweite Heirat. Kenyon's Ausdruck muß man hinzusetzen, daß der Fleden Dimension nicht in demselben Verhältnisse abnahm, wie der Glanz des leuchtenden Körpers. Dem

auffallenden und imposanten Aeußern der Person dieses großen Mannes war die Heftigkeit der Stärke seiner Constitution vollkommen angemessen. In den 28 Jahren seiner Volljährigkeit bei den Gerichtshöfen ward er auch nicht eine Stunde lang von der Ausübung seiner Berufspflichten abgehalten. In den berüchtigten Verhandlungen von 1794 verlor er die Stimme, den Abend vor dem Tage, an welchem er zu den Geschworenen sprechen sollte. Sie fand sich aber wieder im rechten Augenblicke, ein Umstand, welchen, gleich andern glücklichen Ereignissen seiner Laufbahn, der Richter stets einer besondern Einwirkung der Vorsicht zuschrieb. Denn von der religiösen Gemüthsstimmung, welche in seiner gottseligen Familie erblich, hatte er einen reichlichen Antheil empfangen und treu bewahrt. Die Aeden dieses großen Mannes sind uns in ungewöhnlicher Sorgfalt und Correctheit aufbewahrt worden. Bei großer Leichtigkeit in der Composition schrieb er viel und correct. Die vier Bände, die verstanden, wurden bei ihrer ersten Erscheinung von ihm selbst durchgesehen. Sie erschienen unter dem Titel: *The Speeches of the hon. Thomas Erskine — now Lord Erskine — when at bar, on subjects connected with the Liberty of the press and against constructive treasons* (London 1810—1812). Zweite Aufl. 1816. Man hat auch: *Speeches of Lord Erskine when at bar, on miscellaneous subjects*, 1810. Die Hugschrisft, *A view on the causes and consequences of the present war with France 1797*, erlebte 48 Auflagen. Armata ist ein politischer Roman, Germanium. Das man lange für Sheridan's Arbeit gehalten, ein allertiebliches Gedicht, das um dieselbe Zeit, wie die Ehe an den Barbier geschrieben, und nur für Freunde bestimmt war. Die Kleinigkeit ist darum blau gedruckt.

Die Grafen von Rosslyn stammen ab von Karl Erskine aus Alos, dem vierten Sohne des siebenten Grafen von Marr. Karl's Sohn, ebenfalls Karl genannt, Baronet von Neuschottland seit dem 30. April 1666, wurde ein Vater von vier Söhnen: Jacob, Johann, Karl und Robert. Dieser stand als Leibarzt bei dem Kaiser von Rußland. Jacob, der zweite Baronet, stiet bei London, 1693, unvermählt. Karl, geb. 1680, nachdem er lange als Advocat thätig gewesen, wurde 1725 zum Solicitor-general für Schottland, 1742 zum Lord of Session (er ließ seitdem Lord Lincolnschiff nennen), 1748 zum Lord Justice-clerk befördert. Er starb 1763, aus seiner Ehe mit Griselidis Grierson, der Erbin von Barjarg, in Dunsfriesshire, den Sohn Jacob hinterlassend. Dieser, Baron von dem Erchequer, 1754, nachmals Lord von der Seillon, 1761, nahm den Titel eines Lord Barjarg an, den er zwar nachmals gegen jenen von Alos vertauschte, und starb, Senior des Richterstandes von Großbritannien, den 13. Mai 1796, mit Hinterlassung verschiedener Kinder. Johann, von den vier Söhnen des andern Karl der zweitgeborene, succedirte dem Bruder als dritter Baronet und theilte sich bei seines Vaters, des Grafen von Marr, Insurrection, wurde jedoch begnadigt, und bei seinem Eigenthume belassen, nachdem er in dessen Grenzen dem Kaiser X. Cæcili, d. H. u. S. Erste Section. XXXVII.

aus reichlichen Silberginge offenbart hatte. Er starb den 12. März 1739, aus seiner Ehe mit Katharina, des Lord Heinrich Sinclair Tochter, in deren Rechte nachmals ihr Enkel, der heutige Graf von Rosslyn, die Güter dieses Sinclair erbt, die Schotts Karl und Heinrich hinterlassend. Karl, der vierte Baronet, blieb bei Huls, 1747; ihm folgte sein Bruder Heinrich, der Generalleutenant von der Armee und Oberst von Royal Scots, sich 1761 mit Johanna Wedderburn verheirathete und am 9. Aug. 1765 das Zeitliche gesegnet. Von dessen beiden Söhnen succedirte der ältere, Jacob St. Clair, seinem am 3. Jan. 1805 verstorbenen Onkel, Alexander Wedderburn, in den Titeln eines Grafen von Rosslyn (in dem Pargoe von England) und Baron Longborough von Longborough, in Surrey. Der Theim war jener Wedderburn, der starb, unsterblich geworden ist, durch K. Georg's III. Wort: „so ist also der größte Schutz meiner Staaten gesichert.“

Die Grafen von Kellie. Alexander Erskine von Gogar, ein jüngerer Bruder des Regenten von Schottland, des sechsten Grafen von Marr, wurde nach dem Absterben dieses Bruders dem Könige Jacob VI. als Gouverneur beigegeben. Darüber gerieth er in den unglücklichen Zwist mit seinem Vetter, dem Grafen Johann, indem er, bei der Uerrumpelung des Castells von Stirling 1578, seinen ältesten Sohn Alexander einbüßte. Im demselben Jahre wurde Alexander zum Gouverneur des einbüßigen Castells und zum Vice-Chamberlain des Königs bestellt, auch in den gemeinen Rath eingeführt. Aus seiner Ehe mit Margaretha, einer Tochter Georg's, des vierten Lord Home, kamen drei Söhne und drei Töchter. Der zweite Sohn, Thomas, der Erbe von Gogar, war 1566, in demselben Jahre, wie K. Jacob VI. geboren, wurde mit demselben von Kindheit an erzogen, und verbannte diesem Umstande die unwandelbare Gunst seines Monarchen. Kammerjunker seit 1685 begleitete er am 5. Aug. 1600 den König auf dem verhängnißvollen Ritt nach des Grafen von Gowrie Haus zu Perth. Auf des Königs Hülfswort war, nachst dem Grafen Ramsay, Thomas der erste, sich Weg zu bahnen zu dem Schauspiel der Gefahr. Auf der Wendeltreppe des Thurmes, in dessen oberem Gemache der König eben mit Gowrie's Bruder, mit Alexander Rutherford, gerungen hatte, trat er den Jüngling, blutig in Gesicht und Raden. „Du tödtet, er ist der Verräther,“ rief von Oben herab Ramsay, und Erskine rannte dem Erschöpften den Degen durch den Leib. Das Thurmgemach hatte er kaum betreten und einige Worte der Befehrs an den König gerichtet — „wenigstens des Beschlusses, an der Thüre Wache zu halten, hätte ich mich versehen, so Ew. Maj. meine Begleitung überflüssig fanden.“ — als von der andern Seite Gowrie, eine Stahlhaube aufgeschliff, in jeder Hand ein blankes Schwert, von sechs gewaffneten Dienern begleitet, in das Gemach stürzte, um den seinem Bruder verübten Mord zu rächen. Großer Vortheil gab dem Gowrie die Überlegenheit der Zahl, denn ihm standen einzig gegenüber Erskine, Ramsay und ein Diener, Namens Wil-

son; schon wollte das Geschick die ungünstigste Wendung nehmen, als Erskine's an den Grafen von Gowrie gerichtete Worte: "Verräther, der du unsren König erschlagen hast, willst du auch uns morden," diesem alle Fassung nahmen. Bewußtlos ließ er das Schwert sinken, und im Augenblicke wurde er von Ramsay durchbohrt. Paulus führte der Graf zu Boden, emstlich floßen seine Begleiter. Für so wichtigen Dienst empfing Thomas von der Hand seines dankbaren Gebieters die Herrschaft Dirlston, sammt einer Königskrone, in seinem Wappenschild zu führen; er begleitete auch 1603 den König auf der Fahrt nach England, wurde im Laufe der Krönungsfestlichkeiten mit dem Bathorden beehrt, an Walter Raleigh's Stelle zum Captain der Yeomen of the Guard, und noch in demselben Jahre zum Baron Dirlston, am 18. Mai 1606 zum Viscount Kentoun — es ist das der erste in Schottland verliehne Viscountstitel — und am 12. März 1619 zum Grafen von Kellie, in dem westlichen Theile von Fifehire, ernannt. Er starb als des Hofenbandordens Ritter, auch der geheimer Rathesrath von England und Schottland, am 12. Juni 1639, daß er also seinen einzigen Sohn Alexander Viscount Kentoun, überleben mußte. Dieser, gest. im Februar 1633, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Anna Seaton, des ersten Grafen von Dumfries Tochter, drei Söhne, Thomas, Alexander und Karl. Thomas, der zweite Graf von Kellie, starb unverehelicht den 3. Febr. 1643. Alexander, der dritte Graf, in dem Laufe des Bürgerkriegs ein standhafter Anhänger der königlichen Sache, wurde in der Schlacht bei Worcester gefangen, und starb den 6. Aug. 1657. Walter des einzigen, am 8. März 1710 verstorbenen Sohnes Alexander. Dieses vierten Grafen von Kellie Sohn, abermals Alexander genannt, ist der Graf von Kellie, der 1745 als einer von des Chevalier Adhärenzen genannt wird. Er starb den 3. April 1756, aus seiner Ehe mit des berühmten Dr. Andreas Pitcairn Tochter Johanna (gest. den 7. Juni 1775), die Sibbne Thomas, Archibald und Andreas hinterlassend. Alle drei sind nie unverehelicht gestorben, Thomas, sechster Graf von Kellie, im J. 1781, Archibald, der siebente Graf, den 8. Mai 1797, Andreas im J. 1793. Der Titel verfiel, nach Archibald's Tode, an die Witten von Gambo, in Fifehire. Diese stammen von Karl Erskine ab, dem jüngsten von des ersten Grafen von Kellie drei Söhnen. Lord Epon und Wappenkönig von Schottland 1663, Baronet 1666, starb Karl 1673, wie 1735 sein einziger Sohn Alexander, der ebenfalls Lord Epon und Wappenkönig, sich mit seines Vaters, des dritten Grafen von Kellie Tochter, Maria, verheiratet hatte. Von Alexander's Söhnen starben Karl, Johann und Wilhelm 1753, 1754 und 1780, unverehelicht, der vierte Sohn David setzte die Hauptlinie fort, der fünfte Thomas war ebenfalls verheiratet und hinterließ Nachkommenschaft, der sechste Colin (in Rom birst er zwar Karl), geboren zu Rom, den 13. Febr. 1753 widmete sich der Kirche, wurde von Papp Pius VII. am 23. Febr. 1801, in das heilige Collegium eingeführt, und starb 1811, nach-

dem er 176 zum Jahre 1803 als päpstlicher Legat bei dem Hofe von London sich befand. Von David's Söhnen kamen drei, Karl, Thomas und Methven-Kellie, dieser auf Airdrie, in Fifehire, und seit dem 10. Juli 1781 mit Johanna Gordon verheiratet, zu Johnen. Karl, der 1780 seinem Vheim Wilhelm in der Baronetswürde succedirte, starb 1790, mit Hinterlassung der Söhne Wilhelm, gest. unverehelicht, 1791, und Karl. Dieser erbte 1797 des siebenten Grafen von Kellie Titel, starb aber ebenfalls unverheiratet, den 28. Oct. 1799, worauf seines Vaters Bruder, Thomas Erskine, geb. 1745, als neunter Graf von Kellie, Viscount Kenton, Baron Dirlston, premier Viscount von Schottland, Baronet von Neuschottland succedirte.

Johann Erskine Baron Dun ist als einer der wirkfamsten Beförderer der Reformation merkwürdig. Geb. 1508 oder 1509 in der Alten Burg zu Dun, zwischen Montrose und Brechin, in Forfarshire, vollendete er auf den berühmtesten Universitäten des Continents die in der Heimath mit Glück begonnene Erziehung. Nach Schottland 1534 zurückkehrend, war er von einem Franzosen begleitet, der auf seinen Betrieb sich in Montrose niederlassen mußte, um daselbst die griechische Sprache zu lehren. Der Franzose hielt nicht lange aus in dem nördlichen Aufenthalte, aber sein Pastor trug Sorge, den verwaiseten Lehrstuhl mit nicht minder gründlichen Schülern zu besetzen. Auf diese Weise entstand die Schule von Montrose, welche berühmten, den Geschmack und die Liebe für die Sprache eines Homer und Plato nach Nordbritannien zu verpflanzen. Nach des Vaters Tode lebten wir den Erben von Dun in verschiedenen Zuständen beschäftigt, namentlich bekleidete er fast ununterbrochen das Amt eines Provoost zu Montrose; daneben benutzte er seine parlamentarische Wirkksamkeit, um den religiösen Ideen, die er zusammen der classischen Literatur, vom Continente herübergebracht, Eingang zu verschaffen. Alle Bekenner, ganz vorzüglich die Anhänger der neuen Lehre, fanden bei ihm Schutz und Aufmunterung. Seine Burg Dun war den reformirten Predigern jederzeit ein sicherer Zufluchtsort, und der Punkt, wo die Großen sich zu versammeln pflegten, um die Mittel für die Ausbreitung der neuen Lehre zu beraten. Durch die von solchen Verbindungen unzertrennliche Unruhe ließ gleichwohl Erskine sich nicht abhalten, dem Vaterlande in Bezug auf das Ausland getreue Dienste zu erwiesen. Eine Landung, 1547 von den Engländern versucht, in der Absicht, Montrose zu plündern, wurde von ihm, der doch nur einen, in der Eile zusammengerafften Haufen beschligte, auf das Nachdrücklichste abgewiesen; kaum der dritte Theil der Gelandeten vermochte es, die Schiffe wieder zu erreichen. Von dem Parlament von 1557 wurde Dun ausersehen, um in Gesellschaft anderer Commissarien den Eherevertrag der Königin Maria mit dem Dauphin abzuschließen, auch der Vermählung Zeuge zu werden. Bei seiner Nachhausekunft überrasseten ihn sogar die außerordentlichen Fortschritte, die während seiner Abwesenheit die Reformation gemacht, und deren jeither die Regierung kaum inne zu

werden geühenen hatte. Aus ihrem Schlafe erweckt durch die Meldung von dem Tode der Königin Maria von England (den 17. Nov. 1558), mit welchem eine gänzliche Veränderung der Beziehungen zu dem Nachbarstaate erwartet werden konnte, beunruhigt nicht minder durch die von allen Seiten ihr zugehenden aufrührerischen Adressen, entließ sich Maria von Guise zu frühzeitigem Aufbruch. Die reformirten Prediger wurden auf den 10. Mai 1559 nach Stirling geladen, um sich wegen des Ruffers der Keterei zu verantworten. Die protestantischen Barone und viele ihrer Glaubensbrüder erhoben sich, um den Predigern das Geleitz zu geben, und nöthigenfalls sie gegen Gewalt zu schützen. Von dem tobensten, im Anzuge begriffenen Menschenstrom hörend, verzögerte, einmal in ihrem Leben, Maria von Guise sie wendete sich an Lord Dun, auf daß er der Srenner Einzug in Stirling verhindere; das bewerkstelligte der in der Partei hochangesehene Mann, indem er die Niederschlagung der angedrohten Untersuchung verbot. Die Massen zerstreuten sich, die Prediger allein, mit einer Schutzwache, blieben in Perth vereinigt, und eilten mit ihnen, Knox, bestieg die Kanzel, um in einem würdigen Vortrage die Badersärmer zu bewaffnen. Die Königin, von dem in Perth, Gupar und anderwärts verübten Graueln unterrichtet, ließ der Luft freien Lauf; die Prediger wurden in Contumacia zum Verbannung verurtheilt, und Dun, tödlich durch solche Entscheidung verletzt, eilte nach Perth, um noch später die Versammlung zu electrifiziren durch das Gemüthe der ihm, seiner Meinung nach, von dem Hofe angethanen Bezugnehmungen. Es gereute ihn aber bald diese, den Ausbruch des Bürgerkriegs nicht wenig beschleunigende Hülfe, und verwendete er sich getreulich als einer der Deputirten der Partei, für den Abschluß eines freilich bald wieder gebrochenen Pacificationsvertrags. Sogar scheint er aller fernern Theilnahme an politischen Handeln sich haben entschlossen zu wollen, denn bevor noch der Sieg der protestantischen Partei entschieden (1560), hatte er seine ganze, öffentliche Stellung aufgegeben, um sich einzig dem Predigerramt zu weihen. Von dem nächsten Parlament wurde er benannt, um zugleich mit vier andern Predigern die genaue Befolgung der neu eingeführten Kirchen-disciplin zu beaufsichtigen, ein Geschäft, das höchst anstrengend, ihn daneben in viele Zankereien verwickelte. Oft und immer vergebens hat er daher um seine Entlassung. Das 1577 verhängte Lib. discipline, das der presbyterianischen Kirche von Schottland noch ein Grundgesetz, wurde größtentheils durch ihn aufgearbeitet. Er starb 1591. Die Königin Maria hat wiederholt seiner freundlichen Gemüthsart, seinen rechtlichen Gesinnungen Zeugnis gegeben, und Buchanan rühmt seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit. Einer seiner spätern Nachkommen, David Erskine Lord Dun, hat sich als Rechtsgelehrter und Mitglied der court of Session, von 1713—1750, hohen Ruf erworben. Ein entschiedener Gegner der Union beschloß David bei allen Gelegenheiten die unterdrückte, bürgerliche Gerechtigkeit. Er starb 1755, im dem Alter von 85 Jahren. Sein Vorn,

Opinions of Lord Dun (1752. 12.), behauptet sich in gutem Ansehen.

Alexander Erskine studirte auf der Universität Königsberg, zu den Zeiten von K. Gustav Adolfs' Einfall in Preußen, sah sich auch Gemüths, 1627, bei der schwedischen Armee einen Schreibersdienst anzutreten. Jedoch machte er in besagtem Dienste ein schnelles Glück; er war, als Gustav Adolf den tauflichen Hohen betrat, königlicher Assistentral und Kriegescommissarius, wurde auch im Frühjahr 1632 zu des Königs Residenten für Erfurt und ganz Thüringen bestellt. Erbittert auf Kaiserhofen hegte er in dem Patente. Er gab die neue Stellung ihm Gelegenheit, sich als ein warmer Patron der Gelehrten zu zeigen; sie erlaubte ihm aber auch, bei vielen andern wichtigen Angelegenheiten seiner Zeit sich zu betheiligen. Wichtige Sendungen wurden ihm zu Theil, verschickte Bundes- und Stillsandtsordrte hat er schließen helfen. Im J. 1647 wurde er in der Krmee Namen nach Esnabrück abgeordnet, um zu bewirken, daß die ihr verweigerte Satisfaction als eine bestimmte Stipulation in das Reichsfriedensinstrument aufgenommen werde, und hat der Abgeordnete nicht wenig beigetragen, das zuletzt fünf Millionen Thaler bewilligt worden. Am 16. Juli 1648 hielt Erskine, jetzt schwedischer Kriegspräsident und Assistentral, zu Minden Beilager mit einer von Barentsleben, und im Herbst desselben Jahres verhandelte er, in des General Papstl Gefellschaft, und in des Palzgrafen Karl Gustav Auftrag, in dem Lager vor Prag, die Bestimmungen, von welchen die Einstellung der Feindseligkeiten begleitet sein mußte. Im nächsten Jahre ging Erskine mit dem Grafen Bengt Drenskierna nach Nürnberg, um zu dem Reichsfriedensconferenzen zu wirken, ein Auftrag, der jedoch sofort zu diplomatischen Verhandlungen führte. In dem Friedensinstrument war nämlich die bemeldete Tractation den Generalen allein zugewiesen; um der beiden Herren Theilnahme möglich zu machen, wurde angenommen, daß sie im Laufe der Handlung als Deputirte gehalten, von dem Reichsfürsten aber als schwedische Gesandte respectirt werden sollten. Die hiezu eintretenden Friedensjahre benutzte Erskine, um sein Hauswesen zu bestellen. Er erkaufte verschiedene Rittergüter, wie z. B. Koloskoben und Hohen-Barneow, in dem grimmigen Distrikt von Ropommen, auch Schöllitz; er bediente sich seiner neuen amtlichen Wirkämter, als königlich schwedischer Kriegs- und Chancenzpräsident für die Herzogthümer Bremen und Verden, um sich das Erbältermamt des Herzogthums Bremen und eine reichliche Dotation aus den Gütern der aufgehobenen Abtei Harsfeld zu verschaffen zu lassen; er erbaute auf einem von besagter Dotation abhängenden Grunde, an den Ufern der Schwinge, das schöne Schloß Erskinschlange. In dem Laufe seiner friedlichen und ihm zumal vortheilhaftesten Beschäftigungen wurde er gestört durch den Ruf Karl Gustavs. Von Prag her kamte und schickte der König des Präsidenten Talent für eines Herrens Administration und Verwaltung, und er wünschte sich deren für den polnischen Krieg, 1655, zu bedienen. Erskine, wie sauer ihm

das vorkam, mußte gehören, befand sich in dem von den Polen belagerten Kraßau, 1656, und wurde nach der Übergabe der Stadt, gegen den Buchstaben der Capitulatio, als Kriegsgefangener behandelt. Wie es ihm zu Jamsoc auf der Heilung erging, ist nicht bekannt, gewiß aber, daß seine geschwächte Gesundheit gar bald der Widerständigkeit und dem feuchten Klima erlag. Er starb zu Jamsoc, auf dem Krankenlager 1657, seine Leiche wurde von den Polen aufgeführt, und am 6. Mai 1658 zu Bremen, in der Domkirche, unter großer Feierlichkeit beigesetzt. Unstreitig verdient Erskine ehrenvolle Erwähnung unter den Männern, welchen Schweden sein Übergewicht im Cabinet, wie im Feld verdankte. Mit gründlichen Studien verband er eine ausgezeichnete Gabe für den Verkehr mit menschlichen Lebewesen. In Münster vertraute er einstens an Dr. Schuppian, es sei ihm unveränderlicher Brauch, an jedem Ort, wohin er durch den Krieg geführt werden möge, zuerst nach dem Archiv, in die Köcher und besonders in die Assekutcollegien zu eilen und daselbst die Briefschaften einzuspacken, um sie in Mäuselunden durchzuwühlen. Auf dem Wege habe er viele, den Schweden gar nützliche, Arcana ergründet. Es blieb aber nicht allein bei Urkunden, auch eine herrliche Bibliothek und viele kostbarsteilen erbeutete Erskine bei der Erstürmung der Prager Kleinseite, 1648, und er ließ den Schatz in seinem Hause zu Bremen aufstellen. Es kamen aber 1675 kaiserliche Bölker nach dem Bremischen und der wiener Hof benutzte diese Gelegenheit, um wenigstens die Bibliothek nach Prag zurückzuschaffen. Die im Diario Europaeo P. IV. abgedruckte relatio de morte Caroli Gustavi, Sueciae regis, ist Erskine's Arbeit; er hat auch ein Protocolium Actorum pacis Westphalicae hinterlassen, welches der Wiener zu seinem Werke von dem westfälischen Frieden benutzte. In dieses Werkes Hauptregister wird Erskine als ein gottesfürchtiger, friedliebender, geschickter und vernünftiger Herr gepriesen, zugleich mitgetheilt seine Vorebereitung zum Tode, beweglich und erbaulich zu lesen, daß, wie hinzugesetzt wird, ein Jeder wünschen möge: „Meine Seele werde den Tod dieses Gerechten.“ Die Gottesfurcht ist ein aus Galedonien herübergebrachter Familiengut.

Kinder scheint Erskine nicht hinterlassen zu haben.
(v. Stramberg.)

ERSOUE, in den heiligen Schriften der Parzen eine Quelle aus dem hohen Huger, dem Gipfel des Weißberges Altorf. Runenbeich Cap. 22. (Richter.)

ERSTEIN, kleine Stadt im französischen Departement des Niederrhins (Elsas), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirt Schleisbad, liegt an der Ill, 21 Kilometer von Strassburg und 25 Kilometer oder 5 Meilen von Schleisbad entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts und eines Einregisterraths und Trappennamtes und hat eine Pfarrkirche, ein Armenhaus, Seilers- und Töpferwarenfabriken, Glaserien, zwei Weichen, eine Ziegelei, 226 Häuser und mit den Weillern Kraß an der Rheinstroße und Rost 3770 katholische Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten und vielen und guten Tabak bauen. Erstein ist eine alte, ehemals befestigte Stadt,

deren Name in den Urkunden Herstein und Erstein genannt wird. In dem alemannisch-fränkischen Zeitraum befand sich hier ein königlicher Hof und ein von Eudo's I. Gemahlin, Hirmengarte, errichtetes Frauenkloster. Kaiser Otto I. schenkte diese Abtei 951 seiner Schwiegermutter, Bertha, Königin des transjuraniischen Burgunds. Im J. 1333 eroberten die Strassburger diese Stadt und machten ihre Mauern dem Boden gleich, und 1359 kam sie an den Bischof von Speyer, indem der damalige Bischof, Johann von Eichtenberg, dem Grafen von Etingen die Landgrafschaft des untern Elsses, zu welcher Erstein gehörte, nebst allen davon abhängenden Lehen und Einkünften abtante. — Der Canton Erstein, welcher in den 14 Gemeinden: Erstein, Kollenheim, Daubenland oder Neuborf, Gerstein, Griesheim im Loch, Hindisheim, Hipsheim, Limmersheim, Nordhausen, Ebnheim, Othausen, Schäfersheim, Uttenheim, Westhausen nach Aufschlager 12,332, nach Barbichon 13,095 Einwohner enthält, liegt in der nordöstlich von dem Canton Bensheim und am Rhein sich hinziehenden Ebene und wird von der Ill, in welche sich hier die Scher und Anblau ergießen, und dem Canal Monsieur durchschnitten; auch führt die Rheinstroße, sowie die Straße von Ebn nach Strassburg durch denselben. Der Boden ist durchaus eben, leicht und dleser der Ill sehr ergiebig. Er zerfällt in $\frac{1}{10}$ Ackerland, $\frac{1}{10}$ Wiesen und $\frac{1}{10}$ Wald. Weinbau wird nirgends getrieben, aber alle Arten von Feldfrüchten gedeihen, viele Gemeinden bauen mit Vortheil Tabak, und man bedient sich zur Beorditung der Fieber nur der Pferde, von denen eine gute Race nebst Kindern und Schweinen im Canton selbst gezeugt wird. Die Schafzucht ist gering. Der Ackerbau und der Handel mit Landesproducten machen den Haupterwerbzweig der Einwohner aus. (Nach Expilly, Barbichon und Aufschlager.) (Fischer.)

Erstgeburts, f. Geschlecht.

ERSTICKEN. Im Allgemeinen wird jede Todesart, welche durch Entziehung der zum Athmen nothwendigen Luft, oder durch Hemmung des Athmungsprocesses herbeigeführt wird, als Ersticken oder Erstichung (suffocation) bezeichnet. Das Ersticken kann aber von inneren oder von Krankheitsursachen ausgehen, oder äußere, gewaltsame Ursachen können es veranlassen. Nur von der letztern Art des Erstickens kann hier die Rede sein.

Eine Hemmung der Respiration durch äußere, häufig gewaltsame, Ursachen kann auf mehrfache Art zu Stande kommen. Man unterscheidet daher verschiedene Arten des Erstickens, die meistens nach der Beschaffenheit der zunächst wirkenden Ursache besonders benannt werden, als Ersticken, Erwürgen, Erdrücken, Ertrinken, Ersticken im engeren Sinne. Die Ursachen des gewaltsamen Erstickens lassen sich aber auf folgende Punkte zurückführen:

1) Hemmung der zum Athmen nothwendigen Bewegungen des Thorax, und dadurch auch der Lungen. Dies kann durch vereinte Kräfte mehrer Menschen geschehen, z. B. in einem Volksgebränge, wie 1837 in Paris bei der Vermählung des Herzogs

von Orleans, oder durch gewaltsames Zusammenschnüren der Brust und des Unterleibes, oder durch Belastung dieser Theile, z. B. beim Verschütten durch Erde, durch zusammenfürgende Mauern. Auch der Tod empfindlicher Personen durch anhaltendes Niesen ist hierher zu zählen; der Respirationapparat verhartet durch den anhaltenden Niesreiz im Zustande der Inspiration und die rhythmische Abwechselung zwischen Inspiration und Expiration wird unmöglich gemacht.

2) Relatives Überwiegen des Kreislaufes im Verhältnis zur Respiration. Durch anhaltendes Laufen z. B. werden die Kreislaufbewegungen so beschleunigt, daß die möglichst intensive rhythmische Respirationsbewegung dennoch für das Bedürfnis der Blutumwandlung nicht ausreicht, wodurch eine relative Hemmung der Respiration entsteht; dies ist der Fall bei Hirsen aus Porcozajagen, bei gekerkerten Menschen. Ebenso wird durch intensive körperliche Anstrengung, z. B. durch anhaltendes Heben oder Zeren schwerer Lasten, die Fähigkeit der willkürlichen Muskeln so in Anspruch genommen, daß die Respirationsbewegungen dem Grade nach unter der Norm zurückbleiben, wodurch also ebenfalls ein relatives Überwiegen des Kreislaufes gegeben ist. Inbeffen kommt es in diesen Fällen nicht leicht bis zum wirklichen Tode.

3) Behinderung des Luftzutrittes zu den Lungen. Diese kann wieder auf mehrfache Weise eintreten: a) durch Abhaltung der Luft von der Mund- und Nasenhöhle mittels Einsinkens in eine trockne Flüssigkeit; b) durch Verstopfung der Nase und des Mundes mittels Zuhaltens oder Bedeckens mit Bettin, oder durch Tücher, Lappen, Heu, Stroh, Berg, Sand, Erde, Moos u. s. w.; c) durch Bedeckung der Stimmritze, wofür in den Handbüchern der gerichtlichen Medicin immer der Fall angeführt wird, daß verworfene Negerflaven sich durch Herabsinken der Zunge getödtet haben sollen. Magendie (Den's His 1818. Heft. 8. S. 1364) berichtet von einem Soldaten, der durch Zerreißung des Zungenbändchens und durch Übung es dahin gebracht hatte, die Zunge in den Schlundkopf, gegen die hinteren Nasenöffnungen, oder selbst in den Anfang der Speiseröhre hinabzustoßen, so daß hierdurch die Möglichkeit des Hinabsinkens der Zunge (unter besondern Umständen) erwiesen ist. Doch wurde dieser Mann dabei nicht am Athmen gehindert; d) durch Zusammenbrücken der Luftröhre oder des Kehlkopfs beim Erwürgen, Erdroffeln, Erhängen.

4) Einwirkung irrespirabler Gaskarten. Mit Rücksicht auf die Todesart, die sie herbeiführen, sind aber die irrespirablen Gase doppelter Art: a) Solche, die durch Störung des Athmungsprocesses tödten und zwar den Erstickungstod herbeiführen. b) Solche, die auf eine andere Weise als durch Erstickung tödten. Zu der letztern gehört z. B. eine mit Blausäure geschwängerte Luft. Eine strenge Sonderung der gerathenen Zustände nach dieser Beziehung ist jedoch nicht möglich, weil Manche auf beide Arten zugleich tödten, z. B. eine mit Arsenit wasserstoffgas geschwängerte Luft.

Der innere Vorgang bei den verschiedenen Arten der Erstickung ist folgender. Es entsteht eine Blutüberfüllung der Lungen und des rechten Herzens, aus welchem das Blut zu den Lungen getrieben wird, mag nun die abwechselnde Erweiterung und Verengerung der Lungen fehlen, oder mag zunächst nur die Umwandlung des venösen Blutes durch irrespirable Gaskarten gehindert sein. Daher Bellemmung der Brust, die sich meistens bis zu heftiger Beängstigung steigert, und suffocatorischer Tod durch Stöckung des kleinen Kreislaufes. Die Stöckung des Blutes im rechten Herzen wirkt aber auch auf die Körpervenen zurück. Die obere Hohlvene, die innern Drosseln können sich nicht entleeren, es entsteht daher Überfüllung der Hirngefäße und wahrer Schlagfluß; ebenso sind die venösen Gefäße des Unterleibes und der Genitalien mit Blut überfüllt. Die allgemeinen Zeichen künftigher Erstickung der Obductionen sind daher: dunkelblaue, von Blut strotzende Lungen, bisweilen auch Zerreißung einzelner Lungengefäße, Ergießung schäumenden Blutes in die Lungenzellen und in die Luftröhre, starke Ausdehnung des rechten Herzens und der Körpervenenstämme; blaurothes, aufgetriebenes Gesicht, hervorgetriebene Augen, geschwollene Zunge; strotzende Anfüllung der Gefäße des Gehirns und der Hirnhäute, zuweilen Zerreißung derselben. Zu den weniger constanten Zeichen, die zum Theil nur vorzugsweise bei bestimmten Arten des Erstickungstodes gefunden werden, gehören ferner: länger dauernde Wärme und Biegsamkeit des Leichnams, Blutüberfüllung und Ergrünungsstellen im Magen, in den Unterleibsorganen, Spuren vorhanden gewesener Erection oder Ejaculation.

Wenn oben angegeben wurde, daß beim Erstickungstode die Zeichen eines primären suffocatorischen und eines sekundären apoplektischen Zustandes im Leichname gefunden werden, so gilt dies nur im Allgemeinen. In der That finden sich oft beiderlei Zeichen, so daß es schwer ist, zu bestimmen, ob der Tod primär durch Suffocation oder durch Apoplexie eintretet. Andere Male finden sich nur wenige Spuren, die auf Apoplexie hinweisen. Dagegen trifft man in andern Fällen gar keine Zeichen der Erstickung, und der Tod muß dann durch plötzliche Hirn- und Lungenlähmung eingetreten sein. Namentlich scheint bei Erstickung durch Kohlendampf der Tod meistens ein apoplektischer zu sein; aber auch bei unweifelhaften Fällen von Strangulation fehlten bisweilen die Zeichen der wirklichen Erstickung.

Vom Erstickungstode durch Hemmung der Athmungsbewegungen, durch Überwiegen des Kreislaufes, durch Behinderung des Luftzutrittes zu den Lungen ist unter den speciellen Namen dieser Todesarten die Rede; nur die Erstickungen durch irrespirable Gaskarten sind hier besonders zu erwähnen. Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art, die zu forensischen Untersuchungen Veranlassung geben, sind folgende:

a) Ersticken durch Kohlendunst. Werden Stein- oder Holzofen, vorzüglich Schmiedeföfen oder Kohlen von Eichenholz, in einem abgeschlossenen Raum in Brand gesetzt, so entwickelt sich ein Gemisch von Gaskarten, durch

dessen andauernde Einwirkung das Leben gefährdet wird. Der Hauptbestandtheil ist Kohlenoxydgas. Nach Ersika unterscheidet sich das Gas, welches unmittelbar nach dem Anzünden der Kohlen aufsteigt, von jenem, welches sich weiterhin entwickelt. Die Wirkung ist intensiver, wenn die Köhlen langsam glimmen. Die subjectiven Erscheinungen von Einwirkung des Kohlendunstes sind nach dem Zeugniß solcher, die gerettet wurden, oder die sich absichtlich durch Kohlendunst tödteten und bis dahin, wo sie das Bewußtsein verloren, alles Vorgekommene niederschrieben (namentlich geschah dies von einem jungen Arzte, der sich 1823 in Paris ersäufte), folgende: Benommenheit des Kopfes, unbehagliches Drenklingen, Glimmern und Düsterei vor den Augen, Neigung zum Erbrechen, große Schläfrigkeit, Abspannung, zuweilen unthätige Lust, dem Dampfe ausgelegt zu bleiben, Kopfschmerz, Beklemmung der Brust, Kibbeln, Herzlopfen, Athemlosigkeit, Verwirrung der Sinne, Bewußtlosigkeit. Die Section zeigt im Allgemeinen Folgendes: Langanhaltende Wärme des Körpers und Weichheit der Glieder, Verletzungen derselben, rothe und blaue Färbung großer Körperstrecken, blaßes Gesicht, bisweilen Vergrößerung der Züge, meist hervorgetriebene, geröthete Augen, oft fest geschlossen. Rinn-laden, weißlicher Schaum vor Mund und Nase, zuweilen mit Blut gemischt, aufgetriebene Zunge, blaue Färbung der Genitalien, Samenergüsse, Abgang der Excremente. Ferner große Blutfülle im Gehirn und in dessen Umgebung, eigenthümliche jiegel-, rosen- oder zinnober-rote Färbung einzelner Lungenpartien bei übrigens blau-schwarzem Colorit, ähnliche Färbung auf den Durchschnitt der Lunge; Blütherfüllung des rechten, weniger des linken Herzens, halbflüssiges oder ganz flüssiges Blut; Röthung des Kehlkopfes und der Luftröhre, schleimiger Schaum in der letztern; Röthung der Speiseröhre, des Magens und der Gedärme; Anfüllung der großen Venen-stämme im Unterleibe. Der Sectionsbefund ist aber in den einzelnen Fällen sehr verschiedenartig, wie aus folgen-der Zusammenstellung der meistens in teuffchen Zeitschriften verzeichneten Fälle erhellt. Die Zusammenstellung ist von Golding Bird (London medical Gazette, [March. 1839.] Froisier's neue Notizen 11. Bd. Nr. 12); die Zahlen treffen in den einzelnen Rubriken nicht immer mit der Gesamtzahl der Fälle zusammen, weil nur die be-stimmten positiven oder negativen Angaben aufgenommen werden konnten.

Äußere Erscheinungen:

A. 14 Fälle:	Erbrechen	5
	kein Erbrechen	9
B. 12	Gesicht aufgetrieben und livid	6
	Gesicht blaß und natürlich	6
C. 11	Schaum vor Mund und Nase	5
	Nicht	6
D. 6	Augen injicirt	2
	Nicht	4
E. 7	Gliedmaßen sehr heiß	5
	Gliedmaßen sehr kühlg	2
F. 14	Unterleib aufgetrieben	11
	Nicht	3

Änere Erscheinungen:

A. 18 Fälle:	Ersöse Ergießung in den Hirnventrikeln	15
	Keine	3
B. 18	Wasserananas im Gehirn	3
	Keines	15
C. 7	Blut im Gehirn schwarz	3
	Blut im Gehirn hell	4
D. 18	Hirnhautgefäße mit Blut strotzend	14
	Hirnhautgefäße normal	4
E. 7	Schleimhaut v. Larynx u. Wopharyn injicirt	4
	normal	3
F. 18	Lungen aufgedehnt	6
	Lungen collabirt	7
G. 13	Lungen schwarz oder dunkel	5
	Lungen roth oder blaß	8
	Blut blaß im rechten Ventrikel	7
	linke	1
H. 18	Blut in beiden Ventrikeln	8
	keinem Ventrikel	2
I. 7	Blut im Herzen schwarz	5
	hell	2
K. 10	Blut im Herzen coagulirt	6
	flüssig	4

Nach Goltzing wird sind daher die einzigen konstan-ten Zeichen: Livide Flecken auf dem Körper, bisweilen jedoch nicht intensiver, als bei andern Ursachen; Junge vorragend und gewöhnlich zwischen den Zähnen (außer wenn Erbrechen vordringt); rubiges, schlafähnliches Aus-sehen; Congestion der Hirnsgefäße. Über die Wirkung des Kohlendunstes gelangt er zu folgenden Schlüssen: das Gas wirkt als spezifisches Gift; es tödtet, wenn auch hin-länglicher Sauerstoff im Zimmer war, der die Respiration unterhalten konnte; es wirkt hauptsächlich primär auf das Nervensystem; der Tod erfolgt apoplektisch.

Die Leichtigkeit, mit welcher Personen, denen un-glückliche Liebe, Ausschweifungen, Ehrgeiz u. s. w. den Besitz des Lebens verleiht, sich dieses unheilvolle Mittel verschaffen können, sowie der Umstand, daß seine Anwen-dung ziemlich schmerzlos ist und keinen körperlichen Nut-z erfordert, machen es begreiflich, daß die Erstikung durch Kohlendunst neuerer Zeit, in Paris wenigstens, gleichsam zur Mode geworden ist. Da die unangenehmen Empfin-dungen von Einwirkung des Kohlendunstes meistens un-bedeutend sind, so hat ihrer bisweilen ein innerliches Wohlbehagen vorhanden ist, so werden auch Personen, die ihm unobachtlich ausgelegt waren, häufig nicht aufmerk-sam, wenn sich nicht zugleich ein überlicgender wärmerer Dampf mit entwickelt.

b) Ersticken durch kohlen-saures Gas in Kellern, wo geistige Flüssigkeiten gähren, in Kalthen, in unterirdischen Höhlen, in tiefen versunkenen Brunnen, Schächten, unterirdischen Gängen. Die Wirkung tritt hier sehr schnell ein. Das Blut soll bedeutend dunkler gefärbt sein, das Muskelstern lange Zeit reizbar bleiben.

c) Ersticken durch Raokenluft, die sich aus tiefen Abtrittsgruben entwickelt. Sie ist ein Gemenge verschiedener Gasarten, namentlich von Schwefelwasser-

toß und Schiefhalsmonismus, und bringt nach einem kurzen Stadium von krankhafter Zusammenziehung der Brust Verdunkelung der Augen, schnelle Bewußtlosigkeit und Tod hervor. Clarus fand in drei von ihm untersuchten Fällen als auffallende Zeichen: dunkle Rötung der Schleimhaut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äste, die in den letzten Verfallungen am intensivsten war; die innere Haut des Herzens und aller Arterien schwarzroth, sammtähnlich, die der Venen blauschwarz. Er nimmt (wenigstens für die von ihm untersuchten Fälle) drei neben einander verlaufende Veränderungen an: heftige, von den Luftrögen ausgehende entzündliche Reizung, Hemmung des Atriolaufes, Entzündung des Blutes. — In Gruben, die bereits geleert sind, entwickelt sich reines Stigmas als Verwesungsprodukt, das wegen der Geruchlosigkeit um so gefährlicher ist. Auch kann das Gas in den feuchten Wänden der Gruben haften und sich beim Einatmen derselben entbinden.

d) Ersticken durch ausgeathmete, nicht erneuerte Luft. Sie tödtet durch Überfüllung mit Stickstoffgas und Kohlenäure. Allgemein bekannt ist in dieser Beziehung die schwarze Höhle in Calcutta.

(Fr. With. Theile.)

ERSTLINGS, sind Erzeugnisse, die früher als alle andern zum Vorschein kommen, heißen auch oft bloß im Allgemeinen jedes Früebste oder auch jedes dem Könige nach Vorrangstehe. So sprechen die Römer von primitivis armorum (eigentlich Erstlingen der Waffen), auch um den Anfang eines Kriegs zu bezeichnen, oder vom primitivis tori, lacrynarum, dolorum, metallorum, die Griechen von der ἀναγύη; in der Bedeutung des Ersten, Besten, Vollkommensten, wie auch die Hebräer von ihren עֲרֵבֵי (oder עֲרָבֵי) v. B. Jer. 14, 30, wo Erstlinge der Armen genannt werden die Allerärmsten, die an Dürftigkeit alle andern weit übersteifen. Gewöhnlich pflegt man keinen genauen Unterschied beider Bedeutungen zu beobachten, denn vielfach betrachtete man das der Zeit nach Erste auch meistens als das Beste. Deshalb wird auch im N. T. oft Erstling in beiderlei Sinne gebraucht (1 Kor. 15, 20, 23. Rom. 8, 23. Jac. 1, 18) und daher kommt es auch, daß die Erstlinge jeder Art in den verschiedensten Religionsvorschriften und gottesdienstlichen Handlungen der alten Welt eine Hauptrolle spielen. Selbst die Verschiedenheit gebräuchlicher Worte ändert diesen Doppelsinn nicht. Obgleich nämlich der Salzmund unterscheidet zwischen עֲרֵבֵי¹) d. h. denjenigen Früchten oder Erzeugnissen eines Landes, die zuerst hervorsprossen, und zwischen עֲרֵבֵי²) (s. 4. Hof. 18, 11 bis 13. Nehem. 10, 36—38 u. A.) als denjenigen Früchten, die bei oder nach der Ernte von einem vorliegenden Haufen ausgelesen, oder von verarbeiteten Früchten als das Beste genommen wurden, und auch die Griechen und

Näher denselben Unterschied machten zwischen *νεοφυτ-
ταις* und *ἀρχαῖς*; τῶν *νεοφυτ-
ταί* und *πρωιμῶν*, so ist doch hier sowohl als dort unter
der verschiedenen Bezeichnung beiderlei Bedeutung
nicht ausgeschlossen, wie in unserm Ersten (— [und] —
Besten). Die *Biccurim* nennt schon die Lutherische Über-
setzung des A. T. bekändig Erstlinge, die *Κεραμα* hin-
gegen Hebe, Hebesopfer, Anbruch (*ἀρχαῖ*), Röm. 11, 16,
teilner Erstlinge; die *Βεττε* die ersten auch Ernte der
Früchte, die letztern ebenfalls Hebesopfer, Hebe.

Befondere Berücksichtigung verdient aber ihre rituelle Bedeutung im Cultus des Alterthums. Die Hebräer fanden ihre Vorschriften darüber in den Büchern Moses. Hier heißt es schon im zweiten Buche (2. B. 23), daß drei Hauptfeste gefeiert werden sollten, das der ungeschälten Brode im Monat Abib, in welchem die Kinder Israel Aegypten verlassen, ein zweites das der ersten Ernte der Früchte, und ein drittes das Fest der Einfammlung. Im Ausgang des Jahres, wenn die Arbeit vom Felde gesammelt wurde (cf. 34, 22, 3 Mos. 2, 14, 23, 10, 3 Mos. 6, 10). Vier durfte sie für Jehobab und den Priestern an einem derselben erscheinen (2 Mos. 23, 15, 34, 20, 3 Mos. 16, 16 fg.), denn der von Gott den Israeliten auferlegte Zins der Erstlinge sollte mit ihrem ersten Eintritt in das gelobte Land und das verheißene Erbtheil, und für immer seinen Anfang nehmen (3 Mos. 26, 1.). Diese Erstlinge waren schuldig, und bezogen sich nicht bloß auf Früchte, sondern auch auf die Erstgeburten der Thiere und ihre Darbringung im Tempel. Letztere wurden, da entweder der Erzeuger gar nicht genutzt werden konnte, oder dieser wenigstens mehr als Einen gleichzeitigen Erstling haben konnte, stets nach der Mutter gerechnet, und wurden nach der Erzdähnung in 1 Mos. 4, 4 schon in der ältesten Zeit zum Opfer gebracht. Jehobab hatte sie sich bringen lassen und nannte sie sein Eigenthum, wie auch alle menschliche Erstgeburt (1. d. vgl. 2 Mos. 13, 2, 22, 29, 34, 19, 3 Mos. 27, 26, 4 Mos. 3, 13, 8, 17, 1. Cych. 44, 30. Luc. 2, 23). Die Erstlinge aller Lebewesen waren aber doppelter Art, einmal solche, die geopfert werden konnten und deshalb wieder losgekauft noch zurückbehalten werden durften, dann solche, deren Bestimmung dem betreffenden Eigenthümer frei stand. Die Darbringung mußte aber jedesmal dem dem Priester geschehen, der jeden Erstling beiderlei Art als seinen Tribut betrachtete. Konnte der Gebotbrachte lebendige Erstling geopfert werden; war es also ein reines, mollosches Stüd, z. B. von Rindvieh, Schaf, Ziege u. s. f., so mußte es zum Opfer gebracht, sein Blut am Altar verspritzt und das Fett auf ihm verbrannt werden. Dem Priester gehörte das Fleisch des Opfers (4 Mos. 18, 17, 18). Gingegeben wurden nach 2 Mos. 13, 13 Kinder als Erstlinge der Menschen ausgehört, sobald sie das Alter eines Monats erreicht; die Priester schätzten es, meistens

1) In dem salmuthischen Tractat Biecurin in Mischna Sures-
hang p. 321. hebreisch und lateinisch besonders herausgegeben von
H. Eds. Pucheltz mit dem Commentar des Raimonides.
(Frankf. 1695. 4.) 2) Zalmuth, tract. Terumah, Mischna Su-
reshang, 1. 204. sq. und Raimonides' Abhandlung Terumoth in
Seder Jachchanas, lib. VII. tract. 5.

5) Die verschiedenen Ansichten über die Zeit der Entstehung dieser Vorschrift stützt Gruner zusammen in seiner Abhandlung *De primitiarum oblatione ac consecratione* (Lugd. Bat. 1789). c. III, 19, p. 48 seq.

mit Rücksicht auf die Vermögensumstände der Ältern oder die Lebensbeschaffenheit des Erstlings selbst, durften aber nie über die Tare von fünf Sckel *) hinausgehen, welches Geld dann ihnen als Sold eigen war (4 Mos. 18, 15 fg.). Starb ein Kind vor zurückgelegtem ersten Monat, so war auch das Erstgeleit nicht nötig. Es war dem Priester und Jehova gefolgt.

Unter den auszubestehenden uncleanen Thieren wird 2 Mos. 13, 13, 34, 20 nur des Esels Erwähnung gethan, und man ist überhaupt darüber uneinig, ob unter den zum Dpfer uncleanen Thieren der Erstling jedes uncleanen Viehes oder nur des Esels allein zu verstehen sei. Lund (Alte jüdische Heiligtümer u. von Wolf, f. Hamburg 1738) vertheidigte mit Burtorf (Synag. 38) die gewöhnliche Ansicht der meisten Hebräer, daß der Erstling des Esels allein dem Esel der Erstgeburt unterworfen gewesen, theils weil nirgendwo, abgesehen vom Esel, ein anderes uncleanes Thier mit Namen genannt werde (außer 4 Mos. 18, 15 im Allgemeinen uncleanen Thiere), theils weil bei der bekannten Fruchtbarkeit vieler Thiere unter der Menge der gebornen die Ersten nicht hätten herausgefunden werden können. Der entgegengesetzten Ansicht waren Joseph. lib. 4. ant. c. 4. Philo de praem. sacerdot. p. 642. Junius ad Exod. 13, 13 (coll. Num. 18, 15). Quistorp. ad Num. 18, 15. Lyrä ad Num. 18, 15. Nehem. 10, 36. Jes. 66, 3. Confronter ad Num. 18, 15.

Der Erstling des Esels mußte mit einem Schafes gelöst werden, das an seiner Statt zum Dpfer gebraucht wurde; sollte aber kein Besizer ein solches, so konnte er nach der Beschaffenheit seines Vermögens oder seiner Freigebigkeit mit Geld auslösen. Für ein Schaf bezahlte ein Freigebiger einen Sckel ($\frac{1}{2}$ Ribl.), ein Anderer auch wol bloß drei Viertel Sckel, ein Dritter nur einen halben. Wollte aber Jemand zur Auslösung sich gar nicht verstehen, so mußte er dem Dargebrachten das Gemid entzweischlagen und den Körper vergraben, damit er wenigstens von ihm keinen ferneren Nutzen mehr ziehen könne (2 Mos. 13, 12).

Eine zweite Art dieser Erstlinge (die Michaelis in seiner Weberübersetzung beständig Zweierstgeborne nennt, vgl. Michaelis Recht §. 193. S. 103) gehörte auf den Altar und sollte zu Gosslopera verwendet werden, wurde also von dem Dpferpriester selbst und den dazu Eingeladenen verzehrt. Ein solches Dpferthier war kein geheiligtes (5 Mos. 12, 6, 14, 23, 15—23). Moses scheint hiermit kein neues Gesetz zu geben, sondern nur eine ältere Gewohnheit der Juden bestätigt zu haben. Ein solcher Zweierstling mußte aber ohne Lebensfehler sein, sonst war der Eigenthümer von der Pflicht, ihn zu opfern, entbunden und durfte es nach Belieben zu seinem eignen Bedarf gebrauchen.

Was nun die Erstlinge der gezeigten Früchte betrifft, die Micurim, so rechneten die Hebräer alle diejenigen ersten Fruchtarten zu ihnen, welche im 5 Mos. 8, 8 namentlich aufgeführt wurden, als z. B. Weizen,

Gerste, Feigen, Granatapfel, Oliven, Trauben, Datteln, und hielten sich nur zur Darbringung dieser sieben genannten Arten verpflichtet. Von diesen Erstlingen wird geredet 2 Mos. 23, 19, 34, 26, besonders aber 5 Mos. 26, 1 fg., wo freilich den Juden befohlen wird, die Erstlinge von allerlei Früchten zu geben, wie auch nach Ezech. 44, 30 den Priestern von Allem, was gegessen wird, die Erstlinge gegeben werden sollen.

Die Ceremonie bei Abführung der Erstlinge nach dem Tempel war folgende: Kam ein jüdischer Hausvater auf das Land und erlöbte dort unter einer oder mehreren Arten jener sieben Früchte Spörpflanze, so bedeckte er sie mit der Hand, umwickelte sie mit Weiden und sprach: das sollen die Erstlinge sein! Zur Zeit der Ernte legten sie dann diese Früchte in Körbe größer oder geringern Werthes und verpackten sie zum Zuge nach Jerusalem, in der Hauptstadt ihres Landes, brachten aber, um sich nicht in den Häusern wieder zu verunreinigen, Tag und Nacht im Freien zu. Bei Anbruch des folgenden Tages rief der erwählte Zugführer: Auf! laßt uns gen Zion reisen in das Haus des Herrn, unserm Gottes! und der Festzug begann. Voran schritt ein zum Dankopfer bestimmter junger Ose, dessen Hörner verguldet und dessen Kopf mit Kränzen geschmückt war. Beständig wurde während des Fortschreitens auf Instrumenten geblasen. In der Nähe Jerusalems angekommen, schickten sie Boten ab, um ihre Ankunft zu verkünden, legten die Früchte in beste und bestimmte Ordnung und verzehrten ihre Körbe mit Palmenblättern, auch gingen sie von Ähren zur Kirche, Turteltauben oder junge Tauben daran. Andre nahmen diese nur in die Hände. Hierauf gingen ihnen die Vornehmsten der Stadt mit dem Stadtheißer des Tempels entgegen, je nachdem die Ankommenden selbst Angehörige oder Reichere oder Geringere und Ärmere waren, führten sie unter dem begrüßenden Ruf des Volkes in die Stadt ein, und begaben sich unter fortwährendem Singen und Spielen nach dem Tempel. Hier nahm Jeder ohne Ansehen der Person seinen eigenen Korb auf die Schulter, trug ihn in den östlichen Vorhof der Israeliten hinein, wo die Leviten die Eintretenden mit dem Gelange des 30. Psalms empfingen, die mitgebrachten Gaben an Dpferthieren der Reide nach in Empfang nahmen und von den Ankommenden nach Vorchrift (3 Mos. 26, 3) mit dem gewöhnlichen Bekenntnis begrüßt wurden. Der Priester, nachdem er jeden Korb am Altar niedergelegt, fragte nun die Eingetrennen, weshalb sie dies dargebracht hätten? worauf Alle mit den Worten 5 Mos. 26, 5—10 die gesetzmäßige Antwort gaben. Nachdem dies geschehen, wurden die Körbe entleert, die kostbaren ihren Besizern zurückgegeben, die Schlechteren stehen gelassen. Dann verzehrten sich Alle unter Versingung eines kurzen Gebetes vor Jehova, und brachten die übrige Zeit des Tages in Gesellschaft der eingetraden Priester und Leviten unter Jubel und Fröhlichkeit in Jerusalem zu.

Diese Erstlingseinführung durfte aber nicht vor Pfingsten *) geschehen, nach Pfingsten aber bis zum Feste

*) Fünf Sckel, nach dem Sckel des Heiligtums, der gilt 20 Gera. (Euch. lib. 3. 10).

*) Sieben Wochen nach dem ersten Passafeste, bei Pfingsten.

der Tempelweihe (am 25. des Monats Kislev, 702 November) konnten sie dieselben zu jeder Zeit darbringen. Vor Pfingsten wurden sie zurückgewiesen, ebenso nach dem Feste der Einweihung, und mußten im letzten Falle bis zum nächsten Jahre demüthet werden.

Die andere Art der Früchterstlinge waren, wie oben bemerkt wurde, die sogenannten Xerumoth, welche nicht von unverbereiteten Früchten, sondern von zubereiteten gegeben wurden, z. B. vom ausgedroschenen reinen Korn, ausgepressten Öl, geteiltern Wein u. s. w. Die Gabe dieser Xerumoth war dem Wellesen des Eigenthümers anheimgestellt; war er freigebig, so gab er wol von jedem Bierzig ein Stück, oder von 50—60 Eins. Erst später soll dies zu einer Art Vorschrift gemacht worden sein, und geringer als 60, sagt man, habe Niemand mehr geben dürfen. Die Absonderung und Auslesung dieser Früchterstlinge hieß die große Absonderung, theils weil diese Erstlinge etwas Grobes tragen konnten, theils weil diese Gabe größer war, als die Hebe der Zehenden, welche die Priester bekamen (4 Mos. 18, 11 ff. 5 Mos. 18, 4, 2 Chron. 31, 5. Nehem. 10, 35 ff. Esch. 44, 30, 45, 13). Niemand durfte die Strafe der Beiseldung von den Erstlingen eher essen, als die Erstlinge abgefordert waren, ja die abgeforderten Erstlinge durften nicht einmal nachher wieder berührt werden. Später sollen die Pharisäer zu den Xerumoth noch mehr dazugelegt haben, so daß nicht mehr zwischen 40—60 gegeben, sondern zwischen 30—50 (nach Epiphani. I, 1. haer. 16. *Goodwin*, Moses et Aaron VI.).

Nach 5 Mos. 18, 4 gedahen aber die Priester nicht allein diese Erstlinge der Erzeugnisse und Früchte, sondern auch von den Erstlingen der Wolle beim Schafschereen; aber auch diese wurde ihnen vollständig zubereitet überreicht, und nach Maßgabe der andern Erstlinge, also vom jedesmaligen 30—60. Schafen. Nur die Einwohner Jerusalems, sowie Taube, Blinde, Wahnsinnige und Kinder sollen von der Ablieferung der beiden letzten Arten Erstlinge frei gewesen sein. Selbst ausländische Juden haben aber nach Erstlingen eingeliefert (*Joseph*, antiq. XVI, 10). Ebenfalls bekamen die Priester von jedem Gebäud. den ersten Kuchen als Erstling oder Hebe vom Läge. Das Eingebachte wurde jedes Mal in gewissen Gemächern des Tempels unter die Priester verteilt, und die ganze Familie derselben konnte an dem gemeinschaftlichen Mahle Theil nehmen, sogar die Töchter anderer Israeliten, wenn sie mit einem Leviten verlobt waren. Nur Fremdlinge oder gemietete Handarbeiter waren ausgeschlossen. Ubrigens durften diese Erstlinge selbst bei der Mahlzeit nur mit gewaschenen Händen berührt werden.

Griechen und Römer machten einen ähnlichen, aber viel einfacheren Gebrauch von einigen Arten der Erstlinge. Nur nicht mannbarhe Leute pflegten mit Sorgfalt bei ihnen ihr Haupthaar, das sie sich, sobald sie in das Jünglingsalter traten, abschneiden ließen, um es als Erst-

linge einer Gottheit auf dem Altar zu weihen¹⁾. Erst wurden die Haare schon früh für einen Gott bestimmt, wie Philostratus vom Remmon erzählt, der sein Haar dem Nite weihen (lib. iconum. I. c. p. 773 ed. Lips. 1709); noch öfter wurden die Spitzen der vordern Haare bei Trauerceremonien abgeschnitten und in den Flammen des Scheiterhaufens verbrannt²⁾. — Auch Früchte und den Zehenden der Ernte pflegte man gewissen Göttern darzubringen, die ersterbeuteten Waffen oder auch die ersten Hden aus Bergwerken und Goldgruben³⁾. Besonders dem Hercules ward diese Ausbeute der geweihten Zehenden zu Theil, wie zu Athen der Minerva⁴⁾, der Tellus und Ceres⁵⁾, auch dem Apollo, die der Erstlinge. Die Weihe der Zehenden aber entstand erst später aus der feierlichen Darbringung der Erstlinge im Tempel. Die Vernachlässigung dieses Ritus wurde scharf geahndet⁶⁾. Das Fest der Einweihung hieß Thaisia (*Thaisia* und *Thaisia*), und wurde der Ceres als Erfinderin des Ackerbaus und dem Bacchus (*Liber Pater*) zu Ehren angestellt. Man nannte es auch *anagorastria*, *anagorastria* (*comportare*, Fest der Absonderung, des Zusammentragens). Ähnlich war bei den Aegyptern der Cultus der Isis, die Perodot für die Demeter (Ceres) der Griechen erklärt (II, 59 et 156 coll. *Plutarch*, de Iside et Osiride p. 377). Auch findet man bei *Clemons Alex.* protrept. ad Gent. p. 25 erwähnt, daß die Scythien (*Hyperboreen*)⁷⁾ Esel dargebracht haben.

Man gebrauchte zum Überbringen der Erstlinge, sowohl der Früchte als der Speisen und Getränke bei Gastmahlen (*Epithimien*), mehr oder weniger mit Figuren und äußeren Verzierungen gleichmüßte Schalen (*salinum*)⁸⁾, in welchen man die Erstlinge der Mahlzeit besonders den Hausgöttern dadurch weihte, daß man sie vom Tische auf den Herd zurücktrug und so opferte, oder daß man die ersten Tropfen der angefüllten Trinkgefäße vor sich hin

6) Cf. *Plutarch*, in *Thoreus* p. 4. ed. London. 1729. *Pausanias* in *Attica* c. 37. p. 90. *Hom.* II, XXIII, 141. 7) *Euripides* in *Orest*, 96. *Antigone* in *de Phoen.* v. 1525 seq.

8) *Pausan.* in *Phlucias* I, 823. 9) *Dem* c. *Gern.* *Epila* etc.

10) *Plutarch*, *Sylla* p. 474. 11) *Callimachus*, *Hymn* in *Cerere* v. 19. *Theocrit*, *Idyll*, VII, 31. *Cic.* pro *C.* *Balbo* 5, 24. *Caup.* *Sed.* *Eclog.* IV, 122. II, 64. *Ovid.* *Metam.* VIII, 273. X, 431. *Varro*, *Lib.* II, 519. *Horat.* *Carm.* *saec.* 29. *Tibull.* I, eleg. I. *Macrobi.* *Saturnal.* lib. II, 11. *Plinius*, H. N. XVIII, 2. Auf *Apollon* bezieht sich *Clem.* *Alex.* *Stromat.* I, 5, 24. p. 419.

12) Ein *Schekel* des Drafs hieß nach *Strabo* 7) Überlegung: lex est antiquissima ac aeterna auctoritas in *Attica*, venerandas eas Deos ac *Heros* patrios et indigenas publice secundum patrias sanctiones, privatim vero hominum verbis, *fragm.* *quae primis* (*logia* *antiquorum*) lib. II, 11. *Annalis*, pro *scutalatum* modulo. *Coll.* *Hom.* II, IX, 529 seq. 13) *Virgil.* *Georgic.* IV, 517 und lib. III, 196, 381, zu dem *Cerevis* an einer andern Stelle bemerkt: *Hyperborei montes sunt* *Scythiae*, sic dicti quod supra, id est, ultra eos sit *Boreas*. Es war übrigens der gemeinschaftliche Name für alle dem *Scythiae* zugehörigen Nationen.

14) *Horat.* *Carm.* lib. I, od. 16, weis

zu vergleichen der *Epithimie*: *salinum* est patella, in qua diti primaeque cum aere offeruntur, welche *Demetrius* (lib. II, p. 91) erklärt: *sacra facilia mensae anhorum appositus et simulacris decorum.* — *Coll.* *Cic.* in *Verrem* IV, 5, 21: *patella* grandis cum sigillis ac simulacris decorum etc.

(*μαρτυρία* etc. *μαρτυρία*), das Fest der Wochen (שבועות), oder das Erntefest (מזבח), Erstlingsfest (מזבח), von den Rabbinen מצות genannt, von Philo (*De sept.* et fest. p. 1192) *τοῦτο* *πρωτογεννημάτων*.

2. *Caroli*. d. M. u. s. Erste Section. XXXVII

zur Ehre der Götter ausgoß. Hiemit waren sie gleichsam zu Gästen geladen und versöhnt. (O. Gruber.)

ERTHOLMEN, Klippen, nordöstlich von der dänischen Insel Bornholm. (v. Schubert.)

ERTO, ein zu dem nach Maniago benannten Districte IV gehöriges Gemeindedorf (Commune) der venetianischen Provinz Udine (Friaul) hoch im Gebirge über dem rechten Ufer des Bachesbadajont, der sich nach kurzem Laufe linksuferig in die Piave ergießt, gelegen, 25 Meilen westnordwestlich von dem Hauptorte des Districts entfernt, mit einem eigenen Verwaltungsausschusse (Deputazione all' amministrazione comunale) und einem der beigegebenen Convocato der Grundbesitzer, einer eigenen katholischen Pfarre, einer dem heil. Bartholomäus geweihten Pfarr- und zwei Aushilfskirchen, zwei Oratorien und der Fragnone Cesso, in der sich ebenfalls eine Kirche befindet. (G. F. Schreiner.)

ERTOGUL, d. i. „der gerabe Mann“, ein türkischer Heerführer, war der vierte Sohn des Schah Soliman, welcher, den Angriffen Osygenis-Ghans weichen, aus seinem Vaterlande Chorassan nach Armenien gezogen war, 1224. Sieben Jahre darauf, nach dem Tode jenes Eroberers, wandte sich Soliman, nebst seinen zwei ältesten Söhnen; wiederum seinem Heimatlande zu, die beiden jüngeren aber, Ertogul und Dündur, zogen mit 400 Familien osmanisch in das Gebiet Klabdin's, des Sultans der Seltschulen. Ertogul gewann dessen Gunst durch den ritterlichen Muth, den er ihm mit seinen Scharen gegen die mongolischen Tataren leistete; Klabdin wies ihm danobar zum Sommeraufenthalte die Alpen von Rumänisch und Armen an, zum Winteraufenthalte die Ebene um Sogud, d. i. „Weidenplatz.“ Ertogul erweiterte sein Reichthum noch durch die Eroberung von Karahissar und leistete dem Sultan nochmals Muth wider die Mongolen, indem er mit 444 Reitern an der Spitze seines Heeres zog, wofür er für sich und seinen Sohn Osman die gedachten Districte als Lehen empfing. Hierauf geschieht Ertogul's nicht weiter Erwähnung; nur ein bedeutungsvoller Traum besaßen, in Bezug auf seinen Sohn Osman, wird erzählt, in welchem eine Stimme zu ihm sprach: „Deine Kinder und Kindeskinde werden hochgeehrt sein durch kommende Geschlechter und Zeiten.“ Osman ward der Gründer des Osmanischen Reichs. Ertogul erreichte ein Alter von 90 Jahren und starb 1281. (v. Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs I. Bd.) (A. Herrmann.)

ERTRÄNKEN ist synonym mit Ertränken; es gilt aber für einen edleren Ausdruck und wird deshalb vorzugsweise zur Bezeichnung dieser Todesart der menschlichen Individuen gebraucht. (Fr. Wilh. Theile.)

ERTRINKEN. Darunter wird jene gewaltsame Todesart verstanden, wenn der Zutritt atmosphärischer Luft zu den Respirationorganen mittelst einer die Mund- und Nasenöffnung umgebenden trospfarbenen Flüssigkeit bis zum Erlöschen des Lebens abgehalten wird. Die Flüssigkeit ist in der Regel Wasser, und meistens befindet sich der ganze Körper darin. Doch gehören auch jene Fälle

zum Ertrinken, wo der Kopf oder das Gesicht allein im Wasser liegen.

Die Untersuchung wirklich ertrunkener Personen, die einige Zeit im Wasser gelegen haben, zeigt folgendes: Steife Extremitäten, Hinhaut über dem ganzen Körper, oder an einzelnen Stellen, namentlich an den Extremitäten, an der Brust, am Halse; blassc Haut; Hände und Füße runzlig, eingeschrumpft, weiß, und so bleiben sie auch noch einige Zeit an der Luft; ruhige Physiognomie; das Gesicht blaß, eingefallen, oder aufgetrieben und blau-roth; Augenlider weiß geschlossen, Hornhaut oft noch klar und gespannt, Conjunctiva nur selten geröthet. Aus der Mund- und Nasenhöhle quillt weißer, blutiger Schaum in Blasen, oder als feiner Gischt, zumal wenn der Körper bei warmer Witterung einige Zeit an der Luft liegt. Die Zunge ist meistens etwas geschwollen und bläulich, wie die Lippen; sie liegt hinter den Zähnen, oder ist mit der Spitze zwischen diesen eingeklemmt. Die Hände sind geschlossen, die Nägel blau. Bei Männern sind auch die Genitalien häufig blau gefärbt. Die Schädeldecken und die Duplic der Schädelknochen sind blutreich; ebenso die Gehirnhäute und das Gehirn selbst; in den Hirnventrikeln findet sich oft wägriges Extravasat. Die Jugularvenen strömen von flüssigem, schwarzem Blute. Der Kehlkopf, die Luftröhre und die Bronchien sind mandelmal geröthet, bläulich mit schaumiger, wägriger oder blutiger Flüssigkeit erfüllt, der Kehldedeel sieht bald senkrecht, bald bedekt er die Stimmrinne; die Lungen sind ziemlich ausgedehnt, meist natürlich gelblich, teigig, und entleeren beim Durchschneiden schwarzes, dünnflüssiges, schaumiges Blut. Das rechte Herz, die Lungenarterie und die Hohlvenen sind meistens mit schwarzem Blute angefüllt; das linke Herz ist meistens leer. Die Leber ist sehr blutreich, ebenso der Magen, der häufig mehr oder weniger mit Wasser angefüllt ist.

Eine wichtige Frage beim Tode durch Ertrinken, über die man noch keineswegs allgemein einig ist, ist die, ob der Ertrinkende suffocatorisch oder apoplektisch stirbt. Aus einer Vergleichung verschiedener Oduccionen, sowie der mit Thieren zu diesem Ende angestellten Experimente ergibt sich, daß beide Todesarten stattfinden können; doch scheint der Tod durch Erstickung bläufiger vorzukommen. Dafür spricht auch die fruchtlose, ja gefährliche Anwendung der Resection, sowie andererseits der heilsame Erfolg reizender Mittel bei Ertrinkenden. Auch bleiben bei Wiedererleben der Art nur selten Lähmungen zurück. Wenn daher eine Oduccion gleichzeitig Erstickung und Schlagfluß nachweist, so wird die Apoplexie in der Regel als ein secundäres Ereigniß angesehen werden dürfen. Indessen können Ertrinkende wirklich apoplektisch sterben; namentlich kann bei Personen, die zu Schlagfluß geneigt sind, augenblicklich beim Hineinsinken ins Wasser durch Schreck, durch die Kälte nach vorgängiger Erhitzung Apoplexie eintreten, bevor es noch zur Erstickung kommt. Individuen, die sich in diesem Falle befinden, sind freilich nach Günther's Bemerkung streng genommen nicht den Ertrunkenen beizuzählen, weil sie eigentlich schon tot unter dem Wasserspiegel kamen.

In forensischer Hinsicht kommt bei den in Wasser todt gefundenen Personen die Frage zur Untersuchung, ob das Individuum lebend ins Wasser kam und wirklich ertrank, oder ob nur sein Leichnam hinein gelangte. Folgende Zeichen machen den im Wasser erfolgten Tod wahr-scheinlich (oder sind wenigstens als solche angegeben worden):

1) Das Vorkommen von Wasser oder einer wässrigen schaumigen Flüssigkeit in der Luftröhre und in den Verzweigungen der Bronchien. Die Möglichkeit, daß Wasser in die Luftröhre gelangt, ist durch Fälle dargethan, wo Personen in Flüssigkeiten ertranken, die sich durch Farbe und Geruch vom reinen Wasser unterscheiden, oder wo man feinen Sand, Steinchen, Meerkirschen u. f. w. in den Respirationorganen fand, die nur durch Respirationsbewegungen eingebrungen sein konnten. So berichtet Bumbardt (Wärtemb. medic. Correspondenzblatt IV. Nr. 1) von einem Epileptischen, der während eines Anfalls mit dem Kopfe in einen seichten Bach zu liegen kam und ertrank, und in dessen Luftröhre und Bronchien drei bis vier Quentchen schiefserartiger Sand und Kies, wie ihn der Bach führte, gefunden wurden. Das Einbringen einer Quantität Wassers in die Luftröhre ist aber begreiflich, da der Ertrunkene exspirando stirbt, wie Henke und Andere gegen Meyer dargethan haben. Die meisten, die mit Er-säufung von Thieren Versuche anstellten, beobachteten Wasser in den Luftröhren, und dasselbe wird durch Ob-ductionen ertrunkener Menschen bestätigt. Scheel z. B. fand unter sieben Leichenschnitten sechs Mal schäumen-des Wasser in der Luftröhre und in den Lungen; Henke fand es bei vier Obductionen Ertrunkener drei Mal. Mit Recht gilt daher das Wasser in den Luftröhren den mei-sten Ärzten als ein Hauptkennzeichen des Ertrunkenseins; nur ist es weder ein bestimmtes, noch ein untrügliches Zeichen. Es ist nicht beständig, weil es begreiflicher Weise da fehlen kann, wo der Tod im Wasser nicht durch Er-säufung, sondern primär durch Schlagfluß erfolgte; es ist nicht untrüglich, weil die schaumige Flüssigkeit in den Luftröhren auch durch wässrige Exsudation und durch Schleimsecretion entstanden sein kann, und weil nach Viborg und Ersila das Wasser bei menschlichen und bei Thierleichen, in die dasselbe gelegt wurden, bis in die letzten Verzweigungen der Bronchien gelangen kann. Das letztgenannte Factum ist zwar von Gampauer und Gail-sele, von Goodwyn, Portal, Marc, Schlimm, Albert auf den Grund von Versuchen hin geleugnet worden, die ebenfalls mit Leichnamen angestellt wurden. Doch ist das allmähliche Einbringen von Wasser in die Luftröhre aus den Gesehen der Endosmose und Exosmose begreiflich, und ebenso ist die Möglichkeit dieses Einbringens begreif-lich, wenn ein menschlicher in einem flüssig getriebener Leich-nam sich zwischen Strauchwerk, Wurzeln, Steinen ver-sängt, so daß die Brust vorübergehend comprimirt wird. Die Gegenwart des Wassers ist daher besonders bei Leich-namen, die längere Zeit im Wasser gelegen haben, ein sehr unsicheres Zeichen.

2) Die Flüssigkeit des Blutes. Auf dieses Kennzeichen hat zuerst Walter aufmerksam gemacht, und

es verdient alle Berücksichtigung, da es Klose z. B. stets fand. Freilich ist es auch kein untrügliches Merkmal, weil das Nichtvorkommen des Blutes in den Gefäßen auch bei andern Todesarten vorkommt, die von Erstlichung oder von einem vormaligen verhornten Zustande ausgehen, z. B. bei Faulfiebern, bei Vergiftung durch Narcotica, bei Tod-tsdurch den Witz. Auch findet man bei wirklich Er-trunknenen bisweilen im Herzen wenigstens Blutgerinnsel.

3) Ansammlung von Wasser im Magen. Allerdings findet sich meistens eine größere oder geringere Menge Wasser im Magen und in der Speiseröhre. Doch kann dieses auch noch nach bereits erfolgtem Tode einge-brungen sein, oder die Person kann vor dem Sturze ins Wasser eine Menge Wasser genossen haben.

4) Die Anwesenheit der Gänsehaut, wie sie sich beim Frostgeföhle bildet. Diese kann aber auch vor dem Hineinküngen ins Wasser an einem Leichnam vor-handen gewesen sein, und sie kann bei einem wirklich Er-trunknenen schon wieder verschwunden sein.

5) Die aufrechte Stellung des Leibes etc. Diese wurde von Dr. Schrage in Amsterdam als ein ge-wisses Zeichen des Wassertodes angegeben. Spätere Un-terforschungen haben aber die Unsicherheit dieses Zeichens nachgewiesen.

6) Die herabgedrängte Lage des Zwerchfells verdient Aufmerksamkeit, weil sie auf eine zuletzt voraus-gegangene tiefe Inspiration hinweist, mit welcher Ertrin-kende nach langem Kampfe im Wasser zu endigen pflegen.

7) Die Leere der Harnblase.

8) Das Wundsein der Fingerspitzen. Dieses kann vorhanden sein, wenn der Ertrunkene Versuche ge-macht hat, sich irgendwo anzuklammern.

Eine andere in forensischer Hinsicht wichtige Frage bei Ertrunkenen ist die, ob das Individuum zufällig im Wasser ertrank, oder ob es freiwillig oder gewaltsam den Tod darin fand. Darüber können bisweilen einzelne Um-stände einen Aufschluß geben, z. B. das Beliebigsein oder Nichtsein des Körpers, äußere Verletzungen (die aber auch durch Anstoßen an Wälle, Wurzeln, Steine, Eisschollen u. f. w. entstanden sein können). Doch ist diese Ermit-telung meistens noch schwieriger, als die Feststellung des Punktes, ob die Person im Wasser ertrank oder schon todt in dasselbe kam. (Fr. Wilh. Theile.)

ERTSI auch ERTSENI, teutsch Erttschin, eine Herrschaft und dazu geböriges sehr großes Dorf im biesler Gerichtsdistricte (Processus), der Rudwitschburger Ge-meinschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am Fuße sanfter Anhöden, am rechten Donau-Ufer, an der von Ofen nach Tolna führenden Poststraße gelegen, mit 355 Häusern, 3547 ungarischen und teutschen Ein-wohnern, welche meist vom Feldbaue leben, der hier au-ßer dem Getreide sich auch noch mit Anis, Fenchel, Weberkarden, Krapp, Waid, Bau x. befaßt, einer Eischloß-ruine, einem schönen Gaste, einer eignen katholischen Pfarre des Heilthums Stuhleisenbürgen, einer katholischen Kirche und Schule, einer großen Br., Essig- und Brannt-weinsfabrik des Freiherrn von Büren, und einer Post-station, welche mit Actay und Wony Pferde verkehrt.

Die Einwohner zählten 3497 Katholiken, 17 nicht unirte Griechen und 15 Juden unter sich; 2) ein teutsches Hendorf genanntes Dorf im, eisenburger Comitats von 68 Häusern und 499 katolischen Einwohner.

(G. Fr. Schreiner.)

ERTWINUS (Erdwin Erdmann)¹⁾, der obnabrückische Geschichtschreiber, ein geborner Osnabrücker von nicht hoher Abkunft, schwang sich aber durch Tugenden und Gelehrsamkeit²⁾ so empor, daß, wie Hermann Hamelmann mit Zuversicht sagt, niemals ein Bürgermeister³⁾ von größerem Ansehen in Westfalen war. Ertwinus stand in Gnuß bei den Grafen von Bentheim, von Diepholz und andern Grafen, welche sich seines Rathes bedienten, und von ihm abhingen, und ward zweitens von den Bischöfen von Münster, als Johann Herzog von Baiern, Heinrich von Schwarzburg und Konrad Reiberg, werth gehalten. Die Bischöfe von Osnabrück verehrten ihn, nach dem Ausbruche Hermann Hamelmann's, wie eine Gottbeit. Am theuersten und intimsten war er dem Bischofe Konrad von Diepholz. Ebenfalls für Konrad Reiberg, der auch Bischof von Münster war, war er ein vorzüglichster Rathgeber. Besonders merkwürdig ist seine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof für die von dem Kaiser wegen Gefangenhaltung des Grafen Johann von Sonja in die Acht und Aberacht erklärte Stadt Osnabrück, welche in diesem Streite an das Concil zu Basel appellirt hatte. Zur Zeit der Auflösung des genannten Concils (1443) erlangte Ertwinus von dem Kaiser die Freisprechung der Stadt Osnabrück von der Acht, und die Bürger erhielten wieder Sicherheit. Lange Zeit nützte Ertwinus seiner Vaterstadt durch seine Rathschläge. Den Häuptern der Hansestädte war er wegen seiner Klugheit, seiner Rathschläge, seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit fürchtbar, und ward auf dem Convent der Hanse vielen andern Regirern anderer durch Glanz so ausgezeichneten Städte vorgezogen. Er lebte lange und hochbetagt in dem Bürgermeistertum zu Osnabrück. Nach der Kenntniß, welche der jüngere Weibom erlangt, ist, wie er sagt, Ertwinus den 30. Mai 1505 gestorben, wiewol Hermann Hamelmann, obdies zweifelhaft lebend, anderes angeht⁴⁾. Ertwinus war durch Vergrößerung der Basilika der obnabrücker Kirche und schrieb aus Liebe zu den heiligen Schutzpatronen reichlich von der Stadt, und auf Veranlassung seines Herrn, des obnabrücker Bischofs, Konrad's von Diepholz, und auf Antritte des für ge-

schichtliche Studien glühenden Lambert von Bevesen, des Propstes von St. Johann zu Osnabrück, Chronica Episcoporum Osnabrugensium, welches Werk von Stiftung des Bisthums bis zum Jahre 1433 geht, und besonders für die Zeiten wichtig ist, wo Ertwinus in der Geschichte seiner Vaterstadt auftrat⁵⁾, und also die genaueste Kenntniß von dem, was er schrieb, haben mußte. Herausgegeben ist sein Geschichtswerk im 2. Th. der Weibom'schen Sammlung der Rer. Germ. vom jüngern Weibom S. 195–264, aber leider aus einem mangelhaften Codex. Über den Verfasser handelt der Herausgeber S. 265. 266, und theilt auch die Stelle von Hermann Hamelmann über Ertwinus mit.

(Ferd. Wächter.)

ERUCA (Euxomum Link, Rauce). Mit diesem alten römischen Namen bezeichnete Tournefort (Inst. p. 227. t. 111) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 15. Kinn'schen Classe und aus der Gruppe der Siliquosae der natürlichen Familie der Cruciferae. Char. Der Kelch aufrecht, an der Basis gleich; die Corollenblättern netzförmig geädert; die Schote mit dem großen fegelförmigen oder schwertförmigen Griffel gekrönt; die Klappen der Schote in der Mitte mit einem erhabnen Nerven; die Samen fegelig, in zwei Reihen. Die drei bekannten Arten wachsen im Gebiete des Mittelmeeres auf Saatsfeldern, wie unser Hedrich (Raphanus Raphanistrum L.), dem sie auch sehr ähnlich sehen. 1) *Er. sativa Lamarck* (Fl. franc. II. p. 496. Brassica Eruca L. Schultz, Handb. t. 186. *ῥαφανίστρον* Theophrast. Hist. pl. I. 6. 6. *Dioscorid.* Mat. med. II. 69. *Eruca* Plin. II. N. XX, 13, 24, gemeine Rauce, Kohlfenz, franz. roquette, ital. rucola, rucola, rucchetta), meist fleischbehaft, mit feglichten leierförmig-halbgefiederten Blättern, traubenförmigen Blüten und großen gelben oder weißen, braun- oder purpuroth-geäderten Blumenblättern. Wächst im südlichen Europa sowohl wild als angebaut, da man dieses Kraut hin und wieder als Gemüse braucht. Es ist in allen Theilen von scharfem Geschmacke und etwas widerlichem Geruche, und galt schon den Alten (*Galen.* De fac. alim. II. p. 639) für erthigend und stimulierend. Kraut und Samen, welche dem weißen Senfe ähnlich, aber weniger scharf sind, waren früher officinell. Die beiden andern Arten, welche Canabole (Syst. veg. II. p. 638) aufgestellt hat, 2) *Er. hispida* und 3) *Er. vesicaria*, sind nur sehr wenig von der gemeinen Rauce verschieden. (A. Sprengel.)

Erucocoe Tournef., f. *Bunias*.

ERUCARIA. So nannte Gärtner (De fruct. II. p. 298. t. 143) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 15. Kinn'schen Classe und aus der Gruppe der Siliquosae der natürlichen Familie der Cruciferae. Char. Der Kelch aufrecht; die Schote halsbandförmig, zweigliedrig; das obere Glied geschlossen, zugespitzt; das untere zweigliedrig; die Samenlappen spiralförmig eingelegt. Es sind sieben Arten bekannt: 1) *Er. allepica Gärtn.* (l. c. *Bunias myagroides* L., *Cordilocarpus*

1) Er selbst nennt sich in der Vorrede: Ertwinus Erdmann, Hermann Hamelmann nennt ihn jedoch nach der Ehre seiner Zeit bloß Ertwinus, und dieses ist, von dem Standpunkte seiner Zeit aus betrachtet, als sein ganzgültiger Name anzunehmen; weshalb wir auch hier ihn unter diesem Namen behandeln. 2) Besonders Rechtsgelahrtheit; er war Doctor der beiden Rechte, wie er selbst im Eingang seiner Chron. Osnabrug. p. 195. 196 bemerkt: ego Ertwinus Erdmann utriusque Juris quondamque in studio privilegio inobediens Scholaris, ex tunc iustitiae processualis civitatis Osnabrugensis. 3) Ertwinus war es von Ertwinus. 4) Hermann Hamelmann, welcher am Ende seiner Kapitulum Chronici Osnabrug. von Ertwinus handelt, sagt: Vixit die et admodum aetate in Consulatibus ad annum (nisi fallor) post sesquimilliesimum sextum.

5) S. 256. 253 fg.

laevigatus Willdenow, Cakile myagroides Poiret, Hidesmus myagroides Desvoux), auf den Inseln des Ägäischen Meeres, in Kleinasien, Syrien und Aegypten; 2) Er. Oliverii Spreng. (Syst. II. p. 915. Raphanus cakiloides Candolle. Syst. II. p. 669), in Mesopotamien; 3) Er. tenuifolia Cand. (l. c. p. 675. Sinapis hispanica L., Cordylocarpus hispanicus Smith), in Spanien; 4) Er. latifolia Cand. (l. c. Desferr., l. sel. II. t. 95), in Aegypten und Syrien; 5) Er. hypogaea Vicari (Fl. cors. p. 11. Sisymbrium monanthum Vie. Fl. libyc.), in Corsica, Sardinen und Nordafrika; 6) Er. crassifolia Delile (Fl. d'Ég. p. 20. t. 34. f. 1. Brassica crassifolia Forsk. Deser. aeg. p. 118); 7) Er. hyrcanica Cand. (l. c. p. 676), im nördlichen Persien. (A. Sprengel.) Erucistrum Cand. Presl., f. Brassica und Sinapis.

Erunia-Kasyapa oder Erunia kassinden, f. Erunien. ERUNIAKSCHEN, in der indischen Religion Sohn des Kasyapa und der Dityi (Diti), Bruder des Eruniakassinden. Die Mutter gebar beide nach einer 100jährigen Schwangerschaft und bei der Geburt ging ein Feuer aus ihrem Leibe, das die Welt zu verbrennen drohte. Es waren fürchterliche Äur, die von Wischnu getödtet wurden. Eruniakschien heißt der Palast Herkules, der Baldus bald Renniastrum, bald Hirnaks, und diese verschiedenen Formen mögen Entstellungen des Sanskritnamens Hiranyakshas, Goldganz, sein. Die Mythe von demselben findet man verschiedne erzählt. Nach Posier demschigte er sich der ganzen Erde, rollte sie wie einen Teppich zusammen und verlenkte sie in die Tiefen der Unterwelt, sedas der Ort, wo sie gewesen, ganz mit den Fluthen des Meeres bedekt wurde. Dies geschah, während Wischnu (wol richtiger Brama) schlief. Der erwachte Brama, schwamm nun auf den Wogen umher, nachdenkend, wie er die Erde wieder erheben könne. Da er kein Mittel fand, wandte er sich mit Gebet zur höchsten Gottheit. Da erschien ihm plötzlich ein Wesen mit einem Oberkopfe, das, bald zur Höhe des größten Elephanten emporwachsend, sich in die Lüfte erhob. Nun erkannte er, daß der Zweige sich ihm habe offenbaren wollen. In der That hatte inzwischen Wischnu die Obergestalt angenommen, der Donner seines Gehörns erschütterte die acht Weltgegenden, aber Brama und seine Söhne, die Akischid und Dewetas daben wüth und stimmten Hymnen des Dankes und Preises dem Ewigen an. Da flog der Eber aus den ätherischen Regionen herab und tauchte den Kopf in das Wasser, daß die Wogen hoch sich aufstürzten und der Gott des Meeres voll Schreden laut um Erdarmen rief. Wischnu wühlte nun mit seinem Rüssel in die Tiefe und kam endlich zum Mittelpunkte des Abgrundes, wo die Erde mächtig und unfruchtbar ausgebreitet lag. Nehl versagte der Gott den Dimpas bis in die Tiefen der Unterwelt und tödtete ihn; dann nahm er die Erde auf seine beiden Handhähne, hob sie aus dem Wasser und stellte sie wieder an ihren Ort. Eine andere Erzählung liefert Baldus. Die Menschen waren so verderbt und schlecht geworden, daß die Schlange

auf deren Kopf die Erde ruhet, die Last der Sünde nicht mehr tragen konnte. Sie zog sich also zurück und die Erde versank im Meere, sedas alles Lebendige seinen Untergang fand. Da siehte Brama zu Wischnu, die Erde wieder herzustellen. Die Witte gewöhrend, nahm der Gott die Gestalt eines weissen Mannes mit vier Armen und einem Oberkopf an, war Anfangs kaum eines Fingers hoch, wuchs aber so schnell, daß sein Haupt die Sterne berührte. Nun tödtete er den Riesendämon Dirmaks, trat auf den Körper desselben, hob die Erde mit seinen Hauern wieder empor, legte die Schildekröte wieder an ihren Ort, stellte die Schlange darauf und die Erde auf den Kopf derselben. Nun konnte Brama ein neues Menschengeschlecht wieder auf ihre Oberfläche setzen. In der Hauptsache sind diese Mythen einerlei mit der bekannten von der Sündfluth, wo Wischnu als sich den König Satiawrata und die frommen Akischid vor dem Verderben in den Fluthen rettet. Hier ist denn auch der Grund angegeben, warum die Menschen Gottes Wort vergessen hatten, denn der Äur Hajagriva (Kangagasschen, Kariara, Seremiar oder Sankefur) hatte die Bedas, während Brama schlief, geraubt und verschlungen. Diesen tödtet nun Wischnu, reißt ihm mit seinem Horne den Bauch auf und nimmt die Bedas wieder heraus. Diefelbe Ursache muß man sich nun auch bei den übrigen Mythen denken und so beuten sie sämmtlich auf alte Erinnerungen an eine einstige Ueberfluthung der Erde und deren neue Erhebung aus dem Wasser. Noch eine Notbe findet man der Solwölle aus dem Chorta Bhaba Saltra des Brama, wo das Eber-awatar des Wischnu mit der Schöpfung selbst in Verbindung gebracht wird. Brama erhält vom Ewigen den Befehl, das achte Budon zu schaffen, wohin die gefallenen Dewetas (f. d. Art. Eklumnescha) zur Strafe und Prüfung verlegt werden sollen. Er schwimmt nun auf einem von ihm gebildeten Reiterblatte auf dem Ibaale (dem Weltmeere), und die Kinder des Wadu und Kytu (Zwietracht und Verwirrung, Tumult, Aufruhr) stoben und verschwanden aus seiner Gegenwart. Es waren nämlich Wadu und Kytu zwei mächtige Äur, aus Brama's Dhrumshmalz hervorgegangen, die der Ewige nach 5000jährigem Kampfe sich unterworfen hatte. Und als nun der Aufruhr in Ibaale sich legte, verwonkte sich Wischnu alsobald in einen gewaltigen Eber, flog in den Abgrund und hob die Erde mit seinen Hauern empor, stellte sie dann auf den Kopf der Schlange und diefe auf den Rücken der Schildkröte, welche beide aus ihm hervorgegangen waren. Es war nun die Erde besesselt und Brama konnte seine Schöpfungen auf derselben vollenden. Vgl. Erunien am Ende. (Richter.)

ERUNEN, Eruniakassinden, aus dem Sanskritnamen Hiranyakasipu, Goldganz, Bruder des Eruniakschien (f. d.) und Sohn der Dityi (Diti) und des Kasyapa. Als er den Tod seines Bruders erfuhr, beschloß er, ihn zu rächen, und die Art dieser Rache und sein Untergang wird im Bhagawat-Purana so erzählt. Um die Rache glücklich zu vollführen und sich selbst gegen jede Gefahr zu sichern, verrichtete Erunien zwölf Jahre lang die strengsten Bußen dem Brama zu Ehren. End-

lich, durch diese Frömmigkeit überwunden, erschien ihm der Gott und bewilligte ihm zur Belohnung die Bitte, daß weder ein Gott, noch ein Mensch, weder ein Kaskascha (Aur, böser Riese), noch ein Thier ihn vernunden, und daß er weder bei Tage noch bei Nacht, weder in, noch außer dem Hause solle sterben können; doch warnt er ihn vor dem Mißbrauch dieser Gabe. Der Riese unterwirft sich nun Himmel und Erde, mißhandelt Menschen und Dämonen, so Wischnu selbst muß sich vor seiner Wildheit hüten. Nun beschließt er seinen Unterthanen, daß Niemand einen andern Gott, als ihn selbst, anbeten solle. Die Götter steben darauf zu Wischnu, der ihnen erklärt, der Verbrecher dürfe nicht vor der ihm bestimmten Zeit seine Strafe empfangen; er werde aber einen Sohn bekommen, durch den die Götter gerächt werden würden. Es wird nun dem Erunen ein Sohn Pragaladen geboren. Diesen lehrte sein Erzieher, seinen andern Gott anzubeten, als seinen Vater; aber Wischnu lenkte den Verstand des Knaben, daß er bald die Lehre mit Wischnu verwarf und den Wischnu allein anbetete. Der Vater ersäuft dies, wird zornig und sucht den Sohn durch Drohungen und Schmeicheleien davon abzubringen. Da aber Pragaladen standhaft blieb, so unterwarf er ihn den größten Martern, aber der Gemüthsabende fühlte keinen Schmerz. Ersäunt über dieses Wunder, ließ er den Knaben wieder zu sich kommen, um nochmals selbst mit ihm zu sprechen. Freimüthig erklärte er, Wischnu sei allein der Gott, den man anbeten müsse. Der Vater erwiderte nun verächtlich, er habe diesen Gott selbst in seinem Paradiese aufgesucht, um mit ihm zu kämpfen, aber der Feige habe sich vor ihm verborgen; er wünschte, ihn zu finden, um ihm seine Dummheit zu zeigen. D. antwortete der Knabe, Wischnu ist überall gegenwärtig. Nun, wenn das ist, spottete der Riese, so muß er auch in dieser Säule sein, indem er mit der Hand an dieselbe schlug. Da berstete die Säule und Wischnu sprang halb Mensch, halb Löwe aus derselben hervor, packte den Frevler, schleifte ihn unter die Thüre seines Palastes und geriss ihn in dem Augenblicke, wo Tag und Nacht sich schieden, worauf der fromme Sohn auf den Thron des Vaters gesetzt wurde. Polier erzählt noch etwas andere Angaben. Der Aur richtet seine Augen nicht an Drama, sondern an Schima; Pragaladen heißt Prathaub, sein Lehrer Sufuran unterrichtet ihn, dem Befehle des Vaters gemäß, aber nicht Wischnu, sondern der Alwater Nardman (Nardra) lehrt ihn, daß er nur Wischnu als Gott verehren müsse. Statt mit der Hand, schlägt der Aur die Säule mit seinem goldenen Scepter und Wischnu schleift ihn in eine unterirdische Höhle, wo er ihn zu bekennen nöthigt, daß der Mannwilde weder Mensch noch Thier, daß es weiter Tag noch Nacht sei und daß er sich weder in, noch außer einem Hause befinde. Endlich ist bei Polier der Raskascha ein König von Multan, wegen der Wamenen zu Mahabharipur die Scene in diese Stadt verlegen. — Boden im alten Indien I, 225 bemerkt, daß in dieser und ähnlichen Mythen sich ein gewisser Volkswitz zeige. So sehr auch ein Aur seine Sicherheit zu verlasten sucht, es wird doch immer noch ein Aus-

weg gefunden, um ihn zu verderben. Bei Polier wird noch erwähnt, daß beide Söhne der Dibi ursprünglich Thürsteher an Wischnu's Paradies waren, aber wegen eines Vergehens in den Körper eines Aur wandern mußten. Da sie aber in dieser Form von Wischnu's Hand selbst getödtet wurden, so brauchten sie keine weitem Bande-rungen mehr anzutreten und gelangten unmittelbar nach ihrem Tode wieder in Wischnu's Paradies. (Nichter.)

Erva do rato, f. Palicourea.

ERVALLA, eine Filialgemeinde des Pastorsats Näsby in Jellingsbro Härad's Prospekt, in der schwedischen Provinz Westmanland, Drebro Län; sie hat eine der schönsten Kirchen des Stils Westerdas. Im Kirchspiel liegt das Städtchen Erva und der Stadtchen Erwalla, zwei Meilen von Drebro, in einer sehr fruchtbaren Gegend. (v. Schubert.)

Ervo, f. Ervum.

ERVEDOSA, 1) Villa im portugiesischen Corregio de Pinhel, Provinz Beira, hat 250 Häuser und 1200 Einwohner. 2) Ervedosa Gussay, Villa im Corregio de Braganza, Provinz Trax os Montes. (Fischer.)

Ervewürger, f. Orobanche.

ERVIGIUS (Erwig), ein König der Westgothen, welcher von 680—687 regierte. Durch ein Verbrechen stieg er auf den Thron. Sein Vater, Ardabist, ein Grieche aus Constantinopel und von vornehmer Gesinnung, war nach Spanien gekommen, fand gütige Aufnahme bei dem damaligen westgotischen Könige Chindaswinth und erhielt eine Verwandte desselben zur Gemahlin. Der aus dieser Ehe stammende Ervigius ward gleichfalls hochbegünstigt von Wamba, dem Nachfolger des vorigen Königs, am Hofe erzogen und mit der Würde eines Palatinen bekleidet. Ewigig jedoch und Herrschbegierde ließen ihn diese Wohlthaten vergessen; er reichte seinem Wohlthäter einen Gifttrank, der ihn an den Rand des Grabes brachte, ohne ihn sogleich zu tödten. Dem bewußtlosen Wamba wurde eine Mönchskutte angelegt und, gleich einem Wüthen, schnitt man ihm die Haare ab, Ervigius aber, mutmaßlich im Einverständniß mit der Geistlichkeit und dem Adel, übernahm Anfangs nur die Leitung der Regierungsgeschäfte, ließ sich aber bald darauf zum Könige salben. Wamba erwachte zwar wieder aus seiner Betäubung, erfuhr auch die teuflische Hinterlist seines bisherigen Günstlings, machte aber, um nicht einen Bürgerkrieg zu entzünden, keinen Versuch zur Wiedererlangung des geraubten Throns, sondern blieb bis zu seinem Tode im Kloster, der nach einigen Jahren es folgte.

Mit vollen Händen spendete Ervigius Wohlthaten an die Geistlichkeit und den Adel, und suchte sich durch Erlaß von Steuern bei dem Volke beliebt zu machen. Gleichwohl fehlte es darum nicht an Unruhen, und vor Allem vermochte er nicht den Wurm seines Gewissens zu beschwichtigen. Mit Übergang der eigenen Söhne ernannte er Wamba's Neffen, Erigon, zu seinem Nachfolger, nachdem er ihm seine Tochter, Givilona, zur Gemahlin gegeben, entsagte dann der Regierung freiwillig, 687, ging in ein Kloster und beschloß hier bald sein schuldbeladenes Leben. Seine widerrechtliche Selzung auf den Thron

und keine partielle, schmeicheleiche Regierung wurde der vielfältige Zunder nachmaliger Unordnungen und Gefährlichkeiten. (Aschbach's Geschichte der Westgothen).

(A. Herrmann.)

Ervillea Link, f. Ervum.

ERVUM. Mit diesem alten römischen Namen bezeichnete Linné eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Einjährigen Classe und aus der Gruppe der Bicicn der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fünftheilig, mit linienförmigen, zugespitzten Fäden, welche der Schmetterlingsblume an Länge ziemlich gleichen; der Griffel fadenförmig, mit knopförmiger, nackter Narbe; die Hülse zusammengebrückt, etwas aufgeblasen, zwei- bis sechsflamig. Es sind 17 Arten bekannt, welche, als harte, oft rauhe, Sommergewächse im Gebiete des Mittelmeeres vorherrschen, aber auch in Mitteleuropa, am schwarzen Meere, in Hindien und Cochinchina einzeln sich finden. Die Gattung zerfällt in zwei Abtheilungen:

I. Lens Tournefort (Inst. p. 390. t. 210, Eins.). Die Hülse breit, ablang, zweihamig. Es gehören acht Arten hierher, z. B. 1. Ervum Lens L. (Schkubr. Zool. Taf. 202. Sturm, Zootich. Pl. VIII, 32. Lens esculenta Mönch, Cicer Lens Roth, *gavos Theophrast*, hist. pl. II, 4, 2. *Dioscorid.* mat. med. II, 129. Lens *Coluella* de re rust. II, 12. *Plin.* H. N. XVIII, 23, 31 fg.), mit ähnl. aufstrebendem Stengel; die Blätter fünf bis siebenpaarig, oft in eine Bichelranke auslaufend; die Blüthen ablang, stumpf, ganzrandig; die Afterblüthen lanzettförmig; die Blütenstiele achselständig, zwei- bis vierblumig, an der Spitze in eine Branne auslaufend; die Kelchblätter gewimpert, meist etwas länger, als die weißliche, bläulich-geaderte Korolle; die Hülse rautenförmig, etwas aufgetrieben, kohl, glatt, bräunlich-gelb; die Samen flachgerüchelt, freisierend, gelblich, braun oder schwärzlich. Wächst im südlichen Europa und im Morgenlande wild und wird überall in der gemäßigten Zone in zwei Abarten, einer größeren mit großen, scharfzahnigen Samen (Pennäntinse, Cicer punctatum oder punctulatum der Gärtner) und einer kleineren mit kleinen stumpfzahnigen Samen (gemeine, schwarze oder Zwerglinse, *Erv. dispernum Roth*, *Erv. camelorum Spreng.*, *Erv. coemeteriorum der Gärtner*) cultivirt. Die Samen werden als Nahrungsmittel für Menschen und Vieh, mit Getreide vermischt zum Brodbaden und Brantweinbrennen benutzt; ehemals waren sie officinell.

II. Ervillea Link (Enum. II. p. 240 Erve; bildet den Übergang zu der Abtheilung Gracra der Gattung Bicia). Die Hülse linienförmig-ablang, vier- bis sechsflamig. Mit neun Arten, z. B. 2. *Erv. Ervillea L.* (Schkubr. a. a. D. Sturm a. a. D. *Vicia Ervillea Willdenow*, *Ervillea sativa Link*; *lepos Theophrast*, l. c. *Diosc.* l. c. 131., *ervum Colum.* l. c. 3. *Plin.* l. c. 38, 44 u. f. w., *Widenlinse*, *Erve*, ers der Franzosen, rare der Engländer, yero der Spanier, *posi* der Neugriechen), mit aufrechtem, ähnl., kantigem Stengel, vielpaarigen, nicht rauhen Blättern, ablang-linien-

förmigen, abgeflachten Blättchen, lanzett-spontonsförmigen Afterblättchen, ein- oder zweiblumigen, achselständigen Blütenstielen, welche an der Spitze eine Branne tragen, mit Kelchblättern, welche fast so lang sind, als die weißlichen, bläublauen oder lilasfarbigen Korollen und mit Hülse, welche durch die großen rundlich-edigen Samen höherig sind. Kommt mit der vorübergehenden Art vor, soll aber Pferde und Vöthern schädlich sein; das Wehl der Samen (*Carina Seminum Orobi*) stand sonst als Heilmittel in großem Rufe.

(A. Sprengel.)

ERVY, kleine Stadt im französischen Departement der Rube (Champagne), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Tropes, ist von dieser Stadt 7½ Meilen und 43 Meilen östlich von Paris entfernt, liegt sehr angenehm an der Armece, hat ein Integritätungs- und ein Postamt, eine Gendarmenbrigade, Fabriken, in welchen grobe Reinwand, Jute, Drilling und Canvas verfertigt werden, Nagelschmieden, Töpfereien und Ziegelmöhlen, eine Pfarrkirche, 265 Häuser und 1750 Einwohner, welche fünf Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Ervy, in welchem ein Dorf gleiches Namens liegt, enthält in 15 Gemeinden 11,358 Einwohner. (Nach Ervilly und Barbichon.) (Fischer.)

ERWEITERUNG (*αὐξάνω*, *amplificatio*, rhetorische Figur) findet statt, wenn man mit der bloß unumgänglich nötigen Bezeichnung seiner Vorstellungen sich nicht begnügen kann, weil man das dringende Bedürfnis hat, sie recht eindringlich mitzutheilen. In diesem Falle wird man umständlicher, damit das, was man zu sagen hat, zugleich einleuchtend und wirksam werde. Es versteht sich, daß dies nicht durch Tautologien geschehen kann, sondern nur durch Hervorhebung des gerade Zweckmäßigsten. Cicero in seiner Verteidigungsrede Milo's hatte zu sagen: es ist unumstößliches Naturgesetz, den Räuber, der uns anfaßt, zu tödten. Weil ihm aber daran lag, dieses ebenso eintuchtend als eindringlich zu machen, so erweiterte er diesen Satz und sagte: Es ist dieses also nicht ein geschrieben, sondern angeborenes Gesetz; nicht gelernt, nicht überkommen, nicht gelernt haben wir es, sondern aus der Natur selbst ergriffen, geschöpft, ausgesprochen; nicht davon belehrt, sondern dazu geschaffen sind wir; keine Schule, sondern die Natur hat es uns eingebläut, daß, wenn unter Leben irgend in Nachstellungen, unter Gewaltthat, unter der Gefährdung von Räubern oder Feinden gerät, jede Art der Verteidigung zur eigenen Rettung erlaubt ist.

Verwand damit ist die Häufung (*cumulatio*), welche da stattfindet, wo man die in einer Hauptvorstellung enthaltenen Theilvorstellungen, selbst in den sich anreichenden Nebenvorstellungen, ausführlich hervorhebt, damit das Ganze an Anschaulichkeit und Wirklichkeit zugleich gewinne. Natürlich darf auch hier keine Anstreuung von Proben sein, die zu diesem Zwecke nichts beitragen, sondern sie muß auf der Zergliederung (*distributio*) beruhen, auf der Auflösung des allgemeinen Begriffs in einzelne Fälle. So begnügt sich Reinhard nicht zu sagen: der ist im Miße des häuslichen Glücks, der seine meiste Zufriedenheit und Ruhe, seine reinsten und

höchsten Genüsse im Kreise seiner Familie findet; sondern er fügte hinzu: „Er sucht also den Vertrauten, in dessen Schooß er Alles niederlegt, was ihm wichtig ist, nicht außer seinem Hause; sein Gatte, der unzerrennliche Gehäufte auf seiner Bahn durchs Leben, ist auch der Bewahrer seiner Geheimnisse, ist unter allen Menschen auf Erden der Einzige, dem er sein ganzes Herz öffnet. Er eilt, wenn er Ruhe nach der Arbeit und Erholung von Geschäften nöthig hat, nicht aus seinem Hause weg; im Kreise seiner Lieben, bei ihren traulichen Gesprächen, im zwanglosen, frohlichen Zusammensein mit ihnen findet er Alles, was er wünscht; da spannen seine angestrengten Kräfte sich ab, da stellen sich die verdorren Leichter und glücklich wieder her. Und dürstet ihm nach dem Vergnügen, will er einmal recht froh werden; er jagt der Freude nicht an öffentlichen Orten nach, er genießt sie nicht allein und in fremder Gesellschaft; er hat sie in der Nähe, sie wohnt in seinem Hause, sie strahlt ihm aus dem heitern Blicke seiner Lieben entgegen; er spürt ihren erquickenden Einfluß nie flücker, als wenn er sie mit seinen Lieben theilen kann.“ Es ist nicht zu verkennen, um wie vieles, durch die Hervorhebung dieser einzelnen charakteristischen Züge, das Wesentliche des häuslichen Glücks und näher gebracht worden ist. Der Gedanke ist die durch die Einbildungskraft überliefert. Er kann nun auch auf eben diesem Wege das Gefühl tief erregen. So wird z. B. gesagt: Christus machte Blinde sehend, Taube hörend. Wie anders aber wirkt dieselbe Aussage, wenn es bei Klopstock heißt: „Durch ihn erhob der Blinde sein Antlitz freudig zur Sonne, blinzte mit lebenden Augen den leittenden Vater launend an; des Tauben Ohr eröffnete sich wieder der Stimme der Menschen; er vernahm die Stimme der Braut, der weinenden Mutter, des segnenden Priesters und das ferne Geseh.“ Welch einen andern Eindruck macht dieses Ausmalen der Thatfache, zugleich mit der Hinweisung auf die beglückenden Folgen, als die profaie Aussage, die zwar Ersäunen und Bewunderung, aber nicht unsere Theilnahme erregen kann. (H.)

ERWIN (von Steinbach, v. l. Erwein *), gebürtig aus Steinbach, einem Städtchen im Badiſchen, einer der berühmtesten Architekten zu Ende des 13. und Anfangs des 14. Jahrhunderts. Nicht unwahrscheinlich hat er in der Freiburger Hütte als Lehrling den dortigen Künstler vollenden sehen. Mehrere berühmte Bauwerke wurden nachmals von ihm aufgeführt. Zu dem westlichen Theile des St. Blasius Domes zu Wormheim soll er den Plan entworfen haben, auch wird er als Erbauer des Doms zu Lund genannt; unsterblichen Ruhm aber hat er sich durch Vollendung des Straßburger Münsters erworben. Den ersten Grund zu dieser Kathedrale soll schon im J. 510 Chlodwig gelegt, Pipin und Karl der Große das Geseh erbaut haben. Dieses erste Gebäude ward im J. 1007 durch den Bischof zerstört, nur das Geseh blieb verschont. Unter dem Bischof Werner von Habsburg wurde sodann im J. 1015 das jetzige Geseh angefangen, vollendet erst 1275. Noch fehlt aber das, was

durch dieser Bau sich zum prächtigsten Meisterstück der deutschen Baukunst erheben sollte, das Portal und der Thurm, und hiezu machte Erwin den Entwurf. Im J. 1277 bezog der Bau, wie die Inschrift besagt: Anno Domini 1277 in Die Beati Urmini Hoc Opus Gloriosum Incoavit Magister Erwinus de Steinbach. Die Steinigung dieses Baues erfolgte erst 1439 durch den Baumeister Joh. Hülz aus Geln; Erwin starb 1318, zwei Jahre nach dem Tode seiner Gattin, mit welcher er einen Sohn Johannes und eine Tochter Sabina erzeugte hatte, von denen es in der Chronik von Königsbeuren (S. 558 ff.) heißt, daß der Vater „beden die eble Baukunst geleidet, gestallt dann der Sohn dem Vater in diesem Werk succedirt, und die Tochter auch darbey geholfen, immassen sie an dem Portal auff den Gräben bey dem Uhrwerk das schöne Sinnbild mit eigenen Händen gebauen.“ — Von Erwin heißt es dann weiter: „Dieser Baumeister ist mit seinem Gesehe, und Sohne im Kreuzgange an S. Johanns Capelle begraben, mit diesen Überschriften:

Anno Domini 1316. 12. Kal. Augusti obiit Dominus
Husa uxor Magistri Erwini.

Anno Domini 1318. 16. Kal. Februarii obiit Magister
Erwinus Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinae.

Anno Domini 1339. 15. Kal. April. obiit Magister
Johannes filius husus Erwini.

Wir kennen aber von dem Stifter der deutschen Bau-
schule (vgl. den Art. Bau, Sect. I. 8. Bd. S. 140)
nicht das Geburtsjahr noch sonstige Lebensumstände. Über
sein bewundernswürdiges Werk f. Strassburg. (H.)

ERXLEBEN (Dorothea Christiana), Tochter des
Arztes Leporin in Duedlinburg, geboren daselbst den 13.
Nov. 1715, war in ihren früheren Jahren körperlich
schwach, dagegen aber höchst regen, kernbeigerigen Geistes,
weßhalb sie an dem Unterrichte, den der Vater ihrem
Bruder ertheilte, welcher sich ebenfalls dem Studium der
Medicin widmen wollte, ununterbrochen Theil nahm,
nicht nur an den für einen Gelehrten nöthigen Sprachen,
sondern auch an dem, welcher in das Studium der Me-
dicin einleitete. In den Sprachen machte sie schnell be-
deutende Fortschritte, für die Medicin aber sagte sie ein
so großes Interesse, daß sie nachher fortwährend für sich
die Werke der damals berühmtesten Ärzte, von Stahl, Hoff-
mann, Boerhaave, Boerhoff, Alberti, Junker, Heister ver-
lor. Aber so gründlichen als ausgebreiteten Kenntnisse
in dieser Wissenschaft zogen die allgemeine Aufmerksamkeit
auf sie, und so auch der königlichen Commissionen, welche
1740 in Duedlinburg die Heiligung einnahmen, und die
von ihr dem Könige berichteten, der sie bereits im folgen-
den Jahre der medicinischen Facultät in Halle zur Pro-
motion empfahl. Dies hatte jedoch keinen Erfolg, weil
sie sich 1742 mit dem Diaconus der Nikolaikirche, Joh.
Christian Erleben, vermaählte. Kurze Zeit darauf verlor
sie ihren Vater, den sie bei seiner Praxis oft unterstützt
hatte, und sie hatte die Pflichten der Gattin und Mutter
zu erfüllen, die sie mit der gewissenhaftesten Treue erfüllte;
doch war jede Stunde, die sie ermühen konnte, ihrer
Lieblingswissenschaft gewidmet. Allmählig reifte in ihr mehr

*) Derog. Offizier Chronik. 8. Buch. S. 110.

und mehr der Gedanke, die königliche Empfehlung nicht unbenutzt zu lassen. Nach einer neuen königlichen Genehmigung zu ihrer Promotion reichte sie der Facultät ihre Inauguraldissertation ein, bestand das gewöhnliche Doctorexamen, und erhielt am 12. Juni 1754 im Hause des damaligen Dekans der Facultät, des Professor Juncker, feierlich die medicinische Doctorwürde. Nach alter Sitte waren ihrer Dissertation Ehrenbezeugungen in Vers und Prosa beigelegt; eine derselben vom Prof. Böhmner in Capibarili abgefaßt (singt an: Stupete. Nova. Litteraria. In. Italia. Nonnupquam. In. Germania. Nunquam. Visa. vel. Audita. At. Quo. Rarius. Eo. Carius. Seit dieser Zeit übte die seltene Frau ärztliche Praxis aus. Als Schriftstellerin war sie schon vor ihrer Verheirathung aufgetreten mit der Schrift: Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten (Berlin 1742), wozu ihr Vater die Vorrede schrieb. Ihre Dissertation hat den Titel: Dissertatio inauguralis medica exponents, quod minus cito et jucunde curare, saepius fiat causa minus tutae curationis, quam sub auspiciis Summi Numinis et gratiosissima Regis concessione, ad gradum Doctoris obtinendum et praxin legitime exercendam illustri Medicorum Ordini in alma regia Fridericiana praegravosae examini speciminis loco d. XII. Jun. MDCCCLIV demisse exhibet Dorothea Christiana Erxleben nata Leporina Quedlinburgensis (18 Bogen in 4.). Von ihr selbst überlegt und vermehrt erschien sie unter dem Titel: Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber eben deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten (Halle 1755 8.) Bei dieser Übersetzung befindet sich ihr Lebenslauf. Sie starb hochgeachtet den 13. Juni-1762.

(H.)

ERXLEBEN (Joh. Christian Polykarp), Sohn der Vorhergehenden, geb. den 22. Juni 1744 zu Quedlinburg, gest. den 19. Aug. 1777 zu Göttingen; zu früh für die Wissenschaften, denen er mit ebenso großem Eifer als glücklichem Erfolge sich gewidmet hatte. Nachdem er zu Göttingen seine akademischen Studien vollendet hatte, erhielt er nach Vertheilung seiner Dissertation: sistens judicacionem animalium mammalium (1767)* die philosophische Doctorwürde, und begann Vorlesungen über Mineralogie und Viehzarzneikunde, welche er durch besondere Abhandlungen: Betrachtungen über die Ursachen der Unvollständigkeit der Mineralsysteme (1768) und Betrachtungen über das Studium der Viehzarzneikunst (1769), einleitete. Die Hoffnung, die er namentlich für Ausbildung dieser Kunst erregte, verschafften ihm das Glück, auf Kosten des Königs von England alle die europäischen Städte zu bereisen, in denen die vorzüglichsten Anstalten dafür errichtet waren. Als Frucht dieser Reise durch Frankreich, Holland, Dänemark und einen großen Theil von Teutschland ist sein praktischer Unterricht in der Viehzar-

zneikunst (1771), welcher sogleich nach seiner Rückkunft erschien, zu betrachten (Neue und verbesserte Ausgabe, die dritte, von Zwielerien erschien 1800). Er wurde in demselben Jahre zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, und zeigte bald, daß er seine Reise nicht blos zu jenem speciellen Zwecke, sondern für die Naturwissenschaften überhaupt benützt hatte. Durch seine Betrachtungen über den Unterricht in der Naturgeschichte kündigte er 1773 Vorlesungen über diese an. Im Jahr 1775 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, und hat als Lehrer und Schriftsteller trefflich gewirkt. Besonders sind es drei seiner Schriften, die sein Andenken rühmlich erhalten haben, seine „Anfangsgründe der Naturgeschichte“ (Juerst 1772), seine „Anfangsgründe der Naturlehre“ (Juerst 1772), und seine „Anfangsgründe der Chemie“ (Juerst 1775), die sich bei ihrer Gründlichkeit durch zweckmäßige Auswahl und Deutlichkeit auszeichnen. Smellin gab von der ersten 1791 die vierte, Eichlerberg von der zweiten 1794 die achte Auflage, Wiegand von den dritten 1796 die dritte Auflage heraus. Wenn es nach den Fortschritten der Naturwissenschaften allerdings dabei der Verbesserungen und Zusätze bedurfte, so zeigt das Verlangen nach neuen Auflagen doch, wie sehr man die Anlage dieser Werke zu schätzen Grund hatte. (H.)

Erythoea. f. Periboea.

ERYCIBE. Diese von Korbuz aufgestellte Pflanzengattung (von welcher Catonia Vahl und Erimantalia Römer & Schultes generic nicht verschieden sind) gehört zu der ersten Ordnung der fünften Klasse der Gasse und als Abzweig zu der natürlichen Familie der Compositae. Ghar. Der Kelch fünfzählig; die Corolle trichterförmig; der Saum fünfzählig, mit zweitheiligen Lippen; die Staubfäden sehr kurz, mit pfeilförmigen Antheren; der Fruchtknoten einsächerig, mit drei oder vier Eiern; der Griffel sehr kurz, oder fehlend; die Narbe strahlenförmig-fünfzählig; die Beere kirschenförmig, einsamig. Die einzige Art, *Er. paniculata* Roxb. (Fl. corom. II. t. 159) ist auf der Küste Coromandelns heimisch als ein kletternder Strauch mit abwechselnden, ablangen, unbehaarten Blättern und rispensförmigen, gelben Blüten.

(A. Sprengel.)

ERYCINA, eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Tagfalter (Papilionina), welche zu derjenigen Unterabtheilung dieser ganschen Familie gehört, bei welchen das erste Fußpaar verlümmert ist. Bei Erycina trifft diese Verlümmelung wenigstens das männliche Geschlecht. Ihre Füßler haben die gewöhnliche kolbige Verdickung am Ende, und ihre dreigliedrigen Zäher ein bestimmter untercheidbares, schwacher von schuppenförmigen Haaren besetztes Endglied. Alle Arten dieser Gattung bewohnen Amerika und zeichnen sich durch Augensteden und sehr kleine Fußstrahlen aus. (Burmeister.)

ERYCINA, eine von Lamarck in den Annales du Muséum Tom. VI. aufgestellte und zu seinen Conchiferes tenuipides gerechnete, fast nur aus fossilen Arten bestehende Muschelgattung. Da er die Diagnose derselben nur nach Untersuchung einer einzigen Art, mit wel-

53

* Eine weitere Ausföhrung hinein ist sein Systema regni animalis per classes, ordines, genera, species, varietates, cum synonymia et historia animalium; classis I. Mammalia (Stöppig 1777).

J. Gargt. d. B. v. R. Erste Section. XXXVII.

der die übrigen hinsichtlich des Schlosses nicht ganz übereinstimmen, gemacht hatte, so suchten Deshayes in seinen Descriptions des coquilles fossiles de Paris und Lamarck in Histoire naturelle des animaux sans vertebres. 2. édition. T. VI. einen sicheren Gattungscharakter aufzustellen. Die Erycinen sind kleine, dünne, leicht zerbrechliche, durchscheinende Conchylien, welche sehr an die Amphibiesmen erinnern. Ihr Schloß ist bei den verschiedenen Arten nicht ganz gleich; das Ligament ist klein und liegt in einer inneren, dreieckigen Grube, bald wie bei Maetra beinahe in der Mitte, bald schief und sich dem Rande nähernd, wie bei Amphidesma. Jederseits des Ligamentes befindet sich ein bald höckerförmiger, bald zusammengebrückter lamellenartiger Zahn; der eine vordere ist gewöhnlich dem Ligamente näher als der andere hintere. Die Muskel- und Mantel-eindrücke sind in den sehr dünnen und durchsichtigen Arten schwer zu erkennen; bei den etwas dickeren und minder durchscheinenden sind die Muskeleindrücke fast gleich, länglich und durch einen hinten tief ausgebuchteten Mantel-eindruck mit einander verbunden. Einige Arten, vorzüglich die mit höckerförmigen Schloßzähnen, scheinen wie die Arten der Gattung Lucina Lam. einen einfachen Mantel-eindruck zu haben; auch ist bei ihnen das Ligament schief. Vielleicht dürften sie deshalb ein eigenes Subgenus bilden. Von den zwölf beschriebenen Arten sind zehn nur im fossilen Zustande bekannt und im pariser Erbkabinete gefunden worden: E. miliaria, tellinoides, orbicularis, pellucida, elegans, tenuistriata, elliptica, radiolata, fragilis, obscura (sammtlich abgebildet in Deshayes, Descriptions etc. pl. VI.), von den beiden andern kommt die eine, E. Geoffroyi (Payr. Catal. des annél. et des mollusq. de Corse. p. 30. no. 40. pl. I. f. 3—5), im mittelländischen Meere vor, und die andere, E. cardioides Lam. (Blainville, Malacologie. pl. 73. f. 77 a), ist im König-Georgshafen von Neuseeland auf dem Sande der Meeresküste gefunden worden. (Streubel.)

ERYKINA *Ερυκίνη*, Erycina, ein Beinamen der Venus vom Berge Eryx in Sicilien, wo sie einen berühmten Tempel hatte, den ihr Sohn Eryx (Diod. Sic. IV. 85) oder Aeneas (Virg. Aen. V. 760; Pomp. Mel. II. 17) erbaut hatte. Die letztere Angabe macht der Dichter, um seinen Helden noch mehr zu verherrlichen. Daß aber Aeneas in Sicilien gewesen und den Tempel, welchen Eryx gebaut, mit vielen Geschenken bereichert habe, davon glaubt Dionys von Halikarnas einen Beweis in dem Altar der Venus auf dem Berge Eryx zu finden, der die Aufschrift führte: *τῆς Ἀνελιδος Ἀγογίης*. Nach Virgil a. a. O. war auch dem Anchises ein beiläufiger Hain geweiht und ein Priester bestellt. Der Berg Eryx war die westlichste Spitze der Insel zwischen Trepanum und Panormos. Man so in seinen mythologischen Versuchen, S. 205, glaubt aus mehreren Gründen, die Bosphor (Canaan B. 2. C. 1) beibringt, es wahrscheinlich, daß der Dienst der Aphrodite auf Sicilien noch weit älter war, als der Tempel auf dem Eryx und mit der Berehrung der phönizischen Astarte zusammenhing. Durch Eryx aber

gewann er neuen Zuwachs und größeres Ansehen, und es war es, der um die Zeit des trojanischen Krieges, vielleicht noch vor Einwanderung der Sikuler, oder doch vor Aeneas' Fahrt nach Italien, die Stadt seines Namens und den Tempel der Göttin baute, der nach Diodor (IV. 83) einer ausgezeichneten Ehre genoß. Nach Diodor (IV. 73) führte der aus Kreta zu den Sikanern geflüchtete Dädalos eine Mauer um den Abhang des Felsens, auf dem der Tempel gebauet werden sollte, um die Oberfläche desselben zu vergrößern. Auch soll er der Venus eine so künstliche Hohlgeschibe von Gold verfertigt haben, daß sie ganz einer natürlichen* gleichsam. Später brachten die Sikaner der Göttin prächtige Opfer und schmückten den Tempel mit Bieathen. Auch die Carthager ehrten die dortige Venus und die Römer übertrafen an Geschenken und Ehrenbezeugungen alle ihre Vorgänger. Daß der sagt Pausanias (VIII. 24) gewiß mit Recht, daß der Tempel zu Eryx dem zu Paros an Reichthümern und Schätzen gleich gemessen sei. Alle Consule, Prätores und Befehlshaber, die dahin kamen, brachten reiche Opfer und Gaben und überließen sich dem fröhlichen Umgange mit dem schönen Geschlecht, überzeugt, dadurch der Göttin zu gefallen. Im Tempel nämlich waren in zahlreicher Menge Frauen, die sich dem Dienste der Liebe widmeten. Strab. VI. p. 272. Der römische Senat verordnete sogar, daß die treuesten Städte Siciliens, 17 an der Zahl, der Venus einen Zins an Geld entrichteten und 200 Soldaten stellen sollten, um den Tempel zu bewachen. Zu Strabo's Zeiten hatte die Stadt an Einwohnern sehr verloren und der Tempel nur noch wenige Priester und Frauen. Den Kaiser Tiber erludeten die Ecceflaner, den verfallenen Tempel wieder herzustellen. Tac. Ann. IV. 43. Es scheint aber aus Erfüllung des Wunsches nichts oder wenig geworden zu sein, denn unter Claudius kam die Sache wieder in Anregung. Svet. Claud. 25. Jetzt ist von allen Herrlichkeiten der Stadt und des Tempels nichts weiter übrig, als einige Stüde Granitsäulen und ein tiefer Brunnen, den man für den der Venus Erycina ansgibt. Das Taubensymbol tritt in dem Dienste dieser Venus besonders bedeutend hervor und zwei Hauptfeste wurden in Beziehung darauf gefeiert. Man glaubte nämlich, die Göttin gehe zu einer gewissen Zeit des Jahres nach Afrika; dann, erzählte man, sei seine Taube am Eryx zu sehen. Man feierte dann das Fest Anagogia, des Abzugs, wahrscheinlich mit Trauer. Aber nach neun Tagen kam die Göttin zurück und man erkannte dies daran, wenn eine Taube über das Meer her in ihren Tempel flog, der nun die übrigen nachfolgte. Nun feierte man die Katagogien, das Fest der Rückkehr, mit großer Freude. Aelian. H. N. IV. 2. Der Dienst dieser Venus kam auch nach Arabien, und zwar, der Sage nach, durch Psophis, die Tochter des Eryx, welche schwanger von ihrem Vater nach Phlegia zu seinem Gaste Freunde Ektortes geschickt wurde, wo sie zwei Söhne gebar, welche der Stadt den Namen ihrer Mutter beileigten und der Venus einen Tempel bauten, der aber zur Zeit des Pausanias schon verfallen war. Paus. VIII. 24. In Rom hatte sie nahe vor dem kolnischen Thore einen prächtigen

Tempel. Ovid. Fast. IV, 871; Strab. IV, p. 272. Auf einem alten Denkmal sitzt sie mit lächelndem Gesicht und flügelnd an den Schultern auf der Erde und spielt eine Harfe. Vor ihr steht Cupido, welcher auf der Spitze zweier wie Haarzöpfe geflochtenen Ruthen eine Maske, die eine Kappe aufhat, in die Höhe hält, und worüber Jocus steht, sowie über die beiden Personen Venus und Cupido. Das wäre ganz Joratens' Erycina ridens, quam Jocus circumvolat et Cupido (Ood. I, 2, 35). Montf. Antig. expl. T. I. P. 1. 116. Doch sehe man Heyne, Antiq. Tuffi. I. Ab. S. 137. (Richter.)

ERYMANTHIUS APER. Ἐρυμανθίος ἄπερ, ein ungeheurer wilder Eber, der Arkadien verwüstete und den Herkules lebendig fangen sollte. Er trug ihn auf den Schultern zum Europhoeus, der sich so davor entsetzte, daß er in ein eiserne Faß froh. Diö. Sic. IV, 12. Apollod. II, 5, 3. Es hatte den Namen, weil es auf dem Gebirge Erymanthos haufte. Die Kumaner zeigten lange nachher noch seine Zähne im Tempel des Apollo. Paus. VIII, 24. Hygin (f. 30) setzt das Thier nach Phrygien, Euripides (im Herc. fur. 304) nach Thessalien. Seine Mutter hieß Phäa, oder auch die krommyonische Euryne. Heyne ad Apollod. p. 146. (Richter.)

ERYMANTHOS, Ἐρυμανθος, 1) Sohn des Atlas und Vater des Kanthos. Von ihm hat der Berg und Fluß in Arkadien den Namen. Paus. VIII, 24, 2. Ein Sohn des Apollo, den Venus des Gefächts beraubte, als er sie nach der Umarmung des Adonis im Bade sah. Apollo aber rächte sich, indem er als wilder Eber den Adonis tödtete. Plut. Ueph. I, p. 306. (Richter.)

ERYMANTHOS — ὁ Ἐρυμανθος — ist der Name eines Gebirgs, eines Flusses und einer Stadt in Arkadien (Herych. s. v.). Westlich, nahe dem Ilißmos, ohne von diesem auszugehen, erhebt sich ein Gebirge und zieht sich beinahe gleichläufig mit der Nordküste der Peloponnes gegen Westen fort. Es läuft aus mit den drei Vorgebirgen Rhion, Araros und Gelonates. In diesen Gebirgszüge kommen bei den classischen Schriftstellern zwei Hauptnamen vor; nämlich auf der östlichen Seite wird dieses Gebirge Kylene genannt, gehört ganz der Landschaft Arkadien an und erreicht in seinen Spitzen etwa die Höhe von 5 bis 6000 Fuß. Der zweite Hauptname ist Erymanthos und dieser wurde dem westlichen Theil jenes Gebirgs beigelegt, von welchem gegen Norden ein Arm mit dem Vorgebirge Rhion ausläuft, gegen Nordwesten ein Zweig, mit Namen Skollis, sich zum Vorgebirge Araros wendet, und gegen Südwesten ein dritter Zug mit dem Vorgebirge Gelonates endigt. Der Erymanthos ist also ein Gebirgsbogen, der aber nicht die Höhe des Kylene zu erreichen scheint, und in seinen verschiedenen Theilen wol auch mit andern Namen bezeichnet wurde. So gehört namentlich das Gebirge Kampia dazu, wie denn Pausanias (VIII, 24, 2) schon die Meinung ausdrückt, daß das Kampelgebirge ein Theil des Erymanthos sei. Auf der Stieler'schen Karte vom neueren Griechenland vom J. 1830 wird dieser Gebirgsbogen Dlenos genannt. Von dem Kampia herab fließt der Fluß Erymanthos und mündet in den Alpheios

(Strab. VIII, p. 343, 357). An dem oberen Theil des Flusses lag im Gebirge die Stadt Erymanthos, welche in der Folge den Namen Phlegia erhielt, und zuletzt Psophis hieß (Paus. I, 1. Steph. Byz. Plin. XII, 57). Polybios (IV, 70) beschreibt ihre Lage und sagt von ihr: αὐτὰς κατὰ τὴν περὶ τὰς τῶν οὐρανῶν ἱστορίαν, welches man doch wol nicht mit K. D. Müller „nach allen Seiten von Bergen umgeben“ verstehen darf. Außerdem legt ihr Polybios große und starke Mauern bei. Daher erkennt man noch jetzt an den bedeutenden Ruinen die Lage der alten Stadt. (L. Zander.)

ERYMAS, Ἐρύμας, Beiname dreier Trojaner, deren einen Idomeneus (Iliad. XVI, 343), den andern Patroklos (Iliad. XVI, 415), den dritten Turnus in Italien erlegte (Virg. Aen. IX, 702). (Richter.)

ERYMNAE — αἱ Ἐρυμνᾶι — war eine Stadt, welche in der Thessalischen Landschaft Magnesia an der Küste und wahrscheinlich am Fuße des Ossa lag (Strab. IX, p. 443. Plin. IV, 16). Bei Ephor heißt sie Erymnä, bei Stephanos Byz. Erymnä. Livius führt ebenfalls in Thessalien eine Stadt Erymnä an (XXXIX, 25), allein da er sie neben Thissa nennt, so darf zweifelhaft werden, daß es jenes Erymnä des Strabo ist. (L. Zander.)

ERYNGIUM. Mit diesem griechischen Namen ἔρυνγιον Theophrast. Hist. pl. VI, 1, 3. Dioscorid. Mat. med. III, 21; ἔρυνγιον Nicand. Ther. v. 645, 849), welche auch die Römer angenommen hatten (eryngium Columell. De rust. VI, 5, 3. Plin. II, N. XXI, 54. XXII, 8, 10) bezeichnete Tournefort (Lust. p. 327. t. 173) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Kinnel'schen Classe und aus der Gruppe der Samelken der natürlichen Familie der Umbelliferae. Diese Gattung, welche von Laroche monographisch bearbeitet worden ist (Eryngiorum historia [Paris. 1808. fol.]), hat folgenden Charakter: Die knospenförmigen Blüten stehen auf einem spreublättrigen gemeinschaftlichen Fruchtboden und sind mit einer dornigen Hülle versehen; die Kelchröhre ist durch Wärschen und Schüppchen raub, der Kelchsaum besteht aus fünf blattartigen Zehen; die Corollenblättchen aufricht, zusammenstoßend, ablang, beinahe zur Hälfte zurückgeschlagen; das Doppelachamenium umgekehrt-eiförmig, drehrundlich, mit dem Kelchsaume gekrönt, spreublättrig, schuppig, ohne Rippen und Sackfächer. Es sind mehr als 80 Arten bekannt, welche als meist dornige, perennirende Kräuter mit aromatisch-scharfen Wurzeln in Europa, im nördlichen Afrika, in Mittelasien, Neuholand und Amerika vorkommen, am zahlreichsten im Gebiete des Mittelmeeres, in Mittel- und Südamerika. Im nördlichen Deutschland finden sich nur drei Arten: 1) Er. campestre Dodon. (Pempt. 730. f. 2. Schkuhr, Handb. t. 59. Gärtner, De fruct. t. 20. Flor. dan. t. 554. Engl. bot. t. 57, ἔρυνγιον der Alten, teutsch: Wannstreu, Brachdistel, holländ. kruisdistel, dän. mandströ, schwed. kruusdistel, engl. common or field-eryngo, franz. panicaut commun ou chardon à cent têtes, span. und portug. cardo corredor, poln. mikolaiek ziele), ein perennirendes oder zweijähriges, auf dünnen,

santigen, sonnigen Plätzen im ganzen gemäßigten Europa häufig vorkommendes, glattes, steifes Kraut mit langer, spindelförmiger, gelbgrauer, querrungeliger, oberhalb derstiger Wurzel, sparrig-gabelästiger, gefurchtem Stengel, schimmelgrünen, weißgederten, zwei- bis dreifach-halbscheideten, dornig-gezähnten Blättern, von denen die unteren lange, an der Basis scheidenförmige Stiele haben, die oberen ungestielt aber den Stengel umfassen; die zahlreichen, eiförmigen Blütenköpfe mit ungetheilten Spreublättern und grünlich-weißen Corollenblättern, welche kürzer als der Kelch sind, haben lange, linien-lanzettförmige, dornig-zugespitzte, sparsam gezähnelte Hüllblättchen. Die frisch nach Moorrüben riechende, süßlich und etwas aromatisch-scharf schmeckende Wurzel (*Radix Eryngii* v. *Asteris linguinalis*, v. *Capituli Martis* v. *Acus Veneris*) gehörte früher zu den fünf kleinsten eröffnenden Wurzeln; sie wurde bei Störungen im Unterleibe, bei Schlimmflüssen und Geschwulst der Hüfte angewendet; auch kann sie mit Zucker eingemacht werden, sowie man die jungen Sprossen als Salat verstreift. 2) *Er. maritimum* C. *Bauhin*. (Pin. p. 386. Fl. dan. t. 875. Engl. bot. t. 718, blaue Meerwurz), mit kriechendem Wurzelstock, dicke, sehr ästigem Stengel, welcher, wie alle Theile, schimmelgrün oder bläulich überlaufen ist, lederartigen, stark gederten, salzigen, lappigen, knorpelig-geränderten, dornig-gezähnten Blättern, von denen die unteren gestielt und nierenförmig, die oberen rundlich oder umgekehrt-eiförmig und stengelumfassend sind, breit-eiförmigen, an der Spitze dreilappig-lappigen, dornigen Hüllblättchen, dreispitzigen Spreublättern und blauen Corollenblättern. Von diesem perennirenden oder zweijährigen Kraute, welches auf sandigen Meeresküsten in ganz Europa wächst, war der süßliche, schwach gewürzhafte Wurzelstock nebst den Ausläufern (*Radix Eryngii marini*) als diuretisches Mittel und gegen Schwindelstich ehemals im Gebrauche; auch kann man die jungen Sprossen, wie Spargel, essen. 3) *Er. planum* *Matthiol.* (Comment. p. 565. *Jacquin*, Fl. austr. t. 391), mit oberhalb eiförmlichen, ästigem Stengel, grünen Blättern, von denen die unteren langgestielt, flach, herzförmig, abgerundet, gekerbt, die mittleren ungestielt, ungetheilt, die oberen funktbeilig und gezähnt sind, fast kugelförmigen Blütenköpfen, welche von gleicher Länge mit den gefräßt-dornigen, abstehenden Hüllblättchen sind, ungetheilten Spreublättern und bläulichen oder grünlichen Corollenblättern. Wächst in Teutschland längs der Rhet, in Schlesien und bei Frankfurt, auch bei Danzig. Die Wurzeln von *Er. foetidum* L. (früher auch nach Europa gebracht als *Radix Eryngii americani foetidi*), in Asien, in Florida und Brasilien, von starkem, überem Geruche, und von *Er. aquaticum* L., in Nordamerika, von aromatischem, stehendem bitterem Geschmacke, werden in Amerika als diaphoretische, diuretische und expectorierende Mittel, besonders gegen Gifte, gerühmt; sie sollen der *Serpentaria* und *Senega* ähnlich wirken. (A. Sprengel.)

ERYON. Man hat im fossilen Zustande ein sehr merkwürdiges Krustenthiere gefunden, welches zu keiner der

natürlichen Familien zu gehören scheint, welche man für die lebenden Arten gebildet hat. Da es in mancher Beschreibung den Krebsen aus der Gattung *Seyllarus* verwandt ist, so hat man ihm im Systeme vorläufig eine Stelle neben dieser Gattung angewiesen. Dieses *Petres* fact, aus welchem Desmarest seine Gattung *Eryon* (*Desm. Crustacées fossiles*. p. 129) gemacht hat, zeichnet sich besonders durch sein sehr breites, fast vieredriges Kopfbruststück aus, welches länger als der Hinterleib und vorn stark gezähnt ist. Die inneren Antennen sind klein und durch zwei sehr dünne, überall gleich dicke, vielgliederige Fäden geneigt; die äußeren Fühlhörner sind kurz und ihr cylindrisches Basalglied ist, nach Desmarest's Mittheilungen, von einer ziemlich breiten, eiförmigen, stark aufgeschlittenen Schuppe bedeckt. Die Mundöffnung scheint ziemlich klein gewesen zu sein. Das vordere Fußpaar ist mittelmäßig groß, ebenso lang wie der Cephalothorax, und trägt, wie das folgende Fußpaar, eine schmale, lange Schere mit dünnen und gebogenen Fingern. Die beiden folgenden Fußpaare sind noch schmaler und beiderseitig kürzer, aber ebenfalls mit Scheren versehen; die beiden letzten Fußpaare endlich scheinen keine Scheren zu haben, sondern nur mit einem Finger zu endigen. Der Hinterleib ist flach und endigt in eine Schwimmschuppe (ist also ein sogenannter *Fächerthier*, ungefähre wie bei unserm *Küstkrebs*, *Astacus fluviatilis*); ihr mittleres Blättchen ist zugespitzt, und die übrigen vier, welche sich an den Seiten jenseits befinden, sind etwas kürzer und mit spießförmigem Ende. — Desmarest hat die von ihm untersuchte Art, welche sich im solenporer Kalkschiefer (lithographischen Stein) von Solenhofen, Eichstädt und Pappenheim in Baiern (Marzgraffschicht Ansbach) vorfindet. Das von v. Schlotheim (Die Petresfactenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte. Nachtrag. S. 35. Taf. 3. Fig. 2) abgebildete Krustenthiere, welches er *Macrurites propinquus* nennt, und das von der vorigen Art durch einen fast kreisförmigen Cephalothorax verschieden ist, scheint ebenfalls in diese Gattung zu gehören. Brown hat es *Eryon arciformis* und Holl E. Schlotheimii genannt. Der Fundort ist derselbe. Endlich hat Prof. Maier noch zwei neue Arten, *E. Hartmanni* und *E. Schubertii* in der Karolinischen Leopoldinischen Naturforschersocietät bekannt gemacht. Der Körperbau und das Vorkommen dieser Thiere mit andern Seethieren zusammen lassen vermuthen, daß auch sie dem Meere angehört haben. — Vgl. übrigens *Güerin*, *Revue zoologique* R38. p. 297. *Brann*, *Lethaenae geognostica*. p. 473—475. t. 27. *Holl*, *Handbuch der Petresfactenkunde*. 2. Bd. S. 150 und Maier in *Nova acta academicae Caesaranae Leopoldinae* etc. Tom. XVIII. p. 263—282. t. 11. f. 1. 2. t. 12. f. 3. etc.

(Streubel.)

ERYSIBE Ehrenberg (Nov. act. nat. cur. X. t. 12. 13, *Mucor Erysiptae* Linn., *Erysiptae* R. Hedwig in *Candolle*, *Flor. franc.* II. p. 272. *Alphitomorpha Wallroth*, *Verhandl. der berl. Gesellsch. naturf.* 1819. S. 31). Mit diesem griechischen Namen (*εἰρσιβε*), welcher der Alten wahrscheinlich den Brand

des Getreides) *Uredo segetum Persoon* und *Ur. alto-phila Dittmar*) bezeichnete, belegte man in neuern Zeiten eine Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Einflügeligen Classe und aus der Untergruppe der Perisporien der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Auf einem weißlichen, flockigen Lager entstehen Anfangs ebenfalls weißliche, dann gelb, braun und endlich schwärzlich werdende, fleischige, kugelige, zuletzt oben etwas einsinkende und sich öffnende Kapselfen, welche eine oder mehrere kleinere Kapselfen enthalten, in denen die Sporen, welche oft wieder mit kleineren Sporidien gefüllt sind, sich befinden; häufig sind die Kapselfen mit fleischn, strahlenförmigen Haaren versehen, und bisweilen selbst das Lager. Die Arten (*Fries* [Syst. mycol. III. p. 236—247]) zählt deren 16 auf) dieser Gattung erscheinen wie ein weißgrauer, mehl- oder schimmelfarbtiger Überzug (von den Franzosen le blanc genannt, von den Deutschen gewöhnlich mit dem Mehlthau verwechselt, welcher nicht vegetabilischer Natur ist, sondern vom Thierthum herrührt) auf der oberen und unteren Seite der Blätter, auf Stengeln und Kelchen, zuweilen auch auf Blüten und Früchten aller phanerogamischen Gewächse, mit Ausnahme derer mit lederartigen oder fälschlichen Blättern und der eigentlichen Wasserpflanzen. Ihr Entstehen scheint durch Sonnenschein, welcher unmittelbar auf Regen folgt, begünstigt zu werden; doch findet man einige Gewächse, z. B. das gemeine Täschelkraut (*Capella Bursa Pastoris Cand.*) und den Wieslentenkehl, fast alljährlich und überall zu Ende des Sommers mit diesen Schmaragern bedeckt. Am verbreitetsten und häufigsten kommt *Er. communis Schlechtendal* (Flor. berol. p. 168) vor. Eine abweichende und seltene Form dagegen ist *Er. myrtilina Fries* (l. c. p. 247. *Sphaeria myrtilina Schubert in Ficin*. Fl. dresd. II. p. 356. *Podospheera myrtilina Kunze*, Mycol. Pest. 2. S. 111. t. 2. f. 8.) auf Heidelbeerblättern, bei welcher das Lager fehlt, die Haarstrahlen aber oberhalb zu einem lappigen Häutchen sich ausbreiten. Wallroth (Beitr. S. 118. t. 2. f. 12—15) rechnet auch die sogenannte *Kartoffelpoche*, welche sich auf den Wurzelknollen der Kartoffeln und Erdäpfel, der *Stachys palustris* und des *Ranunculus Ficaria* findet, unter dem Namen *Er. subterranea* hierher. (A. Sprengel.)

ERYSICHTHON, *Erysichon*, 1) Sohn des Kretos und der Aegaios. Er starb kinderlos zu Schiffe, als er mit den Heiligthümern, welche die Athener zu gewissen Zeiten nach Delos zu schicken pflegten, nach Hause fuhr. Daraus bekam nach des Kretos Tode Kranaos die Regierung, dem Erysichon aber wurde bei den Priestern ein Ehrenbenedictum ertücht. *Apollod.* III. 14, 2; *Hygie* p. 819; *Paus.* I. 2. u. 31. 2) Sohn des Triopas, Königs in Thessalien (*Callim.* Hym. in Cer. 24) oder Sohn des Myrmidon (*Aelian.* H. V. I. 27). Der Mythos erzählt, er habe einen Hain der Geres zerstört wollen und den Anfang mit einer großen und schönen Eiche gemacht, die von einer Dryade bewohnt wurde und unter der die übrigen Dryaden ihre Tänze aufzuführen pflegten. Der heilige Baum debte, sein grünes Laub er-

bläste, als er das fürchtbare Beil ansah, aber er ließ sich nicht zerschneiden, nicht einmal, als nach dem ersten Hiebe das Blut der Nymphe floss; der Grausame verdoppelte seine Streiche und als einer seiner Knechte ihn von dem Frevler abmahnen wollte, hieb er ihm den Kopf ab. Ebenso wenig erschrak ihn die Weissagung der seine Strafe verkündenden Nymphe. Der Baum fiel und die reizende Dryas wurde der süßen Lebens beraubt. Alle Dryaden klagten nun der Geres den bezagungen Frevler und tobten ihre Rache gegen den Verbrecher auf. Mit Wüthgeheule eilte die Geres herbei. Der erschöpfte Hunger verließ seine unwirthbaren Gehirne, umschattete den Frevler im nächtlichen Schläfe und hauchte den vergiftenden Athem in sein Inneres. Ein nie zu stillender Hunger wüthete von jetzt an in seinen Eingeweiden und mochte man ihm noch soviel Speisen vorsetzen, immer verlangte er mehr und verzehrte so sein ganzes Vermögen. Die Tochter Nestra ließ sich als Eselin verkaufen, damit der Vater von dem Kaufgelde leben könnte, und da sie als Geliebte des Neptun die Jauerkraft erhalten hatte, sich in jede Gestalt zu verwandeln, so entloß sie immer ihrem Herrn und ließ sich vom Vater in der neuen Gestalt, als Fogs, Kuh oder Vogel wieder verkaufen. Aber auch das half endlich nichts mehr; durch kein Mittel wußte er sich hinlängliche Nahrung zu verschaffen, und so war er denn gezwungen, sich selbst anzuzehren, bis der Tod seine Leiden endete. *Ovid.* M. t. VIII. 733; *Laetant.* Placid. Narr. VIII. f. 11. *Kallimachus* (l. c.) berichtet noch, Geres selbst sei in der Gestalt ihrer Priesterin Niuppe ihm erschienen, von dem Frevler ihn abmahnen, und als er nur Spott ihren Worten entgegensezte, habe sie ihre göttliche Gestalt angenommen, doch ohne seinen Wahnsinn besiegen zu können. Zur Schilderung seiner Strafe sagt er noch die Nebenumstände bei: seine noch lebenden Ältern und zwei Schwestern seien durch seine Fressucht in Armut geraten und zu Bettlern geworden; er selbst habe, nachdem er seine Pferde und Kaken verzehrt, sich auf die Straße gesetzt und um Brod gebittelt. *Zegeß* (ad *Lycophr.* v. 1396) gibt noch an, er habe von seinem Heißhunger den Beizungen Athon, der den Brennen, Glühenden, bekommen.

Da dieser Mythos offenbar Ausdruck symbolischer Sprache ist, so müssen wir hier noch Rückzicht auf den ähnlichen Mythos nehmen, der von des Erysichthon Vater, Triopas oder Triops, erzählt wird, denn beide Mythen sind offenbar Eins und enthalten dieselbe Allegorie. Vom Triopas nämlich heißt es, er habe den Hain der Geres umbauen lassen, um an der Stelle desselben für sich einen Palast zu bauen; oder er habe zu dem nämlichen Zwecke einen Tempel der Geres zerstört. Auch er litt dafür den unersättlichen Hunger und ward zuletzt einem Drachen vorgeworfen, der ihn immer zu verschlingen drohte, bis er unter beständiger Todesfurcht seinen Geist aufgab. *Diod.* Sic. V. c. 59; *Hyg.* P. A. II. 14. Die Göttin Geres versetzte ihn unter die Bestien, wo er das Bild des Däphuchos oder Schlangenträgers darstellte.

Über die Erklärung des Mythos hat sich Greuter (*Symbol.* IV, 135 fg.) am vollständigsten ausgesprochen. Die

Hauptzüge desselben sind offenbar: Ein Feind der Ceres, des Symbols des Ackerbaues, kämpft gegen diese und erleidet dafür die Strafe, daß er im unerfättlichen Hunger sich selbst vernichtet und die Tochter durch Verwundung in allerlei Gestalten erscheinend ihn zu retten sucht, oder daß er die Beute einer Schlange wird und nun von der Schlange umwunden als Gestirn am Himmel steht. Es sind dies, sagt Greuter, Bilder und Mythen aus der alten Religion der Sonne, besonders aus dem oberasiatischen Zweige derselben, der zwar erst im Jahrhundert v. Chr. durch die Mithrasfeier im Occident neues Leben gewann, aber schon viel früher theilweise dahin vorgedrungen war. Erysichthon (Ariopas) ist die Sonne in ihrer verzehrenden Gluth, die verderbliche Kraft derselben und ihre allmähliche Mäßigung in der Nacht und in den herbstlichen Tagen, wenn die Sterne des Ophiuchos am Himmel erscheinen. Der Name Erysichthon oder Eryichthon (denn so wird er auch geschrieben) hat offenbar Verbindungen aus Erde und Ackerbau. Von Strabo bei Athenäus (IX. p. 411 *Scher.*) wird der Flusshäcker Eryichthon genannt. Bedeutender ist, daß Hellanikus (bei Athen. X. p. 416. B. p. 20 *Scher.*) den Feind der Ceres Äthion (von αἴθιο, brennen) nennt; nach Aegaeus (ad Lycophr. 393. p. 1025 *Müller*) soll auch schon Hesiodos ihm diesen Namen gegeben haben, doch vielleicht ist Hellanikus statt Hesiodos zu lesen. Die unerfättliche Freßlust wird also mit dem Feuer verglichen, eine Vergleichung, die Diod. Met. VIII. weiter ausführt. Mit diesem Eryichthon: Äthion ist also Greuter im Streite; sie muß seinen Einfluß abwehren. Es ist hier Ceres die obere Erde und der Streit nichts anderes, als das Leiden der Erde unter der Gluth der Sonne. Sie, der Gluthmann, überhebt den Wald, versengt die Saaten, frist und naget immer fort und zehrt sich doch immer mehr ab und frist sich endlich selbst, oder wird der Schlange vorgeworfen, die noch am Himmel ihn zum ewigen Leide umstrickt hält. Beides ist Symbol des Abnehmens der Sonnenlust, theils an jedem Abend, theils im fortwährenden Laufe des Jahres. Gegen das Ende seines Lebens kommt die Schlange und macht dem Fressen ein Ende. Das ist die Herbstschlange, die die Sommerguth löscht. Die Sonne naht sich den wintertlichen Zeichen des Thierkreises; ihre Freßgier stirbt gegen das Ende des October, wenn die Sterne des Ophiuchos in ihrer Nähe glänzen. Ehe es so zum Tode kommt, erscheint ihm hübsch und tröstend seine Tochter Metra oder Metra, wie sie auch genannt wird. Sie dennt die vom Neptun empfangene Gabe und kommt zum Vater in immer neuen Gestalten zurück. Sie kommt als Stier, als Roß, als Hund, als Vogel. Sie ist der Mond, der in immer wiederkehrenden Wandlungen die Bilder des Thierkreises durchläuft. Stier, Hund, Roß, Vogel gehören dem persischen Mithras an, aber auch der Ceres-Propetina. Wir haben also hier einen orientalischen Mythos vom Sonnen- und Mondgötze. Diese Bilder versichern dem Manne der Sonne seine Fortdauer und neue Wiedergeburt. Poseidon, das Meer, ist der Geber dieser Gestalten. Aus seinen Tiefen kommt Metra bald als

bellender Hund, als Hekate aus der finstern Grotte, bald taucht sie wieder als Perseus auf (Ceres ist selbst Kos in der Umarmung des Neptun), dann steigt wieder ein brüllender Stier aus dem Schooße der Gewässer, oder es schwebt eine sanfte Taube darüber. Nachdem also der Mond während des wintertlichen Dunkels der verzehrenden Sonne immer wieder neu erschienen, ist endlich die Zahl der Monden voll und das neue Jahr bringt ihr neue Stärke. So ergibt sich, schließt Greuter, daß in dem fressenden und abzehrenden Eryichthon und in der ihn erscheinenden Tochter Metra ein Sag altpersischer und äthiopischer Lehre ausgedrückt war, der Lehre vom Sonnenjahre in heißen Klimaten und von der ab- und zunehmenden Sonnenlust. Könige sind Sonnensöhne, im Verderben sind sie Gluthmänner, die sich selbst den Untergang bereiten. In der Reihe der Deukalioniden in Athenien hatte vielleicht auch ein solcher Verderber regiert, der mit dem Gottesdienste der alten Kabiriden und ihrer Ceres in Äthien gerathen war, und so ward in den kabbirischen Mysterien seine von Priestern dargestellte Geschichte ein Schreckbild für Gottesfürchter, um für Völker und Regenten als Warnung zu dienen. (Richter.)

ERYSIKE. Έρυσικη, Tochter des Acheloos, von der die Stadt Erysi in Armanien den Namen hatte. Steph. Byz. h. v. (Richter.)

ERYSIMUM. Mit diesem griechischen Namen (ἐρύσιμον Theophrast. Hist. pl. VIII. 1. 4. *Dioscorid.* Mat. med. II. 187), welcher ingehem bei den Alten eine etwas abweichende Pflanze (vielleicht *Sisymbrium polyceratum*) bezeichnet zu haben scheint, belegte Linné eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Siliquosae der natürlichen Familie der Cruciferae. Char. Der Keim aufrecht; die Schote vierkantig, mit der Narbe gekrönt; die Samen in einer Reihe: das Würzelchen des Embryo aus dem Rücken der Samenschuppe liegend. Es sind mehr als 40 Arten bekannt, welche als ein- und zweijährige oder perennirende Kräuter, selten als Halbschäucher mit gelben Blumen, mit Ausnahme einer nordamerikanischen Art, auf die gemäßigste Zone der alten Welt in ihrem Vorkommen beschränkt sind. Daaon finden sich acht in Teutschland: 1) *Er. cheiranthoides* L. (Schuftr. Handb. t. 183. *Jacquin*, Fl. austr. t. 33. Fl. dan. t. 923. Engl. bot. t. 942), 2) *Er. repandum* L. (Schuftr. a. a. D. *Jacqu.* l. c. t. 221, 3) *Er. crepidifolium* Reichenbach (Icon. t. 6), 4) *Er. virgatum* Roth (Reichenb. Pl. erit. II, 278, 279), 5) *Er. hircacifolium* L. (Schuftr. a. a. D. *Jacqu.* l. c. t. 73), 6) *Er. Cheiranthus Persoon* (Reichenb. l. c. 275—277. *Cheiranthus erysimoides* L. *Jacqu.* l. c. t. 74), 7) *Er. diffusum Ehrhart* (Er. canescens Roth, *Cheiranthus alpinus Jacqu.* l. c. t. 75) und 8) *Er. Allaria* L. (Schuftr. a. a. D. Fl. dan. t. 935. Engl. bot. t. 796. Svensk bot. t. 208. *Sisymbrium Allaria Scopoli*, *Allinia officinalis Andrejowski*). Die letztgenannte Art, welche sich durch weiße Blumen, schlaffen Aehren, fast cylindrische Samen, breite herzförmige Blätter und knoblauchartigen Geruch und Ge-

schon von allen übrigen unterscheidet und in gutem Boden in Gärten und Wäldern durch ganz Europa, auch in Mittelasien vorkommt, war früher (Herba et Semina Albariae) als auflösendes, schweißtreibendes Mittel und besonders gegen bössartige Geschwüre in ärztlichen Gebrauch. — Er. Barbarea, f. Barbarea; Er. officinale, f. Sisymbrium. (A. Sprengel.)

Erysiphe Rom. Hedus, f. Erysibe.

ERYTHEA, Ἐρυθία, 1) Tochter des Geryon, mit welcher Hermes den Noar zeugte (Paus. X, 17) und von der die Insel Erythia den Namen hatte. Steph. Byz. h. v. 2) Eine der Hesperiden. Apollod. II, 5, 11. Andere nennen sie Aetkusa oder Erethusa. S. Hesperides. (Richter.)

ERYTHEIA, Erythia, ein sagenberühmtes Eiland Iberiens, über das wir jedoch, da die Alten selbst nicht genug waren, nur schwankende Angaben haben. Nach der von Herodot angeführten griechischen Sage wohnte Geryon mit seinen Kindern außerhalb des Pontus auf der von den Griechen Erythia genannten Insel, welche jenseit der Säulen des Herakles unter den Gaderitern im Ocean liegt¹⁾. Die Sage von Erythia als Sitz des Geryon hat der Geschichtsschreiber aller Wahrscheinlichkeit nach aus Hesiodos schöpft, denn dieser singt, daß die Herakleische Kraft²⁾ dreißigförmigen Geryon bei den Ochsen und wegen derselben in Erythia getödtet habe³⁾, und nach dem Vorgange des großen Dichters Hesiodos haben natürlich auch andere Erythia in gleicher Beziehung erwähnt. So nennt Euripides im tausenden Herakles den Geryon τὸν ἐρυθιάτων βοῶν⁴⁾ Ἐρυθίας (den dreißigförmigen Hirten Erythias⁵⁾). Propertius singt: Amphitruonides qua tempestate juvenco Egerat a stabulis, o Erythen! tuis⁶⁾. und Doidios nennt ebenfalls in Beziehung auf den Raub des Herkules Pastorum Lib. I. v. 541: boves Erytheidas, und Lib. V. v. 941: boves, Erytheida praedam. Apollodoros, nach welchem auch Geryon auf Erythia herrscht, hat auch noch die Sage, daß der Gigas oder Riese die Kinder des Helios (der Sonne) von Erythia hinweggetrieben⁷⁾, und sucht für das mythische Eiland eine wirkliche Stelle, indem er Gadeira (Gades) darunter versteht, während nach der ältesten Sage Erythia im äußersten Westen oder überhaupt in weitester Ferne gesucht werden muß; denn Hesiodos singt, daß Herakles tödtet den Dethos und den Kinderhuren Eurypion in dunkler Stalle jenseit des berühmten Okeanos⁸⁾, und daß er die in Erythia genommenen Ochsen in die heilige Akras gebracht, nachdem er über den Weg des Okeanos (über den Ocean) gefahrt⁹⁾, oder den Ocean durchgemessen¹⁰⁾. Wo aber eigentlich oder an

weicher bestimmten Stelle die mythische Erythia zu finden sei, hierüber mußten natürlich die alten Sagenverfasser, Geschichtsschreiber und Geographen selbst in größter Ungewißheit schwanden, weil es eigentlich sich nirgends befand. Daher konnte der Logoposios Hekataios zu behaupten wasagen, daß die Sendung des Argivischen Herkules durch Eurystheus gegen den Geryon, um dessen Ochsen wegzutreiben, und sie nach Melanä zu bringen, dem Lande der Iberer nichts angehe, und daß er nicht auf eine im Ocean gelegene Insel Erythia gelangt worden, sondern daß Geryon König des Festlandes um Ambrakia und Amphitochia gewesen sei, und Herkules die Kinder von hier hinweggetrieben habe¹¹⁾. Dionysios der Perieget sagt B. 558 u. fg.: Um die rinderährnde Erythia und den Strom des Atlas¹²⁾ wohnen die gütterähnlichen Athiopier, der Makrobier untadelige Söhne, welche einst kamen nach dem Schicksal oder Tod des müthigen Geryon. Weit bestieher war jedoch die Meinung, daß Erythia in oder an Ibetien zu suchen sei. Strabo III. Bch. III, 2. Abschn. §. 11 bemerkt Folgendes: Die Alten scheinen den Batis Tartessos, Gadeira aber und die danebenliegenden Inseln Erythia zu nennen; darum hat, wie man glaubt, Siesichoros sich über die Herde des Geryon so ausgebrüht, daß sie gezeugt worden der herrlichen Erythia gegenüber, bei des Tartessosstromes unendlichen Quellen mit süßern Wurzeln in ausgehöhlten Felsen. Da aber dieser Fluß sich durch zwei Mündungen ins Meer ergießt, so sagt man, daß in der Landschaft zwischen beiden ehemals eine Stadt bewohnt worden sei, die dem Strom gleichnamig Tartessos genannt ward; auch habe, wie man sagt, die Gegend selbst, welche jetzt die Tartukier bewohnen, früher Tartessos geheissen. Auch Eratosthenes versichert, die Gegend um Kalpe werde Tartessos, und Erythia eine glückliche Insel genannt. Hierin widerspricht ihm Artemidoros, und bemerkt: er habe darin ebenso sehr die Unwahrscheinlichkeit gesagt, als darin, daß die Entfernung von Gades bis zum heiligen Vorgebirge eine Fahrt von fünf Tagen betragen soll, da sie doch nicht mehr als einlaufszeit siebenhundert Stadien ausmache u. f. w. So Strabo II, 2. §. 11, derselbe II, 5. §. 4. Ptolemaios scheint Gades Erythia genannt zu haben, wohnin man die Sage von Geryon versteht. Andere aber verstehen unter Erythia die der Stadt gegenüberliegende Insel, die nur durch ein stadiumbreites Fahrwasser davon getrennt ist, indem sie die vortreffliche Weide berücksichtigt u. f. w. So Strabo. Das, was er weiter von der Fruchtbarkeit des Eilandes Erythia sagt, bemerken wir weiter unten, nachdem wir

des Hesiodos schwebte weil dem Odis (Pastorum Lib. I, p. 548. 544) vor, wenn er, nachdem er gesagt, daß Herkules in Tartum gelangte, singt:

Ecco boves illuc Erytheidas adipiscit heros
Emenao longi claviger orbis iter.

3) Arrianos (in der Geschichte von Alexanders Feldz. 2. Bch. C. 126) führt diese Behauptung des Hekataios an, welcher, um der Sage das Unglaubliche der wunderbaren Ferne zu nehmen und sie näher zu rücken, die Kinder des Geryon mit darum nach Eurystheus sagt, weil die epirischen berüchtigt waren. 4) ποσειδωνος δ' αὖτ' Ἐρυθίαν Ἀτλαντος νηὶ χεῖρα. Dionysios in der Periegesis B. 558 fg.

1) Herodotos 4. Buch. Cap. 8. Skylax nennt beide Inseln Gaderit, sowohl bei im gaderischen Busen liegende Sines, welche von den Griechen Erythia genannt wird, als auch die größere, das eigentliche oder vorzugsweise genannte Gader. Bergl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. I. Bd. S. 283. 2) Hesiodos in der Theogonia B. 290 und 983. 3) Propertius Lib. IV. Eleg. 13. 4) Apollod. I, 6, 1. §. 4. 5) αἰγῶν αἰκῶν Ἀτλαντος. Hesiodos, Theog. B. 294. 6) διὰ τὸν ὁκεανόν Ἀτλαντος. Derselbe a. a. D. B. 292. 7) Die Stelle

juvor die verschiedenen Meinungen über die Lage und die Namen des Eilandes weiter ausgeführt haben. Plinius¹⁰⁾ sagt: Von der Seite, wo sie (die Insel Gabis) nach Hispanien schaut, ist ungefähr hundert Schritt eine andere 3000 Schritt lange, 1000 Schritt breite Insel, auf welcher früher die Stadt Cadix war. Sie wird von Ephorus und Philistides Erythra, von Timaeus und Silenus Aprosidas¹¹⁾, von den Eingebornen Janonis (Junoinsel) geheissen. Erythra ist sie genannt worden, weil man von den Ägyptern sagte, daß sie ihrem Ursprunge nach von dem erythrischen Meere ausgegangen. So Plinius. Arrianus sagt, daß die Insel Erythra, welche diffusa gleibam sei, einst punischen Reichtes gewesen sei (den Punieren gehört habe), denn sie haben zuerst die alten Colonisten Carthago's gebahrt. Wir lehren zu Plinius jurid, welcher von der Insel Erythra weiter bemerkt: Daß auf dieser Geyron, dessen Rinderherden Herkules hinweggeführt, wird von Einigen geglaubt. Es sind auch welche, die meinen, daß es eine andere und gegen Lusitanien gelegene, und einst mit demselben Namen genannt sei. So Plinius. Unter denen, welche Erythra nach Lusitanien setzen, ist Pomponius Mela Lib. III. Cap. VI, indem er bemerkt: In Lusitanien ist Erythra, von welchem wir vernommen haben, daß es von Geyron bewohnt worden sei, und andere (Inseln) ohne bestimmte Namen; die Ader sind so fruchtbar, daß sie, wenn einmal Getreide gesät sind; wenigstens sieben, biometen auch mehr Ernten tragen, indem die ausfallenden Samen sie hinter einander erneuern. So Mela. Es scheint, daß die Sage von der mythischen Erythra diese ungenöthlich fruchtbar darstellte, um sie zu einem für die sagenberühmten Kinder ganz vorzüglichen Geburts- und Weidplatz zu machen. Als man anfang, der mythischen Erythra eine wirklich vorhandene Stelle zu suchen, ließ man sich dann in Bestimmung derselben von der ausgezeichneten Fruchtbarkeit leiten, welche die Insel hatte, in welcher man die mythische Erythra zu finden glaubte, und man steigerte dann die vorgefundene außerordentliche Fruchtbarkeit wieder zu Gunsten der Sage noch, indem man übertrieb¹²⁾). Durch diese Annahme läßt sich am besten erklären, warum die Erythra in Lusitanien, und die Erythra zwischen Iberien und Gadeira (der Insel des jehigen Gadir) beide im Rufe so ungenöthlicher Fruchtbarkeit waren. In Beziehung auf letztere bemerkt Strabo, daß ein Theil dieses Eiland deshalb als Erythra angenommen haben, weil sie auf ihre Fruchtbarkeit Rücksicht nahmen. Die Milch der daseibst gemeldeten Schafe, fährt er fort, gibt keine Molken (kein Käsewasser), und man macht Käse, indem man viel Wasser darunter mischt. In dreißig Jahren erstist

das Thier, wenn Jemand nicht etwas Blut abzapft. Doch ist trocken das Kraut, das sie abweiden, aber macht sehr fett; und dafür soll auch das ein Beweis sein, daß die Sage von den Rinderherden des Geyron erfinden wurde. So Strabo. Marrianus singt: darauf ist zunächst die Erythra genannte Insel, an Größe zwar durchaus kurz (klein), aber sie hat Herden der Rinder und des gemeldeten Viehs, zu nicht sie den Ägyptischen Rassen (oder nach anderer Lesart Stieren) und noch den theoprotischen in Epirus vor. Da Plinius da, wo er von Erythra handelt, von der größeren Insel Gabis sagt, daß sie die Punier Gadir genannt, indem in punischer Sprache gadir sieben bedeute, so ist man leicht darauf gekommen, auch Erythra aus demselben Sprachstamme zu leiten, indem man vermuthet hat, die Phöniciere schienen Erythra von der Häufigkeit der Schafe astarothe (d. i. der Schafe), dann auch astareth und astaria wegen der Anspielung gleichsam von der Göttin Astarte genannt zu haben, was von den einen durch *Aggodias* (Veneria), von andern durch *Ηρακ νηος* (Junoins insula) übertragen worden sei, weil Astarte manchmal für Juno genommen werde, und da den ältesten Griechen, was Astarothe und Astareth sei, völlig unbekannt war, so scheinen sie die Wörter getrennt, und daraus *Ερυθρα*, gleichsam als wenn man sagte, die Stadt auf der Insel *Ερυθρα* gemacht zu haben, denn daß *Ερυθρα* für *Ερυθρία* vorkomme, lehre Stephanus von Byzanz, welcher glaube *κατά συνεισθησιν* (durch Zusammenschmelzung, weil Kalliope, Penelope für Kalliopeia, Penelopeia¹³⁾). Da jedoch Erythra aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich eine rein mythische Insel war, und ihr erst später eine wirkliche Stelle gesucht ward, so leiten wir ihren Namen am zweckmäßigsten aus dem Griechischen ab, und hier finden wir *ερυθρος* roth, und daraus gebildet mit Hinzueinfügung des *a* in der zweiten Sylbe *ερυθρα*, die Röhre. Ähnlich ist wol aus *ερυθρος*, roth, der Inselname *Ερυθρία* gestaltet, und der Urtheiter der Sage nannte die Insel für die Kinder des Geyron so, entweder, weil er sie mit rothem Getreide sich dachte, oder wahrscheinlicher, weil seiner Phantasie sich ein Eiland in lagender Bläue mit rothem Klee, Bienenknosp u. s. w. bedekt, vorstrebte, in deren Fülle die Kinder üppig schmelgen, ohne daß die Stellen durch Abweidung ein dürftiges Ansehen erhielten¹⁴⁾).

(Ferdinand Wacher.)

ERYTHRA, Tochter des Perseus, von der das Erythrische Meer den Namen bekommen. Der Name bedeutet röthlich. Sie ist also die im Osten aufsteigende Röhre, folglich Tochter des Perseus, welcher ein Symbol des Sonnengottes ist, und von ihr der Name des östlichen Meeres, südlich von Persien und östlich von Arabien.

(Richter.)

10) N. H. Lib. IV. Cap. 22. 11) Auch Stephanus von Byzanz handelt unter *Aggodias* von Erythra, und sagt dieses Eiland zwischen Iberien und Gadeira (*μεταξύ Ιβηρίας και Γαδειρας*). 12) Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß der in Sicilien geborene Mela Erythra nicht bei Gades annimmt, sondern nach Lusitanien setzt. Wunderbare Sagen, wie hier die von der ganz ungenöthlichen Fruchtbarkeit der Erythra, finden nämlich in der Röhre ihren rechten Schauplatz nicht, weil sie der edelste Lagerschein widerlegt.

13) Joh. Jac. Hoffmannus, Lexicon Universale. T. I. p. 611. 14) Ähnlich hat Erin (Zitron) von dem üppigen Grün seines Masten den Namen. Möglicherweise, daß schon den ältesten Griechen eine dunkle Kunde von Erin, welches nachmalis Xanthos (über die Welt. Cap. 3.) als Jernis (Zerne) nennt, zugekommen, und sie daraus ihre mythische Erythra gebildet.

ERYTHRAE — *αἰ Ἐρυθραί* — nennt Herodotus (I, 142) unter den zwölf Ionischen Städten an der Küste von Kleinasien. Sie lag der Insel Ghios gegenüber, etwas nördlicher als die gleichnamige Hauptstadt dieser Insel. Neben der Stadt floss das Flüschen Aleon oder Aleos (*Plin.* V, 31. XXXI, 10). Außerdem lag sie am Fuße des Berges Mimas (*Strab.* XIII, p. 613. XIV, p. 645) und hatte einen Hafenort Namens Kossos (*Liv.* XXXVI, 43). Vor dem Hafen nennt Strabo (XIV, p. 644) vier kleine Inseln, Sippei genannt. Ihre erste Gründung verdankte sie nach des Pausanias Bemerkung (VII, 3) dem Erythros, Sohn des Rhadamanthos, aus Kreta, welcher sich dort mit Kretern, Lykiern, Kariern und Pamphyliern niederließ. Dagegen fand Strabo (IX, p. 404) eine andere Nachricht, nach welcher das Ionische Erythra von dem Eolischen Erythra aus gegründet sein sollte; und allerdings sind die thrakischen Weiber in Erythra, welche nur in den Tempel des Herakles gehen durften, eine auffallende Erscheinung, welche dieser Sage einiges Gewicht zu geben scheint (*Paus.* VII, 5). Bei der Wanderung der Ioner soll der Sohn des Krokos, Akropos, ober, wie er auch genannt wird, Anopos (*Strab.* XIV, p. 633. *Polymen.* VIII, 43) nach Erythra gekommen sein (*Paus.* I, 1. Sphar). Auf diese Weise soll sie eine von den Ionischen Städten geworden sein. Berühmt ward die Stadt durch die Sibylle der älteren Zeit, Prophezie genannt (*Paus.* X, 12). Aber auch zu Alexander's Zeit lebte dort noch eine berühmte Weissagerin mit Namen Athenais. Im Bestande des Strabo wirthte in jenem Ort ein berühmter Arzt, Herakleides (*Strab.* XIV, p. 645. XVII, p. 814). Obgleich verschiefert (Reise S. 126 fg.) noch die Trümmer der alten Stadt gesehen zu haben, sowie daß die Stelle noch jetzt Nitra genannt werde.

Außer diesem Erythra ist unter den vielen Städten dieses Namens, welche Stephanos Byz. namhaft macht, die bekannteste jene schon genannte Eolische Stadt. Diese lag am Kitharon. Von ihr ist aber wenig bekannt; nur die Scholiaffen erwähnen ihrer Gründung, welche bald an Erythros, den jüngsten der Arkhantiden (*Schol. Ven.*), bald an Erythra, Tochter des Euphrosinos Porphyrion's (*Schol. II.* 2, 489), bald an Erythros, Sohn Leukon's (*Paus.* 6, 21) geknüpft wird. (*L. Zander.*)

ERYTHRAEA. Eine von Renaulme (*Hist. pl.* p. 76) zuerst so benannte Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Gentianen. Char. Der Kelch fünfzählig, fleischig; die Corolle trichterförmig, mit fünfspaltigem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre angewachsen, mit zuletzt spiralförmig gewundenen Antheren; der Griffel kurz, mit zwei fast kugelförmigen Narben; die Kapself zweifelhäßig: die Klappen mit eingebogenen Rändern, welche eine unvollkommene Schidewand bilden und die zahlreichen, sehr kleinen Samen tragen. Es sind 14 Arten bekannt, von denen 13 in Europa, die weisse im Gebiete des Mittelmeeres wachsen; eine zweifelhafte Art ist in Cochinchina einheimisch. In Teutschland finden sich drei: 1) *Er. ramosissima Persoon* (*Er. pulchella Fries*, Fl. dan. t. 1637. Svensk bot. t.

579. f. 2 und 3. *Chironia pulchella Smith*, Engl. bot. t. 458. *Gentiana ramosissima Villars*), 2) *Er. linearifolia Pers.* (*Er. linearis Fries*, Fl. dan. t. 1814. Sv. bot. I. c. f. 1. *Er. uliginosa Waldstein et Kitabel*, Hungar. t. 259. *Er. compressa Hayne*, *Er. angustifolia Wallroth*, *Gentiana linearifolia Lamarch*) und 3) *Er. Centaurium Pers.* (*Er. sp. Ren.* I. c. *Centaurium minus Tournefort*, Lust. t. 48. *Gentiana Centaurium L.* Schultze, Handb. t. 59. Fl. dan. t. 617. *Chironia Centaurium Smith*, Engl. bot. t. 417. Sturm, Teutschl. Fl.). Die letztgenannte Art, das gemeine Taufendgoldkraut, wächst auf sonnigen Triften und hat einen spannen- bis fußhohen, glatten, aufrechten, schlanken, vierkantigen, oberhalb ährigen Stengel, oval längliche, zugespitzte, ganzrandige, dreineurige Blätter, von denen die unteren rosettenförmig, die oberen gegenüber stehen, dreifach verästelte doldentrauben und rosenrothe, selten weisse Corollen, deren Röhre länger ist als der Kelch und deren Lappen stumpf-eiförmig sind. Die Hüllblätter dieses bitteren, aufsteigenden Krautes waren schon den Alten bekannt (*κισαριον* *τὸ πικρὸν Dioscor.* Mat. med. III, 7). Man hat die blühenden Spitzen (*Herba s. Summitates Centaurii minoris*) gegen Magenschwäche, Störungen im Unterleibe, Wechselfieber und äußerlich bei schlaffen Geschwüren empfohlen. Das Taufendgoldkraut wirkt ähnlich, aber schwächer als der Enzian, und wird gegenwärtig fast nur noch zu Frühlingscuren verwendet. (*A. Sprengel.*)

Erythraeische Sibylle, f. Sibylla.

ERYTHRAEUM MARE — *ἡ Ἐρυθρὰ θάλασσα*. — Wannert nimmt den ganzen Ocean auf der Südseite von Asien in der Zeit, da die Hellenen noch nichts Näheres von Indien wußten, für das Erythraische Meer, welches seinen Namen, nach der gewöhnlichen Meinung, von dem ersten Beherrscher dieser Gegenden, Erythros oder Erythron, erhielt. Auf alle Fälle hält er die Benennung für nichtgriechischen Ursprungs, und könne nicht von der rothen Farbe abgeleitet werden. In der Folge, als man auch ein indisches Meer angenommen habe, sei die Bedeutung des Erythraischen Meeres blos auf die arabischen und persischen Meerbusen eingeschränkt. Hören wir aber über diesen Gegenstand die beiden Hauptschriftsteller des Alterthums, den Herodotus und den Strabo, so nennt der erstere das große Südmeer das Erythraische, welches zusammenhänge mit dem atlantischen Ocean (I, 202); daher läßt er den Euphrat ins Erythraische oder rothe Meer münden (I, 180) und nimmt auch den arabischen Meerbusen für einen Theil desselben (I, 8, 158), unterscheidet aber denselben auch wieder von dem rothen Meere (II, 102, 159. IV, 39); endlich läßt A. die Phönizier vom rothen Meer an das Mittelmeer wandern (I, 1). Strabo (XVI, p. 765) nimmt den persischen und arabischen Meerbusen von der Benennung: Erythraisches Meer, aus- und nennt das ganze große Meer außerhalb dieser beiden Büsen rothes Meer. Er bezeichnet sie daher auch als Büsen des rothen Meeres (I, p. 56). Doch läßt auch er wieder den Euphrat und Tigris ins rothe Meer fließen (XI, p. 529). In derselben Art, wie diese beiden Schrift-

stelter, äußern sich auch die übrigen Griechen und Römer, welche Gelegenheit fanden, das Erythräische Meer zu erwähnen über die Erweiterung oder Beschränkung des Namens, und bekannt ist, daß auch im zweiten Buche *Nosis* der Durchzug der Soracliten durch das rothe Meer, d. h. den nördlichen Theil des arabischen Meerbusens, erzählt wird.

Über die Ursache der Entstehung des Namens führt Strabo (XVI. p. 779) mancherlei Angaben an. Bald sollte derselbe entspringen sein aus der ansehnlichen Farbe des Meeres vermöge der Brechung des Lichts, welche entweder herrührte von der im Scheitel stehenden Sonne oder von den durch die Erhitzung gerötheten Bergen, bald von einer Quelle rothen Wassers, die sich in dasselbe ergieße, bald von einem Herrscher Erythras. Besser unstreitig, als in allen diesen Erklärungsversuchen geschah, setzen (Strab. I. p. 42. 43) andere den Namen des Meeres in Verbindung mit den Phöniciern, jedoch, wie er bemerkt, nicht alle auf gleiche Weise, denn einige behaupteten, wie auch Herodotus, die Phöniker, welche an der Südküste des Mittelmeeres saßen, seien Abkömmlinge jener am Erythräischen Ocean und leiteten den Namen Phöniker von dem Namen des Meeres ab; andere besetzten das umgekehrte Verhältnis und nannten die Phöniker am Erythräischen Meere Abkömmlinge der am Mittelmeere wohnenden. Strabo setzt hinzu: einige versähen sogar Aethiopia in unter Phönike, d. h. ans Mittelmeer, und lassen Andromeda's Besagheiten sich in Toppe zutragen. Auch fand Strabo (XVI. p. 779) die Nachricht, jener Erythras, von welchem einige den Namen des Meeres herleiteten, sei ein Sohn des Perseus gewesen. Ebenfalls führt Strabo (XVI. p. 766) an, daß die Bewohner der Inseln Tyros und Arados an der arabischen Küste im persischen Meerbusen behaupteten, die gleichnamigen Orte der Phöniker seien ihre Colonien. Es wird sich also Folgendes annehmen lassen.

Überall, wo Pelasgische Phöniker saßen, finden sich die Namen Erythra, Erythron, Erythia. Daß die Worte roth bedeuten, ist nicht zu bezweifeln; sie werden stets durch Purpur- oder Mennigfarbe erklärt. Namen aber, welche auf die rothe Farbe hindeuten, finden sich vielfältig, ja regelmäßig, bei den Pelasgischen Phönikern. Damit aber kein Zweifel übrigbleibe, daß Pelasgische Phöniker die Gründer und Bewohner der Orte jenes Namens waren, so findet sich in denselben allen ein Herakles. Der Stammort Erythia oder Erythia liegt aber am Kaufasos (Orph. Argon. 1048). Von dort her finden sich diese Namen verbreitet bis nach Libyen. Die Erythini am Pontos Euxinus kommen schon in der *Ilias* (II. 855) vor. Dahn das berühmte Erythra an der Jonischen Küste Kleasiens mit seinem Hafenort Erythras; ferner ein Ort gleiches Namens auf Kreta mit dem Vorgebirge Erythraon (Ptolem. Flor. III. 7); endlich auf Kypros (Steph. Byz.) und viele andere. Wenn daher Herodotus (I. 1) von persischen Geschichtskundigen höre, die Phöniker seien vom Erythräischen Meere gekommen, so konnte dies allerdings zu dem Irrthum verleiten, als seien sie von der Südküste an das Mittelmeer gezogen, weil in Herodotus'

Zeitalter die Benennung: Erythräisches Meer, nur noch von der Südküste galt. Doch fand Strabo, wie schon angedeutet ist, auch bei Einigen noch die richtige Bemerkung, daß die Phöniker sich vom Mittelmeer aus an dem persischen Meerbusen niedergelassen hätten. Wir glauben also, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß der Ursprung der Pelasgischen Phöniker am Kaufasos war und daß sie sich an den Küsten des Pontos und Kleasiens hin bis nach Syrien und Libyen verbreiteten, endlich aber auch Factoreien am persischen Meerbusen anzulegen zur Verbindung mit Indien. Mit ihren Niederlassungen aber breiteten sich auch die Namen Erythia und Erythra immer weiter aus und deshalb wird auch ein Erythräisches Meer ursprünglich noch anderswo gesucht werden müssen, als an der arabischen Halbinsel. Und in der That hat sich auch dafür ein unzweideutiges Zeugnis bei Pindaros (Pyth. IV. 445 [251]) erhalten. Die Argonauten kommen nämlich bei ihrer Rückfahrt von Kolchis durch die Fluthen des Oceans, dann ins Erythräische Meer und nach Lemnos. Daß dieser Name des nördlichsten Theils des nachherigen Ägäischen Meeres unterging, nachdem die Phöniker weiter gegen Südosten gewandert waren, ist sehr begreiflich.

(L. Zander.)
ERYTHRAEUS, *Ερυθραῖος*, Beiname des Herkules von der Stadt Erythra in Jonien, nämlich auf der Jonischen Halbinsel, der Insel Chios gegenüber. Herkules hatte hier einen alten Tempel mit einer Bildsäule, die, wie Pausanias bemerkt, ganz nach Ägyptischer Kunst verfertigt war und auf einer Art Kahn stand. Man erzählte davon: der Kahn mit dem Gotte fuhr von Tyrus in Phönicien ab, kam an die Jonische Küste und trieb an das Vorgebirge der Juno Mestae, d. h. der mittlern, weil hier gerade die Mitte des Bogen von Erythra nach der Insel Chios ist. Nun gaben sich die Einwohner sowohl von Chios, als von Erythra Mühe, das Fahrzeug zu sich zu ziehen, aber vergeblich. Da träumte einem blinden Fischer Phormio zu Erythra, die Sache würde gelingen, wenn die Erythräischen Weiber ihre Haare abschneiden und die Männer ein Seil daraus flechten, denn damit würden sie das Fahrzeug mit der Bildsäule nach der Stadt ziehen können. Aber die Frauen von Erythra wollten von diesem Abnehmen nichts wissen, doch die daselbst sich aufhaltenden Thracierinnen, sowohl freie als dienende, schnitten ihr Haar ab, das Seil ward verfertigt und der Gott mit dem Fahrzeuge in den Hafen gezogen. Deswegen durften nur thrakische Frauen in den Tempel des Herkules gehen. Das Seil ward von den Einwohnerinnen aufbewahrt und Phormio soll sein Gesicht wieder bekommen haben. Paus. VII. 5. Vielleicht ist diese Erzählung eine Sage von der Einführung der Verehrung des thrakischen Herkules durch Thracier in diese Gegend von Jonien.

(Richter.)
ERYTHRAEUS, eine von Latreille in seinem *Genera Crustaceorum et Insectorum* t. I. p. 146 aufgestellte Milbenartung, welche er auf folgende Weise charakterisirte: Leib eiförmig, ohne Einschnitte. Acht Füße. Augen zwei, nicht auf Stielen sitzend. Mundtheile wie bei Trombidium: der Mund ein kegelförmiger

Rüssel; Ebertfieser krallenförmig; zwei lange, hervorragende, fast scheerenförmige Palpen, ihr letztes Glied hat nämlich einen demerschen, fingerähnlichen Anhang. Dies Genus stellt er in die Trombidium und rechnet dazu folgende Arten: *Trombidium phalangoides Hermann* (Mémoire aptérologique pl. I. f. 10), *Tr. quiquilariarum* = *Erythr. nivosus* (ibid. pl. I. f. 9), *Tr. parietium* (ibid. f. 12), *T. psillum* (pl. II. f. 4) und *T. murorum* (ibid. f. 5). Dugès, welcher so ausgezeichnete Untersuchungen über den Bau der Arachniden angestellt hat, bringt in seiner Abhandlung über die Mundtheile der Milben (Sur l'ordre naturel des Acariens in *Annales des sciences naturelles. Partie zoologique*, redigée par *V. Audouin* et *M. Edwards*, 1834) die Gattung *Erythraeus* in die Familie der Trombidien (*Trombidina* *Burm.*), verändert aber nicht weiter den Gattungscharakter. Die Arten der Gattung *Erythraeus* sind im Trombidien mit ganzem (ungeheiltem) Leibe und sitzenden Augen. Die Taster sind groß, frei, mit zwei Gelen; Kiefer bärtig; Hüften an einander stoßend; Lauffüße, d. h. mit zwei Krallen; lang und das letzte Glied dünn und sehr lang; das letzte Fußpaar das längste. Dugès rechnet die meisten von Latreille zu *Erythraeus* gegognen Arten zu andern Gattungen. Die Arten, die nach ihm hierher gehören, sind: von denen man noch nicht den Jugendzustand kennt, sind: *E. parietinus* *Latr.*, *E. ruficola* *Dug.* (l. c. p. 40), *E. flavus* (l. c. p. 42), *E. cirripes* (l. c. p. 43) und *Trombidium cornigerum* *Herm.* (Mém. apt. pl. II. f. 9). Von *E. ruficola* hat er beobachtet, daß sie kleinere Milben frisst; alle finden sich auf dem Boden unter Steinen, im Gras und laufen sehr schnell. (Sireubel.)

ERYTHRINA L. Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Kinnischen Classe und aus der Gruppe der Psoraleen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch glodenförmig, abgestutzt, fünfzählig oder zwölfförmig, oft scheidenartig, der Wimpel der Schmetterlingscorolle sehr lang, die Segel und der zweiblättrige Kiel viel kürzer; die Hüfte lang, knotig, mehrsamig. Die 30 bekannten Arten dieser Gattung, zu welcher auch *Xiphanthus Rafinesque* gehört, sind tropische Bäume und Sträucher, selten Kräuter; nur einige wenige wachsen in Nordamerika auch außerhalb des Wendekreises. Ihr Stengel ist zweizeilig fächerförmig; sie haben gedrehte Blätter, e-kantenförmige Blättchen mit Drüsen an der Basis, kleine Axtblätterchen, lange Blüthenstiele mit prächtigen scharlachrothen Blumen (daher der Gattungsname: *ερυθρός*, roth) und rothe oder braune Samen. Sie werden als Pflanzungen, zur Bekleidung der Cacaofelder und als Heckensträucher cultivirt; ihr Holz gibt eine gute, auch zur Pulverbereitung brauchbare Kohle. Bruce erzählt, daß die Samen einer habessinischen Art, Kuara, den Schangallas seit den ältesten Zeiten unter dem Namen Karat als Goldgewürz dienen: dieser Name sei nun für das Gewicht des Goldes und der Edelsteine allgemein, auch in Europa, angenommen. Am häufigsten in europäischen Gärten findet man *Er. herbacea* *L.* (*Dil-*

len. *eltham.* t. 90. f. 106. *Trew. Ehret.* t. 58. *Lamarck.* ill. t. 608. f. 2. *Bot. mag.* t. 877. *Bot. cab.* t. 851), ein prärentendes Kraut, welches in den sandigen Wäldern und Prairien von Carolina, Florida und Louisiana einheimisch ist. Über *Er. monosperma* *Lam.*, welche Gummilact liefert, f. Butea. (*A. Sprengel.*)

ERYTHRINUS, Fischgattung aus der Familie der Häringe (*Clupeacei*), welche in süßen Gewässern der Tropenzone einheimisch ist, und mit der Hauptgattung in der Kleinheit der Zwischenfische wie Größe der eigentlichen Kieferknochen übereinstimmt. Der Unterkieferrand ist mit einer Reihe kegelförmiger Zähne besetzt, unter denen vorn einige größer sind als die übrigen; die Gaumenbeine sind mit feinen Zähnen dicht besetzt. Der Kopf ist rund, blick und an den Backen von den großen Augenrandschildern bedeckt, aber Schuppen fehlen ihm; die Kiemendeckhaut hat fünf Strahlen. Der längliche Leib ist wenig zusammengekrümmt und von großen Schuppen, wie beim Karpfen, bedeckt; die Rückenflosse steht über den Bauchflossen. Der Magen ist ein großer Sack und von vielen Blinddarmen begleitet; die Schwimmbläse hat einen beträchtlichen Umfang. Als Hauptart führt Cuvier den *Esox malabaricus* *Blach's* (tab. 392) an, und rechnet ferner noch den *Synodus erythrinus* *Bl.*, — *Syn. taneira* *Bl.* *tab. 79.* *Syn. palustris* *Bl.* und den *Erythrinus teneiatus* *Spix* *tab. 19* bezieht.

Erythrocarpus *Blum.*, f. *Gelonium*.

Erythrochilus Reinwardt, f. *Claosylon*.

ERYTHROCHITON. Eine von Nees und Martius gestiftete Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der fünften Kinnischen Classe und aus der Gruppe der Cusparien der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Der Kelch röhrenförmig, fünfzipfelig, zwelfzählig; fünf zu einer unterstufenförmigen Corolle mit offenem Saume zusammenge wachsene Blumenblättchen; fünf auf einer kurzen, fleischigen Röhre stehende Staubfäden; der Griffel fadenförmig, mit funfschürziger Narbe; fünf zusammenge wachsene, runzelige, zwelfzählige, zweisamige Kapselfrüchte. Die einzige Art, *Er. brasiliensis* *Nees et Martius* (Nov. act. nat. cur. XI. p. 165. t. 18. f. D. t. 22), ist ein in der brasilischen Provinz Minas wachsender kleiner Baum mit einfachem Stamme, abwechselnden, einfachen, ablang- lanzettförmigen Blättern, ährenförmigen Blüthen und großen weißen Corollen, deren Deckblätter und Kelche roth sind (daher der Gattungsname: *ερυθρός*, *κλίον*, *ερυθρός*, roth). (*A. Sprengel.*)

ERYTHROCHILAENA (*Erythrochilaena*). Diese von Sweet aufgestellte Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der 19. Kinnischen Classe und aus der Untergruppe der Carduinen der Gruppe der Conarce der natürlichen Familie der Compositae, weicht nur sehr wenig von *Cirsium* ab. Char. Der gemeinschaftliche Kelch kegelförmig, mit lanzettförmigen, zugespitzten Schuppen, von denen die äußeren blattartig, dornig-gezähnt und zurückgeschlagen, die inneren aufrecht, gelbroth gefärbt (daher der Gattungsname: *χλωβα*, Dornlein, *ερυθρός*, roth), ganzrandig und länger als die äußeren sind; der gemeinschaftliche Fruchtknoten conver, mit Haaren und

kleinen gefranzten Spreublättern besetzt; das Achenium unbehaart, stumpf vierkantig, mit sehriger Krone. Die einzige Art, *Er. conspicua Sweet* (Brit. flow. gard. II. t. 134. Bot. mag. t. 2909. *Carduus pyrochroos Lessing*, Linnaea 1830. p. 130), wächst bei Salapa in Mexico als ein zweijähriges, ästiges Distelgewächs mit ungefielten, halbgefielten, dornig-gebäuteten, feinbehaarten Blättern und zollgroßen, gelbten Blüthenköpfen. (A. Sprengel.)

Erythrodanum Antiqu. et Thouars, f. *Rubia* und *Nertera*.

Erythrodos Blum., f. *Physurus*.

ERYTHROGONYS, eine von Gould neußig (Proceedings of the Zoological Society V. 1837 p. 155 bekannt gemachte Eumphylogattung, von welcher er folgende Diagnose gibt: Schnabel länger als der Kopf, gerade, wenig niedergebückt; Nasenlöcher am Grunde des Schnabels, linienförmig; Flügel ziemlich lang, erste große Schwungfeder die längste; Schwanz kurz, am Ende beinahe gerade; Laufe lang; vier Zehen, von denen die hintere ziemlich klein ist, die Vorderzehen sind unter sich bis zum ersten Gliede verbunden; Schienbeine zum Theil nackt. Bis jetzt ist nur eine Species bekannt: *E. cinctus Gould*. Kopf, Dorsfedern, Nacken und Brust schwarz; Kehle, Mittelbauch und Steiß weiß, letzterer schwüzig bräunlich überflogen; Rücken, Mitte der Flügel und Schultern eisensfarbig, metallisch braun überflogen; Wüzel und die beiden mittleren Schwanzfedern schwarzbräunlich, die übrigen Stauersfarbig weiß; Seiten und Weichen kastanienfarbig, der nackte Theil des Unterfchenkels scharlachroth, Lauf olivenbraun, Schnabel am Grunde roth, an der Spitze schwarz. Ganze Körperlänge 7 Zoll, Schnabellänge 1 Zoll, Flügelgröße 4 1/2 Zoll; der Schwanz ist 1 1/2, der Lauf 1/2 Zoll lang. Dieser Vogel wohnt in Neuhollandsbay. (Sireubel.)

Erythrolaena Sweet, f. *Erythrochlaena*.

ERYTHRONUM L. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung des sechsten Einneßigen Classe und aus der Gruppe der Tulipaceen der natürlichen Familie der Liliaceen. Char. Die Blumenbede sechsblättrig: die Blättchen lanzettförmig, zugespitzt, abwechselnd mit zwei Schwienen an der Basis, an der Basis glodenförmig zusammenflossend, von der Mitte an zurückgeschlagen offenkennend; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingeklagt, pfriemenförmig, sehr kurz, mit aufrechten, ablangen Antheren; der Griffel fadenförmig mit dreispaltiger Narbe; die Kapfel umgekehrt-eiförmig, dreifächerig, dreiflappig; die Samen in zwei Reihen, eiförmig zugespitzt. Die vier bekannten Arten sind als glatte Zwiebelgewächse mit einzelner am Ende des Stengels überhangender Blume im südlichen Europa, in Mittelafien und Nordamerika einheimisch. 1) *Er. Denis Canis L. (Jacquin)*, Austr. t. 9. Schlüßr. Handb. t. 92. Sturm, Teufel. II. Bot. mag. t. 5. *Dens Canis Tournefort*, Inst. p. 378. t. 202., *αυτάρκτος το έρωδάρκτος Dioscorid.* III, 134), eine im südlichen Europa bis nach Steiermark und in Mittelafien einheimische jährliche Pflanze mit weißen fegel-zahnförmigen Zwiebelknollen (daher der

Trivialname Hundszahn), wenigen gestielten eiförmig-ablangen, zugespitzten, schwarzbraungefleckten Blättern, drehrundem, geradem, handhohem Stengel und rosenrother (oder fleischfarbener, gelber oder weißer, auch wol gefleckter) Blume. Die Zwiebel wurde von den Alten als Aphrodisiacum betrachtet und im Mittelalter, auch wol hin und wieder in neuerer Zeit als Barmittel gebraucht (*Radix Dentis Canis*); den Tataren dient sie als Nahrungsmittel. *Er. longifolium Poir.* mit kürzeren, breiteren, stumpferen Blumenblättern und längeren Blättern, scheint nicht wesentlich verschieden. Die drei amerikanischen Arten: 2) *Er. laucocolum Pursh* (*Er. americanum Ker*, *Er. flavescens Delaunay* herb. de l'amat. t. 51), am verbreitetsten, 3) *Er. albidum Nuttall*, in Louisiana, und 4) *Er. grandiflorum Pursh*, an der Westküste, werden in den dortigen Apotheken als Barmittel fegelhalten. — *Er. indicum Rottl.*, f. *Ledebouria*. (A. Sprengel.)

ERYTHROPALUM. Eine von Blume (Bydr. tot de Fl. van nederl. Ind. p. 921) aufgestellte Gattung aus der vierten Ordnung der 16. Einneßigen Classe und aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceen. Char. Die Blüthen monöisch; der Kelch schwach fünfzählig; fünf mit den Kelchzähnen abwechselnde, an der Basis mit je zwei Schwielen versehene Corollenblättchen; die fünf Staubfäden an der Basis zu einer Röhre vereinigt, mit aufrechten, seitlich aufspringenden Antheren; der Griffel kurz; die Frucht keulenförmig, eifächerig, dreiflappig, mit einem einzigen, in ein Häutchen gebüllten Samen. Die einzige Art, *Er. scandens Blum.* (l. c. p. 922), wächst in den Bergwäldern der Insel Java als ein kletternder Strauch mit gefielten, fast schildförmigen, ablangen, zugespitzten, ganzrandigen, unbehaarten Blättern, ästigen, achselständigen Blüthenstielen und fast doldenförmigen Blüthen. (A. Sprengel.)

ERYTHROPHLOEUM. Eine von Aelilius (bei R. Brown in Lucey's Exped. app. p. 430, *Denham's and Clapperton's* trav. app. p. 235) benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Einneßigen Classe und aus der Untergruppe der Partien der Gruppe der Mimosen der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Kelch fünfspaltig; fünf gleiche Corollenblättchen; die Staubfäden um den Fruchtknoten eingelegt; die Hüße zusammengebrückt, mehrsamig. Die einzige Art, *Er. guineense G. Don* (Edinb. phil. Journ. 1834), ist ein in Guinea einheimischer Baum mit röhrlischer Rinde (daher der Gattungsname: *κλωός*, Rinde, *ερωτός*, roth) und doppelt gefiederten zehnpaarigen Blättern. (A. Sprengel.)

ERYTHROPOGON. Eine von Candolle aufgestellte, von Elichrysum kaum genericisch verschiedene Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Einneßigen Classe und aus der Gruppe der Eupatoriaceen (Succionideae Gnaphalioideae Elichrysaceae Cand.) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch umgekehrt-eiförmig, mit mehreren Reihen dahingeförmig über einander liegender Linien-lanzettförmiger Schuppen, welche mit einem trocken-

häutigen, gefärbten, strahlenförmig ausgebreiteten Anhängsel versehen sind; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist nackt, fleischig; die Achänen sind ungestielt, ungeschmückt, unbehaart; die Krone besteht aus einer Reihe scharfer Dornen. Die beiden Arten, *Er. imbricatus* Cand. (Prodr. VI. p. 255. *Stübelia imbricata* Bergius Cap. p. 233. *Xeranthemum imbricatum* Burmann Prodr. II. cap. p. 25. *X. vermiculatum* Lamarck Eucycl. III. p. 240. *Argyrocome vermiculata* Lam. Illustr. t. 693. f. 3. *Elichrysum erythropogon* et *vermiculatum* Spreng. Syst. veg. III. p. 484. *Metalasia uniflora* Don in Mem. of the Werner. Soc. V. p. 27) und *Er. umbellatus* Cand. (l. c. *Gnaphalium umbellatum* Linn. fil. Suppl. p. 363. *Xeranthemum squarrosum* Lam. l. c. p. 241. *Metalasia umbellata* Don. l. c. p. 24) sind am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimische Halbsträucher mit kleinen, abwechselnden, lehrartigen, flächigstumpfen oder weißgrünlichen, unten glatten Blättern, drei bis sieben gestielten, doldenförmigen Blütenknospen, purpurfarbigen oder weißen Anhängseln des Kelchs und Corollen und purpurner Samenkrone (daher der Gattungsname: *erythron* *Barth*, *erythros* roth). (A. Sprengel.)

Erythropsis Lindl., f. *Sterculia*.

Erythrorrhiza Michx., f. *Galax*.

ERYTHROS, *Ερυθρός*, 1) einer von den Söhnen des Rhadamanthos, den er der Ertröthrin, die von ihm den Namen erhielten, zum Könige gab. *Diod. Sic. V. 8.* Nach Pausanias (VII, 3) war er Erbauer der Stadt Erythra in Kleinasien, wohin er eine Kolonie aus Kreta geführt haben soll. 2) Ein Sohn des Perseus, der an dem Erythraischen Meere regierte und ihm den Namen gegeben haben soll. 3) Ein Sohn des Leukon und Enkel des Athamas, Erbauer der Stadt Erythra in Böotien. *Paus. VI. 21.* (Richter.)

ERYTHROSPERMUM. Eine von Lamarck (Illustr. t. 274) so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der siebenten kinnischen Classe und aus der Gruppe der Erythrospermen der natürlichen Familie der Flacourtiaceen (Biren). Ebat. Der Kelch vierblättrig, fünfzipfelig; vier bis sieben gewölbte Corollenblätterchen; vier bis sieben sehr kurze, um den Fruchtknoten eingefügte Staubfäden mit ablangen Antheren; der Fruchtknoten fast kugelig; der Griffel einfach mit drei bis fünfspaltiger Narbe; die Kapself kugelig, einsamig, mehrsamig. Es sind sechs Arten bekannt, welche als kleine Sträucher mit lederartigen Blättern, trauben- oder rispenförmigen Blüten und rothen Samen (daher der Gattungsname: *erythron* Same, *erythros* roth) auf den Mascarenensinseln wachsen; eine Art, *Er. ellipticum* Poiret Suppl. enc. II. p. 585), findet sich auch auf Java. (A. Sprengel.)

Erythrostictus Schlechtend., f. *Melanthium*.

ERYTHROXYLAE. Eine distylopedische Pflanzenfamilie, welche Kunth (*Humboldt, Bonpland et Kunth*, Nov. gen. V. p. 175) von den Malpighiaceen, zu denen man sie früher rechnete, abgesondert hat. Die hierher gehörigen Gewächse sind Bäume, Sträucher oder

Halbsträucher mit oft zusammengebrückten Zweigen, abwechselnden, selten gegenüberstehenden, einfachen, ganzrandigen, meist unbehaarten Blättern, innerhalb der Blattachseln stehenden, gewölbten, trockenhäutigen, schuppenartigen Axtblätterchen, einzeln oder gehäuft in den Blattachseln stehenden, funktantigen, oben verdickten Blütenhüllblättern und regelmässigen, weißlichen oder gelbgrünen Zwittrerbüthen. Der Kelch ist frei, fleischig, funktantig, selten funktantig. Die fünf Corollenblätterchen aus dem Fruchtboden eingefügt, mit den Kelchabschnitten abwechselnd, gleich, mit je zwei Schüppchen an der inneren Basis, in der Knospe dachziegelförmig übereinanderliegend. Zehn freie auf einer den Fruchtknoten umgebenden kurzen Röhre stehende Staubfäden mit eiförmig-kugelförmigen, zweifächerigen, in zwei Längsrinnen nach Innen sich öffnenden Antheren. Der Fruchtknoten frei, zwei- bis dreifächerig, mit einem herabhangenden Eichen in jedem Fache; drei bald getrennte, bald an der Basis, oder zur Hälfte, oder ganz mit einander verwachsene Griffel mit drei knospenförmigen Narben. Die Steinfrucht ist eiförmig, eckig, durch Fächerlagen einsamig, einsamig; der Same umgekehrt, mit lederartiger Schale; der Embryo gerade, in der Längsaxe des spärlichen, knospenförmigen Eizwischkörpers, mit eiförmigen oder linienförmigen, flachen, blattartigen Samenlappen und kurzem, drehrundem, nach oben gerichtetem Wurzelschen. Es gehört nur eine Gattung, *Erythroxyton*, hieher. (A. Sprengel.)

ERYTHROXYLON. Diese von Patrick Browne zuerst so benannte Pflanzengattung gehört zu der dritten Ordnung der zehnten kinnischen Classe und bildet allein die Familie der Erythroxytonen. Ebat. Der Kelch glockenförmig, funktantig; fünf hintere an der Basis mit je zwei Schüppchen versehene Corollenblätterchen; die Staubfäden an der Basis zu einer kurzen Röhre verwachsen, haarförmig, mit aufstehenden Antheren; drei saulenförmige Griffel, zuweilen mehr oder weniger, bei einer Art (*Er. monogynum* Roxburgh flor. corom. I. t. 88), welche Kunth (Nov. gen. V. p. 175 in annot.) deshalb zu einer eigenen Ordnung, *Setitia*, erhoben hat, völlig mit einander verwachsen; drei knospenförmige Narben; die Steinfrucht enthält einen eckigen Samen. Es sind mehr als 20 Arten dieser Gattung bekannt, welche meist im tropischen Amerika einheimisch, auch auf den südafrikanischen Inseln und in Ostindien vorkommen. Ihre Rinde, sowie ihr Holz sind oft roth und rothfärbend (daher der Gattungsname: *erythron* Holz, *erythros* roth). Die am längsten bekannte Art, *Er. acroclatum* (L. Moench. ac. V. p. 397. *Erythroxyton* etc. P. B. Hist. of Jam. t. 38. f. 2. *Er. carthaginense* Jacquin amer. t. 187. f. 1), ein in Westindien, wo die französischen Creolen ihn *Bois-major* nennen, bei Carthagena und Santa Martha wachsender Strauch, wird dort als Heilmittel gebraucht: die jungen Zweige gelten für kühlend, die Rinde für tonisch, die säuerlichen Früchte für abführend und diuretisch; aus den Blättern wird eine Salbe gegen Hautkrankheiten bereitet. Bekannt und wichtiger ist der Gebrauch, welcher in

Schreibart für Erix (*Erz*, *Haar* — bei Linné der Trivialname einer Art seiner Gattung *Anguis*) ist der Gattungsname einer nicht giftigen, von den meisten Herpetologen zu der Familie *Acrochorda* gerechneten Schlangenform. Die Gattungsdiagnose wird gewöhnlich so angegeben: Leib nach Hinten bis zum After wieder werdend, von zahlreichen, kleinen, dicht anliegenden Schuppen bedeckt; nur am Bauche eine Reihe größerer, kleinen Halbtringen ähnelnder, ziemlich breiter Schuppen. Schwanz sehr kurz, stumpf, sich plötzlich verdünnend und dann nur so dick als der Kopf, an der Unterseite mit größeren sechseckigen Schuppen. Der Kopf ist walzig, ziemlich kurz, stumpf, nicht vom Rumpfe durch Einschnürung oder allmähliche Verwässerung unterschieden, und mit kleinen Schuppen bedeckt; nur auf der Schnauze mit einigen, ungleich neun kleinen Tasteln; um die Augen ein Kreis kleiner Schuppen, Mund nicht weit gespalten; Zunge etwas kurz, dick, ausgerandet. Kein Asternporen als Beiden oder Stielmagendruidiment. Nasenlöcher fehlen. — Der Schädel stellt im Kleinen den der Boa vor, ist aber an dem Theile, welcher das Gehirn umfaßt, verhältnißmäßig breiter; die Nasenlöcher sind viel größer, länger und von länglicher Gestalt, die vorderen Stirnbeine dagegen viel kleiner und die Zitzenrinne kürzer. Am Zwischenkiefer, welcher sehr breit, befinden sich keine Zähne; der Oberkiefer hat deren fünf oder sechs, das Gaumenbein vier, das Flügelbein sechs. — Es sind kleine Zähne, welche aussehen wie Blindfische und vielleicht den Tortrixarten noch näher stehen, sich aber von ihnen durch die Bildung ihrer Kiefer sehr entfernen. Sie sind furchtlos, verbergen sich bei der geringsten Gelegenheit sogleich im Grase oder im Sande und nähren sich, nach ihrem kleinen Munde und den kleinen Zähnen zu urtheilen, nur von Insekten und Würmern. Sie finden sich im Orient. Man hat mehrere Arten unterschieden; eine kommt selbst in Europa vor. Dies ist *E. turcica* *Daud.* (*Reptiles*, pl. 85. f. 2; *Olivier*, *voyage* pl. 16) = *Boa tatarica* *Licht.* = *Anguis jaculus* *auct.* Ganz walzenförmig, gegen fingerdick, oben graulich gelbbraun mit unregelmäßigen braunen, zum Theil fadenförmig zusammenhängenden Flecken; am Bauche weißlich, mit ganz kleinen schwärzlichen Flecken. Sie wird über 2 Fuß lang, der Schwanz aber nur 2 Zoll; unter dem Bauche befinden sich ungefähr 186 etwas schmale Tafelchen, unter dem Schwanz 23 sechseckige Schuppen. Sie findet sich in Ägypten, in Griechenland, im griechischen Archipel, in der europäischen Türkei, und wird daseitig ohne Grund für giftig gehalten. Eine schöne Abbildung findet sich von Geoffroy in der großen *Description de l'Egypte* XXIV. p. 54. t. 6. f. 1 — 2 (*Eryx* de la Thébaïde. — Schlegel in seinem vortrefflichen Werke *Essai sur la physiologie des serpens* hat das Genus *Eryx* wieder eingegeben, es wirklich mit Tortrix verknüpft und dafür einer Art dieser Gattung den Namen Tortrix *Eryx* gegeben. Vgl. Tortrix. — Übrigens ist auch der Name *Eryx* von Strepen in neuer Zeit an eine Käfergattung vergeben. (*Strepen*).

ERZ (etymologisch), bei zusammengesetzten, eine er-

höhte oder Oberwürde bedeutenden, Wörtern, ist eine Nachahmung der griechischen und lateinischen mit *arz*; und archi zusammengesetzten Wörter, und ihnen entlehnt, und eine Zusammensetzung aus *archi*, wie *Friz* aus *Friedrich*, *Diez* aus *Diethrich*, *Ezo* aus *Ernst*, *Heinz* aus *Heinrich* u. f. w. Bei andern Wörtern und in andern Beziehungen ist es bei Ableitungen zwar häufig am gerathensten, bei der Muttersprache zunächst zu bleiben, und aus dieser die deutschen Wörter zu erklären, und es haben daher Einige versucht, dieses *Erz* aus dem Teutischen selbst zu erklären, sind aber natürlich nicht glücklich gewesen. Zwar kommt dieses *Erz* als *Erei* schon im Altteutschen vor, aber was eben besonders schlagend ist, nur in Beziehung auf Erzbischof und Erzbischofthum, so in den Glossen bei *Ve3 metropolis*, dero ercitoniichen puerch, *matricula* ercipiscostum. Im Angelsächsischen finden wir *arce-biscep*, *archiepscopus*, *arce-biscep*-bade, *archi-episcopus*, *arcebole*, *sedes archiepiscopalis*. Da *arcebole*, *Erzstuhl*, bezieht sich also auf den Erzbischof. Es läßt sich daraus schließen, daß das *erei* im Altteutschen auch zunächst und hauptsächlich von *Archiepiscopus* entlehnt ist, welches sich auch noch später fund gibt, indem *Renner* *Erge* (*Erz*) beständig für erzbischöfliche Würde oder Einweihung zum Erzbischof, das *pallium* braucht, so z. B. in Beziehung auf den Erzbischof *Giselbert* sagt: *Un kreg van thüne* (nämlich von *Papst Gregor X.*) *de Ertze*, *de Regalia* entling he *van Keyser Roloff*. Bei *Renner* zum Jahr 1372 findet sich: *Men scrift de kärke tho U. L. F. in Hamburg vor ein schlecht Collegium*, unde de karken tho *Bremen* vor ein *Ertz hüvet kärke* (*Erz* hauptkirche) *aver* (über) de *Provincien*. Der lübeckische Bürgermeister *Jacob Pleßbaum* sagt bei *Renner* zum J. 1372 zu dem bremischen Bürgermeister *Nicolaus* auf einer Tagfahrt, oder Versammlung der Hansestädte zu Lübeck, daß *Göln* und *Bremen* ihre „*Ertzhovetstede*“ (*Erzhauptstädte*) seien. Bei diesen und andern Zusammenhängungen, wie z. B. bei *Erzstift* ist die Beziehung auf *Archiepiscopus* zu deutlich, als daß sie im mindesten verkannt werden könnte. Auch leuchtet das *Archi* in den Benennungen *Erzherzog* (*archidux*), in *Erzhaus*, einmal erzbischöfliches Haus, zweitens ein mit einem Erzamte begabtes Haus, in *Erzfürst* (*Kursfürst*), in *Erzbeamter* und andern Zusammenhängungen, welche wir weiter unten in betreffenden Artikeln aufzählen, zu deutlich durch, als daß darüber über die Ablehnung Streit sein könnte. Auch bei *Erzengel* (*Archangelus*) tritt die Zusammenziehung des *Erz* aus *Arch* ganz deutlich hervor. Nur bei den Ausdrücken *Erzschlim*, *Erzbofemich*, *Erz betrüger* könnte man vielleicht geneigt sein, an *Erz* (*aes*) zu denken, und das *Erz* besonders auf die ehernen Stirn beziehen, zumal im Schwedischen

1) *Joh. Georg Wächter*, *Glossar. Germanicum* sagt S. 394. 395 zu *Erz*: *Sunt, qui nimio et praepostero patriae Linguae studio adepti, hoc praefixum vernaculae vindicare conantur, sed ausu magis ridiculo, quam prospero.* 2) Vgl. *Berl.* eines bremisch-niederländischen Wörterbuchs. 1. Th. S. 318. 319.

Erzbetrüger Ertsbedrängere, Erzbude Ertsbaf heist, und als erts erts (Erz, aes mahn) zusammengefest genommen werden könnte, weil Erzengel Erkeengel, Erzbischof Erkebiskop, Erzberzog Erkeberzig lautet. Aber das einen höchsten Grad von einer Eigenschaft bezeichnende erts- hat das Schwedische aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Teutschen entlehnt, denn das Altnordische oder Isländische kennt ein Verstärkungswort erts nicht, und hat nur Erki-biskup, Erzbischof, Erki-stoll, Erzbistum. Im Dänischen, wo Erzengel Erkesengel, Erzbischof Erkebisp, Erkebiskop, Erzstift Erkestift, Erzberzog Erkeherzog, Erzhaus Erkehuus heist, findet bei den Zusammensetzungen verstärkter Schimpfwörter, sowohl erts als auch das aus dem Teutschen entlehnte erts statt, nämlich Erkedrog, Erzdrummkop, Erkeskann. Erzbude, Erkelögner und Ertslögner, Erslögner, Ertslögner, Erzmauser u. s. w., woraus hervorgeht, daß bei erts nicht an Erts (das Metall in rohem Zustande, Erz) zu denken. Im Holländischen hat man sowohl aartsbisschop Erzbischof, aartsangel Erzengel, aarts Hertog Erzberzog, aartsdiakn Archidiaconus, aartspriester Erzpriester, aartsvalder Erzpöter, aartswarter Erzämter, als auch aartsdiel Erzbiß, aartskeiter Erzsteger, aartsscheim Erzschelm, aartsvyand Erzseind, und anderes Ähnliches mehr. Im Englischen sind mit Arch zusammengefest sowohl Archangel Erzengel, Archibishop Erzbischof, Archdeacon Archidiaconus, Weißbischop, Archprelate Oberprälate, Archpriest Oberpriester, Archruid Oberdruid, Archduke Erzberzog, Archchamberlain Erzschämmer, Archchancellor Erzkanzler, Archcount Erzgraf, Archtreasurer Erzschatzmeister, Archphilosopher Hauptphilosoph, als auch Archheretic Erzsteger, Archtraitor Erzverräther, Archblade, Archweg, der durchtriebene Schelm. Sowie dieses arch (sprich ertsch) im Englischen einmal groß, vornehm, höchst, zweitens leichtfertig, arg, lose, verstimmt, pfiffig bedeutet, so muß man annehmen, daß im Teutschen das Erz- in Erzbischof, in Erzberzog u. s. w. das Obere bedeutend und das Erz- in Erzschelm u. s. w. die Bedeutung auf das Höchste verstärkend, der Wurzel nach eins, nämlich Zusammensetzung aus archi sind, und daß man das Erz- für die zuletzt bezeichneten Wörter von der ersten Classe bühlich auf die zweite Classe Wörter übertragen hat. Weßhalb auch die Zusammensetzungen aus der ersten Classe sich früher nachweisen lassen, als die aus der zweiten. (Ferdinand Wachtler.)

ERZÄHLUNG. Das Wort Erzählen stammt ab von Zahl. Zala (im Angelsächsischen Tale, daher bei den Engländern noch Tell, erzählen, Tale, Erzählung) bedeutet zugleich Zahl und Rede; Zalon, Zählen, Reden. Arzeljan, Izzellen ist Erzählen in noch gebräuchlicher Bedeutung, d. i. Begebenheiten durch Sprache mittheilen, und zwar, fügt Duane hinzu, wie sie in der Zeit auf einander gefolgt sind. „Wenn man zählt, überpringt man keine Zahl, man läßt die eine auf die andere folgen, und so ist Beobachtung der Zeitfolge beim Erzählen besonders wichtig“ (Synonymen und Homonymen S. 285). Erzählung ist eigentlich die Handlung des Erzählens, bedeutet dann aber

auch die Darstellung der erzählten Begebenheit. Diese ist entweder eine wirklich geschehene und gehört der Geschichte an, oder eine erdichtete und gehört der Dichtung an. Der Historiker und der Dichter erzählen beide, jeder aber auf verschiedene Weise. Der Unterschied liegt theils in dem Erzählten selbst, theils in der Art des Erzählens und dem Zweck der Erzählung. Dieser Unterschied soll hier nicht weiter verfolgt werden, denn die Charakteristik des historischen Erzählens findet ihre Stelle in dem Artikel Geschichte, hier handelt es sich um die poetische Erzählung.

Der Zweck dieser kann kein anderer sein, als der Zweck der Poesie überhaupt, mittels der Einbildungskraft durch das Gefühl dem Gemüth eine solche Stimmung zu geben, wie sie in einer der ästhetischen Epochen bewirkt wird. Hieraus folgt von selbst, daß nicht jeder Stoff, nicht jede Begebenheit hierzu geeignet ist, und auch nicht alles historisch Wahre von der Dichtung benutzt werden kann. Es ist jedoch nicht notwendig, daß der Stoff erdichtet sei, weder in dem guten Sinne von Erdichten, nämlich ohne ein Gegebenes bloß durch die schaffende Einbildungskraft hervorbringen, noch in dem schlimmen: Unwahrheit ausfinden und für Wahres ausgeben. Der Stoff kann historisch wahr sein, der Dichter aber kann ihn in seiner nackten Wahrheit nicht gebrauchen. Wenn er ihm jedoch Bedeutendes, Interessantes, Charakteristisches abgewinnt, so bereitet er ihn für seinen ästhetischen Zweck zu; dann aber gehört er nicht mehr der Geschichte an, und man kann mit Recht sagen, daß der Dichter ihn erschaffen habe, durch Dichtung umgewandelt. Wenn also auch ein Stoff aus einer historischen Basis ruht, so entbehrt er doch, ebenso wie ein rein erdichteter, der geschichtlichen Wahrheit. Daß es aber auf diese bei dem Dichter nicht abgesehen ist, und nicht abgesehen sein soll, hat bereits Aristoteles gezeigt. Er sagt: „des Dichters Werk ist nicht, zu erzählen, was geschehen ist, sondern zu erzählen, wie es wol geschehen konnte, und wie es nach Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit möglich war.“

— Geschichtsschreiber und Dichter unterscheiden sich darin, daß jener erzählt, was geschehen ist, dieser aber, wie es hat geschehen können. Daher ist auch die Poesie philosophischer und wichtiger als die Geschichte, denn die Poesie erzählt mehr das Allgemeine, die Geschichte das Besondere (Individuelle). Zu dem Allgemeinen aber gehört es, wie ein Mensch von solcher oder solcher Art nach Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit reden oder handeln würde“ (Poet. c. 9). Der Dichter hat das Allgemeine ins Auge zu fassen, d. h. was und wie es was, unter gewissen Bedingungen und Umständen, nach der Weisheit der Persönlichkeiten oder Charaktere, allezeit erfolgen wird. Dieses hat der Dichter glaubwürdig zu machen; die Glaubwürdigkeit aber beruht auf der Wahrscheinlichkeit, die, wie die Wahrheit selbst, eine formale und eine reale ist. Jene gibt den Schein der logischen Wahrheit; man muß das Dargestellte für möglich erklären, weil es mit den Dingen übereinstimmt; man muß es, weil es denkbar ist, glaubhaft

keiten. Die reale Wahrscheinlichkeit gibt den Schein, der realen Wahrheit; man muß das Dargestellte für solches erklären, das der Wirklichkeit gleich, weil es mit den Naturgesetzen und der Erfahrung übereinstimmt. Von dem, was uns mit formaler und realer Wahrscheinlichkeit zugleich dargestellt wird, behaupten wir, es müsse so sein, und schreiben ihm also Nothwendigkeit zu, selbst wenn es bloß erdichtet ist. — Wir werden dann allerdings durch die Dichtung getäuscht, aber diese Täuschung in ihrer Vollkommenheit ist gerade des Dichters größter Triumph, und für den Hörer oder Leser bedeutender Gewinn, denn in dieser Wahrscheinlichkeit liegt eigentlich das allgemeine Wahre, und darum konnte Aristoteles erklären, daß die Poesie philosophischer und bildender sei, als die Geschichte. Soll aber dem Dichter diese Täuschung vollkommen gelingen, soll die Erzählung den Hörer oder Leser dazu bringen, daß er sie für wahr halten muß, so bedarf er zu der vollkommenen inneren Glaubwürdigkeit doch auch einer sorgfältigen Berücksichtigung der Art des Erzählens. Hierbei kommt es hauptsächlich auf die Anschaulichkeit an, jedoch nicht bloß in Beziehung auf die Diction, wie sie von jeder poetischen Darstellung erfordert wird, sondern in Hinsicht auf die Entfaltung des Dargestellten selbst und vor Allem der erforderlichen Motiven. Durch nichts wird man so sicher aus der Täuschung herausgerissen, als durch den Mangel an Anschaulichkeit der Motive, weil dies die Verlegenheit herbeiführt, erst Forschungen darüber anzustellen und nachzugraben, wodurch die Glaubwürdigkeit nur zu leicht gefährdet wird. Selbst in solchen Erzählungen, in denen die Naturgesetze durch eine höhere Willkür aufgehoben scheinen, die wir nur unter Voraussetzung anerkennen, ist dies wesentlich erforderlich.

Anziehendes Interesse des Stoffes, mögliche Mannigfaltigkeit und Reichthum der Handlung und der Ereignisse, einfache oder auch glücklich künstliche Verhinderung des Knochens, bewirkte Spannung auf dessen Lösung, schickliche Verbindung alles Einzelnen zu dem Ganzen mit Vermüdung jedes müßigen Umfandes wodurch der Zweck nicht befördert wird, und überhaupt wahrhaft poetische Darstellung, dies sind die sonstigen Anforderungen, die man an jede poetische Erzählung zu machen berechtigt ist. Unter denselben aber begründen theils der Umfang des Stoffes, theils die Größe und Wichtigkeit der Personen und Handlungen, theils der Zweck und die beabsichtigte Hauptwirkung bedeutende Unterschiede. Nimmt man Poetische Erzählung im weitesten Sinne des Wortes, so gehören dazu Epos, Epopöe, Ballade, Märchen, Novellen, Roman, ja man könnte in gewisser Hinsicht die Fabel, das Fabel u. a. dazu rechnen: da aber jede dieser Erzählungen einen von den andern wesentlich verschiedenen Charakter hat, so kann für alle diese Arten nicht dieselbe Behandlung stattfinden. Von allen diesen aber ist wieder die Dichtung verschieden, welche man als poetische Erzählung im engeren Sinne bezeichnet hat. Diese stellt nicht Reihen von Thatfachen zu einem organischen Ganzen verbunden dar, sondern eine einzelne Thatfache, ja nur eine Situation

mit ihrer Veranlassung und ihrem Erfolge, und ist mithin von nicht großem Umfange. Eine Grenze läßt sich dafür zwar nicht bestimmen, weil sie durch den Stoff bedingt ist; allein die Behandlung zieht die Grenze enger zusammen. Eine solche Erzählung verlangt ruhende Bewegung, Vermeidung alles Epischen, einen Vortrag, der zwischen zu gedrängter Kürze und ermüdeten Weitwichtigkeit eine glückliche Mitte hält. „Wer bloß erzählt,“ sagt Humboldt (Asth. Versuche S. 245), „hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen. Aber er geht auf nichts Allgemeines, auf nichts, was dem Menschen irgend das Ganze seiner Lage und seiner Bestimmung vor die Seele führen könnte, am allerwenigsten darauf hinaus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken. — Ein erzählendes Gedicht wird nicht eine so vollendete, so sorgfältig ausgebildete, in allen ihren Theilen organisierte Gruppe darstellen, es wird nicht in dem reinen und hohen objektiven Sinne gearbeitet sein, weil es nicht aus einer so reinen und hohen objektiven Stimmung entspringt. — Ein solches Gedicht soll das Gemüth bloß belehren, rühren, ergötzen oder beschäftigen; aber es ist weder bestimmt, noch fähig, es in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, welcher allein das Werk des epischen Dichters sein kann.“ Hiernach ist also ein Unterschied zu machen zwischen dem epischen und dem erzählenden Gedicht, inwieweit beide Beziehungen dasselbe bedeuten. Bei dem Epischen ist aber hier ausschließlich auf die Epopöe Rücksicht genommen, und nicht auf das Epos, welches in seinem Aufbau der Epopöe sich annähert, so objectiv wie diese, mit derselben epischen Ruhe und malerischen Ausführlichkeit darstellt, aber doch eben auch nur eine einzelne Situation des Menschenlebens, wonach es wieder der schlechthin sogenannten Poetischen Erzählung näher zu stehen kommt. Humboldt scheint hier keinen Unterschied zu machen, indem er Hero und Kain von Musäus (über welches er nicht so gerecht urtheilt wie Passow) für eine poetische Erzählung erklärt, da doch dieses Gedicht durchaus den Charakter des Epos an sich trägt, völlig episch gehalten ist. Die Darstellung des Epos ist durchaus in antikem (hellenischem) Stil. Könnte nicht der Unterschied zwischen ihm und der Poetischen Erzählung gerade hierin liegen? Merkwürdig ist es jedenfalls, daß wir von den klassischen Alten, wenn man nicht etwa die einzelnen Erzählungen in Diodors Metamorphosen ausnimmt, nichts finden, was unter diesen bei den Neuern gebräuchlichen Klassen mit gebracht werden könnte. Daß man die ersten Muster dazu in dem Orient aufgefunden, wo Erzählung das häufigste Schauspiel erseht, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, wir können aber den Ursprung nicht weiter verfolgen, als bis zu den Fabeln der Franzosen, kleinen Erzählungen, die ebenso wie die großen Romane geartet waren. „Als es,“ sagt Le Grand, „in unsern Theatern noch keine ordentlichen Schauspiele gab, und der Tod nur der gewissen feierlichen Gelegenheiten zusammen kam, gehörte es mit zu den öffentlichen Vergnügungen, Romane zu hören. Weil

man aber damit, wegen ihrer Länge, nicht gut zu Ende kommen konnte, so set man auf kürzere und lustigere Dichtungen. So entstanden wahrscheinlich die *Fabliaux*. Von den trefflichen Rittersingen haben viele dergleichen Erzählungen geliefert. Heinrich von der Aue, Rithart, Konrad von Würzburg und A., Ungenannte noch weit mehrere; von den Reisesängern darf nur an Hans Sachs erinnert werden. Wie nachmals der Roman der metrischen Form entleert wurde, so fand man auch bei der Erzählung diese nicht wesentlich erforderlich: obgleich aber diese Erzählungen in ungebundener Rede nur die äußere Form und nicht das innere Wesen der Poesie verändert hatten, so pflegte man doch lange Zeit noch unter dem Titel poetischer Erzählungen nur die versifizirten zu begreifen; offenbar jedoch mit Unrecht. Solcher Erzählungen pflegte man zwei Klassen anzunehmen, belehrende und rein ästhetische. Bei den belehrenden unterscheidet man die, welche Belehrung für den Verstand und die, welche sie für die Vernunft enthalten. Die ersten vermittelten irgend einen praktischen Fall — die *äsoische Fabel* — oder auch eine allgemeine Wahrheit — die *Allegorie* —, die letzteren sind bestimmt Wahrheiten aus dem Gebiete der Sittlichkeit anschaulich und einträglich zu machen, — die *moralische Erzählung*. Was nun aber die beiden ersten betrifft, so gehören sie, ihres beabsichtigten Zweckes wegen, zu der Gattung der didaktischen Poesie, die moralische Erzählung aber ebenfalls, wenn sie moralisch auf andere Weise belehren will als die Poesie überhaupt.

Es kann demnach nur die rein ästhetische Erzählung in Betracht kommen, als Daestellung einer interessanten Begebenheit im menschlichen Leben, wodurch nichts anderes beabsichtigt wird, als eben nur zu interessieren. Die Art des Vortrags muß dem Inhalte angemessen sein, er kann ernst oder scherzhaft sein, je nachdem der Inhalt tragisch oder komisch ist und der Erzähler nur den Zweck haben kann entweder zu rühren, zu erschauern, oder zu belustigen, zu erheitern; er kann selbst dem Erhabenen sich annähern. Die Erzählung selbst wird stets um so interessanter sein, je mehr es der Erzähler versteht, die Begebenheit in Handlung zu verwandeln. Durch Begebenheit bezeichnet man ein Wirklichwerden, allerdings von Bedeutungslosigkeit, aber nur in Beziehung auf die Zeit; in welcher die Ereignisse auf einander folgen. Darstellungen dieser Art fallen in das Gebiet der Beschreibung, in welches zu gerathen der erzählende Dichter möglichst vermeiden muß. Sein Gebiet ist das der menschlichen freien Thätigkeit; er hat es also mit Handlungen zu thun. Engel (über Handlung, Gespräch und Erzählung) sagt: „Ich glaube Handlung nicht richtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich sage, daß in einem Gedichte nur dann und nur insofern Handlung sei, als wir darin Veränderung durch die Thätigkeit eines Wesens sehen, das mit Absichten wirkt. Alle äußern Umstände der Zeit und des Orts, sowie alle äußern Begebenheiten, gehören zwar mit zum Wesen des Dinges, aber sie sind keine Theile der Handlung, sie modificirten sie nur, stießen auf sie ein, sind

ihr zuwider oder begünstigen sie. Was überhaupt dazu gehört, daß wir eine Veränderung werden sehen, das gehört mitbin auch zur Handlung. Von einem ersten bestimmten Zustande des einen oder der mehreren Willen, des Wesen, die zur Handlung konkurriren, geht der Schriftsteller aus, und zwar von einem solchen Zustande, der bekannt möglich und mitbin für jeden Leser oder Zuschauer begreiflich ist; diesen Zustand zeigt er uns dann nehmlich insofern, als darin der Saame der künftigen Veränderungen liegt, und führt uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftige Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen.“ Über die Vortheile und Nachtheile, worin sich die Erzählung und Drama gegenseitig befinden, hat Engel treffende Bemerkungen, die sich zwar auf Erzählung im Allgemeinen beziehen, auf die im engeren Sinne sogenannte poetische Erzählung jedoch ebenfalls anwendbar sind.

Von dieser werden nun aber, seitdem man von dem Unterschiede des Metrischen und Nichtmetrischen abgesehen und den Roman mehr aus den Gesichtspunkte des Epischen betrachtet hat, besondere Arten angeführt, namentlich *Novelle*, *Märchen* und *Legende*. Vor der *Novelle* hätte man süßlich noch der *Anekdote* gedenken können, da diese eigentlich die gleiche Bedeutung hat wie *Novelle*; denn *Anekdote* bedeutet ein noch nicht Bekanntes, noch Unbekanntes, und trifft so mit *Novelle* als Neuigkeit zusammen. Nichts desto weniger find beide wesentlich verschieden, und zwar nicht blos durch ihren Umfang. Die *Anekdote* ist die Grenznachbarin von Epigramm und Singspiel, in ihr wird entweder irgend ein einziger interessanter Zug, ein sinnreicher Ausspruch, ein Bonmot erzählt, wenn die Gelegenheit darauf führt, oder ein einzelner Fall wird um der Pointe willen erzählt, zu welcher er Veranlassung gibt. Das Geschichtliche interessiert dann durch die That des Helden, der komisch harmlos, aber auch satirisch sein kann. Die *Novelle*, ursprünglich von dem *Fabliau* nur durch ihre nicht metrische Darstellung verschieden, verlornt ihren Ursprung der Konversation, und hält sich innerhalb des Kreises der gesellschaftlichen Verhältnisse. Der ursprüngliche Begriff der *Neuigkeit* ist dabei nicht verloren gegangen. Göthe in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten sagt: „Wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verkünder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darstellung einer interessanten Materie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seltenste so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzte, vorgetragen wurde. Was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser

Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt.“ — Unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, gibt es aber manche, die noch einen reinen schönen Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche die uns die menschliche Natur und ihre innern Vorzügenheiten aus einem Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Aberrationen uns ergötzen.“ Zu diesem allem fügt die Baronesse hinzu: „Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht sei, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nöthig ist, die nicht still stehe, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewege, sich aber auch nicht übereile, in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend so lange wir sie hören, befriedigend wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.“ Nicht mit Unrecht erklärt der Geistliche diese Forderungen für hohe und strenge, das Hauptstück zu einer Theorie der Novelle ist jedoch hierin enthalten.

Bewegt sich nun aber die Novelle im Kreise der socialen Verhältnisse, so führt dagegen das Märchen in das Gebiet des Phantastischen. Es läßt sich als orientalisches Epos bezeichnen und steht mit dem hellenischen in demselben Gegenfaze, wie hellenische und orientalische Weltanschauung; seinen hauptsächlichsten Reiz erhält es durch das Abenteuerliche und eigenthümlich Wunderbare. Dem Märchen zur Seite wäre dann die Legende zu stellen mit dem christlich Wunderbaren, wobei an die Stelle des Abenteurers Thaten der Heiligen treten. Die Legende ist aber religiöse Dichtung, welchen Charakter das Märchen nicht bewahrt hat, und dies bedingt die Verschiedenheit in der Darstellungsweise beider, wie sich dies aus den besondern Artikeln hierüber ergeben wird. Jetzt ergibt sich uns so viel, daß alle diese Arten von Erzählung der modernen Poesie angehören, daß jede ihren eigenthümlichen Charakter hat, der auf die Darstellungsweise nicht ohne Einfluß bleiben konnte, und daß die im engeren Sinne sogenannte poetische Erzählung von den übrigen Arten sich nicht blos durch die metrische Form unterscheidet, sondern hauptsächlich durch ihre Beziehung der Thatfache, welche sie darstellt, auf das Menschliche an sich, mag der Dichter dieses von der ernsten oder komischen Seite auffassen, wonach er es naiv oder ironisch, sentimental oder launig behandelt, je nachdem ihm der Stoff das eine oder andere gestattet.

Kallide und Romane sind zwar auch erzählend, aber von gemäßigtem Charakter, entweder episch-lyrisch oder lyrisch-episch. Über ihr Verhältnis zu den angegebenen verschiedenen Arten der poetischen Erzählung wird in dem Artikel Romanze gehandelt werden. (H.)

ERZ- und ERBÄMTER¹⁾. Die ersten Reime der Erzämter, der erblichen Erzämter selbst noch gar nicht, zeigten sich zuerst bei dem Krönungsfeste Otto des Großen zu Aachen. Während hier der Herzog Gisbert von Lothringen, in dessen Gebiete Aachen lag, mit Allem verfaß, worin der Reim des Erztruchsessamtes sich darstellte, Herzog Eberhard von Franken dem Räte vorstand, worin der Reim des Erztruchsessamtes sich zeigt, Herzog Hermann von Schwaben den Schenken vorstand, also dem Reim des Erzschenkenamtes durchdrillen läßt, und Herzog Arnulf von Baiern endlich dem Rittersstande und der Wählung und Ausschlagung des Lagers vorstand²⁾, wodurch sich der Reim des Erzmarckamtes fund gibt, versehen bei dem Osterfeste, welches Otto III. im J. 985 zu Duerlinburg feierte, die Dienstmannenstellen Herzog Heinrich von Baiern bei der Tafel, Herzog Konrad von Schwaben bei der Kammer, Herzog Hgel von Kärnten bei dem Kellner und Herzog Bernhard von Sachsen stand den Pferden vor³⁾. Wir finden also hier die Reime der Erzämter nur in sofern, als sie die höchsten Reichsfürsten verrichteten; an bestimmte Fürstenthümer waren sie noch gar nicht geknüpft. Betrachten wir, wie jedes Landes Herzog bei dem Krönungsfeste Otto's des Großen und bei dem Osterfeste zu Merseburg im J. 985 eine andere Dienstmannenstelle verfaß, und wie die Erzämter später an andere Fürstenthümer geknüpft erschienen, so muß es nur-als zufällig erscheinen, daß Herzog Bernhard im J. 985 den Pferden vorstand, und nachmals das Erzmarckamt wirklich bei Sachsen war. In Beziehung auf den berühmten Hof, welchen Kaiser Friedrich zu Pfingsten 1182 zu Mainz hielt, um seinen Sohn, den König Heinrich, zum Ritter zu machen, bemerkt Arnold von Lübeck⁴⁾: „Officium dapiferi seu pincernae, Camerarii seu Marschali, non nisi Reges vel Duces aut Marchiones administrabant.“ Aus dieser Bemerkung kann man schließen, daß auch damals noch nicht die Erzämter an bestimmte Fürstenthümer festgeküpft waren. Besondere

1) Zahlreich sind die Schriften, welche über die Erz- und Erbämter erschienen sind. Gottl. Brandt, *Abht* in der *Notitia Scriptorum de Officiis S. R. J. aulicis* vor seinem *Tr. Camerarius* S. R. J. (Leipzig 1756. 4.) auf. Besondere bemerken wir: *Maceov* (Joh. Jac.), *De originibus Officiorum aulicorum S. R. J.* (Leipzig 1718. 4.) *Wagenet* (Joh. Christoph.), *De S. R. J. summa Officialibus et eorum Sub-Officiis*. (Altorf 1686. 4.) *Hoenenius* (Wilh. Lud.), *De S. R. J. Archi- et hereditariis officiis lique annexis Juribus et Beneficiis*. (Sieben 1701. 4.) *Gerbel* (Joh. Wih. de), *De Archi-Officiorum S. R. J. origine et Archi-Thesaurio*. (Hanoer 1710. 8. Leipzig 1755. 4.) *Drümel's* (Joh. Heinr.) *Untersuchung von den Erzämtern des heil. röm. Reichs teutscher Nation*. (Frankfurt 1745. 4.) 2) Über die Stelle *Wählung* von Goretz i. Rheten in der Klagen. *Geographie* v. B. v. R. I. Sect. 25. 26. S. 45. 3) *Dithmar von Merseburg*, Ausgabe von Wagner S. 69. 4) *Chron. Slavov. Lib. III. Cap. 9 ap. Leibnitz. Brunav. Scripta*. T. II. p. 661. Diese Stelle Krato's von Lübeck hat Einige zu der Meinung veranlaßt, Kaiser Friedrich I. habe die sonst an seine gräflichen Häuser und Fürstenthümer gebundenen Würden Bäumen, Bären, Schafen und Brandenburger erblich verliehen. *Coming. De Officialibus Imperii* Th. 13. 15. *Pfeffing*, ad Vitruv. Lib. I. Th. 18. p. 1020. *Ludwig*, Dissert. de formula Ducatus Brandenburg. p. 66.

Wichtigkeit erhielten die Erzbäuer dadurch, daß an sie die Kur oder das Recht der Königswahl angeknüpft ward. In der Reichslegung, welche Otto IV. beilegte, steht, heißt es: „Sechs Fürsten, des heiligen Ordens drei, der mäinzer, der trierer und der kölnr, weltliche ebenso viel, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, sollen den Kaiser wählen. Wenn diese uneinig sind, so sollen sie den König von Böhmen mit zur Wahl sieben. Dieser Beschluß ward in Frankfurt mit Zustimmung der Fürsten in Gegenwart der Seckunden des Papstes, Hugoimus und Leo, gefaßt.“ Ist diese Reichslegung echt und nicht untergeordnet, so ist nicht unwahrscheinlich, daß es nach der Ansicht des römischen Hofes eine Nachahmung der sieben Cardinalbischofe bei der Papstwahl sein sollte“), während die Teutschen die Kurstimmen als an die Erzbäuer geknüpft annahmen. Hierbei fand sich aber die Schwierigkeit, daß vier höchste Dienstmannenämter oder weltliche Erzbäuer waren, während nach der Ansicht des römischen Hofes nur drei weltliche Fürsten an der Wahl Theil haben sollten, und der vierte nur im Nothfalle, wenn die Stimmen der sechs Kurfürsten gleich ausfielen, und also eine siebente Stimme den Ausschlag geben mußte. Albrecht von Stade, welcher zum Jahre 1240 erzählt, ein Theil der Fürsten habe dem eine andere Kaiserwahl verlangenden Papst Gregor zurückgeschrieben, es gehöre nicht zu seinem Rechte, einen Kaiser zu substituiren, sondern nur den von den Fürsten Gewählten zu krönen, fährt fort: Es wird nämlich der Unterschied gemacht, daß die Wahl diesen (den Fürsten) gebührt. Nach vorausgehender Schöpfung (Wahltag) der Fürsten und mit Einwilligung) derselben wählen den Kaiser der trierer, der mäinzer und der kölnr. (Nachdem Albrecht von Stade weiter bemerkt, wie der trierer, oder gleich er nicht aus Deutschland sei, dazu komme, fährt er fort:) Der Pfalzgraf wählt, weil er Truchseß (Papster), der Herzog von Sachsen, weil er Marschall, und der Markgraf von Brandenburg, weil er Kämmerer ist. Der König von Böhmen, der Schenke ist, wählt nicht. Der Sachsenspiegel) sagt: In (bei) des Kaisers „Kore“ (Wahl) soll der erste sein der Bischof von Mainz, der andere der von Trier), der dritte der von Köln. Unter den Laien

ist der erste an dem „Kore“ („Kure“ bei der Wahl) der Pfalzgraf von dem Rhein des Reichs Truchseß, der andere der Herzog von Sachsen der Marschall, der dritte der Markgraf von Brandenburg des Reichs Kämmerer. Der Schenke des Reichs, der König von Böhmen, hat keinen „Kore“ (Kure) um das, daß er nicht teuflich ist. Nach diesem“) „tiefen“ (wählen) des Reichs Fürsten alle, Pfaffen und Laien. Die zu ersten an dem „Kore“ (Kure) genannt sind, die sollen nicht „tiefen“ nach ihrem Rathwille (ihrer Willkür), denn wenn die Fürsten alle zum Könige erwählen, den sollen sie allerst bei (mit) Namen „tiefen.“ Der Schwabenspiegel“) sagt: Den König sollen wählen drei Pfaffenfürsten und vier Laienfürsten. Der Bischof von Mainz ist Kanzler des Reichs zu teuflichen Landen, der hat die erste Stimme an der Wahl, der Bischof von Trier die andere, der Bischof von Köln die dritte. Der Bischof von Köln ist Kanzler des Reichs zu Lamparten, der von Trier ist Kanzler des Reichs zu Sachsen, das sind die drei Ämter, die gehören zu der Wahl. Unter den Laienfürsten ist der Pfalzgraf an dem Rhein der erste an der Stimme, des Reichs Truchseß, der soll dem Könige die ersten Schüsseln tragen. Der andere an der Stimme ist der Herzog von Sachsen, des Reichs Marschall, der soll dem Könige sein Schwert tragen. Der dritte ist der Markgraf von Brandenburg, des Reichs Kämmerer, der soll dem Könige Wasser geben. Der vierte, der König von Böhmen“), des Reichs Schenke, der soll dem Könige den ersten Becher tragen. Die vier“) Mann sollen teufliche Männer sein von Vater und von Mutter, oder von ihrer Einnem (wenigstens von Einem von beiden); und wenn sie wählen wollen, so sollen sie ein Gespräch gebieten hin zu Frankfurt. Das soll gebieten der Bischof von Mainz bei dem Banne, und soll der Pfalzgraf von dem Rheine gebieten bei der Acht. Sie sollen zu der Sprache gebieten ihren Gefellen“) (Genossen), die mit ihnen da wählen sollen, darnach den Fürsten“), soviel sie ihrer haben können. Darum ist die Zahl der Fürsten ungleich gesetzt,

tern Art hat, stimmt mit Albrecht von Stade, indem er besagt: In (bei) des Kaisers „Kore“ (Wahl) soll der erste sein der Bischof von Trier, der andere der Bischof von Mainz u. s. w.

10) Sime. 11) Cap. 113 bei Schilter, Theodosius

Antiquitatum Testimoniarum. T. II, p. 70. 71. 12) Nach

ander Lesart der Herzog von Bayern.

13) Das sächsische Lehnrecht Cap. 4 (bei Schilter, Cod. Jur. Alam. Feud. p. 9) nennt

dies drei weltliche Fürsten, indem es sagt: Wenn aber die Teu-

tschen einen König kiesen, und er zu dem führt zu der Weihen,

so sind pflichtig sechs Fürsten mit ihm zu stehen, die die ersten in

des Reichs „Kore“ (Wahl) sind, der Bischof von Mainz, von

Trier und von Köln und der Pfalzgraf von dem Rhein, der Her-

zog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg durch das

(damit) dem Papste wesentlich ist des Königs weltliche Kur. Doch

war dieses der Thron weit nicht allein, sondern sie mußten beidseit

mit nach dem, weil sie bei dem Riste der Kaiserkrönung die höch-

sten Dienstmannenämter (die Kurämter) verrichten mußten. Somit

das sächsische Lehnrecht, so führt auch das sächsische Lehnrecht

14 als bei, welche die ersten an der Kur sind, wenn man einen

König von teuflichen Landen kiesen, die drei Kaiserfürsten auf: den

Pfalzgrafen von dem Rhein, den Herzog von Sachsen und den

Markgrafen von Brandenburg. 14) Den Wählern ihres Collo-

gii, d. h. den Kurfürsten. 15) Den kaiserl. Fürsten.

5) Consist. Imperial. ap. Goldast. Imperat. S. Imp. Rom. Teut. Recons. Constantin. Ordin. et Rescr. T. III, p. 271: er

ist bei Consist. Ottonis IV. ins J. 1209. 6) Rich. Pag.

Schmidts, Geschichte der Teutschen. S. 24. 6. Buch. Cap. 35.

Ältere Ausgabe von 1784, S. 163 bemerkt: „Worum et eben

seben Stimmen sein sollten, da z. B. das Pfalzgraf und Truch-

seßamt leicht hätten zu zweien angeschoben werden können, scheint

allerdings von den sieben Cardinalbischofen, die den Papst vorzüg-

lich wählen, genommen zu sein; die gebene Bulle mag hierüber

saen, was sie will.“ 7) Schmidt. Aber das Pfalzgrafamt an

sich was zu sein Dienstmannen oder Gramt, sondern der Pfalz-

graf der Rhein war Truchseß, weil er unter die höchsten welt-

lichen Fürsten gebührt. 7) Es praesentationis Principum et

coegenen, sagt Albrecht von Stade (bei Stupisus und Schil-

ter 6). Berthold. Kur. Germ. p. 312; die Wahl des Kaisers wird

nämlich noch nicht von den Kurfürsten allein ob, sondern auch noch

die sieben Fürsten leisten sie mit ein. 8) Art. 57. (Luchlin.

Geb. 147.) Ausgabe von Görner S. 448. 449. 9) So der

teilsigste Codex der queditburger, welcher wahrscheinlich einen die

daß, wenn drei einen wählen und die vier einen andern, die drei den vierten folgen wollen, denn je (immer) soll die mindere Zahl der meisten folgen, das ist in aller Kürze. Besondere Aufmerksamkeit, Fragen und Rathsamungen hat bei den Geschichtsforschern erregt, daß Baiern kein Erzamt vorlor. In Ausübung der vier obersten Dienstmannschaften fanden wir unter Otto dem Großen vier Herzogthümer, und so auch unter Otto III., nur daß unter diesem im J. 985. Herzog Hezel von Kärnten eine Dienstmannschaft verlor, während Herzog Gisbert von Lothringen eine beim Krönungsfeste Otto III. versehen hatte. Da die Pfalzgrafen bei Rhein ursprünglich Pfalzgrafen von Aachen waren¹⁶⁾, und bei dem eine Dienstmannschaft verhebenden Herzoge Gisbert ausdrücklich bemerkt wird, daß in dessen Gebiete Aachen gelegen, so läßt sich vermuthen, daß der Pfalzgraf von Aachen nachmals eine Dienstmannschaft erhalten, während die Herzoge von Niederlothringen sie verloren. Der Herzog von Kärnten hat auch eine gehabt, denn Anos Episcopus bemerkt: Fuit autem dux Carinthiae venator imperii, ad quem lites venatorum omnium deferrebantur, vocatus in iudicio coram imperatore, querelantibus et si a Slavonica lingua respondere tenebatur¹⁷⁾. Wenn wir die Herzoge von Schwaben unter Otto dem Großen und seinem gleichnamigen Enkel Dienstmannschaften verrichten sahen und später kein Erzamt bei Schwaben finden, so ist das ganz natürlich, weil das Herzogthum Schwaben unterdessen eingegangen war. Warum gerade der Markgraf von Brandenburg eine der höchsten Reichsdienstmannschaften oder ein Erzamt erhielt, während es doch noch andere angesehenere Markgrafen im Reiche gab, läßt sich am besten durch folgende Annahme erklären: Albrecht der Bär war eine Zeit lang Herzog von Sachsen; wahrscheinlich hat er die Dienstmannschaft von Sachsen auf Brandenburg übertragen, während Heinrich der Löwe die Dienstmannschaft von Baiern verlor, und also zu gleicher Zeit nicht zwei Dienstmannschaften verrichten konnte. Um zu erklären, daß Baiern kein Erzamt erhielt, hat man Folgendes angenommen: Baiern war im Besitze der Erzschenkenwürde; diese gab wahrscheinlich Kaiser Friedrich I. an Böhmen, damit der neue von ihm ernannte König bei friedlichen Tagen gleich den übrigen Herzogen ein Amt zu verrichten habe¹⁸⁾. Soviel läßt sich aber bloß nachweisen, daß die Herzoge von Baiern unter Otto dem Großen und seinem gleichnamigen Enkel eine der vier obersten Reichsdienstmannschaften versehen hatten. Was für ein Dienstmannamt der Herzog von Baiern zur Zeit des Kaisers Friedrich I. verrichtete, läßt sich nicht bestimmen, und noch weniger läßt sich behaupten, Kaiser Friedrich I. habe das Erzamt Baiern genommen und an Böhmen gegeben. Der wahre Grund, warum Baiern später

ohne Erzamt war, ist wol kein anderer, als dieser, daß, als die Pfalzgrafschaft bei Rhein an den Herzog Ludwig von Baiern kam, die eine und dieselbe Person nicht zwei Erzämter zugleich verrichten konnte. Zwei Kurstimmen eine für die Pfalz und die andere für das Herzogthum, konnte Ludwig's Sohn, Otto der Erlauchte, inne haben und auch ausüben¹⁹⁾; aber zwei verschiedene Dienstmannschaften konnte er nicht zu gleicher Zeit verrichten. Er mußte also die Ausübung eines der beiden Ämter verrichten. Da Otto der Erlauchte in den Acten Albert's des Böhmen die Kurstimme, die er von der Pfalz hatte, eben nennt; so läßt sich schließen, daß er das Dienstmannamt verrichtete, das er wegen der Pfalz hatte. Zwar kann man nicht mit Sicherheit aus dem Nachfolgenden rückwärts schließen; doch für den Fall, daß zur Zeit, als die Pfalzgrafschaft bei Rhein an den Herzog von Baiern kam, die einzelnen Erzämter an bestimmte Fürstenthümer in jener Zeit festgeknüpft waren, muß angenommen werden, daß das Erzschenkenamt bei der Pfalz war, weil wir es nicht lange darauf, nämlich bei Albert und im Sachsenspiegel bei demselben finden. Bei dem Schwabenspiegel sind die verschiedenen Lesarten bei dem Schenkennamen ein besonderer gordischer Knoten gewesen, welcher sich nicht lösen, sondern nur durchhauen läßt durch die Annahme, daß die Gesammelung des Schwabenspiegels in den ältesten Handschriften als Schenk des Reiches den Herzog von Baiern angehe²⁰⁾. Weit eher lösbär ist die schwierige Beantwortung der Frage im Betreff des höheren Alters der verschiedenen Lesarten, wenn wir als die älteste diejenige annehmen, welche mit Albert von Stade und dem Sachsenspiegel übereinstimmt. Sie findet sich in der Dupluff'schen Ausgabe des Schwabenspiegels, welche nach einer alten fast gleichzeitigen Handschrift abgedruckt ist, und lautet: Der vierte ist der König von Böhmen, des Reiches Schenk, und soll dem Könige den ersten Becher bieten. Doch ist zu wissen, daß der König von Böhmen keine Kur hat, weil er nicht ein trauerscher Mann ist. Da der König von Böhmen später eine Kurstimme erhielt, ebenso wie die übrigen Kurfürsten, so muß die so eben angeführte Lesart des Schwabenspiegels als die älteste angesehen und angenommen werden. Der Herzog Otto von Baiern, zugleich Pfalzgraf an dem Rhein, welche Würde als vorrangend betrachtet ward, hatte nur eine von den höchsten Dienstmannschaften versehen können, und hatte also einer verlustig geben müssen. Hierdurch war natürlich zweifelhaft geworden, ob er auch eine doppelte Kurstimme haben könne, und so mußte die wegen Baiern in Streit gezogen werden. Otto's Söhne und Nachfolger, Ludwig und Heinrich, theilten ihre Länder. Ludwig, welcher die Rheinspfalz erhielt, hatte dadurch ein unbestrittenes Erzamt und die damit verbundene Kurstimme. Der Grund, aus welchem Baiern das Erz-

16) s. Grotius, Ordinarie Rechte der Pfalzgrafen zu Lothringen oder in Niederlothringen von ihrer Annehmung bis auf Heinrich von Sach., Pfalzgrafen bei Rhein. 17) *Annales Sylviarum*, Historia de Europa. Cap. 20, p. 252 der bestmährigen Ausgabe bei Fischer, Script. Rer. Germ. T. II. p. 58. 18) *Manardi*, De Offic. Bavarum. 1. Th. S. 276.

19) Der Herzog sagt in *Joannis Aventini Excerptis Alberti Duxis Actis ap. Osele*. Rer. Boic. Script. T. I. p. 769: *3 gyltan Dominus noster Pagi hoc ipsum iam fecerat*, propter hoc enim vellem utique nos remanere videlicet Pagi et Ducatus etc.

20) *Manardi*, Die Geschichte Baierns. 1. Th. S. 276.

amf verloren, fiel nun hinweg, und Heinrich konnte ja nun eine der vier höchsten Reichsdiensmannenstellen üben, während sein Bruder das Amt der ersten derselben versichtete. So nahm auch Herzog Heinrich von Baiern im J. 1257 als Mitkurfürst an der Wahl des englischen Königs zum römischen Könige Theil²¹⁾, denn König Rudolf der Habsburger sagt in der Urkunde²²⁾ von 1275, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein habe vor ihm und allen Fürsten auf dem Hofe zu Augsburg den 15. Mai 1275 bezeugt, quod praedictus Dux Henricus, frater ipsius, olim electioni incliti Richardi Romanorum Regis nostri Praedecessoris, una cum ipso praesentialiter cum caeteris Principibus Coelectoribus interfuit, et in eum uterque direxit legaliter votum suum, eundem in Romanum regem una cum aliis Coelectoribus jus in hoc habentibus eligendo. Doch hatte Herzog Heinrich von Baiern dadurch noch keine unbeschränkte Kurfürstenthum erlangt. Daher bittet er den Papst Gregor X. im J. 1271, dieser möge geruhen, seine Stellung unter den übrigen Kurfürsten des römischen Reichs mit väterlicher Güte ins Reine zu bringen²³⁾. Bei Rudolf's von Habsburg Wahl zu Frankfurt 1273 wurden die Procuratoren des Herzogs Heinrich von Baiern von den Kurfürsten zugelassen, ungeachtet der Procuratur des Königs Ottokar von Böhmen widersprach²⁴⁾. Als König Rudolf den 15. Mai 1275 zu Augsburg Hof hielt, entstand zwischen den Gesandten des Königs Ottokar von Böhmen und den Procuratoren des Herzogs Heinrich von Baiern über das Kurfürstenthum Streit, und die Procuratoren des Herzogs Heinrich und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog von Baiern, erwiderten, daß es ihnen²⁵⁾ in Rücksicht auf das Herzogthum Baiern von

Alter der zustehe²⁶⁾. In die Zeit des Streites wegen der Kurfürstenthum zwischen dem Herzogen von Baiern und dem Könige von Böhmen fiel zum Festtage zu Augsburg, 1275, wo ihn König Rudolf zu Gänzen der Herzoge von Baiern entschied, ist wahrscheinlich die Lesart des Schwabenspiegels, welche der Cod. Ambrasianus Chartac. hat, nämlich: „der Vierte ist des Reiches Schenke, der soll dem Könige seinen Becher tragen“, zu setzen, denn hier ist weder der König von Böhmen, noch der Herzog von Baiern genannt. Auf dem Festtage zu Augsburg 1275 versamelte König Rudolf die Theilnehmer des Herzogs Heinrich von Baiern an Richard's und seiner (Rudolf's) Wahl an. In die Zeit nach dem Mai 1275 gehören also aller Wahrscheinlichkeit nach die den Herzog von Baiern angebenden Lesarten, welche die Fortleserthe und die größere und die kleinere Strasburger und andere²⁷⁾ Handschriften, und namentlich der Cod. Ambrasianus Pergamenus, haben, nämlich: der vierte an der Wahl²⁸⁾ das ist der Herzog von Baiern, das ist des Reiches Schenke, der soll dem Könige den ersten Becher tragen. In der Uebersetzung von 1275 erkennt König Rudolf zwar an, daß Herzog Heinrich an Richard's und an seiner (Rudolf's) Wahl Theil genommen, spricht aber dem Könige von Böhmen das Kurfürstenthum nicht ausdrücklich ab. Als König Ottokar sich im J. 1276 mit dem Könige Rudolf verglich, erhielt Letzterer dafür, daß er des Letzteren Lehnsmann ward, das Schenkennam²⁹⁾. Doch brachen neue Feindseligkeiten zwischen Rudolf und Ottokar aus, und erst nach des Letzteren Untergang erhielt König Wenzel von Böhmen von seinem Schwiegersvater, dem Könige Rudolf, das Schenkennam den 25. Sept. 1290 zu Erfurt bestätigt. König Rudolf erfuhr nämlich durch die Versicherung und das einstimmige Zeugniß der Fürsten, Barone, Edeln und Vornehmen des Reichs, daß der König von Böhmen des Reiches Schenke sein solle und das Recht und Amt des Schenkennamds bei ihm und seinen Erben nach Erbrecht sitze³⁰⁾. Es ward deut-

21) Chron. August. ap. Freher. Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 379. 22) Bei Goldast, Const. Imp. T. I. p. 311. Oita. (Lager, Urkundenbuch zur guten Balle. Nr. 13. S. 38. 23) et Papa dignetur, statum nostrum inter caeteros Rom. Imperii Electores paterna benignitate dirigere, sed Herzog Heinrich in dem Schreiben bei Freher, Thesaur. Antiquar. noviss. Cod. diplom. T. VI. p. 137. 24) König Rudolf der Habsburger bemerkt in der Urkunde vom J. 1275: Deinde (bezieht sich auf die Wahl Richard's) vero electionis tempore apud Franconfurt de aetate ab omnibus Principibus qui in electione habentibus concorditer celebratae, per Nuncios et Procuratores ejusdem Henrici, videlicet Henricum Praepositum Ottingensem et Fridricum Rectorem Ecclesiae de Landsbut, ipsius absentiam propter impedimenta legitima legitime excusantes, praesente Venerabili Berchtoldo Babenbergensi Episcopo, Procuratore praedicti Regis Bohemiae et contradicente quidem ipsi Procuratoribus, sed ipsius contradictione a Principibus Electoribus omnibus tam Ecclesiasticis quam Secularibus non admissa, in dictum Ludovicum Comitem Palatinum Rheni nostrum filium, una cum aliis Principibus omnibus, qui in nos direxerunt sua vota, prout jam dicti Procuratores in mandatis receperunt, concorditer extitit compromissum, qui commissum hujusmodi in se recipiens, suo et dicti Henrici fratris sui, ac omnium aliorum Principum qui in electione habentium auctoritate et nomine, in Romanum Regem solemniter nos elegit, vocibus eorundem fratrum Ducum Bavariae, Comitum Palatinorum Rheni, ratione Ducatus pro uno in Septem Principum qui in electione Regis Romani habentium numero computatis etc. 25) Nämlich ihm und seinem Bruder Heinrich.

26) König Rudolf sagt in der zu Augsburg 1275 ausgefertigten Urkunde: constituit ibidem in praesentia nostra Illustrum Principum Ottochari Regis Bohemiae Nuncios, et Henrici Ducis Bavariae Procuratores, subortaque inter eos questione super quae possessionis iuris eligendi Romanum Regem, per Procuratores dicti Ducis Henrici et Illustrum Ludovicum Comitem Palatinum Rheni Ducem Bavariae, filium nostrum charissimum, fuit propositum, ratione Ducatus Bavariae hoc eis competere ex antiquo.

27) S. Schütz zum Schwabenspiegel bei Schiller C. 71. Rot. 6. 28) So nach dem Msc. Hort. Der Codex noch gleich nach dem Cod. Ambras. Pergamenus: Der Herzog von Baiern hat die vierte Stimme an der Kur und ist des Reiches Schenke; und soll den König den ersten Becher tragen. 29) Nach der Anonymi Leobenensis Chron. vom J. 1276 (bei Freher, Scriptt. Rer. Aust. T. I. p. 848) verpönt Ottokar's Gemahlin, als ihr Mann nach Böhmen zurückkam und er die mit Rudolf geschlossenen Verträge zeigte, denselben auf diese Weise: O quam grandis auctoritatis es Rex! qui Rudolfum longum positum iuxta canum consecutus aliatrasi: sed prope positum oblatione quatuor terrarum nobilium pro pinceratus officio salutasti etc. 30) Ipsum Regem Boemiae Imperii debere pinceratum existens, et iuxta ac officium Pinceratus apud eum nec non ejus heredes, jure hereditario residere, sagt die vom Könige

lich erklärt, daß der König von Böhmen eine Kurstimme, wie die andern Kurfürsten haben müsse“), und König Rudolf lernte, daß nicht bloß dem genannten Könige von Böhmen und seinen Erben die Rechte des Ehrenkronums und der Kur zustehen, sondern auch seinen Vorfahren zugehörten haben“). König Rudolf sicherte sie dem Könige von Böhmen also durch folgende Satzung zu: *Volentes itaque dicti Regis et heredum suorum dispendiis cavere, ius et officium Pincernatus in Imperio sibi et heredibus ejus et non aliis competere, et in electione Regis Romanorum futuri Imperatoris, habere ius et vocem clare recognoscimus, approbamus et praesentium testimonio profitemur.* Für die Zeit vom 25. Sept. 1290 an paßt also die Lesart des Schwabenpiegels, welche Schiller in den Text aufgenommen hat, nämlich: Der vierte, der König von Böhmen, des Reichs Schenke, der soll dem Könige den ersten Becher tragen. So verlor Baiern alle Aussicht zur Wiederlangung eines eigentümlichen Erzmanes. Es behielt nur den Wechsel der Kur mit Pfalz. Nach dem Vertrage zwischen dem Herzoge Rudolf und seinem Bruder Ludwig im J. 1310 blieb Erstster im Besitze der Pfalz und Kurfürst auf Lebenszeit; im Falle ihn Ludwig überlebte, so sollte er eintreten und nach seinem Tode die Kurwürde immer an den ältesten fallen“). In dem Kurwortsbriefe zwischen Kaiser Ludwig und Ludwig Markgrafen zu Brandenburg und Pfalzgrafen bei Rhein, auf der einen und Rudolf, Ruprecht und Ruprecht, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogen in Baiern, auf der andern Seite zu Pavia 1329, setzte der Kaiser fest: Auch sollen sie den ersten römischen König wählen für sich und ihren Theil, so sollen unsere Kinder, Ludwig und Stephan, den andern römischen König wählen; und also soll die Wechselung der Wahl des Reichs zwischen ihnen und ihren Erben und unsern Kindern und ihren Erben für- und ewiglich bleiben“) u. s. w. Aber Kaiser Karl IV., welcher Ruprecht den Ältern; Pfalzgrafen bei Rhein, des heiligen Reichs obersten Truchsess und Herzog in Baiern übertrug, und namentlich in Beziehung auf das Kurrecht, begünstigte“), setz im J. 1356 fest, daß die Kur und Stimme auf das Fürstentum und auf das Land Pfalz und auf das Truchsessamt also gegründet sind, daß ihr Eins ohne das Andere nicht sein mag, sondern sie müssen bei einander in aller Ansprache“) zu Verlust

und Gewinn unvertheiltlich“) bleiben“). So kam Baiern auch um den Wechsel der Kurstimme, und nur die Pfalz hatte sie mittels des Truchsessamtes. Bevor wir weiter erzählen, welche Satzungen Karl IV. im Betreff der Erbämter gab, müssen wir noch einen Blick auf die vorhergehende Zeit werfen. Das Chron. Colmar“) sagt: Im J. 1298 hielt der römische König Albert in der Octava Martini zu Nürnberg einen feierlichen Hof, und daselbst ward die Königin nach schicklichem Brauche gekrönt; und fast alle Kurfürsten waren gegenwärtig. Daselbst ward die Würde eines jeden Herrn vor dem Könige feierlich reichte, und jeder der Herren bediente in seinem Amte, wie er schuldig war, den König“). Der König von Böhmen mit dem kostbarsten Kleid und Kasse, welches auf 1000 Mark geschätzt ward, reichte in goldenem Becher ihm dar. Das Chronicon Constantiense“) sagt: Albert schrieb, nachdem er die Kaiserkrone erlangt, eine Reichsversammlung nach Nürnberg aus, wo 5500 Mann Grafen, Barone, Ritter und Erite erschienen, die Gemeinen ungerchnet. Es waren daselbst auch zugegen die sieben Kurfürsten, und übrigens 52 Fürsten, worunter 24 Bischöfe. Daselbst wird auch Elisabeth, Reinhard's, des Herzogs von Kärnten und Grafen von Tyrol, Tochter, zur Königin gelobt und creirt: und den Sonntag nach Martini ward ein großes Gastmahl gehalten, auf welchem, während der Krönung und die Königin mit ihren kostbaren Kronen am Tische saßen, König Wenzeslaus von Böhmen, mit seiner Königskrone geschmückt, sie bediente“). Unter andern Vocalen setzte er einen mit Jaspis und Perlen gezierter Becher hin. Während der römische König Albert auf der linken und die Königin Elisabeth auf der rechten Seite saßen, saß der Bischof Heinrich von Konstanz an des Königs und der Erzbischof von Mainz an der Königin Seite. Als aber der Erzbischof von Köln dieses wahrnahm, wollte er sich nicht beifügen, noch auch bedienen“), weil er sich vielmehr aus des Bischofs von Konstanz einer solchen Ehre für würdig hielt. So das Chron. Constant. Albert von Straßburg sagt in Beziehung auf den feierlichen Hof, den Kaiser Karl IV. zu Weihnachten 1356 zu Reg hielt: Es waren daselbst die Kurfürsten und die Beamten oder Dienstmannen des Reichs (Principes, Electores et Officiales seu ministeriales Imperii), von welchen jeder in seinem eigen-

Rudolf den 25. Sept. 1290 zu Erfurt gegebene Urkunde bei Osen-
schlager, Urkundenbuch zur Geschichte. Nr. 14. S. 40. 41.

31) *Extitit etiam illud declaratum, praedictum Regem Romanum et suos heredes in electione Regis Romanorum futuri Imperatoris cum ceteris Electoribus habere debere ad simulandum aliorum Electorum eligendi plenitudinem ac vocem.* 32) *Hoc vero iure Pincernatus et Electoratus nedom dicti Regis et suis hereditibus diciamus competere, sed etiam suis progenitoribus, avibus, avibus, proavis et avibus, pure tenuissime competentibus.* 33) Urkunde bei Schmied, Die Septenvirate, S. 9. p. 126. 34) Urkunde bei Osen-
schlager, Urkundenbuch zur Geschichte. Nr. 5. S. 11. 35) *Es ist die Urkunden*

Karl's V. von 1554 und 1556 bei *Teinertus*, Codex Diplomaticus Palatinum. No. 157. p. 89. No. 140. p. 90. 91. 36) *In omni impetitione*; sagt die zu Nürnberg 1356 Donnerstag nach

Epiphaniae gegebene Urkunde Karl's IV. bei *Goldast*, Const. Imp. T. I. p. 351. bei *Teinertus* a. a. O. Nr. 139. S. 90.

37) *inseparabiliter*, sagt die so eben angeführte lateinische Urkunde. 38) sagt die teutsche Urkunde bei *Teinertus* Nr. 144.

S. 93; *si* hat dasselbe Datum als die lateinische, d. h. nämlich: Datum Norimbergae Anno Domini MCCCCLVI quinta feria Epiphaniae Domini: *hic testatur*, „da man sieht von Christus Geburt, hundertundsechzig Jahr und in dem sechs und fünfzigsten Jahr, des nächsten Donnerstags nach dem 6. ersten Jahr a. l. m. Dieser Tag ist das Festum Epiphaniae, das erste neue Jahr, der Dreiflingstag (s. *Haltius* Calendarium Medii Aevi. p. 24. 35), nicht aber der Dinstag, wie *Teinertus* angibt. 39) *Bei Oratio*, Germ. Histor. T. II. p. 60. 40) *et quilibet dominum Regi in officio suo, sicut debuit, ministravit.* 41) *Bei Viktorius*, Ausgabe des Straub. S. 29. S. 751. 42) *eisdem ministravit.* 43) *etiam ministrare.*

43) *etiam ministrare.*

thümlichen Amte oder Dienste den am Tische sitzenden Kaiser bediente⁴⁴⁾. Jeder kam zu Rosse bis an den Tisch. Als er vom Pferde vor dem Tische stieg, wurde dasselbe den Hühnern und Wunden⁴⁵⁾ gegeben. Aus der Beschreibung dieser zu Weihnachten 1356 zu Reg statt: habenden Feierlichkeit durch die städtischen Gelanden⁴⁶⁾ bemerken wir: Der Kaiser und die Kaiserin ritten auf großen Rossen nach einander zu Geselle, und hatten weiße Waffenkleider angelegt, und der Kaiser war „gewert“ (bewehrt, bewaffnet), wie er von Recht sein sollte, und die Kaiserin fuhr getrennt mit entlocktem (fliegendem) Haare. Der Kaiser saß mit den Fürsten zu Geselle und aß, und die Kaiserin saß mit großen Rossen, wie ihre Rechte sind. Die Kaiserin saß in demselben Geselle, und der Cardinal zu einer Seite und der Delphin⁴⁷⁾ zu der andern Seite, zu (an) einem besonderen Tische, und es saßen in demselben Geselle viele Bischöfe, Herzöge, Äbte, Grafen und Freie, die man nicht zählen konnte. Die führenden Leute haben vierzig gekleidete Herren und hundert Grafen und Freie geschäft (d. h. Gaben von ihnen erhalten). Benessius a Weitmile⁴⁸⁾ beschreibt die Feierlichkeit des zu Weihnachten 1356 zu Reg von Karl IV. angefangen Hofes auf folgende Weise: Es kamen, als das Fest bevorstand, an den kaiserlichen Hof die Gelanden des Papstes, der Cardinal von Tarazona und der Abt von Cugny, ebenfalls auch die dreien Söhne des Königs von Frankreich, der ersteborene und der zweite, des Kaisers Schwesteröhne, gleichfalls die Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz, ebenso der Herzog von Luxemburg, welcher die Person des Königs von Böhmen, welcher Erzbischof („Archi-Piscar⁴⁹⁾“) ist, repräsentirte, der Herzog von Sachsen der Erzmarschall („Archi-Marchalkus“), der Markgraf von Brandenburg der Erzkämmerer („Archi-Camerarius“), der Pfalzgraf von dem Rheine der Erztuchsch („Archi-Dapifer“), der Markgraf von Meissen der oberste oder Erzdienmeister („Archilivener“), des heiligen Reichs Beamte (Saceri imperii Officialis). Nachdem Benessius hierauf die Haltung des Gottesdienstes und dann den feierlichen Zug des Kaisers zu dem Hause des Gastmahltes, welches in der Mitte des Marktes der Stadt vorbereitet und schon ausgegärt war, beschreiben, fährt er fort: Hierher wurden sehr viele Tische und Tische für die Einzelabenden gesetzt. Während der Kaiser an der Tafel auf einem erhabenen Orte sitzt, kommen die Reichsbeamten („officialis imperii“), und verrichten, wie Sitte ist, ihre Ämter, und zuerst die oben genannten Erzbischöfe mit den Reichsiegeln, weil sie Kanzler jeder

an seinem Orte⁵⁰⁾ sind. Ebenfalls kam der Herzog von Sachsen, als Erzmarschall („Archi-marchalkus“), auf einem großen Strolche⁵¹⁾ vor den Tisch, trug Harn in einem silbernen Gefäß⁵²⁾ für die kaiserlichen Pferde, und ließ die einzelnen Fürsten sich setzen, jeden an den für ihn angewiesenen Sitz. Nach ihm kam der Markgraf von Brandenburg, als Erzkämmerer („Archi-camerarius“), auf einem Strolche⁵³⁾, trug ein goldenes Beden und schöne Bandquelen, und gab dem auf dem Throne sitzenden Kaiser Wasser. Nach ihm kam der Pfalzgraf, trug Speien in goldenen Schüsseln und setzte sie, nachdem er kredenzte hatte, vor den Kaiser. Nach ihm kam Herzog Bencelav von Luxemburg und Brandenburg, des Kaisers Bruder, welcher die Person des Königs von Böhmen, der Erzbischof („Archi-piscar⁵⁴⁾“) ist, repräsentirte, trug in goldenen Bechern Wein, und gab, nachdem er kredenzte, dem Kaiser zu trinken. Zuletzt kamen die Fürsten von Schwarzburg, als Unterdienermeister⁵⁵⁾, mit drei Jagdhunden und vielen Waldbornern, und machten großes Geräusch, und trugen einen Hirsch und einen Eber zu dem Tische des Fürsten (Kaisers) mit großer Heiterkeit. So nach Benessius. Unter den von Kaiser Karl IV. auf dem Hofe zu Reg 1356 promulgirten Gesetzen, welche sich an die übrigen Satzungen der goldenen Bulle angeschlossen finden, haben wir folgende, unseren Gegenstand betreffende, hier⁵⁶⁾ aus: „Von den Ämtern (officiis) der Kurfürsten auf den feierlichen Festen der Kaiser oder der römischen Könige.“ Wir verordnen, daß, wenn der Kaiser oder römische König seinen offenen Hof⁵⁷⁾ halten wird, auf welchem die Kurfürsten ihre Ämter bedienen oder üben sollen, nachfolgende Ordnung bei ihnen beobachtet werden soll. Erstlich wenn der Kaiser oder König in dem kaiserlichen oder königlichen Throne sitzt, soll der Herzog von Sachsen sein Amt auf diese Weise verrichten. Vor das Gebühde des kaiserlichen oder königlichen Sitzes soll man einen Haufen Hafer so hoch schütten, daß er dem Pferde, auf welchem der Herzog sitzt, bis an die Brust oder den vorderen Rest gebe, und der Herzog soll in der Hand ein silbernes Erbsenholz⁵⁸⁾ und ein silbernes Maß, welche beide an Gewicht

⁴⁴⁾ quorum quilibet ministrabat Imperatori sedenti in mensa, in officio suo ministerio suo proprio M. Alberti Argentinensis Chronicon ap. Arctium, T. II, p. 164. ⁴⁵⁾ Das Albert den Strolch hiezu hiezu, et milia nunt, hie in domo regni Tullio: Epistola. Bgl. den Sachspiegel 3. Buch. 46. Art. c. 426, oder auch im Allgemeinen folgende Stelle. ⁴⁶⁾ Bei Weichers, Appar. Archiv, p. 403. ⁴⁷⁾ Der Delphin von Frankreich war wohl seinem Bruder zu dieser Heiligkeit nach Reg gekommen. ⁴⁸⁾ Bei Pissini de Czechorad, Mars Morav. Tab. IV, c. 2, p. 403 sq.

⁴⁹⁾ f. den Art. Krakauer. ⁵⁰⁾ in magno dextrario: dextrarius ist ein großer, gepanzerter Schutzhelf. ⁵¹⁾ in vase argenteo: Lehmann, Speierische Chronik. 7. Buch. Cap. 35. ⁵²⁾ Jeanfuer Aufgabt von 1612. c. 731 gibt es (speiell) durch: „ein silbernes Multerila.“ ⁵³⁾ in dextrario. ⁵⁴⁾ Ultimo venient principes de Schwartzburg, ambvenerunt cum tribus canibus venatici etc., sagt Benessius; Lehmann, welcher seiner Beschreibung dieser Feierlichkeiten voranschickt: „die böhmisches Hosen erzählen es also“, sagt: „Endlich kamen geritten der Markgraf von Meissen und der Pfalz von Schwarzburg, beide Träger von Hosen und der Pfalz von Schwarzburg, beide Träger von Hosen, die beiden Hunde mit sich u. s. w. Daß der Markgraf von Meissen, der Erzdienmeister („Archi-camerarius“), nach Reg gekommen war, erwähnt Benessius weiter oben. ⁵⁵⁾ Der Anfang des Cap. XXI. De Curia Imperiali et Sessione betrachtet wir im Art. Krakauer, und das sich in der eigentlichen goldenen Bulle befindende Cap. XXII. De ordine processionalis Principum Electorum et per quos insignia deportantur betrachten, wie in dem Art. Kra- und Lehmannsche. ⁵⁶⁾ „solempnes Curias suas.“ ⁵⁷⁾ Erbsenholz, Erbsenholz, den Hofst dem oben zu stehen; die Überlegung der goldenen Bulle gibt: ambobis

zwölf Mark halten, haben, und so auf dem Pferde sitzend erstlich dasselbe Maß voll Hase fassen und dasselbe einem Diener, welcher zuerst kommt, darreichen und darfschütten"), und wenn dieses geschehen, hinwegweichen, und sein „Unter-Marschall“ („vice-Marschal. ejus“), nämlich der von Pappenheim, oder in Abwesenheit desselben der Hofmarschall herzukommen und den Hase theilen. Wenn aber der Kaiser oder König zu Tische geht, so sollen die geistlichen Kurfürsten, nämlich die Erzbischöfe mit den andern Prälaten, vor dem Tische stehen und nach der ihnen vorgeschriebenen Ordnung den Segen sprechen. Und wenn der Segen verrichtet ist, sollen dieselben Erzbischöfe alle mit einander, wenn sie zugegen sind, oder ihrer zwei oder einer, die kaiserlichen oder königlichen Siegel und Briefzeichen von dem Hofkanzler nehmen, und es soll derjenige, in dessen Archi-Cancellariat der Hof gehalten wird, in der Mitte, und die andern zwei auf jeder Seite einer gehen, und alle den Stab, an welchem die Siegel und Briefzeichen hängen, mit den Händen anfassen, dieselben tragen und mit gebührender Reuerenz vor dem Kaiser oder König auf den Tisch legen. Der Kaiser oder König aber soll ihnen dieselben so gleich wiederum zustellen, und in dessen Archi-Cancellariat dieses sein wird, verbleibe soll das größere Siegel, so lange bis man gegessen hat, am Halse tragen, und auch darnach, bis er in seine Herberge gekommen und vom kaiserlichen oder königlichen Hofe geritten ist. Der Stab aber, von welchem oben gesagt ist, soll silbern sein und an Gewicht zwölf Mark halten, von dessen Silber sowohl als Wackerlohn, soll jeder dieser Erzbischöfe ein Drittel bezahlen. Der Stab sammt den Siegeln und Briefzeichen soll dem kaiserlichen Hofkanzler so gleich zugeeignet werden zur Verwahrung zu seinem beliebigen Gebrauche. Wenn aber der, den die Ordnung, das große Siegel zu tragen, trifft, von dem kaiserlichen Hofe wieder in seine Herberge kommen wird, soll er sogleich das Siegel durch einen seiner Vertrauten dem Kanzler des kaiserlichen Hofes wieder zukommen auf einem Pferde, welches er nach Gebühr seiner eigenen Würde und der Liebe, die er zu dem Kanzler trägt, demselben Kanzler zu geben schuldig ist.

Darnach soll der Markgraf von Brandenburg als Erzämmerer („Archicamerarius“) zu Rosse kommen und in den Händen zwei silberne Beden, welche an Gewicht zwölf Mark Silber halten, und eine schöne Hand-quele haben, und soll von dem Pferde steigen und dem Kaiser oder römischen Könige das Wasser auf die Hände zu waschen geben. Der Pfalzgraf soll gleichfalls zu Pferde kommen, vier silberne mit Eisen gefüllte Schüs-feln, deren jede drei Mark an Gewicht halte, in den Händen haben, und wenn er vom Pferde abgestiegen, sie tragen und vor dem Kaiser oder König auf den Tisch setzen. Nach diesem soll der König zu Böhmen als Erz-

schent („Archipincerna“) auf gleiche Weise zu Rosse kommen, in den Händen einen silbernen Knopf oder Becher von zwölf Mark, zugedeckt und mit durch einan-der gemischtem Wein und Wasser gefüllt, tragen, und wenn er vom Pferde gestiegen, soll er den Becher dem Kaiser oder römischen Könige zum Trinken darreichen.

Sowie wir vernommen haben, daß es bisher ge-halten worden ist, so verordnen wir, daß, wenn die vor-geannten Amt durch die weltlichen Kurfürsten verrich-tet worden, alsdann der von Falkenstein der Unter-ämmerer („Subcamerarius“) das Pferd und die Beden des Markgrafen von Brandenburg, der Küchenmei-ster von Nortenberg (Nortenburg) das Pferd und die Schüs-feln des Pfalzgrafen, der Viceschent („Vicepin-cerna“) von Limburg das Pferd und den Becher des Königs von Böhmen und der Vikemarschall („Vicema-rescallus“) von Pappenheim das Pferd, das Streich-holz (den silbernen Streichstab) und das Maß des Herzogs von Sachsen zu sich nehmen sollen, wofen sie anders auf solchem kaiserlichen oder königlichen Hof zuge-gen sind, und jeder von ihnen sein Amt verrichten wird. Wenn sie aber oder einige von ihnen von dem genannten Hofe sich absentiren zu müssen vermeinen, alsdann sollen des kaiserlichen oder königlichen Hofes tägliche Diener an-statt der Abwesenden, nämlich ein Jeder an des Abwes-en den Statt, mit dem er in den Namen und Amt die Gemeinschaft hat, wie er das Amt führt, so auch den Nutzen an den vorgenannten Sachen nehmen. Unter dem erhabeneren kaiserlichen Siege sollen sieben Tische für die sieben geistlichen und weltlichen Kurfürsten zugewidmet werden, nämlich drei zur Rechten und drei zur Linken, und der siebente gerade dem Angesicht des Kaisers oder Königs gegenüber. Es soll aber keinem der weltlichen Kurfürsten nach Verrichtung seines Amtes sich an den ihm zubereiteten Tisch zu setzen erlaube sein, so lange ei-ner seiner Mitkurfürsten sein Amt noch zu verrichten hat: sondern wenn einer oder etliche unter ihnen ihren Dienst erfüllt haben, sollen sie zu den ihnen zubereiteten Tischen treten, und daselbst sitzend so lange warten, bis die an-deren ihre oben beschriebenen Dienste auch verrichtet ha-ben, und endlich alle und jede zugleich sich an die ihnen verordneten Tische niederlegen. Wenn ein geistlicher oder weltlicher Kurfürst zu dem kaiserlichen Hofe gerufen aus „erhassten“ (gesetzmäßigen) Verbindungen zu ihm nicht kommen kann, aber doch seine Hofschaff und seinen Anwalt, was Würden oder Standes der sei, schicken würde, so soll solcher Abgesandter, obschon er anstalt desjenigen, der ihn schickt, zugelassen ist, doch an dem Tisch und Stige, welcher dem, der ihn geschickt hat, ver-ordnet ist, nicht sitzen. Wenn alles dasjenige, was an einem jeden kaiserlichen oder königlichen Hofe nach Gele-genheit der Zeit zu verrichten ist, vollbracht und zu Ende geführt ist, so mag der Hofmeister das ganze Gebäude oder hölzerne Gerüst der kaiserlichen oder königlichen Session, da, wo der Kaiser oder römische König mit den Kurfürsten den offenen Hof zu halten, und den Fürsten, die Lehen zu conferiren, gesessen hat, zu sich nehmen. Wir setzen durch dieses kaiserliche Gebot fest, daß, wenn

in manu baculum argenteum durch: „sol in der Hand haben ein silbern Streichen;“ und das weitere unten vorkommende: „f-endo baculum in aevum durch: „das silbern Streichen in den Haben stecken.“

57) ministrabit hoc der lateinische Text, die Übersetzung: „dar-reichen und darschütten.“

X. Censul. v. M. a. R. C. 373 Section. XXXVII

die Kurfürsten ihre Lehen oder Regalien von dem Kaiser oder Könige empfangen, sie derwegen etwas zu geben und zu zahlen nicht schuldig und verbunden sein sollen, denn das Geld, welches „unter solchem Scheyne“ („sub tali praesentatu“) entrichtet wird, gehört den „Beamten“ („officiatis“) zu. Da denn die Kurfürsten selbst allen Ämtern des kaiserlichen Hofes („cunctis Imperialibus Curiae officiis“) vorstehen, auch in solchen Ämtern ihre „untergesetzten“ Berwerfer haben, welche ihnen von römischen Kaisern und Königen hierzu gegeben und begabt sind („suos etiam habentes in officiis huiusmodi substitutos datos ad hoc a Romanis Principibus, et dotatos“), so wäre es ein ungereimtes Ding, daß die „untergesetzten Beamten“ („substituti officiales“) von ihren Oberen unter irgend einem Scheyne Geschenke fordern, es wäre denn, daß die Kurfürsten von sich selbst — und freiwillig ihnen etwas schenkten. Aber wenn einer von den übrigen geistlichen oder weltlichen Reichsfürsten seine Lehen vom römischen Kaiser oder Könige empfängt, so soll er den Beamten des kaiserlichen oder königlichen Hofes („officialibus Imperialibus sive Regalis curiae“) 63 Mark Silber nebst einem Bierding⁵⁸⁾ geben, es wäre denn; daß einer von ihnen durch ein Privilegium oder kaiserlichen oder königlichen Indult sich beschirmen, und beweisen könnte, daß von solchem oder allem andern, was man bei Empfangung der Lehen sonst zu entrichten pflegt, frei und eremt sei. Es sollen aber vorerwähnte 63 Mark und ein Bierding Silbers durch den kaiserlichen oder königlichen Hofmeister auf folgende Weise getheilt werden. Er soll nämlich erstlich zehn Mark für sich behalten. Darnach dem Kanzler des kaiserlichen oder königlichen Hofes 10 Mark, den „Reisern“ („Magistris“), Notarien, Concipisten („secretariis“) 3 Mark, und dem Siegler für Wachs und Pergament einen Bierding geben, doch also, daß der Kanzler und die Notarien dem die Lehen empfangenden Fürsten zu nichts Weiterem, als das Zeugnis allein, daß er die Lehen empfangen habe, oder einen Scheyn einer bloßen Inskription mitzuthellen verbunden sein. Desgleichen soll der Hofmeister von dem erwähnten Gelde dem Schenken von Limpurg 10 Mark, dem Küchenmeister von Northenburg 10 Mark, dem Vicemarschall von Pappenheim 10 Mark, und dem Kämmerer von Falkenstein auch 10 Mark geben, doch unter der Bedingung, wenn sie und ein jeder von ihnen bei solchen offenen Höfen⁵⁹⁾ selbst zugegen sind, und in ihren Ämtern dienen⁶⁰⁾. Wenn aber sie und einige von

ihnen abwesend sein werden, alsdann sollen die Beamten des kaiserlichen oder königlichen Hofes („officialibus Imperialibus sive Regalis Curiae“), „die solche Ämter be dienen“ („qui talibus officiis praesunt“) und der Abwesenden Stellen ersetzen, jeder, sowie den Namen und die Rüge tragen, so auch den Gewinn und Rugen eines jeden haben. Wenn aber ein Fürst auf einem Pferd oder andern Thiere⁶¹⁾ sitzt und seine Lehen vom Kaiser empfängt, so gebührt solches Pferd, oder Thier, von welcher Art es auch sei, dem obersten Marschall („superiori Marschallo“), das ist, dem Herzoge von Sachsen, falls derselbe zugegen sein wird, sonst aber seinem „Untermarschall“ („Vicemarschallo“), dem von Pappenheim, oder wessen dieser nicht zugegen wäre, dem Marschall des kaiserlichen oder königlichen Hofes („Imperialibus sive Regalis Curiae Marschallo“). So lernen wir das Verhältnis der Erbbeamten, und ihrer Substituten, die des Reichs Amtleute oder Reichs Erbbeamten hießen, und der kaiserlichen oder königlichen Hofbeamten aus der goldenen Bulle kennen. Da die Hofbeamten ihre Stelle in dem Artikel Hofämter gefunden haben, so handeln wir hier zunächst weiter von den Erbbeamten und im letzten Abtheile dieses Artikels von ihren Stellvertretern, den Erbbeamten. Als Kurfürst im 30jährigen Kriege 1622 durch den Kaiser Ferdinand seiner Kurwürde beraubt ward, verlor es auch das Erztruchseßenamt, und beides ward von dem Kaiser auf den Herzog Maximilian von Baiern den 25. Febr. 1623 durch Weidung übertragen. Nach dem westfälischen Frieden tritten Kurfürst, welches die achte Kurstimme erhielt, und Kurbaieren über das Erztruchseßenamt. Es wurden wegen eines der achten Kur beizulegenden Erntes zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten lange Schriften gewechselt. Der Kaiser behauptete, es sei ein kaiserliches Vorrecht, Reichsämter zu vergeben, und doch wollte er die Sache auf den Reichstag verweisen. Als er sich zur Ertheilung des Erzschatzkammeramtes an Kurfürst entschlossen hatte, fügte er hinzu, es sollte ausdrücklich bemerkt werden: er, der Kaiser, habe als König von Böhmen mit darein gewilligt. Ungeachtet die Reichsfürsten ebenfalls es als ein kaiserliches Vorrecht zu behandeln schienen, so bedienten sie sich doch in ihrem Gutachten im Betreff der Fragen ob? und auf welche Weise? eben des Rechts, wie bei den andern vor den Reichsconvent gehörigen Sachen. Doch ward das Erzschatzkammeramt zum Besten der im westfälischen Frieden beliebten achten Kur und des mit ihr versehenen Hauses Pfalz eingeführt. Als Kaiser Leopold im J. 1692 dem Hause Stramshweig die Kurwürde ertheilte, ersah er diese nannte Kur so gleich mit dem Erzpantieramt, und gab ihm zum Bespen⁶²⁾ die Reichsfahne. Aber der Herzog Friedrich als Administrator von Württemberg protestirte den 16. Aug. 1692 gegen die handoversche Kur und das Erzpantier-

58) In dieser Stelle der goldenen Bulle wird das umschrieben, was später Erbbeamten genannt wurden, auf welche wie am Schluß dieses Artikels zurückkommen. Hier merken wir nur darauf aufmerklich, daß, wie aus dieser Stelle der goldenen Bulle hervorgeht, die nachmals Reichsbeamten Genannten in den früheren Zeiten von dem Kaiser geset und begabt (beigebt) wurden, während die Reichsbeamten später von den Erbämtern, deren Amtswörter sie waren, auch nicht vom Kaiser vergeben wurden. 59) cum uno persone facto („Bierding“) ist der erste Theil einer Mark. 60) in huiusmodi Curia adimplendis. 61) in suis officiis ministrando.

62) Dum autem Principe aliquis equo vel alteri bestiae insidens etc.

63) über die Wappen der übrigen Erbbeamten s. die betreffenden Specialartikel Erzmarschall, Erzschatzkammer, Erzschatz, Erstruchse.

amt. Die verwitwete Herzogin von Württemberg machte in ihrer Vorstellung an den Kaiser vom 4. Oct. 1692 Einwendungen gegen die Ertheilung des Amtes eines Reichserzpannerherrn, weil ihr herzogliches Haus dieses Reichsamt befehlen habe. Zwar beruhigte sie der Kaiser durch Versicherung, daß er in Betreff des Erzpanneramtes nichts, was ihren Prinzen nachtheilig sein könnte, verfügen, sondern die Sache zu weiterer Erörterung ausstellen, und bei der Inveftitur davon ſchweigen wolle. Doch drang bald darauf (im J. 1695) als er den 20. Jan. 1693 die Regierung erhalten hatte, der neue Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, am kaiserlichen Hofe auf eine Erklärung wegen des Reichspanners, und erlangte den 15. März 1695 von dem kaiserlichen Reichshofrath die Erklärung, daß die württembergische Sturmsabthe das allgemeine Reichspanner ſei. Diese kaiserliche Erklärung suchte Janover den 13. Nov. 1694 rückgängig zu machen, konnte jedoch die Erlangung des Erzpanneramtes nicht durchsetzen⁶⁴). Nachdem Kurbaieren im J. 1706 in die Acht erklärt wurde, erhielt Kurpfalz das Erztruchseffenamt wieder. Hierauf brachte der Kaiser selbst am 16. Dec. 1709 an den Reichsconsent vorschlagsweise, daß Kurbraunschweig das Erztruchseffenamt beigelegt werden möchte. Auch geschah dieses im J. 1710 durch einen Reichsschluß. Dabei befiel jedoch der Kaiser in der Ratification sich vor, daß es Kurpfalz, im Fall Baieren restituirt würde, in seiner Weise nachtheilig sein sollte. Auch in der Wahlcapitulation Karls VI. (Art. 3) ward die Übertragung des Erztruchseffenamtes an den Kurfürsten von Hanover beftätigt. Dieser stellte wiederholte Reverse⁶⁵) aus, daß im Fall Kurpfalz

genöthigt würde, das Reichstruchseffenamt wieder abzutreten, daselbe das Erztruchseffenamt ohnevergielt wiederum an Kurpfalz einräumen würde. Kurbaieren wurde im J. 1714 durch den babilien Frieden in alle seine Würden und Rechte mithin auch in Erztruchseffenamt wieder hergestellt. Der König in Großbritannien, als Kurfürst von Hanover, verlangte Anfangs die Beibehaltung des Erztruchseffenamtes auf seine Lebenszeit, hernach erbot er sich, es aufzugeben, wenn folglich ein anderes anständiges Ergant für ihn ausgemacht würde. Der Kaiser brachte nun abermals selbst die Sache an den Reichsconsent, indem er den 26. Juni 1718 ein Commissionsdecret an das Reich ergiehn ließ, und verlangte ein Gutachten darüber. Hierauf wurden allerhand⁶⁶) Erzämter in Vorschlag gebracht, als das Erzjägermeisteramt, das Erzschilddrageramt, das Erzfeldberrenamt, das Erzoberstpostamt, desonbers aber das Erzoberststallmeisteramt⁶⁷). Gegen Errichtung dieses letzteren setzte sich Kurfachsen als Inhaber des Erzmarſchallamtes, und gegen die Aufstellung des Oberstpostmeisteramtes, Kurmain, weil, als Kaiser Matthias im J. 1615 die von Loris mit dem Generalpostmeisteramt über die Posten im Reich belehnte, die Protection desselben Kurmain vorbehalten worden war. Kurbraunschweig that (1718) den Vorschlag, Böhmen möchte das Erztruchseffenamt annehmen, und Braunschweig das Erzseffenamt überlassen. Man war aber der Meinung, es laufe dieses gerade wider die goldene Bulle. Auch kam das von Kurfachsen vorgeschlagene Erzpferdweieramt nicht in Ausführung. Hierüber blieb die Sache liegen, und es gab nur zuweilen Protestationen und Repprotestationen. Nach dem Tode des Königs Georg I. von Großbritannien baute Kurpfalz zu Biren und zu Regensburg vor, daß dessen Thronfolger nichts Kurpfalz Nachtheiliges unternehmen, noch die Belehnung mit dem Erztruchseffenamt an dem kaiserlichen Hofe suchen möchte. Auch bestreute Kurpfalz sich, Kurmain zu veranlassen, keine neue Rollmacht, in welcher der Titel vorkäme, anzunehmen. Dieses hielt jedoch Kurmain nicht für rathsam, besonders darum, weil verlaute, daß, wenn solches geschähe, der kurbraunschweigische Gesandte dennoch zu Rath sadern, und die Evangelischen nicht gestatten würden, daß ein so ansehnliches evangelisches Botum wegen dieses Titularkreites suspendirt würde. Doch ließ der kurmainische Gesandte die kurfürstlich und kürst-

64) Abdruck zweier Schreiben an den Kaiser und Gbur-Maing von der Ober-Wür. Normändern zu Württemberg d. d. 4. und 22. Oct. 1692, das Württemberg aufsehbare Reichs-Panner oder Reichs-Röthend. Amt, Präbital und Insigne betreffend. 4. auch in *König's Reichstung*. 4. Th. S. 925. 937. — Gründlich Deduction, daß Württemberg das Reichs-Panner oder Reichs-Röthend. Amt, Präbital und Insigne schon von etlichen Seculis her rechtmäßig zuſich, und ohne Kränkung desselben allgeraderachtet Prärogativen keinem andern Gbur, oder Fürsten verſetzen werden könne (Stuttg. cart 1693. 94.), in *Thucellii Elect.* Jur. publ. de 1694. p. 125 und (jedoch ohne Kupfer) in *König's Grundfl.* europ. Potem. Geschl. 1. Th. S. 584. — *Handreich's* gründliche Beantwortung der vorklehen den Deduction in *Thucellii Elect.* T. II. Cap. 1. — Von dem Unterschied zwischen des Reichs Haupt- und der Württembergischen Sturmsabthe, bei *Thucellius a. a. D.* 1. Th. Cap. 4 und bei *König a. a. D.* S. 574. — *Reich's* Schreiben vom Reichs-Panner, in sich haltend einen Beweis vom Unterschied zwischen demselben und der Württembergischen Sturmsabthe; dann ſerner die Württembergische Deduction, samt deren Beantwortung, auch dazu gehörigen Beilagen und Kupfer. 1694. 4. (Von württembergischer Seite führte Klapis und von braunschweigischer Seite den Limbach und Feinlich den Hebrilch.) Ferner *Weinland* (Joh. Christoph), De vexillo Imperii primario, vulgo Reichs-Sturmsabthe, qua non tantum ejus requisita atque usus secundum Historiam et Documenta mediæ ævi examinator, sed etiam Ser. Württembergiae Ducibus id optimo maximo jure competere docetur, atque ad Adversarium objectioibus vindicator (Zübingen) 1727. 4. *Isner* (Phil. Will.), De Vexillo et eorum in Fensia usu, nec non S. R. J. Verisillicia, (Erfurt 1780. 4.) *Orbisch* (W.), De Vexillo Imperiali (Strothoff 1675. 4.) und unter seinen Opus, acad. 65) *Europ. Staats-tung*. 45. Th. S. 724. 725.

66) Unter diesen in Vorschlag gebrachten Ämtern führt Joh. Jac. Moser (Von dem römischen Kaiser. S. 450) auch das Erztruchseffenamt auf. Will man annehmen, daß es für das alte Erztruchseffenamt (Erztruchseffenamt) stehen solle, so ist dem wol entgegen, daß in den der goldenen Bulle angehängten Sogungen der Substitut des Erztruchseffen Magister coquius genannt wird. Ein Erztruchseffenamt würde also ein Eingriff in das durch die goldene Bulle festgesetzte Erz- und Erbschneffenamt, welches letztere sie Kückenmeisteramt genannt, greifen sein. Das Erztruchseffenamt dürfte also wohl als Kückenmeisteramt sein sollen, wenigstens nahm man bei *Baderi* als ein zu stiftendes Amt in Anspruch, denn es ſchrieb *Feiler* (Joh. Christoph), De Officio Archi-Panetarii, (Traut. a. a. D. 1750. 4.) Sg. das französische Panetier, Kuchner über die Hofküche. 67) In die Schöpfen über das Erztruchseffenamt im Artikel *Brummschalt*.

lich braunschweigischen Legationssecrétaires zu sich berufen, und meldete ihnen, daß er salvo ejuscuque jure, erinnern müsse, daß Kurfürst gegen den Erzschloßmeister titel protestire. Nicht minder stellte der kaiserliche Princpalcommissarius dem kurbraunschweigischen Gesandten vor, der König würde wohl thun, wenn er sich des hiesigen Mißgebrauchs des Erzschloßmeistertitels gänzlich begäbe. Der Gesandte nahm es ad referendum, sprach aber dabei aus, daß, wie er voraus wisse, ohne ein andres tonenables Ergant nicht werde davon abgesehen werden. Kurbraunschweig machte bei dieser Gelegenheit wieder den Vorschlag, Kurböhmern möchte das Erzschloßmeistertitel annehmen, und Kurbraunschweig das Erzschloßmeistertitel überlassen. Dieser Vorschlag fand jedoch seine vorigen Beschwertigkeiten wieder, und erstens begte man zu Folge einiger Berichte die Beforsgung, Kurfürst werde dieses als einen Eingriff in seine Rechte ansehen, und zweitens glaubte man, Österreich habe sich das Erzschloßmeistertitel im Sinne auf den Fall vorbehalten, wenn es etwa für eins seiner Erblande noch eine Kur erhalten könnte. Dagegen ließ der Kaiser den 9. Oct. 1727 ein neues Commissionsdecret an das Reich ergangen, in welchem er ziemlich die Partei von Kurfürst nahm, und die Beerdigung dieser langwierigen Sache durch Ausfindung eines des Kaisers und des Reichs Beieit anständigen Ergantes den Reichsständen nochmals befehl empfahl und darüber ein Reichsgutachten verlangte. Hiernach kam das Ergantamt wieder in Vorschlag. Aber Würtemberg widersezte sich, und der kurbraunschweigische Gesandte machte bemerkt, sein König werde keine von der bisher unter der Hand geschehenen Vorschlägen annehmen, und besonders kein Stück eines andern Ergantes oder etwas, an dem andere Ansprüche machten. Verschiedene Gesandte fielen auf das Erzschloßmeistertitel, andere aber sprachen die Beforsgung aus, daß Kurbrandenburg, als Inhaber des Erzschloßmeistertitels große Bewegungen dagegen machen werde. Zwar schien Kurbrandenburg zur Annahme des Erzschloßmeistertitels und zur Abtretung des Erztruchsessentitels dafür an Kurfürst nicht abgeneigt zu sein; aber unbedeutend beehrte Kurbraunschweig auf dem Erzschloßmeistertitel, oder dem Erzschloßmeistertitel. Verschiedene kaiserliche Minister zeigten sich geneigt, Böhmen das Erzschloßmeistertitel, Bayern das Erzschloßmeistertitel, Pfalz das Erztruchsessentitel beizulegen, denn außerdem werde nicht aus der Sache zu kommen sein; mit dem Reich und des Kaisers Bewilligung könne ja die goldene Bulle, wie schon oft geschehen, auch in diesem Stücke abgeändert werden u. s. w. Kurfürst suchte im J. 1729 Kurmainz dahin zu bringen, daß es nebst Trier, Köln und Bayern wegen des von denselben genehmigten Erzschloßmeistertitels amtes und der Amtsberrichtungen desselben einen gemeinsamen Schluß fassen, und so Johann an den Kaiser bringen möchte, um ihn an das Reich gelangen zu lassen. Da aber Kurmainz besorgte, daß, wenn die Gegenstände etwas davon wüßten, sie Gegenpartei nehmen, und das Werk dadurch ins Stöcken gerathen möchte, so blieb die Sache während der Lebenszeit des Kaiser

Karl's VI. darauf beruhen. Nun müssen wir auch einen Blick auf die Schriften der Gelehrten thun, welche nicht nur die Ergänter, welche der Kaiser und die Reichsstände in Vorschlag brachten, zum Gegenstande ihrer geistigen Erzeugnisse wählten⁶⁸⁾, sondern sich auch, und zwar noch weit verbreitet zu machen glaubten, wenn sie Ergänter auf die Bahn brächten⁶⁹⁾, an welche der Kaiser und die Reichsstände noch nicht gedacht hätten. So wurden die Ämter eines Erzconsiliars, eines Erzkanzlers, eines Erzpalatinen, eines Erzgenerals von der kaiserlichen Garde, eines Erzpalatinen u. s. w. empfohlen, kamen aber bei dem Reichsconsente in keinen Betracht. Auf Anregung von Kurfürst wollte man auf dem Wahltag im J. 1741 Kurbraunschweig vernehmen: ob das Erzschloßmeistertitel oder was sonst für ein Ergant diesem Kurfürste annehmlich und den übrigen Ergäntern unpräjudicial sein möchte? Auch wollte man sofort auf Mittel und Wege denken, wie dergleichen anständigen Ergant ad interim und bis zu erfolgbarer Bewilligung und Genehmigung zu beswerflichen sein möchte⁷⁰⁾. In die Capitulation des Kaiser Karl's VI. ward Art. 3. §. 5 gesetzt: Er wolle sofort nach angetretener Regierung daran sein, und bei dem Reichsconsente nachdrücklich befördern, daß die braunschweigische Kur mit einem comenablen und anständigen

68) So z. B. Schwanau (Christen. Gottl.) Problemata historico-critica de S. R. I. Archi-Secrario. (Kistoff 1758. 4.) Derselben Erklärung des akademischen Problematis von des heiligen römischen Reichs Erz-Schloßmeistertitel. (Ebenfalls 1759. 4.) Koeler (Joh. Dan.). De Imperiali aera Lancas, non Inter Reliquia Imperii, sed Clandidia, referenda, cum Problemate, de novo S. R. I. Officio Archi-Lancasteris. (Kistoff 1781. 4.) Drümler's (Joh. Heinr.) Historisch-diplomatisches Beweis, daß der Comes Palatii in dem heidnischen und Teutschen Reich nicht als Hofmeister anzusehen, der Erz-Truchsess oder der Reichs Erzschloßmeister ist. (Alm 1781. 4.) Geiger (Christ. Frid.). De summo Palatii Praefecto. (Frankf. und Leipzig 1788. 4.) Ders. Beweiserung der Einwurfe (in den Leipz. Journ. Nachr. 110. 2m) wider seinen Tr. de etc. (Wienburg 1749. gr. 4.) 69) Drümler's Gedanken von der Heieit der Erz-Domänen-Würde, als eines zu stiftenden Erz-Amtes des Heil. Röm. Reichs Teutscher Nation (Frankf. 1745. 4.); auch in den Staatschriften unter R. Franz. 4. Th. S. 851. Derselben Heilsame Ausführung von der Heieit der Erz-Domänen-Meisters in dem Reich Teutscher Nation. (Frankf. 1745. 4.) Steinbäcker's (Joh. Adam) Widerlegung der von J. D. Drümler von der Heieit eines Erz-Domänen-Meisters abgehandelten Heieit. (Dresden und Leipzig 1745. 4.) Drümler's Beschwertung der Heieit eines Erz-Truchsess und Erz-Senckel des heidnischen und Teutschen Reichs. (Rürnberg 1751. 4.) 70) Einmündung (Wienburg 1749. 4.) Gedanken von Wieder-herstellung der im Heil. Röm. im (in) Verfall gerathenen Marine, als einem dienlichen Mittel des wieder aufzuführenden ehemaligen Erz-Amtes eines obersten Reichs-Admirals. (Zehn 1754. 4.) Menschen (Frid. Christ.). De summo Officio Archi-Admiralli S. R. I. (Leipzig 1743. gr. 8. 1744. 4.) Puchelt (Wilh.). Teutsches Reichs-Staats urkundliche Nachrichten u. s. w. von der Gew. Fürstliche Rechte auf Reichs-Erz-Ämtern, und hierunter absonderlich von das Burggrafthum Nürnberg auf den Reichs-Erz-Pfalzer (170—180). (Kol. Schumann's (Joh. Adm.) Gedanken über die Errichtung eines neuen Erz-Amtes (nämlich des Erz-Pfalzer) in Teutsches Reich. (Zehn. 1744. 4.) R. 7. S. 49 ff. Rüdman's (Joh.). Zeugniss eines neuen Reichs-Erz-Amtes (nämlich Erz-Pfalzer) zur neuen Gew. (Frankf. 1720. 4.) 70) J. Joh. Jac. Meier, Anmerk. über die Capitulation R. Karl's VI. S. 53.

Erzamt versehen werde. Bei der Krönung Karls VII., welcher aus dem Kurhause Baiern war, das damals das Erztruchsessnamt inne hatte, verglich man sich dahin: Weil ein zum Kaiser erwählter Kurfürst sein Erzamt nicht selbst versehen lasse, so sollte Kurfürst das Erztruchsessnamt, und Kurbrandenburg das Erzschachmeisteramt versehen. Hierbei verblieb es, so lange Kaiser Karl VII. regierte. In der Wahlcapitulation des Kaiser Franz I. ward Art. 3. §. 5 die Verordnung der vorigen Capitulation wiederholt. Da Kurfürst bei der Wahl und Krönung des Kaiser Franz I. sich hinwegbegeben hatte, so wurde Kurbrandenburg gestattet, das Erzschachmeisteramt in Ausübung zu bringen. Während der ganzen Regierung des Kaiser Franz I. kam dieser Gegenstand ungeachtet des Inhalts der Wahlcapitulation Art. 3. §. 5 nicht weiter in Anregung. Es geschah nichts, als daß in der Capitulation des römischen Königs Joseph II. Art. 3. §. 5 so gefast ward: „sofort auch nach angestretener unserer kaiserlichen Regierung daran sein, und beim Reichsconvent nachdrücklich befehlen, daß die braunschweig-lüneburgische Kur mit einem convenablen und anständigen Erzamt versehen werde, dessen etwa des regierenden Kaisers Majestät dieses Geschäst (wie doch allerdings erwartet wird), zu Stande nicht bringen sollte.“ Durch die genannten Wahlcapitulationen ward zwar dieses ausgemacht, daß der Kaiser und das Reich zugleich ein neues Erzamt bewilligen müssen. Aber der Streit zwischen Kurfürst und Kurbrandenburg ward nicht beseitigt, und der König von Großbritannien als Kurfürst zu Braunschweig schrieb sich immerfort Erzschachmeister, welches von Zeit zu Zeit Gelegenheit zu Protestationen und Repprotestationen gab“). Im westfälischen Frieden ward Art. IV. §. 5, 7, 12, 14, 15 bestimmt worden: sollte es sich künftig zutragen, daß die männliche Wilhelmische bairische Linie ausstürbe, alsdann sollen die Dberpfalz und die Kurwürde an Pfalz wieder zurückfallen, und damit das achte Kurfürstenthum erlöschen sein. Es trat daher nach dem Abgange der bairisch-wilhelmischen Linie durch den Tod des Kurfürsten Maximilian von Baiern (den 30. Dec. 1777) der Kurfürst Karl Theodor von Baiern als Haupt der Rudolfsischen Linie in die alte pfälzische Kur, welche nach der Bestimmung der goldenen Bulle die fünfte in der Ordnung ist, und unmittelbar nach Rußböhmen und vor Kurpfalz den Platz erhielt, und in das damit verknüpfte Erztruchsessnamt wieder ein, und Braunschweig-Grannover, der bisherige Inhaber der neunten Kur, erhielt die achte. Während in dem trauigen Jahre 1803 die Würden der Kurfürsten von Trier und Geln ganz aufgehoben wurden, und also zwei Erzkanzlerämter eingingen, und der Erzbischof von Mainz nur eine einzige geistliche Kurfürst und der einzige Erzkanzler“) blieb, wurden

drei weltliche Kurwürden (für Birttemberg, Baden, Hessen und Salzburg, mit welchem der Großherzog von Toscana entschädigt ward) geschaffen. Doch nur der neue württembergische Titel erfreute sich eines neuen Erzamtes, nämlich: „Friedrich der Zweite, von Gottes Gnade der Herzog von Birttemberg, des heil. röm. Reichs Erbkammer und Gburfürst“ u. s. w. Dagegen lautete der Titel von Hessen-Cassel nur: „Wilhelm der Erste, des heil. römischen Reichs Kurfürst, Landgraf zu Hessen“ u. s. w.; und der von Baden hieß: Karl Friedrich, Markgraf zu Baden und Hochberg, des heil. röm. Reichs Kurfürst, Pfalzgraf bei Rhein u. s. w. Zwar ist kein Reichsgesetz vorhanden, daß keine Kur ohne Erzamt besetzen könne; doch hatte man bisher dafür gehalten, ein Kurfürst müsse auch ein Erzamt haben; und in dem kaiserlichen Commissionsdecret vom 16. Dec. 1709 wird gesagt: „daß ein Erzamt zur Vollkommenheit der Kur gehöre.“ Auf der andern Seite hatte der Mangel einer Kur merklich auf die Beschrankung der Erzämter eingewirkt. Von Beneficiis a Primis wird zum Jahre 1356 unter den „Sacri imperii officialibus“ als letzter aufgeführt: „Marchio Misnensis Archivenerator“). Aber Kaiser Karl IV. nahm das Erzschachmeisteramt nicht in die Reichsregalationen der goldenen Bulle auf, weil nur sieben Kurfürsten sein sollten, und Kurfürst von Mainz keine Kur hatte. Seit den Säkungen der goldenen Bulle wurden alle Erzämter durch Kurfürsten versehen. Die Erzämter bestanden erblich und unzertrennlich auf den Erzbischofen und weltlichen Kurlanden. In wen die Regierung derselben fiel“), der erhielt zugleich auch mit das Erzamt und die Kurwürde, und kein anderer hatte weder an das Amt, noch an den Titel oder das Wappen davon einen Anspruch, mochte er gleich ein Prinz vom Hause sein. Minderjährige weltliche Kurfürsten wurden sowie überhaupt, so auch hierin, von ihren Vormündern vertreten; jedoch war dem Vormunde nicht erlaubt, den Titel davon zu führen. Die Erzämter bezogen sich auf das ganze heilige römische Reich, mürben nicht nur auf Teutschland, sondern auch auf Italien. Deshalb führte der Kurfürst von Geln den Titel eines Erzkanzlers durch Italien; und dem König als römischen Kaiser dienten dieselben Erzämter, als diejenigen waren, welche ihn als König von Teutschland vererrlichten. Ward ein Kurfürst König, so rubte sein Erzamt, weil er sonst in Beziehung auf dasselbe sich würde haben durch sich selbst bedienen lassen, was eben gegen den Sinn der obersten Dienstmannschaften oder Erzämter, durch welche der König vererrlicht werden sollte, gewesen sein würde. In Beziehung auf Böhmen rubte daher das Erzamt oft, weil es der aus dem Hause Österreich zum römischen König oder Kaiser Gewählte zugleich König von Böhmen war, doch gab Böhmen das Erzamt nicht auf, ungeachtet es sich weder des Titels, noch des Wappens von seinem Erzschachmeister bediente. In der

71) Joh. Jac. Moser, Braunschweig. Staats-Recht. Cap. 3. §. 5 ff. S. 109 ff., und Derselbe, Von dem Römischen Kaiser, Römischen König, und deren Reichs-Bicarien. Cap. 6. Kapitelliche Erz-, Erb- und Hofämter. §. 8—19. S. 423—434.
72) Karl, von Gottes Gnaden Erzbischof, des heiligen römischen Reichs Kanzler und Kurfürst u. s. w.

73) Mehrers f. in dem Art. Erzschachmeister. 74) Bei den weltlichen Kurfürsten durch Wahl, bei den weltlichen durch Erbschaft.

ziehung auf Böhmen ereignete sich ein Fall, der es nur bei ihm konnte, weil die übrigen geistlichen und weltlichen Kuren niemals auf die Ächter kamen. Als nach dem Tode des Kaisers Karl VI. Böhmen auf dessen älteste Tochter fiel, wurde über die Fragen, ob eine Frau im kurfürstlichen Collegio Sitz und Stimme haben und ob sie ein Erzamt verwalten könne, viel gestritten und geschrieben. Die Königin übte aber doch nachher ruhig ihr Sitz- und Stimmrecht im kurfürstlichen Collegio aus. Im Betreff der Frage: ob eine Person weiblichen Geschlechts fähig sei, das Erzstiftamt zu verwalten, wandte Kurpfalz ein: In Person würde es sich nicht schicken⁷⁵⁾, und was man nicht selbst versehen könne, das dürfe man durch keinen Amtverweser verwalten lassen. Die Königin erwiderte jedoch, daß dieses oft geschehe; z. B. ein nicht geweihter Erzbischof oder Bischof lasse die bischöflichen Erbsenrechte dennoch durch einen Weihbischof ausüben. Die Evangelischen hatten gleiche Rechte mit den Katholischen in Ansehung der Reichs-, Erz- und Erbämter, welche sie bei der Wahl und Krönung ebenso wol versehen und ebenso gut davon schrieben, als die Katholischen, indem das Erzmarstallamt, das Erzschämmeramt und das Erzschatzmeisteramt, sowie Kurbraunschweig⁷⁶⁾ auf dieses Anspruch machte, sowie das Erbmarstallamt in evangelischen Händen waren. Die Reichs-erzämter wurden von den geistlichen und weltlichen Kurfürsten so hoch gehalten, daß sie der kurfürstlichen Titulatur vorgelegt wurden, und selbst die Könige, welche zugleich Kurfürsten waren, dieselbe nicht nur in ihre große und mittlere, sondern auch sogar in die kleinere Titulatur brachten. Im Betreff der Frage, welche Erzämter Reichslehen seien, ist zu bemerken, daß der König von Böhmen von dem Kaiser über das Kurfürstenthum mit der Kur und dem zur Krone Böhmen gehörigen Erzstiftamt beilehen ward; wie z. B. aus dem von Kaiser Ferdinand II. seinem Prinzen Ferdinand III. ausgestellten Lehnbrief⁷⁷⁾ von 1628 hervorgeht. So erhellet auch aus den im Druck erschienenen Lehnbriefen der übrigen weltlichen Kurfürsten, daß sie von den Kaisern mit ihren Erzämtern beilehen wurden. In den Lehnbriefen der geistlichen Kurfürsten dagegen findet man⁷⁸⁾ nicht, daß sie mit ihren Erzkanzeliaraten beilehen wurden. Der Kurfürst von Mainz verlor sein Erzamt Jahr aus und ein. Kurtrier und Kurlohn verfielen es in der späteren Zeit nie. Die weltlichen Kurfürsten leisteten spä-

ter ihre respectiven Hof- und Amtsdienste nur bei der Krönung und bei Reichsbeilehnungen. Doch kam Kurpfalz als Inhaber des Erzmarstallamtes Leistungen⁷⁹⁾ auf den Reichstagen zu. Ungeachtet die mit den Erzämtern Beilehenen dieselben so hoch beilehen, so war es doch schon bereits bei den Krönungen in den Jahren 1742, 1745 und 1764 dahin gekommen, daß kein einziger weltlicher Kurfürst sein Erzamt in eigener Person verrichtete. Die Ächtheit, dieser persönlichen Amtverrichtung überhoben zu sein, mochte eine der Hauptursachen abgeben, warum sie sich bei dergleichen Gelegenheiten gar nicht oder doch erst nach dem Krönung in Person einfanden⁸⁰⁾. So z. B. bei dem Krönungssact vom J. 1745 wurden von den Reichsbeamten die Insignien, welche von den ersten Gefanden der respectiven erzamtlichen Kurhöfe im kaiserlichen Cabinet ihnen zugesellt worden waren, auf diese Weise getragen: der Reichserbschatz, der Graf von Truchseßwiesegg ging mit dem Reichsapfel in der Mitte, der damalige Berweser des Reichserbschatzmeistersamts, der Graf Joseph von Hohenollern, mit dem Scepter auf der rechten, und der Reichserbschatzmeister, Graf Prosper von Einzenborn mit der Krone zur linken Seite, also alle drei neben einander. Hierauf folgte der Reichserbschatz, Michael Johann, Graf von Althan, allein in der Mitte, und dieser Plaz des Reichserbschatzen war in allen Zügen und Processionen am Krönungstage. Alsdann folgte der Reichserbschatz, Graf von Pappenheim, mit dem bloßen (entblößten) Schwert S. Mauritii, und nach ihm kam der Kaiser Franz I. Der Kurfürst von Mainz wohnte zwar dem Zuge persönlich bei, trug aber den Stab mit den kaiserlichen Einsegnen nicht selbst, sondern ein Domherr in einem Salar ihm denselben vor. In der Kirche zu beiden Seiten des kaiserlichen Betstuhls wurden von den Reichsbeamten die Insignien stehend gehalten, nämlich zur Rechten von dem Grafen von Pappenheim das bloße Schwert; und von dem damaligen Berweser des Reichserbschatzmeistersamts, dem Grafen von Hohenollern der Scepter, zur Linken von dem Reichserbschatz, dem Grafen von Truchseßwiesegg, der Reichsapfel und von dem Reichserbschatzmeister, dem Grafen von Einzenborn, die auf ein Kissen gelegte Krone. Der Reichserbschatz, Michael Johann, Graf von Althan, stand in der Mitte vor dem kaiserlichen Betstuhl. Nach vollendeter Benediction ward der Kaiser zur Salbung entblößt. Hierzu traten die Gefanden herbei, und der Berweser des Reichserbschatzmeistersamts, Graf Joseph von Hohenollern (welcher auf diesen Fall den Scepter auf den Insignienaltar auf so lange hinzulegen hatte), nahm mit Beihilfe des kaiserlichen Erbschatzmeisters und Oberschatzmeisters dem Kaiser die Kleidung ab, soweit es zur Salbung nöthig war. Damit der Consecrator den Scheitel des Hauptes des Kaisers sichtlich salben konnte, hielt der Berweser des Reichserbschatzmeistersamts die Perücke desselben etwas in die Höhe. Als der Kaiser in die Chorkapelle geführt ward, folgten den

75) Doch wird das Erzstiftamt eben beständig gewesen, was von allen Erzämtern sich für eine Frau noch am besten geschickte, wenn wir auf die Sitte des germanischen Alterthums Rücksicht nehmen, daß Königstöchter, sowie Töchter des Hauses überhaupt, hohen Adlers den Reichs erben und darreichten. (s. z. B. *Paulus Diaconus, De Gestis Langobardorum*, Lib. III, Cap. 29 ap. Muratori, *Rev. Ital. Scripti*, T. I. P. I. p. 450. *Snorri Sturluson's Heitirris (Helmkringa)*, übersezt von Her. Richter. I. Bd. S. 105. 106. 205. 76) Von dem Vertheil zwischen Kurpfalz und Kur-Braunschweig haben wir weiter oben in diesem Artikel gehandelt. 77) *De Mout, Corp. Dipl.* T. II. P. I. p. 557. *Lünig, Cod. Germ. Dipl.* T. I. p. 1630. 78) *Pol. Jag. Kaiser*, Von dem römischen Kaiser, S. 421.

79) f. den Art. Erz- und Erbmarställe.

80) *Weser*

a. a. D. S. 434.

Bischöfen und Äbten die Reichserbämter (Beamten), sodann die kurfürstlichen ersten Gesandten, nach diesen der Reichserbschatzmeister; alsdann der Kaiser unter Begleitung des Kurfürsten von Trier und des ersten kurböhmischen Gesandten, und darnach die übrigen kurfürstlichen Gesandten. Der Consecrator (der Kurfürst von Mainz) mit den Ministranten blieb bei dem Altar zurück. Im Hin- und Hergehen zu und aus der Kapelle trugen vor dem Kaiser die Reichserbämter aber deren Substituten, die Insignien vor. In der Hofkapelle wurden dem Kaiser von den von Nürnberg gebrachten und von dasigen Deputirten präsentirten kaiserlichen Pontificalien die Candalien und die Kniestücke von gedachten Deputirten, durch den Verweser des Reichserbkammeramts aber in Reifein des kaiserlichen Oberhofmeisters und Oberstkammerers die Palmatica und Alba angezogen, und darüber eine lange Stola um den Hals, vorn über die Brust hinab, kreuzweis in Gestalt eines Priesters angelegt. Draußen vor dem Altar gürtete dann der erste kurfürstliche Gesandte mit Beihilfe der ersten kurböhmischen und kurfürstlichen Gesandten das Schwert⁸¹⁾ oder Lofeden Karls des Großen von Aachen um. Von den dem Kaiser von dem Consecrator dargebrachten Insignien gab dieser den Scepter dem Verweser des Reichserbkammeramts und den Reichsapfel dem ersten kurbairischen Gesandten, welcher ihn dem Reichserbkurfürsten einhändigte. Hierauf zog der kurfürstliche Gesandte aus von Nürnberg gebracht auf dem Insignientische gelegene große Schwert Karls des Großen aus der Scheide, und übergab es dem Reichserbschatzmeister; dagegen legte dieser das bis dahin gehaltene Schwert St. Mauritii wieder auf den Insignientisch. Den Kaiser, welchem von den Reichserbämtern der Scepter und der Reichsapfel gereicht ward, führte Kurtzier und der erste kurböhmische Gesandte zum Dfiter, wo dann der Kaiser wiedererst kniend die Patena küßte, und darauf den Scepter und Reichsapfel den Reichserbämtern zurückgebend, sein Dfiter in das von dem Ceremoniarus präsentirte Kissen legte. Er ging sodann nach zurückempfangenem Scepter und Reichsapfel in seinen Brustflüß wieder, und ihm ward von Kurtzier nach dem Obertrito der Rauch gegeben. Bei der Präsation, welche hierauf erfolgte, nahmen Kurtzier und der erste kurböhmische Gesandte zu Anfange derselben dem Kaiser die Krone ab, und legten sie auf ein Kissen. Der erste kurbairische Gesandte nahm sodart die Krone vom Kissen, und reichte sie dem Reichserbschatzmeister. Dieser Letztere hielt sie auf einem Kissen in den Händen, neben andern Reichserbämtern stehend, bis dieselbe Krone dem Kaiser nach der Communion wieder auf diese Weise aufgesetzt ward, daß sie wiedererst der erste kurbairische Gesandte von dem Reichserbschatzmeister nahm, sie vor dem Kaiser auf ein Kissen stellte, und sie dann Kurtzier und der kurböhmische Gesandte ihm wieder auf das Haupt setzte. Die besondere aber Haus-

krone des Kaisers nahm der erste kurbairische Gesandte von dem Insignientische, und stellte sie dem Reichserbschatzmeister zu, welcher dieselbe hielt. Nach Vernehmung des Gottesdienstes ward der Kaiser von dem Consecrator (Kurmair), dem Kurfürsten von Trier und dem kurböhmischen Gesandten, wie aus den weltlichen ersten Gesandten sammt Assistenten und Reichserbämtern auf den nebenstehenden aufgerichteten Thron begleitet, woselbst im Stehen die Lateralarordnung gehalten ward, und die secundi Electores (die zweiten kurfürstlichen Gesandten) sowohl der Raum gestattete, sich einsanden. Nach Inkalürung des Kaisers auf den Thron ward ihm von dem ersten kurfürstlichen Gesandten das bloße Schwert Karls des Großen, welches bis dahin der Reichserbschatzmeister gehalten, und der erste kurböhmische Gesandte demselben abgenommen, zu Händen gestellt. Hierauf sa auf dem Throne sitzend schlug der Kaiser verschiedene Grafen und Herren zu Rittren. Sobald der Mitterschlag vordrückt war, gab der Kaiser das Schwert dem ersten kurfürstlichen Gesandten wieder, und dieser dasselbe dem Reichserbschatzmeister. Als der Zug aus der Kirche ging, wurden die Insignien, einschließend die Handtrone von den Reichserbämtern getragen. Bevor sich der Kaiser in dem großen Saal in dem Römer zu Aische setzte, wurden von den Reichserbämtern, die in der goldenen Halle für Erzbeamten vorgeschriebene Dienste verrichtet. Um sie zu sehen, stellten sich der Kaiser, der Kurfürst von Mainz, und die Gesandten der andern Kurfürsten an die Fenster, und zwar an das erste Fenster auf der rechten Seite anfangen, Kurmainz in Person, und der erste kurtzierische und auch der erste kurböhmische Gesandte; an das zweite Fenster der Kaiser allein; das dritte war mit dem kaiserlichen Wappstein bedeckt; an das vierte kamen der kurböhmische und der kurbairische, und an das fünfte der kurfürstliche und der kurbairische erste Gesandte. Hierauf ging der Reichserbschatzmeister, der Graf von Pappenheim, in Begleitung der kaiserlichen Trabanten und Trompeter, hinab, setzte sich zu Kopf, und ritt unter Trompeten- und Pausenshall, bis an den Cotteigürtel in den auf den Platz geschütteten Haufen Haber, nahm das silberne Fruchtmaß voll Haber, stieß solches mit dem silbernen Ertrichter ab, schüttete das Fruchtmaß wieder aus, ritt sofort zurück auf den Römer, stieg ab, und verlegte sich wieder auf den Saal. Der Haufen Haber wurde dem Volke preisgegeben. Auf dieses kam der Verweser des Reichserbkammeramts, Graf von Hagenzallern, ritt in oben erwähneter gewöhnlicher Begleitung vor einen mit weißer Leinwand bedeckten Tisch, nahm davon das Handbeden und Stiefel sammt der Handquele, saß vor dem Rathhaus wieder ab, und trug das Handbeden auf den Saal. Diesem nach folgte der Reichserbkurfürst, Graf von Truchseßwolffegg, setzte sich zu Pferd, und ritt unter oben genannter Begleitung, auch unter Trompeten- und Pausenshall zu der auf dem Platz aufgeschlagenen Küche, nahm alda in eine silberne Schüssel ein Stück von dem gebratenen Dfisen, und trug solches zugebuckt auf die kaiserliche Tafel. Nach diesem kam der Reichserbschatzmeister, der Graf von Althan,

81) Dieses Schwert hatten der Kurfürst von Trier und der erste kurböhmische Gesandte von dem Altar genommen und dem Kaiser in die Hand gegeben.

ritt an den mit weißem Tuch bedeckten Tisch, auf welchem ein silberner Becher von 12 Mark, mit Wasser und Wein gefüllt stand, und nahm den Becher, ritt damit an den Römer, stieg ab, und reichte dem Kaiser diesen Trunk. Als dieses geschehen war, kam der Reichserbschatzmeister, Graf Proßper von Einfeldorf, begab sich in der oft gedachten Begleitung zu Pferde, und ritt auf dem Plage unter Trompeten- und Paukenschall auf und ab, that aus einem anhängenden Beutel mit Gold- und Silbermünzen verschiedene Büsche unter das Volk, und begab sich darauf wieder auf das Rathhaus. Man ließ auch aus einem auf dem Platz zugeriehteten Springbrunnen, auf welchem ein doppelter Adler stand, weißen und rothen Wein springen, sodann weißes Brod unter das Volk auswerfen. Als darauf der Kaiser durch die ersten kurfürstlichen Gesandten und den Kurfürsten von Mainz in ihrer Ordnung zur Tafel geführt wurde, trugen die Reichserbämter die Insignien vor, die secundum Electorales folgten dem Kaiser nach. Bei der Tafel ward dem Kaiser die Krone von dem Reichserbschenken, dem Grafen von Althaus, abgenommen. Der Verweser des Reichserbkammeramts reichte dem Kaiser das Wasser und die Handquele. Der Kurfürst von Mainz, in der Mitte des ersten kurfürstlichen und des ersten kurbairischen Gesandten vor der kaiserlichen Tafel stehend sprach das Benedicite. Hernach nahmen die drei genannten den silbernen Stab mit den Sigillen dementigen, welcher ihn Kurmainz vortragen hatte, ab, und trugen denselben ausricht vor dem Kaiser. Darauf löste Kurmainz die Siegel von dem Stab ab, und legte sie vor dem Kaiser auf den Tisch. Dieser stellte dieselben Kurmainz sogleich wieder zu. Der Kurfürst von Mainz hing nun die Siegel um den Hals, bedient sie so hangend das ganze Essen hindurch, auch bis in den kaiserlichen Hof, und von da in sein Quartier. Einige Tage hernach aber ließ Kurmainz die erwähnten Siegel dem Reichserbkanzler zur Verwahrung, und den silbernen Stab vermöge der goldenen Bulle zu eigen zu stellen; wie denn auch das Lavoire dem Verweser des Reichserbkammeramts, dem Grafen Joseph von Hohenjollern, das silberne Fruchtmaß dem Reichserbmarschall, die silberne Schüssel dem Reichserbtruchsess, und der silberne Becher dem Reicherschenken überlassen worden sind. Als Kurmainz die Siegel wieder empfangen hatte, setzte sich dieser Kurfürst an seine ihm zubereitete Tafel. Für die Gesandten der übrigen Kurfürsten wurden zwar auch Tische gedeckt, und auf jeden derselben Schüsseln gesetzt, welche jede Gesandtschaft, wie die Büffets föurnierte. Die Gesandten aber speiten nicht daran, sondern außerhalb des Rämers nach Belieben; jedoch fanden die ersten Electorales sich so zeitig wieder ein, damit sie den Kaiser noch an der Tafel antreffen möchten. Für die Fürsten wurde in dem Saal, wo der Kaiser speiste, gedeckt, und aus der kaiserlichen Kammer mit Silber und Ordnung versehen, auch den Fürsten von kaiserlichen Soldatieren, Stäblern, Truchsessin und andern bedient. Bei dem Auftragen vor dem Kaiser, welches lauter Reichsgrafen verrichteten, gingen jedes Mal die Herolde, zwei kaiserliche Trabanten,

und der Reichserbmarschall mit einem Stabe vor. Der Reichserbtruchsess aber trug die erste Schüssel oder erste Speise. Bei dem Auftragen vor den Kurfürsten von Mainz (welcher sich durch seine eigene Grebnung bedienen ließ), gingen zwei kaiserliche Trabanten, und die kurfürstliche Marschälle mit ihren Stäben vor, und durch seine eigenen Cavaliers wurden ihm die Speisen aufgetragen, und er von denselben auch während der Tafel bedient. Dem Kaiser ward an der Tafel von dem Prinzen Friedrich von Hessen = Darmstadt vorgeschnitten, von dem Reicherschenken, dem Grafen von Althaus aber, der Trank von Anfang bis zu Ende der Tafel gereicht. Nach der Tafel ward wie vor Tisch, von dem Verweser des Reichserbkammeramts das Handwasser, und zu diesem Zwecke das Becken vor den Kaiser auf die Tafel gestellt, worauf er sitzend die Hände wusch. Dem Kurfürsten von Mainz aber wurde weder vor, noch nach dem Essen das Handwasser gegeben. Nachdem man von Tische aufgestanden, wurde dem Kaiser die Krone von dem Reicherschenken, dem Grafen von Althaus, wieder aufgesetzt, und von demselben ihm auch der Sessel gerückt. Bei dem Hinaufgung zum kaiserlichen Quartier folgten den ersten Gesandten, von denen jeder in seinem Wagen saß, die Reichersbämter, oder deren Substituten entblößen Hauptes mit den Insignien in ihrer Ordnung zu Pferde. Dieses sind die Angaben, welche wir aus der Beschreibung *) des Krönungssacts vom J. 1745 gezogen haben. Nun müssen wir noch über die Erbämter einige Bemerkungen folgen lassen **). Jeder weltliche Kurfürst erforberte seinen Reichserbbeamten mündlich oder schriftlich zur Vererbung ihres Amtes. Wenn von der Familie eines Reichserbbeamten Niemand gegenwärtig war, substituirte das Erbamt, von dem der Erbbeamte deponirte, denselben einen andern, wiewol es auch schon der Kaiser gethan hat. Im J. 1711 erschien der Erbklammerer, der Fürst von Hohenjollern, nicht; die furbandenburgische Gesandtschaft ersuchte darauf den Kaiser, daß er Jemanden zur Vertretung dieses Erbamtes benennen möchte, und der Kaiser trug es darauf seinem Kammerherrn, dem Grafen Franz Georg von Schönborn, auf. Im J. 1711 ward auch dem Erbchenken ein Graf von Harrach substituiert. Dem Erbtruchsessin ward im J. 1742 in der Stelle der kurfürstliche Gesandtschaftsmarschall substituiert. Das Erbklammeramt ward einem von Büsch übertragen, und das Erbchenkenamt dem Grafen von Stolberg = Geldern. Im J. 1745 machte der Verweser des Reichserbkammeramts, der Graf Joseph von Hohenjollern, die mündliche und schriftliche Anzeige, daß die furbandenburgische Gesandtschaft durch den Legationssecretair habe bedurft lassen, er möchte sich solcher Erbklammeramtsbedürftigung bei der bevorstehenden Krönung enthalten, widrigenfalls aber der Eingiehung des Lehens gewärtig sein; da nun

*) Vollständig findet sich diese Beschreibung in dem gedruckten Wahltagsspectel, Bül. 98. S. 344 fg., und daraus bei Meffer, Teutsches Staatsrecht, 2. Bd. S. 488 u. f. m. und mit Hinzuegung der nachstehenden lateinischen Worte bei Demme, von dem römischen Kaiser. S. 318—339. 33) Nach demselben in dem zuletzt angeführten Werk. S. 342—345.

er (der Graf) zu seiner erbämlichen Verrichtung bereit und willig sei, so bitte er auch um die Protection des Collegii. Die Electoralen hielten den 24. Sept. dafür: daß, gleichwie das Ansehen des Grafen in der offenbaren Reichsgewalt, Ordnung und nothwendig allerdings gegründet sei, also demselben auch derothalben die vollkommene Schirm und Handhabung von Seiten dieses Collegii nicht nur zu versichern, sondern auch Ihro römische königliche Majestät darum gleichfalls bestens zu belangen wären. Wie es mit Ausübung eines weltlichen Erzamttes zu halten, wenn ein Kurfürst nicht in Person, sondern nur eine Botschaft von ihm vorhanden war, ob alsdann ein Gesandter, oder das Reichserbamt die Erzamtverrichtungen zu versehen habe, hierüber hat es vielen Streit gegeben, und aus der neueren Zeit sind folgende Fälle zu bemerken: Das kurfürstliche Collegium verglich sich im J. 1653 dahin, daß dann, wenn die Kurfürsten nicht alle in Person zugegen, die Insignien nicht durch ihre Gesandten, sondern durch die Erbämter, oder die, die es in ihrer Abwesenheit zu verrichten haben, und zwar so lange Praelatio Insignium (Vortragung der Insignien) währt, in der Stelle und Ordnung, in welcher ihre Principale, die Kurfürsten selbst, wenn sie zugegen wären, zu reiten oder gehen hätten, vorgetragen werden sollen. Dieser Vergleich rehet nur von Vortragung der Insignien, nicht aber auch von den übrigen Verrichtungen der Erzämter. Auch trat der kurbairnburgische Gesandte demselben nur sub spe rati bei. So gleich, im J. 1657, entstand auch ein Streit in dem kurfürstlichen Collegio, ob dieser Vergleich zu seiner Vollständigkeit gegeben sei. Man ward aber bald darüber einig, daß er wenigstens in Ausübung gekommen, mithin demselben für das Künftige nachzugehen sei. Diesen Grundfakten lebte man sodann auch bei den folgenden Wahlen nach. Nach der Obervanz, welche darauf erfolgte, verfielen im J. 1653 die Reichserbämter nicht nur die Vortragung der Reichsinsignien, sondern auch die Erzamtverrichtungen aus dem Römerplatze vor der Krönungsmajestät. Doch legte der kurbairnburgische Gesandte eine schriftliche Protestation dagegen ein, weil es bei Kurbairnburg wider die Obervanz und den mit dem Erbämterer getrossenen Vergleich laufe. Im J. 1658 trugen die Erbämter die Insignien vor und versahen die Amtverrichtungen aus dem Römerplatze. Im J. 1690 geschah ein Gleiches, und daß der kurbairnburgische Gesandte das Erbämteramt versah. Aber es soll damals Niemand von dem Hause Hohenzollern zugegen gewesen sein. Im J. 1711 verrichteten die Reichserbämter Alles: weil aber kein Erbämterer zugegen war, wurde ihm Jemand zur Vortragung der Insignien substituirt; bei der Wahlzeit hingegen verrichtete der kurbairnburgische Gesandte das Amt. Kraft des Krönungsdirectorii sollten im J. 1742 Anfangs die kurfürstlichen Gesandten die Stelle der Erbämter auf dem Römer vertreten. Als sich aber der Reichserbtruchseß dagegen beschwerte, überließen die kurfürstlichen und kurbairnburgischen Gesandten die Ausübung ihrer Erbämter den Erbämtern. Dennoch aber entstand ein Streit,

Das kurfürstliche Collegium behauptete nämlich: vermöge des actenmäßigen Herkommens nehmen die ersten kurfürstlichen Gesandten, wenn man bald zur Krönung schreiten wolle, die Reichsinsignien den Erbämtern oder deren Substituten ab, und legen sie auf den Altar; wenn nun der Consecrator sie nötig habe, werden sie vom Ceremoniarus vom Altare genommen, den Assistenten gereicht und von diesen dem Consecrator zugestellt; sobald aber der Kaiser sie von dem Consecrator empfangen, gebe er sie unmittelbar in die Hände der Gesandten, welche sie den Erbämtern wieder zustellen. Der Reichserbtruchseß aber war damit nicht zufrieden, sondern wollte den Reichsagel unmittelbar überreichen und wieder empfangen. Da nun der erste kurfürstliche Gesandte, welcher damals die Erztruchseßensstelle versah, auf dem Collegialbeschlusse beharrte, kam der Erbtruchseß an dem Krönungstage unvermuthet in ordinarier Kleidung nach Hof, wollte sich auch weder von dem Kaiser selbst, noch von andern dahin bringen lassen, sein Amt zu verrichten, sodaß, nachdem hierüber viel Zeit zugebracht und der Krönungsact lange aufgehalten worden war, endlich der kurfürstliche Gesandte seinen Gesandtschaftsmarschall substituiren mußte. Dieses wurde von dem kurfürstlichen Collegio hoch aufgenommen, und einbellig dafür gehalten: es habe der Reichserbtruchseß, Graf von Wurzbach, in re et modo allerdings zur Ungewöhnlichkeit gehandelt; es habe der Reichserbtruchseß, in der Sache selbst eine Besugniss zu haben (als worin denselben zu verkürzen ohnehin ihre Meinung nicht gewesen sei), so habe ihm dennoch nicht zugestanden, einen so großen Act vermaßen aufzuhalten, da er sich hierbei wol mit geziemenden Reservationen hätte helfen können, oder wenigstens sich zeitiger erklären sollen; daher dessen Vortragen eine Abmündung erfordere. Es wäre solchem nach dem Kaiser mittels eines Collegialschreibens anheimzustellen, wie er so beschaffenen Vergang zu Aufrechterhaltung geziemender Ordnung, auch zu seiner selbst sowohl, als des kurfürstlichen Collegii Ehren ansetzen wolle, zumal da der Erbtruchseß unter Kurbairn**), als Erztruchseß, stehe. Als im J. 1745 der Zug zur Krönung begann, empfingen die Reichserbämter die Reichsinsignien aus den Händen der ersten Gesandten der Erbämter; weil aber kein kurbairnburgischer Gesandte zugegen war, nahm der Erbämterer selbst den Scepter. Der Erbseignen war zwar auch mit in dem Zuge, trug aber nichts. Ubrigens verfielen damals (1745) und im J. 1764 die Erbämter und nicht die Gesandten die Functionen; hingegen die Insignien empfingen die Erbämter jedesmal aus den Händen der Gesandten, stellten ihnen dieselben auch wieder zu. Alle Reichserbämter (Reichserbämter) waren in der späteren Zeit fürstlichen oder gräflichen Standes, alle mußten truchseßlichen Herkommens sein. Auf die Religion scheint nicht gesehen worden zu sein. Reichsstände mußten sie auch nicht sein, sowie denn die Reichserbmarschälle, die Grafen von Pappenheim, zwar reichsunmittelbar, aber keine Reichsstände waren. So die Reichserbämtern mit

*) Es war damals (1742) der Kurfürst von Baiern, Karl VII., Kaiser geworden.

unmittelbaren Gütern angeschlossen sein müssen, hierüber stritt man. Kurfürst und Kurbraunschweig hielten es kraft Herkommens für nöthig, Böhmen hingegen vergab im J. 1714 das erledigte Erbschenkenamt an die unmittelbaren Güter ermangelnden Grafen von Althan. Auch ertheilte Kurfürsten die Anwartschaft auf das Reichserbmarschallamt dem Grafen von Kalenberg, der auch keine unmittelbaren Güter besaß, außer er besäße die zu hinterlassenden Pappenheim'schen Güter ebenfalls. Alle Reichserbämter wurden wenigstens in den späteren Zeiten von denjenigen Erzämtern, deren Vermögen sie waren, ertheilt, und nicht von dem Kaiser. Die Beispiele der späteren Erbschenken, Erbtruchessen und Erbschamweiller machen dieses klar. Jeder Kurfürst ertheilte seinem Erbamate eine ordentliche Bezeichnung und Lebensbrief darüber. Schon im J. 1494 meldete Kaiser Maximilian I. selbst, daß die von Seltseden das Reichserbschenkenmeisteramt von dem Kurfürsten zu Pfalz, als des heil. Reichs Erbtruchessen, zu Altheim empfangen haben, und verspricht in der ihnen ausgestellten Urkunde nur, sie dabei zu handhaben u. s. w. Kurbraunschweig dispensirte im J. 1690 und ließ durch seinen Comitalgesanten die Bevollmächtigten des Erbämteramtes befehlen. In dem Pappenheim'schen Lebensbrief werden einige zu dem Reichserbmarschallamt gehörige Lebensstücke namhaft gemacht, während in dem Einbürgerungs- und dem Althanischen das von Böhmen abhängende Erbschenkenamt betreffenden Lebensbriefen, und in dem Einzenerischen, den den Grafen dieses Namens Kurfürst ertheilte, des bloßen Erbammtes gedacht wird. Die Kurfürsten behaupteten kraft dieser von ihnen herrührenden Bezeichnung die Befugnis zu haben, im Falle, wenn über ein solches Erbamt Streitigkeiten entstanden, dieselben zu untersuchen und zu entscheiden, sowie auch die darüber errichteten Familienverträge zu bestätigen. So ertheilte Kurfürsten dem Pappenheim'schen Familienvertrage von 1473 die Bestätigung. Hingegen die Grafen von Hohenzollern ließen ihren wegen des Erbämteramtes im J. 1575 errichteten Geschlechtsvertrag durch den Kaiser confirmiren. Der Grafenstand verlangte zwar im J. 1742 einen Revers des non prajudicando, wenn ein Reichserbamt durch Jemanden anders, als einen Reichsgrafen versehen werden sollte; aber das kurfürstliche Collegium hielt billig dafür: der Reichsgrafenstand habe sein diefalls abgegebenes Recht vorgängig zu erwirken; mithin finde auch dessen Suchen zur Zeit noch nicht statt. Wie es unter den Personen eines Hauses, welches ein Reichserbamt besaß, in Ansehung des Titels davon, und wie im Betreff der wirklichen Ausübung des Amtes zu halten war, hierüber enthielten die Lebensbriefe, oder die Familienverträge die Bestimmungen; z. B. weil die wirkliche Ausübung des Reichserbmarschallamtes allezeit auf dem Ältesten und nach ihm auf dem Nachältesten ruhte, so setzten sie deswegen die Benennung: Ältester und Nachältester, mit in ihre Titulatur. Ungeachtet, so viel nämlich auf die ganze Handlung an und für sich ging, der Kaiser selbst und allein die Krönungsgeößen tragen mußte, so hatten doch die Kurfürsten oder Erbbeamten und die Erbämter so großen Aufwand, daß Manche

es einige oder geraume Jahre nachher noch empfanden. Was die Reichserbämter von ihren oben beschriebenen Verrichtungen für einen Genuß haben sollten, haben wir weiter oben aus der goldenen Bulle Tit. 27. §. 7 ausgehoben. Von ihren Sporteln bei Reichsthronbesteigungen sind, wie wir oben aus der goldenen Bulle Tit. 29. §. 2. 3 gesehen haben, die Kurfürsten frei. Die Fürsten aber zahlten nach der späteren Eideszwang a) für die kaiserlichen Hofämter 1) für den Oberhofmeister 120 Gulden, 2) für den Oberkammerer ebenso viel, 3) für Reichsoberkanzler ebenso viel, 4) für Hofmarschall ebenso viel, 5) für dessen Pferd ebenso viel; b) für die Erbämter 1) für den Erbschamweiller 120 Gulden, 2) für den Erbtruchessen ebenso viel, 3) für den Erbtruchseß ebenso viel. Doch hat es wegen Auflassung der Reichserbämter⁸⁵⁾ bei Thronbesteigungen an dem kaiserlichen Hofe, und wegen dieser Gefälle zwischen den Reichserbämtern und den kaiserlichen Hofämtern von alten Zeiten her viele und lange Streitigkeiten gegeben. Wir bemerken der Kürze halber nur Folgendes: Im J. 1619 ließen die Kurfürsten in die Wahlcapitulation des Kaisers Ferdinand II. Art. 41 einfließen: Der Kaiser wolle die Verfassung thun, daß, wenn der Kurfürsten Amtverweser und Erbämter bei seinem Hof begriffen seien, dieselben jederzeit, und besonders, wenn und so oft er auf Reichs-, Wahl und andern dergleichen Tagen seinen kaiserlichen Hof besuche, oder Sachen vorkämen, zu denen die Erbämter zu gebrauchen seien, in gebührender Respect gehalten und ihnen von den kaiserlichen Hofämtern keineswegs vor- oder eingegriffen werde; oder da je, aus gewissen Ursachen⁸⁶⁾, ihre Stelle mit den kaiserlichen Hofämtern ersetzt würde, sollen doch den kurfürstlichen Amtverwesern und Erbämtern die von solchen Verrichtungen fallenden Ausgaben unverweigerlich verabfolgt und gelassen werden, nicht minder, als wenn sie dieselben selbst verrichtet und bedient hätten. Hierdurch ward die Bestimmung der goldenen Bulle, welche wir weiter oben ausgehoben haben, ganz abgeändert. In den neueren Wahlcapitulationen ward dann noch am Ende hinzugefügt: Sie (die Ausgaben) sollen von den Hofämtern ihnen nicht entzogen werden; wenn aber solches wirklich geschehen sollte, wolle der Kaiser, auf erfolgte geziemende Anzeige, dieses sofort ein-, und befehle Erbämter klaglos stellen. Dennoch bestanden diese Gefälle die Hofämter und die Reichserbämter zwischen nichts. Als im J. 1666 die Reichserbämter mit den kaiserlichen Hofämtern Streit mit einander hatten, forderte der Kaiser der anwesenden Kurfürsten und Fürsten Bedenken über den eingeführten Proceß und die Schriften der Parteien⁸⁷⁾. Zwischen den

85) Geschichts- und Aemtsregister, mit vielen Archiv- Urkunden bekräftigt, Bericht von dem Streit der Reichs- Erb- Ämter mit den kaiserlichen Hof- Ämtern wegen der Eiden- Gelder und Amtsverrichtungen u. s. w. vom J. 1356 bis 1745 in Friedr. Carl Moser's Klein. Geschl. 4. Th. S. 1 f. Struwi (Ne. Ad.) Diss. de Subalternibus S. R. I. (Jena 1686. 4.) 86) „aus gewissen Ursachen“ ist in den neueren Capitulationen hinweggelassen, und dagegen ersetzt: „wegen Eidesverletzung.“ 87) f. Camm. von R. Hof- Raths- Gutacht. 2. Th. S. 30.

Reichserbämtern und den kaiserlichen Hofämtern entstand im J. 1613 ein neuer Streit, ob nämlich zwischen den Belehungen, welche unter freiem Himmel, und denen, welche in den kaiserlichen Zimmern theilt werden, ein Unterschied zu machen sei? welches die Hofämter behaupteten, und im letzteren Falle die Belehungsgüter für sich behalten wollten⁸⁸⁾. Der Reichshofrath trug im J. 1614 selbst darauf an, der Kaiser möchte und sollte den zwischen den Reichserbämtern und den kaiserlichen Hofämtern obwaltenden Streit, sowohl in Petitio als Possessorio, auf das wenigste mit Vermehrung der Kurfürsten decideiren⁸⁹⁾. Was Eberhard Windede in der Geschichte des Kaisers Sigismund Cap. 227. S. 1287 in Beziehung auf das Krönungsmahl des römischen Königs Friedrich III. zu Aachen den 17. Juni 1442 erzählt, ist auch sehr merkwürdig, wiewol es etwas entstellt sein mag, und die Sache wol hauptsächlich als ein Streit zwischen den Erb- und Hofämtern anzusehen ist. Es ist, sagt Eberhard Windede, eine Gewohnheit in dem römischen Reiche, daß wenn man einen römischen König krönt, er an demselben Tage alle Herren mit ihm essen läßt, und daß man das, was man einem Jeglichen von Silber oder goldenem Geschirre vorsetzt, nur dieses Mal nutzt, es sei Zinnschirre oder Schüssel oder Gießfaß, das ist sein und er mag es nehmen, und fonderlich (besonders) des Reichs Erbamtleute, die nehmen die „Kandel“ (Leuchter), Gießfaß, was das ist, es sei Silber oder golden, und das wußte der König nicht und hieß derselben und tragen großes Gut von silbernem und goldenem Geschirre, das er von Österreich brachte und das ihm zu Frankfurt geschenkt war. Darüber wurden jene gar froh und aßen und tranken, und lebten wohl, und Jeglicher nahm das, was ihm zugehörte, und die Schenken nahmen die goldenen und silbernen Flaschen; so nahmen die Truchessen die silbernen und goldenen Gefäße, Betten, Brodbürde und die silbernen Schüsseln und was ihnen zugehörte von kaiserlichen Amts wegen, und da solches des Königs Leute sahen, da meinten sie, es zu weichen in Freveln, und wußten von solcher Gewohnheit nicht zu sagen, und wollten es wieder haben, und es war ein großer Stof zwischen ihnen, daß sie von Schirre zogen und an einander schlugen, daß Etliche wund wurden. Da redeten die Kurfürsten mit dem Könige; es wäre eine Gewohnheit und altes Herkommen, was vor Eimen käme, das wäre sein. Da sprach der König, ist es denn eine Gewohnheit und ein Recht, das haben wir, und wer uns zugehörte, nicht gewußt; wir wollen gern eine Summe Geldes dafür geben. Also ward es gerichtet, daß dem Könige sein Geschirre wieder ward, und er eine Summe Geldes dafür gab. So Eberhard Windede. Wegen der Reichserbämtern angemerkten Militärdienste erhob sich im J. 1560 ein Streit⁹⁰⁾. Noch anderes Einzelne über den Reichserbsitz im J. Art. Erz- und Erb- sehenken, über den Reichserbtuchschuß im Art. Erz- und

Erbtruchsease, über den Reichserbmarschall im Art. Erz- und Erbmarschälle, über den Reichserbkämmerer im Art. Erz- und Erbkämmerer, über den Reichserbschämeißter im Art. Erz- und Erbschatzmeister. Hier bemerken wir nur noch das Reichserbtuchamt⁹¹⁾. Die Herren und nachmals Grafen von Werthern waren Reichserbkämmererbüchhalter, wenigstens seit den Zeiten des Kaisers Sigismund. Sie wurden deswegen von den Kaisern mit acht im Dorfe Schwärzstadt gestifteten freien Mäusern und drei Dusen Landes dabei, zwei Ader Gütern und neun Ader Wiesen mit ihren Hufen, Rechten, Renten und Zubehörungen belehnt. Nach den Wahl- und Krönungsbüchern bestanden die Einrichtungen des Reichserbkämmererbüchhalters in folgendem: 1) am Wahltag bewachte er den Eingang des Doms; 2) am Tage des Einzuges ging er vor dem römischen Könige hinein; 3) öffnete er die Thür des Conclavis vor und nach der Beschreibung der Capitulation; 4) am Krönungstage empfing er die nürnbergischen Deputirten mit den Insignien an dem Domo; 5) bewachte er den Eingang des Domes; 6) wenn der Kaiser zur Ankleidung in die Sacristei oder das Conclave ging, öffnete er die Thür⁹²⁾.

Zum Schluß bemerken wir, daß wir im Werke der Substituten der Erbbeamten, die Erbbeamten hießen, nur in Beziehung auf die Zeiten gehandelt haben, in welchen sie sich mit Sicherheit von den Hofbeamten unterscheiden lassen. Für die früheren Zeiten ist die Unterscheidung unmöglich. So kommt z. B. im J. 993 in einer Urkunde des Königs Dito III. Ermenoldus als Camerarius dieses Königs vor⁹³⁾, und in einer Urkunde des Kaisers Heinrich II. vom J. 1015 zwei Truchessen, Alwin und Kubolt, und zwei Marschälle, Folcho und Erdenger⁹⁴⁾. Vergeltens würde hierbei eine Untersuchung oder gar ein Streit sein, ob darunter Erb- oder Hofbeamte zu verstehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach existirte dieser Unterschied noch gar nicht, weil die Ämter und Leben noch nicht erblich waren. Auch wurden die Reichsbesetzungen nicht so, sondern königliche oder des Königs genannt. Sowie es gewöhnlich war, daß diejenigen, welche Bischofsstühle erhalten wollten, sich erst dem Hofdienste als Kapellane und Kamler unterzogen, so scheinen auch die Weltlichen, um sich zum Beförderwerden zu höheren Reichsämtern zu empfehlen, Hofdienste verrichtet zu haben. So sagt z. B. Dithmar von Werzburg (Lib. V. p. 121): Heinrichus, frater Eilberti Cancellarii, qui ad mensam Regi (dem Könige Heinrich II.) jugiter serviebat etc. Sowie Eilbert erst das Kamleramt verließ, um nachmals einen Bischofsstab (den von Friesland) zu erhalten,

88) J. Samml. von R. Hof-Raths-Gutachten. I. Th. S. 29 fa. 89) J. Chemnitz S. 449. 90) J. Friedr. Karl Moser's Rhein. Schrift. 4. Th. S. 18.

91) Kon R. Sigismund findet sich der erste Lehnsbrief, nämlich vom J. 1420, welchen er Hanen von Werthern über das Reichserbtuchamt und die dazu gehörigen Güter theilt, dat. p. Albin, Hilt. der Bisch. der Grafen und Herren von Werthern. S. 33 fa. und Joh. Godfr. Leow. 8. R. I. et Casarene Majestatis Junitorum Ministerium. (Frankf. 1745. 4.) S. 471. 92) Joh. Jac. Moser, Den dem römischen Kaiser. S. 471. 472. 93) Urkunde bei Egantherius, Antiq. March. Thuring. Cap. 10. 94) Urkunde bei Egantherius, Tradit. Fuldens. p. 246.

den schon die Tauristen hier ihr weith berühmtes Eisen und ihren noch mehr geliebten Stahl gewonnen, da das Erz hier zu Tage auskand und keine kostspieligen Baue erbedürfte; doch gibt es darüber keine probehaltigen historischen Beweise⁸⁾. Auch später erschienen keine vergleichenden urkundliche Nachrichten. Insgesamt wird das J. 712 als das Jahr der Wiederauffindung der Eisenerzlager des Erzberges angesehen. Im J. 1202 nennt Herzog Leopold der Glorreiche den Erzberg graben zu „unserer Eisengrube.“ Im J. 1265 erscheint der Erzberg (Mons enthymine) in dem von dem Böhmenkönige ausgezeichneten ganzen Urbar und allen Kammergeschäften eines jeweiligen kaiserlichen Herzogs. Schon damals hießen beide Eisenschmelzstätten dieselbe und jenseit des Erzberges überhaupt Eisenerz (Minera ferri), mit der beigefügten Unterscheidung des vorderen und des inneren Erzberges, 1283. Von da an war der Erzberg im steten Bau sowohl von Seiten Eisenerzes⁹⁾, als von jener Vorderbergs. Vorderbergs radgewerkschaftliche Communität, ein Verein von 12 Radgewerken mit 14 Hochöfen, besaß die Kuppe des Erzberges bis herab zu der Marktscheitel, welche sich in einer Höhe von 260 Klaftern, vom Fuße des Berges an gerechnet, um den ganzen Erzberg herumzieht, mit einem Grundflächenumfange von 2500 Wiener Klaftern und einer Höhe von 180 Klaftern; die Innerberger Hauptgewerkschaft (s. d. Art.) hingegen bebaut den ganzen unteren Theil des Kegels. Diese Scheidungslinie wurde im J. 1667 gezogen. Der Grubenbetrieb beider Theile unterscheidet sich wesentlich von einander. Von Seiten der Ersteren wurde der Bergbau anfänglich, bei der ursprünglichen Zahl von 14 Radgewerken, so unregelmäßig betrieben, daß der ganze Bau Gefahr lief, durch Tagstürze und Grubenbrüche theilweise einzugehen, und ebenso große Verluste aus sonst noch durch die Menge von Pfeilern, welche stehen bleiben mußten, um die Deden der offenen Bechen zu erhalten, und die eben dieses Zweckes wegen nicht benutzt werden konnten, über dieselben herbeigeführt wurden¹⁰⁾. Durch den Kauf eines Radwerkes und den Eintritt St. I. I. Hohen bei durchlauchtigsten Erzherzogs Johann wurde allen diesen Uebständen abgeholfen. Vor Allem wurde zur Gewinnung einer festen Sohle für den vorderberger Eisenbergbau eine käufliche Abtretung einiger hauptgewerkschaftlicher Gruben erwirkt, hieauf eine Vereinigung sämtlicher Radgewerken zu gemeinschaftlichem Abbaue ihrer Erzlagen gegründet; die Vertheilung des bisherigen Bechenbaues mit taubem Berge und die künstliche Herstellung einer festen Sohle, wo diese noch mangelte, nach vorhergegangener Ausnahme des Erzberges und Anstellung sachverständiger Bergbaubeamten, und ein regelmäßiger Abbau, sowohl bei dem Tag- als auch bei dem Grubenbaue, eingeleitet; im Innern des Berges zur leichteren Verbindung und Förderung der Erze an die einzelnen Hochöfen,

damit diese in den Stand gesetzt werden konnten, die für jedes Jahr für jeden der 14 Eisen präliminirte Stoffmenge (jährlicher 15—16,000 Centner) zu liefern, die nöthigen Verbindungs schläge, Stollen, Schutte u. dgl. m. hergestellt, am Gebänge des aus der Seite von Vorderbergs zu sich abdachenden Theils des Erzberges und des ihm benachbarten Prebäls eine Hauptsammelngehalde von 700—800,000 Centnern Erze, also für mehr als einen Jahresbedarf hergerichtet, und aus dem Innern des Berges heraus ein Weg von Schmelzereiföhrungen bis zu ihr angelegt und drei lebenswerthe Aufzüge oder Aufschlagsmaschinen an drei Punkten aufgestellt, wovon bei dem Mangel an hinreichendem Wasser, um eine Maschine durch Aufschlagwasser in Bewegung setzen zu können, das weit hergeleitete, eben nicht sehr reichliche, Quellwasser während der Zeit des Betriebes dieser Förderungsmaschinen, als Hebegewicht benutzt wird. Alle diese schwierigen Arbeiten sind von dem gründlich unterrichteten, communitätlichen Bergverwalter, Johann Dullnigg zu Vorderbergs, mit dem glänzendsten Erfolge ausgeführt worden, sodaß jetzt der dortige Bergwerksbetrieb sehr werth genannt werden muß. Auf eine von dieser ganz verschiedene Weise wird der Innerberger Hauptgewerkschaft (s. d. Art.) gehörige Antheil am Erzberge benutzt. — Das gewonnene Erz wird in Vorderbergs auf 14 Hochöfen zu Rohstein verschmolzen und davon genommen: 1830: 219,603; 1831: 233,627; 1832: 235,958; 1833: 246,556; 1834: 240,990 und 1835: 245,343 Centner. Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Resultaten früherer Jahre, so zeigt sich erst recht deutlich, wie sehr dieser Bergbau sich gegen frühere Zeiten gehoben habe. So z. B. gewann man 1818: 124,532; 1814: 122,077; 1813: 100,147 Centner und in den erfolgreichsten Jahren nicht viel über 200,000 Centner, so z. B. 1799: 215,564; 1818: 213,773; 1825: 209,071; 1795: 208,303 Centner. Dazu wurden verbraucht im J. 1830: 533,245; 1831: 526,800; 1832: 525,341; 1833: 544,909; 1834: 541,640 und 1835: 616,180 Faß Kohlen (das Faß zu fünf Wiener Metern). Der Geldwerth des gewonnenen Rohsteins nach den wöchentlichen Preisen betrug im J. 1830: 1,409,419; 1831: 1,518,575; 1832: 1,533,727; 1833: 1,602,614; 1834: 1,747,177 und 1835: 2,024,079 fl. G. W. — Im Innern des Erzberges sind eines Besuchs werth die sogenannten Schachlamern, Klüfte, an deren dunklen Wänden sich die schönsten, blendend weißen Eisensilber angehängt haben, die einen wahrhaft überraschenden Anblick gewähren.

2) Ein Berg in der Steuergemeinde Semmering im Bezirke Rürzungsflad des brucker Kreises der oberen Steiermark, mit einer nach ihm benannten Waldung bedeckt ist, welche dem Forste Epital zugeordnet sind.

3) So wird auch der Knappenberg (s. d. Art.) bei Hüttenberg im klagensfurter Kreise Kärnthens genannt, der das reichste Eisenerzlager von ganz Kärnthens enthält.

8) f. X (recht v. Muchar a. d. E. 18 fg. 9) über Eisenerz und dessen Bergbau in Hüttenbergen f. d. Art. Kleiner und Innerberger Hauptgewerkschaft. 10) f. A. G. d. d. E. 105 fg.

11) f. G. d. d. E. 246. Taf. Nr. 1.

4) Ein Berg im abaujörer Comitatz, im Kreise dieſſeit der Abz. Oberungarns.

5) Ein 2892 Wiener Fuß hoher Berg, der ſich ſüdlich von Wiefenberg im olmüzer Kreiſe Nährungs erhebt.

ERZE. Man bezeichnet im Allgemeinen mit dieſer Benennung diejenigen metallhaltigen Subſtanzen, welche noch einer techniſchen Behandlung bedürfen, um das Metall aus ihnen rein oder gebiegen darzuſtellen, und in der Hüttenkunde deutet man den Begriff ſelbſt ſo weit aus, daß man auch Gefteinmaſſen Erze nennt, welche der künſtmännlichen Verarbeitung überhaupt unterworfen werden, um nughare Producte daraus zu gewinnen, ohne Rückſicht auf ihren Metallgehalt, z. B. Maunerze, Vitriolerze. Der Mineralog und Bergmann wollen damit den Gegenſatz des rein ausgeſchiedenen, gebiegenen Metalls ausdrücken, und ſie nehmen dabei keine Rückſicht auf die mit dem Metalle verbundenen Stoffe, wie z. B. alle kupferhaltigen Gefeine, gleichviel, ob ſie das Kupfer mit Sauerfloß, Schwefel, Arſenik oder Säuren verbunden enthalten, die Benennung Kupfererze erhalten. Selbſt Gefeine, welche das Metall gebiegen in ſich enthalten, ſobald ſie erſt einer techniſchen Behandlung bedürfen, durch welche dieſelbe aus ihnen ausgeſchieden werden muß, z. B. gebiegen Gold in Quarz, Hornſtein u. eingeprengt, werden Erze (Golderze) genannt. Bei den ältern Schriftſtellern, z. B. bei-Deſſel, Becher u. A., wird der Begriff Erze mehr auf die Verbindungen der Metalle mit Schwefel und Arſenik beſchränkt.

Man hat mehrmals verſucht, dem Worte Erze eine beſondere ſyſtematiſche Bedeutung beizulegen. Den¹⁾ begreift unter ſeiner Claſſe der Erze die metalliſchen Mineralien überhaupt; (Mohs²⁾), dem mehrere Schriftſteller darin folgen, beſchränkt die Ordnung der Erze auf die Verbindungen der Metalle mit Sauerfloß; (Kuch³⁾) faßt unter Erzen alle mit andern Subſtanzen verbundenen Metalle zuſammen; es läßt ſich aber einem Worte, das bereits ſeine beſtimmte Bedeutung im Sprachgebrauch hat, eine beſchränkte oder veränderte Bedeutung im Syſteme nicht mehr anweiſen.

(German.)
Erzengelwurz, f. Angelica (Archangelica) und Oſtericum.

ERZERUM, auf arabiſch Arzen-rum, **الزرع**, das heißt die Stadt der (griechiſchen) Römer, Hauptſtadt der zum alten Großarmenien gehörigen, an dem Euphrat und Araxes gelegenen türkiſchen Provinz gleichen Namens, Sitz eines Paſcha's, eines armeniſchen Patriarchen und eines griechiſchen Biſchofs. Nach Ederius war Arzen-rum im 11. Jahrh. unter Konſtantin Monomachus eine große, mit Kaufleuten angefüllte Feſtung, welche während des byzantiniſchen Krieges mit den Dömanen durch Feuer und Schwert zerſtört wurde, die der Reſt der Einwohner ſich in die benachbarte Feſt in ihren Trüm-

mern mit Erzerum vereinte) Stadt Theodoſiopolis rettete. Die Stadt Erzerum, ehemals, wie die vielen Baurreſte und Denkmäler beweilen, weit größer als jezt, zählt nach den neuſten Nachrichten etwa 100,000 Seelen, wovon der größte Theil aus türkiſchen, der geringere aus armeniſchen und griechiſchen Familien beſteht, die ſich theils von Fabriken und Handwerken (in Leder, baumwollenen und wollenen Zeuſen), theils von Zwifchenhandeln nähren, da die Stadt der Mittelpunkt der Karavanan zwiſchen Konſtantinopel und Perſien iſt. Sie liegt auf einer weiten, durch mehr als 50 Dörfer, meiſtens Feindgüter der Moſolimen, verſchönerten Ebene, unweit der Flüſſe, welche den Euphrat bilden, auf der Nordſeite von einem hohen mit Schnee bedeckten Berg (Tobdagh) begrenzt, und ſelbſt über 7000 Fuß über den Spiegel des Meeres erhaben, ſodaß man ſich nicht über die Ergründung des Bonaraz wundern muß, welcher zuſolge mehrere Soldaten von dem Heere des Alexander Severus hier Dämme und Füge erröten. Lucull's Legionen, welche mitten im Sommer noch kühle Feider traſen, mußten hier im Herbſt im Schnee ſchlafen, und Tournefort fand hier im Monat Juni noch hin und wieder mit Schnee bedeckte Hügel. Man erntet das ſaum wie guß hohe Korn erſt im September. Auch an Holz, mit Ausnahme der Fichten, hat die Stadt großen Mangel, ſodaß man meiſtens Kupmiß brennt, und ſelbſt das dort vorſtreichende Flußholz der Wildbrut einem abſcheulichen Geruch hat. Die beſten Früchte werden aus Aſchlagje bezogen. Weber Obſt noch Beinkörbe gedeihen hier. Deſto treffericher iſt das von den nahe Wäſchen und Quellen herbeigeführte Waſſer, welchem man, nächſt der reinen kühlen Luſt, die Geſundheit und Stärke der Einwohner zuſchreibt. Die Häuſer ſind größtentheils von Stein erbaud und mit ſachen Erdbädern oder Terraffen belegt, auf deren Ralen Norier Kätber und Schafe weiden ſah. Selbſt die Baſars ſind nicht gewölbt. Die Straßen ſind eng, krumm und ſchlecht gepflaſtert. Unter den öffentlichen Gebäuden findet man einige, deren mauriſche oder ſarazeniſche Abtheilung einen ältern Urfprung verräth. Man zählt über 40 Muhammedaniſche, zwei armeniſche, eine griechiſche und eine katholiſche Kirche. Außerdem zeichnet ſich der Paſaß des Paſcha's und ein großes Bollgebäude aus. Zwiſchen der mit vier eiſernen Thoren verſehenen Stadt und einer großen Vorſtadt liegt die Citadelle, die, auf der öſtlichen Seite mit regelmäßigen Schießſcharten verſehen, ein modernes Anſehen hat.

In dem letzten türkiſch-ruffiſchen Kriege, welcher durch den Frieden zu Adrianopel am 14. Sept. 1829 endigte, eroberte Paſſewiſch nicht nur die benachbarten Provinzen von Bajazet und Karz, ſondern auch Erzerum. Er benugte die unbefestigten Höhen von Erzerum, beſonders den benachbarten Tobdagh, welcher die Stadt und die Citadelle beherrſcht, ſodaß ſich zuerſt die Stadt, hierauf die von den Arnauten beſſer verteidigte Feſte ohne Sturm ergab; worauf ſich auch die einzelnen Diſtrikte oder Sanſchaks der Provinz unterwarfen. In dem Frieden zu Adrianopel wurden Karz, Bajazet und Erzerum zurückgegeben. Wäre Erzerum ruffiſch geblie-

1) Natürliſches Syſtem der Erze (Zinn 1809). 2) Grundriß der Mineralogie (Dresden 1824). 3) Naturgeſchichte des Mineralreichs (Kempten 1842).

ben, so würde es hierdurch den Schlüssel zum türkischen, wie durch Erivan zum persischen Reich erhalten haben; die ganze asiatische Fülle aber ein offenes, hier von allen Seiten seinen Feinden preisgegebenes Land geworden sein. (Bergl. Eichwald, Reise in den Kaukasus I. 2. Abth. Cap. 6.)

Die Provinz oder das Eialet Erzerum, ein großes, durch mehr Bergketten durchschnittenes Hochplateau, welches drei Meeren seine Gewässer aufsendet (dem persischen dem Euphrat, dem schwarzen dem Thoros, dem kaspischen dem Krates), ein nur durch Vieh- und Pferdezug ausgezeichnetes Hirten- und Weideland, besetzt auf seinem Flächenraume von 1374 □ Meilen, bei schwieriger Ackerstellung, kümmerlichem Baumwuchs (nur Pappeln, Weiden und Nadelgehölz kommt hier fort) und geringem Kunstfließ (am vorzüglichsten ist die Bereitung der Leinwand), höchstens 500,000 bis 600,000 Einwohner, von denen die Osmanen $\frac{1}{4}$, ebenso viel die turkomanischen Nomaden, die Armenier oder Ureinwohner etwa $\frac{1}{5}$ ausmachen. Die übrige Bevölkerung besteht aus Kurden (in den südl. Gegenden), aus Griechen (nordwestlich angefaßt) und aus Juden, welche nur Städtebewohner sind. Die ganze Provinz, deren Einkünfte auf 928,871 Pflaster geschätzt werden, besteht aus zwölf Kreisen oder Sanjaks, deren Namen sammt ihren Städten und vorzüglichsten Dörfern am vollständigsten in der Beschreibung des Osmanischen Reiches von Hassel (S. 238 — 248) verzeichnet sind. (v. Kottm.)

ERZGEBIRGE (das), zieht sich in einer Länge von 28 Meilen zwischen Sachsen und Böhmen von Westen nach Osten, vom Fichtelgebirge bis zu dem sächsischen Sandklinggebirge (der sächsischen Schweiz) in einer abwechselnden Serpente von 2200 bis über 3350 Fuß hin. Es besteht aus Granit und Gneis, bildet felsenförmige, bewaldete Kuppen, fällt südwärts nach Böhmen zu, steil ab, und verläuft nordwärts, nach Sachsen hin, allmählig in Hügelland. Im Alterthume hieß es das südliche Gebirge oder Myrquidwald. Die höchsten Berge sind: der in Böhmen liegende Keilberg, 3802', in Sachsen, der Fichtelberg, 3721', der Auerberg, 3132', der Schneckenstein und Rammelsberg, 2698', und 2664', der Scheibenberg, 2443', der Bärenstein, 2736', der Pöhlberg, 2549', der Gröbenstein, 2226', der Schloßberg bei Frauenstein, 2119', der Lustg. 2750', der Kalenberg und Weisberg bei Altenberg, 2800', und 2559', der Lugaenberg, 1539', der Rochsburg, 1046'. Am höchsten liegt in Teutschland die böhmische Stadt Gottesgabe, in Sachsen das Ertzchen Oberwiesenthal. Der Hatala- und Sattelberg machen gleichsam die Ecksteine aus zwischen dem Erzgebirge und dem sich dann anschließenden Sandklinggebirge.

Eine Menge Gewässer entspringen den Höhen des Erzgebirges und nehmen ihren Lauf theils herab nach Sachsen, theils nach Böhmen. Nach östlicher fließt, vom Fichtelgebirge, die Elzspau, Elbe und das Schwarzwasser; von andern Punkten des Erzgebirges entspringen die weiße Elster, die Freiberger und Zwickauer Mulde, die Rode, die Weisger, u. m. a., mit unzähligen

Bächen und Flüsschen, welche sich meistens theils durch liebliche romantische Thäler winden, und eine unendliche Menge Mühlen und Fabrikwerke treiben. Nach Böhmen hin fließen die Biera, Zwodach u. a.

Die im Erzgebirge vorkommenden Gebirgsarten sind Gneis, Glimmerchiefer, Granit, Porphyr, Grauwacke, Grünstein, Lager von Kalkstein, von Serpentin, Stein, allerlei Schiefer und bunter Sandstein. In seinem Innern dringt es edle und unedle Metalle, Silber, Kupfer, Eisen und Zinn.

Die reichen Wälder des Erzgebirges bestehen vornehmlich aus Tannen, Fichten, Buchen und Birken; die verschiedenartigsten Waldbeeren wachsen am Boden oder auf Sträuchern.

Das Klima ist auf den höchsten Höhen sehr rauh, weshalb man die Gegenden von Johannegeorgensstadt, Zwickau, Eibensfeld, Karlsfeld, nicht mit Unrecht das sächsische Sibirien nennt.

Trotz der Unwegsamkeit dieses Gebirges führen dennoch viele, in der neuen Zeit möglichst bequem angelegte Hauptstraßen über selbiges von Sachsen nach Böhmen. So die Straße von Dresden nach Prag, über Gieshübel, Peterswalde, Auzig und Zwerchenstadt; von Leipzig über Chemnitz, Marienberg, Kommtau, Schlan, gleichfalls nach Prag; verschiedene Straßen über Adorf, Johannegeorgensstadt, Annaberg, Marienberg, Zwickau, Eibensfeld, Frauenstein.

Eine rege Gewerthätigkeit in Baumwollen- und Finnenfabriken, Holzdrehn, Flachdrehung, in Handel mit Butter und Bretern u. dgl. ist dem gemüthlichen Bewohner des Erzgebirges eigen. (Staatsbandbuch für das Königreich Sachsen. 1837. Schirmer's Kunde Sachsens. 1836. Engelhardt's Vaterlandskunde. 1833.) (A. Herrmann.)

ERZGEBIRGISCHE KREIS (der), im Königreich Sachsen, welches jedoch seit dem 1. Juli 1835 für die innere Verwaltung in vier Kreisdirectionen getheilt wird, wonach der erzgebirgische Kreis „Kreisdirection Zwickau“ heißt und den ganzen vogtländischen Kreis mit enthält, dagegen einige Districte an den meißner und leipziger Kreis abgetreten hat, nämlich die Ämter Rössen, Freiberg, Grillenburg, Frauenstein, Altenberg, Rochsburg, Wechselburg und Pernitz gehören jetzt zur leipziger Kreisdirection. Indessen ist die frühere Einteilung nach Kreisen nicht aufgehoben und bei Desputirtenwahlen und dgl. noch gültig. Demnach enthält der erzgebirgische Kreis 83,19 □ M. mit 530,000 Einwohnern und 123 Rittergütern. Er grenzt östlich an den meißner Kreis; südlich und südlich an Böhmen; westlich an den vogtländischen Kreis, die reussischen und weimarischen Lande; nördlich an die altenburgischen Lande, den leipziger und nochmals an den meißner Kreis. Das Erzgebirge begrenzt den südlichen Rand dieses Kreises in einer Länge von 13 Meilen, und verläuft sich mit manchen Seitenzügen nordwärts in Hügelland. Der südwestliche Theil bildet das Dörsgebirge, von Schwarzenberg bis Zwickau und Chemnitz hinreichend, der nordöstl.

liche das Niedergebirge, von Freiberg nach Rössen, Rösswein, Dainichen und Döran hin verlaufend.

Als Hauptflüsse durchfließen die beiden Mulden, die östliche oder freiberger und die westliche oder zwidauer Mulde, den erzgebirgischen Kreis. Erstere kommt von dem böhmischen Dorfe Waldau nach Sachsen; an ihr liegen die Dörfer Reichenberg, Mulda, etwas westlich davon die Städte Freiberg und Eichenstein, wiederum an derselben Rössen und Rösswein. Sie empfängt links in Mulda die Chemnitz, rechts die drei Meilen lange Gimlie, links die 1½ Meile lange, durch Freiberg fließende Münzgebach, rechts die Bobritzsch mit dem Kottmischbach, links wiederum die Striegitz mit der kleinen Striegitz. Ihr stärkster Nebenfluß ist die Zschopau. Vom Fichtelberge herab nimmt sie ihren, 14 Meilen langen, Lauf durch ein reizendes Thal und vereinigt sich unterhalb Waltheim, im leipziger Kreise, mit der Mulde. An der Zschopau sind gelegen Schlettau, Wiesbaden, Wollsen und Schwarzenstein, Zschopau, Augustusburg, Föbba, Lichtenwalde, Krantenberg, Sachsenburg; im leipziger Kreise Neuforge, Witwaiba, Kriebitzsch, Waldheim und Schmota. Gegen 20 Spinnmühlen werden durch ihre Gewässer in Bewegung gesetzt. Nebengewässer der Zschopau sind, links der Greifenbach, rechts die Sehma, die Pöhl, das Schwarzwasser, links die Wilsch, der Gornbach, die Föbba, in Böhmen entspringend, wo sie einen Föbgraben nach der Mulda abgibt; unterhalb Georgenthal tritt sie in Sachsen ein und fließt bei Puritzsch, Saigerhütte, Olbernhau, Rautenfeld und Grünbachsborn vorbei; in ihrem Laufe nimmt sie noch auf die Schweinitz, die Naßsagung, die Wila, die Bodau, die Lausnabach und Wismig.

Die zwidauer oder westliche Mulde, bei ihrem Anfange auch die voigtländische genannt, entspringt im voigtländischen Kreise, trieb die Hammer von Rautenfranz, Schönheide, Blauenenthal, das Schmilbsche Blaufarbenwerk, erhält bei Aue einen starken Zuwachs durch das Schwarzwasser, fließt dann vorüber bei Stein, Wiesenburg, Bodwa und Zwidau; im erzgebirgischen bei Glauchau, Remsa, Waldenburg, Wollenburg, Penitz, Rochsburg, Kunzawa, Wechselburg; berührt sodann den leipziger Kreis bei Rößlich und Goldberg, bis sie sich bei dem Dorfe Sernuth, nach einem Laufe von 17 Meilen, mit der freiberger Mulde vereinigt. Auch die zwidauer Mulde nimmt viele Gewässer auf; rechts die Wilsch, die Bodau, das Schwarzwasser, den Wilsenbach, die Kunzawitz, die Chemnitz; links die zschopauer oder Göpnitzbach, die Kirchbach.

Das Klima des erzgebirgischen Kreises ist sehr rauh in dem höheren Gebirge, etwas milder in den Niederungen, so daß in jenem der Ackerbau unbedeutend, in diesen zwar etwas ergiebiger ist, dennoch aber den erforderlichen Bedarf von Getreide nicht liefert, welches aus Böhmen, oder den fruchtbarsten Kreisen, dem leipziger und meißner, eingeführt werden muß. Der Wein- und Kartoffelbau gedeiht am besten; ein Uebersuß von Pilzen, Broms, Heidel-, Preisel- und Himbeeren gewährt während der jedesmaligen Jahreszeit eine willkommene und fleißig benutzte Zugabe des Lebensunterhalts und des Handels.

Die zahllosen Bäche und Bächlein, welche von den quellenreichen Abhängen nach den Niederungen hinabfließen und von den fleißigen Bewohnern zur Bewässerung der Felder und Wiesen nach allen Richtungen hin geleitet werden, erzeugen einen üppigen, der Viehzucht höchst förderlichen Graswuchs, welche in diesem Kreise eine Hauptbeschäftigung ausmacht. Vornehmlich blüht die Schaf- und Viehhöflichkeit, und der Vertrieb von Butter nach den nahen und fernern Städten, sowie der Verkauf der, meistens veredelten, Wolle ist ein gewinnreicher Nahrungsweig des erzgebirgischen Landvolks. Nicht minder veranlassen die umfangreichen Wäldungen einen schwunghaften Handel mit Bau-, Brennholz und Brettern.

Dieser Kreis zählt 58 Städte, 13 Flecken und über 700 Dörfer. Chemnitz, 23,000 Einwohner, Freiberg, 12,600 Einwohner, Schneeberg, 7400 Einwohner, Annaberg, 6900 Einwohner, sind die größten Städte des Erzgebirges; Kerscheid, 500 Einwohner, ist die kleinste; Jöhstadt, Eichenhof, Ederwiesenthal, Johannegeorgenstadt, liegen in dem sogenannten sächsischen Elbthale. Ein reges Fabrikwesen zeigt sich in den meisten Städten des Erzgebirges, entweder in Baumwollspinnereien, wie in Chemnitz und der Umgegend; oder Einnennverarbeitung zu seinen Spitzen, wie zu Annaberg und Schneeberg; oder in Holzdrehsteln, wie in den Dörfern Seiffen, Heideberg, Heidebach; oder in allerhand Blech- und Eisenwaaren, wie zu Schwarzenberg und der Umgegend. Vor Allem wichtig aber ist der erzgebirgischen Kreise angehörige Bergbau. Er beschäftigt an 11,000 eigentliche Bergleute, und an 50,000 Menschen, welche damit in entfernterer Beziehung stehen. Er ist in sechs Bergamtsbezirke eingetheilt: Freiberg, Schneeberg, Annaberg, Altenberg, Marienberg und Johanngeorgenstadt. Im J. 1837 wurde der Bergbau in 503 Gruben betrieben, wovon 26 für königliche Rechnung, 215 gewerkschaftlich und 262 als Eigenlohngruben bearbeitet werden. Außerdem besteht noch ein Amalgamirwerk, drei Schmelzhütten, vier Blaufarbenwerke, vier Birotirwerke, drei Arsenikwerke, 20 größere Eisenhüttenwerke nebst einem Stahlwerk, zusammen mit 17 gangbaren Hütten, 74 zuweiligen Feisch-, Zinn-, Blech- und Zeughamern, 14 Eisereien, drei Blechwalzwerken, ein Puddlings- und Stabwalzwerk, ein Drahtwalzwerk, drei Drahtziehwerte u. s. w. Der gesammte Geldertrag für Metalle und metallische Salze gewährt im J. 1837 1,881,412 Thaler, darunter 884,842 Thaler für Silber im Budget von 1840 — 42 ward die volle Einnahme aus den Berg- und Hüttenmugungen zu 362,256 Thaler und der reine Ertrag zu 140,530 Thaler veranschlagt.

Zur Förderung der bergmännischen Wissenschaften besteht zu Freiberg eine, 1765 gegründete und seitdem sich immer rühmlich bewandrende, Bergakademie mit neun Professoren und drei Lehrern. Außerdem gibt es im erzgebirgischen Kreise drei Gymnasien zu Freiberg, Annaberg und Zwidau, und eine Gewerkschule zu Chemnitz. Zwidau, Chemnitz und Wollstein mit ihren Ämtern sind Amtshauptmannschaften; Chemnitz ist der Hauptort für die ständischen Angelegenheiten des erzgebirgischen

Kreises, Avidau für die innere Verwaltung. (Staatsbuch für das Königreich Sachsen; Engelhard's Vaterlandskunde; Schiller's's Haus- und Schulbuch der Kunde Sachsens 1836; Convers. Lexik. der Gegenwart Art. Sachsen). (A. Herrmann.)

ERZHERZOG, erzbischoflicher Titel¹⁾. Über die Entstehung desselben herrschen mehrere irrige Meinungen; am unrichtigsten wird dieselbe aus der unechten Urkunde²⁾ des Königs Heinrich IV. vom 4. Oct. 1085, in welcher Markgraf Ernst I., der Papste, Sacri Romanus Imperii Prior genannt wird, abgeleitet. Nach Andern³⁾ hätte Kaiser Friedrich II. dem Hause Österreich den erzbischoflichen Titel verliehen. Dieser hat zwar dem mit ihm verbundenen Herzog Friedrich II., dem Streibaren, das Privilegium des Kaisers Friedrich I., als dieser im J. 1156 das Markgrafsium zu einem Herzogthum erhob, im J. 1245 nicht nur bestätigt, sondern ihm auch auf seinem herzoglichen Put ein goldenes Kreuz zu tragen vergönnt⁴⁾. Aber von einer Beilegung des erzbischoflichen Titels war dabei nicht die Rede, sondern dem Herzoge Friedrich dem Streibaren war die königliche Würde zugebracht, welches sich aber ersieht⁵⁾. Wieder Andere leiten den erzbischoflichen Titel des Hauses Österreich von Rudolf's von Habsburg Seiten her, doch wie die Urkunde⁶⁾ von 1283 zeigt, nennt Rudolf seine Söhne Albert und Rudolf nur Dukes Austriae et Stiriae. Noch andere Meinungen über die Entstehung des genannten Titels des Erzhause finden sich. Das Wahre ist dieses, daß die Veranlassung dazu die unechte⁷⁾, die Erhebung des Markgrafsiums Österreich zu einem Her-

zogthume durch Kaiser Friedrich I. im J. 1156 betreffende, Urkunde gegeben hat. In diesem untergeschobenen Enabendrie findet sich nämlich die Stelle: Si quibuscumque Curia publicis Imperii Dux Austriae praesens fuerit, unus de Palatinis Archiducibus est censendus, et nihilominus in consensu et incesso, ad Latus dexterum Imperii post Electores Principes obtineat primum locum. Der Zweck dieser Stelle also war, den Herzog von Österreich den Herzogen, welche Hofämter hatten, auf den Reichstagen gleich zu stellen, und ihm überhaupt den nächsten Platz folglich nach den Kurfürsten zu geben. Ihn zum Erzbischof zu erheben, das heißt, eine höhere Stelle als die Herzoge der alten Herzogthümer hatten, einzuräumen, beabsichtigte der Urheber dieser untergeschobenen Urkunde nicht, und dachte daran noch nicht, weil er wiederholt in derselben Dux Austriae, Duces Austriae und Ducatus Austriae und an seiner Stelle Archidux Austriae, Archiduces Austriae und Archiducatus Austriae sagt. Ungeachtet also der Urheber dieser untergeschobenen Urkunde nicht bezweckte, dem Hause Österreich den erzbischoflichen Rang und Titel zu ertheilen, so hat doch jene Stelle, welche wir oben ausgehoben und mitgetheilt haben, den Anstoß und die Veranlassung dazu gegeben, denn Herzog Rudolf IV. von Österreich nannte sich in seinen meisten Urkunden und Siegeln vom J. 1359 an, einen „Phyllen Erzbischof“, „Palatinus Archidux“, welches offenbar in Rücksicht auf die Stelle der unechten Urkunde angeht vom J. 1164: unus de Palatinis Archiducibus, gesehen ist. Herzog Rudolf IV. mußte jedoch die königlichen Bitten, die er öffentlich annahm, und den Titel eines Palzgrafen auf K. Karl's IV. ernstliches Anbringen wieder ablegen. Den Titel eines Erzbischofs führte er jedoch bisweilen doch an seinen Tod, welcher sich im J. 1365 ereignete. Doch ertheilten ihm den erzbischoflichen Titel weder der dignoscatur, nec pro conducendis feudis, seu accedens debet Imperium, ex metas Austriae, verum in terra Austriae sibi debent sua feoda conferri pro Imperium et locari. Quod sibi denegatur, ab Imperio requirit, et exigit litteras, trinit vico, quo facto iuste sua possidebit feoda, sine offensâ Imperii, ac si corporasset conduisset Dux etiam Austriae non teneatur, aliquam curiam accedens dictam pro Imperium seu quendam alium, nisi ultro et de sua fecerit voluntate. Den meiste den Inhalt dieser unechten Urkunde f. in welchen steht bei Goldast, Statut. et Rescript. Imperial. p. 85, bei Kluppius und Schütz, Script. Res. Germ., Diplom. vob. Frederici III. Illustr. p. 1—2, bei Zentgraf, von dem jederzeit lebhaften Gebrauch des unechten kaiserlichen Bistums und Staatsrechts. Cap. III. §. 49. G. 123 u. f. w., bei Diefenbacher, Urkundenbuch zur Geschichte der Bist. Res. 99. G. 24—27, im Auszuge bei Hönig, Leben und Taten Friedrich's I. G. 65. 66, bei Hübner, Die Allg. Reich. Res. Hist. I. Bb. G. 484. 485. 2. Bb. G. 272. 273. Hübner selbst (1. Bb. G. 484. 485) zwar zu, daß gegen die Ächte (Gefchichte) der, damals zum Vorschein gekommenen, Ausgaben dieses Reichsbriefes verschiedene sehr scharfe Zweifel gemacht worden sind, glaubt aber diese durch den grauen Entzettelten Ausdruck der noch vorhandenen Urkunde beseitigt. Aber diese Urkunde ist eben unecht, und an die Stelle der echten untergeschoben, wie aus dem Vergleich mit der echten in einer ganz andern Schreibart und in einem Tone verfaßten Urkunde hervorgeht, wozu wir eben eine Stelle zum Belege mitgetheilt haben.

1) Joachim's (Job. K. f. d. r.) Abkündigung von dem Titel: Erzbischof, welchen das Haus Österreich führt (in der ersten Sammlung in Heide 7. Probe Nr. 3). Beck, Jus publ. Austr. Spec. Cap. 2. p. 2. Nr. p. 16. Schröder's 2. Abkündigung von dem österreichischen Staatsrecht. §. 8 f. J. H. F. v. Austria Principes a. Diss. de augustis. Diss. Austr. praenotanda illustr. (Argenter. 1721. f.) c. I. §. 4. Nr. p. 5. 2) f. Schröder G. 85 f. 3) Wolfgangus Lucius, Descriptio Viennae, und der ihm folgende Huterus de Habsburg. Orig. c. XXI. 4) f. Hernald's Österreichische Anleihe von denen Privilegien des Erz-H. Österreich. G. 63. 5) f. Allg. Encycl. d. Bb. u. K. §. 2. c. 2. d. 2. d. 127, bei Künig, Reichs Archiv p. spec. Cont. II. p. 69. 6) Es führt Schönbauer (De orig. gentis Habsburg. P. II. c. VII.) an. 7) Die echte Urkunde hat die Stelle, welche wegen des erzbischoflichen Titels in Anspruch genommen wird, durchaus nicht. Die echte lautet sich Chron. August. ap. Freher. Res. Germ. Script. T. I. p. 359. 360. Man kann den Unterschied nicht so aufstellen, daß diese in der Chron. August. unechtheit und die andere vollständig sei, wie z. B. Freher zu der in der Chron. August. p. 359 an den Rand bemerkt hat: Extat plenus in Austria Cuspiant; denn auch in dem, was diese Gemeinshaf haben, finden sich Abweichungen. So steht in der echten: Dux vero Austriae de Ducatu suo aliud servitium non det Imperio, nisi quod ad Curias, quas Imperator praefixerit in Bavaria, evocatus veniat: nullam quoque expeditionem debeat, nisi forte quam Imperator in regna vel provincias Austriae vicinas ordinaverit. Hierfür findet sich in der unechten: Primo quidem quod Dux Austriae, quibuscumque subsidia seu auxilia teneat, nec esse debet obnoxius Sacro Romano Imperio, nec cuiquam alteri, nisi ea de sui arbitrio fecerit libertate, eo excepto duxatuz, quod Imperio servitio tenebitur in Ungaria duodecim Viris armatis per Mensem unum ad expensas proprias, in ejus rei evidenciam, ut Princeps Imperii

Kaiser, noch andere Reichs- oder auswärtige Fürsten. Nach dem Ableben des Herzogs Rudolf IV. machten seine beiden hinterlassenen Brüder Albrecht und Leopold von dem erzbischoflichen Titel keinen Gebrauch, obschon sie bei den Lebzeiten ihres Bruders Rudolf IV. sich bisweilen in einigen mit ihm gemeinschaftlich ausgestellten Urkunden, Erzherzoge genannt hatten. Aber der dritte Sohn des genannten Herzogs Leopold, Ernst der Eiserne, suchte den erzbischoflichen Titel wieder hervor, und schrieb bisweilen in seinen Urkunden Erzherzog. Zwar widersprechen diesem Titel der Kaiser und die Reichskönige nicht, legten aber auch in ihren Schreiben an den Herzog von Österreich den genannten Titel ihm nicht bei, denn man findet keine von den Kaisern oder den Kurfürsten an die österreichischen Herzoge ausgestellte Urkunde, in welcher sie ihnen den erzbischoflichen Titel gegeben hätten, sondern sie nannten sie nur Herzoge. Daher nahm Kaiser Friedrich III. im Jahre 1453 zu seiner kaiserlichen Wachtvollkommenheit seine Zuflucht, und verordnete in dem Freiheitsbriefe ⁹⁾, welchen er im J. 1453 dem Hause Österreich gab: Wir wollen, meinen und sehen auch, von der oberhöchsten unserer römischen kaiserlichen Macht ernstlich und seßliglich gebietend, daß die benannten Fürsten unsers Hauses Österreich, und unsrer und ihre Erben und Nachkommen, die die Fürstenthümer Steyer, Kärnten und Krain je zu Zeiten innehaben und regieren werden, nun hinfort „Erzherzogen“ (Erzherzoge) genannt und geheißsen, dabei ewiglich bleiben und von unsrer Nachkommen und Reich und allen andern Kurfürsten und Fürsten also genennet und geheißsen und dafür gehalten sollen werden, in allen den Ehren, Würden, Freiheiten, Fürständen (Vorgängen) und andern Ubertrefflichkeiten, als unsere Vordern das von alter löblich hergebracht haben, und aus uns gekommen ist, und wir „unzweifel“ (bisher) genannet, geheißsen und gehalten werden seien. Von dieser Stelle darf man jedoch für die früheren Zeiten keine Schlüsse auf die Beilegung des erzbischoflichen Titels machen, denn Kaiser Friedrich III. selbst nennt sich im Eingange dieser Urkunde: „Herzog zu Österreich, zu Steyr, zu Kärnten und zu Krain“, und behielt diesen Titel ungeachtet seiner Verordnung auch später bei ¹⁰⁾, nannte sich selbst nicht ¹¹⁾ Erzherzog. Doch ist kein Zweifel, daß er das Herzogthum Österreich zu Erzherzogthum erhoben hat. Außer der Stelle der Urkunde vom Jahre 1453 ist auch zu bemerken, was Joh. Friedmann sagt: *Fridericus imperator tertius Austrie Ducatum, unde procreatus fuit, in Archiducatum exiit, qui titulus nescio si ab origine Imperii Romanum unquam fuisse auditus* ¹²⁾. Im Jahre 1477 gab Kaiser Friedrich III. noch insbesondere dem Herzoge Siegmund von Österreich

von der tyrolischen Linie die Erlaubniß, den erzbischoflichen Titel zu führen ¹³⁾. Was eigentlich unter Erzherzog zu verstehen sei, hat Kaiser Friedrich III. nicht näher bestimmt. Bei dem Rangstreit zwischen Österreich und Baiern im J. 1589 suchte das Erzhaus das Verhältniß zwischen Erzherzog und Herzog zu bestimmen. Der Herzog Wilhelm V. von Baiern wollte nämlich zwar dem Erzherzoge Ferdinand in Tyrol, als dem älteren, aber nicht dem Erzherzoge Karl in Steiermark, ungeachtet auch er ein regierender Herzog war, den Rang lassen. Bei diesem Streite waren die Gründe, auf welche man österreichischer Seits sich stützte, hauptsächlich folgende: Es sei zwischen Erzherzogen und Herzogen ebenso ein Verhältniß, als zwischen Erzbischöfen und Bischöfen, zwischen Erbkönigen und bloßen Priestern; wie auch in weltlichen Ständen zwischen Erzmarschällen, Erztzuchsen, Erzämtern, und bloßen Marschällen, Truchsen und Kämmerern. Keinem fürstlichen Hause in Deutschland seien so hohe Ehrentitel und Vorrechte beilegt, als dem Hause Österreich, und außer den fürstlichen Häusern sei kein anderes dem Hause Österreich jemals vorgegangen worden, welches durch die deßhalb ertheilten kaiserlichen Privilegien, besonders durch das so oft bestrittene Privilegium ¹⁴⁾ Kaiser Friedrich's I. ausgewiesen werde; und obschon in den älteren Zeiten bis auf Maximilian I. die Prinzen dieses Hauses sich nicht Erzherzoge, sondern schlechthin nur Herzoge genannet hätten, so wären sie doch bei allen Gelegenheiten auf die Erhaltung des mit diesem erzbischoflichen Titel verbundenen Rechts und Vorzüge bedacht gewesen. Die Erzherzoge von Österreich würden ferner in allen öffentlichen Urkunden, wenn ihrer neben andern Fürsten des Reichs gedacht würde, den letzteren vorgelegt, und bei öffentlichen Reichstagsversammlungen sei ihnen ihr Sitz zunächst nach den Kurfürsten angewiesen worden. Daß insonderheit aus solchen Erzherzogen, welche noch keine landesherrliche Regierung hätten, ebendieser Rang zukomme, lasse sich mit dem Beispiele Maximilian's II. rechtfertigen, welcher als ein Erzherzog ohne Landesregierung einem regierenden Herzoge von Baiern, nämlich dem Herzoge Albert V., des letztern ¹⁵⁾ regierenden Herzoge Wilhelm's V. Vater, an dem Hofe Karl's V. vorgelegt worden sei. Wie viel mehr könne also der Kaiser ¹⁶⁾ fordern, daß man seinen leblichen Brüdern dergleichen Vorzug zugestehen, wenn sie gleich noch keine eigenen Lande besäßen. Ebens dieses rechtfertige auch die Dberanz in Spanien, Frankreich und allen andern Ländern, wo die Prinzen von königlichem Geblute allen andern voringen. Wenn es hierin auf die wirkliche Regierung allein ankäme, so könnten sich auch die andern Fürsten, z. B. die von Neuburg, Württemberg, Baden, Anhalt, Küneburg und ans-

9) Bei Kappisius und Schiltnerus a. a. O. S. 8, 9. 9) f. 2. B. die Urkunden bei Kappisius und Schiltnerus a. a. O. S. 20, 21, 23. 10) *Hier. Geballerus*, Epit. Ortus Austriaci lib. III, f. 44 bemerkt: *Fridericus tertius Romanorum imperator semper augustus, qui austriacae domus archiducalem titulum primus abieci vendicavit, nämlich aber nicht für seine Person hielt, sondern für sein Haus.* 11) Cf. *Steuere*, Corp. Histor. Germ. p. 915.

12) *Paderlin*, Die Kugem. Weltst. Neue Historie. 8. Bd. S. 142, 143. 13) Dieses war jedoch, wie wir in der 7. Anmerkung dieses Artikels gesehen haben, untergeschoben; die letzte Urkunde des Kaisers Friedrich I. über die Erhebung des Markgrafen Österreich zu einem Herzogthum enthält nicht den hundertsten Theil an Freiheiten, welche das untergeschobene Document darbietet. 14) 1589. 15) Rudolf II.

dere den Rang über die nicht regierenden Herzöge anmaßen wollen; und wenn etwa die Regierung eines väterlichen Erblandes in dem Range etwas entscheiden könnte, so würde ein regierender Herzog von Baiern nicht allein über des Kaisers Brüder, sondern auch über die beiden obengenannten Erzherzöge Ferdinand und Karl den Rang behaupten; denn die Länder¹⁵⁾, welche von diesen besessen und regiert würden, lägen außerhalb des eigentlichen Österreichischen. Zum Vortheile von Baiern dagegen wurde von diesem angeführt: das Herzogthum Baiern sei älter, als das Herzogthum Österreich. Legt-genanntes Haus sei zwar von Zeit zu Zeit wegen seiner Verhältnisse um die ganze Christenheit mit allerlei Vorzügen von dem Kaiser belohnt worden: dieses sei aber ohne allen Nachtheil eines Dritten geschehen. Die ersten Herzöge von Österreich hätten nicht Erzherzöge geheißen. Kaiser Rudolf I. habe nach der Überwindung des Königs Ottokar von Böhmen sich nie Herzog von Österreich geschrieben. Sein Sohn Albrecht habe anfänglich nur den Titel eines Statthalters von Österreich geführt, den herzoglichen Titel aber später angenommen. Albrecht V., Albrecht des Weissen Sohn, habe, nachdem er König von Ungarn und Böhmen und zuletzt auch römischer Kaiser geworden sei, sich zuerst einen Erzherzog von Österreich genannt. Der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. hätten sich auch anfänglich dieses Titels nicht bedient. Anes¹⁶⁾ Solvius¹⁷⁾ habe in der Beschreibung des Landes Kärnten angesetzt, daß zu eben der Zeit, als der Herzog Albrecht (IV.) der Weisse von Österreich mit dem Herzogthum Kärnten vom Kaiser Ludwig dem Baiern beliehen worden, demselben auch das erzhertzogliche Privilegium ertheilt sei, und die österreichischen Prinzen hätten also dieses Privilegium als eine Gunstbezeigung Kaiser Ludwig's (IV.) anzusehen. Daß die Kaiser ihren Verwandten den Vorzug gegeben hätten, solches bedürfe keines Beweises, und die bairischen Kaiser hätten solches ebenfalls gethan. Die bairischen Herzöge verdienten aber wegen des Alters, nicht nur ihres Stammes, sondern auch ihrer Macht und Gewalt, den Rang vor den Österreichischen. Nach allen hierüber angestellten Berathschlagungen und darauf ertheiltem einstimmigen Gutachten der künftigen Räte beschloß Kaiser Rudolf II., daß, weil es für das ganze Haus Österreich weder thöricht, noch rathsam sei (an diesem Streit Theil zu nehmen), der Erzherzog Karl sich mit dem Herzog

von Baiern so wenig als möglich in einen Schriftwechsel oder Rechtsstreit hierüber einlassen, zugleich aber den alten wohlbergebrachten Besiz der Vorrechte der Erzherzöge von Österreich behaupten, und sich daraus keineswegs verdrängen lassen solle¹⁸⁾. Das Haus Österreich ist stets dagegen gewesen, den von ihm geführten erzhertzoglichen Titel auch Andern gemeinsam zu machen. Wenigstens ertheilten verschiedene Schriftsteller, das bereits andere große Häuser diesen Titel bei dem Kaiser gesucht, aber nicht erhalten hätten¹⁹⁾. (Ferd. Wächter.)

ERZIEHUNG. Rousseau sagt in seinem *Emile*: Nous naissons foibles, nous avons besoin des forces; nous naissons dépourvus de tout, nous avons besoin d'assistance; nous naissons stupides, nous avons besoin de jugement. Tout ce que nous n'avons pas à notre naissance et dont nous avons besoin étant grands, nous est donné par l'éducation — und deutet hier, wie in dem unmittelbar folgenden, wo er von der education de la nature, des hommes und des choses spricht, den Begriff der Erziehung sehr weit aus. Er versteht darunter Alles, was das billige Kind zu einem freien, selbständigen Wesen macht, und schließt weder die Entwicklung jedes Einzelnen durch den gewöhnlichen Lauf der Natur, noch die absichtliche Einwirkung der Umgebungen auf die Zügelung aus, ja selbst der Gedanke an eine Beschränkung des Begriffs mit Rücksicht auf das Alter scheint ihm an diesen Stellen ganz fern gelegen zu haben. In diesem Sinne kann hier von Erziehung nicht die Rede sein, wie man denn auch gewöhnlich einen andern Begriff damit zu verbinden pflegt. Gewöhnlich befristet man das Wort auf das Knaben- und Jünglingsalter, wo die physische und moralische Reife noch nicht vollendet ist, und deucht es bald nur auf die absichtlichen Einwirkungen Anderer auf die leibliche und geistige Entwicklung der unmündigen Menschheit; bald steckt man dem Begriffe, den man damit verbindet, noch engere Grenzen, indem man nicht selten Erziehung und Unterricht von einander scheidet. Eine ähnliche Verwirrung im Gebrauche der entsprechenden Wörter education, *éduquer* u. s. f. findet auch bei Römern und Griechen statt. Ich setze hier natürlich von dem Gegensatz, worin Erziehung und Unterricht häufig zu einander gedacht werden, ganz ab, und halte mich an die Bedeutung des Wortes, welche ich eben als die gewöhnliche bezeichnet habe.

Dabei kann es mir nur darauf ankommen, die allgemeinen Grundsätze der Erziehung mit Rücksicht auf die Praxis unter den bedeutendsten Römern zu entwickeln. Die Theorie ist in dem Artikel Pädagogik gleichfalls mit Rücksicht auf die bedeutendsten Leistungen der klassischen Völker des Alterthums, wie des Mittelalters und der neuern Zeit besprochen.

15) Ferdinand hatte nämlich die ober- und vorderösterreichischen Länder: Tyrol, Gluck und die denselben angehörigen Meistlein, inanz Karl regierte die inneren österreichischen Erblande Steiermark, Kärnten und Görz. Dagegen in den eigentlichen Österreich, nämlich in Unter-, Inner- und Ober-Österreich, welches Kaiser Rudolf II. besaß, war Ernst Statthalter. 17) Dieser Tage in der Historia de Europa Cap. 20. De Carinthia (Opp. Geog. et Hist. [Helmstadt 1699.] p. 261): Imperium provinciae Australis obtinent, et Archiducem appellat, cui ea parat. Ernst findet sich von dem erzhertzoglichen Titel nichts weiter hierin. Über Kärntens Freiheiten wird E. 261 bemerkt: Multa hujus provinciae ornamenta fuisse commemorant, multa privilegia, facile id creditur est, quando imperatores Ludovicum hujus terne duratum filio suo Rudolpho primogenito contulisse non est ambiguum.

18) Des Gr. Franz Christoph Khevenhüller Ferdinandischer Rathgeber in einem pragm. Ausz. gebracht und bestätigt von Dr. Just. Runder. 3. Bd. S. 92. 93. 19) Joh. Jac. Moser, Von denen kaiserlichen Regierungsräten und Pflichten. 1. Bd. Cap. 16. §. 13. S. 423. 424.

Die Erziehung kann nichts schaffen, wozu kein Keim in dem Böglinge vorhanden ist; sie hat es lediglich mit der Pflege und Wartung dessen zu thun, was sie in dem Menschen findet; sie kann nur entwickeln und bilden. Hieraus führt zunächst die Sprache, welche in ihren Lauten gewöhnlich auf das Treuehe verkündet, welchen Gang die Entwicklung der Begriffe und Ideen bei den verschiedenen Völkern genommen hat. Die Ausdrücke, womit die Hebräer den Begriff des Erziebers bezeichnen, *מורה*, *מור*, *מורא*, sind alle von Wurzeln hergeleitet, die auf das Bestimmteste beweisen, daß sie dabei nur an ein Großziehen, Vermehren, Erhöhen der in dem Kinde liegenden Kräfte gedacht haben. Selbst *מורה* a. r. *מורה*, auf dem Arme tragen (Klag. 4, 5), heißt eigentlich nur ein Wärter (4 Mos. 11, 12). Ebenso bezieht sich *ragoer* bei den Griechen ursprünglich nur auf das Fest- und Starkmachen, und wird dann auch von Pflanzen gebraucht, wie denn auch umgekehrt solche Ausdrücke, welche zunächst auf die Cultur der Pflanzen gehen, auf die Erziehung der Menschen übertragen werden. Dierher ist sogar *αγωγή* und *αγωγή* zu zählen, deren Abstammung von *αγω* überdes unübersprechlich erweist, daß darin ursprünglich nur der Begriff der Leitung und Führung gelegen habe. Dasselbe gilt von dem lateinischen *educare* und *educatio*, wie denn auch unser teutsches „Ziehen“ nichts Anderes als die Kraftäugung bezeichnen kann, vermöge welcher wir einen Geheiland ausdehnen, verlängern, fortbewegen. Wie die Sprache, so erweist auch die Erfahrung aller Zeiten, daß der Erzieher seinen neuen Keim in seine Böglinge pflanzen könne; es liegt ihm nur die Wartung und Pflege der vorhandenen ob; er soll dieselben nur so behandeln, daß sie Stengel treiben, die zu ihrer Zeit Blüthen und Früchte tragen.

Darum muß er zuvörderst der Natur folgen. — ein Grundsatz, den man in der Praxis gewiß zu allen Zeiten befolgte, der sich jedoch in der Theorie erst seit Rousseau allgemeine Geltung verschafft hat. Selbst die Pädagogen, welche die menschliche Natur seit Adams Fall für böse und verderbt halten, können sich, wie weiland Amos Comenius, nicht mehr ganz von ihm losmachen, während die Consequentesten, besonders nach Jean Paul's Vorgange, wieder in Übereinstimmung mit der Praxis aus ihm einen andern, nicht minder wichtigen, herleiten. Soll der Erzieher seinen Böglingen bloß zur Entwicklung, Bildung und Vollendung ihrer ursprünglichen Natur beihilflich sein, so hat er nicht bloß auf das Gemeinsame, was den Charakter der menschlichen Gattung überhaupt ausmacht, sondern auch und vornehmlich auf das Eigenthümliche jedes Einzelnen zu achten, jedoch nicht so, daß er von Anfang an ein einzelnes, hervorragendes Talent unter Vernachlässigung des ganzen Menschen mit besonderer Vorliebe ausbildete, sondern immer in dem bewußten Streben, Alles aus dem Kinde herauszubilden, was einer Ausbildung fähig ist. Es ist nach A. H. Niemeyer's Ausdruck so wenig bloß der Körper, als der Geist, so wenig bloß der Verstand, als das Herz, so wenig bloß das Gefühl, als die Vernunft; es ist der ganze Mensch, den er ins Auge fassen soll, und auch

dieser Grundsatz findet in der Praxis der verschiedenen Völker und Zeiten in sofern seine Bestätigung, als sich aus der Geschichte der Erziehung nachweisen läßt, daß er im Verlaufe der Jahrhunderte, und namentlich seit dem Auftreten und Verbreiten des Christenthums, eine immer größere Geltung gewonnen hat.

Bei den Griechen der heroischen Zeit herrschte die Rücksicht auf das Physische vor. Denn obgleich Achilles, das Ideal dieser Zeit, ebenso viel musisch als gymnastisch gebildet ist, obgleich Pöblius, auf den letzten Zweck der Erziehung in dieser Zeit hinweisend, sagt (Ilias IX, 402):

*ποσειδάωνος παρὰ ποσσὶν ἰδὼν ἀσπασσάμενος γὰρ νάρτα,
μυδὸν δὲ ἔχοντα ἔπαιον, ὑπερταχὺν τε λεγόντα,*

und obgleich wir an den Helden des Menelaos, Ulysses und Kleonous musische Bildung antreffen, so führt doch der ganze Ton des heroischen Zeitalters auf die Annahme, daß in der Praxis ein höherer Werth auf die gymnastische, als auf die musische Bildung gelegt worden. Es klärt doch Laodamas, indem er den Ulysses zur Theilnahme an den Wettkämpfen auffodert (Ulyss. VII, 147, 148), geradezu:

*Ὀψὲ γὰρ γὰρ μὲν ἀνὴρ ἀνέσται, ὅταν αὖτ' ἔσται,
ἢ δὲ, τὴν ἀναιρίαν τὴν ἡνὶ καὶ χροῖον ἔσται —*

Und erscheint doch die Gymnastik viel ausgebildeter als die Musik; denn während die verschiedenartigen gymnastischen Übungen erwähnt werden, als Laufen, Ringen, Springen, Werfen mit dem Wurfspeer und mit dem Diskus, Faustkampf, Bogenschießen, Wogenrennen, Kampf in Waffen und Tanz, lassen sich im Grunde nur Gesang und Saitenspiel als die für das Leben blühenden musischen Künste nennen. Die Idee der *καλοκαὶ ἀγαθία* mag Einzelnen vorgezeichnet haben; zu ihrer Verwirklichung kam es im heroischen Zeitalter nicht; indessen würde sie gewiß aus den vorhandenen Keimen, sowohl im Peloponnes als unter den kleinasiatischen Griechen, reiner entwickelt und im Leben immer vollender dargestellt sein, wenn nicht dort die Einwanderung der Dorianer, hier besonders die Nähe des Dorients einen eigenthümlichen und in gewisser Beziehung hemmenden Einfluß geübt hätte; wenigstens finden wir jene Idee unter den Doriern, wie unter den Ionern in Kleinasien, nur in einer einsseitigen Entwicklung vor. Bei jenen überwoog das Gymnastische, bei diesen das Musische. Der Beweis für diese Behauptungen liegt: was die Spartaner, als die hauptsächlichsten Repräsentanten des Dorischen Stammes anlangt, theils darin, daß die Institutionen ihres Staates zu einer Zeit stationär wurden, wo der musischen Bildung noch sehr enge Grenzen gesteckt waren, theils in dem politischen Geiste dieser Institutionen selbst; denn diese waren insgesamt nicht bloß auf Erwerbung von Gemeinfinn, sondern auch und vornehmlich auf Belebung eines kriegerischen Geistes berechnet. Die Knaben wurden nicht bloß, wie bekannt, schon in der frühesten Kindheit (mit dem siebenten Lebensjahre) dem Familienleben entzissen und der allgemeinen öffentlichen Disciplin unterworfen, sondern diese trug auch einen rein militärischen Charakter an sich. (Aristot. Pol. VII, 2.) Die Theilnahme der Mädchen und Jungfrauen an den gymnasti-

schen Übungen, die zeitige Gewöhnung der Kinder an Durst und Hunger, Hitze und Kälte, das Dringen auf dürftige Kleidung und schmale Kost, das Verbot warmer Bäder, die Citte des Stehens und der Kropfte zeigen das ebenso deutlich, als die eigenthümliche Gestaltung, welche die Gymnastik und die Musik in Sparta, unter dem Einflusse des kriegerischen Geistes, der dort alle Lebensverhältnisse durchdrang, annahm. Man muß in dieser Beziehung, ohne die Bedeutung des religiösen Moments in beiden Künsten für die richtige Würdigung des Dorischen Lebens zu verlieren, im Betreff der Gymnastik besonders auf den Umfang der kriegerischen Spiele unter den Spartanern, auf den Eifer, womit grade diese Spiele getrieben wurden, sowie auf die ausgebreitete Anwendung der Pyrrhie, eines Tanzes, der nach Plato alle vorichtigen Wendungen zum Vermeiden des Stößes, sowie alle auf den Angriff des Feindes berechnete Bewegungen darstellte, hinweisen, während die spartanischen Embaterien und Enoplien den kriegerischen Charakter, den selbst das musische Treiben in Sparta angenommen hatte, außer Zweifel setzen. Hatte aber, wie schon nach diesen allgemeinen Andeutungen nicht in Abrede gestellt werden kann, die Verfassung des spartanischen Staates eine militärische Tendenz, so mußte die Gymnastik um so gewisser als Hauptbildungsmittel in den Vordergrund treten, je augensälliger es war, daß sie unmittelbar und kräftigster zum Kriege vorbereitete, als die Musik.

Dagegen sagte die unbequeme Gymnastik dem weichen Sinne der kleinasiatischen Ionier nicht lange zu; sie trat bald in den Hintergrund und wurde endlich nur noch von denen getrieben, die sich zu eigentlichen Athleten ausbilden wollten, während das Musische an Umfang gewann, aber zugleich seine Bedeutung als Erziehungsmittel für das sittliche Leben verlor.

Nur in Athen wurden sich beide Elemente eine Zeit lang; nur hier strebte man, so lange die alte Zucht, aus der die Sieger bei Marathon hervorgegangen waren, die herrschende blieb, nach der harmonischen Ausbildung des Leibes und der Seele. Die Athenische Jugend hatte einen dreifachen Curs durchzumachen: den gymnastischen bei den Pädotriben in den Palästris, den musischen im engeren Sinne bei den Kitharisten und den wissenschaftlichen bei den Grammatikern. Und Alle, die es irgend vermochten, schickten ihre Knaben in diese Schulen; denn nur wer sich die in ihnen überlieferte Bildung zu eigen gemacht, galt für einen freien, gebildeten Mann, wie denn in der That die Idee der *zakovayadla* auf diesem Wege am sichersten erfüllt und wirklich Großes erreicht wurde. Die Vorbildungen zum Kampfe, wie dieser Kampf selbst, zu dem die Jünglinge methodisch angewiesen wurden, gaben dem Körper Kraft und Gewandtheit, und wäre ja noch etwas Körper und Willens zurückgeblieben, — schon die Dröckheit, welche gleichzeitig eintrat und als Übergang von dem gymnastischen zum musischen Treiben anzusehen ist, war vollkommen geeignet, jeder Verirrung dieser Art vorzubeugen, und der Gymnastik, die allerdings ursprünglich nur für den Körper geordnet sein mochte, zugleich einen wahrhaft sittlichen Einfluß zu

sichern. Einen solchen läßt auch der Curs bei dem Kitharisten, der die Jugend in der Handhabung musikalischer Instrumente, namentlich der Kithara, in Vercbau, Rhythmus und Melodie unterwies. Alles war bei ihm, wie Jacobs sagt, harmonisch und Eins. Die Worte ernst, fromm und belehrend, die Rhythmen großartig und feierlich, die Melodie einfach und angemessen. In der Schule des Grammatikers endlich, wo nicht bloß die ersten Elemente, besonders Lesen und Schreiben, getrieben, sondern auch dafür gesorgt wurde, daß die Knaben mit den Gedichten der trefflichsten Dichter bekannt wurden, namentlich mit denen des Homer, Hesiod, Theognis u. s. f., erhielt der Geist weitere Nahrung und Ausbildung, und doch erscheint auch diese Erziehung, selbst in der Zeit, auf welche schon Kriophanes mit Bewunderung zurückblickt, einseitig. Sie erfaßte nicht den ganzen Menschen. Das ästhetische Element überwo, wie denn das griechische Leben überhaupt von der Idee des Schönen getragen wurde, ohne dem Gemüthe die Nahrung zu geben, welche der germanische Volksstamm nach seiner Eigenthümlichkeit mit Recht fordert, und welche besonders in dem Heiligthume eines heitern Familienkreises zu finden ist. Aber eben dieses Heiligthum blieb den Griechen verschlossen. Selbst in Sparta, wo die Hausfrau noch am meisten Geltung hatte, während sie bei den Ionien, besonders in Athen, in ganz unwürdigen Verhältnissen lebte, war von keinem Familienleben die Rede.

Anders in Rom. Hier wuchsen die Kinder im Schooße der Familie, in unbezweifelnder Abhängigkeit vom Vater, unter den Augen der Mutter auf. Die Erziehung war eine *educatio domestica*, und nur in sofern zugleich eine einfache Unterweisung zum Patriotismus, als die Bürger, vom Geiste des öffentlichen Lebens durchdrungen, diesem Geist auch in ihren Familienkreisen geltend machten. Von dieser Seite betrachtet scheint die Erziehung, wie sie sich unter den Römern gestaltete, Vorzüge vor der griechischen zu haben; es scheint beim ersten Blick, als ob in Rom die gerügte Einseitigkeit der Hellenen vermieden wäre. Aber näher betrachtet ergibt sich, daß man hier nicht einmal den Gedanken einer harmonischen Ausbildung des Leibes und der Seele faßte, geschweige ihm, soweit es die Eigenthümlichkeit der Rationalität zuließ, verfolgte. Man verschmähte die aus dem Bereiche des Schönen entlehnten Erziehungsmittel der Hellenen, die Gymnastik wie die Musik, und blieb, auch nachdem unter griechischem Einflusse die wissenschaftlichen Curs bei dem Grammatikern, dem Grammaticus und dem Rhetor geordnet waren, in praktisch verständlicher Richtung dem höheren Leben des Geistes abhold. Dazu schloß den Römern, wie den Griechen, indem ihre religiösen Ideen der Wahrheit entbehreten und durchaus mit bedeutendem Ueberlauben verflochten waren, ein sicheres Fundament für das Gedeihen ihrer sittlichen Bildung.

In dieser Hinsicht hatten die Iuben einen wesentlichen Vorzug vor beiden. Die Lehre von einem Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, die Überzeugung, daß von ihm sowohl die Geschichte der Einzelnen, als die des ganzen Volks bis zum Eintreten des

messianischen Reichs geleitet würden, sowie die Vorstellungen von diesem Reiche selbst, bewirkten, daß in der geistigen Entwicklung der Nation das religiöse Element das vorherrschende blieb. Daher hat die hebräische Sprache, obgleich in jeder andern Beziehung arm, doch für religiöse Begriffe einen großen Reichthum und eine bedeutende Gewandtheit entwickelt; daher fassen und behandeln die Historiker die Geschichte ihres Volkes durchaus von theokratischem Standpunkte; daher wird die Gesetzgebung, durch welche selbst das Privatleben oft in das geringste Detail geregelt ist, als eine unmittelbare Offenbarung Jehova's betrachtet; daher geht das Wenige, was sich von Philosophie bei den Juden findet, von religiösen Betrachtungen aus, oder kommt auf dergleichen zurück; daher sind die Poesie und Prophetie, die höchsten Blüten, welche der jüdische Geist getrieben, entweder ganz unmittelbare Ergüsse religiöser Begeisterung, oder stehen doch fast ausschließlich im Dienste der Religion, und ebendaher trägt denn auch die Erziehung unter den Juden einen durchaus religiösen Charakter; aber über der Religion wird nicht bloss die Ausbildung des Leibes vernachlässigt, sondern es kann auch zuerst wegen der Nothwendigkeit des Heilathes, dann wegen der aufkommenden hierarchischen Tendenzen das eigentlich wissenschaftliche Leben nicht gedeihen. Auch die Erziehung unter den Juden erstreckte also den ganzen Menschen nicht, ja das rein Menschliche trat bei allen bisher besprochenen Erziehungsweisen hinter dem Rationalen auf erschreckende Weise zurück.

Erst das Christenthum machte die reine Auffassung und consequente Durchführung jenes Grundsatzes möglich. Denn wie es als die Religion der Liebe die Schranken, welche die Nationen, die Geschlechter und Stände von einander trennten, der Ihere nach stürzte, so enthielt es auch gleich bei seinem Eintritte in die Welt nicht bloss die lautesten Anschauungen von Gott und unserm Verhältnisse zu ihm, sondern sein Eifer trug dieselben auch in einer durchaus sapsichen und populären Form vor, ohne im vollen Bewußtsein der Wahrheit seiner Lehren die wissenschaftliche Forschung irgendwie abzuschneiden oder zu beschränken. Die wahre Wissenschaft kann dem wahren Christenthume nur förderlich sein. Aber freilich wurde das Alles erst im Laufe der Zeit erkannt. Denn wie Anfangs die Völker in strenger nationaler Abgeschlossenheit verbarren und das weibliche Geschlecht in vielen christlichen Staaten lange in einer dem christlichen Geiste widersprechenden Unterordnung verblieb, ja wie sich sogar die Nationen, welche den ausschließlichen Sklavenhandel trieben, geraume Zeit hindurch besonderer Christlichkeit rühmten, so mußten erst Jahrhunderte vergehen, ehe sich die Christenheit aus den Einseitigkeiten der heidnischen und jüdischen Welt herausarbeitete und den Grundfah geltend machte, daß die Erziehung den ganzen Menschen erstaffen müsse. Nach der Völkerverwanderung, durch welche die letzten Blüthen classischer Bildung vernichtet und an die Stelle der Studien, welche den Geist allseitig zu bilden im Stande waren, das trivium und quadrivium gesetzt wurden; nach den Zeiten Karl's des

Großen, der zwar dem Erziehungs- und Unterrichtswesen in seinem Reiche einen neuen Aufschwung gegeben, indem er Schulen der verschiedensten Art gestiftet, und seinen Völke die Uebersetzung nahe gebracht hatte, daß Geistesbildung einen höhern Werth habe als Körperkraft und Gewandtheit, der aber doch mit allen seinen Bemühungen nicht über das trivium und quadrivium hinausgekommen war; nach den Jahrhunderten, wo einerseits das Mittelthum nicht ohne eine religiöse Basis zu haben die körperliche und ästhetische Erziehung darstellte, auf der andern die Geistlichkeit sich durch das Treiben der überlieferten Wissenschaft und unfruchtbarer Scholastik um die Verstandesbildung im Dienste der Kirche admmelte, schritt mit zuerst Victorin Rambaldoni aus Feltre (geb. 1378), in seinen Lehr- und Erziehungsansichten zu Padua, Venedig und Mantua darauf ausgegangen zu sein, sämtliche Anlagen seiner Zöglinge harmonisch zu entwickeln. Er suchte den Körper als Träger des Geistes durch Einführung gymnastischer Übungen aller Art ebenso kräftig als gelenk zu machen und den Geist nach seinen verschiedenen Functionen, nicht einseitig, also das Gedächtniß nicht auf Kosten des Verstandes, den Verstand nicht auf Kosten des Gemüths, oder umgekehrt, sondern alle gleichmäßig und methodisch auszubilden, ohne wie andere Vertreter der classischen Literatur in der damaligen Zeit das religiöse Element hintanzusetzen. Und was er Einzelnen zu gewöhnen anfang, das ist nach den Zeiten der Wiederbelebung der Wissenschaften in Keutshland und nach den Zeilen der Reformation Gemeingut geworden. Der Grundfah, daß die Erziehung den ganzen Menschen erstaffen müsse, wird nicht bloss aller Orten ausgesprochen, sondern man strebt auch allgemein nach seiner Verwirklichung. Die Beweise für diese Behauptung liegen in der Erneuerung eines methodisch ausgebildeten Turnwesens, woran allmählig das ganze heranwachsende Geschlecht Theil nehmen soll, in dem Streben, die Erziehung des Hauses mit den Grundfahen, die in den Schulen herrschend geworden sind, in Einklang zu bringen, in der Umsicht, womit die Lektionspläne für die einzelnen Schulen überall angeordnet zu werden pflegen, in der Verbreitung einer dem Geist wirklich bildenden Methode, die schon bei dem Elementarunterrichte eintreten kann, endlich in dem Ringen nach einem vernünftigen Christenthume, als der sichersten Grundlage für die Bildung zur Sittlichkeit.

Ist aber jene Behauptung hierdurch wirklich gerechtfertigt, so richtet sich auch die Einseitigkeit der Ältern und Erzieher von selbst, die sich begnügen, das aus dem Kinde herauszubilden, was es einmal in seinen bürgerlichen Verhältnissen werden soll, ohne an die Entwicklung des rein Menschlichen in dem Zögling zu denken. Denn soll nach jenem Grundfah der ganze Mensch gebildet werden, so muß doch jede uns als Mensch gegebene Anlage und Fähigkeit ins Auge gefaßt, also zunächst nicht das, was uns zum Erzielen irgend eines Berufs, sondern das, was uns zu Menschen macht, berücksichtigt werden.

Und da sich das am lautersten in der Vernunft of-

Vor Allem ist festzuhalten, daß der Mensch in geistiger wie in körperlicher Hinsicht mit den Anlagen zu dem Gezeigten und Gebornen wird, was er als vollendeter Mensch bereits sein und erreichen soll, und daß in ihm selbst der Trieb regt ist, sich zu entwickeln und auszubilden, nichts in der Welt aber im Stande ist, irgend eine Kraft, irgend eine Thätigkeit zu wecken und einzubilden, wozu die Anlage fehlt. Demnach besteht also die Hauptaufgabe der physischen Erziehung darin, alles zu meiden, was der Selbstentwicklung hinderlich in den Weg zu treten, und alles zu thun, was sie zu fördern und zu unterstützen vermag; daß dies nur für den möglich, welcher eine vollständige Kenntniß der körperlichen Anlagen und Kräfte besitzt, versteht sich von selbst; denn man muß bereits wissen, was sich entwickeln kann und will, und wie diese Entwicklung vor sich geht, wenn man negative wie positive darauf einen thätigen Einfluß ausüben will. Diese Unbekanntschaft der Erzieher mit dem Substrat ihrer Thätigkeit ist eben das vorzüglichste Hinderniß bei der Erziehung von jeder gewesten und wird es wol lange noch sein. Daß man den Menschen sich selbst entwickeln lassen solle, hat man zwar längst erkannt und ausgesprochen, allein man hat daraus gar häufig den ganz irrigen Schluß gezogen, man brauche gar nichts zu thun, ebenso wie Andere, von einer irrigen Theorie geleitet, im Gegentheil wieder glauben, aus sich selbst werde der Mensch gar nichts, es müsse ihm Alles erst an- und eingebläuet werden. Dieser Irrthum ist es besonders, welcher sich in der neuern Zeit geltend gemacht hat, wo man soviel erzielt, daß man anstatt erzeugene eine übermäßige Menge versorgen oder zu Maschinen gezogener Menschen sieht. Alle organische Thätigkeit ist in einem fortwährenden Steigen und Fallen begriffen, und nur durch Wechselwirkung der Organe besteht der Organismus; jenes Steigen und Fallen hält aber keineswegs stets immer die nöthigen Grenzen ein, und gar häufig hält das eine oder andere länger an, als es für die Integrität dienlich ist. Hier gilt es nun eben thätig einzugreifen, das das Träge anzupornen, das übermäßig Thätige zu zügeln und verabschwächen, damit das Gesetz der Gewohnheit nicht in der Disharmonie sich geltend und, wie leider so häufig, alle spätern Versuche zur Abänderung und Regelung unmöglich macht; denn das ist die zweite Hauptprüchniß, welche der Erzieher zu nehmen hat, daß der Mensch in geistiger wie körperlicher Hinsicht eine überwiegende Nei-

gung hat, sich an das Gute wie an das Schlechte zu gewöhnen, und daß es eben darauf ankomme, ihm nur die Gewöhnung an das Gute zu verfallen. Jenes Steigen und Fallen der organischen Thätigkeiten macht sich auch in der Entwicklung der Organe selbst geltend, von denen jedes einen gewissen Zeitpunkt hat, in welchem die Entwicklung beginnt und bis zu einem gewissen Grade vollendet ist, wodurch die Entwicklungsperioden gegeben werden, welche für die Erziehung von ungemainer Wichtigkeit sind, da hier Eingriffe am leichtesten nügen, aber auch am leichtesten Schaden können, und der Grund zu den meisten organischen Krankheiten des Körpers, wie besonders zu seinen Verkrüppelungen, wird in jenen Entwicklungsperioden gelegt, eben weil die Erzieher unbekannt sind mit dem, was zu jenen Zeiten in dem Körper vor sich geht. Obwohl jene Entwicklungsperioden bestimmt sind, so geschieht die Entwicklung doch keineswegs stetig, vielmehr treten längere oder kürzere Pausen ein, indem eine Menge äußerer Einflüsse, deren Beseitigung oder Regulirung außer der Macht des Menschen liegt, die entwickelnde Thätigkeit bald hemmen, bald steigern, obschon bei mehreren auch hier eine Regelmäßigkeit vorhanden ist, wodurch gewissermaßen kleinere Entwicklungsperioden bedingt werden; so z. B. steigert der Winter die Thätigkeit der Lungen und beschleunigt ihre Entwicklung; im Frühling und Vorfrühling findet dasselbe mit der Haut, im Sommer und Nachsommer mit dem Darmkanal, und besonders mit der Leber statt; nimmt nun die körperliche Erziehung hierauf keine Rücksicht, so ist es natürlich, daß, zumal wenn jene kleineren Entwicklungsperioden mit den größten zusammenfallen, notwendig leicht sehr bedeutender Nachtheil entstehen muß. Da die Entwicklungsperioden nun meistens mit der Schulzeit zusammenfallen, so sind selbst Ärzte in den Irrthum gerathen, daß die Schule an der Verwahrlosung des Körpers vorzugsweise und allein Schuld sei, was eben kein glänzendes Zeugnis für ihre physiologischen Kenntnisse ablegt; wenigstens hätten ganz andere Momente zur Sprache gebracht werden müssen, wenn der von Linné angeregte Streit ein für die Erziehung fruchtbarer hätte werden sollen. An den Einfluß der Jahreszeiten auf die Entwicklung des Körpers schließt sich der so wenig beachtete des Genius epidemias und der Constitution epidemica, worüber wir in dem Artikel Epidemie (I. Sect. 35. Bb.) bereits einige Andeutungen gegeben haben, indem wir besonders auch den Einfluß jener Momente auf die im Mutterleibe vor sich gehende Entwicklung nachzuweisen suchten. Deshalb war die Lehre des Mittelalters von dem Einflusse der Constellationen auf die Zeugung und Geburt des Menschen, besonders in Hinsicht auf sein Temperament, als den Ausdruck des Verhältnisses, in welchem der Körper zu dem Geiste und dieser zu jenem in dem Individuum steht, keineswegs so ganz grundlos und albern, als man uns in unserm „philosophischen Jahrbuch“ so gern glauben machen möchte. Nicht weniger ist die Abkämpfung des Auerziehenden von dem Erzieher ins Auge zu fassen, denn ein von gesunden Ältern Gezeugter und Geborener ist in

vielfacher Beziehung anders zu erziehen, als ein von kranken Ältern Gezeugter und Geborener, mag er scheinbar auch ganz gesund sein; ist er nun gar selbst krank, mit sogenannten fachteligen Dispositionen geboren, so wird die Differenz in der Erziehungsweise noch weit größer sein; indessen ist man bei diesen Verhältnissen glücklicherweise schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß solche Menschen als krank nach den speziellen Angaben des Arztes erzogen werden müssen, daher von diesen Fällen hier nicht weiter die Rede zu sein braucht.

Gehen wir jetzt nach diesen allgemeinen, allerdings mehr apophoristischen Andeutungen zur speciellen körperlichen Erziehung des Menschen über, so wird es nach dem oben Mitgetheilten am zweckmäßigsten sein, wenn wir uns dabei vorzugsweise an die größten Entwicklungsperioden halten, indem wir so am leichtesten den Weg aufzufinden vermögen, welchen die Natur einschlägt, um den Menschen in körperlicher Hinsicht der Vollenendung zuzuführen. Keineswegs absurd würde es sein, wenn wir mit der Erziehung des Kindes im Mutterleibe begännen, denn die körperlichen Krankheiten des Fötus, wie die Lehre vom Versten der Schwangerschaft, zeigen uns deutlich, daß eine Menge Einflüsse auf das werdende Kind einwirken, welche seiner Ausbildung mehr oder weniger hindernd entgegenstehen; indessen kann hier nur durch den Körper der Mutter eingewirkt werden, und wie diese sich deshalb zu verhalten hat, wird in dem Art. Schwangerschaft, und zwar in dem diätetischen Theile desselben, erörtert werden. Beginnen wir daher mit dem Momente, wo das Kind den Schoß der Mutter verläßt, so sind es besonders die Lungen und die Haut, welche einer neuen Entwicklungsperiode entgegengehen, indem sie zum ersten Male als die kräftigsten Vermittler zwischen der Außenwelt und dem Menschen durch das Aufnehmen von Luft auftreten. Wer sieht es nun nicht ein, von welcher großen Wichtigkeit es sein muß, welche Beschaffenheit die Luft hat, welche zum ersten Male durch die Poren der Haut, wie durch die Wände der Lungen in den Körper bringt? Vermögen schon wenige Athemzüge in einer irrespirablen oder verdorbenen Luft den erwachsenen Menschen zu tödten oder in ein tödtliches, säkulentmischendes Fieber zu werfen, wie soll der Luft ganz ungewohnte Neugeborene nicht afficirt werden, wenn eine unreine, mit allerhand Dünsten geschwängerte Luft plötzlich auf ihn einströmt und sich einen Weg in das Innere seines Körpers bahnt? Und doch wie wenig sieht man hierauf Bedacht nehmen? Ja selbst Ärzte scheinen nicht zu ahnen, wie häufig der Keim zum Siechtume auf diese Weise in den Körper des Menschen gelegt wird und müssen sich lieber ab, das ohnehin schon umfangreiche Capitel der Erbkrantheiten durch spitzfindige Specien zu vergrößern. Aber nicht die Mischung der Luft allein ist es, welche der Berücksichtigung bedarf, auch die Temperatur verdient der Beachtung. Mit der Kälte nimmt auch der Dichtigkeitsgrad der Luft zu, und beide können nur nachtheilig auf den fast an Blutdrüme gewöhnten Organismus des Kindes einwirken; dasselbe ist der Fall, wenn umgekehrt die Luft

zu warm und mitthün auch zu dünn ist, da sie hierdurch die erforderliche reizende Einwirkung auf die Lungen verliert. Daher sind die Kinder, welche im Winter geboren werden, beidem mehr gefährdet als die im Frühlings und Sommer geborenen, zumal in den nördlichen Ländern, wo die Kälte zum Einziehen zwingt und Kohlenstaub und Dunst, der sich so leicht, wie wir bei den Arbeiter in den Kohlengruben sehen, in den Lungen abgelagert, die Atmosphäre durchzieht, denn die Entföhlung des ohnehin kohlenstoffreichern Blutes des Kindes wird dadurch bedeutend gehindert und somit der Kohlenstoff im Körper direct und indirect vermehrt. Mit dem Einbringen der Luft in die Lungen beginnt die Bewegung derselben, sie ist aber längere Zeit hindurch nur schwach, da die Ausdehnung und Zusammenziehung weniger durch die Lungen selbst als durch äußere Momente bedingt wird, indem die Ausdehnung vorzugsweise durch die einbringende Luft und die Brustmuskeln, die Zusammenziehung durch die Bauchmuskeln und das Zwerchfell vermittelt wird. Die Wirkung dieser Muskeln ist Anfangs gleichfalls nur schwach, da sie durch die Übung erst erstärken müssen, und namentlich haben die Bauchmuskeln das Übergewicht über die Brustmuskeln, daher das Ausathmen der Kinder immer stärker als das Einathmen vor sich geht. Was ist nun natürlich, als daß wir Alles vermeiden müssen, was die freie Entwicklung der Thätigkeit der Brustmuskeln hindern könnte? Aber gerade das Gegenteil sehen wir täglich und zwar mit angestlicher Sorgfalt bewirkt werden; bis unter die Arme wird das hilflose Geschöpf eingewickelt und oft so fest, daß eine Bewegung des Thorax fast ganz unmöglich gemacht wird, und damit man ihm auch die letzte Hilfe raube, werden auch die Arme an den Leib festgebunden. Wie soll das Kind nun im Stande sein, die nöthige Ausdehnung seiner Lungen zu bewerkstelligen? Ist es ein Wunder, wenn diese nur unvollkommen geschieht, einzelne Theile wohl ganz untätig bleiben und so mit dem Brustfell verwachsen oder Ablagerungenstellen für mannschafliche Krankheitsproducte werden, was freilich häufig erst in den Jahren der Pubertät und unter günstigen Umständen noch später bemerkt wird. Der Thorax muß notwendig gleichfalls mißgestaltet werden, denn durch das feste Zusammenschneiden biegen sich die leicht nachgebenden knorpeligen Enden der Rippen ein und letztere verlieren ihre Wölbung, so daß in den leichtern Graden mindestens eine flache Brust die Folge ist, welche in der That jetzt bei der Mehrzahl der ohnehin beidem schwächlichen als sonst geborenen Menschen bemerkt wird. Eine vernünftige Erziehung muß also darauf sehen, daß der Thorax ohne alle Einzwängung nur leicht bedeckt sei und die Arme ganz freien Spielraum haben, ja durch öfteres vorsichtiges An- und Abheben sogar direct eine Erweiterung des Thorax bewirken. Dagegen ist der mit nachgiebigen Bändern versehene Unterleib allerdings mäßig fest, ohne Druck hervorzuheben, einzuwickeln, damit den Bauchmuskeln die zum Athmen u. notwendigen Contraction erleichtert werde. Nicht weniger nöthig ist als die Lungen bedarf die Haut mit ihrer Thätigkeit. Vor

der Geburt besorgt sie mit ihrem drüsigem Apparate nicht allein zum großen Theil die Ernährung, sondern auch einen Theil des Athmungsgeschäfts, der Entföhlung des Blutes, und letzteres zwar weniger in gasförmiger Gestalt als vielmehr durch die Fettbildung, indem das Fett theils unter ihr abgelagert, theils durch die Hautdrüsen als Vernix caseosa mit den Resten des nicht assimilirten Schafwassers abgeschieden wird. Als Ernährungsorgan war die Haut bisher besonders durch Aufsaugung thätig. Beide Functionen werden nun plötzlich unterbrochen, das Athmen durch die beginnende Lungenathätigkeit, das Ernähren durch die gleichfalls beginnende Thätigkeit des Darmkanals; dennoch aber würde noch eine geraume Zeit die Hautthätigkeit das Übergewicht haben, wenn sie nicht künstlich durch die verkehrte Behandlung des Hautorgans gewaltsam unterdrückt würde. Der erste Hingutritt der Luft zur Haut bei der Geburt hat weniger auf sich, da die Haut durch den käsigen Überzug, womit das Kind geboren, hinreichend davor geschützt ist, allein nachdem er, nicht eben immer mit besonderer Sorgfalt und Schonung entfernt, bedeckt man die Haut mit trockenen, nicht selten sogar hartem und rauhem Zeug; wie soll sie da nun ihre nothwendige Thätigkeit fortsetzen? Freilich sagt man, das Kind dürfe sich nicht erkälten, man müsse es also vor dem Zutritte der Luft schützen und warm halten, außerdem aber dahin trachten, die Haut sobald als möglich trocken und unempfindlich machen gegen die äußeren Einflüsse; aber was in aller Welt kann verkehrter sein und den gänzlischen Mangel an Kenntniß der physiologischen Dignität des Hautorgans mehr beurfunden, als dieses selbst von Ärzten gebilligte Verfahren? Denkt man zuvörderst nur daran, daß das Kind $\frac{1}{2}$ Jahr im Mutterleibe von warmer wässriger Flüssigkeit umgeben war, und darin schwamm, so gehört doch wahrlich nicht viel dazu, um einzusehen, daß das plötzliche Versetzen in eine beständig trockene Umgebung nothwendig mit dem größten Nachtheile verbunden sein muß. Daß ein aus dem Wasser genommener und auf das Trockene gebrachtet Fische bald absterben muß, wenn er nicht bald wieder in das Wasser kommt, weiß ein Jeder, und Niemand, der ihn erhalten will, wird dies thun; mit dem zarten Kinde macht man aber dies Experiment umgekehrt und ohne sich etwas Ärgers dabei zu denken, täglich. Allerdings muß die weiche, schleimhautähnliche Haut des Kindes erhärten, um als schützende Decke dienen zu können, allein sie hat weit wichtigere Functionen als dieses und darf nur nach und nach mit großer Vorsicht zu einem gewissen Grade der Härte und Trockenheit geführt werden. Bei dem Kinde ist die Haut noch sehr thätiges Ernährungsorgan, es muß ihr also immer noch in Pausen Nahrungsfloß geboten werden, und je jünger das Kind, desto kürzer, je älter es wird, desto länger müssen die Pausen werden. Daher muß jeder Neugeborenen in den ersten vier Wochen wenigstens täglich zwei Mal wieder in eine flüssige, gehörig erwärmte Umgebung (in ein Bad) versetzt werden und zwar in den ersten acht Tagen mindestens eine halbe Stunde lang, späterhin mag $\frac{1}{2}$ Stunde ausreichen. Da das Bad

nicht bloß zur Keintlichkeit, sondern auch zur Ernährung dienen soll, so ist es einleuchtend, daß es in dieser Zeit nicht aus bloßem Wasser bereitet werden darf, vielmehr Zusätze enthalten muß, welche leicht durch die Haut aufnehmbar und assimilierbar sind; am besten eignet sich hierzu Milch und vom Fette gereinigte Fleischbrühe, welche man aus Knochen, Thierfüßen u., ohne großen Kostenaufwand bereiten und etwa in der Quantität eines Maßes auf jedes einzelne Kind zuschütten läßt. Je schwächlicher das Kind ist, desto länger muß es diese täglichen Bäder gebrauchen, bei deren Schluß man die Kinder in die Höhe nimmt, mit Weizenkleie abreibt und dann wieder abspült, worauf sie mit gehörig erwärmten Tüchern abgetrocknet und in ebensolche eingehüllt werden, um sie eine Zeit lang (5—10 Minuten) darin liegen und sich frei bewegen zu lassen. Nach Verlauf von vier Wochen läßt man täglich nur ein Mal baden und zwar in einfachem Kleinenwasser, da die Ernährungsfähigkeit der Haut jetzt schon herabgestimmt ist, indem der Darmkanal, wie die Lungen in Bezug auf das Athmen, das Übergewicht erhalten hat. Die täglichen Bäder sollte man aber so lange fortsetzen, bis das Kind die ersten Zähne bekommen hat, da sie ja auch am besten die so notwendige Keintlichkeit herbeiführen und durch sie der Haut, welcher durch Magenschmerzen einziger Hautfehler entsteht, wie dies beim Wachsen der Haut ist, gemieden wird. Jene Keintlichkeit der Haut ist darum so notwendig, weil mit dem Zurücktreten der Aufsaugungsfähigkeit die Absonderung der Haut durch die Hautdrüsen überwiegend wird, was da, wo das Kind gar nicht oder höchst selten gebadet wird, die Haut also sich mit trockner Epidermis überzieht, nur an einzelnen Stellen, in den Einbiegungen und Falten möglich wird, hier dann aber oft um so stärker hervortritt und zu dem sogenannten Wundwerden (Intertrigo) Veranlassung gibt. So vorteilhaft die feuchte Wärme, so nachtheilig ist die feuchte Kälte für das Kind, zumal wenn sie durch erementielle Stoffe hervorgerufen wird, die aber noch auf andere Weise breiweitem schädlicher werden, indem sie wegen der noch regen Aufsaugungsfähigkeit der Haut, so leicht durch diese wieder in den Körper geführt werden, und so die Gifte verunreinigen; daher müssen die verunreinigten Windeln stets schnell entfernt und mit trockenen vertauscht werden. Hätte man sich nicht stets mit nur oberflächlicher Beobachtung begnügt, so hätte schon dieses Phänomen auf die fortgesetzte Thätigkeit der Haut als Ernährungsorgan hinführen müssen; so aber hat man immer nur die allerdings nicht wegzuleugnende Erklärung im Auge gehabt. Wegen dieser Ernährungsfunktion der Haut ist es auch nöthig, das Kind in der ersten Zeit öfters der Dunstathmosphäre der Mutter auszusetzen, welche, besonders so lange die Milchsecretion noch nicht vollständig ausgebildet und das Stillgebärt gesteht ist, zum großen Theile noch brauchbare Stoffe enthält, die von dem kindlichen Körper aufgenommen und assimiliert werden; auch dies wird leider durch das feste Einwickeln der Kinder in Kleider und Betten bedeutend erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht. Ist die Zeit der

fogenannten Wochenstauung aber vorüber, dann hüte sich die Mutter, das Kind in ihrem Bette schlafen zu lassen, da ihre Ausdünstung alsdann mehr schädliche Stoffe enthält, die durch die Haut des Kindes, wie durch die Lungen aufgenommen die Gifte desselben verderben und so Veranlassung zu einem nicht zu beseitigenden Sachtume geben; die Kinder verniesen, wie das Volk sagt, während der Körper der Mutter die noch viel taugliche Stoffe enthaltende Ausdünstung des Kindes begierig einsaugt und in eben dem Maße blühend wird, als das Kind verblüht; in dem Moment, welches viel zu wenig von den Ärzten beachtet wird, wenngleich man schon im Alterthume und noch jetzt im Orient eine Verjüngungsmethode darauf begründet hat¹⁾. — Endlich bedarf die Haut noch einer besondern Rücksicht, weil sie Gefäßorgane ist, und nächst dem Geruche vor allen Sinnesorganen am frühzeitigsten eine selbständige, freie Thätigkeit zu entwickeln beginnt. Obgleich Physiologen und Philosophen uns längst demonstrieren haben, daß das Gefühl die Grundlage aller sinnlichen Wahrnehmung ausmacht, alle übrigen Sinne nur Modifikationen des Gefühlsinnes sind, so ist man doch noch gar wenig beachtet gewesen, hierauf bei der Erziehung Rücksicht zu nehmen und eine normale Ausbildung dieses Sinnesorgans, sowie auch der übrigen zu erzielen. Fast täglich vernehmen wir Klagen über die Unzulänglichkeit der menschlichen Sinne, sowie über die große Menge von Täuschungen, denen wir bei ihrem Gebrauche ausgesetzt sind; aber man gesteht sich lieber in Declamationen über die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur überhaupt, als daß man ernsthaft über die Ursachen jener Unzulänglichkeit nachdenkt und auf Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung zu einer Zeit sinnt, wo diese allein möglich sein kann. Sollte es denn in der That so schwer einzusehen sein, daß wir erst fühlen, riechen, schmecken, hören, sehen lernen müssen, und daß dieses Lernen auf eine verkehrte Weise geschieht, somit zur ergebenen Quelle von Mangelhaftigkeit in der Ausbildung der Sinnesorgane werden kann? Wer weiß es nicht, daß zu frühes angestrengtes Denken gar bald zum Stumpfsein, zu frühem angestrengtem Üben des Gedächtnisses zur Gedankengleichheit führt, ebenso wie zu späte Übungen dieser Art oft eine niemals zu beseitigende Unvollkommenheit zurücklassen. Behalten nicht Kinder, mit denen sich Niemand beschäftigt, um sie deutlich sprechen zu lehren, oft für ihr ganzes Leben eine undeutliche Aussprache, oder gewöhnen sie sich nicht Betonungen, Lautverbindungen, Redeweisen u. an, welche sie im reifsten Alter ungeachtet des besten Wissens und oft trotz aller angestrengten Aufmerksamkeit nicht zu entfernen vermögen? Eicher verhält es sich nun mit der Entwicklung und

1) H. J. Cohausen, *Heemippus redivivus sive exercitatio physico-medica curiosa de methodo rara ad CXV annos propaganda instituta per anhelatum psellorum ex vetri monumento Romano depropta*, (Frankf. ad Moen. 1742. 99 S. Textus ibid. 1753. 230 S. Anhang von John Hill. London 1749. Französisch von de la Place. Bruxelles et Paris 1789. 2 Voll.)

Ausbildung der Thätigkeit der Sinnesorgane nicht anders; bleiben wir zunächst bei der Betrachtung des Gefühlorgans stehen, so ist leicht ersichtlich, daß die Gefühlswärchen der seinen, ihrer schädlichen Schweißbede beraubten Haut des Neugeborenen der durch Schallstrahlen so leicht in Schwingungen versetzbaren Luft ausgesetzt, durch Geräusch aller Art, ebenso wie durch Druck u. auf das Empfindlichste berührt werden müssen. Wer hat es nicht schon beobachtet, daß lautes Sprechen und Schreien, das Zuerissen einer Thür, das Hinabfallen eines schweren Gegenstandes, den Säugling erschütterte, aufzusahren ließ, ja selbst wol in Zuckungen und Krämpfe versetzte, und so Veranlassung gegeben war, wenn nicht zu plötzlichem Tode, so doch zu einer Menge ihrer Ursache freilich wenig verständener Leiden, nachmiltlich zu der sogenannten nervösen Reizbarkeit und Nervenerschütterung mit ihren Folgen, die sich dann beim erwachsenen Menschen zu Hysterie und Hypochondrie u. ausbildete. Besonders leicht nachtheilig werden diese Schallschwingungen der Luft bei der verketteten Bekleidungsweise der Kinder, wodurch zwar die größte Hautfläche vor der Verwundung geschützt, das Gesicht aber und so der Kopf mit seinem so leicht erregbaren Gehirn die ganze Macht des Schalles allein zu empfinden bekommt, zumal da der ganze Kopf des Neugeborenen Gehörorgan ist. Ist der Schall nun gar mit Erschütterung des Bodens verbunden, auf welchem das Kind ruht, so werden dadurch noch außerdem Gehirn und Rückenmark empfindlich getroffen. Die möglichste Stille in der Umgebung, das Fernhalten von allem Geräusche ist daher eine der wesentlichsten Bedingungen zum Wohlsein des Kindes überhaupt und seines Nervensystems insbesondere, weshalb auch seine Lagerstätte möglichst vom Boden und gegen seine Erschütterungen isolirt werden muß. Nicht aus festereinigten Brettern besteht das Lagergestelle, sondern aus Flechtwerk von Weiden u. in Gestalt eines Korbes, der auf einem hölzernen Gestelle besetzt wird, welches ihn mindestens $1\frac{1}{2}$ Fuß vom Boden entfernt hält und auf beiden Hilz- oder Pappfüßen steht, welche als schlechte Leiter der Schwingungsbewegungen bekannt sind. — Nicht weniger nachtheilig, wenn auch minder schnell und ausfallend, wirkt der Druck von festen Körpern auf die Haut des Kindes; freilich in entgegengesetzter Beziehung, denn er hindert die freie Entwicklung und Ausbildung des Gefühlswärchens und führt endlich zum Tumor derselben, welcher dann später in vielfacher Hinsicht nachtheilig auf den Organismus zurückwirkt; vor Allem verliert das Kind dadurch seinen ersten und wichtigsten Wächter für alle Schädlichkeiten, die von Außen ihm Gefahr drohen; es liegt ebenso ruhig in der Masse und im Koth, wie es ruhig sich von Insekten, Kläben, Käusen, die Eiste entziehen läßt. Große Wädsche, Fernen und Bindeln, sowie das Einnebeln durch Wädel: und andere Wädel sind daher sorgfältig zu meiden. Noch wissen wir leider zu wenig über die Entwicklung der Gefühlsthätigkeit, als daß wir im Stande wären, speciellere Erziehungsregeln dafür aufzustellen. Nicht viel besser steht es mit

den übrigen Sinnen. Am frühesten entwickelt sich offenbar der Geruch zu einer freien, selbstständigen Thätigkeit, da er den Wächter abgeben muß für Alles, was es be-
 dufs der durch den Mund einzuführenden Nahrung be-
 darf und zu vermeiden hat, daher erkennt das Kind
 durch ihn sehr bald die ihm Nahrung reichende Mutter
 oder Amme, wie das Thier durch den Geruch seinen
 Herrn erkennt. Wäre man nicht so achlos darauf und
 ließe auf das Kind schon frühzeitig, ehe es hinreichendes
 Erinnerungsbild besitz, eine zahllose Menge von
 Gerüchen einflößen, es würde bald dahin gelangen,
 daß es, wie das Thier die schädlichen Nahrungsmittel
 von den unschädlichen unterscheidet, und seiner Umgebung
 andeutet, was seinem Körper als Nahrung zuträglich
 oder nicht. Die Unvorsichtigkeit, mit welcher man die
 Kinder den Gerüchen aussetzt, wird aber nicht selten
 directe Ursache von Krankheiten, welche vom Gehirne
 ausgehen, weshalb auch die Ärzte sich sehr hüten müs-
 sen, in der Kinderzucht flüchtige Mittel besonders
 auch in Form der Einreibungen anzuwenden. Daß der
 Geschmack, welcher viel später zur Thätigkeit erwacht als
 der Geruch, gleichfalls der Erziehung bedarf, ist kaum
 zu bezweifeln, wenn schon das Wie? erst durch künftige
 Forschungen festgestellt werden muß. So lange das
 Kind gelugert wird, ist seine Aufmerksamkeit nötig, wol
 aber eine sehr sorgfältige dann, wenn die Entwohnung
 stattfindet. Was das Gehör anbelangt, so kommt es
 bei den wenigsten Menschen zur vollständigen Ausbildung,
 weil man fast gar nichts für dasselbe thut. Schon die
 verkettete Behandlung des äußern Ohres wirkt mehrfach
 störend und hemmend ein. Unsern sonderbaren Begriffen
 von Schönheit gemäß haben wir nichts Eiligeres zu thun,
 als durch sessantliegende Wägen das Ohr soviel als
 möglich an den Kopf fest zu drücken und zu halten, da-
 mit es ja nicht etwa abhebe; so büßt es einen Theil
 seiner Muschelform ein, wird platt und verliert seine
 Beweglichkeit, welche die Natur ihm, um sich der
 Richtung der Schallstrahlen zuwenden und die allzu zer-
 streuten besser auffangen zu können, zugebott, be-
 maß, daß mehr zu diesem Zwecke vorhandene Biege-
 fähigkeit niemals in Action gesetzt werden können und so in
 einem unvollkommenen Zustande verharren oder selbst atrop-
 phisch werden. Daß hierdurch auch der äußere Gehör-
 gang an seiner Länge wie an seinem Durchmesser ver-
 loren muß, ist leicht ersichtlich, und vertheilt kann dies
 für das Hören unmöglich sein. Das beständige Absterben
 sein des äußern Gehörganges durch die noch dazu oft
 waltenden u. Wägen, erhält fortwährend einen erhöhten
 Wärmegrad in denselben, der die das Trommelfell ab-
 sondernden Tränen zu erhöhter Thätigkeit reizt und so
 zu den bei Kindern gar nicht selten beobachteten Blen-
 norrhöen des Gehörganges (laufende Ohren) Veranlas-
 sung gibt, welche dann durch das Einsinken von Baum-
 wolle u. erst noch recht begünstigt und unterhalten werden;
 gleichzeitig wird aber auch die Resorption feigert, ein
 Theil des flüssigen, krankhaften Ohrenschmalzes wieder in
 den Körper geführt und so dieser gezwungen, das Krank-
 heitsproduct an andere Stellen abzugeben. Daß unter

Schönheitsfinnes, sondern auch der des Farbenfinnes hin-
derlich ist. Vielleicht sind auch die Medien, wodurch der
Sonnenstrahl auf das Auge des Kindes in jener Zeit fällt,
nicht ohne Einfluß, namentlich auch die Farbe der Hute,
welche man ihnen aufsetzt, und besonders der Schleier, wo-
mit man sie zu bedecken gewohnt ist. — Mit der Ausbildung
der Sinnesorgane beginnt auch die der Sprachorgane,
welche aber nur erst dann zu einiger Selbstthätigkeit ge-
langen, wenn erstere bereits einen größeren Vorrath von
Ideen und Bildern herbeigeführt haben, zu deren Mit-
theilung und Entäußerung des Kindes Innere mächtig
antreibt. Die ersten Töne, die es von sich gibt, sind
fast nur die unwillkürlichen Folgen des kräftigen Aus-
sathmens, deren Möglichkeit das Kind dann ken-
nen lernt, und die es imollen dann zu willkürlichen er-
hebt, bis der Nachahmungstrieb sich etwa im achten Mo-
nat ihrer bemächtigt, um den Versuch zu machen, das ab-
gesehene Wort nachzubilden. Ebendeshalb ist es zuerst
auch weniger der Ton, den das Kind von sich selbst zu
hören wünscht, als vielmehr die Bewegungen, welche es
gleich dem ihm Vorpreschenden zu fühlen versucht; denn
viel weniger hört es dem Sprechenden zu, als es ihm zu-
sieht, wie er die Worte bildet. Daher ist es Aufgabe
dessen, welcher das Kind sprechen lehrt, daß er die dem
Kinde geltenden Worte nicht nur langsam, sondern mit
dem möglichst deutlichen Ausdruck aller dazu nöthigen
Bewegungen seiner Sprachorgane von sich gebe. Beson-
ders ist diese Aufmerksamkeit auf die Aussprache der End-
silben zu richten, welche man in der gewöhnlichen Unter-
haltung zur Hälfte zu verschlucken pflegt; diese müssen
vielmehr dem Kinde gegenüber stets klar betont werden,
weil sie sonst seiner Willkür anheimfallen und zu zahl-
losen Corruptionen Veranlassung werden, welche das deut-
liche Sprechen nicht nur längere Zeit erschweren, sondern
selbst wol für das ganze Leben unmöglich machen, zumal
wenn, wie gewöhnlich, die Umgebungen an den Verred-
hungen Gefallen finden, und nun absichtlich dieselben
dem Kinde nachsprechen. Auch die Ausbildung des
Athmungsorganes ist hiermit zu verbinden. Das
Kind pflegt häufig aber nur oberflächlich zu athmen, da-
her nur ein geringer Theil der in den Lungen befindlichen
Luft erneuert wird, was die Lungen selbst an ihrer Aus-
bildung und Kräftigung hindert. Sehr anzuurathen ist es
dennach, wenn man das Kind im Sprechen unterrichtet,
zumal da sich dieser Unterricht Anfangs doch immer nur
auf einzelne Worte erstreckt, daß man vor jedem auszu-
sprechenden Worte möglichst tief einathmet und mit der
scharf betonten Endsilbe ein möglichst kräftiges Ausath-
men verbindet. Dergleichen Übungen sind nun auch in
freier Luft vorzunehmen, zumal mit solchen Kindern,
welche von Geburt an schwächlich und nur selten die
dunstgeschwängerten Zimmer der Ältern verlassen durften.
Näme man hierauf mehr Rücksicht, wir hätten wahrlich
mehr als ein Drittheil lungenkranker Kinder und Erwach-
sener weniger. So lange noch keine Willkür möglich ist,
sorgt die Natur selbst für das Bedürfnis, denn mit ei-
nem Schrei tritt das Kind in das selbständige Leben, und
so lange es der Sprache beraubt ist, verkündet es alle

seine Bedürfnisse durch Schreien, welches öfters sogar
scheinbar ohne alle Bedürfnisse stattfindet, entweder weil
das Kind Langeweile hat, oder weil ihm eine kräftige
Erneuerung der Luft in den Lungen, sowie Übung dersel-
ben Noththat. — Nach dem Begriffe, welchen wir von der
Erziehung festgestellt haben, ist über den Nahrungs-
kanal nur wenig hier zu sagen, da das meiste denselben
betreffende der Ernährung oder Diät anheimfällt, mag
nun der Säugling von der Mutterbrust, oder auf andere
Weise seine Nahrung erhalten. Hunger und Durst sal-
ten bei ihm noch zusammen, oder werden wenigstens durch
dieselben Medien gestillt; daher kommt es bei der Erzie-
hung nur darauf an, dafür zu sorgen und das Kind dar-
an zu gewöhnen, daß sie in den für ihn passenden Zeit-
abschnitten sich einstellen und befriedigt werden. Wird
dies in den ersten zwei Jahren consequent durchgeführt,
so ist die Ordnung darin für das ganze Leben leicht her-
gestellt, da das Geseh der Gewohnheit hier am mächtig-
sten eingreift. Dasselbe gilt in Bezug auf Wachen und
Schlaf. In den ersten vier Wochen verlangt der Säug-
ling, da er nur kleine Portionen auf einmal zu sich neh-
men kann, aller 2—3 Stunden die Brust, und verläßt
dann meistens im Schlaf, während dessen er die einge-
nommene Nahrung verdaut; daher erwacht er auch, wenn
er gesund ist und sich nicht etwa deunreinigt hat, nicht
eher, als bis die Verdaauung vollendet ist. Erfolgt das
Erwachen in dieser Periode früher, so darf er nicht an-
gelegt werden, wenn er vor dem Schlafe wirklich ordent-
lich getrunken hatte, sondern er muß so lange warten, bis
die Zeit abgelaufen ist. Gegen Ende des zweiten Mo-
nats, wo er schon mehr auf einmal trinkt, erwacht er
schon früher, als die Verdaauung vollendet ist, und es
vergehen 4—6 Stunden, letztere Zahl besonders des
Nachts, ehe er wirklich wieder Nahrung bedarf, und die
Mutter oder Amme muß nun darauf sehen, daß er streng
sich an diesen Zeitraum bindet und dem gesunden Kinde
keine Nahrung eher reichen, wozu es sich abkann bald
gewöhnt, und selbst nach der Entwöhnung nicht eher
Eyre verlangen wird, als bis seine Uhr geschlagen.
Nichts ist nachtheiliger für den feindlichen Organismus,
als das Nahrungseinnehmen zu unbestimmten Zeiten und
zu unbestimmten Mengen, und Hunger und Durst ver-
lieren dadurch ihre Bedeutung für die wirklichen Bedürf-
nisse. Auch das Niederlegen zum Schlafe muß stets zu
derselben Stunde gleichwie das Baden und Waschen ge-
schehen; ist dies der Fall, so werden auch die Excretio-
nen des Afters und der Blase zu bestimmten Zeiten er-
folgen und die Ordnung für das vegetative Leben ist her-
gestellt und für immer festgesetzt. Aber bei we Wenigen
Menschen wird darauf gesehen! Kann man sich da wun-
dern, daß es dem Physiologen so schwer wird, die Ge-
setze in der Aneinanderfolge der Functionen und ihres
gegenseitigen Verhaltens aufzufinden und nachzuweisen,
und er durch das Mißlingen seiner Forschungen und
Beobachtungen zu dem Zweifel an dem Vorhandensein
einer Gesetzmäßigkeit auch im Zeitlichen geführt wird?
Was nun im gesunden Zustande nicht mehr vorhanden,
wie soll es im kranken sich manifestiren? Ist die Mehr-

zahl der Ärzte nicht scheinbar gerechtfertigt, wenn sie in dem Verlaufe der Krankheiten fast nur regellose Willkür sehen, von keinem auch im Beilichen ausgesprochenen Tonus des Krankheitsprocesses etwas wissen wollen und des großen Weisens von Kos Lehre von den kritischen Tagen mit der Zahlenspielerei der Pythagoreer verwechseln oder für ein auf griechischem Boden gedichtetes Märchen halten? Werden auf diese Weise die Gehege der körperlichen Verrichtungen verwirrt und der Willkür unterworfen, wie soll da in den vielfach von ihnen abhängenden geistigen die natürliche Gesetzmäßigkeit sich ausbilden und nach allen Richtungen geltend machen können? Wo soll der Charakter, die Stetigkeit im Handeln herkommen, wenn die Stetigkeit in den geistigen, wie körperlichen Actionen mangelt?

Während nun in kurzer Zeit fast alle Organe sehr bald nach der Geburt mit raschen Schritten ihrer Ausbildung zuweilen und dadurch einen nicht unbedeutenden Grad freier und selbstständiger Thätigkeit erreichen und das Kind sich als der höchsten Classe in der Reihe animalischer Wesen angehörend documentirt, mangelt ihm doch noch lange Zeit eins der Hauptunterscheidungszeichen der Thiere von den Pflanzen, das Vermögen der willkürlichen Ortsveränderung, und den Polypen gleich, bleibt es gefesselt an den Stamm der Mutter und von ihm abhängig. Sucht das Kind auch schon vom dritten Lebensmonate an seine Arme und Hände als Fang- und Tastorgane willkürlich in Bewegung zu setzen, so erregen doch erst im fünften Monate die Füße seine Aufmerksamkeit, welche es frei auf dem Lager liegend, anscheinend mit ernstem Nachdenken betrachtet, als suchte es zu ergründen, wozu diese Anhängel wohl zu gebrauchen, bis es ihre unwillkürlichen Jappeln wahrnimmt und durch einen glücklichen Versuch in ein willkürliches verwandelt, worauf sie dann zu seinem öfter in Anspruch genommenen Spielwerke dienen müssen, wobei es nicht selten den Versuch macht, sie gleich den Händen zu Fang- und Tastorganen auszubilden, was um so leichter ist, als die Weiger noch immer die Oberhand über die Strecken haben. Um diese Zeit muß man dafür sorgen, daß alles die Füße in freier Bewegung Hindernisse entfernt wird, zumal da diese Bewegung jetzt dazu dient, die Ausdehnung des Beckens in die Breite zu befördern, grade wie die Bewegung der Arme die Ausdehnung des Thorax befördert, damit es dem Rumpfe beim Eigen als hinreichender Stützpunkt dienen könne. Ist dieser erlangt und sind die Muskeln des Rumpfes hinreichend erstarkt, dann ist auch das indessen erlernte Aufrechtstehen dem Kinde nicht mehr genügend; es strengt sich an, den Ort gewaltsam zu verlassen, was ihm Anfangs, den Füßen und Schlangen ähnlich, nur durch Fortschleichen möglich ist, bis ihn dieses zum Kriechen führt, mit welchem es aber bald die Versuche zum Auskriechen verbindet. Alle directe Unterstützung hierbei ist nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich, es bedarf weiter nichts, als dem Kinde die Möglichkeit zu solchen Versuchen zu geben, indem man es auf den flachen Boden niederlegt, und nur wenn es fällt, wieder aufhebt, aber auch dies nicht zu

voreilig, weil es sonst sich bald auf diese Beihilfe verläßt und man ihm das Vergnügen raubt, durch eigene Kraft und durch eigenes Nachdenken zum Ziele gelangt zu sein. Weiter sehen, noch geben sollte man das Kind lehren, da es selbst am besten fühlt, wenn es stark genug dazu und die Lust an Bewegung viel zu reger in ihm ist, als daß es sich derselben nicht sollte mit aller Kraft hingeben. Gängelbänder, Laufförbe u. sind ganz zu verwerfen, da sie leicht Veranlassungen zu Verwundungen der Brust und des Stammes werden, aber auch Schuhe sollte man dem Kinde nicht eher geben, als bis es wirklich zu laufen vermag, da Verunstaltung der Beine fast stets die Folge davon ist, indem es noch lange Zeit dauert, ehe der ganze Fuß als Stützpunkt dienen kann, diesen vielmehr die Beine abgeben müssen, auf welchen die Kinder ihre ersten Wanderungen beginnen, weshalb sie frei müssen die Beine spreizen können, damit der Stützpunkt hinlänglich breit werde. Dies vermittelt allerdings die Schuhe und wir geben zu, daß das Kind damit früher laufen lerne, aber die Natur will absichtlich nicht den Zeitpunkt vorrücken herbeiführen, wo das Kind sich den Armen der Mutter entreißt und auf eigenen Füßen in die Welt tritt. Ist dies aber einmal geschehen, so ist auch die körperliche Erziehung in ihren Grundlagen und Hauptzügen vollendet, aus dem unbeholfenen Säuglinge wurde ein rähriger Knabe oder ein hübsches Mädchen, die nicht mehr die Mutter allein in wohlhabender Stube zum Ziegen und Keiser ihrer Entwicklung haben dürfen. Die Ältern müssen mit der Gesellschaft oder dem Staate von jetzt an die Sorge für die fernere Ausbildung in geistiger, wie in körperlicher Hinsicht theilen und an die Stelle der häuslichen Erziehung des Körpers tritt die Gymnastik, wie sie der harmonische Sinn der Griechen, wenigstens für den Knaben, schuf, um ihn zum schönen Jünglinge und Manne zu bilden, welche aber auch auf das Mädchen auszu dehnen und dieses der Vollendung des Weibes zuzuführen, die Aufgabe der christlichen Völker der Gegenwart ist. (J. Rosenbaum.)

ERZINGEN, katholischer Pfarrdorf im großherzogthümlichen Regierkamte Sesselten, über 1 1/2 teutsche Meile gegen West von dem Amtsorte, 2 1/2 Meilen gegen Südwest von Schaffhausen, an den Grenzen dieses Cantons und am Klingnabach, 1132 Fuß hoch über der Meeresfläche, mit 122 Häusern, 153 Familien und 827 Einwohnern, deren etwa 14 evangelisch sind, mit starkem Feldbau, Viehzucht und Waldung, auch Weinbau und Handel mit Felberzeugnissen und Wied. Der Ort ist schon aus der Zeit um das J. 876 urkundlich bekannt, wo Gogbert, Graf im Klettgau, Krägingen sammt dem Kirchensatz, Bekanten und Zugehör gegen geringere Güter dem teutschen Könige Karl dem Diaken und dem Abte Wolf von Rheinau als eine Schenkung für dieses Kloster übergab. Kaiser Heinrich III. bestätigte dem Kloster dieses Eigenthum am 11. Juli 1049, und im Jahre 1426 wurde die Pfarrei zu Erzingen von Papst Martin V. demselben Kloster einverleibt. Zur Pfarrei gehören die nachbarlichen Dörfer und Gemeinden Rechberg mit 267 und Weisweil mit 322 Seelen, wels

des letztere ebenfalls eine Befizung der Benedictinerabtei Rheinau war und schon von König Ludwig dem Deutschen im J. 870 dahin verschentet wurde. Von der Mitte des 14. bis in den Anfang des 16. Jahrh. erscheint auch ein angehendes adeliges Geschlecht, das sich von Erffingen nannte, und hier in der Gegend reich begütert war. Sein Wappen ist in Meigel Siebmacher II, 96 abgebildet.

(Thomas Alfried Leger.)

ERZJÄGERMEISTER, Oberstjägermeister des Reichs¹⁾, aber ihn enthält Aeneas Sylvius eine merkwürdige Stelle, nämlich: es ist der Herzog von Kärnten der Jäger des Reichs (venator Imperii) gewesen²⁾; an ihn wurden die Streighteilen aller Jäger gebracht; wenn er in das Gericht vor den Kaiser gerufen ward, war er gehalten, nur in slavonischer Sprache den klagenden Rede zu stehen³⁾. In dem Lehnbriefe⁴⁾ vom 18. Febr. 1350, in welchem Kaiser Karl IV. die Gebrüder Friedrich, Balduar, Ludwig und Wilhelm, Landgrafen zu Thüringen, Markgrafen mit der Pfalzgrafschaft zu Lauchstädt belehnt, werden unter den Zuhörungen aufgeführt: „bei Namen mit allen Wiltzanen“ als des römischen Reichs oberster Jägermeister⁵⁾, und die Folge der Jagd

auf allen Wäldern in derselben Pfalzgrafschaft und andern seinen Umgegenden die Folge zu wehren auf seinen Hölzern, Forsten, Heiden und Wäldern⁶⁾. Man vermutet, daß in diesen Worten keine neue Verleihung des Reichsjägeramts enthalten sei, sondern dasselbe habe schon durch einen früheren Reichsteil begründet sein müssen, da sich darauf bloß beiläufig bezogen werde. Man stellt daher die Vermuthung auf, daß schon Friedrich der Ernsthafte von seinem Schwiegersohn Ludwig dem Bayer damit betheilt worden sei, theils wegen ihrer beiderseitigen genauen Verbindung, theils weil Ludwig verschiedene andere ähnliche Reichämter errichtet habe, als z. B. das Reichsfürstenthum, das er 1322 dem Grafen Konrad von Schlüsselburg und das Kronenwäldersamt, das er 1339 dem Grafen Reinhold von Geldern verlieh. Doch ist das Reichsjägermeisteramt aller Wahrscheinlichkeit nach älter, als Ludwig der Bayer. In Beziehung auf den offenen Hof, welchen Kaiser Karl IV. im J. 1350 zu Prag hielt, wird unter den Reichsbeamten („Saeri Imperii Officiales“) der Markgraf von Weissen als Erzjägermeister („archivenator“) aufgeführt⁷⁾. Unterjägermeister (subvenator⁸⁾) waren die Fürsten von Schwarzburg. In die Sagen der goldenen Bulle wurde jedoch das Erzjägermeisteramt nicht aufgenommen, weil darin die Erzämter auf die Zahl der Kurfürsten beschränkt wurden. Nach dem westfälischen Frieden, in welchem für Kurpfalz, welches im 30jährigen Kriege seine alte Kur und das Erztruchsessamt an Bayern verloren hatte, die neunte Kur errichtet wurde, wollte man das Reichsjägermeisteramt als ein Erzamt Kurpfalz geben. Es fand aber Bedenkenlichkeiten. Durch die neue Besorgnis, daß man das Reichsjägermeisteramt vielleicht nicht für Braunshweig errichteten neunten Kur⁹⁾ verbinden möchte, bewogen, ließ die Kurlinie des meißnischen Hauses, dessen Vorfahren von Kaiser Karl IV. vier Urkunden, in welchen sie des römischen Reichs Oberster Jägermeister genannt werden, erhalten hatten, im den kaiserlichen Urkunden vom 28. Aug. 1661, vom 10. Oct. 1693 und vom 9. Aug. 1708 eine der Urkunden des Kaisers Karl IV. als ein Privilegium über die hohe Wildbahn und Jagdsolgerechtigkeit bestätigen, und so auch im J. 1715 bei Kurfürsten darum, als über eine Gleichzeitigkeit und Jagdsolge. Wegen die Meinung der sächsischen Schriftsteller, nach welchen das Reichsjägermeisteramt, obgleich es später ruhte, dennoch nicht erloschen wäre, noch viel weniger einen andern geben werden könnte, spricht Joh. Jac. Moser seine Meinung dahin aus. Er hält das meißnische Reichsjägermeisteramt so gut für ein „damaliges Provinzialreichsamt als andere, denn es stehe in den von Horn aufgeführten Diplomatenbus deutlich: „In denselben Landen“ und „auf solchen Wäldern,“ und zwar in einer solchen Conjunction, daß diese Worte offenbar sowohl auf das Jägermeisteramt,

1) Über diesen Amt handeln Cliffer, Forst- und Jagdmeister der Teutschen. S. 550 fg.; ferner die Schrift: Nobilis Territorio subjectus. Part. 12. p. 293. v. Eubemius, Gesch. d. Ansig. 1. Th. S. 50. Horn (Joh. Gottl.), Ansig, was von dem Oberst-Jägermeister Amt, so denen Kurfürsten zu Sachsen, als Markgrafen zu Weissen, zukünftig, in Wahrheit zu halten, und mit welcherley Bestand oder Rechten etwas dergleichen auch andern Fürstlichen Häusern in Teutschland hiedevor zugeschrieben worden, oder noch zugehört werde? (Leipzig 1756. 4. in dessen Nützliche Sammlungen zu einer künftigen Handbibliothek von Sachsen. 9. Th. S. 385 fg.). Joh. Jac. Moser, von dem eömischen Kaiser. S. 475—478. Schütze, Hist. Nachrichten von dem teutschen Reichsjägermeisteramt, welches neuerer Zeiten dem Kurfürsten zu Sachsen, mit Ausschließung des Sächsl. Gräfflich-Haus, verliehen worden, noch einer kurzen Erinnerung über die von Kurfürsten verordnete alleinige Jagdsolge, in Fabri's Beiträgen zur Geographie, Geschichte und Staatskunde. 5. B. Nr. 1. Ghr. G. Meise, Gesch. der kurfürstlichen Staaten. 1. Bd. S. 55—58. 2) Soie, also zur Zeit, als Aeneas Sylvius schrieb, nicht mehr, welches auch mit den andern Nachrichten, welche wie vom Erzjägermeisteramt haben, übereinstimmt. 3) Aeneas Sylvii Historia de Europa. Cap. 20 in Opp. Geogr. et Hist. Heimstetter Ausgabe von 1690. S. 262. 4) Bei Reinhardus, de Offic. Imp. Sax. p. 95, bei Ebnig, Part. Spec. von Sachsen. S. 246, bei Dreßelheim, Corpus Juris feud. Germ. 1. p. 563, bei Kreßius, De variis Jurisdic. criminalis in Germ. generibus Obs. IV. S. 19, bei Cliffer a. D. Bei 94. (Hephenreich) Antwort einer Historie dreier Pfalzgrafen zu Sachsen. S. 190. 5) Wegen dieser Worte macht Römer (Staatsrecht von Sachsen. 1. Th. S. 420. Not. a) die Urkunde verdächtig; verglichen wir ihn aber mit den in Beziehung auf andere Reichsbeamten, z. B. des eömischen Reichs Obersten Truchsess, gebrauchten Ausdrücken, so kann der im Betreff des Reichsjägermeisteramts angewandte kein Bedenken erregen; auch geschieht Römer ja, daß dieser Ausdruck auch in der Urkunde vom 6. Febr. 1350 (f. Schütze, Invent. diplom. zum J. 1350 S. 256), deren Gehalt Römer nicht bemerkt, gebraucht wird. Wgl. Meise a. D. S. 24. 85. Fünfter erwähnt die Jäger (venatores) am kaiserlichen Hofe; es ist daher, wenn wir erwegen wie sich aus den kaiserlichen Reichsamt, und dann noch auch beide neben einander bestanden, nicht zu verwundern, daß sich auch ein Reichsjägermeisteramt gebildet hat.

6) Horn a. a. D. S. 981. Meise a. a. D. S. 86. 87. Heinrich, Handb. der sächsischen Geschichte. 1. Th. S. 334. 7) Bei Ebnig a. a. D. S. 19. 8) Bei Kreßius a. a. D. S. 19. 9) Man woe verlegen, für dieselbe ein neues Erzamt zu finden.

als die Jagdfolge gehen. Zweitens hätte dieses Amt, bemerkt Moser weiter, ein allgemeines Reichsamt sein sollen, so hätte es entweder auf einem gewissen Lehen ruhen, oder aber besonders consensit werden müssen. So aber wird dessen in vier beiderseits, mit einander seine Connerion habenden, Lehenbriefen gedacht, und zwar so, daß die natürliche Auslegung, welche man solchen Lehenbriefen lesen kann, diese ist: daß der Markgraf von Meissen in jedem der vier Lehen, oder deren District, des Reichs oberster Jägermeister sein sollte. Aber wenn die Wildbainen und Jagdfolge sich auf die Provinzen, von welchen in den Lehenbriefen die Rede ist, bezogen, und es in andern Landschaften auch noch andere Reichsjägermeister gab, so konnten doch nicht sämtliche von gleichem Range sein, und einer mußte, besonders, wenn sie vor dem Kaiser oder König zu thun hatten, von diesem als der oberste betrachtet werden. Moser führt weiter unten selbst an, daß Kaiser Karl IV. die Herzoge von Pommern im J. 1348 mit Ständen, quae ad Magistratum Venationis Imperii noscebantur beehrt habe. Von einem Oberjägermeisteramte des Reichs ist also hier die Rede nicht, sondern nur von einem Jägermeisteramte des Reichs. Die Herzoge von Pommern gaben im J. 1542 auf öffentlichem Reichstage an, daß sie mit des heil. römischen Reichs Jägeramt von wegen ihres Fürstenthums Rügen begabt und gewürdigt sein, laut ihrer Privilegien und Briefe, welche sie von römischen Kaisern und Königen haben, und zeigen mögen. Ihr Amt bezog sich also bloß auf ihr Fürstenthum. Warum aber waren sie nicht mit dem obersten Jägermeisteramte des Reichs beliehen? Aus keinem andern Grunde, als weil nur Ein solches in demselben sein konnte. Zwar schrieb sich der in viele Titulaturen verliehene Herzog Rudolf IV. zu Österreich mehrmals des heiligen römischen Reichs obersten Jägermeister. Aber aus was für einem Grund, ist unbekannt. Doch soviel gewiß, daß Herzog Rudolf IV., wie seine Annahme des erzbischoflichen Titels, welchen er überdies aus einer unechten Urkunde abstrahirte⁹⁾, zeigt, es mit Begründung des Rechts zu den Ämtern, die er sich beilegte, nicht so genau nahm. Aller Wahrscheinlichkeit nach nahm er den Titel eines obersten Jägermeisters des Reichs an, weil es früher die Herzoge von Kärnten gewesen waren, und jetzt dieses Herzogthum sich im Besitze des Hauses Österreich befand. Auch der Erzbischof Maximilian bediente sich bisweilen nach der Zeit seines Vaters mit der burgundischen Prinzessin Maria des Titels eines Erzjägermeisters des heiligen römischen Reichs, bis zu seiner römischen Königswahl¹⁰⁾. Gegen die Angabe der Ausbildung des Erzjäger-

meisteramtes durch den Markgrafen von Meissen auf dem Fostage zu Regh im J. 1356 bemerkt Moser Folgendes. Das einzige noch ungedruckte, von einem dritten Scribenten angeführte Zeugniß, daß der Markgraf zu Meissen sein Jägermeisteramt auf dem Consens zu Regh verwalet habe, ist neben dem, daß es von einem einzigen Privatscribenten herrührt, um so weniger hinlänglich, ein sonst ganz und gar unersündliches Ergatz daraus zu erweisen, als nicht nur andere Scribenten, welche diesen Consens beschrieben haben, nichts davon gedenken, sondern auch das von Moser in sein kurtfürstliches Staatsrecht S. 49 fg. eingelegte Diarium, dessen Autorität wol mehr als eines Privatscribenten Zeugniß gilt, deutlich meldet: ubi Principes Electores, welche kurz vorher septem Principes Electores genannt werden, eorum quilibet officium suum, quod habet ab Imperio, exercuit illa die: also haben nur die Kurfürsten damals ihr Amt versehen: nun war aber der Markgraf von Meissen kein Kurfürst, viel weniger einer der sieben Kurfürsten. So nach Moser. Aber das Diarium kann ebendam nur von den sieben Kurfürsten reden, weil dieses nur, daß sie die Ergätze ausübt, dem Verfasser wichtig schien. Daß Benschius etwas Unnötiges geschrieben, läßt sich aus dem Stillschweigen des Verfassers des genannten Tagebuches nicht mit Sicherheit schließen. Endlich bemerkt Moser: es sei wider alles Reichserbkommen, daß der Reichserzbischof und sein Erbbeamter ihr Amt zugleich und conjunctim versehen haben sollen. Die übrigen Erbbeamten konnten der Beschaffenheit ihrer Ämter nach diese allein verrichten, aber wie hätte der Erzjägermeister einen Hirsch und einen Eber auch, wenn er, wie natürlich, Schließen¹¹⁾ hatte, zugleich einen Hirsch und einen Eber zu dem Tisch tragen sollen. Bei einem von diesen beiden erlegten Stücken Wild machte sich das Mitauftreten des Unterjägermeisters¹²⁾ sehr gut. Das Tragen des erlegten Wildes zu dem Tische bereits freisender Herren, um ihnen einen Beweis der Aufmerksamkeit und Huldigung bei feierlichen Gelegenheiten darzu bringen, war ein uralter Brauch. So erzählt Effhard IV. von St. Gallen: judet (nämlich der Bischof Salomo von Constanz) homines (Hirten, von welchen der eine einen Bären, der andere einen Hirsch erlegt hatte, deren Stand aber aus Salomo's Veranstaltung verheimlicht ward) feras fratrisque illius (den Gernhards Berthold und Erzhinger), qui per se quidem tunc mensa utebantur, ut primates, oblatione propria offerro¹³⁾. Mit dem Schicksale des Erzjägermeisteramts,

9) f. d. Art. Krabenzog. 10) f. E. d. Art. Erzbischof, Österreich. Staatsrecht. 2. Bd. S. 201–215. Daß sich S. 197 handelt Schreiber haben, wie in jenen Zeiten außer den beiden Reichsoberjägermeistern auch dem Hause Meissen und dem Hause Österreich sich der Titel eines Reichsjägermeisters der verschiedenen andern fürstlichen und gräflichen Häusern in Deutschland, als z. B. bei den Herzogen von Pommern wegen Rügen, bei den Grafen von Württemberg wegen Auech, und auch wenn von Ludwig's Angabe begründet ist, bei den Herzogen von Tyrol sich selbst, Bgl. d. Berlin, die Ämtern. Meisth. Neue Z. d. Ensch. d. B. u. K. Erzbischof XXXVII.

11) f. B. d. S. 71. 72. Herberich, Historia des ehemaligen Erbst. münster fürstlichen Hauses Schwarzburg. S. 273. Marguard Freher ad Pet. de Ando L. II. cap. 15. Furstenow, de aspres. Prine. Germ. cap. 421 v. 363 (Europ. Herbt. 1. Bd. 2. Th. S. 257) sucht zu erweisen, daß jenes entweder ungenau die Annahmen, oder Particularien seien.

12) Nicht bloß zum Jagen des Wildes hatte er diese nöthig, sondern auch zur Führung der Hunde, und Führung der Walddörner, wie Benschius die Scene beschreibt. Bgl. den Art. Kren- und Erbkämter. 13) Dieses Amt hatten, wie aus Benschius hervorgeht, die Fürsten von Schwarzburg. 14) Elshausen II. Cassa S. Galli apud Fatis. Monum. Germ. Hist. Script. T. II. p. 53.

welches darum nicht in die goldene Bulle aufgenommen ward, weil es kein Erzamt der sieben Kurfürsten war, verdient verglichen zu werden, das *K. Art. IV.* im *J. 1354* seinem Bruder *Wenzel*, dem Herzoge von *Luremburg* und dessen Nachfolgern das Amt ertheilte, das der jetzigmächtige Herzog von *Luremburg* das kaiserliche oder königliche geharnischte Pferd, wenn der Kaiser oder König wider die Reichsfeinde oder sonst zur Beförderung der Würde des Reichs zu Feide ziehen würde, auf der rechten Seite am Zaume halten und leiten, und bei den öffentlichen Reichstagen die kaiserlichen oder königlichen Speisen auf der kaiserlichen oder königlichen Tafel vor-schneiden solle, damit er (der Herzog, der dieses Amt führte) in Kriegs- und Friedenszeiten für die Sicherheit des Kaisers oder Königs wache, und sich ihn Sorge trage¹⁾. Auch dieses Amt ward, sowie das Erzjägers-meisteramt, nicht in die goldene Bulle aufgenommen, weil sein Inhaber kein Kurfürst war. (*Ferd. Wächter.*)

ERZ- UND ERBKÄMMERER. Der Erz-kämmerer und die Kämmerer überhaupt hatten in den frühesten Zeiten umfassendere Verrichtungen, als später, wo die besondern Zweige ihrer Geschäfte mehr getrennt und an Verschiedene als verschiedene Ämter gegeben waren. Der Kämmerer besorgte das Lager und Schlafgemach des Fürsten, stand auch dem ganzen Palast und Schatz vor²⁾, oder war mit andern Worten Beförger dessen, was zur engeren Hauswirtschaft gehört³⁾. Witi-kind von Gorbai sagt an der Stelle, wo er erzählt, daß die Herzoge bei dem Krönungsfeste Otto's des Großen zu Tachen bedient hätten: *Lothariorum Dux Giselbertus, ad culus potestatem locus ille pertinebat, omnia procurabat.* Dithmar drückt sich in der Stelle, wo er davon handelt, wie die vier Herzoge, als König Otto III. das Pfisterfest 985 zu Luedslung feierte, Dienstmannen stellen versahen, so aus: *Couradus* *) ad cameram praesuit. Kämmerer hieß der, welcher der Kammer vorschand; aber Kammer selbst hatte verschiedene Bedeutungen, nämlich von Wohnkammer, Schlafkammer, Schatzkammer, Rüstkammer. Das Nibelungenlied veranschaulicht uns den königlichen Hofstaat des 12. oder des Anfangs des 13. Jahrh., in welchem es verfaßt ward. An der Stelle, wo in ihm die Oberdienstmannen des Königs Günstig aufgeführt werden, heißt es *3. 44:* Hunolt war Kämmerer. Er wird nicht der oberste Kämmerer genannt, denn diese Benennung war damals noch nicht gewöhnlich, sondern sein Dieramt geht aus dem Zusammenhang hervor. Die Unterkämmerer, welche noch später Reichschekämmerer, hießen damals, nämlich zur Zeit des Verfassers des Nibelungenliedes, auch Kämmerer schlechthin. *3. 2437* heißt es in Beziehung auf den Fesi-

schmaus, welcher, als Brinbild zu Worms empfangen ward, stattbarte: Die Kämmerer des Wirtes (d. h. des Hausherrn, nämlich des Königs Günstig) trugen in dem Golde roten Becken das Wasser vor. Sigisind sagt, wo er Günstig'n seinen Plan, heimlich zu dessen Obenamt (Kammer) zu kommen, mittheilt, zu Günstig'n *3. 2628:* „so laß die Kämmerer hinaus zu ihrer Herberge gehen.“

3. 2643 heißt es: Da die Frauen sollten gegen den Saal gehen, da hießen die Kämmerer die Leute von dem Wege gehen (sich von denselben entfernen. Man vergl. damit *3. 7501—7503*, wo Egel's Kämmerer darüber erzählt sind, daß Volker und Hagen der Königin Griebinbild auf dem Wege nicht Platz machen wollten). *3. 3665* fg. wird gesagt: Da war er (Sigisind) hingezogen, da (wo) er viel Kämmerer mit den Lichtern sehen sand; die begann er zu lösen den Kindern an der Hand; „den chindin-würde man nach beutigen Austrud am besten durch „den Pagen“ übertragen. Wie der Kämmerer die Bewachung und Verwahrung der Kammer und des Saales hatte, veranschaulicht die Stelle des Nibelungenliedes schön, wo *3. 7909* der Dichter Kämmerer bittlich braucht. Hagen gibt seinem Bruder Dankward den Auftrag, der Thüre zu hüten (die Thüre zu bewachen), und nicht einen der Hunen davor kommen zu lassen. Dankward antwortet: „Soll ich Kämmerer sein, so reichen (mächtigen) Königen kann ich wohl dienen, so pflege ich der Stiegen nach meinen Ehren (d. h. so bewache ich die Treppe, wie es meiner Ehre (Würde) geziem. Zum Beweise, wie dem Kämmerer die Thüre der nach der Küche am Hofe abgelegten Wappen und der Rüstkammer oblag, hierfür ist die Stelle des genannten Liedes, wo *3. 7008* Kämmerer vorkommt, wichtig. Griebinbild will die Waffen der Burgunden, an denen sie sich zu rächen vorhat, an Egel's Hofe in Verwahrung nehmen lassen. Hagen schlägt es ab, und sagt weiter: Ich begehre die Ehre nicht, milde Fürstenfreunden, daß ihr meinen Schild und meine andern Waffen zu den Herbergen tragt; ihr seid eine Königin; das lehre mich mein Vater nicht; ich will selbst Kämmerer sein. In Beziehung des Kämmerers auf die Schatzkammer *) ist zu bemerken, daß der Verfasser des Nibelungenliedes *3. 4495* von dem Zweige Ulrich, dem Vater des Nibelungenhortes, sagt: da ging der Kämmerer (dahin), da (wo) er des Hortes Schlüssel fand. Als der Hort in Günstig's Land gebracht ward, heißt es *3. 4515*, daß viel davon in Kammern und in Thürme getragen ward. König Egel sagt *3. 4620* fg. zu dem Markgrafen Rüdiger: „Aus meiner Kammer bring ich dir so geben, daß du und deine Gefellen mögt (mögen) frühlich leben.“ Bei den vielfachen Verrichtungen, welche die Kämmerer hatten, war es natürlich, daß sich eine besondere Art derselben bildete. In einer Urkunde *) des Kaisers Friedrich I. vom *J. 1162* erscheinen unter den Zeu-

1) Urkunde bei Leibnitz, Codex Jovis Genium Diplom. P. I. p. 208.

2) Von dem Erz-kämmereramt handelt *Jonckin (Joh. Frid.)*, *De Archi. Camerario S. R. G. L.* (Paltz 1756. 4.) *3)* Egl. *K. Fr. E. A. n. d. t.* Wessar zu dem Urtreter des Rides der Nibelungen und der Klage. E. S. *5)* Egl. *Stemann*, Mittheilungen über Nibelungen. E. 126. *Kamerarius (Kämmerin)* bedeutet Hofmeisterin. *4)* Herzog von Franken und Schwaben.

5) Von den mehrfachen Bedeutungen von Kammer ist namentlich die Schatzkammer erweitert worden, so daß noch jetzt das Collegium, das die landesherrlichen Einkünfte bezieht, die Kammer heißt. Wie die Kämmerer, aber mit einander verwandten Bedeu-tungen von Kammer sich entwickelt haben, s. in *Art. Kammer*. 6) Bei *Diagnos*, *De constitutis Barcin.* II. II. c. 174.

gen: Rodulfus Dapifer, Hermannus Camerarius, Bertolfus Triscamerarius. In einer Urkunde⁷⁾ von 1244 worden von Kaiser Friedrich II. erwähnt: Wilhelmus, Advocatus Aquensis, Henricus frater ejus Triscamerarius noster et Theodoricus de Orlonesberg, fideles nostri, nuncii civium Aquensium etc. Kaiser Rudolf I. machte im J. 1276 den Erzbischof Jacob von Emden und jedesmal seinen Nachfolger zum Triscamerarius und Reichsräthen und Secretair und des kaiserlichen Hofes besondern Rath⁸⁾. Der Triscamerarius⁹⁾ ist kein anderer, als der Camerarius a thesauris, wie in einer Urkunde des Königs Konrad III. vom J. 1150 (bei Schaten, Anual. Paderborn. P. I. Edit. II. p. 547) vorkommt: Conradus de Walehuson, Camerarius noster a thesauris. Triscammer, auch bios die Trese, verdrängt aus thesaurus (franz. tresor), bedeutet die Schatzkammer, und da in ihr die ältesten und schätzbarsten Urkunden aufbewahrt wurden, auch zugleich das gemeine Archiv¹⁰⁾. Man hätte glauben müssen, der Camerarius a thesauris oder Triscamerarius habe sich wegen seiner Wichtigkeit zu einem weltlichen Erzamt ausbilden müssen, aber es ward vielmehr für ein Amt gehalten, welches ein weltlicher wie der Erzbischof von Emden, am besten verwalteten konnte, und welches die Triscammer zugleich das gemeine Archiv war, schickte sich ein Gelehrter am besten zu dessen Vorsteher. Doch gab es allerdings zwei Arten Triscammer, denn Triscammer, Trischammer hieß einmal die Sacristei, und wir finden, daß der Propst von Eberbach, welcher im J. 1231 vom Herzog Otto von Baiern Güter und Privilegien, nach welchen er in Gegenwart des Fürsten die erste Stelle unter den übrigen Prälaten hatte, erhielt, durch die Bestimmungen seiner Dilectionen verbunden war: item sacra faciat, item quod in mensa Principis a latere ejus sedeat, utensilia capellae conservet, elemosynas distribuat¹¹⁾. Man¹²⁾ schließt aus dieser Stelle, auch der bairische Hof habe seinen Triscamerarius gehabt, und macht den noch ferneren Schluß, daß der Triscamerarius des Kaisers Cancellarius Capellae

Aulac Imperialis et Elemosynarum gewesen sei, weil dieser Titel in den Inscript. Mog. bei Gudenus Vol. II. p. 921 vorkommt: Conradus Salm, cum viveret, Ecclesiae Vicarius et Cancellarius, und der Brautgeber beigefügt: item quod Sacrista. Während die Sacristei (Sacristia, sacernarium) Trischammer genannt ward, gab es aber eine andere, aber verwandte¹³⁾. Der Triscammer. So heißt es in der schätzlichen Urkunde von Pomarius zum J. 1476: Derselben Jahres ward das Rathhaus und die Triscammer (Triscammer) aufgebrosen und alles Silberwerk und Geld herausgehohlet. In einer lübeckischen Urkunde¹⁴⁾ kommt unter andern Stadtbeamten vor: Her Gherdt de Bardewic de bewarede de Tresecameren, dar der stades Hantvestenne inne lichter. Denselber¹⁵⁾ macht aus dieser Stelle den Schluß: „Es ist auch laum zu zweifeln, daß der Henricus Triscamerarius, ein Bruder des Städtevoigts zu Aachen, der in der Urkunde des K. Friedrich II. vom J. 1244 bei Goldast Tom. II. Const. Imp. anzutreffen ist, kein anderes Amt, als die Aufsicht über das Stadtarchiv zu Aachen gehabt haben möchte.“ Hat das Amt des genannten Triscammerers eine locale Bedeutung gehabt, so mag es doch auch zugleich ein weltliches aber kein allernähm gewesenes sein, sondern Friedrich II. wird er Triscamerarius noster genannt. Die Stelle in des K. Friedrich's III. Privilegium vom J. 1442 in Jungst Tr. de jure Salinarum in Append. Docum. p. 32: quarum medietatem regali nostro erario (sacario) sive fisco etc., wird ebenfalls S. 24 übersetzt durch: der penen (Pönen, Strafgelder) helfme zu siner ok des Rom. Nykes Tresecameren, und de ander helfme u. s. w. Es läßt sich vermuthen, daß der oben genannte Triscamerarius Heinrich, der als einer der Gesandten der aachener Bürger erscheint, des Königs und des Reichs Triscammer zu Aachen vor-

13) Überhaupt waren Archiv, Schatzkammer, Sacristei damals nicht streng getrennt. So enthielt das A-marium, dessen Thürer Friedrich durch Konrad, den Bruder des Landgrafen, den 15. Herbstmonat 1232 erbrochen, vieles von den Bürgern dort niedergelegtes Geld, welches jene mit kirchenschränker Hand suchten, Bücher, Ketten, Kirchenschatz, Reliquien, welche Gegenstände sie herauswarfen: f. R. Wächter, Abte. Gesch. 2. Th. S. 337. Was der lateinisch schreibende Schriftsteller in Beziehung auf die Kirche zu früher Aemarium nennt, heißt in einer niederländischen Urkunde im Betreff der Domschätze in Bremen die Trese, nämlich in einem Vergleich des Erzbischofs Schröder mit den Ständen des Fürstb. vom J. 1544 wird gesagt: Es sollen sich die verordneten „Schathever“ (Schatzgeber, Schatzkammer) unserm Domcapitel in statt der Gliedmaßen (anstatt der Glieder) mit Eiden verpflichten, die alten und neuen Register getreulich zu verwahren, dieselben über Abschrift in Niemandes Hände kommen zu lassen, dann nach Aufbringung des Schatzes mit in die Schatzkiste zu legen, welche in unserm Dom zu Bremen auf die Trese („appe de Trese“) gesetzt sein werden, in Besorge (Verwahrung) legen und sichern f. die Stelle in der Urkunde bei (Zitting), Verf. einer hennischen niederländischen Urkunde, 5. Th. S. 105. 14) Bei Dreger, Specimen Juris Publici Lubicensis de inhumana Jure aufgeführt, p. CCCXXX. 15) Neue Erklärung der geistlichen Buße, S. 378.

7) Bei Goldast, Constat. Imper. T. II. p. 6; und bei Rapp, Kaden. Chronik. 3. Buch. Kr. I. S. 1. 8) f. die Urkunde in ten Præuves de l'Histoire du Dauphiné p. 13 und die Anmerkungen des Valbonas dazu S. 14, und auch d. Eubensis, Singularia Juris Publici. p. 513. 9) Henr. Gsell, Francisq. P. P. Lips. Sched. Triscamerarius S. R. Im. e Diplomatibus restitutus. (Leipzig 1756.) Jah. Tob. Kuchler, De Triscamerario Imperatoris. (Göttingen 1758.) 10) über Trese und Trese-Kammer, f. die Nachweisungen bei Galtz aus, Glossarium Germanicum Medii Aevi. p. 1800; und bei (Zitting) Versuch eines deutsch-niederländischen Wörterbuchs. 5. Th. S. 107. Zur Etymologie, wie das Trese entstanden, dient auch die Stelle aus alten Regesten bei Eßter, Rev. Boic. Scripta. T. II. p. 513: Herzog Johann, Graf zu Holland, nimmt seine Lieben heimlich und getreu Trese und Widdom Petrus Heinrich Reichs Rath's Meinung von seiner Tresewacht er stellt in Gegenwart seiner Räthe auf u. s. w. Mit Ansehung des hochselbigen Treseher, Schatzkammer, welches das französische treasorier, Schatzkammer, Tresemeister ist. 11) Urkunde bei Hund, Meist. Salzberg. T. III. p. 1. 12) Galtz aus a. a. D. S. 1799.

gestanden habe. Wenn in der Urkunde des K. Rudolf's I. vom J. 1276 bestimmt wird, der Bischof Jacob von Embrun und sein jedesmaliger Nachfolger solle sein: *Triscamerarius et Imperii Principis carissimus ac Secretarius, et Palatii nostri sive imperialis aulae Consiliarius specialis*, so ist zu bemerken, daß zu Triscamerarius nicht Imperii gesetzt wird; es soll das Amt also aller Wahrheitsliebe nach nicht Beziehung auf das ganze Reich haben, sondern zwar ein Reichsamt, weil es auch auf Jacob's Nachfolger übergehen sollte, aber sollte ein örtliches sein, oder höchstens auf einen gewissen Theil des Reiches (hier wol auf den zum deutschen Reich gehörigen Theil des alten burgundischen Reiches) gehen. Verwaltete der Triscamerarius kein allgemeines Reichsamt, das heißt kein solches, das auf das ganze Reich Bezug hatte, so ist um so erklärlicher, wie es nicht zu einem Erzmanne ward, und der allgemeine Kämmerer den Vorrang erhielt. Auch war dieses besser im Sinne des Wunsches des Dienstmannenwesens. Des Reichs Kämmerer, wie er Anfangs hieß, des heiligen römischen Reichs Oberster Kämmerer, wie er sich in den mittleren Zeiten schrieb, des heiligen römischen Reichs Kämmerer¹⁵⁾, wie er sich nachher nannte, erhielt nicht etwa eine an sich wichtige Verrichtung, wie er früher gehabt hatte, von Lotharingen mit Allem versch, oder wie sich Dittmar von Herzog Konrad ausdrückt, daß er an der Kammer Vorstand war, sondern des Erzkämmerers Dienst in seiner bleibenden Ausübung bestand, schon zur Zeit der Abfassung des Schwabenspiegels, der ihn des Reichs Kämmerer nennt, davon, daß er dem Könige Wasser geben sollte, und dieses ward in der goldenen Bulle, wie wir im Art. Erz- und Erbkämmerer, für immer festgesetzt. Ein anderer Dienst des Erzkämmerers war das Tragen und das Halten des Scepters bei den Krönungen der römischen Könige; doch ward dieser nicht als der Hauptdienst angesehen, sondern jener des Reichs des Wassers zum Waschen der Hände vor dem Beginn der Tafelfreuden. Schon bei Albert von Stade und im Sachsenspiegel erscheint das Reichskämmereramt im Besitze des Markgrafen von Brandenburg, und sein Hauptdienst war ihm unbekannt; aber nicht so der Nebenbuhl. Der römische König Karl IV. ward zu Aachen zum zweiten Male gekrönt, und seine Gemahlin, die Königin, mit ihm, am Feste des heiligen Jacobus 1349 durch den Erzbischof von Köln. Als bei dieser Krönung der Markgraf von Jülich das königliche Scepter hielt, wollte es der Markgraf Ludvig von Brandenburg ihm nicht aus der

Hand nehmen, indem er sagte, dieses gehöre zu seinem Amte. Hierüber entstand ein Murren unter diesen Herren. Der König unterdrück es, und es ward durch die Fürsten entschieden: daß, wenn der römische König gekrönt wird, es dann zu dem Amte des Markgrafen von Brandenburg gehört, das königliche Scepter zu halten; wenn er Reichslehen erteilt, dann gehört dieses zum Amte des andern Markgrafen¹⁶⁾. Doch hat nicht lange darauf König Karl IV. in der goldenen Bulle das Recht, den Scepter zu halten, dem Kurfürsten von Brandenburg in beiden Fällen zugeeignet, weil nämlich nur die sieben Kurfürsten an Ausübung von Erbkämtern Theil haben sollten, weshalb auch der Erzjägermeister seine Amtverrichtung bei den Feierlichkeiten, wenn der Kaiser oder der römische König offenen Hof hielt, verlor. Der Erzjägermeister verlor die Ausübung seines Amtes dadurch, daß sie in den Satzungen der goldenen Bulle vom J. 1356 nicht erwähnt ward. So ging es auch dem Markgrafen von Jülich mit seinem Rechte, den königlichen Scepter bei feierlichen Reichsbezeichnungen zu halten, denn Kaiser Karl IV. setzt im Betreff der Ordnung der weltlichen Kurfürsten in Procession, wenn der Kaiser oder römische König zugegen ist, fest, daß, wenn ein kaiserlicher Hof anwesend war, und die weltlichen Kurfürsten mit dem Kaiser oder römischen Könige bei allen und jeden Handlungen oder Feierlichkeiten¹⁷⁾ in der Procession gehen und die kaiserlichen oder königlichen Kleinodien und Abzeichen tragen müssen, der Herzog von Sachsen, welcher das kaiserliche oder königliche Schwert trägt, dem Kaiser oder Könige unmittelbar vor, und also zwischen dem Kaiser oder Könige und dem Erzbischofe von Trier in der Mitte, der Pfalzgraf aber, welcher den Reichsapfel trägt, zur Rechten, und der Markgraf mit dem Scepter zur linken Seite des Herzogs zu Sachsen in der Linie gehen sollen. Der König von Böhmen aber soll dem Kaiser oder Könige unmittelbar, und so, daß sonst Niemand dazwischen sei, nachfolgen. So ward dem Kurfürsten von Brandenburg das Tragen des Reichsscepters für immer gesichert. Außer dem Titel des heil. römischen Reichs Erzkämmerer führte er den kaiserlichen Scepter im Wappen. Als Stellvertreter des Kurfürsten von Brandenburg erscheint in der goldenen Bulle der von Falkenstein als Unterkämmerer („subcamerarius“). Man¹⁸⁾ nimmt an, daß das Reichskämmereramt vormals die Herren von Hain oder Hagen, die auch von Wünnigen in der Wetterau genannt worden, im 12. und 13. Jahrh. verwaltet haben, von denen es durch Erbschaft an die Herren und Grafen von Falkenstein in der Wetterau und endlich an die Weineberger gekommen sei.

15) F. J. B. die Urkunden von 1368 und 1364 bei Gerten, Feigau. March. T. I. p. 76. 79. Das Erz kam nämlich bei den Trier den weltlichen Würden später auf, als bei den Bischöfen. Ungeachtet nämlich sich das Erz schon aus Archi gebildet hatte, und J. B. in der eben angeführten Urkunde von 1363: *Diederick Erzbischof zu Maynsburg* an der Spitze der Zeugen steht, sagt der Markgraf doch noch: *Wy Otte von Gottes gnaden Margrave tho Brandenburg des hilligen Romeischen Rikes Overste Kemerer u. s. w.* 17) So J. B. in der Urkunde von 1369 bei Gerten a. a. O. S. 83; f. auch andere Urkunden, J. B. von 1398 und 1405 bei demselben. S. 29. S. 196. 197.

16) *Annales Henrici Rehdagii apud Froher. Germ. Ror. Script. T. I. p. 445.* 17) Nämlich „in quibuscumque actibus vel solemnitatibus“, worunter also auch die feierliche Erhebung der Reichslehen begriffen war. 20) *Dienstlager a. a. O. S. 378*; er bezieht sich im Betreff der Herren von Hagen oder Wünnigen und derer von Falkenstein besonders auf die Urkunden bei Gudenus, *Codex Diplomaticus*, und auf ihre der Historie der Erbsälle in der Grafschaft Feinigen, in Fol. 1749 angehängte Reichstagsurkunde.

Nach deren Abgange aber ist es den Grafen und nachherigen Fürsten von Hohenollern zu Theil geworden. Der erste Reichserbkämmerer aus diesem Hause war der am Hofe des Kaisers Maximilian I. blühende Fidei Friedrich. Nachmals in der goldnenen Erbvermählung vom 24. Jan. 1573, welche der Kaiser befehligte, ward im Betreff der Föhrung des Ziels und der Ausübung des Reichserbkämmereramtes die Verfügung getroffen, daß alle und jede Söhne Karls, der die genannte Erbvermählung machte, und ihre Erben sich des Ziels bedienen, die Verrichtungen des Amtes aber nur der, der den Andern am Alter voranginge, allein thun solle, im Falle nicht dieser einem andern von den Agnaten, entweder dem am Alter Ältesten (dem Nachältesten) oder einem den kaiserlichen Hof frequentirenden die Erlaubnis dazu gäbe. Das Wappen der Reichserbkämmerer war ein rother Schild, in welchem zwei goldene Scepter kreuzweise in die Schräge gestellt sind, und auf einem goldenen gekrönten Helm ein gerader goldener Scepter¹⁾.

(Ferdinand Wächter.)

ERZKANZLER (Archicancellarius)²⁾, befehdete ein ursprünglich sehr einflussreiches Amt³⁾, so lange nämlich, als bis es nicht der Vizekanzler eigentlich ganz verwaltete. Die Vizekanzler hießen Anfangs schlechthin Kanzler, und dienten als solche, um Bischofssitze zu erhalten⁴⁾, während die Erzkanzler schon erzbischöfliche Stühle erlangt hatten. Anfangs war der Erzkanzler nur ein Diakonus oder Priester oder Abt; hernach aber war er insgesamt bischöflichen Standes. Ungeachtet es den geistlichen Rechten und Gesetzen eben nicht gemäß

war, daß sich ein Geistlicher am Hofe aufhalten und die weltlichen Reichsgeschäfte abwarten sollte, statt sich vielmehr dem Kirchengeld und der Seelenfürge zu widmen, konnte doch das Kanzleramt, sowohl das Erz- als Vizekanzleramt, welches die Kenntniß des Schreibens und Lesens und überhaupt archaische Wissenschaft erforderte, nicht wol anders, als ein Geistlicher verwalten. So geschah es, daß es ein solcher, und besonders das Erzkanzleramt ein Bischof erhielt. Sein Amt bestand gemeinlich darin, daß er die am Hofe sich aufhaltende Kleriker unter sich hatte, und daß er allen Kirchenstiftungen und der guten Polizei und Bestellung derselben vorgelegt war, die sie betreffenden Angelegenheiten und der geistlichen Personen Klagenfachen verhörete, und solche mit andern ihm zugeordneten Räten entschied. Diese Verwaltung besorgte jedoch der Erzkanzler mehr im Namen des Königs als für sich selbst, und nur in der Absicht, damit nicht jeder den König mit allen geringfügigen Sachen beunruhigen möchte; denn in wichtigen Fällen meldete er die Parteien dem Könige. Dieser verordnete sie dann selbst, und entschied ihre Klagenfachen nach Einsichten. Hielten geheime Sachen vor, die ein oder der andere Geistliche dem Könige selbst vortragen wollte, meldete sich solcher zuvörderst bei dem Erzkanzler, um durch ihn zum Verhöre bei dem Könige zu gelangen. Der Erzkanzler hatte außer diesem, daß er die Klagenfachen, die täglich bei Hofe angebracht wurden, entschied, noch ein anderes Amt, vermöge dessen er der Bornehmste oder Vorsteher des geheimen Rathes war, und auf den allgemeinen oder Reichsversammlungen bei den Fürsten des Reichs saß. Da das teutsche, fränkische Reich aus verschiedenen Königreichen, nämlich Leutichland, Frankreich (später die Lothringen) und Italien bestand, so ward jedem derselben ein besonderer Erzkanzler vorgelegt, damit alle Urkunden des großen teutschen Reichs aus allen Länden und Orten ihre Nothdurft und Anliegen in ihrer Sprache anbringen, und daraus ersichen konnten, daß das Dberhaupt des Reichs sich aller und jeder Geschäfte desselben unterzöge. Um dieses zu erreichen, war aus jedem Königreiche ein besonderer Kanzler vrrordnet. Durch diesen wurde die Klagesache eines Jeden auf das Bestmögliche besördert und dessen Wohlfahrt und Bests nach allen Kräften besorgt. Der Kanzler, welchen der Erzkanzler zu seinem Beistande hatte, mußte die oben angegebenen Verrichtungen neben ihm besorgen, oder solche in dessen Abwesenheit verwalten, war zugleich des Kaisers geheimer Rath, führte in Abfassung der kaiserlichen Schreiben die Aufsicht, verfaßte auch die Abschiede der Reichsversammlungen und Landtage, theilte dieselben den Geistlichen und Weltlichen zu ihrem Verbalten in Abschrift mit. Diese mußten sie dann um die Gebühr bei dem Kanzler abholen und in ihren Länden und Städten öffentlich veröffentlichen. Der Kanzler hatte neben sich verschiedene Geheime und andere Schreiber und Bediente, welche die königlichen Verordnungen und Schreiben ausfertigen dessen mußten; auch mußten sie alle geheimen Schreften und Urkunden verwahrt aufbehalten⁵⁾. Der Umstand,

21) Jac. Wilt. Insuper Notitia S. R. Germ. Imp. Procer. Bd. IV. p. 303. 304. p. 307. 308. Jac. Wilt. Procer. Hen. dem römischen Kaiser u. f. w. S. 329. 341. 342. 425.

1) Mullschott (Herr. a.). De Archicancellariis S. Rom. Imperii ac Cancellariis Imperiali Aulæ (Münster 1640. 4. Jena 1665. 4. und 1715. 4.), und in Wenzels Collect. Archiv. et Cancellar. Juris. p. 293 mit zeilen Anmerk.: Zeck. (Phil. Eberh.) De origine, indole, factis atque juri-bus Primatum Germaniae, eorumque, maxime tanquam Archicancellariorum Imperii ad negotia imperii concurrens (Salze u. Leipzig 1727. 4.) Gorchel (Joh. Wilt. ed.). De Capitulis Imperii et Cancellariis. (Schmeltz 1755. 4.) Von dem mairischen Archicancellariats insbesondere handelt: Wagner (Joh. Mich.) Diss. de Archi-Cancellariis ac Directorio in Curia Archiepiscopali Principis Electoris Augustini compositivibus (Strass 1746. 4.) von dem hiesigen Erzkanzlerlats: Bohmer (Ge. Lud.). Progr. de Archiepiscopatu Colonienisibus, Archicancellariis per Germaniam ab Ottone M. (Seltz 1755. 4.) Janchin (Joh. Fried.). De Archi-Cancellariatu Archiepiscopali et Principis Electoris Colonienis per Regnum Italiae. (Salze und Leipzig 1758. 4.) 2) Über die Wichtigkeit des Kanzleramtes vgl. man, was der König Reich im Zuge Reims zu diesem sagt: Und ihr sollt sein Kanzler dieses Reichs, mein Siegel besetze ich euch beistehen, was ihr befehlt, was ihr schreibt, das soll besetzt und geschrieben bleiben. Reinecke de Voss 4 Bd. 11. Cap. 1. Weissenbutter Xosa. S. 292. Guttier S. 211. 111. „des heyligen“ (beigekommen) ist dies des Reims wegen gesagt, denn das Siegel gehörte ganz besonders zum Kanzleramte. Wie der Erzkanzler bei kaiserlichen Besuchen das große und die andern Siegel tragen mußte, haben wir im Art. Ketz- und Kerkhäuser bemerkt. 3) Im Art. Kerkhäuser führen wir aus den zahlreichen Beispielen, wie Kanzler mit bischöflichen und erzbischöflichen Stühlen besetzt wurden, einige an.

4) Augm. Besch. von Schwaben. I. Th. S. 730—752. 745. 746.

daß der Erzkanzler einen Kanzler mit solcher Einrichtung zum Beistande hatte, machte es möglich, daß Erzbischöfe, welche doch viele andere Geschäfte hatten, und nicht immer, ja nicht gar zu häufig am Hofe sein konnten, Erzkanzlerämter zu besetzen vermochten. Diese Ämter waren Anfangs nicht fest an gewisse erzbischöfliche Stühle geknüpft, weil die Ämter überhaupt damals noch nicht erblich waren. Daher finden wir für Deutschland den Erzbischof Theodmar von Salzburg in den Jahren von 887—891 als Erzkanzler⁵⁾. Doch überließerte der Erzbischof von Mainz die übrigen Erzbischöfe, und von dem Erzbischof Wilhelm an war das Erzkanzleramt beständig mit ihrer Würde verknüpft⁶⁾. Auch die Erzbischöfe von Trier und Köln hatten abwechselnd die Würde von Erzkaplänen und das Erzkanzleramt besetzt⁷⁾, besonders die Erzbischöfe von Trier hatten von Alters her wegen ihres Primats in Gallien bei diesen Wälfen große Vorzüge, und führten daher auch, so lange Lothringen beisammen blieb, am Hofe ihrer Fürsten das Erzkanzleramt. Dieses lothringischen Erzkanzleramtes maßte sich nach Otto's des Großen Zeiten der Erzbischof von Mainz an⁸⁾. Bald nach dem ersten Römerzuge des Kaisers Konrad II. findet man die Erzbischöfe von Köln in Ausübung des italienischen Erzkanzleramtes, wie die Urkunden⁹⁾ des genannten Kaisers von den Jahren 1031, 1033, 1035, 1036 und 1038, welche im Namen des kölnischen Erzbischofs, als Erzkanzlers von Italien, ausgesertigt worden sind, darthun¹⁰⁾. Merkwürdig ist, daß auch der Papst Leo IX., welcher im J. 1049 in Deutschland war, einen Erzkanzler setzte¹¹⁾, und den Erzbischof Hermann von Köln, nebst seinen Nachfolgern am Stist dazu machte, und der päpstliche Kanzler Friedrich dem Erzbischofe Hermann von Köln, als seinem Oberkanzler und Haupt, subordinirt sein mußte¹²⁾. So großen Einfluß hatte damals Deutschland auf Italien. Unter Kaiser Friedrich I. gingen die Erzbischöfe von Mainz und Köln an, bei ihren Erzkanzlerämtern jener den Zusatz von Deutschland, und dieser von Italien zu gebrauchen.

Während J. B. sich unter einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. vom J. 1154: Ego Zeizollus Cancellarius vice Arnolphi, Mogunti. Archiepiscopi et Archiepiscopatarii recognovi nach der alten¹³⁾ Art ohne Zusatz, wo er Kanzler sei, und dieses nur aus der Zugabe des Dites, wo der Kaiser (in diesem Falle zu Luedlinburg) sich aufgehalten, geschlossen werden muß, sich findet, lautet die neue Art J. B. in einer Urkunde des genannten Kaisers vom J. 1179 Ego Godefridus imperialis aulæ cancellarius vice Christiani Maguntini archiepiscopi et totius Germaniæ Archiepiscopatarii recognovi, und in einer von 1180: Ego Godefridus imperialis aulæ cancellarius vice Christiani moguntini Archiepiscopi et germaniæ archiepiscopatarii recognovi¹⁴⁾. Sowie es in Beziehung auf den Erzkanzler von Deutschland bald bloß Germaniæ bald totius Germaniæ hieß, so auch im Betreff des Erzkanzlers von Italien; hier hätte es eher bedeutungsvoll scheinen können, ob es bloß von Italien oder von ganz Italien hieß, aber unter Italien ward nun einmal speziell das Langobardenreich verstanden, sowie J. B. der Verfasser des Schwabenpiegel's Cap. 113. §. 71 sagt: Der Bischof von Köln ist Kanzler des Reiches zu Lamparten (Kombartei). Daher war es früher, als man möglichst einfache Titel liebte, genugsam, wenn in den Urkunden, welche in diesem Reiche ausgestellt wurden, Italien nicht einmal genannt ward. So J. B. lautet die Unterschrift der Urkunde vom J. 1162 (bei v. Bünau a. D. S. 426), in welcher Kaiser Friedrich I. die Stiftung und Begabung des vom Markgrafen Otto von Weissen der heiligen Maria geweihten, in seiner Mark gelegenen Klosters bestätigt: Ego Valricus Cancellarius vice Reinaldi Coloniensis Archiepiscopi et Archiepiscopatarii recognovi. Dem Inhalte nach sollte man den Erzbischof von Köln als Erzkanzler erwarten, aber das Dat. Laude erklärt Alles, es hielt sich nämlich damals der Kaiser zu Vohi auf. Die Erzkanzler unterschrieben sich selber selbst. Doch auch hiervon ein Beispiel. So unterschreibt sich der Erzbischof Friedrich von Köln in einer Urkunde¹⁵⁾ des Kaisers Heinrich VI. Ego Fridericus Coloniensis Episcopus et Cancellarius recognovi. Wenn wir die Unterschrift J. B. in einer Urkunde¹⁶⁾ des Kaisers Friedrich I. vom J. 1177 finden: Godefridus Cancellarius, vice Philippi Coloni. et Italiae Archiepiscopatarii recog. an. 1177, dann apud Cellam S. Jacobi in Voland, in Archiepiscopatu Raveinensi, und in einer¹⁷⁾ des Kaisers Heinrich VI. von 1194: Récognitione a Conrado, Imperiali aulæ Cancellario, Hildenesheimensi electo, vice Adolphi Coloniensis Ecclesie Archiepiscopi, et totius Italiae Archiepiscopatarii. Anno Domini. In-

5) Er hatte nebst dem Erzkanzleramte zugleich die Erzkaplanswürde, s. den Art. Erzkaplan. 6) Wörtz Nachweisungen s. bei Malintraet a. d. Zug. von 1715. S. 22. 23. 7) Mich. Jan. Schmidt, Gesch. der Teutschen. 2. Th. Ulmer Ausgabe 1784. S. 157. 8) Masco, De Originibus Officiorum Anticorum S. R. Imp. §. 18. 9) f. v. Hontheim, Histor. Trevir. Diplom. T. I. Dissert. preliam. ad Sec. X. §. 2. p. 8. 10) Bei Ughell, Ital. Sacr. Tom. II. p. 165. 166. Tom. v. p. 149 und bei Muratori, Antiqu. Ital. T. I. col. 556. T. VI. col. 51. 11) Ge. Lud. Boeker, Origines præcipuorum jurisdictionis Archiepiscoporum et S. R. L. Metropolis Coloniensis. §. 14. 12) Hübner, Vita Leonis IX. Lib. II. c. v. p. 71. 72. 13) Die unterschriebenen seiner Urkunden (bei Baronius, Annalium Ecclesiasticorum T. XI. jum J. 1051. No. IX. p. 201 und bei Ughell a. a. D. S. Th. §. 409) lauten nämlich: Datum per manus Friderici diaconi, sanctas apostolicas sedis bibliothecarii et cancellarii, et domni Herimanni Coloniensis Archiepiscopi et Archiepiscopatarii — Datum — per manus Friderici diaconi. S. R. K. bibliothecarii cancellarii vice domni Herimanni Archiepiscopatarii et Coloniensis Archiepiscopi, über die päpstlichen Kanzler s. Dahn, Vollst. Einl. zu der teutsh. Staats-, Reichs- und Kaiserhist. S. 23.

13) Die älteste Art, wie der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler bezeichnet ward, geben wir im Art. Erzkaplan bei zu den Seiten an, wo statt Archiepiscopatarii Archiepiscopatarii gesetzt ward. 14) f. die Urkunden bei v. Bünau, Leben und Thaten Friedrich's I. S. 425. 429. 431. 15) Bei Gieseler, De Septemv. cap. 6. No. 701. 16) Bei Gieseler a. a. D. S. 109. Nr. 73. 17) Bei Jean de Rosco, Vienn. Antiquit. p. 59.

can. M. CXCVI.; Indictione 14 apud Taurinum, V. Kal. Aug. per manum Alberti Imperialis aulae Protonotarii e. c. und dann wieder in zwei Urkunden¹⁸⁾ des Kaisers Otto IV. von 1209: Ego Conradus Spirensis Episcopus Imperialis aulae Cancellarium vice Theodorici Coloniensis archiepiscopi recognovi. Data per manum Waltheri Imperialis aulae Protonotarii. Acta sunt haec apud Interannem in partibus Spoletanis; anno incarnationis Dominicae M. CCIX. e. c., so ist hierbei zu bemerken, daß die Urkunden das Kloster Walsenried betreffen. Sie sind also zwar in der italienischen Kanzlei ausgestellt, doch ward der Zusatz, daß der Erzbischof von Geln Erzkanzler von Italien sei, hinweggelassen. Jedoch ward dieser Zusatz auch gebraucht, wenn die Sache, über die eine Urkunde in der italienischen Kanzlei ausgestellt ward, Italien nicht betraf. So lautet z. B. die Unterschrift der vom Kaiser Friedrich II. 1231 zu Ravenna über ein Kloster in Baiern¹⁹⁾, welches er in Schutz nimmt, ausgestellten Urkunde: Ego Sifridus Imperialis Aulae Cancellarium, vice Domini Coloniensis Archiepiscopi (nämlich Heinrich's von Molesm²⁰⁾), totius Italiae Archiepiscoparii recognovi. Wir lernen bisher die Erzkanzler blos aus den Unterschriften kennen. Aber es nahte nun die Zeit, wo sie anfangen, zu dem bisher gewöhnlichen Titel eines Erzbischofs auch den eines Erzkanzlers an den Anfang der Urkunden, die sie im eigenen Namen und in ihren Angelegenheiten ertheilen, zu setzen. Der erste, der dieses that, war der Erzbischof Ulrich III. von Mainz. Der Anfang seiner früheren Urkunden lautet: Sifridus Dei gratia Sanctae Maguntinae Sedis Archiepiscopus, aber in der Urkunde von 1239 schreibt er sich: Sifridus Dei gratia Sanctae Maguntinae Sedis Archiepiscopus, Sacri Imperii per Germaniam Archiepiscoparius²¹⁾, und so in den Urk. von 1244, 1245, 1247²²⁾. Seine Nachfolger beizielten den Zusatz zu dem erzbischöflichen Titel: Sacri Imperii per Germaniam Archiepiscoparius oder nochmals teutsch²³⁾: des heiligen römischen Reichs in teutschen Landen Erzkanzler: bei, und so geschah es, daß der Erzkanzlerstitel weit früher als der Kurfürstentitel in Gebrauch kam, und dieser letztere auch jenem früheren nachgesetzt ward. K. Adolf bestätigte sogleich nach dem Antritte seiner Regierung dem damaligen Erzbischof Gerhard von Mainz und allen seinen Nachfolgern das Erzkanzleramt in teutschen Landen²⁴⁾. K. Albert bestätigte im J. 1298 nicht nur das, was König Adolf dem Erzbischof Gerhard von Mainz bewilligt hatte²⁵⁾, sondern stellte ihm auch am nämlichen Tage (den 13. Sept. 1298) ein besonderes Privilegium²⁶⁾, daß

er und sein jedesmaliger Nachfolger im Erzbisthume sein sollte Sacri Imperii per Germaniam Archiepiscoparius, und versprach ihm, daß er diesen Erzbischof und seine Nachfolger in den Rechten, Ehren, Würden und Freiheiten, welche sie in Rücksicht auf das Erzkanzleramt haben sollen, nämlich im innern und äußern Empfang des zehnten Theils von den Gütern, Petitionen und Exactionen der Juden, indem er (der Erzbischof) an seiner (des Erzkanzlers) Statt einen Postkanzler bestelle, schützen wolle, auch in seiner (des Erzbischofs) Abwesenheit²⁷⁾. K. Karl IV. bestätigte 1356 in der goldenen Bulle (Tit. III. §. 2) beidseitig dem Erzbischofe von Mainz das teutsche Cancellariat; K. Heinrich VII. befreite bei Gelegenheit des Römerzugs, den er vornahm, den damaligen Erzbischof Heinrich II. von Geln von der Obliegenheit, ihn nach Italien zu begleiten, und gab ihm die Erlaubniß, einen Bräuer oder Bieckanzler zu bestellen, durch welchen er sein Erzkanzleramt in Italien ausüben lassen könnte. In den Zeiten, in welchen die Kaiser selten mehr nach Italien gingen, kam die Ausübung dieses Erzamtis außer Gewohnheit; der Erzbischof von Geln bezieht blos den Titel, und der Kurfürst von Mainz zog auch die Italianen betreffenden Ausfertigungen an sich²⁸⁾, weil überhaupt nach dem Verkommen die Rechte des Erzkanzleramts zwar jedesmal in den Grenzen desselben eingeschränkt blieben, aber doch alle Geschäfte in der Kanzlei desjenigen Reichs ausgefertigt wurden, in welchem sich der Kaiser oder der König aufhielt, weshalb bei der Anwesenheit desselben in Italien in der Kanzlei dieses Reichs auch solche Urkunden ausfertigt wurden, welche dasselbe nicht betrafen, wogegen, als die Kaiser nur noch selten oder endlich gar nicht mehr nach Italien kamen, der Erzkanzler von Teutschland, wo sie sich aufhielten, die Ausfertigung auch der das Italienische betreffenden Urkunden durch seinen Bieckanzler besorgen ließ, sodas dem Erzbischof von Geln nichts als der Titel, Erzkanzler durch Italien: verblieb. Der Erzbischof von Aler, welcher in den ältesten Zeiten Erzkanzler im Königreiche Lothringen gewesen war, dem aber das Erzkanzleramt, als dieses Reich aus einander fiel, erloschen war, hatte lange kein Erzkanzleramt gehabt, und selbst alle Aussicht auf ein solches schien ihm verstorben, als der Erzbischof von Mainz auch in Lothringen das Erzkanzleramt übte, und das arelatisehe Erzkanzleramt Kaiser Friedrich I. im J. 1157 dem Erzbischofe Stephan von Bienne, dessen Vorfahren auf dem erzbischöflichen Stuhle es schon vorher bisweilen verwaltet hatten, und seinen Nachfolgern verlieh²⁹⁾. Doch diese Verleihung ward später nicht des

18) Bei Weibem, Apologia Octonis IV. Imp. Rom. Germ. Histor. III. p. 161. 162. 19) Ruronic in Bavaria Monasterium. 20) Bei Gubenau, Cod. Dipl. p. 550. 21) Bei Dem. f. S. 580. 592. 598. 22) Der teutsche Titel des Erzbischofs von Geln als Erzkanzlers von Italien war: bei heil. röm. Reichs in Italien Erzkanzler. 23) f. die Urkunde in Königl. Reichsarchiv. 16. Th. S. 44. Nr. 47. 24) f. die Urkunde bei Gubenau S. 903—905. 25) f. die Urkunde bei Dem. f. S. 904. 905. Nr. 429.

26) et fideliter promittentes, ad hoc presentibus litteris obligati, quod eundem Archiepiscopum et Successores suos in Juribus, Honoribus, Dignitatibus et Libertatibus, quas ratione Archiepiscoparii predicti debent habere, videlicet in accipiendis semper Nobiscum decima parte de Bonis, Petitionibus et Exactionibus Judeorum: praedictis Cancellarium Aulae nostrae perpetuo temporibus loco Sol, aliaque suis utilitatibus, sive sint in nostra Curia, sive extra Curiam eidem Archiepiscopo constituti, mantinebimus, defendemus et tuebimur, ut praesentes. 27) f. Joachim a. d. E. S. 24 fg. Bodmer a. d. E. S. 58 fg. 28) Moscov, Diss. de orig. Officio

achtet. Wie man vermutet, ernannte K. Rudolf I. um das J. 1277 den damaligen Erzbischof von Trier Heinrich II. zum Erzkanzler in Gallien. Wenigstens kommt sein Nachfolger Boemund I. bereits zum J. 1288 mit dem Titel eines Erzkanzlers im Arelat vor, und in dem Wahldecret K. Heinrichs VII. schreibt sich der damalige Erzbischof Balduin von Trier: S. Imperii pro Regnum Arelatense Archiepiscollarius. K. Rudwig VII. bestätigte im J. 1314 dem Erzbischof Arier das Erzkanzleramt durch Gallien und Arelat förmlich. Es ist dieses die älteste kaiserliche Urkunde, welche man über dieses Erzamt ausfindig gemacht hat. Dergleichen Befähigungen wiederholten ebenderselbe Kaiser, und sein Nachfolger Karl IV. verschiedene Male, und die goldene Bulle, muß man annehmen, fest es als bekannt voraus²⁹). Wenn in jenen Zeiten der Kaiser in Vöhringen oder Arelat war, übte der Erzbischof von Trier sein Erzkanzleramt auch wirklich aus³⁰). Als Beispiele führen wir die Unterschrift einer Urkunde³¹) Karls IV. vom J. 1357 an: Ego Joannes Lithomistensis Episcopus, Sacrae Imperialis aulae cancellarius, vice Reverendi in Christo Patris Boemundi Trever. Archiepiscopi. S. R. Imp. per Gallias et Regnum Arelatense Archiepiscollarii recognovi. Rodolphus de Friderberg. Datum Trajecti super Mosam, an. M. CCCLXII. decima Indict. X. Kal. Febr. Der deutsche Titel lautet z. B. in einer Urkunde³²) vom J. 1442: Wir Jacob von Gottes Gnaden Erzbischof zu Trier, des heiligen römischen Reichs durch Bälische Lande und des Königreich von Arelat Erzkanzler. Es wird per Gallias gegeben mittelst: „Durch Bälische Lande“, welches seinen Irrthum geben konnte, da der Erzbischof von Göln sich nannte: Wir Dietrich von Gottes Gnaden, der heiligen Kirche zu Göln Erzbischof, des heiligen römischen Reichs in Italien Erzkanzler. Der Schwabenpiegel Cap. 113. S. 71 drückt sich deutlicher aus: Der Bischof von Göln ist Kanzler des Reichs zu Kamparten (Kombard). Der von Trier ist Kanzler des Reichs zu Aachen, und weiter oben sagt er: Der Bischof von Mainz ist Kanzler des Reichs zu teutschen Landen. Von dem Tragen der Siegel durch die Erzkanzler bei förmlichen Festtagen haben wir im Art. Erz- und Erbkämmerer behandelt, dabei jedoch auch aus den Erzählungen, welche der goldene Bulle angehängt sind, für diesen gegenwärtigen Artikel folgende Stelle aufbewahrt (Tit. 26): An dem Tag, wo ein kaiserlicher oder königlicher Hof zu halten und begangen ist, sollen die Kurfürsten, Bischöfe und Weltliche, um ein Uhr zu der kaiserlichen oder königlichen Wohnung kommen, und wenn der Kaiser oder König mit aller kaiserlichen Rieche angethan und man zu Pferde gestiegen ist, sollen sie alle mit ihm an den Ort, wo die Sitzung zugerichtet ist, und ein Jeder in der Ordnung und Reihe, wie dieselbe im Gesetz³³) von der Ordnung der Procession der Kurfürsten, mit Wehrern bestimmt ist, gehen. Es soll auch der Erzkanzler N., in dessen Erzkanzleramt der Hof gehalten wird, auf einem hohen Stab alle Insignien und kaiserlichen oder königlichen Briefzeichen tragen. Die weltlichen Fürsten aber sollen das Scepter, den Reichsapfel und das Schwert, wie solches festgesetzt³⁴) ist,

rum aul. S. R. I. p. 378 sq. Chron. Gottwienoe. T. I. Lib. II. c. 15. §. 13. p. 378 sqq.

²⁹) Man muß dieses aus dem schiefen, was man an demselben der weiß, denn Art. 3, wo von der Sitzungsordnung der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Göln gehandelt wird, heißt es in Beziehung auf die Sitzungsordnung, um hinc inde Streit über den Vortrang zu vermeiden: sauciamus, quod emprodicti venerabiles Archiepiscopi, Trever, videlicet ex opposito et sinistri directione. versus Imperatoris faciem, Maguntia. vero in sua dioc. et provincia, et extra provinciam suam in toto Cancellariatu Germanico, provincia Coloni. duntaxat excepta et Coloni. in sua dioc. et provincia, et extra provinciam suam in toto Italia et Gallia, in dextro latere Roman. Caesaris sedere possint, videntur, et debeat. Diese Stelle ist äußerst merkwürdig, man v. B. Höderlin, Die Allgemeine Geschichte d. Ost. d. Bd. 2. S. 65, 66, 67) hat sie nicht so aufgefaßt, als eben diese Stelle. V. B. I. 3. behauptet man Kurfürsten von Mainz sein Erzkanzleramt durch ganz Teutschland, und nehme nur die Diöcese und Provinz des Erzbischofs und Kurfürsten von Köln aus, versichert dem Erzbischof Arier die Erzkanzlerwürde durch Gallien und Arelat, und dem Kurfürsten von Göln das Erzkanzleramt in Italien. Aber die Stelle wäre ganz unangenehm, wenn sie eine Aufzählung dieser Erzämter enthalten sollte. Sie bezieht nur lediglich dem Erzbischof von Mainz sein Cancellariat in Teutschland. Das: mit Ausnahme der kölnischen Provinz: ist nicht auf das Erzkanzleramt zu beziehen, sondern auf die Oberbannung. In seiner Diöcese (Bisthum) und in seiner Provinz (sämtliche Lande) und außerhalb derselben in seinen ganzen teutschen Cancellariate mit Ausnahme der kölnischen Provinz sollte der Erzbischof von Mainz dem Kaiser vorstehen, und der Erzbischof von Trier zur linken Seite, und dieser in seiner Diöcese und Provinz und in Italien und Gallien dem Kaiser zur Rechten und der Erzbischof von Göln zur Linken, der Erzbischof von Trier (als der Mittler im Range) aber ihm überall gerade gegenüber sitzen. Möchte man die oben angeführte Stelle als eine Befähigung der Erzkanzlerämter auffassen, so wäre der Erzbischof von Göln auch Erzkanzler in Gallien und der Erzbischof von Trier es hier nicht gewesen. ³⁰) an Norstheim, Histor. Trevir. dipl. Tom. I. Diss. praefat. ad Saec. XIII. §. 2. p. 632 sq. et T. II. Diss. praefat. ad Saec. XIV. §. 7. p. 4 sq. No. 616. p. 58 a. ³¹) bei Grewitz, De septuaginta, p. 112.

³²) Diplomata rebus Frederici III. Illustranda apud Schultze, Scripta, Reg. Germ. p. 14. ³³) G. I. ist dieses der 21. Titel. Von Ordnung der Procession unter Kurfürsten. Der Kaiser sagt darin, er will es vernommen, daß von alten Zeiten her in Betreff der Ordnung der geistlichen Kurfürsten im Rath und zu Tisch, oder sonst, wenn der kaiserliche Hof gehalten worden, oftmals Streit vorgefallen, Trägen des selb. so oft es sich begeben, daß in Versammlung des Kaiser oder römischen Königs und der genannten Kurfürsten, wenn nämlich der Kaiser oder König abget, die kaiserlichen Insignien vor ihm her getragen werden sollen, alsdann sollen der Erzbischof von Trier in rechter häuslicher Weise von dem Kaiser oder König und preisen ihnen in der Reihe die ersten gehen, welche die kaiserlichen oder königlichen Insignien tragen werden. Wenn aber der Kaiser oder König ohne dieselben gehen oder nicht, alsdann soll der Erzbischof von Trier dem Kaiser oder König auf obgenannte Weise vorgehen, also daß durchaus Niemand zwischen ihnen in der Reihe gehe. Die andern beiden Erzbischöfe und Kurfürsten aber sollen ihre Räte, nach Unterschied ihrer Landesherrschaften, wie droben bei der Session erklärt worden, also auch bei der Procession jederzeit erhalten. Wie haben oben in der 29. Anmerkung zu diesem Artikel die merkwürdigen Stellen über die Bestimmung der Ordnenen, wie bei der Erzkanzler sitzen sollen, aus dem 3. Tit. der altenen Bulle ausgeschieden und betrachtet. ³⁴) Nämlich im 22. Tit. der goldenen Bulle. Von Ordnung der Procession der weltlichen Für-

der Würde eines Bischofs auf einem bestimmten Stuhle erblich verknüpft werden können, wie die Erzkanzlerämter mit bestimmten erzbischöflichen Stühlen erblich verbunden wurden. Aber in den frühesten Zeiten war am häufigsten die Belohnung für die gelebten Beschwerden der Führung eines Kanzleramtes ein Krummsab. Während dieser Zeit war zuweilen der Kanzler schon Bischof, aber besonders nach derselben fand die Gewohnheit statt, daß ein Bischof das Kanzleramt verließ. Aber daß dieses Amt an einen bestimmten bischöflichen Stuhl geknüpft worden wäre, hätte doch seine Schwierigkeiten, und es hätten leicht Fälle kommen können, wo der Bizekanzler selbst Stellvertreter wieder einen Stellvertreter hätte haben müssen, wenn gerade der Bischof jenes bestimmten Stuhls zur Führung des Amtes entweder schon unfähig war, oder durch Krankheit untüchtig ward. Auch hätte es nicht im Interesse des Erzkanzlers gelegen, wenn das wichtige Amt, das er zu belegen hatte, erblich geworden wäre. Da später von den drei Erzkanzlern zwei nur dem Titel nach, und nur Mainz noch einen wirklichen Erzkanzleramt hatte, gab es nur noch einen Reichsvizekanzler. Das Recht, ihn zu ernennen, hatte Kurmainz. Zwar wird in den Kanzleiordnungen von 1559 und 1570 der Kaiser ausdrücklich der Reichskanzlei Herr und Oberhaupt genannt, und verordnet, daß deren Angehörige den Geboten und Verboten, welche er, oder der Kurfürst von Mainz in des Kaisers Namen thun werde, zu gehoramen schuldig sein. Die Annehmung und Beurlaubung der zur Reichskanzlei gehörigen Personen solle Kurmainz, doch mit des Kaisers Bewilligung und Bewilligung, zu thun gebühren. In der Wahlcapitulation Art. 25. §. 1, 2 dagegen wird vorgesehen: „In Bestellung und Ansetzung der Reichshofkanzlei, sowohl des Reichsvizekanzlers, als deren Reichshofreferendarien, Reichshofratssekretarien, und aller anderer zu der Reichshofkanzlei gehörigen Personen, sollen und wollen wir dem Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler durch Germanien in der ihm allein dierfalls zustehenden Disposition, unter welchem Vorwande es sei, ins künftige keinen Eingriff, Aufschub oder Verhinderung thun, noch darin einiges Ziel und Maß geben: Es soll auch, was darüber vorgegangen, und ferner gethan und verordnet werden möchte, für ungültig gehalten werden &c.“ Doch hatte Mainz allerdings darauf zu sehen, daß es zum Bizekanzler keine dem kaiserlichen Hofe unansässige Person präsentierte. Gemeinlich schlug der kaiserliche Hof Kurmainz Jemanden unter der Hand vor. Doch ging es bisweilen nicht ohne Streit ab. In den älteren Capitulationen finden sich Spuren, daß der Kaiser Kurmainz unansässige Personen aufgetragen habe. Kurfürst Johann Philipp von Mainz entzweite sich nach dem Tode des Reichsvizekanzlers, des Grafen Kurz, mit dem Kaiser wegen Ersetzung dieses Postens, indem der Kurfürst den Freiherren von Booseneburg, der Kaiser aber den Freiherren von Bollmar dazu haben wollte⁴¹⁾. Kurfürst Lotharius Franz von Mainz präsentierte, obgleich man ihm andere Personen

vorgeschlagen hatte, kurz vor dem Tode des Kaisers Leopold diesen den Sohn seines Bruders, Friedrich Karl, Grafen zu Schönborn, der jung und geistlichen Standes war, zum Bizekanzler, indem Kurmainz vorstellte, daß der Kaiser an demselben einen geschickten Minister haben, ihn auch zu Allem mit Wichtigkeit abrichten, und er also dem Erbkaiser Österreich lange Jahre ersparliche Dienste leisten könnte. Dennoch nahm man am kaiserlichen Hofe Anfangs Anstand, ihn dafür anzuerkennen, und hielt dafür, daß ein so junger Minister sich bei den jetzigen Conspirationen zu solchen hohen Ämtern bewegen nicht schide, weil der Kaiser ein alter Herr sei, und keinen Rath mehr nach seinem Sinne abrichten könnte. Ferner habe der römische König bei Antretung seiner Regierung alle erfahrene Minister nötig. Das Votum eines Reichsvizekanzlers sei von großer Wichtigkeit, und pflege in den wichtigsten Angelegenheiten den Ausschlag zu geben. Weß dem werde auch das Gutachten eines Reichsvizekanzlers öfter außer den Conferenzen requirit, und es würde ein kurmainzischer Weße sich nicht füglich zum Vortrag derjenigen Beschwerden, welche verschiedene Stände wider Mainz führten, schicken. Nachdem bald darauf der kurmainzische Resident und Zarator von Subenus starb, wollte man es dem Grafen von Schönborn noch schwerer machen, weil er nun auch des Unterrichts dieses erfahrenen Mannes entbehren müßte. Einige aber neigten sich dahin, der Graf möchte den geistlichen Stand verlassen und in eine vornehme Familie heiraten, um auf diese Weise den Widerspruch zu heben. Dagegen ließ der Kurfürst von Mainz dem Kaiser erklären, daß er von dem, den er präsentierte habe, nicht absiehen würde. So nahm der Kaiser ihn endlich an, aber er hatte Anfangs gegen den österreichischen Minister einen schweren Kampf. Als „etwas Besonderes und Bedenkliches, merkt Joh. Jac. Moser“⁴²⁾ an, daß als Graf von Colloredo, nachmals Reichsvizekanzler, unter Kaiser Karl VI. abjurirter Reichsvizekanzler wurde, er dafür eine starke Summe Geldes bezahlen mußte. Als er hernach unter Kaiser Karl VII. das Reichsvizekanzleramt dem Grafen von Königseld überlassen mußte, vergütete dieser ihm solche Summe; und als der Graf von Colloredo abermals reich werden mußte, geschah ein Gleiches. Im Betreff des Standes und der Eigenschaften des Reichsvizekanzlers ist folgendes zu bemerken. In den alten Zeiten war es etwas Gemeines, daß Erzbischöfe und Bischöfe u. s. w. dieses Amt verwalteten. Im 16. Jahrhunderte thaten es meistens Doctores Juris. Von Kaiser Rudolph II. Zeiten an nahm man Standespersonen dazu. Der oben erwähnte Graf von Schönborn im 18. Jahrhunderte bekleidete diese Stelle noch, als er wirklicher Bischof zu Bamberg und Würzburg wurde. Daß ein Geistlicher das Amt eines Reichsvizekanzlers verwaltete, haben besonders die Evangelischen gar nicht gern. Der Reichsvizekanzler, Graf von Colloredo, gab nach Erlangung des

41) v. v. Keller, Lebensgesch. des kais. Friedensgesprächs. S. 11.

42) Von dem römischen Kaiser. S. weiter unten.

Hürtenlandes die Stelle ebenfalls nicht ab. In Uebersetzung ward gezogen, ob nicht darauf zu sehen wäre, daß der Reichsvicekanzler jedesmal im Reiche gefessen und geboren, nicht aber des Kaisers erbländischer Borsall sei; doch ward endlich für gut befunden, dem Kaiser und dem Kurfürsten von Mainz hierin freie Hand zu lassen. Die meisten Reichsvicekanzler in späteren Zeiten waren auch wirklich österreichische Landesfürsten. Die Reichshofkanzleiordnung schrieb vor: der Reichsvicekanzler solle sich sonderlich beschäftigen, daß er von allen Reichshandlungen, dergleichen andern, das Kaiserthum und die demselben anhangende Reputation, Würde, Hoheit und Gerechtigkeit betreffenden Sachen, vor andern kaiserlichen Räten guten Unterricht habe, um davon, so oft es von Räten, zuverlässigen Bericht zu geben, vorzutragen, zu tractiren und handeln, damit er nicht allein in dem kaiserlichen Reichshofrath, sondern auch aus Reichstagen und an andern Enden, Beförderung zu thun wisse, und seinem Amte stattdlich und mit Ruhm vorste. Der Reichsvicekanzler war allemal zugleich wirklicher kaiserlicher geheimer Rath. Der Vorschlag, die Geheimrathsbesoldung des Reichsvicekanzlers in der Wahlcapitulation vorzusetzen, ward jedoch nicht beliebt, weil man in derselben nicht fesseln wollte, daß der Reichsvicekanzler kaiserlicher geheimer Rath sein solle, indem man nicht gern eines kaiserlichen geheimen Rathes gedachte. Wol aber stellte Kurmainz im J. 1711 dem damals zu wählenden König Karl vor: es sei umangänglich, daß ein zeitlicher Reichsvicekanzler in Ehren, Rechten, Nutzung, Stimme und Sig wirklicher kaiserlicher geheimer Rath sei, angenommen, verpflichtet und geachtet werde. Auch lautet es in dem dem 11. Oct. 1711 zwischen dem König Karl und dem Kurfürsten von Mainz errichteten Vertrag: ein zeitlicher Reichsvicekanzler solle den Tag, an welchem er zu solchen Amtverrichtungen verpflichtet werde, auch für einen wirklichen kaiserlichen geheimen Rath angenommen und declarirt, mithin auch zu allen Ceremonialen- und Reichsconferenzen unverweigerlich gelassen und gezogen werden. Bei dem großen unter den kaiserlichen wirklichen Geheimen Räten obwaltenden Unterschieden war ein Reichsvicekanzler ordentlicher Weise einer der vornehmsten Minister, weil er notwendig von allen teutschen Staatsfachen am kaiserlichen Hofe wissen mußte, ja dieselben und deren Ausfertigung alle durch seine Hand gingen. Er und der Reichshofrathspräsident waren auch eigentlich die alleinigen beiden kaiserlichen Reichsminister. Der letztere besorgte die gerichtlichen, der erstere aber die außergerichtlichen und Gnadensachen. Das große Ansehen, welches der Reichsvicekanzler am kaiserlichen Hofe selbst genoß, fand auch in Beziehung auf ganz Deutschland, ja sogar auf auswärtige Mächte statt. Dieses legten sowohl die Reichsländer, als die auswärtigen Mächte, welche viel mit dem kaiserlichen Hofe zu thun, oder doch wichtige Sachen an ihm hatten, auf mancherlei Weise mit Worten und Thaten an den Tag. Das Fühnwort des Reichsvicekanzlers für Andere war von besonderem Gewicht, und wer den Kaiser brauchte, hielt es für rathsam, dessen Hand, Mund und

Ohr zu ehren. Der Reichsvicekanzler mußte dem Kaiser und dem Kurfürsten von Mainz zugleich schreiben⁴⁵⁾. Im Betreff der Gerechtsame und Amtverrichtungen eines Reichsvicekanzlers, welche mancherlei und groß waren, ist zu bemerken, was Kurmainz an K. Karl im J. 1711 schrieb: „Ebenwie der Reichshofkanzler die Stelle eines Kurfürsten zu Mainz, als des kaiserlichen und Reichserzkanzlers, trägt, also hat er billig seines Orts ebenso sein Reichshofcanclariat in Unserm, des Erzkanzlers, Namen, gleichwie die übrigen Hofämter und Dienste die Repräsentation ihrer Erb- und Erzämter an dem kaiserlichen Hofe ohne Eingriff zu versehen; allermassen in allen solchen Dingen ohne ihn nichts, als was nichtig und null ist, verrichtet und gehandelt werden kann; sondern derselbe Unser Reichshofkanzler ist in allen kaiserlichen Rechts-, Hobelt-, Ceremonien- und allen Sachen, öffentlich oder heimlich, in Trauer- oder Freuden-, Raths-, Gnaden- oder andern Sachen allen andern Hofämtern vollkommen gleich zu achten, und hat bei ihnen Recht, Sig und Stimme, Ehre, Rang und Nutzung zu begehren, auch das Nöthigste allein zu fertigen und zu begleiten. In des Kaisers Karl VII. und allen folgenden Wahlcapitulationen Art. 25. §. 4 ward vorgelesen: „Insonderheit aber sollen und wollen Wir die Reichsangelegenheiten, als die Reichstagsgeschäfte, die Institutionen unserer kaiserlichen Gesandten in und außer Reichs, die Erlattung ihrer Relationen in Reichsachen, nicht weniger die Reichs-, Kriegs- und Friedensgeschäfte betreffenden Negotiationen und Schüsse an und durch Niemand anders, dann (als“) durch den Reichsvicekanzler gehen, nicht aber dieselben zu unserer Erbblaudhofkanzlei ziehen lassen.“ Der Reichsvicekanzler war nach der kaiserlichen Wahlcapit. Art. 25. §. 5 zugleich wirklicher Reichshofrath, genoß auch deswegen Beförderung. Nach dem von Kaiser Ferdinand III. im J. 1643 der Reichsdeputation zu Frankfurt communicirten Project einer Reichshofrathsordnung sollte der Reichshofrathspräsident dem Reichsvicekanzler, wenn er Grafen- oder Herrenlandes (ja, nach den Erinnerungen der Reichsdeputation darüber, überhaupt) die Dberband lassen, so oft er den Reichshofrath besuche. Dieses wurde jedoch in der wirklich publicirten Reichshofrathsordnung hinweggelassen, und der Reichsvicekanzler folgte nun aus den Präsidenten vor dem Vicepräsidenten; aber nur im Reichshofrath. Außerdem nahmen der Reichsvicekanzler und der Reichshofrathspräsident den Rang unter sich nach dem Alter ihrer kaisrl. geheimen Rathswürde ein. Wenn die Präsidentenstelle erledigt war, oder der Präsident nicht im Rath erschien, konnte sodann der Reichsvicekanzler, wenn er wollte, das Praesidium versehen. Außerdem pflegte derselbe in den späteren Zeiten den Reichshofrath nicht zu besuchen, als wenn ein neuer Präsident vorgeschli ward. Alle Reichshofraths-gutachten wurden dem Reichsvicekanzler zugewieft, und der Kaiser sollte sich dieselben in wichtigen Zufällen,

45) Eine Fidesformel findet sich in der Reichs-Hofkanzleiordnung vom J. 1570, eine andere aber bei Uffendach, Vom Reichs-Hofrath.

nach der Capitulation Art. 16. §. 15 nicht anders, als in seiner Mitgegenwart referiren lassen. Der Reichsvicekanzler besorgte sodann, daß die kaiserliche Resolution darauf und unterschrieben ward, und schickte darauf das referirte Gutachten dem Reichshofrathspräsidenten wieder zu. Daher hatte der Reichsvicekanzler auch in allen wichtigen, bei dem Reichshofrath anhängigen, Sachen einen großen Einfluß; weswegen sie auch bei ihm mit unterbauet werden mußten. Ungeachtet nach Verordnung der Wahlcapitulation alle Reichsstaatsräthen am kaiserlichen Hofe durch den Reichsvicekanzler gehen sollten, thaten doch die kaiserlichen Hausminister den Reichsvicekanzlern hierin öfters großen Eintrag. Alle Gnadensachen, welche keiner gerichtlichen Untersuchung bedurften, wurden bei dem Reichsvicekanzler angebracht, oder doch, weil dieselben mit in seine Amtsberechtigung einschlugen, bei ihm unterbauet. Wenn der Kaiser, als Kaiser, öffentliche und solenne Audienzen oder eine Thronbeilehnung erteilte, antwortete der Reichsvicekanzler im Namen des Kaisers auf den gethanen Vortrag; und wenn er irgendwo die Huldigung persönlich einnahm, that der Reichsvicekanzler die Anrede. Alles, was unter kaiserlichem Namen und Siegel ausging, es mochten gerichtliche oder außergerichtliche Sachen sein, unterschrieb, wenn nämlich nicht der Kurfürst von Mainz, als Erzkanzler, etwa solches selbst unterschrieb, der Reichsvicekanzler entweder nebst dem Kaiser, unter demselben, oder auch (z. B. in Decreten) ohne den Kaiser. So oft die Briefpost am kaiserlichen Hofe ankam, brachte ein Post-officiant das Felleisen in einer Kutsche zum Reichsvicekanzler. Dieser ließ es durch einen Cancellarius eröffnen, die Briefe durchsuchen, und nebst den eigenen alle an den Kaiser lautenden zu Hand nehmen. Sodann schickte er mit Ausnahme der zu eigenen Händen gestellten alle an den Kaiser gestellten Schreiben; was gerichtliche Sachen betraf, schickte er in den Reichshofrath, das übrige behielt er bei Handen. So wurden auch alle abgehenden Postfelleisen vor ihrer Verendung in dem Quartiere des Reichsvicekanzlers versiegelt. Ingleichen mußte jeder, welcher eine Ertrapost verlangte, einen Zettel aus der Reichskanzlei haben. Da der Reichsvicekanzler auch die Aufsicht und Direction der Reichskanzlei hatte, so war er, wie Joh. Jac. Moser *) bemerkt, in der That und eigentlich kaiserlicher Hofkanzler, wie er auch im Mittelalter Imperialis aulæ Cancellarius hieß. Doch erstattete er wesentlich an Kurmainz als seinen Principalen, den Erzkanzler, Bericht, und der kurmainzische Comitialdirectorialshandte himmelstern berichtete wesentlich an den Reichsvicekanzler, was bei dem Reichscomenente vorging. Der Reichsvicekanzler war von allen Reichsunträmern der einzige, welcher sich beständig am kaiserlichen Hofe aufhielt. Auch hatte er den Vorzug, daß er allezeit, nebst der Reichskanzlei seine beständige Wohnung in dem kaiserlichen Residenzschloß selbst hatte, und Kurmainz stellte im J. 1711 an den damaligen Kroncandidates, König Karl, ausdrücklich

das Verlangen, daß er der Gewohnheit nach, einem zeitlich Reichsvicekanzler das Quartier allezeit bei Hofe selbst anweisen sollte. Im Betreff seiner Perthesreferirung konnte man, wenn erhebliche Ursachen vorhanden waren, den Kaiser wol bitten, daß er ihm (dem Reichsvicekanzler) eine oder die andere besondere Materie abnehme, und einem andern Minister auftrage. Besonders verlangten auch die evangelischen Reichsfürsten, daß, weil er Kurmainz mit einem Eide verbunden sei, er sich des Expedirens in kurmainzischen Sachen enthalte. Großes Verdrüss gab es im J. 1722, als das Corpus Evangelicorum den damaligen Reichsvicekanzler successoren wollte, solches aber zu früh herauskam. In Abwesenheit des Reichsvicekanzlers oder bei seinem Abgange durch den Tod ernannte der Kaiser indeß, bis er wieder zurückkam, oder die Stelle ersetzt ward, einen Amtsverweser oder Substituten. Im J. 1705 trug der Kaiser nach dem Tode des Reichsvicekanzlers dem Reichshofrathspräsidenten mit Zuziehung des kaiserlichen geheimen Conferenzrathes Freiherrn von Seiler die interimsliche Execution der Reichssachen auf. Sonst pflegte indessen der Reichshofrathspräsident, oder wenn diese Stelle nicht ersetzt ward, der älteste Reichshofrath von der Herrenbank dazu genommen zu werden. Ein solcher Vicarius ward angelehnt Reichsvicekanzler genannt. Im J. 1737 ward dem Reichsvicekanzler ein Adjunctus gegeben, welcher bei seiner Abwesenheit oder Unfähigkeit seine Stelle versehen und ihm nach seinem Abgange völlig in dem Amte folgen sollte. Als aber der Reichsvicekanzler im Interregno starb, und der Adjunctus dem neuen Kaiser Karl VII. nicht anständig war, mußte er resigniren. Ob der Kurfürst von Mainz allein einen Reichsvicekanzler entlassen könne, war streitig. Für das Recht des Kurfürsten sprach, 1) daß in der Reichshofkanzleiordnung Kurmainz die Annehmung und Beurlaubung der nachhaltig gemachten Personen, unter welchen der Reichsvicekanzler mit war, zugestanden; und 2) in der Wahlcapitulation dem Kurfürsten zu Mainz in Bestellung der Reichskanzlei völlig freie Hand gelassen wird. (Gegen den Kurfürsten aber sprach 1) daß in der Kanzleiordnung ausdrücklich gemeldet wird: es solle mit des Kaisers Vorwissen geschehen; 2) daß der Reichsvicekanzler dem Kaiser mittheilen, also auch von ihm seiner Pflichten mit erlassen werden mußte; 3) daß er noch überdies zugleich wirklicher kaiserlicher geheimer Rath war. Diese Gründe nimmt Joh. Jac. Moser (C. 445) als offenbar stärker, als die ersten, an. Aus beiden ging unumwidrigbar hervor, daß auch der Kaiser nicht allein einen Reichsvicekanzler entlassen konnte, sondern der Kaiser und der Kurfürst von Mainz sich dieselbe mit einander vergleichen mußten. Kurmainz gab im J. 1742, als der Kurfürst von Baiern, Karl VII., Kaiser geworden war, nach, daß der bisherige abjunctirte Reichsvicekanzler, Graf von Colloredo, welcher nun völlig in das Amt hätte eintreten sollen, resigniren mußte, und der bairische Graf von Königseck Reichsvicekanzler ward. Als aber im J. 1747 Kaiser Karl VII. starb, und Theresias Gemahl Franz I. die Kaiserkrone erhielt,

*) Von dem römischen Kaiser. C. 443.

musste der Graf von Königseck ebenfalls resigniren, und der Graf von Colloredo erlangte das Reichsvizekanzleramt doch noch. Im Betreff der Aute dieses Amtes ist zu bemerken, daß wenn der kaiserliche Thron erledigt war, es natürlicher Weise folgte, daß bis zu dessen Wiederbesetzung die Amtsvorrichtungen des Reichsvizekanzlers ruhten. Wenn hingegen der Kurfürst von Mainz, also der Erzkanzler und Principal des Vizekanzlers, starb, gingen die Amtsvorrichtungen des Reichsvizekanzlers dennoch fort, weil er zugleich — kaiserlicher würdiger geheimer Rath war, und also insofern als solcher sein Amt versah. In der Reichskanzlei, welche Reichshofkanzlei, geheimer Reichshofkanzlei, kaiserliche geheime Reichshofkanzlei hieß, ward Alles, was am kaiserlichen Hofe sowohl im Reichshofrath gerichtlich, als auch sonst von dem Kaiser als Kaiser außerordentlich beschloffen ward, erledigt. Diese Einrichtung hatte die Reichskanzlei am kaiserlichen Hofe, denn es gab eigentlich zweierlei Reichskanzleien, eine am kaiserlichen Hofe, und eine bei der Reichsversammlung. Die letztere besorgte das, was an das verammelte Reich gebracht, und von demselben beschloffen ward. Das Haupt der Reichskanzlei war der Kaiser, sodann der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler, und weil letzterer abwesend war, versah der Reichsvizekanzler seine Stelle. Die Evangelischen verlangten, daß im Betreff der Kanzleiangelegenheiten die Parität in Acht genommen werden sollte; aber man ließ nur Katholische zu. Bei der Errichtung der eigenen Ordnungen⁴⁵⁾, welche die Reichshofkanzlei hatte, communicirten der Kaiser und Kurfürst mit einander, und sie wurden bald in des Kaisers, bald in des Kurfürsten Namen publicirt. Ein merkwürdiger Gegenstand waren auch die Beschwerden, welche Kurfürst über die Eingriffe der Hofämter, und der österreichischen und anderer Erblandkanzleien in das Gebiet der Reichskanzlei führte, jedoch gestattet näher einzugehen den Raum nicht⁴⁶⁾, sowie auch nicht das Lesewesen⁴⁷⁾ zu betrachten. Bei den Aufstellungen der Reichshofkanzlei waren die teutsche (nämlich die hochteutsche) und lateinische Sprache, letztere in Rücksicht auf gewisse Gegenden, und gewisse Materien üblich⁴⁸⁾, während in den frühesten Zeiten nur die lateinische angewandt ward.

2) Erzkanzler der Kaiserin⁴⁹⁾ war der Abt von Fulda. Ausgemacht ist jedoch nicht, ob Kaiser

Karl IV. ihm das Kanzleramt erst verliehen, oder wahrscheinlich nur bestätigt, aber mit einer ergänzlichen Betheiligung bei der Krönung einer römischen Königin oder Kaiserin bleibend ausgeübt hat. Er bestimmt in der Constitution⁵⁰⁾ vom J. 1456, daß der Abt von Fulda und alle seine Nachfolger, so oft eine Kaiserin oder römische Königin gekrönt werde, oder in kaiserlichem oder königlichem Gewande stehe oder sitze, ihre Krone, so oft sie, wie es der Brauch oder die Ordnung fordert, von ihrem Haupte abgenommen werden müsse, das Amt sie abzunehmen, und zu halten, und wieder aufzusetzen, verrichten sollen, damit dadurch das genannte Kanzleramt, und die fuldener Kirche, als ein edles Glied des Reiches willkürlich geehrt werde. Als man im J. 1742 den Abt von Fulda nicht zur Aufsetzung der Krone zulassen wollte, übergab er deshalb den 13. Febr. 1742 ein Pro Memoria, in welchem er, sich auf die altgewohnheit und Reichsoberwahrung und die noch vorhandenen Originalacten berufend, kraft des Privilegs verlangte 1) daß ihm nach der uralten Uebervanz, die förmliche Aussage und Invitation von dem Reichserbmarschall zu der beliebten Krönung der römischen Kaiserin mit eigentlicher Benennung des hierzu bestimmten Tages, Zeit und Stunde, nicht weniger 2) eine genügende Zeit vorher die gewöhnliche Communication des Ceremonienstischens⁵¹⁾ 2) daß, nachdem er (der Abt von Fulda) des Morgens unter gewöhnlichem Hofconcubitus, in die Wartstube mäßigkeitstreu geführt und sofort abgeholt, auch bei seiner Ankunft gesiemend empfangen worden, er vor dem Acte der Krönung der römischen Kaiserin die Krone unter zuständigem Comitatus in ihr kaiserliches Zimmer zu überliefern; sodann 4) wieder zur Kirche zurückzuführen und daselbst die Ankunft beider kaiserlichen Majestäten nebst andern hohen Herren, Kurfürsten und Pontificatsofficianten, nach ihrer Ordnung und gebührendem Rang, mit zu erwarten, auch demnach 5) bei dem Krönungsacte selbst die kaiserliche Krone von dem Director oberwanzmäßig zuerst zu übernehmen, und solche demnach dem Consecrator zwar einzubändigen, doch aber auch 6) bei der Aufsetzung selbst dieselbe mit anzurühren, auf das Haupt der Kaiserin nieder zu lassen und die gewöhnlichen Worte mit auszusprechen zu helfen; außerdem aber 7) bei der vorwährenden Solemnität, so oft und viel es die Gewohnheit erfordert, die Krone vor⁵²⁾ (für) sich abzunehmen, zu halten, und wieder aufzusetzen; in gleichen 8) nach genügender öffentlicher Procession von der Kirche auf den Römer (wobei er (der Abt von Fulda) sich nach seinem zuständigen fürstenthümlichen Rang befindet), vor und nach der kaiserlichen Tafel das Benedicite et resp. Gratias zu sagen⁵³⁾, „folgsam“ (folgsich) 9) sowohl in der Kirche, seinen Beistand und Ein an gehöriger Stelle, als auch auf dem Römer die gewöhn-

45) Man hat verglichen von den Jahren 1559 und 1570 und ein Memorial von 1600. 46) f. das Führe bei Joh. Jac. Moser, Vom dem röm. Kaiser, S. 522—524. 47) L. Denf., S. 524—530. 48) Fritsch (Aham), De jure Iudicis, in Imperio Rom. Germ. campis recepti, in 10. ff. Opus. T. I. n. 18. p. 427. Lyncer (Nic. Christoph.), Diss. de Iudicis Imperiali. (Jena 1637. 1699. 4.) Joh. Jac. Moser, Abhandl. von dem Recht der teutschen Sprache, in dessen Bermischten Schriften. I. Th. Nr. 2. S. 398. Schiller (Joh.), De von utriusque Linguae, Latinae et Teutonice, in concionibus Tabulis publicis in Venerat's Collect. Archiv. etc. No. 6. p. 52. Surland (Joh. Jul.), Diss. de Iudicis Imperiali. J. R. Moser, Von dem europ. Hofe und Staatsrecht. 2. Buch. Cap. 1 und 19. 49) Fritsch (Phil. Ad.), De Archiepiscopatibus et Primatibus Abbatibus Fuldenis, (Witburg 1724. Febr. 1735. 4.) Fuldensium (Joh. FWH.), De Augustae Imperatricis Archiepiscopatibus, (Witburg 1715. 4.)

50) f. die Urkunde im Auszuge bei Wetzel, Const. Imp. T. I. p. 544 und vollständig mit dem in Kupfer gestochenen Wagnam und Siegel bei Ulich v. a. D. 51) Dieser Ceremonienbiß ward dem Abt von Fulda als Erzkanzler nicht verweigert; f. den Act. Erbkaplan (S. 489), wo von dem Erzkaplan der Kaiserin gehandelt wird.

licher Maßen hergebrachte Präsentafel, woran er mit bedecktem Haupte zu sitzen pflege, anzutreffen habe. Es wurde aber eingewandt, daß in dem Privilegium Karls IV. nicht stehe, daß der Abt von Fulda bei Aussetzung der Krone concurriren solle, sondern, daß wenn die Kaiserin gekrönt sei⁶²⁾, er, so oft es nöthig, 1) ihr die Krone abnehme, 2) dieselbe in diesem Zeitwischenraum halte, und 3) sie ihr aufsetze; die Reservale vom J. 1690 aber geben auch auf weiter nichts, als auf das Abnehmen, Halten und Wiederansetzen. Auch wurde dem Abte wirklich nicht verfalltet, bei der erstmaligen Aussetzung der Krone mit Hand anzulegen. Nach dem Directorium zur Rechnung der Kaiserin Majestät vom J. 1742 nämlich sollte der Director Cereemoniaris die kaiserliche Krone von dem Reichstisch nehmen, dem Fürsten von Fulda überreichen, und dieser sie dem Consecrator zustellen, und der Consecrator alldann mit Handanlegung der krummatischen und kurttrierischen ersten Gefandten sie der Kaiserin aussetzen. Nur das daraus folgende Abnehmen und Wiederansetzen der Krone sollte durch den Abt von Fulda verrichtet werden. Außer dieser Verrichtung war dieses Erzamt mehr nur ein Ehrentitel, denn von einer Kanzlei, die er als Erzkanzler der Kaiserin gehalten hätte, und von Kanzleiausfertigungen, die er als solcher verrichtet hätte, findet man keine begründete Spur⁶³⁾, wie Joh. Jac. Moser annimmt. Doch ist bemerkenswerth, wenn sich auch daraus auf keine besondere Kanzlei der Kaiserin schließen läßt, was Kaiser Karl IV. in einem Schreiben an die Markgrafen zu Weissen, in welchem er den Abt zu Fulda nicht nur seiner Gemahlin Erzkanzler, sondern auch sein, des Kaisers, Hofgesinde nennt, meldet: „Wann Unser Meynung ist, das er künftlich wieder zu Uns kumt, in Unserm und der Keiserinne Dienst zu bleiben.“ Zwar mag allerdings des Kaisers Dienst Mehreres erfordert haben,

62) Das steht zwar nicht ausdrücklich in der Urkunde, sondern es heißt statum cum et quotiens Imperatricem sive Reginam Romanam coronari, aut in veste Imperiali sua Regia sedere vel stare conlegerit, und dieses spricht also für die Anwesenheit des Abtes von Fulda, aber es heißt weiter: tu et tunc successor tu coronam tuam, quotiens more vel ordine poscente a capite ipsius seponi deberit, et deponendi eandem, ac tenendi, et omni respondendi, quotiens necesse fuerit, fangi debentis officio. Daß das erste Ansehen der Krone der Abt von Fulda als Erzkanzler verrichten sollte, hiervon ist allerdings nicht die Rede. 63) Ulrich (a. a. O.) behauptet zwar, daß die Kaiserinnen vor diesem wirklich eigene Kanzleien gehabt, und ohne die gewöhnlichen Staatsminister, die sie bei ihrem Hofbesitz hatte, andere bei der Kanzlei, als Kanzler und Secretäre unterworfen, wie denn J. W. die Kaiserin Eleonore, Friedrich's III. Gemahlin, als sie den nachmaligen Kaiser Maximilian zur Welt geboren, ein Notificationsdecreten davon an den Rath von Augsburg habe ergehen lassen, welches von ihrem Kanzler, Panatius Ruff, unterschrieben sei. Diefes und Anderes, was Ulrich über der Kaiserin Kanzlei sagt, bedarf Joh. Jac. Moser's (a. a. O. S. 662. 663), welcher sagt, daß, wenn es etwas in contrarium, erproben oder erproben vorzuziehen sei, so daß ihres Gemahles Kanzlei besetzt habe. Wohl daß in der Zeitschrift des zweiten Theils seiner Mittheilungen an die damalige Kaiserin Anna seine Kanzlei mitgetheilt, wie und auf welche Art und Weise der Kaiserin Kanzlei wol einverleibt und befähigt zu erhalten sei.

als der Dienst der Kaiserin, und von diesem Abt kann auch nicht eine Kanzleiausfertigung oder Unterschrift zum Vorschein gebracht werden, aber doch wol, könnte, wenn der Abt eben bei Hofe war, er wenigstens in jenen Zeiten, wo Kaiser Karl IV. seinem Kanzlerdienste Glang verleihen wollte, eine oder die andere Ausfertigung für die Kaiserin gemacht haben. Aber freilich kam das Erzkanzleramt auch nur des Titels wegen ihm verliehen oder bekräftigt worden sein, und sein wahrer Dienst außer der oben angegebenen Verrichtung im Betreff der Krone in Verrichtung des Erzkaplanambts bestanden haben, denn das Directorium zur Krönung der Kaiserin Majestät vom J. 1742 sagt: „Ehe nun ihre Majestät zu Tische sitzen, verrichtet der Herr Fürst von Fulda das Tischgebet und der Herr Fürst von Kempten antwortet. Im Betreff der Annehmung des Titels: „der Kaiserin Erzkanzler, sagen Wolschmid und Ulrich, daß Abt Wolschgang nicht der erste gewesen, welcher diesen Titel angenommen habe, sondern er finde sich schon in zwei von Abt Johann und Willib. 1534 und 1548 der götzlichen Familie ertheilten Revidirten. Der Verfasser des europäischen Herald's bemerkt: Man nenne den Abt Augustae Archi-Cancellarium natum, weil er mit Erhaltung der abtlichen Würde zugleich dieses Erzkanzleramt überkomme, wiewol der Abt selbst sich nicht natum schreibe. Der Abt führte die Titulatur Augustae Archi-Cancellarius, wenn auch gleich keine römische Kaiserin am Leben sei, wie man das Beispil an Abt Wolschgang habe, der sich zur Zeit des Kaisers Ferdinand's I. als die Kaiserin Anna viele Jahre tott gewesen, dennoch so fortgeschrieben habe.

(Ferdinand Wachter.)

ERZKAPLAN (Archiepiscopus). Die Erzkapläne zerfallen 1) in die drei des Reichs⁶⁴⁾; 2) in den Erzkaplan der Kaiserin. In Beziehung auf die ersten müssen wir vor Allem untersuchen, ob, wie von Alterthumsforschern⁶⁵⁾ angenommen wird, Erzkanzler und Erzkaplan eine und dieselbe Bezeichnung habe. Diese Meinung hat dadurch ihre Entstehung erhalten, daß in Recognitionensurkunden kaiserlicher und kaiserlicher Urkunden der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, des ganzen zehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts der Erzkaplan auf diese Weise genannt wird: Hebrhardus Cancellarius ad vicem Luitberti⁶⁶⁾ Archiepiscopi recognovi et as, in Urkunden⁶⁷⁾ des Königs Ludwig (von 873), Engli-

1) Goebl (Joh. HWH.), De Capellanis Imperii et Cancellariis. (Heimfeld 1733. 4.) 2) Es sagt Bernardus a Malabar, De Archiepiscopis 8. Rom. Imperii. Edit. III. p. 255: Verum, ut ad Fuldensem revertar, quavis antiquitas, et non semel repetere debet, eodem fecit Archi-Cancellarii et Archiepiscopi in hac materia nostra significat; videtur tamen cum tempore, ut dignitatem communicatio inter plures tanto commodius institueretur, discernere successisse. 3) Gieseler's von Mainz. 4) Bei Gieseler, Anna, Paderborn. P. I. Ed. II. p. 120, 121. Urkunde des Königs Ludwig von 877 S. 123; Waltherus Cancellarius ad vicem Luitberti Archiepiscopi recognovi, Urkunde des Königs Ludwig von 882 (bei Gieseler, De Septimoviratu. p. 88. No. n): Arnolphus Cancellarius ad vicem Luit-

here¹⁾ Notarius ad vicem Theotmari²⁾ Archiepiscellani recognovi in der Urkunde des Königs Arnulf vom 3. 887; Salomon Cancellarius ad vicem Pilgrim³⁾ Archiepiscellani recognovit in Urkunden des Königs Ludwig III. vom 3. 909⁴⁾, des Königs Konrad vom 3. 913⁵⁾; Simon Notarius ad vicem Hilbert⁶⁾ Archiepiscellani recognovi in der Urkunde des Königs Heinrich I. von 931⁷⁾; Adalard Notarius ad vicem Hilbert⁸⁾ Archiepiscellani recognovi et ss.; Poppo Cancellarius ad vicem Hilbert⁹⁾ recognovi, in Urkunden¹⁰⁾ des Königs Otto I. von 936, Bruno Cancellarius ad vicem Friederici¹¹⁾ Archiepiscellani recognovi et ss. in Urkunden¹²⁾ desselben Königs von 941, 942, 946, Liudolf Cancellarius ad vicem Brunonis¹³⁾ Archiepiscellani recognovi et ss. in Urkunden¹⁴⁾ desselben Königs von 952, 957, 961, 962, Luidgerus Cancellarius ad vicem Haddonis¹⁵⁾ Archiepiscellani notavi in einer Urkunde¹⁶⁾ des Kaisers Otto I. von 968, Willigis Cancellarius vice Rodbert¹⁷⁾ Archiepiscellani recognovi in Urkunden¹⁸⁾ des Kaisers Otto II. von 973, 974, Hilboldus Episcopus et Cancellarius ad vicem¹⁹⁾ Willigisi²⁰⁾ Archiepiscellani recognovi in Urkunden²¹⁾ desselben Kaisers von 980, 981, 983, und Otto's III. von 992, 994, 995, 997, Egilbertus Cancellarius vice Willigisi Archiepiscellani recognovi in Urkunden²²⁾ des Königs Heinrich II. von 1002, 1003, Eberhardus Cancellarius vice Willigisi Archiepiscellani recognovit in der Urkunde²³⁾ desselben Königs vom 3. 1005, Guntherus Cancellarius vice Willigisi Archiepiscellani recognovi in der Urkunde²⁴⁾ desselben Königs vom 3. 1009, Guntharius Cancellarius ad vicem Erkmaldi²⁵⁾ Archiepiscellani recognovi in Urkunden²⁶⁾ des Königs und Kaisers Heinrich II. von 1011, 1013, 1014, 1016, 1017, 1018, 1019, 1020, 1021, Guntherius Cancellarius vice Aribonis²⁷⁾ Archiepiscellani in Ur-

kunden des Kaisers Heinrich II. von 1023, Vithericus Cancellarius ad vicem Aribonis²⁸⁾ Archiepiscellani recognovit in Urkunden²⁹⁾ des Königs und Kaisers Konrad II. von 1024, 1025, 1027, 1031, 1032, Burchardus Cancellarius vice Bardonis³⁰⁾ Archiepiscellani recognovit in Urkunden³¹⁾ desselben Kaisers von 1033, 1034, Theodericus Cancellarius vice Bardonis Archiepiscellani in Urkunden³²⁾ des Königs Heinrich III. von 1039 und 1046, Hartwicus Cancellarius vice Bardonis Archiepiscopi et Archiepiscellarii, Winterius Cancellarius vice Bardonis Archiepiscellarii in Urkunden³³⁾ des Kaisers Heinrich II. von 1047 und 1048. So wird auch nun in den folgenden Urkunden Erzfänger gebraucht, und Erzkaplan erscheint nur noch äußerst selten, wie z. B. in der Urkunde³⁴⁾ des Königs Heinrich IV. von 1059; Gedeardus Cancellarius vice Luitpoldi Archiepiscellani recognovi, und endlich nicht mehr, sondern dafür vice N. Archiepiscellarii. Aus den Unterschriften, welche wir oben aufgeführt haben, und aus andern verglichen, wo ad vicem oder vice N. Archiepiscellani steht, hat man geschlossen, daß Archiepiscellanus die Bedeutung von Archiepiscopus gehabt habe. Es läßt sich aber nur daraus folgern, daß der Erzkaplan zugleich Erzfänger war, und daß Erzkaplan ein höherer Titel als Erzfänger war, und daß man deshalb den höheren Titel setzte, weil zugleich aus dem Zusammenhange hervorging, daß der Erzkaplan zugleich Erzfänger war. Der Titel Archiepiscellarius früher nicht bekannt, oder wenigstens nicht gebräuchlich gewesen, läßt sich auch nicht behaupten, denn so heißt es in einer Urkunde³⁵⁾ des Kaisers Konrad III. von 1033: Burchardus Cancellarius vice Bardonis Archiepiscellarii, und in einer³⁶⁾ desselben Kaisers vom 3. 1028: Odalricus Cancellarius vice Aribonis Archiepiscellarii recognovit, und in einer³⁷⁾ des Kaisers Karl des Dicken: Waldo Cancellarius ad vicem Luitwardi Archiepiscellarii recognovi et ss. Daß man, wenn man Archiepiscellanus setzt, aus dem Zusammenhange Archiepiscellarius hinzudenken ließ, geht aus Folgendem hervor. In zwei Urkunden³⁸⁾ des Kaisers Otto III. vom 3. 1001 findet sich: Heribertus Cancellarius vice Willigisi Archiepiscopi recognovit. Hier hielt man es also für genug, wenn man den Erzfänger durch den Eigennamen seiner Person und seine erzbischöfliche Würde bezeichnete. Man verglich die mit der Unterschrift in einer Urkunde³⁹⁾ des Königs Heinrich I. vom 3. 927: Simon Notarius ad vicem Herigeri Archiepiscopi Capellani, wo Heriger als Erzbischof und als Kaplan bezeichnet wird, und sein Amt als Erzfänger aus dem Zusammenhange hinzugefügt wird. Daß Letzteres statthabte, geht recht deutlich

berst (Luidberti) Archiepiscellani recognovi et subscripsi, Urkunde Kaiser Karls des Dicken vom 3. 887 (bei Schaten S. 134. 135): Amalricus Cancellarius ad vicem Luitberti Archiepiscellani recognovi.

5) Für diesen in Urkunden des Königs Arnulf von 888, 889, 892, 900 (bei Schaten S. 144. 145. 146. 155. 160): Aspertus Cancellarius ad vicem Theotmari Archiepiscellani recognovi, Ernestus Notarius ad vicem Theotmari Archiepiscellani recognovi. 6) Erzbischof von Salzburg. 7) Bei Schaten, Metrop. Tom. I. p. 460. 8) Bei Schaten S. 163. 166. 9) Hilbert, Erzbischof von Mainz. 10) Bei Schaten S. 181. 11) Bei Demselben S. 184. 185. 187. 190. 192. 12) Bei Demselben S. 194. 195. 197. 199. 13) Erzbischof von Mainz. 14) Bei Schaten S. 201. 202. 207. 209. 210. 15) Erzbischof von Mainz. 16) Bei Schaten S. 213. 17) Erzbischof von Mainz. 18) Urkunde bei Schaten S. 216. 217. 19) Erzbischof von Mainz. 20) Erzbischof von Mainz. 21) Bei Demselben S. 220. 222. 227. 233. 234. 22) Bei Demselben S. 240. 241. 243. 23) Bei Demselben S. 249. 251. 253. 24) Bei Demselben S. 260. 262. 263. 265. 267. 269. 271. 272. 273. 277. 281. 287. 290. 292. 294. 295. 297. 299. 301. 303. 305. 25) Bei Schaten S. 210. 311.

30) Bei Schaten S. 318. 320. 322. 323. 330. 331. 31) Erzbischof von Mainz. 32) Bei Schaten S. 333. 340. 356. 33) Bei Demselben S. 356. 358. 359. 366. 34) Bei Demselben S. 366. 368. 35) Bei Demselben S. 383. 386. 36) Bei Demselben S. 388. 37) Bei Demselben S. 385. 38) Bei Demselben S. 129. 39) Bei Demselben S. 244. 245. 40) Bei Demselben S. 178.

auf den früheren Urkunden, aus der Zeit, wo Archicapellanus noch nicht gewöhnlich war, hervor; so z. B. findet sich unter einer Urkunde *) des Kaisers Ludwig des Frommen aus dem Jahre 822: Hirminmaris Diaconus ad vicem Frisaldis Abbatis recognovi. und in denen **) der unmittelbar darauf folgenden Jahre: Durandus Diaconus ad vicem Frisaldis recognovi et ss. Damit vergleiche man die Recognitionenunterschrift in Urkunden *) des genannten Kaisers aus den Jahren 832, 833, Hirminmarus ad vicem Theogonis recognovi, und aus dem J. 834: Hirminmarus Notarius ad vicem Hugonis recognovi, aus dem J. 837: Hrotmundus Notarius ad vicem Hilduini recognovi, aus dem J. 839: Glorius Notarius ad vicem Hugonis recognovi ss. Bei diesen, sowie den andern ähnlichen Recognitionenunterschriften muß man das Kanzleramt hinzudeuten; und es ward daher in jenen Zeiten nur ausnahmsweise ausdrücklich hinzugesetzt z. B. in Urkunden Ludwigs des Frommen 865 und 866: Hadebertus Subdiaconus ad vicem Witigari Cancellarii recognovi et ss., wo also, da das Kanzleramt genannt ward, habere sich aus dem Zusammenhang als Notar errathen ließ, während z. B. in einer Urkunde Ludwigs des Frommen vom J. 867, dessen Recognitionenunterschrift: Comencatus Notarius ad vicem Radleci recognovi ss. lautet, zu Radleci Kanzler hinzugebracht werden muß. Vergleiche man diese und andere ähnliche Unterschriften mit einander, so geht hervor, daß man bei dem Notar, Kanzler und Erzkanzler besonders die kirchliche Würde bemerkte, welche man nämlich für die wichtigere hielt. Daher erklärt sich, daß in der Mehrzahl der Urkunden aus der letzten Hälfte des neunten, aus dem zehnten, und aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts der Erzkanzler so genannt wird, daß er als Erzkanzler erscheint. Dieses hat die irrige Meinung veranlaßt, daß Archicapellanus sonst als Archicapellarius bedeute. Das Wahre aber ist, daß zwar eine und dieselbe Person beide Ämter zugleich bekleidete, aber doch diese Ämter verschiedene Benennungen hatten. Da man beide Benennungen zugleich zu brauchen für überflüssig hielt, so ist der Unterschied im Gebrauche zu bemerken, daß in den Zeiten, welche wir oben genannt haben, das Gewöhnliche war, den Titel Erzkaplan namhaft zu machen, nachher jedoch Erzkanzler gebraucht ward, wiewol die Erzkanzler auch zugleich Erzkaplane blieben. Über das innige Verbundensein beider Ämter des Erzkaplans und des Erzkanzlers kann man sich nicht wundern, da zur Zeit, als Laien selbst schreiben und lesen konnten, nur Geistliche Kanzler zu sein vermochten. Um sich Bischofsstühle zu erwerben, pflanzten junge Geistliche an dem Hofe des Königs als Kaplane und Kanzler zu dienen. So machte Kaiser Otto II. seinen Kanzler Willigis nach dem Tode des Erzbischofes Rabbert von Mainz im J. 975 zum Erzbischof des genannten Stuhles. Heinrich II. Kanzler Eilbert ward nachmals Bischof von

Friedland. Gänther, der Kanzler von 1008—1024, ward nachmals Bischof von Salzburg *). Hieraus jedoch erhellt zugleich, daß die Beförderung nicht so war, daß der früher als Kaplan und Kanzler am königlichen Hofe gedient hatte, später, wenn er einen Bischofsstuhl erhielt, notwendig Erzkaplan und Erzkanzler werden mußte, sondern das Erzkaplan- und das Erzkanzleramt that sich bei dem Erzbischofe von Mainz selbsteig, weil dieser Primas war. Die wir im Art. Erzkanzler sahen, war jedoch der Erzbischof von Mainz selbsteig nur für Deutschland. Der Erzbischof von Trier war es durch Gallien (Lothringen) und Arelat, und der Erzbischof von Köln durch Italien. Diese drei Erzkanzler hatten auch zugleich die Verrichtungen der Reichserzkaplane. Die goldene Bulle setzt im 23. Art.: Von der Erzbischofe Segen in Gegenwartigkeit eines Kaisers, selbst. So oft es sich begeben wird, daß in Gegenwartigkeit eines Kaisers oder Königs das Amt der Messe gehalten, und die Erzbischofe von Mainz, Trier und Köln, oder zwei von ihnen dabei sein werden, alldann soll in der Weichte, welche vor der Messe zu geschehen pflegt, dergleichen in Darreichung des Evangelii, das selbe zu füssen, die Paenen nach dem Agnus Dei zu tragen, wie nicht weniger in dem Segensprechen nach der Messe, oder auch vor dem Absche, und dann in Verriethung der Dankagung nach dem Essen, diese Ordnung unter ihnen gehalten werden, wie wir (K. Karl IV.) denn mit ihrem Rathe solche so anstellt haben, daß nämlich dieses Alles den ersten Tag von dem ersten Erzbischof, des andern Tags von dem andern, und den dritten Tag von dem dritten verrichtet werden soll. Wir erklären aber, daß durch den ersten, zweiten und dritten verstanden werden soll, nachdem einer vor dem andern oder oder hernach consecrirt worden ist. Und damit sie also einander mit gehöriger Überbietung zuvorkommen und andern, sich unter einander ebenfalls zu ehren, ein Beispiel geben: soll der, welchen die vorhergenannte Ordnung trifft, den andern mit winkenden Augen und freundlicher Neigung zu solchem Werke anreizen, und alldann erst zur Verriethung alles dessen, was vorhergesetzt ist, hervortreten. So schreibt die goldene Bulle den drei Erzkaplanen des Reichs die Verriethungen vor. Während diese drei zugleich die Erzkanzler waren, hatte die Kaiserin einen Erzkaplan und einen Erzkanzler in zwei verschiedenen Personen, nämlich in dem

41) Bei Schoten S. 27. 42) Bei Demselben S. 20. 37. 49. 43) Bei Demselben S. 60. 61. 65. 78. 107. 108. 110.

44) s. Diltmar von Werleburg, *Bagner'sche Ausgabe*, und die Anmerkungen dazu S. 49. 121. 259. Hierzu bemerken wir aus der Stelle Hermann's des Bisthums von J. 1047, wo er von der Erhebung zu Bischof, durch Kaiser Friedrich III. handelt: *Ravennati ecclesiae Honorium cancellarium suum in Italia, Constantini Theodericum per vias provincias cancellarium suum, et Archicapellarium, et Aquisgranensis praepositum; Virdunensi Theodericum Basileus praepositum et capellarium suum, posteaque presbiterum*. Diese Stelle ist zugleich darum merkwürdig, weil sie anzeigt, daß das Kanzleramt und Kaplanamt, aber rücksichtlich des Erzkanzlers, nicht eine und dieselbe Person führte, aber die Ämter doch verbunden waren, und Cancellarius oder rücksichtlich Archicapellarius mit Capellanus und Archicapellanus nicht gleiche Bedeutung hatte.

Abte von St. Marimin und in dem Abte von Fulda, von welchem letzteren wir am Schlusse des Art. Erzkanzler handelten. Doch ist hier zu bemerken, daß auch der Abt von Fulda bei der Kaiserin Erzkaplanienste versah. In dem Directorium zur Krönung der Kaiserin Majestät vom J. 1742 heißt es: „Geh nun Ihre Majestät zu Tisch, versehen der Herr Fürst von Kempten Fulda das Tischgebet und der Herr Fürst von Kempten antwortet.“ Regierter war Erzmarschalk der Kaiserin.

2) Der Erzkaplan der Kaiserin war der Abt von St. Marimin in der Vorstadt zu Trier. Die Veranlassung hatte dieses gegeben, daß das genannte Kloster kammt seinen Zuhörungen verschiedene Kaiser zum Brautschlag erteilten. Kaiser Otto I. bestimmt in der Urkunde“) vom J. 962: Decernimus etiam — ut praefatus Abbas omnesque sui successores — — Adelheidae Imperatrici, aliusque post illam, ad mensam in Curia Regia serviant. König Heinrich IV. verordnet in der Urkunde“) vom J. 1066 ut (Abbas) S. Maximini inter curiales et domesticos, atque Capellanos Regis et Reginae non infimi habeantur. Des Erzkaplans Amt der Kaiserin war hierdurch zwar nicht deutlich ausgesprochen, aber doch der Reim dazu gegeben. Daß der Abt des genannten Klosters nachher den Titel: Der Kaiserin Erzkaplan führte, ist gewiß“), denn noch Kaiser Ferdinand II. bestätigte ihn im J. 1626. Aber was der Erzkaplan außer dem, was ihm Otto der Große vorgeschrieben hatte, nämlich den Königinnen oder Kaiserinnen in der Kapelle und bei Tische am königlichen Hofe zu dienen, für Verrichtungen hatte, ist nicht ganz gewiß“). Wie man angibt, trordnete dieser Erzkaplan früher bei der Krönung der Kaiserin das Ei, mit welchem sie gesalbt worden war, mit reiner weißer Baumwolle wieder ab. Bei den späteren Krönungen der Kaiserinnen sinkt man aber hiervon nichts mehr. Dieser Erzkaplan wurde schon lange nicht mehr zu den Krönungen der Kaiserinnen geladen. Als Grund, daß dieses Ergant weit früher, als die andern in Abgang gerathen, nahm man gewöhnlich dieses an, daß die Abtei St. Marimin dem Erzbischof Trier einverleibt worden, und dadurch dieser Titel und dieses Amt erloschen, oder doch zugleich an das Erzbischof Trier gebunden ist. Auch Joh. Joh. Moser war ebenfals in diesen Gedanken gefanden, bis er nachher erfas, daß das erste, mithin auch das letzte falsch sei, wie er in seinem, dem kaiserlichen Staatsrechte beigelegten, Staatsrechte der Abte von St. Marimin entwickelt hat“).

(Ferdinand Wächter.)

45) Bei z. —, Defens. Abbat. S. Maximini, P. III. n. XI. 46) Bei z. —, 47) Giesler (Sylogae rerum quotidianarum. No. XXIV. Lib. 2.) sagt, daß der Abt von St. Marimin zu Trier in der Vorstadt mit dem Amt und Titel des Erzkaplans der Kaiserin beehrt worden sei, gibt aber die Zeit nicht an, noch die Quelle seiner Bemerkung. 48) Unannehmbar ist die Erklärung Gumbel's des Erzkaplanamtes durch Archi-Secretarius oder Oberinspector über alle Geistlichkeit der Kapelle der Kaiserin, da diese weder eine eigene Kapelle, noch eine eigene Geistlichkeit hatte. 49) Bergl. Joh. Joh. Meier, Von dem römischen Kaiser. S. 664. 665. Joh. Don. v. Dien (Hager, Neue Geschichte der Willkuren z. S. 107. l. II. u. z. Erb. Section. XXXVII.

ERZ- und ERBMARSCHÄLKE“); die Benennung Marschalk (Pferdeschicht) zeigt sogleich die Hauptbestimmung dieser Ämter. Wie ein so niedrig scheinender Ausdruck der Titel einer so hohen Würde hat werden können, geht aus dem Sinne des höheren Dienstmannenwesens hervor, welchen wir im Art. Dienstmannen entwickelt haben. In Beziehung auf die Herzoge, welche bei dem Krönungsfeste Otto's des Großen zu Aachen ministrirten, sagt Bittkind von Corvici: Arnulfus“) equestri ordini, et eligendis locandisque castris“) praegrat, und Dithmar von Merseburg bemerkt bei Gelegenheit, wo er davon handelt, wie die Herzoge, als König Otto 985 das Osterfest zu Luedinburg feierte, ministrirten: Bernhardus equis praefuit. Die Obliegenheit des Marschalks, über die Pflege der Kasse und des Geldes die Aufsicht zu führen, veranlaßte das Ritelgengeld, in welchem Dithmar der Marschalk des Königs Günther ist. Edewart, welcher dem Marschalken Rüdiger die Ankunft der Burgunden meldet, bemerkt unter andern: noch sage ich euch mehr, daß euch des Königs Marschalk bei mir (durch mich) daß entbot, daß die guten Knechte eure Herberge nötig hätten. Nachdem Rüdiger seine Freude darüber, daß die Könige zu ihm kommen, ausgedrückt hat, fährt Edewart fort: Dankwart der Marschalk, der hier euch wissen lassen, wenn ihr zu Hause mit ihnen haben solltet: sechsig schnelle Beden, und gute Ritter, und neunhundert Knechte. In Beziehung auf die Vorbereitung der Burgunden zum Buhurt“) an Egels Hofe heißt es z. 7516 u. f.: Da war auch der Marschalk mit den Knechten gekommen, Dankwart, der sehr tüche, hatte zu ihm (zu sich) genommen seines Herren Angehörige von Burgundenland; die Kasse man den Ritelgengeld wohl gesat-

Bulle. S. 371. Michaels (Aug. Bened.), Dis. de Archiepiscopo Imperatricis Augustae. (Halle [1750.] 4.)

1) Von dem Erzmarschalkamt handelt Koeler (Joh. Don.), Dis. de Electoris Saxoniae, S. R. I. Archi-Mareschalli, singularibus et eximius functionibus in solemn. paegegrii Electionis et Coronationis Caesarum, (Halt. 1746. 4.) Born (Joh. Henr.), Speculum Observationum de potentate Juris dicendi cum Archi-Mareschallatu Saxoniae copulata. (Halle 1775. 4.) Riewer (Christ. Gottlieb), Juris publici Saxonici Spec. I. Historiam et jura suffragii electoralis Saxonici et Archimareschallatus S. R. I. complectens. (Erlang. 1789.) Von dem Erzmarschalkamt Döderlein (Joh. Xier.), Mathaeus a Boppenheim enucleatus, emendatus etc., oder Historische Nachrichten von dem zweiten Hause der Reichs-Marschalken von Salatin und der davon abstammenden Reichs-Erzmarschalken Freyen und Grafen zu Pappenheim u. s. m. (Erdmann 1739. 4.) Kern (Joh. Lud.), Dis. de Juribus et Praerogativis S. R. I. Mareschallorum hereditariorum Comitum in Pappenheim. (Göttingen 1753. 4.) (Ein vollständiger Auszug hiervon findet sich in Giesl. Joh. Meier's Gelehrten Werke beigelegt. 1. Th. S. 218. 241.) Sommer (Eitz.), Nachricht von Vermählung des kgl. röm. Reichs Erzmarschalkamtes in päp's Grundriss europäischer Potentaten-Gesellschaft. 2. Th. S. 516 fg., in Giesl's kleinen Schriften. 1. Th. S. 160 fg., bei Croyssow. ad Leg. Reg. Cap. 10. Sect. 6. n. 28, bei Linneanus, Adit. sec. ad Lib. 5. Cap. 7. n. 85. Juris publ. und bei Thulmannius, De Octovirato, Cap. 21. n. 27. p. 358. 2) Herzog von Bayern. 3) Hierin lag der Reim, daß Marschalk endlich auch die Bedeutung von Feldherr erhalten konnte 4) Kampfspiel ganzer gegen einander stehender Scharen.

teit fand. Nach B. 7759 ist Dankwart der Marschall mit den Knechten über Risse. Der Schwabenspiegel da, wo er die Hauptleistung eines jeden Amtes ausführt, sagt, daß der Herzog von Sachsen, des Reichs Marschall, dem Könige sein Schwert tragen solle. Dieses bekräftigt auch die goldene Bulle von 1356 bei feierlichen Umgängen. Als Hauptausübung des Erzmarschallamtes setzt sie jedoch das Erben des Dabers fest, wovon wir im Art. Erz- und Erbmarschall das Nähere bemerkt haben. Das Schwerttragen war dem Herzoge von Sachsen als Erzmarschall nicht unbeskränkt. Auf dem berühmten Hoftage zu Meh im J. 1356 entstand zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Bruder des Kaisers Karl's IV., dem Herzoge Wenzeslaw, über die Vortragung des Reichsschwertes, sowohl bei der Procession nach der Kirche, auch während der Messe und bei der feierlichen Tafel ein lebhafter Streit. Der Kurfürst von Sachsen berief sich zur Begründung seiner Ansprüche auf das mit seiner Kur verbundene Erzmarschallamt. Herzog Wenzeslaw bezog sich auf besondere kaiserliche Privilegien. Er war Herzog von Niederösterreich und der Brabant und des heiligen römischen Reichs Markgraf, und konnte das Recht, das Reichsschwert zu tragen, wegen des Marschallamtes im alten lothringischen Reiche, in welchem jetzt der Reichshof gehalten wurde, fordern. Auch vermutet man, daß Herzog Wenzeslaw wahrscheinlich ein unter Ludwig dem Baiern vorgekommenes Beispiel für sich anführen mochte), nämlich einer seiner Vorfahren erlangte auf einem Hoftage zu Frankfurt im J. 1340 die Ausübung dieses Rechtes wirklich, indem es der Herzog zu Sachsen aus Unwissenheit seiner Rechte Anfangs geschehen ließ, nachher aber widerwärtig, und ein kaiserliches Attestat wegen des erfolgten Widerspruchs auswirkte). Jetzt (1356) auf dem Hoftage zu Meh fiel die Entscheidung durch den Kaiser und die Kurfürsten für den Kurfürsten von Sachsen aus, und zwar, weil er sowohl das Herkommen, als auch die neuergegebenen Gesetze der goldenen Bulle für sich hatte. Besonders aber mußte Herzog Wenzeslaw provisorisch deshalb zurücktreten, weil er mit dem Herzogthume Brabant und der Markgrafschaft Antwerpen von dem Kaiser damals noch nicht belehnt war. Um ihn aber zu beruhigen und seine Ansprüche für die Zukunft zu sichern, ertheilte ihm der Kurfürst Gerlach von Mainz den 26. Dec.), folglich den Tag nach dem gehaltenen Reichshofe, einen Revers, in welchem dieses, daß seine Belehnung noch nicht geschehen, als Grund der damaligen Entscheidung angegeben, und dabei versichert ward, daß dieser Vorfall nicht zum Nachtheile der Rechte des Herzogs angeführt werden sollte, falls wieder in diesen Gesetzen ein Reichshof würde gehalten werden. Nicht minder gab der Kaiser den 5. Jan. 1357 seinem Bru-

der eine Versicherung gleichen Inhalts). Auch die Rechte des Kurfürsten von Sachsen wurden durch ein besonderes kaiserliches Decret) bewahrt. Da unter diesen Umständen die Rechte des Kurfürsten von Sachsen noch immer gefährdet schienen, so war dieses, wie man vermuthet, der Beweggrund, aus welchem der Herzog Rudolf II. von Sachsen Bruder und Nachfolger Wenzel die Kurfürstener in sein Wappen aufnahm, indem das älteste Siegel mit den Schwertern vom J. 1371 ist). Als Kaiser Karl IV. seinen Sohn Wenzeslaw den 6. Juli 1376 zu Aachen zum römischen Könige krönen ließ, entstand bei diesem Krönungsfeste zwischen Wenzeslaw von Böhmen, Herzoge von Luxemburg, Lotharingen, Brabant und Limburg, dem Bruder des Kaisers Karl IV. auf der einen, und dem Herzoge von Sachsen auf der andern Seite der größte Zwist, indem beide, nämlich der luxemburger wegen des Herzogthums Lotharingen und Brabant, und der Herzog von Sachsen im Bezug auf das Marschallamt des heiligen Reichs das Recht, das königliche oder kaiserliche Schwert vor dem Könige zu tragen, sich zuschrieben; und der Streit gedieh dahin, daß jeder von den beiden zur Verwahrung und Handhabung seines Rechtes sich zu Waffengewalt rüstete. Als der Kaiser es erfuhr, sandte er dem Herzog Wilhelm von Jülich und den Bürgermeister und die Rathsherren der Reichsstadt Aachen, zu den genannten Streitern, um zwischen den Parteien Frieden zu stiften, unbeschadet des Rechtes eines jeden für immer. Während der Streit währte, ließ der kluge Kaiser in der Zeit der in der kaiserlichen Kirche oder Kapelle der heiligen Maria zu Aachen gefeierten Krönung seinen zweiten Sohn, den Markgrafen Sigismund, den nachmaligen römischen Königs, der damals zehn Jahre alt war, das kaiserliche Schwert vor sich) tragen. Den 7. April 1415 entschied K. Sigismund die Streitigkeit zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Brabant über das Schwertvortragen zu Gunsten des Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen und seiner Nachfolger, indem er die Ansprüche der Herzoge von Brabant für ungültig erklärte). Als des Reichs Marschall wird der Herzog von Sachsen schon bei Albert von Stade und im Sachsenpiegel aufgeführt, und daß der Herzog von Sachsen dieses selb, hierüber fanden keine Streitigkeiten statt. Aber in dem herzoglichen Hause selbst waltete Zwist über den Besitz des Erzmarschallamtes ob. Kaiser Karl IV. entschied im J. 1355 den bisherigen Streit zwischen der wittenbergischen und lauenburgischen Linie über die Kur und das damit verbundene Erzmarschallamt ganz zum Vortheile der

5) Vgl. Häberlin, Die Kugem. Reichst. Neue Hist. S. 50. E. 621. 6) Vgl. E. C. Wisse, Gesch. der Erbsächsischen Staaten. 2. Bd. S. 245. 7) f. Daffette bei Müller, Reichstagsprotokoll Friedrich's III. Verfall. I. Cap. 6. E. 84. 8) 1356.

9) f. die Urkunde bei Gabenau, Cod. Diplomat. Mag. T. III. und bei Viridus, Opp. Diplom. T. I. Cap. 106. p. 225. 10) f. Daffette bei Müller a. C. D. E. 85. 11) Wisse a. a. D. E. 246. 12) f. Römme's Schicksal des Wittenberg. T. II. E. 142 fg. 13) ante a. Chronicon Magnum Belgicum (bei Vissorius, Germ. Script. Ausg. von Steuber. T. III. p. 355). Der Verfasser des genannten Beltrages hätte es auf dem kölnigen Concil im J. 1415 aus dem römischen Munde des römischen Königs Sigismund selbst erwähnen. 14) f. die Urkunde bei Müller a. a. D. E. 84.

wittenberger Linie in der zu Pögg darüber aufgestellten Urkunde¹⁵⁾. Rudolf I. war der erste Herzog zu Sachsen, der in seinen Urkunden gewöhnlich den Titel Erzmarschall des heiligen römischen Reichs führte¹⁶⁾. In dem Schreiben¹⁷⁾, welches sechs Kurfürsten an den Papst Benedict XII. gerichtet haben sollen, und das man ins J. 1338 setzt, lautet die Überschrift: *Vestri devoti filii, Henricus, Dei et Apostolicæ Sedis gratia Archiepiscopus Moguntinus, Electorum Principum Decanus, nec non per Germaniam Sacri Imperii Archieancellarius, Balduinus Archiepiscopus Trevirensis, Cancellarius Gallie; Walramus Archiepiscopus Coloniensis, Cancellarius Italie, Waldemar¹⁸⁾ Marchio Brandeburgensis, Camerarius, Rudolphus, Dapifer; Rudolphus Dux Saxonie Portitor ensis, Romanorum Regis et coronandi Imperatoris legitimi Electores.* Ungedacht dieses Schreibens der Unrichtigkeit verdächtig ist, so ist doch in demselben merkwürdig, daß es den Herzog Rudolf von Sachsen Schmetträger nennt, sowie auch der Verfasser des Schwabenspiegels dieses als Hauptverrichtung des Herzogs von Sachsen, als Marschalls des Reichs, angegeben hat. Rudolf II. erhielt den 27. Dec. 1356 zu Reg. von dem Kaiser Karl IV. die sächsische goldene Bulle über das ihm zustehende Kurrecht, wodurch zugleich die Ordnung der Erbfolge in seinem Hause bestimmt und festgestellt, folglich die sachsenlaubenburgische Linie nochmals von der Kurwürde und den damit verknüpften Vorrechten, namentlich dem Erzmarschallamt, ausgeschlossen ward¹⁹⁾. Doch mußte Rudolf II. im J. 1361 eine rechtliche Klage bei K. Karl IV. gegen den Herzog Erich zu Lauenburg darüber erheben, daß er sich „des heiligen Reichs obersten Marschall“ nenne, und vorgebe, daß er Kurfürst sei. Erich wurde auch wirklich vorgelesen²⁰⁾. Man weiß jedoch nicht, ob er erschienen ist. Als die wittenberger Linie im J. 1423 mit Albrecht III. erlosch, schied sich der Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, Herzog von Sachsen zu Wittenberg und des heiligen römischen Reichs Kurfürst und Marschall²¹⁾. Aber K. Sigismund verließ den 6. Jan. 1423 die sächsische Kur dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen, und in dem Kundbrief über die feierliche Belehnung den 1. Aug. 1425 wird namentlich aufgeführt: das Kurfürstenthum und Herzogthum

zu Sachsen mit sammt der Kur und Erzmarschallamt dazu gehörend²²⁾. Friedrich schrieb sich seit dieser Erwerbung des heiligen römischen Reichs Erzmarschall und es verblieb nun das Amt und die Kur nebst dem Herzogthume bei dem Hause Wettin, und zwar das Erzmarschallamt nebst der Kur zuerst bei der Ernestinischen Linie, bis es nebst der Kur im J. 1548 von der genannten Linie auf die Albertinische überging. Wegen dieses Erzeugtes nahm Kurfürsten einige Vorgesätze in Reichskriegen in Anspruch. Nicht mit Unrecht hielt es das Erzstiftsamtamt für ein Stück des Reichsmarschallamts²³⁾. Im J. 1719 trugen nämlich alle im kurfürstlichen Collegio darauf an, daß Kurbraunschweig das Erzstiftsamtamt beigelegt werden sollte, nur Kurfürsten nicht, indem es behauptet, dasselbe gehöre mit zu dem Reichserzmarschallamt. Dessenungeachtet wurde den 29. April 1719 ein kurfürstliches Conclufum publicirt, daß Kurbraunschweig mit dem Erzstiftsamtamt als einem der kaiserlichen Hohheit, des heiligen römischen Reichs und der Kurwürde anhängigen Aemte, zu verstehen sei. Hierauf äußerte Kurbraunschweig vorläufig: dem Könige von Großbritannien müsse dieselbe Beschlag um so bedenklicher vorkommen, als er sich nicht mit einem Stücke oder Theile eines Erzeugtes würde vergnügen lassen können, und es nicht angehe, Jemandem per Majora sein jus singulare abzuweisen. Die übrigen kurfürstlichen dagegen debattirten auf ihrem Schluß, und der Kaiser suchte auch den Kaiserstuhl zur Genehmigung des Vorbeschlages zu bringen. Ueberaus große Bewegung machte die Sache bei dem Reichsconvent. Im Betreff des Erzstiftsamtamts selbst wurde Kurfürsten entgegengesetzt: 1) daß weder in den kurfürstlichen Lehnbriefen, noch in andern öffentlichen Urkunden, der Reichserzmarschall des Reichs Stallschiller genannt werde; mithin 2) folches, nach der Beschaffenheit jetziger Zeit, und nach der kaiserlichen und allen andern Hofordnungen von dem Marschallamt ganz separirt sei; 3) wenn auch in vorigen Zeiten von dem Reichsmarschall geschrieben worden sei, quod equestri Ordini, aut quod Equis praefuerit, so mache dieses doch noch keinen Stallschiller; 4) die Verrichtung des Erzmarschalls mit dem Reiten in den Habbe bei der kaiserlichen Krönung zeige mehr curam annonae, als stabuli; 5) wenn man die Sache genau einsehe, werde das Stabulum Imperiale sich auf ein non ens reduciren, mithin auch die cura stabuli sich nicht exerciren lassen; dahingegen 6) als von dem Erzmarschall bisher ausgehete Functionen, und das Lebenspferd, dem Erbmarschall nach wie vor verblieben,

15) f. dieselbe in Grilmeri Diss. ad Caroli IV. Bullam Auream Saxonieam. (Lips. 1728. 4.) p. 7, und bei Wiener I. c. Spec. II. p. 2.
16) f. Lantz, Beckmannus ecclesiasticus p. 160.
17) Bei Herwart, Defens. pro Ludovico Bavaro p. 744, und daraus bei Dienßlager, Grilmeri Eraltogier schichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von den Geschichten Kaiser Rudolfs des Ersten. B. 29. S. 190—192.
18) Der hier vorzunehmende Name des brandenburgischen Markgrafen, welcher schon vor 18 gestorben, muß diese Urkunde verdächtig machen. Doch sucht v. Herwart (a. a. D. S. 750) sie zu vertheiligen in f. seine Urkunde dieselbe. 19) f. Grilmeri c. c. a. D. S. 20 ff.
20) f. die Urk. bei Hallau, Memoria juris publici vetri ex medio aevi p. 19.
21) Herwarti Cornuti Chronicon ap. Eccardum, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1214.

22) f. den Lehnbrief bei Bern, Lebens- und Lebensgeschichte Friedrichs des Streitbaren, Hauptausnahme derer Urkunden Nr. 308. S. 906. 907.
23) Wenn dem Erzstiftsamtamt beide die Schriften: Grilmeri c. c. a. D. S. 750, worum Kur zu Sachsen in das vorgeschlagene Erzstiftsamtamt zu willigen, gedruckt ist, behaupten habe (1719. 4.) auch in der Europ. Staatsrat. 34. B. S. 387. Cines Patrioten (Ad. Friedr. Olfen) behaupten, die Erzstiftsamtamtsache betreffend, u. f. w. (Frankfurt und Leipzig 1719. 80.)

und gegen allen Anspruch durch einen Reichsfürst festgesetzt werden sollten. Mit Recht wollte sich Kurfürsten dadurch nicht überzeugen lassen, ließ dieses Alles viel mehr weitläufig beantworten und widerlegen, und beharrte bei seinem Widerspruch. Da die Evangelischen in dieser Sache Partei ergreifen, die Katholischen es aber nicht dazu kommen lassen wollten, blieb diese Angelegenheit auf sich beruhend. Da Kurfürsten das Erzstämmeamt mit Recht als kein eigenes Erzamt ansah, sondern als ein Stück seines Erzstämmeamts ansprach, so haben wir des Erzstämmeamts hier in diesem Artikel gedacht²⁴⁾. Wegen des Erzstämmeamts führte Kurfürsten eine solenne Kanzleitulatur, und hatte zum Wappen zwei kreuzweis über einander gelegte Schwerter. Das Wappen des Reichserbmarschalls war ein überwiegend getheiltes schwarzer und weißer Schild, und darin zwei rothe erzmarischallische, ins Kreuz gelegte Schwerter: auf dem Helme ragten aus einer goldenen Krone zwei kreuzweis gestellte gelbe Lanzen, an welchen solche Fähnlein hingen, wie der Schild gestaltet war. Reichserbmarschälle waren die von Pappenheim. In den der goldenen Wulle angefügten Sagen kommt unter der Substituten in Abwesenheit der Erzämtern vor: Vicemarescallus de Pappenheim, und die von Pappenheim waren aus einem alten Marschallgeschlecht, da schon zur Zeit Kaisers Friedrich I. erscheint: Halinricus Marschallus de Pappenheim²⁵⁾. Als Stellvertreter des Erzstämmeamts lag dem Vicemarschall oder Erbmarschall das Tragen des Schwerts und das Reiten in den Harnen, wie wir aus der goldenen Wulle im Art. Erz- und Erbämtern bemerkt haben. Außerdem hatte er noch wichtige Obliegenheiten bei den Reichsconventen und

Wahltagen. Der Reichserbmarschall war dem Kurfürsten von Sachsen als Reichserzmarschall subordinirt, und hing daher auf dem Reichselemente von ihm ab, und mußte von demselben Befehl annehmen. In den späteren Zeiten hatte der Reichserbmarschall nicht nöthig in Person bei den Reichsconventen zu erscheinen, im Falle er nicht berufen wurde, was jedoch in vielen Jahren nicht geschah, und nur etwa, wenn ein neues Mitglied des kurfürstlichen oder fürstlichen Collegii introductur werden sollte. Als ein Beispiel seiner persönlichen Anwesenheit wird angeführt, daß er, um dem Einzuge des kaiserlichen Principalcamerarius mit beizuwohnen, im J. 1701 nach Regensburg kam, wo er von dem Stadtmagistrate mit einem Wagen voll Haber, einem Faß Wein, und einigen Fischen beschenkt ward. In Abwesenheit des Reichserbmarschalls vertrat früher Jemand von seiner Familie²⁶⁾ oder doch sein Untermarschall²⁷⁾ seine Stelle. Aber auch dieses ward später nicht mehr für nöthig erachtet; sondern er hielt bei den Reichsconventen bloß eine kleine Kanzlei, welche aus einem Kanzleirath und zwei Caneclissen bestand. Der eigentliche Chef dieser Kanzlei sollte der früher sogenannte Untermarschall, der später Reichsquartiermeister hieß, sein. Aber er pflegte sich schon seit langer Zeit bei seinem Herrn zu Pappenheim auszuhalten, und besah sich eine Wohnung daneben zu beziehen, z. B. als Stadtschreiber, später als Hofrath. Ziel nun bei dem Reichselemente etwas vor, was seine Anwesenheit erforderte, versuchte er sich, so lange es nöthig schien, dahin; sobald begab er sich wieder nach Hause²⁸⁾. Der Untermarschall oder Reichsquartiermeister oder Lieutenant, wie er auch genannt ward, zu dem ein geleiteter, der Rechte, besonders des Staatsrechts, des Ceremoniels und der teutschen Pündel erfahrner Mann genommen wurde, vertrat ordentlich die Stelle, in Allem die Stelle seines Principals, des Erbmarschalls, wenn derselbe abwesend war, oder darin, worin er sich nicht in eigener Person betheiligen wollte; besonders in Mitregulierung des Quartiers- und Polizeiwesens, sowie auch in Ausübung der reichserbmarschallischen Jurisdiction. Als diese Verrichtungen früher häufiger waren, warf es besonders zu Anfang eines Reichstages einige Notharbeiten ab. Der Reichsquartiermeister genoß die gesundtschaftlichen Freiheiten ebenfalls. Der Kanzleirath vertrat die Stelle des abwesenden Reichsquartiermeisters, und führte, da er Zeit ge-

24) Heidenreich (Historia des ehemals Gräflichen, nunmehr Gräflichen Hauses Schwarzburg S. 472) bemerkt Folgendes: Die Grafen zu Schwarzburg haben des Reichserbmarschallamts von dem Kaiser zu Lehen, und führen deshalb einen Kamm und eine Wappgabel in ihrem Wappen, wiewol Gänge dafür hatten, daß die alten Grafen zu Rittersburg bereits dergleichen Anzeichen in ihrem Wappen geführt. Weber in append. art. heraldic. p. 6. Ob nun wol von Ältern der dieses und im Allgemeinen alle Reichsämt ambulatorisch gewesen, und weder gewissen Familien erblich, noch allezeit gewissen Personen verliehen worden sind (Zenzl. Monatl. Unterredungen Jun. J. 1696. S. 644), so ist doch gewiß, daß das Erzstämmeamt den Grafen zu Schwarzburg, und zwar besonders bei kaiserlichen Hain, die mit dem Grafen Philipp im J. 1564 erlosch, eigen gewesen. Dieses Amt sind die Grafen zu Schwarzburg theilhaft, auf Erbschaft des Kaisers, zu Lehen verbunden, ob es gleich dem kurfürstlichen Erzstämmeamt zu nahe stehen möchte. So nach Heidenreich. Von Obigen wird vorgetragen, daß die Fürsten zu Schwarzburg Reichsfürstämter seien; aber es ist unrichtig²⁹⁾, sagt Joh. Jac. Moser (Von dem röm. Kaiser S. 473). 25) In der Urkunde vom J. 1189 bei Leibnitz, Scripta. Rer. Hanov. p. 675. Doch ist nöthig bei dem sparsam stückenden Laufen die Geschichte der Marschälle von Pappenheim sehr schwierig. So sieht v. Euberg (Art. zur Goldenen Wulle S. 211) den Rittersburg Füngertzen, Marschall von J. 1240, als Kaiser T. III. p. 731 für einen teutschen Reichsfürstämter von Calenberg an; aber es war, wie Euberg (Rur. Art. zur Goldenen Wulle S. 276) bemerkt, wol vielmehr ein Hofbeamter des K. Friedrich II. als Königs in Sicilien, und unleidbar aus dem uralten und noch heutigen Tages blühenden Geschlecht der Füngertzen von Palermo.

26) Wiewol die ganze Familie zu dem Erbmarschallamt berechtigt war, so ward doch dieses fast Familienvertrauen von dem Ältesten an natürlichem Alter nach den Jahren, Wochen, Tagen und Stunden vererbt. Wenn der Älteste das Amt nicht abwarten konnte, vertrat es der Nachfolger, der deshalb die Qualität auch mit in seinen Ämt legte. Nicht aber konnte der Älteste von seinen Bettern dazu nehmen, wenn er wollte. Katholische Geistliche konnten dieses Amt nicht versehen, weil aber teutsche Herren und Johanniterritter. 27) Der Ausdruck: Untermarschall, ward nach Beschaffenheit der Umstände auch von dem Reichserbmarschall selbst, auch von seinem Reichsquartiermeister gebraucht. Den Reichserbmarschall nannte man zuweilen auch in Staatsdrucken Reichsmarschall. 28) J. Dietz's Doupproßener über die ersten letzten Hain des Reichstages. v. Reichsquartiermeister. Vol. Joh. Jac. Moser, Von den teutschen Reichstagen. S. 265.

nug dazu hatte, noch eine und die andere Nebenmittels-
correspondenz, um sich etwas damit zu verdienen. Von
den beiden Cancellisten mußte der eine evangelisch und
der andere katholisch sein, worauf die Reichshände, so
gering auch die Verrichtungen der Reichserbmarschall-
amts-cancellisten waren, bestanden²⁹⁾. Ihre Hauptverrich-
tung war, auf Befehl des Reichserbmarschallamts, die
Ansetzung zu Rath zu verfertigen, auch wirklich zu
Rath anzulagen. Der Reichserbmarschall hielt einen
Reichsprofos. Dieser machte bei förmlichen Eingängen, mit
einem Stab in der Hand, den Anfang des Zugs, schlug
die Tafeln, auf welchen die Namen der Principale der
Gesandten standen, vor den Quartieren der Comitialge-
sandten an, verwarnte diejenigen, welche von dem Reichs-
erbmarschallamt gefangen gefest wurden u. s. w. Von
allen diesen Verrichtungen hatte der Reichsprofos sich sei-
ner Kugbarkeit zu erfreuen. Auf allen Fall verlor
seine Stelle der Kangleibote. Die Verrichtungen des
Reichserbmarschalls bei einem angehenden Reichsconvent
waren diese. Er verfügte sich bei Zeiten mit dem Reichs-
quartiermeister nach der Stadt, wo der Reichstag ge-
halten werden sollte, besichtigte das Rathhaus und andere
Häuser und theilte diese in gewisse Classen, unterhan-
delte mit dem Stadtmagistrate wegen der Lebensmittel in
Beziehung auf ihren Preis, trug für die Sicherheit auf
den Landstraßen und in der Stadt hinlängliche Sorge,
ertheilte auch von allem diesem, was ihm sonst als
Reichserbmarschall aufband, beidem, dem Kaiser und dem
Kurfürsten von Sachsen, als Erzmarschall Bericht³⁰⁾.
Bei der Eröffnung des Reichsconvents mittelst der An-
sage zur kaiserlichen Proposition, bei der Propositions-
handlung selbst, und bei der Ansage zu der Dictatur
derselben spielte der Erbmarschall auch seine Geschäfts-
rolle. Ferner darnach, wenn der Reichsconvent im
Gange war, und ein neuer kaiserlicher Principalcommis-
sarius einen öffentlichen Einzug halten wollte, lagen da-
bei dem Reichserbmarschall allerlei Verrichtungen ob,
welche ihre Anerkennung fanden. So z. B. als dieser im
J. 1701 dem Einzuge des kaiserlichen Principalcommis-
sarius des Cardinals von Lamberg beimohnte, wurde von
ihm nicht nur er (der Reichserbmarschall) selbst beehrt,
sondern auch seine Gemahlin erhielt von ihm (dem Car-
dinal) eine goldene Requitute. Wenn ein neuer Kur-
fürst oder Kurfürst, oder ein reichsprälatisches oder gräfliches
Collegialvotum introductum ward, hatte der Reichserbmars-
chall auch zu thun, namentlich dem neu in das fürst-
liche Collegium einzuführenden den Sitz anzuweisen³¹⁾.

29) Die Evangelischen hatten gleiche Rechte mit den Katholi-
schen in Ansehung der Reichs-, Erz- und Erbämter, welche sie bei
der Wahl und Krönung ebenso wol versahen, und von welchen sie
sich eben so gut schreiben, als die Katholischen, denn das Erzmars-
challamt, das Erzkammeramt und das Erzküchenamt, so wie
das Kur-Honorer in Anspruch nahm, ferner das Erbmars-
challamt, hatten Evangelische inne. Vergleiche Job. Jac. Me-
ser. Von den teutschen Reichsregimenten. S. 417. Von denen
teutschen Reichstagsgeschäften. S. 547. 30) Königs. Von
Reichstagen. 1. Th. Cap. 1. §. 20. 31) f. Job. Jac. Me-
ser. Von denen teutschen Reichshänden. S. 131 — 133,
wo unvollständig von der Einführung von Taxis und Schwarz-

Früher hatte der Reichserbmarschall mit dem Rangwesen
der Reichshände viele Arbeit, und bekam deswegen wol
gar halbschreckende Händel. Daher erließ der Kaiser auch
im J. 1664 ein eigenes Decret an den Reichserbmars-
chall, wie er sich in gewissen streitigen Rangkaden ver-
halten sollte. Wenn ein neuankommender Comitialgesand-
ter verlangte, daß das Reichserbmarschallamt ihm zu ei-
nem Quartiere beihilflich sein sollte³²⁾, war dieses dazu
verbunden. Später aber pflegte es nicht damit incommo-
diert zu werden; außer daß es durch den Reichsprofos
die Tafel an das Quartier anschlagen ließ. Weil näm-
lich die Comitialgesandtschaften, wenn sie ankamen, oder
sonst Quartier suchten, dem Reichserbmarschallamt nicht
mehr die Ehre anstund wollten, dasselbe, wie es von Rechts-
wegen sein sollte, darum zu requiriren, und sich also
nicht durch dasselbe einscutiren, noch die Wappen ihrer
höchsten und hohen Principale anschlagen ließen: beküm-
merte man sich auch marschallischerseits nicht darum,
ob sie es theuer oder wohlfeil bezahlten, so lange kein
Esterl darüber entstand. Auch begab das Reichserbmars-
challamt sich dadurch des Einsourirungsrechtes, und des-
sen, was dem anhangig war, nicht, sowie es z. B. auf
die von regensburgischen Bürgern bei dem Reichserbmars-
challamte wider einige Gesandte wegen resistirenden Aus-
zinses, Klumung des Quartiers u. s. w. angebrachten
Beschwerden, seine Gerichtsbarkheit hierin gehörig ausübte,
und solche Verfügungen erließ, wodurch die Kläger flag-
los gestellt wurden³³⁾. Ferner wurde den neuen Regis-
trationssecretarien der fürstlichen Comitialgesandten durch

burg im Jahre 1754 gehandelt und zuletzt Folgendes bemerkt
wird: Der Graf von Pappenheim übernahm zu solchem Ende im
Hinausgehen aus der Hand des Reichsquartiermeisters, dem vorher
ein unweit der Thüre stehender reichserbmarschallischer Cancellist den
Marschallstab überreicht hatte, den Marschallstab, und führte, den-
selben in der Hand führend, nach einigen Worten zurück, und
sich selbst in den Thum, aus welchem er kam, und schwarzbürgerlichen zwei Ge-
sandten folgten ihm auf dem Fuße nach, und er (der Reichserbmars-
chall) führte die neu in das fürstliche Collegium Aufgenommenen an
ihren Ort und wies ihnen den Sitz an. Im J. 1653 wurden die
Benzeln, Gagenberg und Eckstein eine besondere Cotenmündung
durch den Reichserbmarschall eingeführt. Als aber bald darnach
Dietrichstein, Piccolomini und Auerberg introductiert werden sol-
ten, wurde erinnert, daß es bei dergleichen Gelegenheiten solchener
gucken möchte, und wegen der Weite der Einführung eine eigene
Umfrage gehalten. Weil nun aber der Kaiser zu dieser Einführung
einen eigenen Commissarius decretirte, so ließ man es zwar dabei
bewenden, verzichtete jedoch die dabei bestehende Rechte des
Reichserbmarschalls mit Anweisung des Eifers, wie denn bei dem
Einführungsgesetze auch hiezu recurrierten. Perthes ward auch durch
einen kaiserlichen Commissarius und den Reichserbmarschall zugleich
eingeführt. Von den nachher in das fürstliche Collegium aufgenommenen
Fürsten war nie einer in Person zugegen. Daher erkannte der
Kaiser auch keinen Commissarius zur Einführung, sondern der
Reichserbmarschall allein beachte sie in das fürstliche Collegium.
Wenn der älteste Graf von Pappenheim wegen erheblicher Beschin-
denungen nicht selbst bei der Introduction erscheinen konnte, substitu-
ierte er einen seiner Aemtern, und legitimierte ihn durch einen
formlichen Gewalt³⁴⁾ (formlichen Gewaltübertrag) dazu. Vergl. Job.
Jac. Meser. Von denen teutschen Reichshänden. S. 205. 207.
32) Was darüber seit dem J. 1541 geschritten ward, findet sich
bei Job. Jac. Meser. Auctoris Etalarchi. I. Bd. S. 350 ff.
33) f. Feder's St.-G. 54. Th. S. 696 ff. Vergl. Brande,
Von Reichstagen. S. 11.

die reichserbmarschallischen Cancellisten ihr Plaz in dem fürstlichen Collegio angewiesen. So oft Reichsrath gehalten werden sollte, mußte der Reichserbmarschall respectivo in Person, oder durch seine Bedienten, die Ansage dazu verrichten. Drei Arten Plätze hatte der Reichserbmarschall, einen bei dem Acte der kaiserlichen Anordnung, einen, wenn alle drei Reichscollegia sonst versammelt waren, und einen insbesondere im fürstlichen Collegio³⁴⁾. Bei dem Aufrufe zum Vortzen empfing der Reichserbmarschall oder das Directorium agens den Auftrufzettel aus den Händen des Reichsquartiermeisters oder in dessen Abwesenheit aus den Händen eines der reichserbmarschallischen Cancellisten. Wegen der Berechtigung des Reichserbmarschallamts in Jurisdiction³⁵⁾ und Vollzügen bei Reichsconventen hatte das Reichserz- und Erbmarschallamt diesfalls bald mit dem Kaiser³⁶⁾, bald mit den übrigen Reichsstädten und deren Gomitallgefangenen, ferner insbesondere mit der Reichsstadt, in welcher der Reichsconvent gehalten ward, von alten Zeiten her viele Streitigkeiten und zum Theil noch später. Zwischen dem Erbmarschallamt und den Reichsstädten kam im J. 1614 den 26. Oct. (6. Nov.) ein Vergleich über folgende fünf Punkte zu Stande: 1) über das Einführen der bei jeden Reichsversammlungen in den Frei- und Reichsstädten erscheinenden Reichsstände oder der Vorkschafter und Gesandten der Reichsstände und der fremden außerhalb des Reichs gefessenen Potentaten, welches Recht des Einführens als vom Amte des Erbmarschalls abhängig diesem allein verbleiben sollte; 2) über das Begleiten³⁷⁾, Einlogiren und die Vorläufen der Tüben und die Obrigkeit über dieselben, nämlich alle Jurisdiction in Civil- und Criminalsachen, welche der Reichserbmarschall einzig und allein haben und behalten sollte; 3) über die bisher zwischen dem Erbmarschallamt und den Reichsstädten streitigen Jurisdictionalia, von welchen der Reichserbmarschall die Jurisdiction in Civilsachen über die Diener und das Gefinde der Reichsstände oder der Gesandten derselben, sowie der fremden und

außer dem Reiche gefessenen Potentaten, oder ihrer Vorkschafter, mochten die Diener und das Gefinde unter und wider einander selbst, oder andere, der Jurisdiction der Stadt Unterworfenen wider sie zu klagen haben, ganz und allein haben und behalten sollte; jedoch mit Ausschließung einiger von der Anordnung verfallenden Streitigkeiten, wegen welcher Verordnete der Frei- und Reichsstädte zur Erkenntnis und Entscheidung allem Vorkommen nach, mit niedergelegt werden sollten; die Criminaljurisdiction sollte der Reichserbmarschall über die Diener und das Gefinde der Stände und der Gesandten derselben haben und ausüben berechtigt sein, doch unter gewissen³⁸⁾ Beschränkungen, wenn es eine Sache zwischen dem Gefinde und einem Bürger betrafte; 4) bestimmte der genannte Vergleich, daß die bei jedem Reichstage notwendige Anordnung durch den kaiserlichen Hofmarschall, die kaiserlichen Räte, sammt dem Reichserbmarschall und dem Zutun der hierzu Verordneten der Stadt, in welcher der Reichstag gehalten ward, verglichen, gemacht und ausgefertigt werden sollte; 5) daß der Reichserbmarschall, der zwar nicht begreife die bestellten Wachen und Schlüssel der Stadt zu den Thoren sie sich selbst und wegen des Reichserbmarschallamts anzunehmen, doch Bericht, wenn der Kaiser solchen verlange, von den Verordneten der Stadt einholen sollte; 6) wurde die bisher bei den Reichstagen fristig gewesene Begleitung der Stände, wie auch der malselichen Personen wegen dahin verglichen, daß der Reichserbmarschall sich dessen hinfür nicht mehr anzunehmen oder unterziehen, dies jedoch ihm an seiner Obrigkeit und untergeordnet nichts präjudicialen sollte; 7) im Betreff der Befestigung der Rathshäuser, der Wege und Stäge der Erie, wo der Reichstag zu halten war, erklärte der Reichserbmarschall, daß er nur wohlmeinende Erinnerung zu thun, nichts aber zu befehlen begreite; 8) sollte die Stadtoberkeit Vorsozge thun, daß Personen, welche von infamirten Orten sich einschleichen wollten, nicht eingelassen würden. Kurfürsten als Erzmarschallamt ratificirte diesen Vergleich den 26. Oct. (6. Nov.) 1614³⁹⁾, und der Kaiser bestätigte denselben den 18. Febr. 1616. Später wurde darüber gestritten, ob dieser Vergleich nur für die Reichsstädte, oder aber auch für die beiden höheren Reichscollegia verbindlich sei. Nicht minder erhob sich zwischen dem Reichserbmarschall und den Reichsstädten ein Streit, ob der Vergleich vom J. 1614 auf den langwierigen Reichstag, der seit 1663 wahrte, anwendbar sei. Nämlich im J. 1711 verlangte der Reichserbmarschall, daß die Stadt Regensburg nach dem Tode des Kaisers wieder 1000 fl. bezahlen sollte, die Stadt war aber nicht dazu zu bringen, und ebenso wenig die Stadt Augsburg, als im J. 1713 der Reichstag dahin verlegt ward. Bei Gelegenheit dieses Streites ließ sich der Reichserbmarschall ein rechtliches Gutachten von der Juristenfacultät zu

34) f. Joh. Jac. Roser's Staatsrecht a. a. D. 35) f. die oben von uns angeführte Schrift von Berni; ferner Kuhn (Jo. Ant.), Diss. de Jurisdictione Marschallorum in S. Rom. Imp. (Erlang. 1738. 4.) Krausitz (Joh. Godofr.) über Fleischer (Jo. Goth.), Diss. de Jurisdictione in Legatos Status eorumque comites S. Rom. Imp. Archi-Marschalle, in Comitibus competente. (Wittbrunn 1746. 4.) Cernoni (Jac.), Diss. de Juribus Legatorum, specialim de Jurisdictione in Legatos eorumque comites (Domisignus) praesentim Status S. I. Rom. Geru. Resp. Auctore. Amadno Christiano Dorn. (Rostock oder Jena 1756. 4.) 36) Im Betreff der reichserbmarschallischen Angelegenheiten hat Joh. Jac. Roser (Von denen trutzlichen Reichstagen. 1. Th. S. 275—281) einen Auszug aus den Reichsdekreten, Protokollen gegeben. 37) Die Bedeutung bei im Betreff vom J. 1614 vorkommenden Begriffen der Tüben ergibt sich aus dem Hofkammerprotokoll vom 4. Oct. 1590: Prime praetendit Mariscalcus Imperii, quod ex jure competentis ipse solus habet potestatem in Judicio ad Comitibus Imperii confluente, ita ut possit ex eorum Conductum recedere, et eos delinquentes multare etc. Das Weitere dieses merkwürdigen Protokolls vom 4. Oct. 1550 f. Joh. Jac. Roser, Von denen trutzlichen Reichstagen. 1. Th. S. 277—279.

38) f. das Nähere bei Joh. Jac. Roser a. a. D. S. 269. 39) f. die Urkunde bei v. Kötter, Erbkaiser. der päpst. Bull. 2. Th. S. 844, und im Auszuge bei Joh. Jac. Roser a. a. D. 267—273.

halle ausstellen“). Als der Reichstag im J. 1714 zu Augsburg gehalten ward, gab es wegen der Vergeleitung der Juden Streit, und Kurfürsten als Erzmarschallamt that einen Spruch in dieser Sache. Ein Gleiches geschah im J. 1721 zu Regensburg. Als im J. 1721 der Reichs-erzmarschall der Stadt ein Pro Memoria wegen der im J. 1714 bedungenen 1000 Fl. und der Vergeleitung der Juden“). Die beträchtlichen Kosten, welche der Reichserzmarschall auf den Reichstagen hatte, machten es natürlich, daß er einen Kostenbeitrag für sich verlangte. Nicht gehörig ins Licht gestellt ist, ob im J. 1677 alle drei Reichscollegia den Erben des Reichserzmarschalls, nämlich des Grafen Philipp von Pappenheim, in Ansehung der von ihm aufgewandten Unkosten einen Beitrag bewilligt haben. Aber mehr Licht gewährt das Commissionsdecret vom 18. Dec. 1753, durch welches der Kaiser dem Reiche folgendes zu erkennen gab: Der Reichserzmarschall, Graf von Pappenheim, habe ihm vorgestellt, daß seine Vorfahren in älteren Zeiten zur Bestreitung der großen Unkosten, welche das Erbmarschallamt auf Reichstagen und sonst habe, verschiedene ansehnliche Emolumente genossen hätten; es sei aber von denselben jezt her alles abgenommen. Der damalige Reichstag daure schon seit 1663. Er (der Erbmarschall) müsse eine eigene Marschallskanzlei, nebst dem Reichsquartiermeister am Orte des Reichstages selbst auf eigene Kosten unterhalten, und habe bei den bald auf einander folgenden Wahlen und Krönungen so große Aufgaben gehabt, daß er in eine sehr beträchtliche Schuldenlast versallen, und in der größten Verlegenheit sei, wie er das Reichserbmarschallamt ohne gänzlichen weiteren Ruin seiner Familie unterhalten könne. Bereits im J. 1741 und 1745 habe er diese seine betrübten Umstände dem kurfürstlichen Collegio vorgestellt. Dieses habe solche anerkannt, und zugestagt, daß es auf die bestmögliche Weise befördern wolle, was zu seiner Subvenzion bei den bekannten schweren Unkosten ersprießlich sein möchte. Kurfürsten als Erzmarschall finde auch in der Billigkeit begründet, daß ihm (dem Erzmarschall) eine Bewilligung geschehen möchte. Der Kaiser hoffe also, man werde ihm (dem Erbmarschall) für die so vieljährig übertragene reichserbmarschallamtliche Würde und Verdienungen pro praeterito wenigstens zwei Römerrnate bewilligen. Dieses geschah auch endlich den 3. Aug. 1767. Doch klagte der Erbmarschall nachher über schlechte Zahlung. Besonders auch viel Streit und Unannehmlichkeiten wegen der Jurisdiction“), über die gesandtschaftlichen Bedienten, welche

in den Reichsstädten Handel anfangen, hatte das Erzmarschallamt mit diesen Städten, namentlich mit Regensburg“).

In Betreff der Vorbereitungen, welche der Erzmarschall und der Erbmarschall zu dem Wahlconvent machen mußte, bemerken wir folgendes. Kurfürsten, als Reichserzmarschall, verlangte von der Wahlstadt, daß sie dem Reichserbmarschall, oder dessen Reichsquartiermeister, keinen Eintrag oder Hinderung, sondern vielmehr alle mögliche Beförderung thun und anweisen, Vorbereitungen und eine leidliche Care über Proviant, Fütterung und allerhand andere Bedürfnisse machen, und wegen des Unterkommens gebührende Verordnungen thun sollten u. s. w. Der Reichserbmarschall schrieb an die Stadt: sie möchte sich nach dem ihm beschienenen Auftrage richten, und die nöthige Vorforge auf die seinem Erbante hierbei zukommenden Veranlassungen tragen, auch weder für sich selbst etwas thun, oder anderen zu verbieten gestatten; was den erz- oder erbmarschallischen Gerechtsamen und Befugnissen zuwider wäre; vielmehr, wenn Jemand um Quartier sich angemeldet hätte, oder ferner angeben würde, dieselben auf die ehefte Ankunft des Reichsquartiermeisters verweisen u. s. w., besonders aber der Bürgerschaft verbieten, daß sie sich aller Vermehrung ihrer Häuser zu enthalten, und ohne Anfrage, Vorwissen oder Erlaubnis, mit Niemand deswegen verbindlich einzulassen hätte; inbem die Kurfürsten, die deren Hauptquartieren nachgelegene und sonst vor alten Zeiten zu demselben Districte gehörige Wohnungen und Häuser striete beibehalten wissen wollten u. s. w. Der Kurfürst zu Sachsen beorderte ferner den Reichserbmarschall, er solle 1) die bei dergleichen bei vorigen Wahltagen vormals gehaltenen Acten ungefäumt aufsuchen, und was sich bei demselben gebühre, nachsehen lassen; 2) solle er sich entweder fürderlich in Person in die Wahlstadt begeben, oder seinen Reichsquartiermeister, zu dem er auf den Fall, wenn noch keiner vorhanden wäre, einen geeigneten tüchtigen und qualificirten, auch der Sachen kundigen Mann ungefäumt annehmen, dahin abfertigen, und demselben befehlen, stets alda zu verbleiben und zu erwarten, wor wegen der Kurfürsten sich bei ihm anmelden und um Quartier ansuchen möchte, sich dieselbsten gebührend und willig zu bezeigen, bei der künftig dahin kommenden kurfürstlichen Gesandtschaft sich anzustellen, in vorkommenden Dingen bei denselben sich Rath und Bescheid zu erholen, und womöglich auch Kurfürsten zu beirathen: ob und wer um Quartier angeht? welcher Kurfürst in Person oder durch Gesandte zu erscheinen

40) f. Staatskanzlei. 40. Th. S. 672. 41) Wie es nachher mit den Juden gehalten ward, findet sich vollständig bei Grander, Von Reichstagen. S. 15. 42) Das Reichserbmarschallamt, oder nach andern Reichsten, unter dessen Namen, die kurfürstliche Comitialgesandtschaft gab im Jahre 1729 heraus: Gröndlicher Bericht der des Heiligen Römischen Reichs Erbmarschallamt, Namens Jero. Rappert, Majestät und des Heil. Röm. Reichs, dann des hohen Erz-Marschallamts, und also Jero. Seb.-Ferd. Imperator, auf Reichs-, Wahl- und Krönungstagen über deren Reichstagen und deren Gesandtschaften, Bedienten und Dome-

nigen in Civilibus et Criminalibus competierenden Jurisdiction, von Reichs-Erb-Marschallamts wegen aufgesetzt, aus der Historie und Verfassung des Heil. Röm. Reichs documentirt, in öffentlichen Druck gebracht. Com adjunctis sub Lit. A. B. C. D. K. et F.; findet sich bei Joh. Jac. Moser, Teutsches Staatsrecht. 45. Th. S. 419 fg. und in dessen Reichsname. 5. Th. S. 153 und in der Europ. Staatskanzlei. 54. Th. S. 610. 55. Th. S. 484. 56. Th. S. 584. 57. Th. S. 640.

43) f. das Röhre bei Joh. Jac. Moser, Von denen teutscher Reichstagen. S. 282 — 299.

sich vermerken lasse? auch die Fournierzettel, wenn er welche von ihnen erlangen könne, mit zu überschiden u. s. w. Das Einlogiren gab zu verschiedenen Bedränglichkeiten Veranlassung. So z. B. machte im J. 1741 das Quartier, welches die Königin von Ungarn für Kurböhmern verlangte, das Erzmarschallamt aber nicht verwilligen wollte, von ihrer Gefandtschaft aber dennoch bezogen ward, bis zur Abreise dieser Gefandtschaft vielen Verdruß⁴⁴⁾. Als im J. 1741 die königlich-französischen und spanischen Botschafter sich bei dem Stadtmagistrate um Quartier meldeten, der Reichsquartiermeister aber darauf beharrte, daß alle fremden Gefandten mit dergleichen Besuch an Kurfürsten verwiesen werden sollten, gab der Magistrat jenen an die Hand, daß sie an Kurfürsten, oder dessen Premierminister schreiben möchten, damit dem Reichsquartiermeister die schleunige Dürre erteilt werden möge, ihnen die befügten Quartiere ohne Verzögerung anzuweisen. Als sich im J. 1745 ein französischer Minister ohne Erlaubnis des Reichserbmarschallamts, in dem böhmischen Gefandtschaftsdistrikt einlogirt hatte, deutete das genannte Amt, um seine Rechte zu wahren, dem Besizer des Hauses an, daß er auf allen Fall Platz schaffen müßte. Doch sah man ihm im Ubrigen durch die Finger. Vielerlei Deputationen wurden aus den Magistratspersonen und Syndicis angeordnet, welche entweder überhaupt für die Anstalten des Stadtmagistrats sorgen, oder dem Reichserbmarschallamt mit Einschüßung der Kurfürsten und der Gefandten derselben an die Hand geben, oder die Kurfürsten und Ambassadors, welche öffentliche Einzüge halten wollten, einholen, oder andere Bewillkommungs- und dergleichen Ceremonien versehen, oder bei dem Aufzügen des kurfürstlichen Collegii aufwarten sollten u. s. w. Bei den Einzügen der Kurfürsten in die Wahlstadt holte der Reichserbmarschall den Kurfürsten ausserhalb der Stadt ein, näher gegen die Stadt hin geschah es durch Deputirte von der Stadt. Bei dem Zuge kam 1) die der Stadt Angehörigen; 2) der Reichserbmarschall mit seinem Gefolge; 3) der Kurfürst mit seinem Hofstaate. Kurfürsten, als Erzmarschall, pflegte eine Schweizergarde an den Wohlsitz zu schicken, um sich derselben bei dem Stadteverpflichtung, sowie auch bei dem Wahl- und Krönungsacte zu bedienen. Den Tag vor jeder Session schickte Kurmainz durch einen Cancellisten dem Reichserbmarschall die schriftliche Anweisung, zu Rath anzuliegen⁴⁵⁾. Zu den in Person anwesenden Kurfürsten fuhr der Reichserbmarschall selbst, und fogte ihnen zu Rath an. Bei den Gefandten verrichtete es der Reichsquartiermeister. Den Legationssecretarien aber ward es durch den Reichsfournier angedeutet. Bei dem Empfange zur jedesmaligen Conferenz empfing der Reichserbmarschall die Kurfürsten in Person am Wagen, und begleitete sie wieder dahin. Die Gefandten aber empfing er auf der Stiege (Treppe), etwa 12 Stufen von Oben, und begleitete sie wieder da-

hin. So lange das kurfürstliche Collegium in dem Conferenzzimmer versammelt war, hielten sich der Reichserbmarschall, der Reichsquartiermeister und die Rathbedienten vor dem Conferenzzimmer, und in dessen Gegend auf. Ob die Anzüge zur Dictatur durch Kurmainz oder durch das Reichserbmarschallamt geschieden sollte, über diese Frage ging es nicht ohne Streit ab, jedoch war es üblich, daß Kurmainz dem Erbmarschallamt einen Zettel zuschickte, zur Dictatur anzuliegen, worauf dieses die Anzüge verrichtete. Während des Wohlsitzes ließ Kurfürsten als Erzmarschall, mit Zuziehung des Reichserbmarschalls, des Reichsquartiermeisters und einiger Deputirten des Rathes der Stadt eine Polizei- und Vorordnung ausfehen. Diese handelte vom Friedhalten und Bescheidenheit, Nummern und Schlägereien, Verhütung des Feuergefahr und Verhalten bei der Entsehung derselben, von herrenlosen Personen, Fremden, Betragen der Gassen und Wirthe, Laxe der Wohlsitzen, Quartiere, Betten, Ställe, Verkauf, Viehtualien- und Naturalienkauf, Streuligkeiten zwischen Gassen und Wirthen, Traggeldern und Eohnluthen, Kaltern u. s. w., Reinlichkeit der Straßen u. s. w. Das kaiserliche Hofmarschallamt und andere durften dem Reichserbmarschallamt hiezu nicht eingreifen. Aus dem Acte des im J. 1742 dem kurfürstlichen Collegio von der Wahlstadt Frankfurt geleisteten Eides- heitbeides bemerken wir hier. Als der Tag zur Pflichtleistung herannahete, ward am Abend zuvor aus der mairzer Kanaele der gewöhnliche Anzugezettel dem Reichserbmarschall durch einen Ganceiffen überbracht. Am Tage selbst (den 20. Jan. 1742) fuhrn sämtliche Wahlgesandte zu bestimmter Stunde, 9 Uhr auf den Römer, und versammelten sich dafelbst in dem gewöhnlichen Conferenzzimmer. Einige Zeit nachher kamen die ersten Gefandten, welchen der Reichserbmarschall mit dem Marschallstabe vorging, in ihrer Ordnung, deren Cavaliers aber pöle melle auf den sogenannten großen Sal u. s. w.⁴⁶⁾. Aus dem Acte des solennen Empfanges und des Einzuges des Neuwahlten in die Wahlstadt vom 25. Sept. 1745 heben wir Folgendes aus. Die forderfamste diesfällige Beforgung ward dem Reichserbmarschallamt und ferner den kurfürstlichen und gefandtschaftlichen Marschall, und Stallämtern mit Zuziehung der Deputirten des Stadtmagistrats aufgegeben. Nach Beschreibung⁴⁷⁾ des Einzuges des römischen Königs heist es im Betreff der Ordnung des Zuges in die St. Bartholomäuswahlkirche: 1) gingen zwei römische königliche Herolde mit ihren Wappen und Stäben; 2) der Reichserbthürhüter, Graf von Werthern; 3) die kurbairnschweizerischen und kurfürstlichen ersten Gefandten; 4) die kurböhmischen und kurbairischen ersten Gefandten; 5) der kurtürnische erste Gefandte; 6) der Reichserbmarschall, Graf von Pappenheim, mit dem bloßen Schwerte; 7) der römische König, welchem der Kurfürst zu Mainz zur rechten, und der kurbairische erste Gefandte zur linken Seite gingen. In der weiteren Be-

44) f. das Nähere bei Demselben, Zuzüge zu dessen leutlichem Staatsrecht. 1. Th. S. 210 fg. 45) Wahlstat. R. Franz. S. 164. 175. 176.

46) f. Joh. Jac. Moser, Von dem römischen Kaiser. S. 220. 47) f. Demselben a. a. O. S. 493—499.

Schreibung des freieren Verlaufs heißt es: auf inwendig gegebenes Zeichen wurde die Thüre des Conclaves von dem Reichserbmarschall, dem Grafen von Pappenheim, eröffnet; da dann die künftigen Ober- und Marschälle, welche vor der Thüre stehen geblieben, so gleich die Schwertier umkehrten, daß die Spitze unter sich zu stehen kam. Was dem Reichserbmarschall bei der Kaiserkrönung oblag, haben wir mit dem, was die übrigen Beamten zu thun hatten, im Zusammenhange im Art. Erz- und Erbhäuter angegehen.

Schließlich müssen wir von der Kaiserin Erzmarschall noch handeln. Es war der Abt und Fürst zu Kempten. Über den Ursprung dieses Rechts schwebt das Dunkel der Ungewißheit, und von dessen Berechtigungen wird in Beziehung auf die früheren Zeiten nichts Sicheres gefunden. Dem genannten Abte ward auch der Erzmarschallstitel lange nicht gegeben, bis endlich Kaiser Leopold im denselben im Jahre 1683 wieder auf das Neue beilegte. In dem kaiserlichen Rescript vom 18. Oct. 1683 wird bemerkt, daß von undenklichen Jahren her die jeweiligen Äbte des fürstlichen Stiftes Kempten sich einer jedesmal regierenden römischen Kaiserin Erzmarschällen (Erzmarschälle) schreiben, auch ihnen solcher Titel von wohlverordneten Kaiserinnen aus deren Kanzleien befristig gegeben worden, und noch werde. Der Kaiser habe deshalb dem Abte Ruprecht und seinen Nachfolgern den Titel und die Prærogative des Erzmarschalls einer jedesmal regierenden kaiserlichen Gemahlin concedirt und befristigt, und allen seinen Kanzleien anbefohlen, daß auch sie den Titel geben, der Kaiser fordert eine gleiche Verordnung von den Ständen des schwäbischen Kreises in Beziehung auf ihre Kanzleien⁴⁸⁾. Der Abt zu Kempten verlangte in Kraft alter und neuer kaiserlicher Gnadenbriefe, sein Amt bei der Krönung der Kaiserin durch Mitdarreichung des Scepters zu versehen⁴⁹⁾. Namentlich daß er dieses Verlangen in einem an das kaiserliche Collegium im J. 1742 gerichteten Pro Memoria, in welchem es heißt: „Gleichwie ein jeweiliger Fürst von Kempten, nach Ausweis der vorhandenen Original-Diplomaten und Anteaكتورum, bei dem Krönungs-Acte einer römischen Kaiserin das Amt eines Erzmarschalls mit Darreichung der Krönungsinsignien zu verrichten hat; also besteht dieses immediatum Ministerium, oder ergantliche Verrichtung und Ration hauptsächlich darin, daß so oft die römische Kaiserin durante actu Coronationis den Scepter ablegt, oder zu Händen nimmt, solcher von dem Fürsten von Kempten unmittelbar abzunehmen, oder dahin zu reichen sie. In einem gewissen Gutachten über dieses letztere sieh es: Mit Reichung und Abnehmung des Scepters scheint es diversimodo gehalten worden zu sein. Der Fürst von Kempten dankte im Jahre 1742 dem Kaiser in einem Memorial, daß er zur Krönung

der Kaiserin erfordert worden, und bat, daß der Kaiser nicht nur die diesfalls hergebrachten Privilegien seines Stiftes beistehen, sondern auch die Verfügung, erlassen möchte, damit er (der Abt) bei dem bevorstehenden Krönungsacte in persönlicher Ausübung der Verrichtung, seines Erzmarschallamtes nicht beeinträchtigt, oder an dem Genuße so beschaffener Gnadenverleihung auf einige Weise gehindert werden möge⁵⁰⁾. In dem Directorium⁵¹⁾ zur Krönung der Kaiserin Maria Theresia vom J. 1742 ist bemerkt, daß die kaiserliche Krone, der Scepter und Reichsapfel von dem Nebenische durch den Director Ceremoniarum genommen, sofort den Fürsten von Sulda und Kempten respective überreicht und von denselben dem Consecrator zugestellt worden, und weiter unten, daß der Kaiserin durch den Fürsten und Abt zu Sulda die Krone, und durch den Fürsten und Abt zu Kempten der Scepter und Reichsapfel unmittelbar wieder abgenommen werden. Noch weiter unten wird gesagt: „Die übrigen Insignia aber, als Reichsapfel und Scepter, haltet der Herr Fürst zu Kempten in Händen, bis einige Zeit nach der Communion.“ Im J. 1653 gab der Bischof von Regensburg der Kaiserin den Scepter, hernach gab sie ihn dem Abt von Sulda, der ihn dem Bischof von Regensburg wieder zustellte. Im J. 1690 gab Kurtrier und Kurköln dem Consecrator den Reichsapfel und den Scepter. Die Kaiserin gab sie auch ihnen zurück, und sie legten sie auf das Altzeichen bei dem Altare, und gaben sie ihr hernach zweimal wieder⁵²⁾. Der Abt von Kempten ward also nicht regelmäßig zu seiner Amtsverrichtung gezogen. Sein Erzmarschallamt litt auch dadurch an Wirklosigkeit, daß er keinen Untermarschall hatte, sondern die Marschalldienste mit dem Marschallkabe bei den Krönungen der Kaiserin, der Reichserbmarschall, der Graf von Pappenheim, versah.

(Ferdinand Wachtler.)

ERZ- UND ERBSCHATZMEISTER¹⁾ bekleideten erst in neuerer Zeit errichtete Ämter. Das Erbschatzmeisteramt ward nämlich nach dem westfälischen Frieden eingeführt, damit die für Pfalz errichtete achte Kur auch ein Erzamt haben sollte. Von der wirklichen Vermaltung des Reichsschatzes konnte dabei nicht die Rede sein, denn das Reich hatte keinen²⁾. Zum Wappen ward Anfangs ein Schlüssel vorgeschlagen, aber es wurde statt dessen

50) Die von dem Abte zu Kempten den 7. März 1742 übergebene Vorstellung wegen der ihm bei der Krönung verweigerten Mitdarreichung des Scepters findet sich in der Kaiserin Krönungsbildung vom J. 1778. Weil. C. 6, und des Kaisers unter demselben Datum dem Abte von Kempten ertheiltes Salvatorium ebenfalls Weil. C. 8. 51) Bei Joh. Jac. Moser, Von dem römischen Kaiser. Cap. 11. Kaiserin. S. 648. 649. 52) König's Theater. Cerem. P. I. p. 1203.

1) Über den ersten handeln: Goebel (Joh. Wink. de), (Archiv-Officium S. R. I. origine et Archi-Thesaurario, (Pav. nover 1710. S. 149) 1735. 4.) Hackmann (Fried. Aug.), (De Germania Imperii Archi-Thesaurario, (Stimberg 1711. 4.) Joachim (Friedr. Aug.), (Abhandlung von dem Erbschatzmeisteramt im heil. röm. Reiche (Halle 1742. 4.) und in seinen Vermisch. Zumer. I. 26. S. 27 ff. 2) Hgl. Joh. Jac. Moser, Von dem römischen Kaiser. S. 434.

48) f. das kaiserliche Rescript des Dmselfelben v. a. D. S. 663. 664. 49) f. die Abhandlung von F. G. v. Barchhaus, genannt v. Biehlharten, De Archimarschallo Augustae Imperatricis (Narb. 1748).

die kaiserliche Krone beliebt, welches Wappen sich auf die Vortragung derselben bei feierlichen Gelegenheiten bezieht; weshalb auch die Erbschatzmeister zum Amtswappen in einem rothen Schilde die goldene kaiserliche Krone, und auf einem Helme ein rothes Rissen mit goldenen Quallen und mit auf ihm ruhender Kaiserkrone führten. Besonders merkwürdig ist das Erbschatzmeisteramt wegen des Streites geworden, welchen Kurpfalz und Kurbraunschweig darüber führten. Als nämlich der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den 29. April 1706 in die Acht erklärt worden war, ward der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz den 23. Jan. 1708 feierlich mit dem fünften Kur belehnt, und so kam das Erbschatzmeisteramt wieder an den Kurfürsten von der Pfalz, und dieser verließ nun das Erbschatzmeisteramt. Kurbraunschweig, welchem es an einem Erzamt festlie, ward im J. 1710 durch einen Reichsschluß das Erbschatzmeisteramt beigelegt. Zu Folge des bairischen Friedens mußte Kurpfalz jedoch das Erbschatzmeisteramt wieder an Baiern abgeben, und es nahm also, wie vorher, seinen Platz, das verlassene Erbschatzmeisteramt wieder, auf welches aber auch Kurbraunschweig nicht verzichtete¹⁾. Da ein römischer König, der zugleich Kurfürst war, sein Erzamt ruhen ließ, so hätte im J. 1742, wo der Kurfürst von Baiern als Karl VII. die Kaiserkrone empfing, das Erbschatzmeisteramt ruhen müssen. Aber Kurpfalz verwarf sein ehemaliges Erbschatzmeisteramt, und überließ dagegen die Verrichtungen des Erbschatzmeisteramts an Kurbraunschweig. Im J. 1745 wollte Kurpfalz an der Wahl und Krönung des Kaisers Franz I. gar keinen Antheil nehmen. Daher stellte die kurbraunschweigliche Gefandtschaft dem kurfürstlichen Collegio in einem Pro Memoria vor: Man verzie in dem Fall, da Kurpfalz bei der vorstehenden Krönung sein Amt nicht verrichten wolle, folglich könne es auch nicht einmal durch das Erbschatzmeisteramt vertreten werden²⁾, indem dieses nur die Stelle eines ex causa legalit abwesenden Reichserzamentes ex commissione legis und seines vorgelegten Kurfürsten verleihe, und diesen Kurfürsten repräsentire, welcher Commission und Repräsentation dormalen aber weder von Kurpfalz dem Erbschatzmeisteramt ertheilt, oder auch nur, daß es mit dem ganzen Ate nicht zu thun haben wolle, gestattet werden werte, noch von dem kurfürstlichen Collegio, bei der vorstehenden kurfürstlichen Abwesenheit und Trennung, nachgegeben werden könnte; und doch könnte nun dieses Umstandes willen das dem Kaiser bei seiner Krönung gebührende Ceremoniale keineswegs unterbleiben. Da nun, so lange kein anständiges Erzamt für Kurbraunschweig ausgesunken sei, dieses Kurfürstenthum, aus den bekannten Reichsschlüssen, so

oft Kurpfalz das Erbschatzmeisteramt nicht versehen wolle, oder könne, müßte sich eine Quallion oder Baranz des besagten Erzamentes ereigne, an dasselbe ein unfertiges Jus quæsitum habe; so sei Kurbraunschweig besetzt, in diese ledige Stelle so lange einzutreten, bis dieselbe durch Kurpfalz wieder versehen werden wolle oder könne. Das kurfürstliche Collegium werde also dormalen die Verwaltung dieses Erzamentes um so mehr angesehen, als, aus königlichem³⁾ Befehl, hiermit nochmals bezeugt werde, daß man nichts für Kurpfalz Nachtheiliges intendire, sondern wohl gefehen lassen könne, daß dessen Jura per Conclum Collegii dessen vermahnt werden; daß man auch in künftigen Fällen den diesseitigen Versicherungen um so lieber nachgeben werde, als man zuversichtlich hoffe, das kurfürstliche Collegium werde unversüßig darauf bedacht sein, und nachdrücklich mit Hand anlegen, damit inzwischen für Kurbraunschweig ein allerselbst anständiges Erzamt ausgesunden, und von dem Kaiser und dem gesammten Reiche beliebt werden möge. Darauf ward den 27. Sept. (1745) beschloffen, daß mit ausdrücklichem Vorbehalte des Erbschatzmeisteramts des kurpfälzischen Pfalz, sohan auch der bekannten Unabhängigkeit und Verrichtungen, auf den Fall kurfürstlicher Abwesenheit, solche Verrichtung des Erbschatzmeisteramts bei der bevorstehenden Kaiserkrönung von der kurbraunschweigischen Hofschafft, unter den von derselben selbst erklärten Bedingungen, dieweil, ohne einige Consequenz verrichtet werden möge. Ungachtet der Krowe, welche Kurbraunschweig ausstellte, setzte es doch das Erbschatzmeisteramt in seine Titulatur, so daß sich also beide, der Kurfürst von der Pfalz und der König von Großbritannien, als Kurfürst von Hannover Erbschatzmeister nannten. Als Kurpfalz zu Folge des westfälischen Friedens das Erbschatzmeisteramt erhalten hatte, belehnte es im J. 1633 die Grafen Ludwig und Hans Joachim von Sinsendorf für sich und ihrer beiden Brüder, und ihrer allerseits edeliche Lehnsmannschensden mit dem Erbschatzmeisteramt. Hierbei ward eine ausführliche Verordnung festgesetzt, wie dieses Amt jedesmal verwaltet sollte. Aber es mußten sich die Grafen durch einen Krowe verbindlich machen, daß sie sich vor dem nächsten Reichstage unmittelbare Güter im Reiche anschaffen wollten, damit sie das Erbschatzmeisteramt mit Würdigkeit vertreten könnten. Darauf brachte Graf Theodor das Burggrafthum Reineck an sich, und erhielt dieweigen Sitz und Stimme im kurbheinischen Kreise. Nun ließ Kurpfalz im J. 1689 Resolution ergehen, daß, weil er die Prostanta prästirt, ihm auch die Vertretung des Erbamts salvo de reliquo Successionis ordine, vor demjenigen gebühre, die sich noch nicht auf solche Weise qualifizirt hätten. Nichtsdestoweniger stritten die Grafen von Sinsendorf doch noch unter sich selbst. Daher ließ der Kurfürst von Braunschweig-Hannover als damaliger Reichserbschatzmeister den 9. Juni 1711 den Beschcheid ergehen 1) Graf Philipp Ludwig solle das Amt vertreten; 2)

1) In dem Gang dieser Streitigkeiten im Art. Kra- und Erbmeister, 4) Kaiser (Rom vom Kaiser, S. 341) merkt dabei an, daß dem kurbraunschweigischen Stände, ein aus seiner rechtmäßigen Ursache abwesendes Erzamt könne nicht durch das Erzamt ersetzt werden, entgegenstehende, daß der Reichsbedienstete (seine Amtsverrichtung doch versehen habe, obgleich Kurbraunschweig eben so wie als Kurpfalz sich von der Krönung des Kaisers Franz I. absetzte, so ein Verbot an das Erzamt hatte gegen lassen.

5) Nämlich auf Befehl des englischen Königs, der Kurfürst von Hannover war.

hüßig sollte allemal die im Lehnbriefe vom 1633 gefestigte Ordnung, auf diese Weise beobachtet werden, daß a) nur die fröhdliche und erbkünftliche Linie mit einander alterniren, und b) die Defendenten der ersten Acquisitionen vor den Colateralen den Vorrang haben; 3) weil aber der Wohlstand und die Würde des Erbamtis, sowie auch der im J. 1633 aufgestellte Nexus es erfordern, und ferner bei den übrigen Erbdienern hergebracht ist, daß sie mit unmittelbaren Reichsgütern angeheften seien, so haben diejenigen, welche dieses Lehens fähig sein wollen, sich dergleichen reichsunmittelbare Güter innerhalb zehn Jahren oder höchstens binnen der Zeit, da sich ein abermaliger Lebensfall zutragen würde, anzuschaffen, oder zu gewürdigen, daß sie zu der Ausübung des Erbpfandmeistertums nicht zugelassen würden¹⁾. Dies sind die Bestimmungen des Befehdes des Erbpfandmeisters vom 9. Juni 1711²⁾. (Ferd. Wächter.)

ERZ- und ERBSCHIENKEN¹⁾. Der Erzschenk des römischen Reichs hieß Anfangs bloß Schenke des Reichs, und im Besitze des Amtes finden wir bei Albert von Stade und im Schachenspiel den König von Böhmen, mit der Bemerkung, daß er nicht wählte, oder seine Kur habe, weil er kein Leuzfähr sei. Über die Zeit, welcher die verschiedenen Rekruten des Schwabenspiegels, von welchen ein Theil den König von Böhmen, der andere den Herzog von Baiern nennen, zu setzen sind, haben wir im Art. Erz- und Erbämter gehandelt, und daselbst auch Beispiele angeführt, wie der König von Böhmen sein Schenkennamt ausübte, indem er den ersten Bedier dem römischen Könige oder Kaiser darreichte. Die goldene Bulle sicherte dem Könige von Böhmen das Erzschenkennamt für immer, und zwar in Verbindung mit der ersten weltlichen Kur. Die der goldenen Bulle angefügten Satzungen von Ausübung des Erz- und Erbschenkennamts und der andern Erz- und Erbämter haben wir im Art. Erz- und Erbämter ausgehoben. Hier bemerken wir noch aus dem IV. Tit. d. S. B., welche Freiheit der König aus dem Böhmen haben sollte, indem Folgendes bemerkt wird: Wenn man einen kaiserlichen Hof begehrt, so soll der Markgraf von Brandenburg dem römischen Kaiser oder König das Handwaffner reichen und geben. Den ersten Trunk aber der König von Böhmen, welchen er jedoch unter königlicher Krone, nach dem Inbalt der Privilegien seines Reichs, wenn er es nicht freiwillig thun will, zu reichen nicht verbunden ist. Auch soll der Pfalzgraf die Speise auftragen und der Herzog von Sachsen das Markschallamt verrichten, und folche

von Alters her gewöhnlich ist. Da ein römischer König, der zugleich Kurfürst war, sein Erbtum ruhen ließ, kam es, daß bei Krönungen römische Könige zu Kaisern, welche aus dem Hause Österreich und zugleich Weiberscher Böhmens waren, das Erbkönigthum lange gerührt hatte, als es im J. 1745 und 1764 ausgeübt ward, weil in beiden Fällen der Kaiserwähler nicht König von Böhmen war. Der Königin von Böhmen machte nach dem Tode Karl's VI. Kurfürsten die Ausrufung des Erbkönigs, weil eine Person weiblichen Geschlechts zur Verwaltung desselben nicht schick, streitig, und beauptete, daß sie es auch durch seinen Amtsdarwörter verwalten lassen dürfe. Zwar wurde im J. 1742 alles in suspensio gelassen, aber in den J. 1745 und 1764 ließ die Königin ihr Erbkönigthum durch den Erbkönigen verriichten. Böhmen selbst bediente sich gegen den Gebrauch der übrigen Erzämter und Kurfürstenthümer weder des Titels, noch des Wappens von seinem Erbkönigthum. Doch der Erbkönig that es von seinem Erbtum, und führte deswegen im Wappen einen goldenen Becher mit einem Deckel, und auf einem ungelörnten Helm ebenfalls einen goldenen Pokal. Als „Substitut“ oder „Untersgesetzer“ oder Stellvertreter in Abwesenheit des Erbkönigen kommt in den der goldenen Bulle angefügten Satzungen vom J. 1356 der „Vicepincerna de Limburg“, auch hies „Pincerna de Limburg“ genannt, vor. Bei hier Substitut und Vicesignat genannt wird, hieß später Erbkönig. Limburg suchte im J. 1621 bei dem Erbkönigen, dem Könige von Böhmen, die Belehnung zu spät. Doch waren die Grafen (früher die Herren) von Limburg in Schwaben Reichsgrafen“) bis ins J. 1714, wo sie ausstarben. Dem Grafen Wolf Dietrich zu Castell ertheilte Kaiser Leopold der 4. Jan. 1686 ein Decret), daß, wenn die Emperzeisen zu Limburg abgingen, er alsdann dem genannten Grafen oder seine männlichen Leibeserben, oder auch allenfalls der Tochter lebende männliche Descendenten, mit der Herrschaft Limburg, soviel von dem Kaiser und dem Reich zu Lehen rühre, sammt allen Zubehörungen“), insonderheit dem Erbkönigthum aufs Neue belehnen und darüber die gebörige Investitur ohne einige Difficultät ertheilen lassen wolle. Dennoch ward, als das Haus Limburg im J. 1714 erlosch, das Erbkönigthum den Grafen zu Castell nicht zu Theil, sondern Kaiser Karl VI. trug, als König und Kurfürst zu Böhmen und des heil. römischen Reichs Erbkönig, das von Ihro Majestät reichs-lehrntrügliche, durch Abkömmlingen Grafen Woltrath, Emperzeisen den Ehren von Limburg, letzteren dieses Namens und Geschlechts, ererbte, des heil. römischen Reichs Erbkönigthum dem Grafen Michael Johann von Altban und seinem ehelichen

5) Vgl. Rofer a. a. O. S. 341, 429, 458, 459. 7) Wie z. B. Graf Prosper von Sinsendorf im J. 1742 sein Erbamt veräußerte, haben wir im Art. Erz- und Erbämter beiläufig be-
merkt.

1) Von dem Erbschenkenamt handeln (*Pannwitz* oder *Pannewitz*)
*Disquisitio historica: de origine et progressu Archi-Pincernarum
 Bohemici in S. R. I. ac summis inde derivandis iuribus*
*(Velpsis 1731). Jordan (Joh. Christoph. de), De Archi-Pincerna-
 rum et connexione Regni Bohemiae cum Imperio Romano Germ.*
(Prag 1716, 4. Velpsis 1740, 4.) Witzburg (Friedr.), Von dem
Entstehung des böhmischen Erbschenkenamtes u. s. w. in seiner
Gesamm. vermisch. Anz. u. s. w. Nr. 3. S. 50 ff.

2) Was bewegen sich erwartete, f. in dem verfallenen Bericht wegen des Reichsgerichtsbeschlusses in H. R. v. Moser's kleinen Schriften, 4. B. G. 9 fa. 3) die archaischen Nachrichten von dem sibirischen Goldkennzeichen bei Denselben a. s. D. Bd. 9 fa. 4) Bei P. J. Reichard, S. 101, spec. Part. 1.

5) allenfalls solche in den alten kaiserlichen Erbküchen vorkommt und beschrieben stehen, auch von den vorigen Kaisern zu Tode getragen und erkannt werden.

männlichen Stamme wegen der dem Kaiser geleisteten Dienste auf und beehrte ihn wirklich damit den 19. Juni 1714¹⁾. „Einsichtig“ besteht der Kaiser an, die ihm als Erbschenken dieses Amtes wegen zustehenden, hin und wieder aber von Aus- und Inwendigen durch angemessene und besugte Eingriffe vielfältig gekränkten Erbschenkenrechte ordentlich zu untersuchen, um das davon abhängende Erbamt von nun an auf diese Weise in die wirkliche Gerechtsame, Ordnung und Bestit wider zu stellen, sowie solche dem königlich-kurböhmischen, des heil. römischen Reichs Erz- und Erbschenken nicht minder, als allen andern kurfürstlichen Erz- und Erbämtern gebühret und von Rechts- und guter Gewohnheit wegen zustehen solle oder möge. Nachdem die Untersuchung geschehen, beschließt und beschließt der Kaiser im Betreff des von ihm als König und Kurfürsten abhängenden Erz- und Erbschenkenamtes, daß der Graf Michael von Althan, sein und des heil. römischen Reichs Erbschenk, und dessen rechtmäßige Erben und Erbsenken in abkommenden Sprossen nach Kraft und Inhalt des ihm erteilten königlich-kurböhmischen Lehnbriefs, in allen jetzigen und künftigen Zeiten bei den römisch-königlichen und kaiserlichen Wahl- und Krönungs-, auch andern feierlichen und allen kaiserlichen Hof- und Thronbegnadigungen, sonderlich nach der in der goldenen Bulle Kaiser Karls IV. für Reichs-, Erz- und deren Erbämtern gemachten Ordnung in seinem Rang und Geblütsrängen allerdings zu lassen und zu handhaben, die demselben von andern Erz- oder Erb-, auch Hofämtern mit Abhebung und Aufhebung der kaiserlichen Krone ein und das andere Mal gelagter Massen theilich geschene oder andere Eingriffe aber zu seinem Nachtheile gereichen, vielmehr für Rechte oder einige Befugnisse gegen das Erz- und Erbschenkenamt, oder einige Verfürgung der königlich-kurfürstlich-böhmischen Vorrechte und Rechte gehalten werden sollen, noch können. Zweitens besteht der Kaiser, daß der Erbschenk bei den Thronsitzen und Belehnungen nächst bei dem kaiserlichen Obersten Hofmeister, nach den Ergänzungen des heil. römischen Reichs, als Verweser und anstatt des königlich-böhmischen Kurfürstenamtes, der erste anzusehen, und wenn andere Erbämter nichts Besondere dabei verrichten, auch er seines Orts nichts zu thun, sondern die kaiserlichen Ordinar-Hofstellen, wie Herkommen, das Ährige eben zu lassen, im Ubrigen aber den Theil der kaiserlichen Lebens-Gebühnisse, gleichwie andere Erb- und bei deren Abwesenheit deren Stellen vertretende Hofämter in allen Fällen zu genießen haben, und ihm aus dem Zarante der kaiserlichen Reichs-Hofkanzlei jedesmal unverweigerlich derauf folgt werden sollen, wie es nach Ordnung und Gewohnheit sein solle, der Kaiser auch demnach in seiner Bekörbe erinnern lasse. Drittens besteht der Kaiser an, daß das Erbschenkenamt in allen und jeden feierlichen kaiserlichen und andern Thron- und Hofbegnadigungen, insbesondere bei den Krönungen der römischen Kaiserinnen oder des römischen

Königs, sowie auch bei den Erbkönigungen²⁾ derselben, wobei sie oder ihre Nachkommen in kaiserlicher Bieder sein werden, jedesmal in seine Ehre und Würde, wie oben gemeldet, und wie andere Erz- oder Erbämter der Ordnung nach in dem Herkommen sich befinden, ebenmäßig und durchgehends zu setzen sei, weil, gleichwie in dergleichen Fällen, außer dem kaiserlichen Oberst-Hofmeisteramte, dem in allen solchen Fällen das hohe Ansehen seines kaiserlichen Hofmeisteramtes und das Ehrenreichen völligen Directorii durch den kaiserlichen Hofstab, den er in den Händen hat, ohnweigerlich gebühret, den Hof- oder Ordinar-Ämtern keine wirkliche Verrichtung oder Bedienung zustehen solle, also des heil. römischen Reichs Erbschenk, nach klarer Ausweisung der in den kaiserlichen Akten und sonst befindlichen Nachrichten ins künftige nicht nur in feierlichen kaiserlichen Krönungs-, Hof- und Lebensbegnadigungen, nämlich im Gehen und Stehen mit Reichs- und Hausknechten gezeigten Kaiser die Schleppe des kaiserlichen Mantels nachtragen, sondern auch die Krone in allen Fällen, wo des heil. römischen Reichs Kurfürsten nicht selbst sind und ihre Ämter oder Funktionen verrichten, allein aufsetzen und abnehmen, dem Kaiser auch, wie schon zu Zeiten des Kaisers Karl V. für das Erbschenkenamt entschieden, den Thron reichen solle. Im Betreff der Auf- und Abnahme der Krone solle der Erbschenkmeister sei von dem Erbschenken annehmen, und so fort seines Orts halten, wedwegen jener um so weniger Schwierigkeit zu machen habe, als er die Krone, welche laut der alten und jüngeren Protokolle des Obersten-Hofmeisteramtes, bald vom Oberst-Hofmeister allein, bald von diesem und dem Oberst-Kammerer zusammen, ein anderes Mal aber von diesem allein aufgesetzt und abgenommen, mithin wegen Abwesenheit eines römischen Reichs-Erbschenken seine rechte Ordnung gehalten oder geleht worden sei, von den ersgedenkten Hofämtern jedes Mal unbedenklich angenommen habe, daher auch mit dem gehörigen Erbamt noch weniger Bedenken tragen könne, da derselbe aus kaiserlichem eigemem Befehle darum auch ordentlich erinnert worden sei.

(Ferdinand Wächter.)

ERZ- UND ERBTRUCHSESSE des Reiches.

Der erste war der Ober-, der andere der Unteramt und Stellvertreter in des ersten Abwesenheit. Der Erztruchseß hieß Anfangs bloß des Reichs Truchseß, so im Sächsen- und Schwabenspiegel. Später z. B. ward das Sacri Romani Imperii Archidiaconi der lateinischen Urkunde von J. 1356 in der teutschen gegeben durch: „des H. Röm. Reichs Oberster Truchsesse“, wofür in andern teutschen Urkunden, z. B. in einer vom J. 1356: „des H. Röm. Reichs oberster Truchsesse“, und in einer vom J. 1353: „Oberster Truchsetztze“)

1) Römisch in Beziehung auf ihr königlichen Erblande.

2) Die altteutsche Form ist *truch-scho*, mittelhochdeutsch *truchseze*, wofür aber *truch-scho* auch *truch-scho* sich geschrieben hat. Im *Waldenburger* (Art. 57. *Gärner'sche* Art. 6. 433) heißt: „des reichs truchseze“ und im *Waldenburger* vom *Waldenburger* sich nähernden Gebr.: „des reichs truchseze“ (im *Waldenburger* d. z. *truchseze*); hierbei kommt man an das schwedische *Truchseze*.

6) Das kaiserl. Decret über die Gerechtsame des Erbschenkenamtes ist vom 11. Oct. 1714, und findet sich bei Joh. Jac. Moser, Von dem römischen Kaiser. S. 453—455.

ihn schlechthin einen Koch statt Küchenmeister nennen, und ihm Schuld geben, er habe den König Günther veranlassen wollen, sich persönlich mit Zubereitung einer Speise zu beschäftigen?). Das lächerliche, in welches das Küchenmeisteramt leichter als das Truchsessnamt gezogen werden konnte, mag wol der Grund sein, warum das erstere, welches doch an Wichtigkeit im Betreff auf den Einfluß der Gemüthe der Kaiser das letztere weit übertraf, sich im deutschen Reiche nicht zu einem Erbkamte erhob, sondern ein Unterkamt ward und unter dem Truchsessnamte stand, und die Verrichtungen desselben ausübte, nämlich die Schlüssel auf den Tisch des römischen Königs oder Kaisers trug, wenn der Erzktruchseß abwesend war. Die Benennung Reichserbktruchseß für Küchenmeister kam erst später auf. Nicht nur nach der goldenen Bulle war der von Rothenberg (Rottenburg) Küchenmeister. Auch Kaiser Maximilian I. sagt in der Urkunde vom J. 1494, daß die von Seidenstedt das Reichserbktruchsenmeisteramt von dem Kurfürsten von der Pfalz, als des heiligen römischen Reichs Erzktruchsess, zu Austerlilien empfangen haben. Den Truchsess Georg und Wilhelm, Grafen von Waldburg, deren Vorfahren das Erbktruchsessnamt bei den aufgehobenen Herzogen von Schwaben bekleidet und den Titel Truchseß in der Familie erblich gemacht hatten, ertheilte der Kurfürst von der Pfalz als Erzktruchseß im J. 1528 auf den Fall des Abgangs der damaligen Reichserbktruchsess von Seidenstedt die Anwartschaft auf das Reichserbktruchsessnamt. Nach erfolgtem Absterben derer von Seidenstedt erbieten die Grafen von Waldburg im J. 1594 die wirkliche Bezeichnung. Graf Christoph von Echter, ein Enkel des Geschlechtes der genannten Grafen, war der erste aus demselben, der das Reichserbktruchsessnamt ausübte, und auf dem Reichstage zu Regensburg dem Kaiser Rudolf II. bei einem feierlichen Akte den Reichsapfel vortrug. Dagegen das Erzktruchsessnamt von Pfalz auf

Bayern, von Bayern wieder auf Pfalz, und von Pfalz nochmals auf Bayern kam; so hat doch dieses keinen Einfluß auf die Reichserbktruchseß von Waldburg gehabt, und sie blieben jedesmal bei diesem Amte?). In der Familie herrschte Anfangs Streit über Ausübung dieses Amtes. Als der von dem Kaiser zum Kurfürsten erhobene Herzog Maximilian von Bayern im J. 1623 von dem Kaiser mit der Pfalz entzogenen Kur beilehen ward, erhob sich zwischen dem Grafen Wilhelm Heinrich aus der Linie von Echter und Jacob Karl aus der wiesseger Linie Zwist, indem beide die Verrichtung des Reichserbktruchsessnamtes in Anspruch nahmen, und der erstere sein höheres Alter, und der letztere das Vorrrecht seiner Linie geltend machte. Der Kaiser entschied damals den Streit auf diese Weise, daß er befohl, der eine sollte bei dem Hineingehen, der andere bei dem Herausgehen ohne Präjudiz beider das Amt verrichten. Endlich ward in diesem Streite von dem Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern der Spruch gefällt, daß, weil den Verdiensten Georg's von Walssegg die Familie das Reichserbktruchsessnamt zu verdanken habe, seine in tauglichem Alter stehenden Söhne in Ausübung des Erbkamtes den aus der schärer Linie Entspringenden vorgezogen werden sollten. Daher pflegte der Attele in der wiesseger Linie, unter welcher auch die seier Linie begriffen ward, bei Reichsfestlichkeiten die Amtsleistungen zu verrichten?).

(Ferdinand Wächter.)

7) Moser, Von dem römischen Kaiser. S. 446. 455. 8) Jac. Wih. Ambros Notitia S. Rom. Germ. Imper. Praeforum. Lib. VII. Cap. 18. De Comitibus Truchsessis a Waldburg. 4. Aug. S. 531—553. Über die früheren Reichserbktruchsess, bevor dieses Amt an die Grafen von Waldburg kam, nämlich besonders darüber, wie, als die Reichserbktruchseß von Rothenberg ausstarben, dieses Reichserbkamt an den Seidenstedt, eine Veranlassung derer von Seidenstedt, erlitten, s. Ludewig's Erklärung. der S. B. Köler in Histor. Genealog. Welfen, und besonders Karl Friedr. Schöppens's Entwurf von denen Land- und Erbktruchsenmeistern des Herzogthums Braunschweig (ohne Ort) 1742. 4.

6) er (Mann) hat in (den König Günther) lange unten been und inne kennel umbe dran.

Ende des siebenunddreißigsten Theiles der ersten Section.

56N

049599



